
Die Gesellschaft
Michael Georg Conrad, Arthur Seidl




Dei
Sub Numine
Viget



Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Jahrgang 1895.

Drittes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.





Alois Wohlmuth

Die Gesellschaft.



Juli 1895.

Inhalt:

Bildnis von Alois Wohlmuth.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



Mittsommer.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es war einmal . . . vor tausend Jahren oder ehegestern . . . Von breiter kühlbeschatteter Terrasse schaute ich ins mittägige Land hinaus, das weitgedehnt im Sonnenglanze vor mir lag, von ernsten träumenden Wäldern und den zartgeschwungenen Linien duftig blauer Bergzüge umgeben.

Gläserne Schwüle zitterte über der Flur. Gerade aufgereckt standen Halme und Gräser in ihrem steifen glänzenden Grün, und nur ihre Spitzen bogen sich leicht dem Westen zu, in Erinnerung an den kosenden Morgenwind; zwischen struppigen Weiden murmelte träge der Bach, und am Wegrande neigten sich müde die blauen Glockenblumen und blinzelten verschlafen die weißen Augen der Margriten, während auf der breiten scharfduftenden Dolde der Schafgarbe ein großer brauner Falter ruhte, dessen perlmutterbesetzte Flügel sich leise auf und nieder senkten.

Ringsum tiefes Schweigen. Nur hin und wieder, in ungewissen Absätzen, ließ sich das silberne Zirpen einer Grille vernehmen.

Dort, wo mitten in den Matten die überschlanke Pappel einsam aufragt ins Sonnengold, ruhten, das spärliche Schattenstückchen nützend, die braunen Gestalten der Schnitter, den Arm unter dem Haupte und den Hut über das Gesicht gedeckt. Weithin leuchteten ihre weißen Hemden. An der Böschung kauerten die Mädchen, eine neben die andere gereiht, mit hochgezogenen Knieen, auf die sich die bunten vornüber fallenden Kopftücher tief hinabneigten.

Frischwürzig duftete die niedergelegte Mahd . . . flimmernd stand der Glast über den Feldern . . . ängstlich zirpte die Grille . . .

Da kam die staubige Straße entlang, von Osten her, der Sonne folgend, auf reichgeschirrtem Pferde der Herr. Seine goldstrotzenden Gewänder blitzten und leuchteten in der Mittagsglut und warfen einen eigenartigen Schimmer über das Land. Sein Antlitz war bleich, sein Auge starr, und krampfhaft hielt er den schönverzierten Zaum des Pferdes. So näherte er sich langsam der einsamen Pappel.

Da wurden die Schnitter rege, dehnten sich und reckten sich und rieben sich den Schlaf aus den Augen. Mit dem nassen Stein begannen sie die Sensen zu wetzen, daß es weit hin schallte, und knirschend hieb die scharfe Schneide in die sinkenden Halme. Und auch die Mädchen erhoben sich, eine nach der andern, schüttelten ihre Röcke aus, zupften die Kopftücher zurecht, darunter die Augen hervorblitzten wie helle Flötentöne aus dunkler Hornbegleitung, und nahmen Rechen und Gabeln zur Hand.

Langsam kam der Herr näher; bedächtig setzte das Pferd einen Fuß vor den andern, und bei jedem Schritte nickte sein Kopf und blähten sich knisternd die seidenen lang herunterhängenden Schabracken. Der Staub wirbelte auf und bedeckte die Blumen am Wegesrand, die blauen Glockenblumen und die weißen Margriten, der braune Falter aber hob sich in die Lüfte und entflatterte im Ätherblau.

Von der anderen Seite des Weges, von Westen kommend, nahte ein junger Bursch in leichtem, armseligem Gewande. Munter schritt er einher, der Sonne entgegen, und von seiner Stirn perlte der Schweiß auf die gebräunte breite Brust. Doch das kümmerte ihn nicht, er sang eine lustige Weise und grüßte die Schnitter schon aus der Ferne mit lautem Juchzer, daß sie innehielten in ihrer Arbeit und seinen Gruß erwiderten, und daß die Mädchen, auf ihre Rechen gelehnt, warteten, bis er näher kam, und sie ihn unter ihren Kopftüchern hervor anlachen konnten. Der Herr aber blieb ernst und grämlich und war der einzige, der sich nicht freute.

An der einsam ragenden Pappel trafen sie zusammen, der Herr und der Bursch, und die Sonne stand hoch über ihnen, mitten am Himmel.

Und der Bursch grüßte den Herrn mit heller Stimme und bot ihm höflich die Zeit.

Der Herr aber hielt sein Pferd an, sah auf den Burschen herab und sprach zu ihm:

— Was treibst du dich nutzlos in der Welt herum und stiehlst dem Herrgott den Tag mit losen Liedern, die meine Leute stören bei ihrer Arbeit? Deine Lenden sind prall, deine Arme sind stark, deine Augen sind hell; auf! brauche deine Glieder zu rührigem Schaffen und schäme dich deiner Lumpen.

Der Bursche antwortete:

— Früh zog ich aus, der Sonne entgegen, mit starken Armen und hellen Augen, meine Kräfte zu brauchen zur Erntezeit. Doch nirgends durft' ich die Glieder rühren; denn die Ernte ist überall dein, des Herrn. — Laß mich dir dienen um Lohn. Gieb mir von den schweren Stoffen, die dich und dein Pferd bedecken, und die dir eine Last sind in des Tages Glut, zu Schuhen an meine Füße und zu einem Wams um meine Lenden, und ich will dir helfen bei deiner Ernte; gieb mir dein Roß, das sich mühsam unter dir dahinschleppt und dir kaum nütze ist mit seinem Schneckengange, mich wird es durch die Lande tragen mit Windeseile, und ich will mit Eifer deinen Willen ausrichten in den entlegensten Gegenden.

Da blickte der Herr traurig darein und sagte:

— So köstliches Schuhwerk paßt nicht an deine groben Füße, und ein goldgewirktes Wams ziemt sich nicht für deinen Leib, auch mein Roß ist nicht geschaffen für den Druck deiner Schenkel. Und wenn ich dir abgeben wollte von meiner Pracht, so würde diese selbst zerstückelt und zerstört und würde niemand zur Freude sein in ihrer Halbheit. Drum will ich die ganze Last schleppen, bis ans Ende.

Der Bursch sah sinnend zur Erde. Dann blickte er dem Herrn ins blasse Antlitz und that noch eine Frage:

— Und wenn du deine Ernte eingebracht, — darf ich dann säen?

— Um die Saat kümmere ich mich nicht, mein ist die Ernte. Doch mein ist auch der Acker und die weite Flur. Wo willst du säen? Kehre um; komm mit mir und führe den Zaum meines Pferdes, dann soll es dir an nichts mangeln; denn, siehe, die Sonne folgt mir nach.

Der Bursche aber schüttelte das Haupt.

— Laß mich weiter ziehn, Herr. Gehe du mit der alten Sonne, ich schreite dem neuen Tage entgegen.

Und sie reichten sich mit stummem Gruß die Hände und zogen jeder seines Weges.

Der Herr ritt langsam gen Westen mit der Sonne. Und die Sonne sank mählich, und die Schatten dehnten sich. Das Pferd schien zusammenzufallen im fahlen Abendlichte, und die kostbaren Decken schlotterten um ein Gerippe. Da streckte der Herr den dürren Knochenarm aus den Brokatgewändern hervor, und ein langer Schatten fiel über die Gegend, leicht gekrümmt, wie eine ungeheure Sense.

Der Bursch aber schritt weiter gen Osten, nicht mehr so stürmisch, nicht mehr so lebensfroh, aber kräftig ausholend. Mit betrübten Mienen schauten ihm die Mädchen nach, besonders eine hübsche Blonde, der das

rote Kopftuch in den Nacken gesunken, und die sich die Augen mit der flachen Hand beschattete, um den Wandersmann besser sehen zu können.

Am Wege nickten Glockenblumen und Margriten, der Falter wiegte sich im Abendrot, und von der klaren Himmelsluft hoben sich scharf die Umrisse der einsamen Pappel ab, bei der sich der Tod und das Leben die Hand gereicht hatten. Im Schutze ihres Stammes küßte ein Schnitter sein Mädchen.

Wahn und Wissenschaft.

Zur Abwehr eines ultramontanen Angriffs geschrieben von Kuno Faust.

(Ulm.)

1.

Als sich am 3. Mai 1895 der württembergische Landtag mit der bekannten „Umsturzvorlage" befaßte, da nahm der Abgeordnete Groeber im Namen der Ultramontanen das Wort und schloß seine Ausführungen mit dem Satze: „Wissenschaft und Kunst müssen sich schweigend unter das Gottesgebot und unter die Religion beugen." Diese Forderung rief natürlich den Widerspruch der freidenkenden Volksvertreter hervor; sie konnte jedoch im Drange des Augenblicks nicht ausführlich erörtert werden. Indem ich es unternehme, den Anspruch der unfehlbaren Kirche zu beleuchten und zu widerlegen, hoffe ich, im Namen von Tausenden zu sprechen.

Fragen wir die streitbaren Priester, mit welchem Rechte sie die Herrschaft über das Geistesleben der Völker verlangen, so berufen sie sich auf das Wort Gottes. Dieses ist, wie sie behaupten, in der Bibel, d. h. den heiligen Schriften der Juden und Christen, zu finden. Wir wenden uns daher an die Bibel. Wenn wir sie in deutscher Sprache lesen, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir eine Übersetzung aus dem Lateinischen vor uns haben. Die lateinisch geschriebene Bibel, die sogenannte Vulgata, beruht auf dem Griechischen; denn sämtliche Schriften des neuen Testamentes sind ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben, und das alte Testament, das hebräisch vorhanden war, wurde schon zur Zeit des Apostels Paulus in griechischer Sprache gelesen. Das Hebräische des alten Testamentes war damals den Juden nicht mehr verständlich. Sie benützten deshalb die griechische Übersetzung, die sogenannte Septuaginta, die zur Zeit des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, um 280 vor Christus,

in Alexandria begonnen und später zum Abschluß gebracht worden war. Der Name Septuaginta, d. h. 70, rührt von der Zahl der Übersetzer her, an deren Thätigkeit sich viele Sagen knüpfen. Man wollte, wie der Theologe Zittel sagt, die Septuaginta als eine „von Gott eingegebene" Übersetzung in gleichen Rang mit der Grundschrift stellen, wie es später das Tridentiner Konzil hinsichtlich der Vulgata gethan hat. „In der Wirklichkeit ist allerdings die alexandrinische Übersetzung der fünf Bücher Mosis ein sehr fleißiges Werk von gewissermaßen amtlichem Ursprung und durch vieler Mitwirkung festgestellt, während die Übersetzungen der anderen Bücher Privatarbeiten von sehr ungleichem Wert und zum Teil von auffallender Flüchtigkeit sind."

Daß auch die Bücher Mosis in der besten Übersetzung noch wenig deutlich und sicher vorhanden sind, läßt sich schon daraus erkennen, daß die hebräische Sprache verloren ging. Es blieb von ihr, wie der große Philosoph Spinoza, ein geborener Jude, darlegt, weder ein Wörterbuch, noch eine Grammatik oder Rhetorik erhalten. Über eine Unzahl von Worten, die sich in der Bibel finden, herrscht entweder tiefe Unwissenheit oder endloser Streit. Ebenso vermißt man alles, was sich auf den Bau der Sätze und auf die besondere Wortfügung des Hebräischen bezieht. Es ist deshalb in den meisten Fällen unmöglich, alle Bedeutungen zu entdecken, die dasselbe Wort nach dem Sprachgebrauche haben könnte, und selbst wenn ein Satz nur sehr bekannte Worte enthält, wird sein Sinn oft unbegriffen, oder doch wenigstens sehr dunkel bleiben. Dazu kommt, daß die Bücher, die nach Moses genannt wurden, auf mehrere Quellenschriften ganz deutlich zurückzuführen sind. Der älteste Teil der Mosesbücher besteht aus einem Geschichtenbuch der Israeliten, die weder mit den Hebräern, noch mit den Juden verwechselt werden dürfen. Die Hebräer, d. h. Jenseitige, kamen von jenseits des Jordans und wurden von den später eingewanderten Israeliten zu Bundesgenossen gemacht. Die Juden, die aus dem Stamme Jehuda oder Juda entstanden, traten erst zur Zeit Sauls in die Geschichte ein. Der Gott der Israeliten heißt El oder Elohim, wofür Luther die Übersetzung mit „Gott" nimmt. Der Gott der Juden aber heißt Jahu oder Jehova, was Luther mit „Herr" übersetzt. Die Schrift des Elohisten beginnt mit Abram, weiß also nichts von einer Weltschöpfung, und ist erst nach 750 vor Christus entstanden. Die Schrift des Jahvisten beginnt mit der Schöpfung des Menschen und zeigt babylonische Anklänge. Zu diesen beiden Quellenschriften, der sogenannten Elohim- und Jehova-Urkunde, kamen noch andere, wie alte Gesetzbücher, Lieder und Sprüche, und als die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, entstand eine Sammlung der heiligen Bücher, wobei so manches verändert wurde. Der Unterschied

von El und Jahu hörte auf. Der Zweck, den man verfolgte, war, zu zeigen, daß Israel das erste und von Anfang der Welt von Gott auserwählte Volk sei, und daß dieses den Priestern gehorchen müsse. Wir haben also in den fünf Büchern Mosis, wie sie uns aus den letzten Zeiten des Nehemia vorliegen, ein Werk der Priesterschaft, aber kein unfehlbares Wort Gottes zu erkennen.

2.

Das erste Buch Mosis beginnt mit der Schöpfung der Welt. Diese wird, wie aufgefundene Keilinschriften bezeugen, nach einer babylonischen Sage geschildert, die mindestens im Jahre 2000 vor Christus aufgezeichnet worden ist. Die Veränderungen, die von den jüdischen Gelehrten an dem alten Berichte vorgenommen wurden, sind leider keine Verbesserungen gewesen. Bei den Babyloniern wird nicht die Welt erschaffen, sondern deren Ordnung hergestellt. Sie haben nicht den Widerspruch erzählt, daß zuerst das Licht entsteht und später Sonne, Mond und Sterne, die Träger des Lichtes, geschaffen werden. Die Schlange, die in der biblischen Geschichte so wichtig ist, war bei den alten Babyloniern nichts als das Sinnbild der mütterlichen Gottheit, die im Wasser wohnend gedacht wurde, und die noch heute als Seeschlange in allen Zonen gesehen wird. Der Name Adam bedeutet einfach Mensch. Die Legende von Kain und Abel ist wahrscheinlich aus dem Kampfe zweier Volksstämme entstanden. Die Erzählung von der Sintflut, d. h. großen Flut, läßt erkennen, daß sie durch ein Ereignis am unteren Euphrat hervorgerufen worden ist. Von einer allgemeinen Flut auf Erden weiß die Forschung so wenig wie von der Möglichkeit, die vielen Tierarten des Festlandes in einem Schiffe zu retten. Lassen wir sogleich dem kindlichen Lallen des Wahnes gegenüber die ernste Sprache der Wissenschaft hören, so werden wir folgendes als natürliche Schöpfungsgeschichte vernehmen.

Im unendlichen Weltraum, den man Himmel nennt, bilden sich aus Nebelflecken, die nach den Forschungen der Astronomen nichts anderes als glühende Gase sind, Zusammenballungen, drehende Kugelgestalten, Ring- und Doppelsterne, die zu Sonnensystemen werden. Was von ihrem Centralkörper abgeschleudert worden ist, bewegt sich als Planeten und Monde um ihn herum. Der Fixstern, den wir Sonne heißen, hat außer der Erde noch sieben andere große Planeten und deren Monde nebst vielen kleinen Planeten. Dem Raume nach könnte man aus der Sonne eine Million und 400000 Erdkugeln machen. Die Entfernung der Sonne von der Erde ist so groß, daß sie von einem Schnellzug der Eisenbahn erst in 400 Jahren zurückgelegt werden könnte. Der Neptun, der äußerste Planet unseres Sonnensystems, ist so weit von dessen Mittelpunkt entfernt, daß ihn



ein Schnellzug erst in 12000 Jahren erreichen würde. Der Weltraum zwischen dem Neptun und dem nächsten Fixstern beträgt 4 Millionen Meilen. Um den Durchmesser dieses ganzen Sonnengebietes von einer Grenze bis zur andern zu durchfliegen, würde eine Kanonenkugel, die in jeder Sekunde 600 Fuß zurücklegt, 700000 Jahre brauchen. Rechnen wir nach der Geschwindigkeit des Lichts, das in einer Sekunde 42100 Meilen durcheilt, so finden wir, daß es 30 Jahre braucht, um von dem Polarstern zu uns zu gelangen. Mit den Fixsternen, die wir kennen, ist aber das Reich der Schöpfung nicht abgeschlossen. Unsere Fernrohre lassen trotz ihrer Unvollkommenheit immer neue Lichtschimmer erkennen, die auf Sonnen und andere Lichtquellen in fernen Welträumen zu schließen gestatten. Da giebt es keinen irdischen Maßstab mehr, da ist ein unendliches Werden und Vergehen, eine ewige Bewegung in einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Form. Überall ist Verwandlung, nirgendwo Vernichtung.

In dem ungeheuren Weltall ist unsere Erde nur ein Tropfen am Eimer, und wir kleinen Erdenwürmer streiten um den Buchstaben eines alten Schrifttums! Blicken wir doch lieber auf die Riesenzeichen der Natur! Die Versteinerungen, die wir in dem Erdboden finden, lehren uns, daß dieser sich allmählich gebildet hat. Die ältesten Schichten enthalten die niedrigsten Pflanzen- und Tierarten. In der Zeit, da sich aus großen Farnwäldern die Steinkohlenlager entwickelten, gab es außer Fischen auch einige Tiere des Festlandes, wie Amphibien, Insekten u. a. m. Darauf kam das Zeitalter, das wir Sekundärzeit nennen, und brachte die Nadelwälder und die Reptilien. Die tertiäre Gruppe der Erdschichten enthält schon Laubwälder und Säugetiere, und in der Quartärzeit erscheint der Mensch. Aus dieser Aufeinanderfolge der Pflanzen und Tiere können wir einen Stammbaum der Organismen bilden, der vom Urwesen im Wasser bis herauf zum Menschen führt. Die Verwandtschaft zwischen den Tieren und den Menschen ist unbestreitbar. Wer daran, daß der menschliche Geist sich allmählich aus der Seele der Tiere emporgerungen hat, Anstoß nimmt, der zeigt nur, daß ihm der weite Blick des Forschers fehlt. Bernhard Cotta sagt mit Recht, daß unsere tierischen Vorfahren uns sehr zur Ehre gereichen, und daß es noch besser ist, wenn wir ihnen zur Ehre gereichen. Haeckel, dessen Buch „Natürliche Schöpfungsgeschichte" die neue Weltanschauung begründen half, sagt unerschütterlich: „Die Entwicklungslehre erklärt den Ursprung des Menschen und den Lauf seiner historischen Entwicklung in der einzig natürlichen Weise." Darwin, der berühmte Engländer, ruft aus: „Daß der Mensch von einer weniger hoch organisierten Form abstammt, wird durch Thatsachen begründet, die nicht bestritten werden können."

3.

Kehren wir zur Bibel zurück, so wird uns hier sofort nach der Sündflut der Turm zu Babel vorgeführt und die schwere Frage, wie wohl die Sprachen entstanden sein mögen, ganz einfach und leicht mit dem Satze gelöst: „Der Herr verwirrte die damals noch einheitliche Sprache und zerstreute die Menschen in alle Länder." Dabei ist natürlich die Wissenschaft, die sich aufs Zweifeln verlegt, nicht beruhigt. Sie arbeitet beständig, die vielen Sprachsysteme der Welt zu studieren, und kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß die Sprachen allmählich entstanden sind. Max Müller, der große Sprachforscher, sagt: „Wir verlangen kein Dazwischentreten übernatürlicher Kräfte, auch kein Konklave aller Weltweisen, um die menschliche Rede, wie sie sich wirklich gestaltet hat, zu erklären. Die ersten natürlichen und instinktiven Sprachäußerungen können, wenn man die von verschiedenen Stämmen auf verschiedene Weise getroffene Auslese mit in Anschlag bringt, sowohl den ersten Ursprung, als die erste Divergenz der menschlichen Sprache ganz wohl erklären. Wir vermögen nicht bloß zu begreifen, wie die Sprache entstand, sondern auch, wie sich eine Sprache in viele auflösen mußte, und wir nehmen wahr, daß selbst die größte Mannigfaltigkeit in den materialen oder formalen Elementen der Sprache mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist."

Der englische Naturforscher G. J. Romanes hat „die geistige Entwicklung beim Menschen" in einem großen Buche behandelt, das auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Hier wird im Anschluß an sein früheres Werk, das die geistige Entwicklung im Tierreich bespricht, der Ursprung der menschlichen Befähigung erörtert. Die ersten Kapitel sind der Psychologie oder Seelenkunde gewidmet und zeigen, wie die Erkenntnisse und Begriffe ganz allmählich entstehen. Die folgenden Kapitel behandeln die Sprache. Der erste große Erfolg der vergleichenden Sprachforschung bestand darin, über allen Zweifel festzustellen, daß die Sprache, wie wir sie heute kennen, das Ergebnis einer allmählichen Entwicklung ist. Von der hochentwickelten und geselliglebenden Affenart, wie sie Darwin beschreibt, ausgehend, können wir uns denken, daß jene Tiere gewohnt waren, ihre Stimme frei und ungehindert zum Ausdruck ihrer Gemütsbewegungen zu gebrauchen und zwar durch Äußerungen von Warnungszeichen und Singen. Möglicherweise war das Tier auch schon hinreichend intelligent, um einige nachahmende Laute nach Willkür von sich zu geben. Sicher mußte seine Erkenntnis früher oder später weit genug vorgeschritten sein, um mit der eines etwa zweijährigen Kindes in Vergleich zu kommen. Das will sagen, obwohl das Tier noch nicht soweit gekommen war, artikulierte Zeichen zu gebrauchen, mußte es in der konventionellen Anwendung von Zeichen natür-

lichen Ursprungs in Ton oder Gebärde genügend weit vorgeschritten sein, um seine rezeptiven Ideen in den Grenzen der gewöhnlichen tierischen Bedürfnisse oder auch der einfachsten Formen zusammenwirkender Thätigkeit auszutauschen. Sodann ist es wahrscheinlich, daß die durch jenen Fortschritt in der Zeichengebung veranlaßte Weiterentwicklung seiner erkennenden Intelligenz zu einer Vervollkommnung der ersteren führte und beide gegenseitig auf einander einwirkten, bis sich allmählich die Ton- und Gebärdensprache zur Stufe einer unvollkommnen Pantomime erhob, wie bei Kindern, ehe sie anfangen, Worte zu gebrauchen. Auf dieser Stufe oder schon früher müssen die Vokale in der Tonsprache aufgetreten sein, vielleicht auch schon einige Konsonanten. Wir können dies nicht nur aus dem Beispiel bei einem Kinde, sondern auch daraus schließen, daß ein „singendes“ Tier, das seine Stimme zum Zwecke der Zeichengebung gebraucht, fast mit Notwendigkeit auch Vokallaute und möglicherweise auch einige Konsonanten gebrauchen muß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese wichtige Stufe der Sprachentwicklung zum großen Teil von der schon bestehenden Gewohnheit, musikalische Töne zu artikulieren, unterstützt wurde. Aber noch lange nach diesem ersten rohen Anfang von artikulierter Sprache fuhr die Ton- und Gebärdensprache fort, das Hauptmittel zur gegenseitigen Verständigung zu sein. Das nun vor unserer Einbildungskraft stehende halbmenschliche Geschöpf würde uns jedenfalls als ein wunderbarer Kunstverständiger hinsichtlich der Herstellung von bezeichnenden Lauten und Bewegungen, und zwar der Zahl wie der Mannigfaltigkeit nach, überrascht haben; wahrscheinlich hätten wir aber den bereits in der Entwicklung begriffenen Keim der Artikulation noch kaum bemerkt. —

In dieser Weise bemüht sich die Wissenschaft, den Ursprung der Sprache zu erklären. Und doch verlangt der Wahn, der nicht forscht, sondern nur glaubt, daß man sich schweigend unter ihn beuge!

4.

Nach der gewaltigen Einleitung über den Anfang der Welt und der Kultur beginnt die Bibel mit der Erzählung von Abram und den andern Erzvätern des jüdischen Volkes. Dabei fällt uns sogleich auf, daß Abram unbedenklich die Wahrheit verleugnet, indem er seine Frau als seine Schwester ausgiebt. Das veranlaßt den gelehrten Professor Dr. Jul. Fürst, einen frommen Juden, zu sagen: „Offenbar eine volksgeschichtliche Thatsache in etwas sagenhafter Form, nicht eine rein persönliche Geschichte des Urahns Abram wird uns hier berichtet. Was gewönnen wir auch, wollten wir aus religiöser Skrupulosität das Erzählte im buchstäblichen Sinne nehmen? Etwa die Thatsache, daß die Stammmutter Sarai schön war? Oder eine

Schilderung der ägyptischen Sitte, jedes schöne Weib, wenn sie nicht verheiratet war, dem Harem des Königs zuzuführen? Das erzählen uns von orientalischen Fürsten die Reisenden noch heute. Erscheint uns aber denn wirklich der Urahn im schönsten sittlichen Lichte, wenn er, anstatt ein Bild der Wahrhaftigkeit zu sein, nur durch ein Wunder vor gänzlicher Entwürdigung gerettet wird, oder wenn er, anstatt gegen die Wegnahme und Entehrung seiner Frau Einspruch zu thun, Geschenke für die vermeintliche Schwester annimmt? Wenn nicht der Sinn für geschichtliche Wahrheit, so sollt es gerade der religiöse Sinn sein, was uns befehlshaberisch zwingt, in den Geschichten der Patriarchen die Geschichte des Hebräervolkes der patriarchalischen Zeit in mythische Form gekleidet zu erblicken."

Diese Worte eines jüdischen Gelehrten sind so vernünftig, daß sie auch bei den Christen beachtet werden sollten. Die berühmten Erzväter des sogenannten auserwählten Volkes gehören der Sage, der Dichtung an und verdienen durchaus nicht, noch heute in allen Schulen besprochen zu werden. Der Name Abram bedeutet „Vater der Höhe" und weist auf die Verehrung eines Ahnen hin. Er ist erst spät in die heiligen Schriften gekommen. Daß ihm der Gott Jahu das Land Kanaan verheißt, war natürlich den Juden sehr wichtig. Durch die Beziehungen Abrams zu Lot erfahren wir auch die unsaubere Geschichte von den Töchtern Lots, worauf wir beim Forschen in der „heiligen Schrift" gern verzichtet hätten. Bei der Opferung Isaaks wird Gott immer Elohim genannt. Daraus erkennen wir das hohe Alter der Erzählung. Die Berichte über Jakob und seine Kinder geben Anlaß zu vielen Bedenken. Die geschlechtlichen Vorgänge sind mit einer Offenheit erörtert, über die man jetzt erschrickt. Die Reden im Traum von der Himmelsleiter bezeugen, daß der Gott Jahu erst spät zur Anerkennung gelangte. Die Geschichte Josephs läßt eine auffallende Unkenntnis der ägyptischen Verhältnisse ersehen. Die sieben Hungerjahre sind im Nillande rein unmöglich. Über den Leichenzug, den Jakob erhalten haben soll, läßt sich im Ernste gar nicht reden, u. dgl. m. Mit dem zweiten Buche Mosis tritt uns der Mann entgegen, den die Juden als Gesetzgeber feiern. In seiner Legende finden wir sofort die Anklänge an Babylon. Das Ziegelstreichen war in dem flachen Mesopotamien nötig; in Ägypten baute man mit Quadersteinen. Die Aussetzung Mosis im Schilfkästchen ist eine babylonische Sage, die auf alten Keilschrift-Denkmälern gefunden wurde. Moses oder Mosche, d. h. Herr, ist eben eine mythische Person, die erst nach der babylonischen Gefangenschaft entstanden ist. Was über den Auszug aus Ägypten erzählt wird, grenzt ans Fabelhafte. Die Landschaften am Nil hätten ein Hirtenvolk von drei Millionen überhaupt nicht ernähren können. Daß aber eine solche Volksmenge, die 600000 waffen-

fähige Männer hat, vierzig Jahre in der Wüste herumzieht und kleinen Völkern ausweicht, ist ganz unglaublich. Mit der Moseslegende wurde zum Überfluß noch die Figur eines Hohenpriesters Aaron verknüpft, und doch hat man bis zu Esras Zeiten keine Hohenpriester der Juden gekannt. Was von der Gesetzgebung auf Sinai gesagt wird, ist nach dem großen Werke von Professor Stade „nichts als eine Sage". Die gerühmten zehn Gebote finden sich auch bei andern Völkern und zwar noch durch wertvolle vermehrt. Daß z. B. die alten Ägypter auch das Verbot der Trunkenheit hatten, sollte bei uns sehr beachtet werden. Die Strafgesetze der Juden sind roh, sie sagen: Auge um Auge, Bein um Bein. Das Weib, das die Ehe bricht, hat das Leben verwirkt. Jede Braut, die sich mit Unrecht für eine Jungfrau giebt, wird gesteinigt. Dieselbe Strafe erfolgt wegen Abgötterei u. s. w. Ich beneide niemand, der alle Kapitel der fünf Bücher Mosis mit dem Glauben an göttliche Eingebung liest. Die ausführlichen Gesetze über Brandopfer, Speis-, Dank-, Sünd- und Schuldopfer, über den Unterschied der reinen und unreinen Tiere u. a. m. haben keinen Wert für uns. Sollen wir auch vom Esel Bileams reden? Es wird nicht nötig sein. Aber dem greulichen System des Fluchens ist noch ein Wort zu widmen. Man wird ganz traurig, wenn man liest: „Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker. Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes" u. s. f. Was die Gesetze Mosis über die Frauen bringen, kann aus Gründen des Anstandes nicht besprochen werden. Da jedoch das weibliche Geschlecht überall den Priestern zugethan ist, so raten wir ihm, einmal zu lesen, was Moses von den Frauen hält. Wir sagen nur noch: Das Benehmen gegen die Frauenwelt ist der Gradmesser für die Bildung eines Volkes. Wie niedrig müssen uns daher die alten Juden erscheinen, deren sogenannte heilige Bücher noch heute maßgebend für uns sein sollen!

5.

Das Buch Josua, das die Juden schon zu den Propheten rechnen, wird von einem gelehrten Schriftsteller*) in höchst abfälliger Weise beurteilt. Er sagt: „Das Buch ist das Nonplusultra der jüdischen Geschichtsfälschung und mit Ausnahme seiner geographischen Angaben fast wertlos." Da wir dem Manne der Wissenschaft mehr glauben, als dem Verehrer des Wahnes, so haben wir keinen Grund, die Ausführungen des Buches Josua im einzelnen zu verfolgen. Wir überlassen es auch den Frommen, „den Stillstand der Sonne im Thale von Gibeon" zu erklären. Das Buch der Richter enthält geschichtliche Thatsachen und ist für die Kenntnis der jüdischen Zustände sehr wertvoll. Als Offenbarung Gottes betrachtet, erscheint

*) Vergl. „Die Bibel", im Magazin für Volkslitteratur in Berlin erschienen.

es freilich für uns in einem anderen Lichte. Die weiblichen Gestalten Jael und Debora stehen uns so fern wie Simson und andere Helden. Das Buch Ruth wird von den Juden ganz richtig zu jenen Schriften gerechnet, die minder wichtig sind. Es ist kein geschichtliches Werk, sondern eine Novelle. Die Bücher Samuelis sind so schlecht erhalten, daß sie nur mit größter Vorsicht benützt werden sollten. Die Geschichte Davids, die besondere Beachtung erheischt, läßt den berühmten König und Stammvater des Messias durchaus nicht als Vorbild erscheinen. Die Erzählung von der Totenbeschwörerin, die den Geist Samuels ruft, ist für die Kultur der Juden sehr bezeichnend. Dieses Volk, das sich besser dünkte, als die anderen, besaß denselben Geisterglauben, den wir überall finden. Die folgenden Geschichtsbücher der Juden zeigen uns, daß diese außer dem Gotte Jahu noch andere Götter verehrten, besonders Baal und Astor, den Sonnen- und Mondgott. Zwischen den Priestern des Jahu und denen des Baal entbrannte ein heftiger Kampf. Unter Esra und Nehemia wurde die Alleinherrschaft Jahus begründet.

Das Buch Hiob führt uns in eine Zeit, da die Juden schon mit dem Griechentum bekannt waren, und zeigt einen Gottesbegriff, der in vieler Beziehung neu erscheint. Gott regiert die Welt durch geistige Mächte, „die Söhne Gottes“, zu denen auch Satan gehört, der später als Widersacher betrachtet wird. Das große Gedicht, dessen Verfasser unbekannt ist, behandelt die schwere Frage von der göttlichen Gerechtigkeit. Der Psalter ist eine Sammlung gottesdienstlicher Gesänge, die nur nach David genannt sind, und zeigt durch die häufigen Anspielungen auf den Messias, daß er nach der Verbannung der Juden entstanden ist. Die Schriften Salomos sind nicht von dem berühmten König verfaßt, enthalten aber große Lebensweisheit.

Die prophetischen Bücher haben verschiedenen Wert. Von der Geschichte Jonas braucht man unter naturwissenschaftlich gebildeten Leuten gar nicht zu reden. Das Buch Daniels ist die erste Apokalypse, an die sich die Offenbarung Johannis würdig anschließt. Hesekiel ist der Begründer der Gesetzes-Schriftstellerei und Talmudweisheit, der Schöpfer der überschwenglichen Bilderrede. Jesaias und Jeremias, die größten Propheten, lebten zu einer Zeit, in der niemand an einen Erlöser dachte, wie ihn die Christen feiern. „Von einem stellvertretenden Leiden und Sterben des Messias wußte die altsynagogale Theologie nichts. Soweit Jesaias Kapitel 53 überhaupt auf den Messias gedeutet wurde, fand man hierin nur die Fürbitte desselben für sein sündiges Volk ausgesagt, die ihm um seiner Gerechtigkeit willen von Gott gewährt werde, höchstens auch noch ein Prüfungsleiden, dessen er für sich selbst zur eigenen sittlichen Vollendung und

verdienstlichen Bewährung, auch wohl zur Abbüßung eigener Unvollkommenheit bedürfe. Denn nicht als völlig fündlos dachte man sich den Messias, sondern nur von hervorragender Gerechtigkeit. Seine Würde, zum Erlöser seines Volkes zu werden, soll er sich durch Erkenntnis des Gesetzes und durch Wohltätigkeit gegen Arme und Elende verdienen." Diese Worte eines hervorragenden Theologen entheben uns der Pflicht, die prophetischen Bücher weiter zu besprechen.

Die noch übrigen Schriften des alten Testamentes werden von den Juden und von vielen Christen als minderwichtige betrachtet und bedürfen deshalb keiner näheren Erläuterung. Wir sehen aus allen Büchern, die den alttestamentlichen Teil der Bibel ausmachen, daß der Gottesbegriff der Juden höchst einseitig war. Es handelt sich dabei stets um einen Stammesegoismus, um die Religion einer nationalen Ausschließlichkeit. Von einer allgemeinen Menschenliebe weiß das jüdische Gesetz nichts. Der erwartete Messias sollte nur das auserwählte Volk befreien und erhöhen. Der Gedanke an eine Unsterblichkeit lag den Juden ferne.

6.

Die Schriften des neuen Testamentes lassen sich mehr zusammengefaßt und systematisch behandeln. Nach dem Vorgang des Theologen Zittel*) betrachten wir zuerst die Briefe des Apostels Paulus, weil sie anerkanntermaßen am frühesten entstanden sind. Dabei müssen wir leider sofort erklären, daß die Kritik die meisten Paulusbriefe als gefälscht bezeichnet. Nur die Briefe an die Römer und an die Korinther können mit einiger Sicherheit auf Paulus zurückgeführt werden.

Das Lehrgebäude, das er hier aufführt, läßt sich in folgenden Sätzen bezeichnen: „Der Sohn des höchsten Gottes ist als Mensch auf Erden erschienen, hat sich freiwillig als Opfer dargebracht für die Sünden der Menschen und ist den blutigen Opfertod gestorben. Durch dieses Opfer, das Gott angenommen hat, ist ein für allemal die Entsühnung des Menschen erfolgt und ist derselbe von nun an keinem irgendwie gearteten Gott oder Dämon eine Gabe mehr schuldig, sofern er sich an dieser allgemeinen Entsühnung Anteil verschafft. Diesen erwirbt er, indem er glaubt, daß jener Sohn das Opfer für alle Sühn- und Sündenschuld der Menschheit gewesen ist. Nur dieser Glaube und gewisse Formeln können an dem neugeöffneten Heilswege Anteil gewähren." Als den Erlöser bezeichnete Paulus den gekreuzigten Jesus, den er Christus, d. h. Gesalbter wie Messias, nannte. Er verkündigte die Auferstehung Jesu als Beweis für

*) Die Entstehung der Bibel, bei Reclam erschienen, 40 Pfg.

unsere Erlösung und verlangte neben der Taufe das Bundesmahl, bei dem der Wein das Blut Jesu bedeutet. Einen sittlichen Lebenswandel betrachtete er als Zeichen der Rechtfertigung. Der Inbegriff aller Moral ist ihm die gegenseitige Liebe, die er im Korintherbriefe aufs höchste feiert.

Neben den Schriften des Apostels Paulus treten die anderen Lehrbücher des neuen Testamentes weit zurück, und nur die Evangelien, die das Leben Jesu schildern, verdienen hier noch ins Auge gefaßt zu werden. Wir sehen dabei von den Wundergeschichten ab, die auch bei anderen Religionsstiftern und besonders bei Buddha erscheinen, der lange vor Jesus lebte und noch heute die zahlreichsten Verehrer hat. Wir wollen vielmehr aus den Evangelien erfahren, was Jesus glaubte und lehrte. Er nannte Gott den Vater, der im Himmel thront. Die Juden stehen ihm näher als die Heiden. Seine Jünger haben die Vollmacht, Teufel auszutreiben und Kranke zu heilen. Er glaubt, daß aus ihm durch einen unschuldig erlittenen Tod der übernatürliche „Sohn eines Menschen“ des Propheten Daniel, d. h. der Messias in seiner Macht und Herrlichkeit, werden könne. Er nennt sich sanftmütig und demütig und erklärt andererseits: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Auf die Frage, was man thun müsse, um in das Reich Gottes zu gelangen, antwortet Jesus gleich den Schriftgelehrten und Pharisäern, daß man das Gesetz Mosis zu befolgen habe. Und doch erlaubt er seinen Jüngern, in manchen Fällen das Gesetz außer acht zu lassen. Solche Widersprüche kommen öfters vor und machen uns bedenklich, wenn wir vom reinen, klaren Wort Gottes hören. Wir werden um so mehr berechtigt sein, alles zu prüfen, als Jesus keinen einzigen, von seiner Hand geschriebenen Buchstaben, noch irgend eine Mahnung an seine Jünger hinterlassen hat, seine Lehren oder seine Geschichte aufzuzeichnen.

Wenn die christliche Kirche behauptet, daß die Bücher, die in der Bibel enthalten sind, vom heiligen Geist Gottes eingegeben wurden, so ist darauf zu erwidern, daß über die Echtheit der einzelnen biblischen Schriften durchaus keine Übereinstimmung besteht. Auch werden sie so verschieden ausgelegt, daß sich alle möglichen Sekten auf die Bibel berufen. Der sicherste Beweis für die Berechtigung, die „heilige Schrift“ mit Vorsicht zu gebrauchen, ist aber jedenfalls darin zu finden, daß die römisch-katholische Kirche zu verschiedenen Zeiten das Lesen der Bibel verboten hat. Wenn wir somit in dieser keine lautere und unfehlbare Quelle des göttlichen Wortes erblicken dürfen, wohin sollen wir uns dann wenden? Kann die christliche Gemeinschaft, die sich in Kirchen und Sekten aufgelöst hat, den Anspruch erheben, daß ihre Machtsprüche von der Wissenschaft ergeben und schweigend hingenommen werden?

7.

Wenn ein Anhänger der römisch-katholischen Kirche im Namen der Religion gegen die Wissenschaft auftritt, so läßt er sich durch den Hinweis auf die verschiedene Auslegung der Bibel als des göttlichen Wortes noch nicht besiegen. Er beruft sich vielmehr auf das unfehlbare Papsttum, das u. a. behauptet: „So Einer sagt, die Unfehlbarkeit der Kirche beschränke sich nur auf das, was in der göttlichen Offenbarung enthalten ist, und erstreckte sich nicht auf andere Wahrheiten, die notwendig erforderlich sind, auf daß der Schatz der Offenbarung vollständig erhalten werde — der sei verflucht. So Einer sagt, jene Unduldsamkeit, mit der die katholische Kirche alle von ihrer Gemeinschaft geschiedenen religiösen Sekten ächtet und verdammt, sei durch das göttliche Recht nicht vorgeschrieben, oder, über die Wahrheit der Religion können nur Meinungen, nicht aber Gewißheit herrschen und deswegen seien alle religiösen Sekten von der Kirche zu dulden — der sei verflucht."

Um diese und andere Behauptungen zu widerlegen, müssen wir die Kirchengeschichte zu Rate ziehen. Papst Innocenz VIII. erließ am 5. Dezember 1484 eine Bulle, welche die Lehre von den Hexen billigte und dabei erklärte, daß diese mit dem Teufel Unzucht trieben, Menschen in Tiere verwandelten u. dgl. m. Die Folge davon war, daß die Hexenprozesse in ungeheurer Zahl aufkamen und Tausende zum martervollsten Tode brachten. Ein einziger Ketzerrichter, Benedikt Carpzow (1650), konnte sich schon rühmen, 20000 Todesurteile gegen Hexen, darunter Kinder mit zehn bis zwölf Jahren, gefällt zu haben. In Würzburg wurde 1617 im Dom von der Kanzel herab verkündigt, daß im Bistum in Jahresfrist über 300 Hexen verbrannt wurden. Im Fürstbistum Bamberg wurden unter einem einzigen Bischofe 600 Hexen hingerichtet. Bei Wolfenbüttel waren die Brandpfähle der Hexen so zahlreich, daß sie wie ein Wald erschienen. Wenn endlich der Hexenglaube schwand, so war dies nur der Wissenschaft zu verdanken, aber nicht dem unfehlbaren Papsttum.

Urban VIII. (1644) erließ eine Bulle, in der alle Ketzer in den Abgrund der Hölle verflucht wurden. Clemens XIV., eine Ausnahme unter den Päpsten, hob die genannte Bulle auf, aber Pius VII. setzte sie wieder in Kraft. Welcher von diesen Päpsten hat Anspruch auf Unfehlbarkeit?

Clemens XIV. verfügte am 21. Juli 1773, daß der Orden der Jesuiten als gemeinschädlich und gegen das Christentum verstoßend für immer abgeschafft werde. Dagegen stellte Pius VII. am 4. August 1814 den Jesuitenorden wieder her und zwar in Anbetracht der demselben eigenen Gelehrsamkeit, Sittlichkeit und Religiosität! Dazu vergleiche man das Urteil, das Harnack, ein ruhig denkender Forscher, über die Jesuiten fällt. Er sagt:

„Dieser Orden hat mit Hilfe des Probabilismus*) fast alle Todsünden in läßliche Sünden umgewandelt. Er hat fort und fort Anweisungen gegeben, im Schmutz zu wühlen, die Gewissen zu verwirren und im Beichtstuhl Sünde durch Sünde zu tilgen. Die umfangreichen ethischen Handbücher der Jesuiten sind zum Teil Monstra von Scheußlichkeit und Fundgruben zur Entdeckung entsetzlicher Sünden und schmutziger Gewohnheiten, deren Beschreibung und Behandlung einen Schrei des Entsetzens hervorruft." —

Wie ist es möglich, daß Pius IX. im Jahre 1854 die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der „Mutter Gottes" Maria als Glaubenssatz der katholischen Kirche verkündigte, während frühere Päpste sich entschieden geweigert hatten, dieses Dogma aufzustellen?

War die Kirche unfehlbar, als sie Galilei zwang, die Lehre von der Bewegung der Erde zu widerrufen?

So könnten wir fortfahren, und aus der Geschichte zeigen, daß das Papsttum keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit hat. Da jedoch mit Leuten, die sich für unfehlbar halten, überhaupt nicht zu streiten ist, so sagen wir nichts weiter als dies: Im Namen des gesunden Menschenverstandes muß jeder, der eine Unfehlbarkeit beansprucht oder verteidigt, aufs heftigste bekämpft und aufs tiefste bedauert werden.

8.

So lange die Kirche die Geister beherrschte und die freie Wissenschaft verhinderte, sich auszubreiten und wirksam zu zeigen, so lange waren die Kulturzustände sehr beklagenswert. Man lese z. B. was Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., über eine Reise berichtete, die er im Jahre 1430 nach den britischen Inseln unternahm. Die Häuser der Landbewohner bestanden aus übereinandergelegten Steinen, die nicht durch Mörtel zusammengehalten wurden. Als Dächer dienten Rasenstücke, und eine steife Rindshaut vertrat die Stelle der Thür. Man sah auch Hütten von Rohr, mit Lehm überzogen, und Behausungen, die bloß aus durchflochtenen Pfählen bestanden, man sah jedoch keine Schornsteine, die den Rauch des brennenden Torfs herausgelassen hätten. Die Nahrung der Menschen bildeten grobe vegetabilische Produkte. An manchen Orten war Brot unbekannt. Die Zahl der Krankheiten war erschreckend groß.

Als um 1500 die Herrschaft der Kirche schon ein Jahrtausend gewährt hatte, waren selbst in den Städten noch die traurigsten Verhältnisse zu finden. London und Paris hatten hölzerne Häuser, die mit Lehm bekleidet waren und der Fenster entbehrten. Der Boden der Zimmer war selten von Holz. Kamine gab es nicht. Der Rauch des schlecht unterhaltenen

*) Wonach eine Handlung für gerechtfertigt gilt, sobald sich dafür irgend ein Wahrscheinlichkeitsgrund auffinden läßt.

Feuers entschlüpfte durch ein Loch im Dache. An Abzugseinrichtungen dachte man nicht; Unrat und Abfälle wurden einfach vor die Thüre geworfen. Das Bett wurde gewöhnlich durch einen Strohsack vertreten. Die Kleidung bestand meist aus Leder. Die Unreinlichkeit war überall zu erkennen.

Um Krankheiten abzuwehren, hing man in den Kirchen Gebete auf, kümmerte sich aber nicht um sanitäre Maßregeln. Auf allen Straßen stieß man auf Pilger, die zu Kapellen zogen, wo man wunderbare Heilungen erwartete. Man rechnet, daß in jener Zeit ein Todesfall auf 23 Lebende kam, während das Verhältnis jetzt wie 1 zu 40 ist. Der Aberglaube hatte eine furchtbare Höhe erreicht. Als im Jahre 1456 der Halley'sche Komet kam, war die allgemeine Angst so groß, daß der Papst einschritt und den Himmel um Vertreibung des Unglücksboten anflehte.

Wo der Statthalter Christi persönlich regierte, waren die öffentlichen Zustände nicht besser, als anderwärts. Der Kirchenstaat blieb sogar bis zu seinem Untergang ein tiefstehendes Land. Sechs Zehntel des Grundbesitzes gehörten geistlichen Körperschaften, drei Zehntel römischen Fürsten. Die Bodenkultur verschlechterte sich fortwährend. Die Gegenden, deren üppige Fruchtbarkeit einst von den römischen Dichtern gepriesen wurde, zeigten sich öde und ungesund. Von Handel und Industrie war wenig zu sehen. Die Rechtspflege ließ alles zu wünschen übrig. Die Räuber hatten eine solche Macht, daß sie nicht bloß einzelne plünderten und mordeten, sondern ganze Dörfer und Städte brandschatzten. Das Volk war überall von Spionen überwacht, die jede freie Meinungsäußerung auffingen und anzeigten. Als endlich die weltliche Herrschaft der Päpste zusammenbrach, wurde dies von den Römern mit Jubel begrüßt. —

Daß die Kultur in vielen Ländern einen ungeahnten Aufschwung nahm, verdanken wir nicht der Religion, sondern der Wissenschaft. Die Männer des Glaubens kümmerten sich um gute und böse Geister, um den Rock Jesu, die Zähne des heiligen Christoph, die Knochen der Kinder von Bethlehem u. dergl. m. Sie stritten um Fragen wie folgende: Welche Sprachen reden die Engel? Wie hat Maria geboren? Was würde aus einer Maus, die eine geweihte Hostie verschlänge? u. s. f. Die Vertreter der Wissenschaft aber förderten die Natur- und Erdkunde und eröffneten uns überhaupt die reichsten Schaffensgebiete. Sie machten Entdeckungen und Erfindungen, die das ganze Leben umgestalteten. Man denke an die Physik und Chemie mit ihren staunenswerten Leistungen, an die Medizin, die Astronomie, die Forschungsreisen, an die Geologie und Ethnographie ꝛc. Man berücksichtige im einzelnen die Entdeckung des Blutkreislaufes, die Erfindung des Thermometers, die Dampfmaschinen, die Lehre von Ebbe und Flut, die Kettenbrücken, die Blitzableiter, die Chronometer, die Aufschließung

der neuen Welten in Amerika und Australien, die Vervollkommnung des Buchdrucks, die Entdeckung des Sauerstoffs, die Riesenfernrohre, die Spinnmaschinen, die Webstühle der Fabriken, die Gasbeleuchtung, die Stahlschreibfedern, die Nähmaschinen, die elektrischen Telegraphen, das elektrische Licht, den Augenspiegel, die Spektralanalyse (die uns die fernsten Weltkörper untersuchen läßt), die Photographie, das Telephon, das Mikroskop u. s. f. Wer das alles bedenkt, der wird nicht verlangen, daß sich die Wissenschaft unter den Wahn beuge, der wird vielmehr mit dem großen Dichter bekennen, daß Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft ist.

9.

Wenn man die Vertreter der Religion in die gebührenden Schranken verweist, dann schreien sie gewöhnlich: Die Moral ist gefährdet. Wir sehen aber, daß in den Ländern, wo die freiesten Anschauungen bestehen, mehr Sittlichkeit und Menschenwürde zu finden ist, als in den frömmsten Gebieten. Im ketzerischen England kommt eine Mordthat auf 178000 Einwohner, im ehemaligen Kirchenstaat aber auf 750. Die unehelichen Geburten verhalten sich zu den ehelichen in England wie 1 zu 23,4, im päpstlichen Gebiet aber wie 2,6 zu 1, d. h. also im Reiche des heiligen Vaters überwiegen die unehelichen Geburten die von England um das sechzigfache. Daß selbst die obersten Priester nicht immer moralisch handeln, ist aus der Geschichte der Päpste mit Grauen zu erkennen. Vom Papste Johann XII. (955—963) sagt ein Geschichtsforscher: „Der Schandthaten dieses Papstes sind so viele und mannigfaltige, daß auf nähere Angaben verzichtet werden kann.“ Den Papst Bonifaz VII., der 985 erschlagen wurde, nannte Arnulf von Orleans auf der Synode zu Reims (992) ein entsetzliches Scheusal, das an Verworfenheit alle Sterbliche übertroffen habe. Leo IX. (1049 bis 1054) geriet mit dem Patriarchen von Konstantinopel wegen der Frage, ob beim Abendmahl gesäuerte oder ungesäuerte Brote zu verwenden, in so heftigen Streit, daß er eine Kirchenspaltung bewirkte. Das Verhalten des Papstes Gregor VII. gegen den Kaiser Heinrich IV. zu Canossa 1077 wurde selbst von den eifrigsten Anhängern der Kirche als „unmenschliche Grausamkeit und Tyrannei“ bezeichnet. Der Papst Urban II. (1088—1099) scheute sich nicht, Heinrichs IV. ältesten Sohn Konrad zum Abfall von seinem Vater zu bewegen. Innocenz III. (1198—1216) veranlaßte den Kreuzzug gegen die Albigenser, wobei Tausende von unschuldigen Menschen verbrannt oder erschlagen wurden. Gregor IX. (1227—1241) ließ nicht bloß Ketzer, sondern auch sogenannte Hexen verfolgen. Seitdem loderten die Scheiterhaufen in allen Ländern zum Himmel hinauf! Als 1309 die päpstliche Residenz nach Avignon verlegt wurde, war dort „der Zusammenbruch aller

Schamhaftigkeit" zu sehen. Auf dem Konzil in Konstanz, das 1414 zusammentrat, fand der Papst Johann XXIII. die allgemeinste Verurteilung. Von seinen Schandthaten, die unter 70 Anklagepunkte gebracht wurden, kamen aus Schonung für die Zuhörer nur 50 zur Verlesung, darunter: Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Sodomie, Simonie, Räuberei und Mord. Über das Lasterleben des Papstes Alexander VI. (1492—1503) sind ganze Bücher geschrieben worden. Von seinem Tode sagt Guicciardini, ein berühmter Staatsmann und Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts: „So starb an eigenem Gift jenes Untier, das durch maßlosen Ehrgeiz, schändliche Untreue, entsetzliche Grausamkeit, ungeheuerliche Wollust, nie erhörten Geiz und durch rücksichtslosen Handel mit geweihten und profanen Dingen den gesamten Erdkreis vergiftet hatte."

Ich habe nicht Lust, so fortzufahren. Ich will nur noch erwähnen, daß das Papsttum niemals, auch heute nicht, aufgehört hat, die Andersgläubigen zu verfolgen und zu verfluchen. Wenn das zur Religion gehört, dann sind mir die Buddhisten, die nichts von Gott wissen, viel angenehmere Menschen, weil sie eine Moral zeigen, die höchst duldsam ist und sogar die Tierwelt umfaßt. Die 400 Millionen Chinesen und Japaner, die nach unseren Begriffen ohne Religion sind, haben ein ausgezeichnetes Familienleben, eine feste Staatsordnung und eine uralte Kultur. Es ist also im größten Maßstabe bewiesen, daß die Moral ganz unabhängig von der Religion ist.

Wenn man der Wissenschaft vorwirft, daß sie den Menschen aus tierischen Anfängen heraus entstehen läßt, so vergißt man, daß sie ihn auch an seine Würde mahnt und mit dem Dichter verlangt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen." Die Wissenschaft giebt dem Menschen die edelsten Antriebe und hat deshalb nicht nötig, sich unter die Religion zu beugen, deren Geschichte von Blut und Jammer trieft.

Über die **Kunst** zu sprechen und sie gleich der Wissenschaft gegen die Angriffe des Wahns zu verteidigen, das überlasse ich andern. Wer übrigens die freien Studien von **Pfau** gelesen hat, der weiß genügend, welche Stellung die Kunst zur Religion einnimmt.

Ich schließe mit den Worten: Wissenschaft und Kunst sind die höchsten Ruhmestitel der Menschheit. Sie haben mit der Religion, die auf der Furcht vor einer geglaubten Geisterwelt beruht, so wenig zu thun, wie die Moral, das Recht u. a. Wer verlangt, daß Wissenschaft und Kunst sich schweigend unter die Religion beugen, der versündigt sich an den teuersten Errungenschaften der menschheitlichen Entwickelung, der mißbraucht das Gefühl, das uns mit dem Unendlichen verbindet.

Alois Wohlmuth.

Von Momus.

(München.)

Es war im Herbste 1886. Der Kampf um die neue Dichtung war an der Spree wie an der Isar gleich mächtig entbrannt. Jung-Deutschland trat in die Offensive und fand in der wenige Jahre zuvor gegründeten „Gesellschaft" einen Sammelplatz und in dem Herausgeber dieser Zeitschrift, dem wurzel-stämmigen Franken Dr. M. G. Conrad, einen modernen St. Georg, einen Schirmherrn und Bannerträger. Es war ein frischer, fröhlicher Kampf damals, es gab noch Muskelkraft und rote, blühende Wangen, Gesundheit und herzkräftigen Humor. Die Bewegung umfaßte am Anfange allerdings nur einen kleinen Kreis, doch die Wellen, die sie warf, sie drangen schon bis zu der chinesischen Mauer, hinter der sich das Philisterium verschanzt hatte. Die Bühnen und vor allem die Hofbühnen blieben vorerst noch unberührt davon. Die Münchener Hofbühne stand zu jener Zeit unter der Leitung des Freiherrn von Perfall, eines feingebildeten Kavaliers mit ernstem künstlerischen Wollen. Dieses künstlerische Wollen verstieg sich sogar bis zu der Kühnheit, den Münchnern Ibsens „Nora" vorzuführen, nachdem schon vorher des nordischen Dichters „Stützen der Gesellschaft" in Scene gegangen war. Mehr durfte Freiherr von Perfall nicht wagen. Das Münchener Hofschauspiel besaß zu jener Zeit einige hervorragende Kräfte, unter denen in erster Linie die erste „Nora" Deutschlands, Frau Ramlo, Herr Häußer, der unübertreffliche „Falstaff", und Professor Ernst Possart standen. Das waren die einzigen, die sich nicht im Rahmen der Schablonen-Kunst bewegten, deren Leistungen den Stempel einer künstlerischen Individualität trugen. Da trat im September 1886 Possart, damals Direktor des Hofschauspiels, einen zweijährigen Urlaub an. Er hatte das Virtuosentum noch nicht überwunden, er ging, um nicht wieder zu kommen. Wer sollte ihn ersetzen? Eine schwierige Frage. Eines Tages meldeten die Zeitungen einen Herrn Alois Wohlmuth vom Hoftheater in Weimar als Gast. Wohlmuth? Der Name war nicht ganz unbekannt. Man hatte hie und da von dem geistvollen Charakterspieler gelesen. Man wußte sogar, daß Sarah Bernhardt ihn an Coquelin empfohlen hatte — aber der Mann kam von Weimar, von der Stätte der versteinerten klassischen Traditionen, wo man die Jamben so erschrecklich schön sprach und die Stellung der Schauspieler, der Harmonie wegen, auf der Bühne

mit Kreidestrichen eingezeichnet wurde. Puh! Doch Wohlmuth kam, trat als „Tartuffe“ auf und hatte beim Publikum wie bei der Presse einen ungewöhnlichen Erfolg. Dieser Erfolg steigerte sich von Rolle zu Rolle, und noch vor Ablauf des Probe-Gastspiels wurde Wohlmuth für die königliche Hofbühne als erster Charakterspieler engagiert. Das Publikum erkannte instinktiv, daß Wohlmuth in seinen Rollen doch ganz anders war, wie Possart; er sang z. B. den „Nathan“ nicht, sondern er sprach ihn und zwar einfach und mit dem vollsten Herzenstone, er brauchte keine Mätzchen und wußte doch mit den einfachsten Mitteln zu packen und zu rühren. Was aber das Publikum nicht erkannte, das fanden die Jungen: nämlich, daß dieser neue Charakterspieler einer der ersten Schauspieler war, der das Kunstprinzip realistischer, d. h. unbedingt lebenswahrer Darstellung auf der Bühne zu Ehren brachte. Also auch ein Vorkämpfer der neuen Richtung.*) ..... Von diesem ersten Auftreten Wohlmuths datiert meine Bekanntschaft mit dem geistvollen Künstler ....

Seine Bühnenlaufbahn hat Wohlmuth in einem Werkchen voll köstlichen Humors, auf das wir später zurückkommen werden, selbst beschrieben. Eine echte Komödianten-Laufbahn, eine lange Kette von Enttäuschungen und verlorenen Idealen, ein Hungerleben voll Sorge und Not, und dann plötzlich die glückliche Wendung und mit ihr das Aufsteigen von Stufe zu Stufe auf der schwankenden Ruhmes- und Ehrenleiter.

Wohlmuth ist ein geborener Österreicher; mit fünfzehn Jahren entlief er seinen Eltern, um bei verschiedenen „Schmieren“ die Mark Brandenburg unsicher zu machen. An den Füßen selten ein Paar ganze Sohlen, im Herzen aber das hohe heilige Ideal der Kunst, den Traum von Erfolg, Lorbeer und Ruhm.

Als er später an den Hofbühnen in Meiningen und Schwerin engagiert war, benützte er seine Ferien regelmäßig zu einem Ausfluge nach München, dessen künstlerische Bedeutung den Vielseitigen mächtig anzog. Wilhelm Kaulbach, welcher sich für den jugendlichen Schauspieler ungemein interessierte, forderte ihn wiederholt auf, in dem Hörsaal der Akademie der bildenden Künste deklamatorische Vorträge zu halten, die das aus den hervorragendsten Künstlern Isar-Athens bestehende Auditorium mächtig hinrissen. Kaulbach und der besonders begeisterte Direktor Karl von Piloty, der Wohlmuths Vorträge als „ergreifend, gewaltig und sehr geistvoll“ bezeichnete, fanden damals schon den jungen Schauspieler für würdig, durch ihren Stift verewigt zu werden.

*) Man verstehe mich nicht falsch, große Schauspieler, wahre Menschendarsteller hat es stets gegeben, lange schon bevor das Schlagwort „Realismus“ ausgegeben wurde. Aber sie bildeten Ausnahmen, wie heute noch.

Die Saison 1880/81 brachte Wohlmuth am Thaliatheater in New-York zu, wo er mit großem Erfolg das Charakterfach vertrat. War er ja sogar imstande, in zwei Molière'schen Rollen die Bewunderung der Deutschenhasserin Sarah Bernhardt zu erregen. Sie schrieb über Wohlmuth, der damals beabsichtigte, nach Paris zu gehen, an Coquelin: „Ich empfehle Ihnen Herrn Wohlmuth; er ist ein höchst beachtenswertes Talent, ein Schauspieler von großen dramatischen Fähigkeiten." Im Sommer des Jahres 1881 spielte Wohlmuth, während Lewinsky in München gastierte, als Ehrengast am Wiener Burgtheater mit außergewöhnlichem Erfolg. Die Generalintendanz fühlte sich sogar bewogen, dem Künstler in amtlicher Zuschrift für seine „Meisterleistungen, die Kritik und Publikum gleichmäßig enthusiasmierten", zu danken. Schon vorher hatte Ludwig Speidel über einen deklamatorischen Vortrag, den Wohlmuth im Atelier Makarts gehalten, geschrieben: „Ein geborener Schauspieler, gewohnt, sein Empfinden und Anschauen unmittelbar in Aktion umzusetzen, mochte er sich als Vorleser, als Deklamator wohl etwas beengt fühlen. Wer dem Schauspieler die Hand bindet, der bindet ihm auch die Seele, und gebt ihr ihm auch die Arme frei, so hemmt ihr noch immer seine freie geistige Bewegung. — Sein volles Genüge, freilich noch mit halbgebundenem Leibe, schafft er sich im Vortrag der Shakespeare'schen Scenen. Da begründete er sein wahres Element und warf sich hinein bis über die Schultern. Geist und Phantasie, die sich vorher schon ankündigten, treten nun unverkennbar in ihr Recht. Eine Scene zwischen Hamlet und Polonius war nun zum Greifen lebendig vor der Einbildungskraft; ein lebhafteres Bild von Polonius, wie er trippelt und horcht und zur Unzeit ebenso weise als falsche Ratschläge giebt, ist uns selbst von der Bühne nicht entgegengekommen."

Der Erfolg dieses Gastspiels bewog Direktor Jauner, den Künstler für das damals unter seiner Leitung stehende Ringtheater zu gewinnen. Nachdem dieses von der schrecklichen Brandkatastrophe betroffen wurde, war es Alois Wohlmuth, der mit zwei andern Mitgliedern der so schwer heimgesuchten Bühne mit dem Amte betraut wurde, die eingelaufenen Spenden in Empfang zu nehmen und unter dem Personal zur Verteilung zu bringen, eine Wahl, die gewiß auch für den Charakter unseres Künstlers das ehrenvollste Zeugnis bietet. Von Wien aus wurde Wohlmuth an das großherzogliche Hoftheater in Weimar berufen, an welchem er drei Jahre hindurch als erster Charakterdarsteller wirkte. Besonders nennenswert ist im Hinblick auf sein dortiges Wirken seine Darstellung des „Mephistopheles" in Goethes „Faust", der Tragödie erster und zweiter Teil, welcher nach der bekannten Devrient'schen Bearbeitung dort zum erstenmale zur Aufführung gelangte.

Von den größeren Rollen, die Wohlmuth in München während der letzten Jahre spielte, sind noch zu erwähnen: „Jago", „Shylok", „Marinelli", „Vansen", „Martial" (Ferréol), „Adam" (Zerbrochene Krug) u. s. f. Wohlmuth ist nicht nur ein vorzüglicher Interpret Shakespeare'scher Figuren, er ist auch gleich groß in der Verkörperung der unsterblichen Typen Molières. Sein „Tartuffe" steht dem Coquelins mindestens gleich; eine Meisterleistung ist auch sein „Harpagon". Ein sehr bezeichnendes Urteil gab die „Neue freie Presse" mit Bezug auf Wohlmuths „Richard III.": „In ihm lebt ein starker Instinkt, das spezifische Talent des Schauspielers, die imaginierte Welt des Dichters nachzuempfinden. Vermöge dieser ursprünglichen Begabung wird er kaum jemals in der Gestaltung seiner Rolle von dem gegebenen Urbild abweichen und immer originell bleiben, ohne je einmal danach zu haschen. Während er durch einen feinen, stimmungsvollen Humor eine beherrschende Überlegenheit behauptet, reißt ihn sein elementarer Drang unwiderstehlich in den Wirbel der Leidenschaft. Auch auf ihn scheint uns Schillers Wort anwendbar: Er ist der Geist, der sich den Körper schafft." Bezeichnend für den Charakterdarsteller Wohlmuth ist es wohl auch, daß Meister wie Wilhelm von Kaulbach, Gabriel Max und neuerdings Fritz v. Uhde sich angeregt fühlten, einzelne seiner Gestalten durch ihren Stift festzuhalten. Wenn Eines die Gestaltungskraft dieses Künstlers in Fesseln legen kann, so ist es eine gewisse Sprödigkeit des Organs, welches sich dem Empfindungsausdruck nicht immer vollkommen anzuschmiegen vermag. Doch diesen Mangel teilt unser Künstler mit Schauspielergrößen wie Dessoir, Seydlmann, Lewinsky, Booth u. a., denen man darum nicht den Ruhm verkürzt, in ihrer Kunst das Höchste erreicht zu haben. Wo ein großes Talent, eine eigen geartete Natur, wo echt künstlerisches Temperament sich kundgeben, da werden wir doch die Sprache, in der sie sich offenbaren, nicht auf die Klangfarbe und Klangstärke der Stimme, sondern auf ihren Empfindungsgehalt, ihr Ausdrucksvermögen prüfen. Während der letzten Zeit hat Wohlmuth an der Münchener Hofbühne oft eine unverdiente Zurücksetzung erfahren, eine Zurücksetzung, die im eigensten Interesse des Münchener Schauspiel-Ensembles nur zu bedauern war. Es steht jedoch zu hoffen, daß in der neuen Aera diese wertvolle Kraft eine wirksamere Bethätigung findet.

Und nun zu Wohlmuth, dem Schriftsteller, dem Poeten. 1878 debutierte er mit den „Streifzügen eines deutschen Komödianten", denen von zwei „Berühmten" die besten Empfehlungen mit auf den Weg gegeben wurden: E. Hanslick schrieb die Vorrede, Grützner schmückte das Buch mit reizenden Illustrationen. Das Buch, das bereits in dritter Auflage vorliegt, besitzt keinen eigentlichen litterarischen Wert, ist aber im flotten Feuilleton=

stil geschrieben und verrät Geist und Witz auf jeder Seite. Eine Frucht des amerikanischen Gastspieles waren zwei Bände: „New-Yorker Kunst- und Straßenbilder“ und „Reisemomente und Erinnerungen“, die von scharfer Menschen- und Naturbeobachtung zeugen. 1890 erschien eine Sammlung autobiographischer Skizzen unter dem Titel „Ungeschminkt“, in künstlerischer Beziehung ein kleines Prachtwerk, da Meister wie Stuck, F. v. Kaulbach, Defregger, Gabriel Max Zeichnungen beigesteuert haben. Die Sammlung zeigt die Vorzüge des Verfassers der „Komödianten-Fahrten“ im verstärkten Maße.

Wohlmuths nächstes Werk, eine Buschiade unter dem Titel „Hans Schreier, der große Mime“ mit Illustrationen von Stuck, erschien anonym. Wahrscheinlich fürchtete der Verfasser den Zorn seiner Herren Kollegen, denn diese Buschiade ist eine köstliche Satire auf das Strebertum, das auf den Brettern, welche, wie bekannt, die Welt bedeuten sollen, ebenso üppig blüht, wie auf dem glatten Parkett der Ministersalons. 1891 erschienen die „Ferienträume“, ein schmales Bändchen, aber doch so manche bändestarke Kraftleistung mancher Allzumodernen aufwiegend. Eine groteske Fantasie hat diese „Ferienträume“ geboren und ihr Autor zeigt sich zugleich als ein formgewandter Poet. Nur stört an einzelnen Stellen dieses prächtigen Buches eine allzustarke Anlehnung an Heine. Dazwischen hinein hat Wohlmuth ein Lustspiel „Streber“ geschrieben, ein Lustspiel, dem unbegreiflicher Weise trotz seiner unzweifelhaften Bühnenwirksamkeit die Pforten der deutschen Theater bis jetzt verschlossen blieben. Auch das originelle Textbuch zu der Millöcker'schen Operette „Der Feldprediger“ stammt zum Teile aus Wohlmuths Feder. In letzter Zeit brachten die „Fliegenden Blätter“ und andere illustrierte Journale kleinere lyrische und satirische Gedichte.

In diesem Jahre hat uns Wohlmuth zum erstenmale mit einem größeren Werke beschenkt: „Benedikt Brömel. Eine Lebensgeschichte.“ Es ist ein autobiographischer Roman, nur erweitert, ein Stück Wahrheit und Dichtung.

Das Buch ist modern und doch wieder nicht modern, d. h. es wird in den beiden feindlichen Lagern, bei den Alten wie bei den Jungen, freundlich aufgenommen werden.

In der Komposition zwar noch sprunghaft, packt es durch die Schilderung der Charaktere, insbesondere des Helden. Es blickt uns aus dem Buche an, wie aus großen, treuen Augen, in denen sich die Geschichte einer Menschenseele spiegelt. Ganz vorzüglich weiß Wohlmuth das Milieu zu schildern und „Benedikt Brömel“ ist vielleicht, was das Lokalkolorit betrifft, der beste der bis jetzt geschriebenen Münchener Romane. Nach diesem Buche dürfen wir von dem Schriftsteller Wohlmuth noch Bedeutendes erwarten.

Und Wohlmuth der Mensch? Er gehört zu den seltenen Exemplaren mit den goldenen Herzen, die im Beglücken anderer ihr höchstes Glück finden. Bezeichnend für den Mimen Wohlmuth ist, daß er sich seit acht Jahren nur einmal photographieren ließ, für einen Bühnenkünstler gewiß der Gipfel der — Bescheidenheit.



Unser Dichteralbum.

Traum und Leben.

In Lunden, einem kleinen Nest,
Saß ich als junger Bursche fest.
Man schickte mich direkt aus Wien
Zur Universität dorthin:
Ich sollte nun mit Fleiß studieren,
Wie sie den Zucker raffinieren.
Doch ich studierte nach wie vor
In Lunden Hamlet und Franz Moor.
Selbst unter Rüben — sah mein Vater —
Vergißt man nicht das Burgtheater.
Was ich an Mimen, Dichtern fand,
Das klebte ich an meine Wand.
Die Thür der Kammer schloß ich zu
Und ließ dem Shakespeare keine Ruh;
Und brüllte los, als wär's bestellt,
Beim Rübengraben auf dem Feld.
Die Leute sahen blöde d'rein
Und dachten: Muß der jetzt so schrei'n?
Im Winter lud ich manches Mal
Mir den und den vom Personal.
Ich wurde dreist und immer dreister
Und lud zuletzt den „Zuckermeister":
Der mußte meinen „Marc Anton"
Nun prüfen, oder „Harpagon".
Jedoch der Chef — er schwärmte mehr
Für Syrup, als für den Molière —
Erfuhr zu meinem Mißgeschick,
Wie ich die ehrbare Fabrik
Schon längst dramatisch inficiert
Und sprach, moralisch indigniert:
„Hör' ich von solcher Profanie
Noch einmal, so entlaß ich Sie!" —
Entlassung! Welch ein köstlich Wort!
Denn ach, von diesem — süßen Ort
Mich auf französische Art zu drücken,
Dacht ich schon häufig mit Entzücken;
Doch die Courage fehlte eben,
Und immer wieder blieb ich kleben. —
Kurzum, war auch der Chef empört,
Mich hat es weiter nicht gestört.
Am Abend heizte ich mir ein,
Verschloß die Thür, nahm roten Wein
Und Zimmt und Nelken, kochte mir
Daraus ein Götter-Elixir:
Dazu mein „Faust" — wie stolz war ich
Auf Wolfgang Goethe und auf mich!
Ich las, agierte, trank dazu
Und dachte nicht an Schlaf und Ruh'.
Um Mitternacht noch war ich heiter,
Dann nickte ich — — und spielte weiter.....
Vor einem Mimen spielte ich,
Der fand mich außerordentlich,

Empfahl mich glänzend also gleich
Für eine Stadt im deutschen Reich:
Hier spielte ich mit großem Glück
Den Intriguant in manchem Stück.
Darauf mit Schwert und Ritterkragen
Saß ich auf einem Leiterwagen,
Daneben Held und Regisseur,
Kulissen, Diva und Souffleur.
Die „Muntere“ aber liebte ich,
Zwar sehr geheim, doch fürchterlich.
Ich lag der Kleinen, Zuckersüßen
Im Stroh des Wagens stumm zu Füßen;
Wenn sie mich „dummer Junge“ hieß,
So schwebte ich im Paradies.
Wir gaukelten auf Wirtshausbühnen,
In Gärten, Scheunen, Schloß-Ruinen.
Da einstmals kam ein großer Brief,
Der mich nach Bückeburg berief.
Ich spielte, wurde engagiert
Und bald vom Herzog dekoriert.
Ich stieg und stieg, gastierte viel
Und kriegte Orden für mein Spiel;
Die deckten mir zur größten Freude
Bald Herz und Milz und Eingeweide.
Mein Ruhm durchdrang die ganze Welt,
Wie Heu verdiente ich das Geld;
Und täglich schrieben die Journale:
Ich sei von Garrick ein Rivale.
Ein Ruf kam nach dem andern an;
Man riß sich um den großen Mann.
Jedoch der Große that vor allen
Dem Burgtheater den Gefallen.
Ich spielte herrlich, mit Bravour,
Die Lorbeerkränze flogen nur.
Ein Kritiker bemerkte zwar:
„Die Auffassung des Hamlet war
Nicht ganz nach unserem Sinn.“ — Kameel!
Schrie ich, den spiel' ich ohne Fehl'!
„Bei alledem“, schrieb jener weiter,
„Ist er ein Künstler, wie kein Zweiter“;
Worauf ich lächelnd sagte: Sieh,
's ist doch ein kritisches Genie! —
Ich ward, wie sich's von selbst versteht,
Bald Burgschauspieler mit Dekret.
Tragierend mit der Heroine
Entdeckte ich in ihrer Miene
Ein Etwas, das mir längst bekannt,
Das ich schon einstmals reizend fand —
Ja, ja, nun fing es an zu tagen:
Die „Muntere“ war's vom Leiterwagen!
Der „dumme Junge“ war nun „Star“;
Bald nannte man uns „Künstler-Paar“. —
Dann kam die Jubiläumsfeier:
Diplome, Reden, Vivatschreier.
Dann kam der Tod als Schlußeffekt:
Mit Blumen ward ich zugedeckt.
Die Blätter brachten unterm Strich
Viel Nekrologe über mich.
Und als man mich hinausgeführt,
War alles, Klein und Groß, gerührt.
Es wimmelte in dichten Massen,
Laternen brannten in den Gassen,
Vom Burgtheater hing herab
Die schwarze Fahne. An dem Grab
Sprach ein Kollege mit Emphase:
Er donnerte so manche Phrase
Mit einer Stimm' von solcher Macht,
Daß ich aus meinem Traum erwacht'........
Wie? Was? Ich steck' noch in der Kammer
Der Zuckerhöhle? O, der Jammer! — —
Ich sann — — dann sprang ich auf und war
Entschlossen plötzlich ganz und gar.
Es ist noch Nacht, eh' sie erwachen
Schnell eingepackt die Sieben-Sachen!
Ich nahm die Dichter von der Wand,
Ging durch — und wurde Komödiant.

In der Kirche.

(Aus „Ferien-Träume“.)

Sehr erwärmend für die Seele
Ist der Glaube, und im Sommer,
Wenn es heiß ist, wieder kühlend;
Denn man flüchtet in den Dom.

Auf ein plüschbezog'nes Stühlchen
Setzte ich mich; es war gotisch
Und von Gläub'gen alter Zeiten
Hübsch und mal'risch abgewetzt.

Kleine Mädchen, weiß gekleidet,
Strömten plötzlich in die Kirche:
Lose, windgefegte Blätter
Weißer duft'ger Sommerblüten.

Unbekannt war mir der Anlaß;
Doch sie öffneten die Mäulchen.
Und sie krähten unverständlich,
Krähten: Lieben, Glauben, Hoffen.

Rührend, ganz unendlich rührend
Ist die Stimme kleiner Mädchen,
Wie das Blöken eines Lammes,
Das des Schlächters Schnitt nicht ahnt.

Arme Schlachtopfer des Lebens,
Künft'ge Leiden noch nicht ahnend,
Noch nicht ahnend den frivolen
Mechanismus alles Lebens.

Achi sie waren wunderniedlich,
So wie Uhde's kleine Engel,
Die in seiner „Heil'gen Nacht"
Durch das Dach zum Heiland klettern.

Was auf unsrem Erdenrunde
Gäb's, das ihnen wär' vergleichbar,
Das so reizend ist, als uns're
Zukünftigen Schwiegermütter.

In den letzten Bänken saßen
Sogenannte „Kirchenmäuse",
Alte Weiber, die das Beten
Lebenslang als Sport betreiben.

Ihre Seele gleicht dem Weine,
Der im Glase abgestanden;
Etwas ausgeraucht wird sie,
Mein' ich, einst die Wand'rung machen.

Die Versuche, meine schweren,
Müden Lider nicht zu schließen,
Scheiterten; pagodenartig
Nickte auch mein Kopf und sank — — —

Ha, wie drollig! Kuh und Ochse
An der Krippe wollen Futter.
Muh! Die weißen Dirnlein bringen
Gras dem frommen Rindviehpaar.

Und die Taube mit dem Ölzweig
Flattert durch die got'schen Räume
Und beschmutzt aus Überzeugung
Judas mit dem Silbergeld.

Es ergreift die Flucht der Esel
Aus dem Bild „Flucht nach Egypten",
Und der heil'ge Joseph rennt,
Was er kann, dem Esel nach.

Die drei heil'gen Könige aber
Packen ihre Siebensachen,
Ihre Gaben und verschwinden
Wieder in ihr Morgenland.

Und der Bär des Saint Ursanne
Tanzt auf seinen Hinterfüßen,
Eine prima ballerina,
Mit Ursanne ein pas de deux.

Sancta Magdalena aber
War des Büßens überdrüssig,
Und den heiligen Antonius
Bringt sie leider fast ins Wanken.

Aus dem Bade springt Susannah,
Und weil ihr die Juden folgen,
Flüchtet sie zu Sankt Sebastian,
Der sie schützt mit nacktem Leibe.

Sankt Georgens garst'ger Drache
Wird mobil, wird groß und größer,
Nimmt Reißaus, verschluckt die Orgel
Und sein Bauch wird musikalisch.

Seine Eingeweide brausen.
Eine kolossale Kolik,
Sehr melodisch (Bach'sche Fugen),
Aber schmerzlich, wühlt in ihm.

Seine edlen Drachenzüge
Werden lächerlich und komisch.
Aber Georg auf dem Schimmel
Sprengt dem Patienten nach.

Und mit einem Lanzenstiche
Heilt er ihn von seinem Leibweh.
Schwarzes Blut in dicken Strömen
Füllt sogleich die Kirchenräume.

Sintflutartig schwillt und schwillt es,
Hoch und höher gleich den Fluten,
Welche Goethes Zauberlehrling
In Verzweiflung bannen möchte.

Alle Heiligen der Kirche
Treiben in der dunklen Lache,
Auch die Patriarchen nehmen
Das entsetzlich heiße Schwimmbad.

Und die gotischen Gestalten,
Bestien, aus Stein gemeißelt,
Kriegen Leben, springen brüllend
In den heißen Pfuhl kopfüber.

Weh, sie haben eine Stimme,
Mächtig wie die Clara Ziegler,
Und sie schreien ungeheuer,
So wie Weiber, die gebären.

Und die Orgel braust noch immer,
So wie rasende Orkane,
Wie der Hekla, der Vesuv,
Wenn sie Üblichkeiten haben.

Weh, auch die Posaunenengel
Pusten jetzt, sie pusten, pusten,
Daß die Backen ihnen schwellen,
Wie von einem hohlen Zahne.

Ach, der Lärm ist so gewaltig
Wie in weiland Noahs Arche,
Oder so wie das Finale
Meistersinger zweiter Akt. —

Ich erwachte. — Und wie fragend
Mit verdutzt bornierter Miene
Sah ich drein eine Sekunde,
Lächelte: Der Spuk — die Dummheit —

Närrisch — närrisch — schau — die Kleinen!
Wie sie singen — oder tanzen? —
Oder — ? Reizend — wirklich rei — zend —
Schau! — Ha ha — ich träumte wieder.

Durch die hohen Kirchenfenster
Strömte Sonne in den Dom,
Und vergoldete die Kleinen
Mit dem Blumenschmuck im Haare.

Heit'rer, feierlicher Friede
In plein air — ein Bild, das selber
Den am hohen Kreuze rührte;
Denn mir schien's, als ob er lächle.

Jenes große, milde Lächeln,
Das sich niederläßt aus hohen,
Hohen Sphären, Geistessphären
Zu den Schwachen und den Reinen;

Schmerzensresignation,
Daß der Geist, zum Äther strebend,
Angekettet an den Leib,
Schmachten muß und schmachten fleht.

Plastisch regten sich die edeln
Weichen Glieder, erst die Hände,
Dann die Füße, und vom Kreuze
Niederstieg der Gottessohn.

Ob er sich vom heil'gen Martin
Ausgelieh'n zuvor den Mantel,
Weiß ich nicht, doch zu den Kleinen
Setzte er sich allsogleich.

Und er spielte in den Locken
Dieser goldigen Geschöpfe,
Und er streichelte die Wangen,
Und er küßte ihre Augen.

Und die Kleinen lachten glücklich
Und liebkosten ihren Gönner,
Setzten sich auf seinen Schoß
Und erzählten ihm Geschichtchen;

Schenkten ihm die schönsten Blumen,
Die sie auf der Wiese fanden;
Und ergötzten mit dem Spiele
„Kaiser Phiphilatus" ihn.

Langsam kamen auch die alten
Frauen, um ihn anzubetteln,
Christus aber, ein Genie,
Hatte bei sich keinen Heller.

Als noch and're arme Teufel
Ihn um milde Gaben flehten,
Schritt er zum Altar und nahm
Die Monstranz und reichte sie;

Nahm den Kelch, die eig'ne Krone,
And're heilige Pretiosen,
Sagte ihnen: „Laßt es schmelzen,
„Kauft Euch, Brüder, Brot dafür."

Durch die Kirchenthür gewatschelt
Kam der lahme, kleine Küster,
Schielend war sein Aug', die Brauen
Glichen grauen Vogelnestern.

Das Gesicht war gelb und faltig,
Die Gestalt im schwarzen Langrock
Glich im ganzen einer Krähe,
Welche alt und hinkend ist.

Als er unsern Herrn erblickte
Bei den Kindern, war er wütend,
Krächzte, aus der Kirche humpelnd:
„Christus ist uns ausgekommen!"

„Christus ist uns ausgekommen!"
Hörte man ihn draußen krächzen,
Und die Leute von Ursanne
Stürzten eiligst in die Kirche.

Und es strömten in die Kirche
Pharisäer, Sadducäer
Und der Pfarrer von Ursanne,
Viele Geistliche und Fürsten.

Und der Küster heulte: „Christus
„Raubte uns die Kirchenschätze
„Und verschenkte sie an Lumpen,
„Das ist heller Kommunismus!"

Und die Pharisäer schrieen:
„Kompetenten Ortes werden
„Wir die Sache denunzieren,
„Daß er exkommuniziert wird!"

And're Eif'rer: „Nur am Kreuze
„Ist er dienlich unsrer Sache,
„Wandelnd wird er unbehaglich;
„Denn er könnte uns blamieren."

Und die jüngsten Pharisäer:
„Das ist Revolution,
„Der Gesellschaft sehr gefährlich,
„Volksverführung! Kreuzigt ihn!"

Und sie wollten ihn ergreifen,
Aber viele in der Kirche,
Viele Priester, die dem Herrn
Stumm zu Füßen hingesunken,

Wehrten ab die tolle Meute.
Doch umsonst. Man faßte alle,
Schleppte sie zum Scheiterhaufen,
Den, um sie zu schmoren, braten,

Frömm're schleunigst angezündet,
Und zum Kreuze wiederum
Schleppten sie den Gottessohn,
Schrieen tosend, tausendstimmig:

„Hilf Dir, wenn Du Gottes Sohn bist!"
Viele heuchlerische Prasser,
Händler, Streber, Börsianer,
Junker und Kommerzienräte

Hoben ihn zum Kreuz empor.
Und sie holten einen Hammer,
Schwangen ihn, es dröhnten Schläge
Fürchterlich — und ich erwachte.

München. Alois Wohlmuth.

Federzeichnungen.

Am Bergesgipfel ragt ein Kreuz
Von Eisen in die Lüfte,
Am Fuße blüht das Edelweiß
Und haucht der Almrausch Düfte.

Darunter sitzt im dunkeln Schlund
Und lugt heraus zum Spalte
Ein grimmer, längst vergess'ner Mann,
Der Heidengott, der alte.

Noch ruht in Donars Hand der Blitz,
Er hätt' das Kreuz zerschmettert,
Wär' nicht die Sif, sein eigen Weib,
Zum Stamm hinauf geklettert.

Das Schilfrohr schwankt im Winde,
Die Seeflut atmet leis,
Vorbei streicht eine Möwe,
Gefiedert silberweiß.

Im Schilf hockt liebebrünstig
Der alte Pan und pfeift,
Vom langen Harren und Hocken
Die Beine sind gesteift.

Zufällig naht im Nachen
Des Fischers junge Dirn',
Die schlägt erzürnt das Ruder
Dem Bocksfuß um die Stirn.

Vom Dorf her über's öde Filz
Tönt fern die Abendglocke,
Stockenten fallen auf den Teich
Bei dichtem Schneegeflocke.

Der laute Erpel schreit: Quack, quack
Und putzt das bunte Gefieder,
Sein rostbraun Weibchen plätschernd taucht
Zur Seite auf und nieder.

Sie halten mit Geschnatter Schmaus
An grünen Brunnenkressen
Und haben dort im Schilf den Schirm
Des Jägers schon vergessen.

Schneeflocken.

Wenn die ersten Flocken fallen
Von dem grauen Himmel nieder,
Denk' ich an die roten Rosen,
An die Nachtigallen-Lieder.

Um die alten Leichensteine,
Drunter junge Schönheit modert,
Schling' ich träumend Feuernelken,
Daß hervor die Liebe lodert.

Ohne Liebe langsam sterben,
Fühlen, wie das Leben schwindet,
Wäre schrecklich, wenn die Seele
Keinen Halt dagegen findet.

Könnt' ich mit der Glut der Dichtung
Die Erinn'rung nicht erwecken,
Möcht' ich selber ruhn im Grabe
Unter rosenroten Hecken.

Schweigen soll des Herzens Klage,
Denn lebendig wirst du wieder,
Weil mit leisem Flügelschlage
Schwebt dein Geist durch meine Lieder.

München. Heinrich v. Reder.

Im Nachtzug.

Ich fahr' im Nachtzug durch das unt're Rheinland:
Köln, Düren, Stolberg, Aachen, Herbesthal,
Und seh' durchs Fenster in das stumme Dunkel.
Da lohen überall blutrot die Essen,
Die glüh'nden Höllen mit den Flammenrachen,
Die Schlote funkensprüh'nd wie der Kanonen
Gewalt'ge eh'rne, schwarze Riesenrohre,
Zum blauen, klaren, nächt'gen Himmel auf. —

Und manchmal durch die Stille bricht ein Dröhnen
Wie ferner Salven dumpf herroll'nder Donner
Und übertäubt des Zugs eintönig Rasseln. —
— — — — — — — — — — — —
Das ist ein Schlachtfeld hier im Krieg der Neuzeit.
— — — — — — — — — — — —
An diesen Feuern wachen Millionen
Wallonen . . . Deutsche . . . . Polen . . . . Heimatlose,
Zu harter Frohn nur durch die Not gezwungen. —
An schweiß'gen Stirnen klebt das wirre Haar,
Die Augen sprüh'n in Haß und wildem Zorne —
Das Eisen faßt die Faust als wie ein Schwert
Und schürt die Glut mit bohrend grimmem Stoße,
Wie wenn ein Stahl ins Herz des Feindes fährt. —
Und oftmals heben sich zahllose Häupter
Und schauen lauschend in die stille Nacht,
Als lod're irgendwo ein rot Fanal,
Als halle irgendher ein geller Hornruf,
Ein Angriffszeichen schmetternd aus der Weite. —
— — — — — — — — — — — —
Doch nächt'ger Frieden rings. — Die Sterne funkeln,
Und durch die Eb'ne rast dahin der Eilzug. —

Herbesthal. Wilhelm Müller-Weilburg.

Die gekreuzigte Seele.

Sie sind alle fortgegangen! . . .

Wie die Wunden brennen . . . Leise sickert Tropfen um Tropfen des roten, warmen Herzblutes aus den großen, heißen Wunden . . .

Und dabei brennt die weiße Sonne auf den weißen, flimmernden Wüstensand . . .

Sie merkt, wie sie langsam, langsam verblutet . . .

Tropfen um Tropfen.

Und dann kommt das Geschmeiß, das sich vollsaugt an ihren Wunden, an ihrem Herzblute . . .

Vor ihr in dem weißen Sonnenlichte steht die Qual und schwingt die Geißel mit einem wilden, dämonischen Grinsen . . .

Sie lächelt ein müdes, lichtes Lächeln hinüber . . .

Tropfen um Tropfen . . .

Sie hat sich ja selbst gekreuzigt.

Aber sie sind alle fortgegangen. Niemand will ihr Blut! Nur das Geschmeiß!

Da schreit sie auf — wild —

Vor ihr steht die Qual mit wildem, dämonischem Grinsen.

Thränen fallen in ihre Wunden, heiß und bitter. Die Wunden brennen . . .

„Mein Gott! Mein Gott! Warum hast Du mich verlassen?" —

— — Vor ihr steht der Tod.

„Komm!"

Er zögert.

Tropfen um Tropfen: — Ein Schritt näher.
Tropfen um Tropfen: — Wieder ein Schritt.
Sie möchte die Arme recken ihm entgegen.

Ihr Blut da unten in einer großen, geronnenen Lache im Sande, vom Geschmeiß bedeckt. Sie sind alle fortgegangen. Niemand will ihr Blut.

Thränen fallen in ihre Wunden, heiß und bitter.
Tropfen um Tropfen . . .
Er ist ganz nahe gekommen . . .
Sie neigt das Haupt . . . .

Bremen. Hans Schenk.

Aus Walhall.

Es waren in Walhall, der schimmernden Burg,
Die Götter und Helden gestorben.
An zu vielem Mete hatten sie sich
Die heiligen Mägen verdorben.

Aus Allvater Odins Rechten war
Der funkelnde Wurfspeer gefallen,
Verstummt war Schilder- und Becherklang
Und Lachen und Lied in den Hallen.

Drob wunderte baß sich rings um die Burg,
In den Klüften und Ritzen der Berge,
Und wisperte erst und klatschte dann laut
Das Lumpengesindel der Zwerge.

Sie reckten die Köpfchen und lugten, und husch
Strich's listig aus Klüften und Ritzen,
Um Busch und Gestein und hinauf zu dem Saal,
Wo die Hehren im Todesschlaf sitzen.

Doch selbst noch im Tode erfüllen mit Grau'n
Die hohen, stolzen Gestalten
Das Lumpengesindel. Es purzelt zurück
Und birgt sich in Ecken und Falten.

Doch die Götter sind stumm und die Helden sind starr,
Und der Wange Rot ist verblichen.
Die feigen Kerlchen fassen sich Mut
Und kommen vorwitzig geschlichen.

Der eine zupft Odin am schneeigen Bart,
Der andre kitzelt Frau Freya,
Und schließlich reichen sie sich die Hand
Und tanzen Eiapopeia.

Ein Knirpslein klettert zum Steintisch empor
Und hält eine donnernde Rede:
„Die Götter sind futsch! Nun sind wir die Herrn!
Wir endeten sieghaft die Fehde!“

„Wie wir gestritten für Freiheit und Recht,
Stolz wird es noch künden die Sage.
Drum her den Braten und schäumenden Met!
Auf, Brüder, zum Siegesgelage!"

Doch tranken sie kaum drei Fingerhut voll,
Da waren die Lumpe besoffen.
Nun wollten sie schwingen den Hammer Thors,
Der oft sie zerschmetternd getroffen.

Doch hundert der Wichte vermochten es kaum,
Und, wie durch die riesige Halle
Der Donner gegrollt und gedröhnt und gebrüllt,
Auf den Hintern fielen sie alle. — — —

Die Riesen aber, das tölpische Volk,
Mit dicken Schädeln voll Häcksel,
Die blickten bange zum Himmel empor;
Sie merkten nichts von dem Wechsel.

Sie wühlten und mühten, den Buckel krumm,
Wie sie gemüht sich seit Jahren.
Und haben gehorsam den schuld'gen Tribut
Zum schimmernden Walhall gefahren.

Sie baten voll Demut um Gnade und Schirm
Vor des Hammers grausem Verderben,
Doch oben in Walhall erlustigten sich
Der Götter lumpige Erben. — — —

Wann wirst Du erwachen, Du Riesenvolk?
Es herrschen ja nicht mehr die Götter.
Was beugst Du Dich feige der Zwergengewalt?
— — „Ja, — niemals!" — so höhnen die Spötter.

New-York. Gottlieb Steger.

Ist's denn ein Wunder?

Vor dem Dorfe steht ein Häuslein,
Wohnt darin ein schönes Kind;
Weiß der Herr, warum so oft ich
Doch den Weg zum Häuslein find'!
Wenn sich im Frühling
Veilchen verkünden,
Muß ich kommen,
Sträußchen zu binden!
Weiß ich dabei das Mägdlein zu finden:
Ist's denn ein Wunder?

Vor dem Häuslein steht ein Garten,
Blüh'n darin viel Blumen hold,
Und des Mägdleins Locken schimmern
Zwischendurch wie Sonnengold.
Wenn uns im Sommer
Rosen beglücken,
Muß ich kommen,
Knospen zu pflücken!
Weiß ich dabei ihre Händlein zu drücken:
Ist's denn ein Wunder?

Edler Wein umrankt das Häuschen,
Äpfel nicken, gelb und rund:
Doch die schönste Frucht im Garten
Ist des Mädchens roter Mund.
Reifen im Herbste
Köstliche Trauben,
Muß ich kommen,
Beerlein zu klauben;
Weiß ich dabei mir ein Küßchen zu rauben:
Ist's denn ein Wunder?

Wenn der kalte Winter endlich
Haus und Garten ganz verschneit,
Wenn vor Frost die Bäume krachen
Und der Rabe hungrig schreit:
Muß ich doch schauen,
Ob denn die Winde
Mir nicht verweh'n das
Haus samt dem Kinde?
Wenn ich ein warmes Plätzchen dann finde:
Ist's denn ein Wunder?

Fürth. Hans Wildensinn.

„Judith!"

Raben umfliegen mich! — Sturmwind umtost mich!
Meine langen, dunklen Haare flattern einer Trauerfahne gleich um mein Haupt. —
Wie das klatscht und peitscht! —
Heisah, — wie schön, wie herrlich ist's da oben! —
Ich greife in die Wolken — ich zerzause sie; —
Ich reiße sie auseinander und schaue hinunter auf die weite, dumme, grüne Erde.
O, ich sitze gut da oben im Grauen, sehr gut! —
Auf meinem hohen, einsamen Felsen sitze ich; — weltenentrückt! —
Jahre brauchte ich, ihn zu erklimmen, denn er ist steil und glatt.
Und da unten lockten die bunten Blumen, sangen die rauschenden Wasser. —
Doch, das ist jetzt vorbei! —
Ich mag nimmer d'ran denken.
Wie oft bin ich abgerutscht, zurückgeglitten!
Und der lodernde, zitternde Rachen schnappte nach mir! —
Jedesmal ein Biß! —
Ein Biß durch Mark und Bein! —
Brrrrrr! —
Seht ihr die Narben an meinem Herzen — da — dort — allüberall! —
Nimmermüde, gierige Zähne schlug in mein Fleisch die ewig hungrige Bestie, der ich nun entronnen bin. —
O, ich kann lachen! Hah, hah! —
Ich sitze hier oben! weltenentrückt und sehe zwischen Wolkenfetzen hindurch. —
Was sehe ich? —
Menschenkindlein, Gewürme sehe ich!
Heisah, wie sie zappeln, tanzen und springen! —
Aber das grimme Scheusal wartet! —
Jeden erfaßt es; — o, es ist lustig, von oben zuzusehen; hier von oben, von dem hohen Felsen, auf den ich geklommen! —
Noch sind meine dichten Haare schwarz wie die Schwingen der Raben, die mich umkreisen; —
Noch glänzen und funkeln meine dunklen Augen durch die Wolken; —
Weiß starren meine Brüste ins Weltall! —
Noch sind kräftig meine machtvollen Glieder. —

Dennoch gelüstet mich nicht, zu tanzen mit dem thörichten Menschenpack da unten am Boden; —

Wo die bunten Blumen blühen und die Wasser lockend rauschen! —

Denn ich fürchte das dürstende Ungeheuer. —

Meine Erinnerungen bemoosen den Felsen! —

Und ich spucke hinab und lache und lache! — Hah, hah! —

— Erde! — Asche! — Staub! —

Mein Herz will ich hinunterschleudern, mein zerfleischtes Herz, mein narbenbedecktes! —

Zu was brauche ich noch ein Herz? — Hier oben! —

Unnützes Ding! —

Huh! — wie es sich drehen, wie es sich im Wirbel wenden soll! —

Gerade wie einst, als noch rotes Blut aus seinen Wunden floß. —

Und dann bin ich es los, bin frei! frei! —

Dann erst kann ich lachen, so recht lachen — Hah, hah! —

Mögen meine Haare erbleichend verwehen im Winde! —

Mag ich erstarren, mag ich versteinern! —

Mögen meine Augen erlöschen!

Aber nimmer steige ich wieder hinab, mein verlorenes, weggeworfenes Herz zu suchen;

Dort unten bei den duftenden Blumen, den singenden Wassern; —

Nimmer steige ich hinab von meinem grauen, kalten Felsen; — dessen Gipfel ich mühevoll erklommen.

Von meinem festen Felsen, der kahl und schroff in den Äther ragt; —

Den die Raben umfliegen, den der Sturm umbraust! —

Von meinem hohen Felsen, auf den ich geflohen! —

Ewig entronnen bin ich dem nimmersatten, fletschenden Rachen; — dem lechzenden, lauernden Ungetüm; —

Der Liebe! —

München. Charlotte Nisle.



Der Floh des Herrn Doktors.

Eine tragi-komische Geschichte von Gottlieb Steger.

(New-York.)

1.

Die Pastorin Mechtildis Jähnike, die Witwe des Pastors Theophilus Jähnike, hatte die Ritzebüller Kirche, in welcher der Nachfolger ihres Mannes, der Herr Pastor Johannes Kähle, seine Einführungspredigt gehalten, soeben in Begleitung der Kantorin Brandemann verlassen, eines hageren, aber breithüftigen Weibes, dessen Angesicht ein so großer Mund

mit langen, gelben Zähnen und ständig lauernd umherspähende Augen einen unangenehm lüsternen Ausdruck verliehen. Frau Mechtildis hatte die junge Frau des neuen Pastors nur mit steifem Kopfnicken begrüßt, da sie ihr nicht gefallen, ebensowenig wie die Rede ihres Mannes. Letzterer hatte sich nämlich in seiner Predigt als waschechter Orthodoxer bekannt, während die Pastorin Jähnike sehr frei-religiösen Ansichten huldigte, wie sie auch in Wirklichkeit die Gründerin und der inspirierende Genius des „Gemeindeboten" gewesen war, den ihr Gatte herausgegeben, und der als das Organ der Protestantenvereinler der Hochstädter Marschen galt. Die beiden Frauen wandelten an den Gräbern des Kirchhofes entlang und kritisierten Herrn Johannes und dessen Predigt, wobei sich die Küsterin immer entschiedener auf seiten des neuen Seelsorgers stellte. Mechtildis hatte das Weib erst einen Augenblick erstaunt angesehen, dann hatte sie sich nach kurzem Gruße jählings abgewandt.

„Aber Frau Pastorin!" hatte Frau Brandemann gerufen, jedoch Mechtildis achtete nicht darauf, sondern stürmte ihres Weges weiter ihrem Witwensitze zu, worauf die Kantorin die Achsel zuckte, zu sich selber sprechend:

„Mein Gott, die wird auch jeden Tag närrischer. Da soll ich mich wohl gar noch ihretwegen mit Pastor Kähle verzürnen! Na, ich danke! Man hat schon so ohnehin Ärger und Plage genug!"

Das Gesicht der Frau war während der letzten Gedanken immer bekümmerter geworden, da sie schweren Herzens der Zukunft gedachte, wie es ihrem Heinrich unter dem neuen Regiment gehen, und ob Herr Johannes ebensoviele Milde der Unordentlichkeit und den gelegentlichen Räuschen ihres Mannes gegenüber walten lassen würde, wie es Herr Theophilus Jähnike gethan hatte. Schon zweimal hatte man dem Kantor mit einem Disziplinarverfahren gedroht, und das letzte Mal wäre er sicher abgesetzt worden, hätten Jähnike und dessen Frau nicht all ihren Einfluß aufgeboten, das Verderben von der Familie Brandemann abzuwenden.

„Ach, das ist schon ein rechtes Kreuz!" seufzte die Kantorin. „Sieben Mäuler zu füttern zu haben, und dabei so einen Lüderjahn von Mann!" —

Jedenfalls, fuhr das Weib in ihrem Selbstgespräch fort, hieß es da in erster Linie, sich mit dem neuen Pastorpaar auf möglichst guten Fuß zu stellen, mußte dies auch mit Verletzung der Dankbarkeitspflicht geschehen, jeder war sich selbst doch schließlich der Nächste. So schritt Frau Brandemann eilends zur Kirche zurück, um an deren Thüre noch gerade im rechten Augenblicke anzulangen, in dem der Pastor Kähle und seine Frau, begleitet vom Probste, der Johannes in sein Amt eingeführt, und einer Reihe benachbarter Geistlicher das Gotteshaus verließen. Mit tiefem Gruß trat die

Küsterin auf die junge Dame zu und streckte ihr die Hand entgegen. Vornehm lächelnd erwiderte die Pastorin den Gruß, indem sie die dargebotene Rechte kaum mit den behandschuhten Fingerspitzen berührte, und ohne daß sie dem üblichen Gutentagswunsche weitere, herzlichere Worte hinzugefügt hätte, so daß Frau Brandemann infolge dieser kühlen Abfertigung fast der Herzschlag stockte. Ach Gott, jammerte es in ihr, was sollte daraus noch werden, trotzdem aber entging es ihren Luchsaugen nicht, daß Peter Jhms zweitjüngste Tochter Anna bedenklich an Leibesumfang zugenommen, seit sie das Mädchen zum letzten Male gesehen. Überlegend, wem von beiden, der alten oder der neuen Pastorin, sie wohl die skandalöse Entdeckung zutragen sollte, machte sie sich dann auf den Heimweg zu ihren sieben hungrigen Mäulern und ihrem lüderlichen Heinrich, während sich der Pastor Kähle und die von ihm geladenen Gäste zum Pastorat begaben, um sich zum Schmause zu setzen. Die Tafelrunde bestand außer den Kirchenältesten der Gemeinde, derben, friesischen Bauern, und dem Kantor Brandemann, einem kleinen, harmlos aussehenden Mann, dem keiner es zugetraut, daß er solch ein Sausaus und Lüderjahn war, noch aus dem Probsten, ferner dem in der Nähe von Ritzebüll wohnenden Doktor Arffen und dessen Frau Gertrud und endlich aus verschiedenen Pastoren der Umgegend nebst deren Eheliebsten. Die Bauern und der Küster nahmen mit keinem Worte an den Gesprächen teil, sondern aßen und tranken nur, als ob sie seit Wochen gefastet, desto aufgeräumter aber wurde allmählich die Unterhaltung der übrigen, vor allem ließ die quecksilberne Doktorin, eine zierliche Blondine mit reizendem Köpfchen, ihrer Laune die Zügel schießen und brachte ihren Tischnachbar, einen hölzernen Geistlichen, durch ihre Koketterie aus einer Verlegenheit in die andere, während der Arzt, ein behäbiger Dreißiger mit von Schmarren durchkreuztem Epikuräergesicht, sich durchaus nichts aus dem frivolen Spiel seines Ehegesponstes zu machen schien, indem er seine Aufmerksamkeit ganz nur auf die Vertilgung der trefflichen Speisen und Getränke richtete und diese vernünftige Beschäftigung höchstens unterbrach, um seiner Tischdame, einer würdig und gutmütig dreinschauenden Pastorsfrau, allerlei, hie und da recht gesalzene Schnorren aus seiner Burschenzeit in München zuzuflüstern.

Herr Johannes Kähle, an dessen Leibe alles überlang geraten war, Figur, Gesichtszüge, Haare, Arme, Beine, Füße und Hände, — sogar die Worte zog er in gräßlicher Weise in die Länge, — unterhielt sich mit der kurzen, kugelrunden Pastorin Brodersen von Borgum über die Art, wie er seine Predigten auszuarbeiten pflegte, nachdem ihm die biedere Dame soeben bemerkt, ihr Paul sagte ihr immer, die besten Ideen für seine Predigten nähme er aus Goethes Gedichten. Die Pastorin hatte Herrn Johannes

dabei stolz ins Angesicht geblickt, da sie glaubte, etwas sehr geistreiches gesagt zu haben. Sie war früher Haushälterin gewesen und hatte somit eine gewisse Schwäche für Bildung.

„Sooo, — hmm, — jaaa!“ erwiderte Kähle. „Daas, — hmm, jaaa, — allerdings, ich halte für richtiger, daß man seine Anregung aus dem schöpfen soll, was für uns arme, sündige Menschen der einzige und ewige Hort und Born alles Wissens und Denkens sein und bleiben muß!“

„Oh ja, natürlich, — gewiß!“ unterbrach ihn die Frau mit erschreckter Miene. „Die heilige Schrift!“

„Sie haben vollkommen recht, verehrte Frau Pastorin! Nur in der Bibel finden wir die Wahrheit, die weder Rost noch Motten verzehren, während in den Werkchen menschlicher Geister, zumal solcher, die, — mag man sie auch noch so groß ausprahlen, — leider den Eckstein verworfen haben, nur Irrwische ihr Wesen treiben.“

Auf dem blöden Gesichte des Geistlichen spiegelte sich der unsägliche Abscheu wieder, den er aller nicht auf Aberglauben basierten Kultur entgegentrug, obgleich diese Verachtung in nichts anderem ihren Grund hatte, als in dem Unvermögen seiner grobdrähtigen Gehirnfasern, irgend einen verfeinerten Reiz weiter zu leiten. Um Gotteswillen, dachte Frau Brodersen, während sie einen scheuen Blick auf den Seelsorger warf, da hatte sie wieder etwas schönes mit ihrem dummen Geschwätz angestiftet, und, um von dem verfänglichen Thema abzukommen, sagte sie hastig:

„Das war aber wirklich schönes Wetter heute!“

„Wie!“ klang es verdrossen von Herrn Johannes Lippen.

„Oh, ich meinte man!“

„Ah! Sooo! Also!“

Kähle fuhr fort, den schlimmen Gesprächsstoff wieder aufnehmend. Die unglückliche, kleine Dame hatte nichts davon geahnt, daß sie Herrn Johannes mit ihrer Bemerkung auf eines seiner Steckenpferde gesetzt hatte. Unerbittlich kam der Pastor immer von neuem auf die alte Frage zurück, so oft auch Frau Brodersen ihn durch Zwischenwürfe davon abzubringen suchte, bis sie sich in ihrer Verlegenheit schließlich an ihren Nachbarn zur rechten, den Doktor, wandte, der gerade wieder einmal etwas sehr heiteres erzählt haben mußte, danach zu urteilen, daß wenigstens seine Tischdame sich vor Lachen fast ausschütten wollte.

„Na, Herr Doktor, bei Ihnen geht's ja sehr lustig her!“

„Warum auch nicht, meine Gnädige,“ antwortete der Arzt, dem der Wein schon zu Kopf gestiegen, mit zuckenden Mundwinkeln. „Es ist ja wahr, über die Toten soll man nur gutes reden, aber sie ist ja eigentlich auch noch gar nicht tot, sondern nur so quasi modo — —“

Frau Brodersen begriff allerdings nichts von dem, was der Doktor meinte, trotzdem aber lachte sie hell auf, sowohl weil sie dadurch Kähles Verfolgung zu entgehen hoffte, als auch, weil sie wußte, Arffen war ein Witzbold und würde somit schon etwas belachenswertes gesagt haben. Herr Johannes dagegen zog eine unwillige Grimasse und wollte zu sprechen anfangen, jedoch der Doktor kam ihm zuvor.

„Ich meine nämlich unsere hochverehrte Frau Pastorin Jähnike. Wie sie all den kleinen Schlingeln noch rechtzeitig zu einem Papa verhalf! Köstlich im Grunde, nicht wahr? Übrigens, Herr Pastor Kähle, passen Sie nur auf, daß es unter Ihrem Scepter ebenso moralisch hergeht mit den Übertretungen des sechsten Gebotes!"

„Wie so? Was heißt das?" fragte Johannes unwirsch. Auch er hatte dem Weine mehr, als ihm gut that, zugesprochen, dazu war er noch erregt darüber, daß man ihn nicht hatte zu Wort kommen lassen, jedoch dafür sollte er sofort entschädigt werden, indem er sein zweites Steckenpferd besteigen durfte.

„So, — das wissen Sie nicht!" begann Arffen lachend. „Na, dann wird's Ihnen bald klar werden. Sehen Sie nur mal Ihre Kirchenbücher nach! Hier im Dorf ist das Unerhörte Ereignis geworden, daß seit Jahren kein uneheliches Kind mehr geboren wurde, — aber fragt mich nur nicht wie!"

„Ich muß sagen, daß ich immer noch nicht verstehe," bemerkte der Pastor und zog die Augenbrauen in die Höhe, während er die langen Finger in einander verschränkte, daß sie knackten. Die beiden Damen senkten verschämt die Lider, um den Anstand zu wahren, da jetzt, so weit sie den Doktor kannten, etwas kommen mußte, das für moralische Ohren ein wenig kitzlich war, trotzdem sie dabei all ihre Aufmerksamkeit anspannten, um nur ja keines der Worte zu verlieren.

„Ja, wissen Sie, wenn so ein kleines Mädchen mal hier," — hob der Arzt von neuem an und machte über seinem Bauche eine charakteristische Geste — „kam Frau Mechtildis flugs, und mir nichts dir nichts mußte der Übelthäter dran glauben und heiraten. Hah, hah, hah! Allerdings manchmal erwischte sie den Falschen dabei, — und kam's Kind dann auch schon nach vierzehn Tagen, immerhin ehelich, immerhin ehelich! Hah, hah, hah!"

Die Frauen grinsten heimlich, während auf Johannes Kähles Stirne eine Zornader zu schwellen begann.

„So, so!" fuhr er los. „Das ist ja im höchsten Grade unmoralisch! Das ist ja die reinste Prämie auf die Liederlichkeit!"

„Na, na, Herr Pastor!" meinte Arffen gutmütig.

„Wie, mein Herr! Sie können etwas derartiges noch verteidigen!" donnerte Johannes, sich völlig vergessend.

„Sachte, sachte, immer sachte und gemütlich!"

„Nein, mein Herr, zu einer solchen Verworfenheit darf ich nicht schweigen. Der Herr soll mir nicht vorwerfen am Tage des Gerichts, daß ich ein Hund war, der schwieg, als die Diebe einbrachen in das Heiligtum Gottes!"

„Ach du liebe Knackwurst!" flüsterte der Doktor seiner Tischdame zu. „Nun wird's gut!"

Johannes predigte fort:

„Wir Menschen sollen Gott nicht ins Handwerk pfuschen. Er selber in seiner Weisheit und seinem gerechten Zorne hat bestimmt, daß die Kinder das Brandmal tragen sollen, welches ihnen ihre Eltern, als sie Sünde thaten am Gebote des Höchsten, auf die Stirne drückten. Was sollte aus göttlicher Ordnung und christlicher Sitte werden, wenn der Sinnenbrunst also Vorschub geleistet wird!"

Die Stimme des Moralpredigers war so laut geworden, daß die übrigen Tischgenossen verstummten und auf den Sprechenden hinhorchten, an dessen erhitztem Gesichte Frau Kähle sah, daß ihr Mann auf dem besten Wege war, eine Scene zu machen. Da sie die Gesellschaft davor bewahren wollte, stand sie leise auf und trat hinter Johannes, um ihm, den Arm mit energischem Drucke auf die Achsel legend und sich zu seinem Ohr hinabneigend, in bestimmtem Tone zuzuflüstern:

„Nimm Dich doch zusammen!"

Dann fuhr sie mit stärkerer Stimme fort:

„Meinst Du nicht auch, daß es Zeit zum Champagner ist?"

Die Ankündigung des Glases Sekt, einer Leckerei, welche die wenigsten der Anwesenden je genossen, verwischte sofort wieder den peinlichen Eindruck, den die Erregung des Hausherrn gemacht, zumal da der Grund dazu nur den Nächstsitzenden bekannt geworden. Während das Getränk umhergereicht wurde, erklärte die Pastorin Kähle, wie sie den Champagner erhalten, indem sie erzählte, daß einer der Onkel Johannes', ein schwerreicher Weinhändler in Hamburg, den Wein gesandt hätte mit der Bitte, er sollte am Tage der Einführung seines Neffen getrunken werden, und der Sekt, da sie es dem alten Herrn, dem sie zu großem Danke verpflichtet wären, nicht hätten abschlagen können, so auf den Tisch gekommen wäre. Sonst allerdings, setzte die Frau mit bescheidenem Lächeln hinzu, wäre sie der Ansicht, es wäre besser, anstatt so teuren Wein zu trinken, das Geld, welches er kostete, für ein gottgefälliges Werk zu verwenden, aber, — wie ja alle verstehen würden, im vorliegenden Falle hätten sie sich dem Wunsche des verehrten Onkels fügen müssen.

Die kalten regelmäßigen Züge der üppigen Frau waren bei diesen Worten immer verbindlicher und liebenswürdiger geworden. Die Gäste

beeilten sich natürlicherweise, mitzuteilen, daß sie vollständig einer Ansicht mit der Pastorin wären, dessen ungeachtet aber ließen sie sich das Getränk aufs Köstlichste munden, nur Doktor Arffen kauderwelschte mit sich selber: „Siehst de, da kiekst de! Na, dich wird die olle Mechtildis gelegentlich auch mal auf den Trapp bringen!"

2.

In der Wohnung des Doktors Newton Arffen, die an zehn Minuten von dem Dorfe entfernt auf dem sich zum Sorgethal hin abflachenden Abhange der Ritzebüller Höhe gelegen war, kam die niedliche Frau Gertrud leichten Schrittes und ein Liedchen summend die Treppe zum Erdgeschoß hinabgetänzelt, in ein hellrosa Morgengewand gekleidet und die zarten Wangen noch erhitzt vom kalten Wasser, um in der Mitte der Halle stehen zu bleiben und zu rufen:

„Männe, wo bist Du?"

„Hier, Schnudchen, im Eßzimmer!"

„So!"

Die junge Frau schlüpfte durch die Portièren der ersten Thüre links vom Haupteingange und wandte sich, nachdem sie einen schnellen Blick über den sauber gedeckten Frühstückstisch geworfen, mit gutgespieltem Erstaunen an ihren Mann.

„Schatz, Du hast auf mich gewartet?"

„Gewiß, Kücken!" erwiderte der Arzt, schelmisch mit den Lidern zwinkernd. Auch er war noch im Morgenkleid, der muskulöse Oberleib stak in einer kurzen blauen Joppe, die am Kragen und an den Ärmelenden mit purpurnen Aufschlägen geputzt war, während auf dem Lockenkopfe ein türkischer Fez saß, und über die Füße hackenlose, hellrote Schnabelschuhe gezogen waren, von denen sich Newton gleich ein Dutzend Paare aus Konstantinopel mitgebracht hatte.

Die Verwunderungsscene von seiten Gertruds, daß ihr Mann mit dem Frühstücken bis zu ihrem Erscheinen gezögert, spielte sich eigentlich jeden Morgen ab, wie überhaupt zwischen den Gatten ein putzig-kindliches, fast albernes Verhältnis herrschte, indem sie sich nur mit Diminutivformen anzureden und auch sonst wie Bübchen und Mädchen mit einander zu scherzen und tollen pflegten. Nachdem Gertrud ihrem Newton einen Kuß gegeben, schenkte sie ihm und sich selber eine Tasse Thee ein und begann darauf von den Gerichten auf dem Tische in nervöser Weise hie und da einen Bissen zu naschen, während der Doktor dem Frühstück, das nach englischer Sitte außer Thee, Brot und Butter noch Eier, Käse und Fleisch darbot, volle Ehre erwies. Sobald er sein Mahl beendet, lehnte sich

Newton behaglich in seinen Lehnsessel zurück und zündete eine Havanna an in der Absicht, noch eine Weile mit seinem hübschen Weibchen zu verplaudern, doch kaum waren die ersten Scherzworte hin und her gepflogen, als draußen vor dem Hause der Sand unter den schweren Rädern eines plumpen Bauernwagens erknirschte, worauf sich der Mann mißmutig erhob und ans Fenster trat.

„Weiß der Kuckuck, Mäuschen!“ sagte er, sich zu Gertrud umdrehend. „Ich werde mir doch wohl noch eigenes Fuhrwerk anschaffen müssen. Die Marterkasten bin ich gründlichst satt, und dann bei so 'nem Hundewetter.“

Schon seit dem Tage zuvor rieselte feiner Landregen eintönig vom bleigrauen Himmel.

„Aber, Herzchen, dann mußt Du ja einen Stall bauen,“ erwiderte die Frau schmollend, „und denke nur den Schmutz bei der Bauerei! Mein armer Garten!“

„Du Schelmchen!“ unterbrach sie Arffen. „Das dauert doch keine Ewigkeit! Und denk mal, so ein bißchen kutschieren! Du selber könntest!“

„Ih Gitte, Gitte doch! Dazu bin ich ja viel zu feige! Oder, wart mal!“ sie zögerte einen Augenblick. „Ja, mit einem Pony könnte ich das vielleicht riskieren. — Du, dann mußt Du mir einen Pony kaufen!“

„Gewiß, Kätzchen! — Doch jetzt muß ich machen, daß ich in Zug komme!“

„Wart, ich helf Dir!“

„So komm, Vögelchen!“

Sie traten, des einen Arm um den Leib des anderen geschlungen, auf die Vorhalle hinaus, in welcher der Kutscher des Wagens wartend stand.

„Na!“ fragte Newton. „Wer ist denn krank?“

„Jürgen Witte, der Kröger!“

„So! Na, da warten Sie man einen Moment!“

Das Ehepaar stieg die Treppe zum Ankleidezimmer empor, wo sich Arffen der Jacke und der Schuhe entledigte, während Gertrud Anzug und Stiefel herbeiholte und Kragen und Manschetten zurecht legte.

„Gott, was Du fett wirst!“ rief die Frau mit komischem Entsetzen und klopfte Newton vorsichtig auf den dicken Bauch, als ob er glühendes Eisen gewesen. „Ich glaube, ich könnte bequem in Dich hineinkriechen!“

„Ja, das sollt' ich meinen, Du klapperdürres Spinnchen!“

„Ich dürr! Du!“

Gertrud drohte ihm mit dem Finger, sich dabei kokett vor dem Wandspiegel, der die fast mädchenhaft unentwickelte, reizende Gestalt des Weibes zurückwarf, hin und her drehend.

„Ich finde mich gerade sehr hübsch so! Du etwa nicht?“

„Fressen könnt' ich Dich!“ antwortete Arffen und drückte sie an sich.

„Geh, geh, laß doch! Du ruinierst mir ja die ganzen Spitzen!“

Sie entwand sich seinen Armen, um sich einige Schritte aus dem Bereiche des Doktors zu flüchten, der hochrot geworden war und den Atem in kurzen, schnellen Stößen von sich blies, indem er seufzend dachte:

„Was für ein verführerisches Kätzchen ist sie doch!“

Nach Vollendung der Toilette eilten sie wieder hinunter, und Newton nahm mit einem Kusse Abschied, um zu seinem Patienten zu fahren, während sich Gertrud unterdessen die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben suchte, gemäß ihres flatterhaften Sinnes, von jedem Werk, das sie begann, bald wieder abstehend, indem sie zuerst einige Walzer auf dem Klavier klimperte und dann in einem Modejournal blätterte, um plötzlich aufzuspringen und in die Küche zu laufen. Nachdem sie dort zum Ärger der Köchin in alle Töpfe geguckt und über das Essen allerlei Thorheit geschwätzt, ging sie in den Garten und pflückte einen Strauß zur Zierde der Mittagstafel, dabei wie ein Kätzchen jeder Pfütze auf den Sandwegen ausweichend. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, und die trüben Wolken waren vom Sonnenlicht durchbrochen worden. Für einen Zuschauer wäre es ein höchst anmutiger Anblick gewesen, dem duftigen Wesen so zuzusehen, wie sie einem Schmetterlinge gleich im Sonnenschein von Nest zu Nest und Strauch zu Strauch flatterte, den geschmeidigen Leib tief zu ihnen hinabbeugend und ängstlich bemüht, sich die zarten Finger nicht zu benetzen. Sorgfältig schüttelte sie stets erst die blinkenden Wassertropfen von jeder Blume, jedem Zweige, ehe ihre Hand sie abbrach und den schon Gepflückten gesellte, bis ihr der Strauß endlich groß genug schien, worauf sie ins Haus zurücktänzelte und sich für eine Viertelstunde in einen Marlitt'schen Roman vertiefte. Jedoch auf die Länge ermüdete selbst diese Lektüre ihr Vogelgehirn, so daß sie gähnte und das Buch beiseite warf, um sich schließlich einen Lehnstuhl ins grellste Sonnenlicht zu ziehen und, nachdem sie eine Weile vor sich hin geblinzelt hatte, einzuschlafen.

Das Eintreten der Dienstmagd weckte sie wieder aus ihrem leichten Schlummer. Gertrud sprang auf und fragte: „Nun, Käthe?“

„Es ist Besuch gekommen, — die Pastorin Kähle von Ritzebüll!“

„Das ist aber nett!“ rief die Doktorin und stürmte hinaus, ihren Gast zu begrüßen.

„Nein, wie reizend, Frau Pastorin! Ich kann gar nicht sagen, wie ich mich freue! Wissen Sie, ich langweile mich so oft. Newton ist immer fort und — —. Doch, bitte, legen Sie doch ab!“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so überfalle! Es soll auch gar keine rechte Visite sein, nur — —“, erklärte Frau Kähle und wies auf ein Malergerät hin, das neben der Hausthür lehnte. „Aber die Stimmung nach

dem Regen hat mich hinausgelockt, ein wenig zu malen. Doch wurde mir die Sonne zu grell, und da dachte ich — —"

„Oh, Sie malen! Das hab' ich ja noch gar nicht gewußt. Das müssen Sie mir zeigen! Das ist gewiß wunderhübsch! Bitte, bitte!"

Geschmeichelt öffnete die Pastorin den Malkasten, um eine Landschaftsskizze zu zeigen, auf der sie echt dilettantisch Farbe und Zeichnung auf das ergiebigste mißhandelt hatte, dessenungeachtet aber brach Gertrud beim Anblick der Malerei in hellstes Entzücken aus.

„Nein, wie reizend! Das ist ja das Winnester Brook! Oh, ich kenne es sofort wieder! Wundervoll, ganz himmlisch! Oh, wissen Sie was, Frau Pastorin, das wäre etwas für mich. Nein, nein, Sie dürfen es mir nicht abschlagen! Wissen Sie, so oft Sie können, kommen Sie heraus, und wir malen zusammen. Newton muß mir gleich alles kommen lassen, was dazu nötig ist. Nicht wahr, Sie haben die Engelsgüte, liebste, beste Frau Pastorin, mir das beizubringen? Nicht wahr, Sie versprechen es mir? Bitte, bitte! — Doch, verzeihen Sie, daß ich so ganz meine Pflichten vergesse! Sie müssen ja schrecklich hungrig sein nach der Arbeit. Schnell, kommen Sie!"

Die Doktorin zog ihren Besuch ins Eßzimmer und rief dann:

„Käthe, Käthe!"

Die Magd trat ein.

„Die gnädige Frau wünschen!"

„Schnell, sagen Sie Bertha, sie soll ein Frühstück bereiten und — so warten Sie doch! Also, Caviar und Lachs und Portwein und Anchovis! — Nicht wahr, Frau Pastorin, Sie essen auch Anchovis? — Also Anchovis und, — sagen Sie Bertha nur, sie solle alles recht schön machen und recht viel! Wir sind beide furchtbar hungrig!"

„Aber, liebes Kind!" wehrte die Pastorin ab. „Machen Sie doch nicht so viele Umstände!"

„Oh, das sind ja gar keine, nein, durchaus nicht!"

Auch während des rasch servierten Imbisses ließ Gertrud die Pastorin kaum zu Wort kommen, sondern plauderte in einem fort, jeden Augenblick zu einem anderen Gegenstand überspringend, während Frau Kähle schweigend zuhörte, sich innerlich über das alberne Gänschen, mit welchem Schmeichelnamen sie die Doktorin belegte, weidlichst mokierend. Man hätte sich auch keinen größeren Gegensatz zu letzterer vorstellen können, als die stattliche, vollbusige, strenggemessene Pastorin mit ihren puritanisch reinen, regelmäßigen Zügen und den kalten, klaren, grauen Augen. An dem tiefblauen, knappanschließenden und die vollen Formen des Weibes zeigenden Kleide befand sich außer einem schmalen, um den aufstehenden Kragen gelegten, schweren

Sammetbande mit einem goldenen Kreuz daran nicht der geringste Schmuck, auf dem schlicht in der Mitte gescheitelten, reichen, dunkelblonden Haar trug sie einen einfachen, schwarzen Strohhut, die gelben wildledernen, schon etwas unsauberen Handschuhe hatte sie neben sich auf den Tisch gelegt, die Hände, an deren feine Knöchel die Ärmel des Gewandes dicht anschlossen, waren groß, aber weiß und sehr gepflegt.

Wie die Plaudertasche von Doktorin endlich, erschöpft von ihrem Redeschwall, für eine Minute schwieg, benutzte die Pastorin die Gelegenheit, um zu fragen:

„Könnt' ich einmal Ihre Zimmer ansehen?"

„Oh gewiß, meine liebe Frau Pastorin! Wenn ich bitten darf!" — —

Die Damen standen auf, und Gertrud führte ihren Gast, gestikulierend und mit jedem Schritt zuckend, sodaß die goldenen Spangen an ihren Handgelenken klirrten, durch die Flucht der reich möblierten Zimmer, von neuem in ihre alte Geschwätzigkeit verfallend und der Pastorin mitteilend, wie und wo und wann und von wem sie die betreffenden Gegenstände gekauft oder zum Geschenk erhalten. Nach einer gründlichen Besichtigung der im unteren Stock gelegenen Räume bat Frau Kähle, auch die Schlafzimmer in Augenschein nehmen zu dürfen, worauf Gertrud sich sofort bereit erklärte, diesen Wunsch zu erfüllen.

„Sehen Sie, hier ist mein Schlafzimmer!" sagte sie und öffnete die Thüre rechts von dem Gange, in den die Treppe einmündete. „Das Zimmer gegenüber benutzt mein Mann als Schlafzimmer!"

„So schlafen sie nicht zusammen?" entschlüpfte es den Lippen der Pastorin.

Ein jähes Rot stieg auf in Gertruds Wangen, während sie verlegen zur Seite blickte, um schließlich zu stottern:

„Ja, ja! — Mein Mann — —, er hält es für gesünder so!"

Dann schloß sie die Thür wieder mit schnellem Ruck und eilte dem Ende des Ganges zu.

„Und hier, Frau Pastorin, ist die Mädchenkammer. — Der Knecht schläft oben im Turm!"

Frau Kähle nickte gleichmütig, in Gedanken sprechend:

„Ei, ei! Da ist etwas nicht richtig! Wie das Gänschen zu heucheln sucht!"

3.

Während sich dies im Hause des Doktors ereignete, war letzterer selber am Krankenbette Jürgen Wittes angelangt, um dort die Stube voll alter Weiber zu finden, getreuer Freundinnen und guter Nachbarinnen, die alle um den sich unter den heftigsten Schmerzen krümmenden Kröger beschäftigt

waren, und außerdem die Wirtin und die Kantorin Brandemann. Seit der Einführung des Pastors Kähle hatte sich die Küstersfrau auf jede Weise den Strenggläubigen der Gemeinde, unter denen Martha Witte als großes Kirchenlicht galt, zu nähern gesucht, um in etwas des heiligen Duftes, der die Auserwählten umschwebte, teilhaftig und so der Nase des orthodoxen Johannes ein angenehmer Ruch zu werden, ein Bemühen, das auch betreffs der Wirtin mit dem besten Erfolge gekrönt gewesen war, sodaß sich eine echte Klatsch- und Tratschschwesterliebe im Herrn zwischen den beiden Weibern entsponnen hatte. Da nun ferner noch die Kantorin im Rufe stand, eine sympathie-kräftige Heilkünstlerin zu sein, hatte Martha ihre Busenfreundin sofort holen lassen, als ihr Mann von dem Unwohlsein befallen worden, die geschwätzige Magd indessen, welche die Wirtin ausgeschickt, hatte unterwegs jedem alten Weibe, dem sie begegnet war, erzählt, Herr Witte läge im Sterben, und die gemütvollen Wesen hatten sich ein derartiges Schauspiel doch nicht entgehen lassen können.

„Hm, ja!“ sagte Frau Brandemann kopfschüttelnd, nachdem sie den Kranken betrachtet. „Frau Witte, das ist die Gedärmverschlingung!“

„Nein, Frau Kantern, da kann ich Ihnen nicht recht geben! Das ist accurat wie mit meiner Kuh! Die ist auch dran krepiert. Das sind die Winde!“ wurde die Kantorin von der schiefen Stine Mumm, einer Tagelöhnersfrau aus der Nähe, unterbrochen.

„Dummes Zeug!“ mischte sich ein drittes Weib dazwischen. „Er hat zuviel gesoffen!“

Auf diese Beleidigung erwiderte Frau Witte ärgerlich:

„Mein Mann ist kein Säufer!“

„Nanu, denn nicht! Ich kann da doch nichts dafür!“ meinte die Angeherrschte achselzuckend.

Stine Mumm begann wieder:

„Geben Sie ihm ein bißchen grüne Seife! Das ist gut gegen diese Winde!“

„Welch ein Unsinn!“ rief Frau Brandemann und schob Stine beiseite. „Frau Witte, legen Sie Ihrem Manne ein Senfpflaster auf den Magen! Das zieht die Gedärme auseinander!“

„Nein, lassen Sie man!“ ließ jetzt ein altes, verhutzeltes Frauenzimmer, die Brotträgerin des Dorfes, die über die Schultern noch den Tragbalken hängen hatte, ihre Stimme vernehmen. „Da ist keine Hilfe mehr. Witte muß diesmal dran glauben. Denn, was ich man sagen wollte, das ist, mit Erlaubnis zu sagen, — — —“

Die Umherstehenden konnten die Diagnose des Weibes nicht verstehen, Herrn Witte aber war es bei dem Kauderwelsch immer schwüler geworden.

Ach Gott, ach Gott stöhnend, machte er einen vergeblichen Versuch nach dem andern, sich zu erbrechen, als zu seiner Beruhigung der Arzt eintrat und den Patienten untersuchte, nachdem er die Besucher bis auf die Wirtin und Frau Brandemann hinausgetrieben. Jürgens Gesicht war aschfarben und Angstschweiß entquoll der Stirne, er versuchte zu sprechen und auf des Doktors Fragen zu antworten, wurde jedoch stets wieder von Krämpfen unterbrochen und brachte nur die Worte, „ach Gott, ach Gott" heraus, sodaß sich Arssen schließlich an Jürgens Frau wandte.

„Na, was hat denn Ihr Mann gegessen?"

„Ja, was soll ich dazu sagen! Seinen Kaffee hat er getrunken und ein bißchen Brot gegessen!"

„Aber, Sie können doch sehen, daß Ihr Mann Magenschmerzen hat. Das sieht mir ganz nach einer Vergiftung aus."

„Ach du mein lieber Herrgott!" schrie das Weib und schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Witte, Witte, den Kummer hast Du mir doch nicht anthun wollen und Dich aus der Welt schaffen!"

Ungeduldig hob der Kranke die Hand auf, doch Martha wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Gewiß, gewiß, Herr Doktor!" fuhr sie jammernd fort.

„Nun weiß ich auch, warum er sich immer brechen wollte! Oh Herrjes, Witte, so 'ne Sünde so, 'ne Sünde!"

„Nun halten Sie gefälligst den Rand!" schalt der Doktor. „Und bringen Sie mir warm Wasser!"

„Gleich!" sagte die Kantorin an Stelle der Wirtin und ging hinaus, während Newton seinem Doktorkasten eine Dose, die Brechpulver enthielt, und eine Klystierspritze entnahm, da er es als das Universalmittel unter seiner Bauernpraxis heraus gefunden hatte, nach oben und unten Luft zu schaffen, — für das übrige, pflegte er zu scherzen, ließe er den lieben Gott sorgen. Richtig kehrte auch, nachdem Witte sein Innerstes gründlichst entleert hatte, wieder etwas Farbe in sein bleiches Gesicht zurück, sodaß er jetzt imstande war, vernünftige Antwort zu erteilen. Der Doktor beugte sich über das Erbrochene, um aus dessen Beschaffenheit die Ursache der vermuteten Vergiftung zu diagnostizieren, wobei ihm der scharfe aromatische Duft bitterer Mandel aus der Schüssel entgegenstieg.

„Na, Witte, was haben Sie auch bittere Mandeln zu schlucken! Sie sind mir ein kurioser Gourmand!"

„Ach Gott!" antwortete Witte mit schwacher Stimme, „das ist ja mein neuester Liqueur!"

„Dann danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie ihn zuerst selber probiert, bevor Sie die halbe Welt vergifteten!"

Herr Witte, der es in seiner Heimatstadt Schleswig bis zur Obertertia gebracht, hatte es nie recht verwinden können, daß er von einer so viel versprechenden Laufbahn zum Wirte einer Landschenke hatte herabsteigen müssen, und war daher von je auf allerhand abenteuerliche Pläne verfallen, wie er sich wieder zu einer höheren Lebensstellung emporzuarbeiten vermöchte, bis er eines Tages in sich die Begabung zu einem genialen Chemiker entdeckt hatte, indem er sich einbildete, dazu berufen zu sein, einen Schnaps zu erfinden, der alles Dagewesene in den Schatten stellen und ihn selber zum Millionär machen sollte. Allerdings war ihm bisher der Coup seines Lebens noch immer schmählich mißlungen, aber als echter Genius ließ er sich nicht verblüffen und hatte stets von neuem begonnen, sein Teufelsgebräu nach immer verzwickteren Methoden zu mischen, um endlich heute morgen die feste Überzeugung zu gewinnen, den Traum seines Daseins verwirklicht zu sehen. — —

„Lassen Sie mal den Stoff holen!“ hatte Arssen geboten.

Witte wies seine Frau an, die dritte Flasche rechter Hand auf dem zweiten Brette des Schenktisches herbeizuschaffen, und Newton roch daran, nachdem er die Bouteille erhalten und den Korken gelöst.

„Witte, wieviel Bitter-Mandelessenz haben Sie dazu genommen?“

„Einen Viertelliter!“

„Kerl, Sie sind wohl des Deubels!“

„Ach, Herr Doktor, das roch so schön, und da dachte ich, es würde ganz was Apartes werden. Meinen Sie nicht auch?“

„Ja, apart genug, Sie oller Giftmischer!“

„Ach Gott!“ ächzte der unglückliche Erfinder. „Und diesmal hab' ich geglaubt, ich hätt's!“

Der Arzt entleerte den Inhalt der Flasche in den Nachttopf, um dann zu sagen:

„Witte, nun hören Sie mal! Geben Sie das verfluchte Erfinden auf, oder nehmen Sie sofort ein Pfund Rattengift und trinken es selber. Dann bewahren Sie wenigstens unschuldige Leute vor Ihren infernalischen Liqueuren. — Und jetzt, Frau Witte, brauen Sie mir einen Theepunsch, und machen Sie mir ein Käsebrot zurecht.“

„Gleich, Herr Doktor!“

Arssen verschrieb noch ein Rezept und ging darauf in die gute Stube, wohin Martha schon den Imbis getragen. Während der Doktor abwechselnd von dem Theepunsche schlürfte und ein Stück des Butterbrotes abbiß, tätschelte er, ohne aufzusehen, gleichsam gedankenlos dem Zuge einer alten Gewohnheit folgend, der neben ihm stehenden, schmucken Wirtin auf den drallen Schenkel, so daß die Frau mit erstaunten Augen auf den Schäker hinabblickte, bis ihren Lippen, als er ihr gar mit Daumen und Zeigefinger



fest ins derbe Fleisch kniff, ein jähes „Au, Herr Doktor!“ entschlüpfte, worauf Newton aufsah und, lustig auflachend, die Hand fortzog, um dann wieder den Wagen, der ihn gebracht, zu besteigen, das Weib in eigentümlicher Verwirrung zurücklassend. Einst als blutjunges Mädchen hatte sie sich mit Jürgen Witte verheiratet, in dessen gewandte Schwatzhaftigkeit und elegante Commis voyageur-Manieren sie sich bis zur Tollheit verliebt, als er noch als Reisender das Gasthaus ihres Vaters zu besuchen pflegte, um von dort aus bei den benachbarten Dorfhäringsbändigern hausieren zu gehen. Da jedoch der alte Wirt von Herrn Witte als seinem Schwiegersohn nichts wissen wollte, hatte sich das Pärchen gedulden müssen, bis der Papa das Zeitliche segnete, ein Ereignis, auf das sie der gefällige Alte auch nicht zu lange warten ließ; indessen während der Ehe hatte sich Wittes Windbeutelnatur der Frau nur zu bald enthüllt, so daß sich ihre Leidenschaft bedenklich abkühlte, wozu noch beitrug, daß sie ihn in ihren Gedanken für ihre Kinderlosigkeit verantwortlich machte. Wie sollte das anders möglich sein, dachte sie, nach so einem Lebenswandel! Die Leute munkelten gar zu böse Geschichten von ihrem sauberen Jürgen. — —

Im Nachdenken über all dies ward sie von dem Hineingleiten der Kantorin, die unterdessen hinter der zum Tanzboden führenden Thüre horchend gestanden, unterbrochen, um dieser sofort brühwarm von des Doktors sonderbarer Liebkosung zu erzählen. Ein lüsternes Lächeln spielte um Frau Brandemanns Mund, während sie zuhörte, dann sagte sie:

„Sehen Sie, das hab' ich immer schon gesagt! Der Doktor ist ein ganz unmoralischer Mensch, aber die Pastorin Jähnike hat nie etwas davon hören wollen. Ist es denn nicht auch Ihnen aufgefallen, wie so viele Kinder, seit Doktor Arffen im Kirchspiel ist, ihm sprechend ähnlich sind? Sehen Sie sich mal die kleine Mutzen an und den kleinen Peter Carstens und — —“

„So! — Sie meinen, er hätte — —“

„Sie können sich darauf verlassen, liebe Frau Witte!“

„Das wäre aber doch ganz schändlich, Frau Kantorin!“ meinte Martha, während ein angenehmes Vorgefühl die Nerven des kinderlosen Weibes kitzelte. So ein zappelndes Ebenbild des hübschen Doktors eines Tages auf den Knieen halten zu dürfen — —! Frau Witte kniff die Augen zu.

„Aber mir sollte er nur kommen, Frau Witte! Ich wollte ihm schon zeigen, wo Bartel den Most holt!“

Die Kantorin zog ihr altes, häßliches Gesicht in die strengsten Tugendfalten, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, wie sehr ihre Busenfreundin sie in ihrer Seele verspottete.

„Ja, ja!“ dachte sie. „So einem Racker wie Dir wird der charmante Doktor auch nicht auf die Beine klopfen!“

4.

Die Kantorin Brandemann stand in dem schmalen Gemüsegarten vor dem Schulhause und blickte ihrem Manne nach, der tänzelnden Schrittes dahinwandelte in der Richtung der Schenke Jürgen Wittes. Das Gesicht des Weibes war in sauer-süße Falten gezogen, und um die Mundwinkel spielte ein böses Lächeln, während sie dachte, oh der verfluchte Lüderjahn, da geht er wieder und säuft sich dick und duhn. Schon seit vierzehn Tagen hatte die Frau an ihr nur zu wohlbekannten, untrüglichen Kennzeichen bemerkt, daß es ihren Heinrich wieder einmal nach einem tiefen Sprunge in die gebrannten Wasser der Besinnungslosigkeit gelüstete. Der Kantor, dessen Mienen sonst sofort, wenn er sich zu seinem Weibe wandte, einen mißmutigen Ausdruck annahmen, war in der letzten Zeit von einer geradezu unheimlichen Liebenswürdigkeit gewesen, er hatte seiner Gattin jeden Morgen und Abend einen Kuß auf die welke Wange gedrückt, er hatte ihr bei den Mahlzeiten die mehligsten Kartoffeln, einen Leckerbissen, den beide Ehehälften in gleicher Weise liebten, überlassen, er hatte seiner Frau Komplimente über die Erziehung der Kinder gemacht, und welch reizende Geschöpfe sie wären, während er für gewöhnlich nur den ganzen Tag über sie zu wettern und sie hin und her zu stoßen pflegte, dabei fluchend, es wäre kein Wunder, daß sie alle wie Meerkatzen aussähen, da von einer solchen Mutter eben nichts anderes zu erwarten wäre. Für einen Unkundigen mußte es als ein Rätsel erscheinen, daß dies große, starke Weib mit den sehnigen Armen und Fäusten so völlig unter dem Banne ihres kleinen, schwächlichen Mannes mit den blöden, rotgeränderten Augen und den schlaffen, bleichen Gesichtszügen stand. Früher war dies auch durchaus nicht der Fall gewesen, für die ersten Jahre ihrer Ehe war die Frau die Herrin, bis zum Tode des ältesten Kindes, um welche Zeit sich auch des Küsters Hang zum Trinken mehr entwickelt und mit ihm ein immer hartnäckiger werdender Widerstand gegen den Einfluß der Frau. Dann war der Knabe krank geworden und gestorben. Während der Tage ward Brandemann kaum für Stunden nüchtern, er sah sein Weib, überwacht, kraftlos und dazu noch leidend unter neuer Schwangerschaft, und der Haß, den der Mann in sich wider die Oberherrschaft seines Weibes aufgespeichert, und der bisher nur in ohnmächtiger Wut geknirscht, brach hervor. Obgleich er sich jedoch nie in gröberer Weise äußerte, obwohl Brandemanns Stimme nie ihre süßliche Färbung verlor und es auch nie zu Thätlichkeiten kam, brachen die giftigen Bemerkungen, die er machte, die Kraft der Frau in weit größerem Maße, als Schläge es gethan, der Kantor ward ihr unheimlich, sie fürchtete sich vor den starren, blödsinnigen Blicken, mit denen er sie unablässig anglotzte, während er sie und ihre Liebe und Fürsorge für den Wechselbalg in der

Wiege verhöhnte. Er verfluchte vor ihr die Stunde, in der er sie zum Weibe genommen und setzte hinzu, nur dies eine wäre sein Gebet morgens und abends, sie möchte verrecken und er von ihr erlöst werden. Seitdem war er der Herr geblieben, ohne daß sie je einen Versuch gemacht hätte, die Herrschaft wiederzugewinnen, und hatte fortgefahren, sein Weib zu mißhandeln, zu trinken und sein Haus zur Hölle zu machen, bis die Mahnungen von der Regierung kamen und damit neue Ängste für die um die Zukunft ihrer Kleinen besorgte Frau und schließlich die Androhung des Disziplinarverfahrens. Jetzt endlich raffte sich die Kantorin wieder auf, ihre Mutterliebe überwand die Furcht vor dem Manne, und eine Art Waffenstillstand wurde zwischen den beiden geschlossen, indem der Kantor fortan that, als ob sein Weib gar nicht mehr existierte, während er den Kindern gegenüber der gleiche Tyrann blieb. Wichtiger aber war, er besserte sich auch bezüglich des Trinkens insofern, daß er von jetzt ab nur von Zeit zu Zeit eine Orgie feierte. Die Trunksucht hatte ihn noch nicht so gänzlich zu ihrem Sklaven gemacht, als daß ihn nicht das Schreckgespenst einer Absetzung und darauf folgenden Brotlosigkeit aufzurütteln vermocht hätte. Im Laufe der Jahre hatte sich dann bei ihm die schnurrige Gewohnheit ausgebildet, jedesmal, bevor er seinem Laster zu fröhnen begann, eine Weile seinem Weibe gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen, obwohl er selber nicht wußte, warum er es that, und darin nur einem Triebe zu folgen schien, der vielleicht in der dunklen Erkenntnis dessen wurzelte, daß ihn seine Frau durch ihre Bitten beim Pastor Jähnike vor dem Untergange gerettet, und in der hiervon geborenen Vorstellung, auch in Zukunft stets einen Rettungsanker in seinem Weibe zu besitzen, falls sein Lebensschiff einmal wieder durch Alkohol zu sehr ins Wanken geraten würde.

Lautes Kindergeschrei veranlaßte die Küstersfrau, sich umzuwenden, wobei sie sah, wie in der Thüre des Hauses ihr ältester Sohn eine seiner Schwestern verprügelte und an den Haaren hin und her riß. Die Mutter eilte auf die Kinder zu, jedoch, ehe sie den Missethäter erwischen konnte, war er schon durch den Gang entflohen, der Frau eine lange Nase machend, worauf sie in ihrem Ärger dem Mädchen einen Puff gab, indem sie sagte:

„Könnt Ihr denn nie Frieden halten, Ihr vertrackten Kröten! Gleich geh ins Zimmer und mach Deine Schulaufgaben!"

Die Kleine schlich sich weinend fort, und Frau Brandemann seufzte:

„Ach, ich wollt', ich wäre tot! Das hat ja gar kein Ende mit Plagen! Und er geht wieder hin und säuft! — O, du grundgütiger Gott!"

Sie blieb einen Augenblick überlegend stehen. Was sollte sie beginnen? Ihrem Manne nachfolgen und ihn zu bereden suchen? Sie wußte nur zu gut, daß dies auch nicht den geringsten Erfolg haben würde. Was also?

Die Gönnerschaft des neuen Pastorpaares sich erwerben, damit es den Kantor schätzte, wie das alte es gethan! „Aber, du mein Gott," jammerte die Küsterin, „wenn mir das nur gelingen würde." Die junge Pastorin thut immer so schrecklich vornehm und gleichgültig. Doch, — einerlei! Wenigstens versuchen konnte sie es. — — Frau Brandemann ging in die gute Stube und holte aus einem Schranke ihr Umschlagetuch und ihren Sonntagshut, um dann das Haus zu verlassen, und, während sie dem Pastorat zuschritt, zu überlegen, wie sie wohl am Besten die Pastorin zu ihren Gunsten stimmen konnte, indem ihr allerlei durch den Kopf ging, wie zum Beispiel, sie konnte die Kähleschen Kinder loben, sie konnte die alte Pastorin verleumden, sie konnte sehr fromm thun und die Entrüstete spielen über die Sündhaftigkeit dieser Welt, worauf ihr einfiel, daß Anna Ihms schwanger war, ohne daß ein Mann mit ihr am Traualtar gestanden, und sie sich schließlich dessen erinnerte, was ihr die Wirtin vom Doktor Arfsen erzählt hatte. Wenn die Pastorin nur zuhören wollte, Stoff genug würde sie schon zum Klatschen haben! Aber warum sollte Frau Kähle nicht alledem mit Vergnügen horchen, setzte die Kantorin hinzu, mein Seel', wenn das einen Menschen nicht interessierte, was denn sonst, und immerhin war doch selbst eine Pastorin, mochte sie noch so fein sein, auch sozusagen ein Mensch. — — — In Frau Brandemanns Herzen fingen Zweifel und Sorge an zu weichen, und eine Art siegesgewisser Stimmung kam über sie, indessen das Schicksal hatte, wie ja so oft, kein Einsehen, und der Küsterin diplomatische Mission sollte in einem kläglichen Fiasko enden. Die Kantorin nämlich traf die Pastorin in denkbar übelster Laune an. Frau Kähle trat dem Gaste mit unwirschem Gesichte entgegen und erwiderte dessen höflichen Gruß mit kurzem Nicken und ohne die Hand zu reichen.

„Nun?" fragte die Pastorin. „Was führt Sie zu mir?"

Frau Brandemann stotterte bestürzt:

„Oh, Frau Pastorin, ich dachte man, ich meinte man — —"

„Wie?" kam es scharf von den Lippen der anderen.

„Ja, ich glaubte man, es wäre an der Zeit, mal meine Aufwartung zu machen!"

„So! — Bitte! Nehmen Sie Platz!"

Die Kantorin setzte sich, ohne abzulegen, auf die Kante eines Stuhles, um hilflos vor sich hinzusehen, während die Pastorin schweigend zum Fenster hinausblickte. Frau Kähle war soeben von einem Besuche zurückgekehrt, den sie der Pastorin Brodersen in Borgum gemacht, und dieser Visite und einem gewissen Zufall, der ihr unterwegs auf dem Heimgange aufgestoßen, war es zuzuschreiben, daß ihre Laune eine so gereizte war. Als sie das Haus des zweiten Seelsorgers von Borgum erreicht, hatte sie die dicke

Hausherrin in die Lektüre eines Bandes, der die Marke der Bredtstädter Leihbibliothek trug, versunken gefunden. Beim Eintritt des Besuches hatte Frau Brodersen das Buch offen auf den Tisch gelegt und war Frau Kähle entgegengeeilt, sie mit ausgespreizten Armen herzlich willkommen heißend, um nach dem bekannten Geschwätz, das in solchen Fällen von Mund zu Mund zu schwirren pflegt, in die Küche zu gehen und Anordnungen bezüglich des Kaffees zu treffen, während Frau Kähle die Zeit, welche die Hausfrau draußen beschäftigt war, dazu benutzte, einen neugierigen Blick in das Buch zu werfen, in das die kleine Pastorin Brodersen vertieft gewesen war; nämlich die deutsche Ausgabe des Zolaschen Romans „La terre". Die Leserin hatte augenscheinlich die Lektüre erst vor kurzem begonnen, da gerade jene Stelle im Anfange, die soviel Staub aufgewirbelt unter Heuchlern, Scheinheiligen und Narren, und in der dargestellt wird, wie eine Kuh zum Bullen geführt wurde, aufgeschlagen lag. Frau Kähle hatte nie in ihrem Leben eine Zeile von Zola gelesen, dessen ungeachtet aber jedesmal, so oft in Gesellschaften die Rede auf den großen Franzosen gekommen, in das allgemeine Verdammungsgeheul mit eingestimmt, eine kleine Verlogenheit, die ihr zu Nutzen von Tugend und Moral mit vielen tausend anderen biederen Menschen gemein war; sodaß denn auch jetzt sofort, nachdem sie den Namen des Verruchten auf dem Titelblatte gelesen, das Gesicht des Weibes einen äußerst tugendsamen Anstrich annahm. Sie legte das Buch schnell wieder beiseite, um sich die Hand mit dem Taschentuch abzuwischen, als ob sie sich besudelt, und, wie bald darauf die Hausfrau zurück kam, zu sagen: „Aber, meine Liebe, das ist ja eine ganz eigenartige Lektüre!"

„Wie?"

Frau Kähle wies auf den Roman hin.

„Nicht wahr, großartig!" bemerkte Frau Brodersen.

Die Pastorin Kähle sah erstaunt auf.

„Ich verstehe nicht!" begann sie dann.

„Kennen Sie den Roman noch nicht?"

„Nein, — und — —"

„Dann müssen Sie ihn unbedingt lesen! Ich sage Ihnen, einfach großartig. Gerade wie das Leben selber!"

„Hm!" meinte die andere nach einer Pause. „Ich denke, für eine anständige Dame — —"

„Wie meinen Sie?"

„Ich meine, — hm, — solch schmutziges, unsittliches — —"

„Unsittlich! — Im Gegenteil, ich finde alles sehr sittlich."

„Jedenfalls wird Ihre Meinung dann nicht geteilt werden von dem anständigen Publikum!" entgegnete Frau Kähle in spitzem Tone.

„Aber, — und übrigens!"

„Nun?"

„Bitte, einen Moment!"

Der kleinen, dicken Dame begann der Kamm zu schwellen, so daß sie mit ärgerlicher Miene fortfuhr:

„Wie Sie ja selber sagten, kennen Sie das Buch noch gar nicht. Also wie — —

„Oh!" wehrte Pastorin Kähle ab. „Man braucht auch nicht allen Schmutz selber kennen lernen zu wollen. Mir gilt das Urteil — —"

„Ach was!" unterbrach sie die Hausfrau. „Urteil hin, Urteil her! Ich denke, wir sind alt genug, selber zu urteilen!"

In diesem Augenblicke wurde der Kaffee von der Magd hereingebracht, und die Aufmerksamkeit der beiden Damen durch diesen Umstand auf eine Weile von dem verfänglichen Thema abgeleitet, worauf man jetzt allerlei über die Nachbarn zu schwatzen begann und klatschte und lachte, indem der Besuch dazwischen den Kaffee und Kuchen lobte, und Frau Brodersen dem Gaste eine zweite und dritte Tasse aufnötigte und der Widerstrebenden immer neue Haufen Gebäckes auf den Teller legte, bis sich endlich der Magen beider Frauen eine weitere Zufuhr energisch verbat.

5.

Mit gesättigtem Behagen lehnten sich die Pastorinnen ins Sofa zurück, um auf eine kurze Spanne zu schweigen, und während dieser Pause war es, daß Frau Brodersen zum Unglück das Gespräch von vorhin wieder einfiel.

„Apropos!" begann sie. „Um auf das Buch zurückzukommen, ich bin allerdings erst im Beginne, aber was bis dahin – —"

„So!" unterbrach sie Frau Kähle gedankenlos.

Die streitbare Stimmung der jungen Moralistin war infolge des Genusses der vielen Süßigkeiten etwas gemildert worden. Sie nickte mit dem Kopfe und fragte dann:

„Wovon handelt es eigentlich?"

„So viel ich jetzt schon sehen kann, vom Leben der Bauern in Frankreich."

„So! — Wie war noch der Titel?"

Die Hausfrau stand auf, um das Buch herbeizuholen und der Pastorin zu reichen.

„Ah, Mutter Erde! Hm!"

„**La terre**," schoß es Frau Kähle durch den Sinn. Ah, jetzt fiel es ihr ein, daß sie vor einigen Wochen eine Kritik darüber in einem christlichen Blatte gelesen hatte. So, — hm, ja, dachte sie, das war ja der



gemeine Roman, in dem die Geschichte mit der Kuh und dem Bullen sich zutrug.

„Pfui, nun erinnere ich mich!" hob sie an. „Wo das junge Mädchen mit der Kuh — —"

„Ja, ja, so fängt es an!" unterbrach sie Frau Brodersen, um in ihrer Unschuld noch hinzuzusetzen:

„Ich sage Ihnen, das ist großartig, und — —"

Sie reckte sich plötzlich in die Höhe und spähte über den Tisch zum Fenster hinaus, dann rief sie:

„Sehen Sie! Allerdings ist das nicht mit einer Kuh. Doch, — kommen Sie!"

Sie sprang auf und trat ans Fenster.

„Bitte, kommen Sie doch!"

Frau Kähle, die dem Rufe gefolgt war, sah auf dem Hofe des gegenüberliegenden Bauernhauses, wie ein Mann ein Pferd hielt, dem das rechte Vorderbein und das linke hintere mittelst eines Strickes eng zusammengekoppelt waren, und wie das Tier den Kopf unruhig hin und her warf.

„Nun?" fragte die junge Frau ahnungslos.

„Jetzt wird gleich der Hengst kommen!"

„Was?"

Eine Stallthüre wurde geöffnet, und, geleitet von einem Knechte, kam schnaubend ein mächtiges Pferd auf das andere zugestürzt, sodaß Frau Kähle jetzt begriff und, sich mit einem entrüsteten Pfui abwendend, hervorstieß:

„Entschuldigen Sie, ich gehe!"

„Aber warum denn, meine Liebe? Warten Sie doch!"

„Hören Sie mal!" brauste die andere auf. „Eine solche Unanständigkeit und Unsittlichkeit! Ich begreife nicht, wie Sie etwas derartiges vor Ihren Augen dulden! Pfui!"

„Unanständig, — unsittlich! Aber, das ist ja doch ganz natürlich!"

„Ich danke für solche Natürlichkeiten! Ich gehe!"

„Aber, du guter Himmel, Sie haben ja doch auch Kinder bekommen, oder hat die der Storch gebracht?"

„Ich denke, es ist besser — —"

Frau Kähle nahm raschen Griffes ihren Mantel und setzte ihren Hut auf, dann richtete sie sich in ihrer vollen Größe auf und sprach strenge, ihrem kurzen Gegenüber einen vernichtenden Blick zuwerfend:

„Ich empfehle mich!"

Ohne das Haupt zu neigen oder die Hand auszustrecken, rauschte sie hoheitsvoll zur Thüre hinaus, Frau Brodersen in sprachloser Verblüffung

zurücklassend, von der sich diese erst nach dem Verlaufe einiger Minuten zu erholen begann, um nach einem energischen „Na, aber so was“ hastig im Zimmer auf- und abzuschreiten, sich vergebens darum abmühend, über der anderen Verhalten Klarheit zu gewinnen, da sie von jeher bezüglich all der tausend kleinen, sinnlichen Anreizungen, wie sie auf ein verfeinertes Nervensystem einzudringen pflegen, im Zustande paradiesischer Unschuld gelebt und deshalb auch nie das Bedürfnis nach einem moralischen Feigenblatte, um ihre Blöße zu decken, verspürt hatte. Sie war ein viel zu nüchternes und gesundes Weib, um durch irgend etwas anderes als den Thatsachenumstand, daß sie mit ihrem Gatten Paul im Bette lag, und dieser sich seiner Ehepflicht erinnerte, zu geschlechtlichen Gedanken angeregt zu werden, obgleich ihre Nerven sonst durchaus nicht atrophisch waren, und sie sich wie jede andere normale Frau am Umgange mit ihrem Manne ergötzte, nur daß ihrer keuschen, kernigen und praktischen Natur alles sentimentale Sinnen, Sehnen und Träumen und phantastische Aufbauschen des Verhältnisses von Mann und Weib vollkommen fremd war. Dagegen hatte sie schon immer, obwohl es ihr selber zu ihrem Bedauern versagt worden war, Kinder zu gebären, ein fast wissenschaftlich zu nennendes Interesse für die Erzeugung und Geburt lebender Wesen gehegt, eine Anteilnahme am Werden und Erscheinen eines neuen Geschöpfes, die wohl zum großen Teile mit daher rühren mochte, daß sie auf dem Lande als Tochter eines kleinen Krämers aufgezogen und so mit den Bedürfnissen des Bauernlebens innig verwachsen war, indem sie von Jugend an unter dem Eindrucke dessen gestanden hatte, welche große Rolle dies Neuwerden im Dasein der Landleute spielte; bedeutete doch jedes Kalb, jedes Ferkel, jedes Füllen einen Zuwuchs an Reichtum und Behagen. Es gab für sie nichts natürlicheres, als daß man auf den Erzeugungsakt großen Wert legte und offen mit einander darüber verhandelte, auf welche Weise hierbei das beste Resultat erzielt werden konnte. Schon als Kind war ihr das Belegen eines Tieres einerseits etwas ganz alltägliches gewesen, andrerseits aber auch immer wieder neu interessantes, wobei sie Männchen und Weibchen mit prüfenden Blicken gemessen und aus ihr bekannten Kennzeichen geschlossen hatte, ob der Zweck wohl erreicht werden würde oder nicht. Die geringe, mehr instinktive Erfahrung ihres Bauernverstandes betreffs einer Zuchtwahl übte ihre Kritik aus, lobte oder tadelte, kurzum, von nichts hätten ihre Gedanken beim Anblick einer Paarung entfernter sein können, als von sinnlicher Pikanterie. So blieb ihr auch die Entrüstung der Pastorin Kähle und deren Erklärung, sie fände etwas derartiges unanständig und unsittlich, völlig rätselhaft, da die biedere Dame viel zu naiv war und zu gleicher Zeit nicht intelligent genug, um unter dem Deckmantel dieser tugendsamen Aufspielerei den Pferdefuß geheimen Sinnen-

kitzels hervorlugen zu sehen. Unter dem Einflusse dieses Ärgers traf sie ihr Gatte, der, nachdem er einen erstaunten Blick auf sie geworfen, fragte:

„Na nu, aber was ist denn mit Dir los?"

„Ja, weißt Du — —"

Sie teilte ihm alles mit. Des Pastors breites Gesicht ward bei der Erzählung immer schmunzelnder, bis sich sein geheimes Vergnügen in einem kichernden Gelächter Luft machte, sodaß seine Frau halb erstaunt, halb verstimmt zu ihm aufsah.

„Aber, Paul, ist denn dabei zu lachen?"

„Ach Du, ach Du, das ist wirklich gut! Nee, so was! Hihihi!"

Die Augen des Alten funkelten schelmisch, und seine Lippen spitzten sich zu einem leisen Pfiff, ein sicheres Zeichen, daß des Geistlichen humoristisch veranlagtes Gemüt von irgend etwas im höchsten Grade gekitzelt wurde. Das ist einmal ein Frauenzimmer, die Pastorin Kähle, dachte er, sieh einer die Schäkerin, dann nahm er den Kopf seines Weibes zwischen die flachen Hände, dabei murmelnd:

„Du bist ein Närrchen! Dies Kind, kein Engel ist so rein — —"

Der Rest des Citates verlor sich in einem Kusse, dem sich die Pastorin mit verwirrten Mienen und rotem Gesichte entwand.

„Ach Du!" sagte sie und drehte sich um, innerlich sich selber eine Gans scheltend und davon überzeugt, daß sie gewiß etwas recht dummes geschwätzt hatte, da sie sonst ihr kluger Paul sicherlich nicht ausgelacht hätte, und dann vergaß sie die ganze Geschichte.

6.

Frau Kähle hatte ihre Schritte heimwärts gelenkt, mit finsteren Augen und den Mund in strenge Falten gezogen gleich einer zürnenden Minerva dahinstürmend, da das, was ihr widerfahren, ihren prüden Sinn aufs tiefste verletzt hatte, indem ihr nichts mehr zuwider war, als die öffentliche Schaustellung des Geschlechtlichen. Aber dieser Haß war, wie ja so oft im Menschenleben, nichts anderes als die Tochter der Furcht vor Liebe zu einer verbotenen und deshalb desto heißer begehrten Frucht. Die keusche Diana war durchaus nicht so tugendsam, wie es nach ihrem Gebahren den Anschein hatte, im Gegenteil, tief unten auf dem Boden ihrer Seele rauschte eine mächtige Welle sinnlicher Begehr, und nur einer asketischen Erziehung und eiserner Willenskraft hatte sie es zu danken, daß diese Woge nicht aufwallte und, alles mit sich hinreißend, über sie flutete. Ihr üppiger, von Gesundheit und Kraft strotzender Leib hatte von jeher in Hader gelegen mit den Forderungen ihres sittlichen Bewußtseins, sodaß die Frau trotz der kühlen Atmosphäre, trotz all der Kasteiung und religiösen Übung im Hause

ihrer Eltern, die einer Herrnhuter Gemeinde entstammten, niemals völlig hatte Herr werden können über ihres Fleisches Begehrlichkeit, ein Umstand, der ihr, da sie mit allen Fasern ihrer Seele und ihres Geistes an den puritanischen Glaubenssätzen ihrer Ahnen hing, jene nur um so verhaßter gemacht hatte. Sünde dünkte ihr jeder Gedanke an Wollust und gemein und verwerflich das Behagen am anderen Geschlechte. Schon manchen bitteren Kampf hatte sie mit sich gerungen, wenn der Anblick eines Mannes sie erregt, und sie gefühlt, wie in ihr das Verlangen nach diesem Manne aufstieg. Dann hatte sie sich auf ihrem Zimmer auf die Kniee geworfen und gebetet, bis ihre leibliche Erregung sich in geistige Extase umgesetzt, aber anstatt ihr Seelenfrieden zu bringen, ließ dieser Streit ihre Sinnlichkeit nur noch mehr erstarken, und, wenn es ihr auch durch eherne Selbstzucht gelang, erstere so weit einzudämmen, daß sie nie zu offenem Durchbruch kam, so litt das Mädchen doch von Jahr zu Jahr schmerzlicher unter der inneren Fehde. Um sich selber zu strafen und ihren Leib zu züchtigen, schlug sie daher auch einen Heiratsantrag aus, gerade weil er ihr von einem Manne gemacht worden war, für den sie eine brennende Neigung zu empfinden glaubte, da sie nicht in den heiligen Stand der Ehe treten wollte, ihrer Meinung nach verführt von der Lust am Geliebten. Keusch sollte ihre Gemeinschaft mit dem Manne sein, nur das Mittel zu immer höherer Läuterung und nicht zum Genusse weltlicher Freuden; Gott nur wollte sie dienen, zu seinem Ruhme Kinder empfangen und gebären, das reine Gefäß wollte sie sein, in welches der Same geborgen wurde, um aus ihm neue Wesen aufkeimen zu lassen, die im Glauben an Jesum Christum lebten und starben. Unbewußt war ihr durch die ständige Einwirkung biblischer Offenbarung die Weisheit aufgegangen, daß alle Wollust der Liebe, mag der Leib auch noch so brünstig danach begehren, nur ein großer Betrug ist um des Kindes willen, und daß allein dessen Erzeugung und nicht kurzer Nervenrausch den Zweck des geschlechtlichen Aktes bildet. So hatte sie denn schließlich, als der Kandidat Johannes Kähle um ihre Hand angehalten, eingewilligt, sein Weib zu werden, da des Mannes dürre Gestalt, das verdrießliche, blasse Gesicht und sein kühles Verhalten auch nicht das geringste besaßen, einen sinnlichen Reiz auszulösen, und ihr daher dieser Werber in jeder Weise dem Ideale zu entsprechen schien, das sie sich von ihrem zukünftigen Gatten ausgetistelt hatte. Indessen die erste Erfahrung, die sie als junge Frau machte, sollte all diese Phantastereien jählings über den Haufen werfen, die so lange gewaltsam unterdrückte Natur forderte gebieterisch ihr Recht. Als das Weib im Dunkel der Hochzeitsnacht neben ihrem Manne auf dem Lager lag, da brach ihre Leidenschaftlichkeit mit elementarer Glut hervor, und anstatt zu einem Gottesdienst, wie es sich die Jungfrau eingeredet,

ward dies erste Zusammensein zu einem Bacchanal, bei dem die einmal erwachte Sinnlichkeit unersättlich zu sein schien, und die Schmerzen selber, die das Weib zu gleicher Zeit erduldete, nur noch den Rausch steigerten, bis sie fast zu Tode erschöpft in tiefen Schlummer versank, um am nächsten Morgen seelisch und leiblich wie gebrochen wieder zu erwachen. Bittere Reue bemächtigte sich ihrer, stundenlang marterte sie sich im Gebet ab, und dann stieg von neuem die Nacht auf, und mit ihr flammte von neuem leidenschaftliches Lodern empor, um beim nüchternen Grauen des Tages dem verzweifelten Aufschrei nach einer Erlösung aus den Banden der Sünde zu weichen. In gleicher Weise war es dann fortgegangen, bis das Kind kam und mit ihm eine Art befreienden Sühnegefühls, jedoch schon nach zehn Wochen starb der Säugling, und die Mutter ward tief hinabgebeugt unter der Last der Gedanken, Gott hätte ihr den Knaben wieder genommen um der Sünde willen, in der sie ihn empfangen. Nach zehn Monaten gebar sie ein Mädchen und nach einem zweiten Jahre einen Sohn, während welcher Zeit sie fast völlig Herr über ihre Sinne geblieben mit nur wenigen Ausnahmen, sodaß die Frau sie infolge ihrer Seltenheit glücklich vergaß, ohne jedoch dabei je die Empfindung eines geheimen Argwohnes loswerden zu können, daß tief in ihr versteckt etwas lebte und webte, das hungerte nach dem Verbotenen. Die Ahnung dieses Umstandes war es, die sie so überempfindlich allem Geschlechtlichen gegenüber machte, sie haßte es um der Verführung willen, die darin lag. — —

Ungefähr die Hälfte der Strecke von Borgum nach Ritzebüll mochte die Pastorin zurückgelegt haben, als sie von dem Bedürfnis nach einem Glase Wasser erfaßt wurde. Sie blieb daher vor einer reinlichen Kathe, die am Wege lag, stehen und trat darauf in die Hausflur, um den Labetrunk zu erbitten; wie sie jedoch die zur Wohnstube führende Thüre öffnete, bot sich ihr ein unerwarteter Anblick dar. Sie sah halbverhüllt von den kattunen Vorhängen des Wandbettes die breite, mit einem städtischen Rocke bekleidete Rückansicht eines Mannes und einen Teil bunter, aus grober Wolle gefertigter Weiberkleidung in höchst kompromittierender Stellung beisammen. Ein Moment jäher Erstarrung folgte, dann entfloh den Lippen der Zuschauerin ein lautes „Ah", der Mann fuhr in die Höhe, und der Doktor Newton Arffen stand der Pastorin mit puterrotem Gesicht gegenüber, während eine kleine, braune, derbe Hand die Vorhänge in raschem Griffe zusammenzog.

„Herr Doktor — Sie!" kam es von Frau Kähles Munde, dann drehte sie sich um und war verschwunden. — — —

Voller Sorgen überlegte der Arzt, wie er sich einige Minuten später auf den Weg machte, auf welche Weise er aus der bösen Klemme kommen

sollte. Verdammt, dachte er schließlich, die Sache war doch höllisch faul. Das einzige, was zu thun war, — hm, — ja, er mußte schon in den sauren Apfel beißen und die Pastorin persönlich um Verzeihung und Verschwiegenheit bitten. Aber, hol's der Deibel, das war nicht so einfach! Doch, einerlei, — jedenfalls wollte er sich erst etwas Courage trinken! —

Die Sonne war schon untergegangen, als sich der Doktor unsicheren Schrittes von der Schenke Wittes auf den Heimgang begab, indessen der Marsch und die kühle Abendluft ernüchterten ihn wieder etwas, sodaß Frau Gertrud nichts von dem geheimen Gelage ihres Mannes merkte. Die Gatten setzten sich zum Abendbrot, wobei die Frau über das, was sich während des Tages ereignet hatte, plauderte, um schließlich aufzuspringen mit den Worten:

„Übrigens, das hätte ich ja gleich vergessen! Die Magd von Pastor Kähle war vorhin hier mit einem Briefe, gerade, bevor Du kamst. Es wäre dringend. Hier!"

„Aha!" dachte Arssen, seine Verlegenheit hinunterkämpfend. Er öffnete den Brief und überflog die Zeilen, während Gertrud neugierig zusah.

„Was ist denn los?" fragte sie endlich, als er gar kein Ende mit dem Lesen zu finden schien.

„Oh nichts! Geschäftliches!"

„So zeig' doch!"

„Närrchen, Du brauchst nicht alles zu wissen!"

„Ah geh'! Laß sehn!"

Sie suchte ihm den Brief aus der Hand zu nehmen, jedoch Newton knitterte das Papier schnell zusammen und steckte es in seine Brusttasche.

„Geh, ich bin Dir bös!"

Gertrud stand schmollend auf und stellte sich ans Fenster, der Doktor aber sprach zu sich selber:

„Verdammt, da hätten wir die Bescherung! Was thun, sprach Zeus! Soll ich dem Knaben weismachen, ich hätte der Kleinen eine Morphiumeinspritzung machen wollen nach berühmten Mustern? Der Kerl wird's nicht glauben. Hol' der Teufel den Kram!"

Dann ärgerte er sich, daß er seinem Weibe den Brief nicht gezeigt. Was so ein böses Gewissen einen für Dummheiten begehen ließ! In dem Schreiben hatte ja gar nichts Verfängliches gestanden, — der Pastor hatte ihn nur ersucht, heute noch bei ihm wegen einer wichtigen Angelegenheit vorzukommen. Aber, fuhr Newton in seinem Selbstgespräch fort, wenn er Gertrud den Brief jetzt noch zeigte, mochte sie Verdacht schöpfen. Ah, Unsinn, das war nur wieder dies dumme, böse Gewissen! Also nur los! — Und dann, vielleicht hatte die Pastorin noch garnichts erzählt! Warum sollte Kähle nicht wegen etwas anderem mit ihm reden wollen! —

„Heh, Gertrud!“ begann er darauf laut. „Sei so gut und laß eine Flasche Rheinwein kommen! Ich bin höllisch durstig.“

„Oh Du! Ich bin böse mit Dir!“

„Warum denn, Mäuschen?“

„Das wirst Du selbst am besten wissen!“

„Doch nicht wegen des Briefes?“

Die Frau erwiderte nichts, sondern fing an, mit ihren Fingern einen Marsch auf den Scheiben zu trommeln.

„Ach, Du heiliger Nepomuk!“ dachte Arssen und erhob sich, um hinter sein Weib zu treten und ihr einen Kuß auf den Nacken zu drücken. Fünf Minuten später saßen sie beide wieder einträchtig einander am Tisch gegenüber und verhandelten, während Newton dem Weine zusprach, darüber, was wohl der Pastor mit ihm zu beraten haben mochte.

„Da wird doch keins krank sein!“ meinte der Mann.

„— Oder vielleicht die Frau, — hm! —“

„Ja!“ erwiderte Gertrud erröteud. „Ich habe gleich daran gedacht.“

„Na?“

„Ja, weißt Du, — Trine Godburgsen wäscht ja auch bei uns, und die — —“

„So, so! Ich verstehe!“ unterbrach sie der Doktor. „Na ja, das jüngste Kind ist ja auch schon über zwei Jahre alt. Das wird's wohl sein. Doch, nun muß ich gehen.“

Er stürzte den Rest des Weines hinab und zog sich darauf seinen Überzieher an und nahm seinen Hut.

„Gute Nacht, Schätzchen, und auf Wiedersehen!“

Frau Gertrud schlang den Arm um seinen Nacken und bot ihm die Lippen, die Newton mit dem Gedanken küßte:

„Du bist doch ein rechter Lump, aber, — der Henker hol's, — was ist dabei zu machen!“

Dann verließ er das Haus, sich bemühend, möglichst grade dahinzuschreiten, da der schwere Rheinwein seinen Rausch von vorhin wieder beträchtlich genug aufgefrischt hatte, in des Doktors Hirn den Argwohn aufkeimen zu lassen, daß seine Beine, falls er ihnen nicht Zwang anthat die Zickzacklinie für die dem Menschen angemessenste Gangart halten würden.

7.

Der Pastor Johannes Kähle saß in übelster Laune in seinem Studierzimmer, da ihm im Verlaufe des Nachmittags etwas sehr unangenehmes widerfahren war. Wie schon erwähnt, befand sich der Kantor Brandemann wieder einmal auf dem Pfade des Lasters. Nachdem er sein Haus und

Weib verlassen, war er geraden Weges zur Schenke Jürgen Wittes gesteuert, wo er den Tagelöhner Peter Godburgsen getroffen. Letzterer litt gleichfalls wie der Küster an der Leidenschaft, sich alle Monate einen ungeheueren Haarbeutel in Theepunsch anzusaufen, sodaß nun die beiden Trinkbrüder schon seit Stunden mit schnapsroten Gesichtern bei einander hockten. Peter stumm quaimend, und Brandemann mit dem großartigen Erfolge seiner Pädagogik und der Zucht renommierend, die er über seine Schüler ausübte, während sich der Wirt Witte einen Ulk daraus machte, die Worte des Berauschten zu bezweifeln, um diesen jedoch dadurch zu nur größerer Prahlerei zu reizen, bis sich der Kantor schließlich schwankend erhob und den Wirt und Peter einlud, ihm zu folgen, dann könnten sie ja selber sehen, ob er die Wahrheit redete oder nicht. Witte wehrte lachend ab, Godburgsen dagegen erklärte sich sofort lallend bereit, mit Brandemann zu gehen, worauf die Trunkenen aus dem Hause taumelten, um die Richtung nach dem Schulgebäude einzuschlagen.

„Na, Peter!“ sagte der Kantor. „Nun sollst Du mal was erleben.“

„Ja!“ grunzte der andere. „Das soll wohl sein!“

Der Küster stieß auf.

„J—up! Ja, was ich man sagen wollte, — nun wollen wir mal Schulinspektion halten. Den Pastor soll der Deibel holen!“

„Das ist ein Aas, sag' ich!“ meinte Peter.

„Soll mir nur kommen!“ brüstete sich Brandemann. „Sind schon mit ganz anderen fertig geworden!“

Sie hatten das Schulhaus, aus dessen geöffneten Fenstern Höllenlärm schallte, erreicht.

„Die verdammten Racker!“ gröhlte Brandemann, während er die Thüre zu einer kleinen Vorhalle aufriß. „Da soll doch der dreimal gesottene Gottseibeiuns — —“

„Dich wird er schon früh genug holen!“ tönte es ihm in schrillem Diskant entgegen, und die Kantorin hielt ihrem Gatten die Faust vor die Augen.

Der Küster brüllte:

„Halts Maul, Kamel, oder —“

Er schob sein Weib beiseite und stolperte, von Peter gefolgt, in die Schulstube, wo ihn die Kinder, da sie sofort erkannt hatten, in welchem Zustande sich ihr Tyrann befand, mit donnerndem Hurrah empfingen.

„Maul halten!“ schrie Brandemann.

„Hurrah!“

„Schnabel halten, sag' ich!“

„Hurrah!“

„Euch soll doch der — —“

Er hob drohend seinen Knotenstock, sich so auf einige Minuten Ruhe verschaffend, worauf ein Lächeln der Befriedigung über sein Gesicht grinste, während er sich an Peter wandte mit den Worten: „Na, — siehst Du?"

Dann drehte er sich von neuem den Kindern zu:

„Ihr Lausbuben und liederliches Mädchengesindel, he, ja, — jup, Ihr Affen, — ja, Affen seid Ihr allesamt, doch Euch soll vergeben werden um der Gnade Jesu Christi willen! Maul zu, und unterbrecht mich nicht! — Ja - Kuchen, sag' ich! Na, na, ja, — jup! Kinder, jetzt wollen wir mal eins singen! Was wollen wir singen?"

Die Knaben und Mädchen sahen sich mit verschmitzten Augen an, scheinbar nur auf das Zeichen eines schlanken Burschen mit frechem Gesicht wartend, um von neuem ein Hurrah anzustimmen, jedoch der Junge verhielt sich wider Erwarten still und blickte den Kantor nur halb nachdenklich, halb lauernd an, dann sagte er: „Herr Kanter, kennen Se all dat niege Leed?"

„Was?" fragte Brandemann.

„Von Herrn Pastorn sien Koh!" erwiderte der Knabe, während die Kinder, kaum daß sie den Vorschlag gehört, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, indessen der Küster schien sich durchaus nicht beleidigt zu fühlen. Wie ein Funken in trockenes Stroh fiel ihm die Erinnerung an das Lied, das er aus seiner Seminaristenzeit in Eckernförde kannte, ins trunkene Hirn, sodaß er in das Lachen mit einstimmte, um endlich auszurufen:

„Das ist fein! Peter, nun sollst Du mal was zu hören bekommen! Also! — Halts Maul, Ihr Viehzeug! Na, also, ich fange an, und Ihr fallt ein! Los denn!"

Er begann:

„Kennt Juh all dat niege Leed, niege Leed, niege Leed?
Kennt Juh all dat niege Leed
Von Herrn Pastorn sien Koh?
Gistern war se dick un drall, dick un drall, dick un drall,
Hüt dor liggt se dod in' Stall,
Den Herrn Pastorn sien Koh!"

Brandemann winkte mit beiden Händen zum Zeichen, daß der Chor einfallen sollte, worauf die Kinder brüllten:

„Jujaja, trulala, den Herrn Pastorn sien Koh, ja ja!
Jujaja, trulala, den Herrn Pastorn sien Koh!"

Wiederum hob der Kantor an:

„„Mudder, wat smecken die Tüften nett, Tüften nett, Tüften nett!"
„Jung, dat kommt von'n Nierenfett
Von Herrn Pastor sien Koh!"" — — —
„Jujaja, trulala — —"

fiel der Chor ein.

So ging es fort, eine Strophe des sinnlosen Liedes nach der anderen bis zum Schluß:

„Endlich ward de Pastor grimmig,
Sleit up'n Disch, seggt: „Good verdimm mich!
Ick bin der Herr von de Koh!"" — —
„Jujaja, trulala, ick bin de Herr von de Koh, ja ja!"

— — — Die Kinder verstummten plötzlich, die Thüre war aufgerissen worden, und Herr Johannes Kähle hatte die Stube betreten mit einem langgezogenen:

„Soooo!"

Totenstille herrschte in dem Raume, sodaß man die Fliegen an die Scheiben prallen hörte, die Kinder blickten mit dummen, nichtssagenden Gesichtern vor sich hin, während sich Peter Godburgsen hinter die große Tafel duckte und der Kantor den Geistlichen mit offenem Munde sprachlos anstarrte.

„Sooo!" wiederholte Johannes. „Das ist ja ein sehr netter Gesangsunterricht! Sooo!"

Er kniff die Lippen zusammen und sah Brandemann durchbohrenden Blickes an.

„Bitte, wollen Sie mir den Auftritt erklären?"

Kein Laut wurde hörbar.

„Kinder, geht nach Hause!"

Die Knaben und Mädchen folgten dem Gebote des Pastors mit Affengeschwindigkeit, worauf Kähle eine Weile stumm auf- und abging, um sich dann vor den Küster hinzustellen und zu sagen:

„Herr, Herr! Sie sind ja betrunken, Herr!"

Brandemann versuchte eine Entgegnung zu stammeln, brachte aber nur heraus:

„Ich, ich, — ich!"

„Herr, schweigen Sie! Das wird ein Ende haben, Herr!" — — — —

Hatte schon dieses Ereignis Herrn Johannes Laune sehr unwirsch gemacht, vollends verdorben sollte sie ihm durch das werden, was ihm seine Frau von dem Abenteuer in der Kathe erzählt hatte, und so saß er nun mit übereinander geschlagenen Beinen in seinem Studierzimmer, seit einer Stunde auf den Doktor Arffen wartend, um ihn wegen seines unsittlichen Lebenswandels ins Gebet zu nehmen. Die Gatten hatten beraten, was in der Sache zu thun wäre, und waren zu dem Entschlusse gekommen, über den Skandal zu schweigen, um kein Ärgernis zu erregen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Arzt seinen Wohnsitz so schnell wie möglich an einen anderen Ort verlegte. Auf keinen Fall, hatte Frau Kähle gesagt,

würde sie dulden, daß solch unmoralischer Mann länger in der Gemeinde verweile, die ohnehin schon genug vom Gifte der Unsittlichkeit angefressen zu sein schiene, wie dies die Pastorin Brodersen und dann die Küsterin Brandemann hinlänglich bewiesen. Unerhört, käme das Mensch eigenst zu dem Zwecke in ihr Haus, um vor ihr Schmutz über Schmutz auszukramen! Fürwahr, eine gute Zuchtrute thäte dem Kirchspiele not! Der Kantor solle ja auch ein Säufer sein, wie könne man so einem die Seelen unschuldiger Kinder anvertrauen? Es wäre an der Zeit, diesen Mißständen ein Ende zu machen. — —

Wie bemerkt, sollte der Kantorin diplomatisches Unternehmen, der Pastorin Gunst zu erwerben, gründlichst mißlingen. Nachdem nämlich eine Weile unheimliches Schweigen über den Häuptern der beiden Frauen gelagert, hatte die Küstersfrau endlich so vielen Mut gefaßt, die Stille zu unterbrechen, indem sie sich räusperte und dann sagte:

„Ja, ja, wenn man's bedenkt!“

Frau Kähle hatte, ohne etwas zu erwidern, fortgefahren, aus dem Fenster zu starren, worauf die Kantorin nervös hüstelte.

„Wie?“ klang es vom Fenster.

„Oh, ich meinte man, wenn man so eine schöne Frau hat!“

„Von wem sprechen Sie?“

„Vom Doktor Arffen!“

„Ah!“

Die Pastorin wandte ihr Gesicht dem Besuche zu.

„Ja, ich meine man!“ begann Frau Brandemann von neuem.

„Was wissen Sie von dem Doktor?“

„Oh, was die Leute so reden — —“

Also, es war schon weiter bekannt, dachte Frau Kähle.

„Könnten Sie mir etwas Bestimmtes nennen?“

Die Kantorin antwortete, verlegen werdend:

„So, — Bestimmtes! — Was man so, — und dann Frau Witte —“

Auf erneutes Drängen der Pastorin fing der Gast darauf an mitzuteilen, was sich zwischen dem Doktor und der Wirtin abgespielt hatte, dabei die Hauptgeschichte schmückend und würzend mit allerlei pikanten Nebenbemerkungen, jedoch, ehe sie mit der Erzählung zu Ende kam, unterbrach die Hausfrau ihren Redefluß mit den Worten:

„Ich denke, es ist besser, wir lassen all den Schmutz!“

Indessen Frau Brandemann ließ sich nicht so leicht zum Schweigen bringen, da ihr die Gelegenheit, in einem Winkel der Seele der Pastorin festen Fuß zu fassen, zu günstig dünkte, als daß sie so ohne weiteres das Terrain, welches sie schon erobert glaubte, wieder geräumt hätte.

„Ja, denken Sie!" fuhr sie fort. „Und dann, — Anna Jhm ist auch schwanger, und der Himmel weiß von wem! Die Sittenlosigkeit wird immer größer!"

Die Kantorin hatte ihre Augen gen Himmel erhoben, während sie ihren Mund in möglichst fromme Falten zu ziehen suchte, aber anstatt hierdurch zu erzielen, daß sie wie eine über die böse Welt entrüstete Heilige aussah, ließ dies heuchlerische Bemühen ihr Gesicht nur um so lüsterner erscheinen. Die Pastorin stand auf und sagte:

„Frau Brandemann, ich ersuche Sie, mich mit dergleichen Gemeinheiten zu verschonen! Pfui! — Sie verzeihen, ich muß nach meinen Kindern sehen!"

Frau Kähle ging auf die Zimmerthüre zu, sodaß der Kantorin nichts übrig blieb, als aufzuspringen und, einige unzusammenhängende Worte stammelnd, Abschied zu nehmen, um darauf, nachdem sie sich draußen vor dem Pastorat wieder etwas gesammelt hatte, zu stöhnen:

„Oh du mein Gott, da wär' ich ja regelrecht hinausgeworfen! Mein Heiland, was soll daraus noch werden!"

8.

Anstatt zu ihren Kindern zu gehen, schritt die Pastorin Kähle noch lange mit zusammengekniffenen Lippen in dem Zimmer auf und ab. Oh die Gemeinheit, oh der Schmutz, dachte sie, überall, wo man hinsah, überall, wo man hingriff! Sie warf sich auf einen Sessel und versuchte zu beten, um die widrigen Empfindungen, die auf sie einstürmten, los zu werden, da sie fühlte, wie etwas in ihr laut werden wollte, das sie haßte und verabscheute. Warum, schrie es in ihr, hatten ihre Eltern die Herrnhuter Gemeinde verlassen! Dann würde sie jetzt in reiner, heiliger Luft atmen können, dann würde sie nie etwas von alledem erfahren haben. Oh, wie sie dürstete nach Reinheit! Wie hatte Lüsternheit aus den Augen dieses gemeinen Weibes geglitzert, und oh die Schmach, daß sie sich vor dieser Lüsternheit fürchtete, daß etwas in ihr aufsteigen wollte, lockend, verführerisch! Warum hatte sie auf des Weibes Klatsch gehorcht! War es lüsterne Neugierde gewesen? Pfui! So hatte auch sie Freude am Schmutz! Oh, wer befreite sie von dem Leibe der Sünde! Hatte nicht so schon der große Apostel gerufen in seiner Herzensnot? Oh, wie sie ihn verstand, wie sie dieses Leibes Begehrlichkeit kannte! Daß sie die Schandketten dieses Leibes, der gerade jetzt, wo sie empfand, wie ein neues Leben in ihm zu keimen begann, immer stürmischer in seinem Verlangen wurde, nicht abzuschütteln vermochte!

Sie sprang auf und eilte in den Garten hinaus, um dort ihre Kleinen, die beim Nahen der Mutter mit ihren frischen, unschuldigen Gesichtchen zu ihr emporblickten, im Sande spielend zu finden. Die Frau neigte sich zu

ihnen hinab und preßte sie, mit jeder Hand ein Kind zu sich heraufziehend, leidenschaftlich an die Brust.

„Mama, Mama!“ jauchzten die Geliebkosten.

„Ihr lieben, süßen!“ stotterte die erregte Mutter.

„Mama, spielen!“ stammelte der Jüngste.

„Gewiß, mein Bübchen!“

„Komm, Häuschen bauen, Paulchen Häuschen bauen!“

„Oh Du, oh Du!“

Sie bedeckte des Söhnleins Antlitz mit Küssen, bis dieser, verwirrt durch des Weibes stürmische Zärtlichkeit, den Kopf furchtsam zur Seite wandte.

„Oh Du, oh Du! Ja, laßt uns spielen!“

Sie kauerte sich neben die Kinder auf den Boden nieder, um, während sie aus dem feuchten Sande einen Bau aufzuführen begann, zu fühlen, wie ihre Nerven sich beruhigten, als ob der keusche Hauch, der die Kleinen umschwebte, sich gleich einem stählenden Bade über sie ergossen, sodaß sie, als ihr Mann sie eine Stunde später tief in das Spiel versunken antraf, die ganze Angelegenheit, die Pastorin Brodersen, den Doktor Arffen, die Kantorin Brandemann, Anna Ihm, sowie alle die anderen Pikanterien der Sünde vergessen hatte. Sie richtete sich auf, schüttelte den Sand von ihrem Kleide ab und steckte ihren Arm unter den ihres Mannes, indem sie sagte:

„Johannes, sieh! Sind sie nicht reizend!“

Des Geistlichen verdrießliches Gesicht erhellte sich, er schlang den Arm um seines Weibes Taille und zog sie an sich, während ihm die Abendluft weich um Nase und Mund wehte, und die Lungen in vollen Zügen den feuchtwarmen Odem einsaugten, dem sich Blumenduft und frischer Erdgeruch mischten, nervenprickelnd und das sinnliche Behagen des Mannes noch steigernd, wie er sich so an des üppigen Weibes straffe Hüfte lehnte. Er blickte gen Westen, wo die Sonne zum Horizont als glänzende Kugel hinabsank, und segnete sein Geschick, daß ihm Gott solch gute Pfründe gegeben und solch schönes und gesundes Gemahl. Hatte er sich das aber nicht auch voll verdient, setzte er diesen Gedanken pharisäisch hinzu, war sein Wandel nicht immer unsträflich gewesen und rein und heilig, war er nicht keusch und züchtig geblieben sein lebelang, und schwer genug war es ihm gefallen! Doch jetzt ward ihm der geziemende Lohn reichlich zugemessen. — — Tiefer senkte sich der Sonnenball, Dämmerung quoll auf, und mit ihr in des Pastors Seele die heimliche, berauschende Vorahnung dessen, was die Nacht ihm bringen sollte. Die Schelle zum Abendessen erklang, die Gatten schritten, nachdem jeder ein Kind auf den Arm gehoben, dem Hause zu, wo eine Dienstmagd die Kleinen in Empfang nahm, um sie zu Bett zu bringen, während Johannes und sein Weib, ohne ein Wort mit einander

zu wechseln, ihr Mahl aßen. Der Mann war überhaupt nicht sehr redseliger Natur, und die Erwartung des ehelichen Glückes, das ihm in wenigen Stunden zu teil werden sollte, machte ihn nur noch schweigsamer, der Frau aber waren die Erlebnisse des Nachmittags wieder eingefallen.

Nach Beendigung des Abendbrotes stand der Pastor auf und holte sich eine Cigarre, zündete sie an und setzte sich in einen alten, bequemen Ledersessel, um, dichte Tabakswolken ausstoßend, in eine angenehme, nervenerwärmende Träumerei zu versinken. Wie unendlich behaglich fühlte er sich! Das Essen war schmackhaft und kräftig gewesen, die Cigarre, ein Geschenk des Hamburger Onkels, duftete so aromatisch, durch die halbgeöffneten Fenster flutete die laue Luft herein, von der hohen, grünbeschirmten Lampe auf der Mitte des Tisches breitete sich beruhigender, dämmernder Schein, kein lauteres Geräusch störte den Frieden ringsum, nur die Uhr in der Ecke rechts vom Ofen tickte gleichmäßig mit sanftem Schlage. Wie warm, wie voll, wie wohlig war das, und dann noch — die Nacht, die immer näher rückte. Johannes Kähle lehnte sich tiefer in den Stuhl und schloß die Augen, um die Lider nach einer Weile wieder zu öffnen und schnellen Blickes den Raum zu überfliegen. Oh, wie gemütlich war das alles, dachte er, wie anheimelnd und mollig! So hatte er sich das oft ausgemalt, wie er noch Student gewesen und einsam und würgend an dem Begehren nach der Lust dieser Welt auf seiner kahlen Bude gehockt, während seine Kommilitonen sich in Kneipen und schlimmeren Lokalen umhergetrieben. Wie er an all den Möbeln hing, hatte er sie sich doch selber mit dem ersten, ersparten Gelde angeschafft, — dort das grün überzogene Sofa mit dem weißgedeckten Tisch davor, auf dem jetzt neben der Lampe eine Vase mit frischen Blumen prangte, den Bücherschrank, die hochlehnigen Stühle, den eichenen Schreibtisch, — und zwischen ihnen auf- und abschreitend sein hohes, üppiges Weib! Auch sie hatte er sich erworben durch eigene Arbeit, das arme Kind des armen Schulmeisters, die ihm nichts ins Haus gebracht außer dem Segen der Eltern, auch sie war sein Eigentum dadurch geworden, daß er ihr ein behagliches und sicheres Heim geboten. Wie köstlich schön sie war! Johannes Augen verfolgten die Gestalt der Frau, dann schweiften seine Blicke zur Schlafzimmerthüre, die von der Pastorin halb geöffnet worden war, damit sie so besser auf den Schlummer der Kinder achten konnte. Beleuchtet vom matten Schimmer des Nachtlichtes sah der Geistliche die weißen Laken des aufgeschlagenen Bettes. Ah! — Er schloß die Augen von neuem.

Das Weib hielt plötzlich in ihrem Gange inne, um auf ihren Mann zuzutreten und sich ihm auf die Kniee zu setzen.

„Johannes?“

„Mein Lieb!“

Er zog sie an sich.

„Johannes, ich möchte mit Dir sprechen!“

„So! Nun?“

„Ja!“

Sie neigte ihr Gesicht zu seinem Ohr und begann ihm flüsternd zu erzählen, was sie in der Kathe gesehen, indem ihr anfangs die Worte nur stotternd kamen, bis sich ihrer die alte Entrüstung bemächtigte und die Sätze in glattem Flusse von ihrer Zunge glitten.

„Nun, was sagst Du? Ist das nicht schändlich?“ beendete sie ihre Anklage.

Johannes Kähles Gesicht hatte sich in saure Falten gezogen, da ihm das Mitgeteilte wie Meltau auf die Blätter seiner behaglichen Stimmung gefallen war. Daß die Menschen auch immer im Schmutze waten mußten, dachte er, — pfui, der Doktor war doch ein Scheusal. Solch ein reizendes Weib zur Frau zu haben, um sie mit einer Käthnerin zu betrügen! Das war ja gar nicht zu glauben, nicht zu begreifen, — aber es mußte wahr sein. Zu ärgerlich! Die ganze Freude des Abends war ihm verdorben worden.

„Nun, Johannes!“ mahnte die Pastorin.

„Ja, das ist schrecklich!“

„Du mußt mit ihm sprechen, heute noch!“

„Heute! Ich denke — —“ kam es zögernd von Johannes' Lippen.

„Ja, heute noch!“ drängte die Frau. „Du mußt Bertha sofort mit einem Briefe schicken, daß er gleich kommt!“

„Nun, ja — morgen!“

„Nein, nein, heute noch! Je früher dieser Mensch — —“

„Na, wie Du willst!“ — — —

So saß denn der Geistliche und wartete auf den Sündenbock, darüber sinnend, wie er seine Strafpredigt beginnen sollte, wobei es ihm durchaus nicht sehr lieblich zu Sinn war, da er sich bisher noch nie in der Lage befunden, einem gebildeten, ihm gleichstehenden und dazu noch älteren Manne die Leviten zu lesen. Was dann, dachte Johannes, wenn der Arzt ihn einfach auslachte, wenn er ihm entgegenwürfe, er sollte sich nicht um anderer Leute Angelegenheiten scheren. Daß ihm seine geistliche Würde kein Übergewicht über den Sünder gab, wußte Kähle nur zu gut, hatte sich doch der Doktor die ganze Zeit über, während welcher Johannes in der Gemeinde amtierte, kein einziges Mal außer dem Einführungstage in der Kirche sehen lassen, ein Verhalten, das gerade nicht dafür sprach, daß der Doktor ein frommer Mann war oder auch nur scheinen wollte. Und

ferner, Arffen hatte so eine spöttische Art an sich. — — Kurzum, der Seelsorger fühlte sich keineswegs sehr behaglich, er war sich seiner selbst nicht sicher, und zu gleicher Zeit ärgerte ihn die Erkenntnis dieses Umstandes immer mehr; er stand auf und schritt einige Male im Zimmer auf und ab, setzte sich schließlich wieder, schlug die Beine übereinander und fing an, mit dem langen Bismarckbleistift auf den Tisch zu klopfen.

Einerlei, sprach er zu sich, jedenfalls, — hm, — ja, im Grunde war das ja auch eine rein geschäftliche Sache! Der Doktor mußte fort aus der Gemeinde, das war alles. Er wollte die Angelegenheit ganz kalt verhandeln. Da hieß es einfach, so liegen die Verhältnisse, entweder Sie gehen freiwillig, mein Herr, oder wir machen alles bekannt. Und, — aber, — — nein! —

Der Pastor strich sich mit der Hand über die Stirne, um dann in seinem Selbstgespräch fortzufahren. Nein, das durfte er nicht! Gott hatte ihn hier eingesetzt zum Hirten. So zu handeln, das wäre ein grober Vertrauensbruch gewesen, er war dem Herrn verantwortlich für die Seelen der ihm Anvertrauten. Mochte der Sünder sich immerhin der Zuchtrute des Allmächtigen entziehen wollen, — seine, Johannes Kähles Pflicht war es dessenungeachtet, — nein, er durfte nicht schweigen, er mußte dem Missethäter die Gebote Gottes vorhalten, er mußte ihm ins Gewissen reden, — nein, er durfte kein stummer Hund sein. —

9.

Der Größenwahn und die Anmaßung des geweihten Priestertums stiegen dem sonst so harmlosen Geistlichen zu Kopf und entzündeten in seinem Hirne die Glut eines alttestamentlichen Bußpredigers, bis es ihm ward, als ob sich ihm der machtvolle Strom einer höheren Kraft in die Nerven ergoß, sodaß er sein Haupt stolz emporrichtete, während alle Unsicherheit, alle Verzagtheit von ihm wichen. Ja, er wollte, — — dieser Übertreter der heiligen Gesetztafel sollte, — ja, dieses Mannes Sinnenbrunst, — ja — er — —. In seiner Erregung dachte unser Prophet keinen seiner Gedanken zu Ende, der eine überstürzte den anderen, und so kam es, daß Johannes, als der Doktor bei ihm eintrat, wohl Stimmung genug zu einer Strafpredigt besaß, aber nicht imstande war, aus dem ihn umwirbelnden Chaos halbgeformter Ideen einen zerschmetternden Satz herauszugreifen, seine Rede einzuleiten. Der Pastor sah sich plötzlich völlig im Stich gelassen, und, anstatt den Sünder mit einer schweren Salve zu empfangen, reichte er ihm, wie er, verbindlich lächelnd und mit etwas schwerer Zunge guten Abend lallend, die Rechte ausstreckte, die Hand zum Gruße dar.

„Also, er weiß richtig noch nichts!" dachte Newton, nach der Geste des Seelsorgers urteilend, und atmete erleichtert auf.

„Nun, Herr Pastor, was giebt mir das Vergnügen?" begann er.

„Bitte, setzen Sie sich!"

Arffen rückte einen Stuhl nahe an den Schreibtisch und nahm Platz, Herr Johannes aber hatte sich unterdessen wieder auf sein Prophetenamt besonnen.

„Ja, das ist ja eine ganz schreckliche Geschichte!" sagte er langsam und die Worte ausziehend.

„Also doch!" fuhr es Newton durchs Hirn, dann fragte er, sich bemühend, möglichst unschuldig auszusehen: „Na, Herr Pastor, was — —"

„Das wissen Sie doch selber!" bemerkte Kähle mit höhnischer Betonung.

„Ich wüßte nicht!" erwiderte der Doktor, achselzuckend.

„So! — Hm! — Ich meine," fuhr Johannes fort, seinen Worten einen scharfen Nachdruck gebend. „Das, was heute Nachmittag in der Kathe Sönke Jebsens geschehen!"

„Hm!"

„Ja, ja, Herr Doktor!"

„Na, denn los!" dachte Newton und setzte laut hinzu: „Was denken Sie zu thun?"

„Davon ist noch nicht die Rede! Davon sprechen wir später!" antwortete Kähle, in die Art verfallend, wie er auf der Kanzel zu predigen pflegte. „Jetzt heißt es, Ihnen als Ihr Seelsorger — —"

„Pardon, Herr Pastor!"

„Sagen Sie, was Sie wollen, ich stehe hier als Ihr von Gott und unserem König eingesetzter Hirte und habe Ihnen, der Sie die Gebote des Herren so gröblich — —"

„Um Himmelswillen, reden Sie doch keinen Stuß!" unterbrach ihn der Doktor. „Ich denke, wir — —"

„Sie irren sich! Was Sie denken, ist in diesem Falle ganz gleichgültig! Ich darf nicht der mir anvertrauten Pflicht — —"

„Aber, ich bitte — —"

Jedoch Johannes hielt stramm zu seinem Prophetenamt, indem er, seine Stimme erhebend, um den anderen zu übertönen, seinen Sermon fortsetzte, wobei ihm jetzt die Sätze wohlgeformt zuflossen, als ob er auf der Kanzel stände. Bald breitete er sich über die Sündhaftigkeit der Menschen im allgemeinen aus, bald über die des Arztes im speziellen, bald citierte er Bibelstellen, und bald mischte er Perioden aus früheren Predigten unter, sich dabei zu immer höherem Schwunge aufregend und sich immer mehr durchdrungen fühlend von dem Bewußtsein, daß der Mann,

welcher da vor ihm saß, das Urbild eines dem Satan verfallenen Sünders darstellte, während er, der Herr Johannes Kähle, der von Gott geweihte Priester, das Gefäß aller Tugend und Heiligkeit war, — bis der Doktor nach einer Reihe vergeblicher Versuche, des Geistlichen Redefluß zum stehen zu bringen, zu sich sprach:

„Na, laß den Hanswurst sich erst gründlichst ausgerben!"

Da ihm die Litanei allmählich in seiner trunkenen Laune zu belustigen anfing, zog er eine Cigarre hervor und zündete sie an. Das ist ja die reinste Bierrede, dachte er und lachte vor sich hin, worauf ihm der burschikose Einfall kam, der Cigarre einen mächtigen Zug zu entsaugen, und dem Pastor die volle Wolke ins Gesicht zu blasen, sodaß Johannes, der bis dahin in seinem Feuer nichts von des Arztes Unhöflichkeit, sich einen Glimmstengel anzustecken, bemerkt hatte, gezwungen wurde, innezuhalten und heftig zu husten anfing, um mit blaurotem Gesichte, nachdem der Anfall vorüber war, zu keuchen:

„Herr, Herr!"

„Entschuldigen Sie, aber ich sah keine andere Möglichkeit, Sie zum Ausspucken zu bringen! Nun lassen Sie auch mich gefälligst einmal dran! Also — —"

„Nein, Herr!"

„Zum Teufel, mir reißt die Geduld!" schrie Arffen und stand auf.

„Mein Herr, Ihr Benehmen!" ächzte der Pastor.

„Ach was! Also ich bin solch ein Lüderjahn, solch ein Unmensch, solch ein Wüstling! Donnerwetter, zugegeben, dreimal zugegeben! Und das noch als Mann einer Frau, die — —. Halt, unterbrechen Sie mich nicht! Nun, antworten Sie mir! Warum nimmt man sich ein Weib? Nicht wahr, um der Eherechte willen! Nicht wahr, dann will man auch seine Eherechte? Ja oder nein?"

Ohne des Geistlichen Antwort abzuwarten, fuhr Newton fort:

„Also, wenn man nun eine Frau hat, die — —. Gott verzeih mir, daß ich davon rede, aber krummen Hund laß ich mich nicht schimpfen! Ich bin ein bißchen voll heut' Abend, sonst thät ich's sicher nicht, aber jetzt soll's heraus, und wenn Sie's nicht bei sich behalten, dann sollen sie was erleben! — Also, wenn man eine Frau hat, die es nicht will, — verstehen Sie, — die einem vorjammert: „Gott, ich begreife Dich nicht, wie Dir so etwas nur Vergnügen machen kann!" — Die immer klagt, daß es ihr wehthut, daß es ihr zuwider ist, daß — —. Heh, verstehen Sie?"

„Wie, wie? Ich verstehe nicht, allerdings verstehe ich nicht!" warf Kähle mit verwirrter Miene ein.

„Na, das ist doch einfach genug! Da ist etwas mit ihren Nervi pudendi

nicht richtig! Sie hat eben keinen Orgasmus! Das wissen Sie auch wohl wieder nicht, was das ist? Das ist halt der Spaß, der dabei ist!"

„Aber, — ja!"

„Aber, — ja, Donnerwetter, Sie wollen doch wohl nicht, daß ich meine Frau notzüchtigen soll, was tausend andere Schweinhunde thun würden! Beim Teufel, da halte ich doch zu viel auf sie und mich selber. Ich liebe meine Frau und würde der glücklichste Mensch der Welt sein, wenn — — aber, es ist mal da, das Malheur, und so such' ich es wenigstens, soviel ich kann, zu mildern. Also nun?"

Der Arzt schwieg, tief aufatmend, und setzte sich wieder, um nervös an seiner ausgegangenen Cigarre zu saugen, während der Pastor stumm vor sich hinbrütete, da ihn das jähe Bekenntnis des Doktors im höchsten Grade überrascht hatte, indem es ihm nie in den Sinn gefallen wäre, daß etwas derartiges überhaupt vorkommen könnte. Ja, allerdings, wenn die Sache so stand, zuckte es durch seinen Kopf, der Mensch in Johannes wollte beginnen, Mitleid und Einsicht zu haben, jedoch, ehe sich diese einen Ausdruck zu gewinnen vermochten, steifte der Priester in dem Manne den störrigen Nacken und der Pastor sprach:

„Das ist ein Unglück für Sie, aber das giebt Ihnen noch lange nicht die Berechtigung, nein, mein Herr! Dann haben Sie es zu tragen als eine Ihnen von Gott gesandte Prüfung!"

Arssen lachte auf.

„Das ist famos! Sie können leicht reden, Sie können leicht keusch und züchtig leben! Sie haben eine schöne, frische, normale Frau. Das ist just so, als ob ein Mann, der bei der vollen Flasche sitzt, einen anderen, der nichts zu trinken hat, ausschimpft, daß er seinen Durst mit schmutzigem Wasser stillt. Heh, oder glauben Sie, daß es so reizend ist, so ein Bauernweib — —, wenn man statt dessen — —. Hoh, hoh! Und ich kann mir nicht helfen, — ich bin mal nicht zum Mönch geschaffen, — ich werde krank sonst! — Nun?"

Herr Johannes stand auf und sprach, die Rechte pathetisch erhebend:

„Beugen sollten Sie sich unter die Zuchtrute des Herren! Wahrlich, nicht umsonst hat er sie aufgehängt über Ihnen! Eine Strafe sollte sie sein Ihrer Sinnenbrunst! Ja wahrlich, wer nur mit dem Gedanken in den heiligen Stand der Ehe tritt, in ihr eine Gelegenheit zu finden, seinen Gelüsten freien Lauf zu lassen, der soll sich bitter irren! Ja, wahrlich, gerade um dieser sündigen Auffassung der heiligen Gemeinschaft von Mann und Weib — —"

Ein leises, knarrendes Geräusch ertönte hinter der Portiere, die vor der zum Wohnzimmer führenden Thüre hing, und ließ den Pastor inne-

halten, da ihm der Gedanke durchs Hirn fuhr, „das ist meine Frau“, weswegen er auch seine Stimme dämpfte, wie er darauf weiter sprach:

„Ja, mein Herr, Sünde nur war es, Lüsternheit und nicht — — —“

„Nun hören Sie gefälligst auf! Sie haben kein Recht, mich zu beschimpfen!“

„Als Ihr Seelsorger — —“

„Hol der Teufel den Seelsorger! Gott verdamm' mich, aber nun werde auch ich kein Blatt vor den Mund nehmen!“

Der Doktor schlug mit der Faust vor Johannes auf den Tisch, um dann mit laut schallender Stimme fortzufahren:

„Antworten Sie mir! Warum heiratet man überhaupt?“

„Weil es der Herr so bestimmt hat in seiner Weisheit, daß Mann und Weib zusammen leben sollen, auf daß sie fruchtbar sind, und das Weib Kinder gebäre, dem Herrn Diener und Gläubige zu sein!“

„Abgesehen von dem letzteren, — ich glaube, die meisten gehen zum Deibel! Doch einerlei! Aber der einzige, wenigstens der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung der Kinder!“

„Ja — und — —“

„Genug! Ich stimme Ihnen darin bei! Aber, Ihre Frau ist jetzt schwanger — —“

„Herr!“

„Sie wollen sagen, daß das nicht hierher gehört! Allerdings gehört das hierher.“

„Schreien Sie doch nicht so sehr!“ unterbrach Johannes den Doktor und warf einen scheuen Blick nach der Portiere.

„Ach was, ich schreie ja gar nicht! Ihre Frau ist schwanger, — ich weiß es, — ja, ja, das ist so, ich weiß es und — Sie ebenfalls!

„Lassen Sie doch!“

10.

Herrn Johannes ward es unheimlich zu Sinn, er wußte von seiner Frau, daß Arffen die Wahrheit gesprochen. Worauf der Arzt nur hinaus wollte! — —

„Nein, nun gerade nicht!“ fuhr Newton fort. „Sie Ausbund aller Keuschheit, der nur um des Kindes willen — —. Heh, der Zweck ist erreicht, und doch soll mich der Teufel holen, wenn Sie nicht trotzdem — —“

„Herr!“

„Heh! Nicht wahr, sehr keusch und tugendsam! Na, das bißchen Amüsement, die Sinnenbrunst, die sündige Lüsternheit! — — Gott verdamm' mich, ich weiß, ich bin scheußlich roh, aber wer hat angefangen? Wie man

in den Wald schreit, so schallt es wieder. Heh, also mit Ihrer Keuschheit und Tugend ist das nichts, oder glauben Sie etwa, daß so ein Kind Stück für Stück gemacht wird, heute die Nase und übermorgen die große Zehe?"

Das war allerdings Herrn Johannes' dunkle Vorstellung von der Erzeugung eines Kindes gewesen, insofern er sich überhaupt je Gedanken über besagtes Thema gemacht, sodaß ihn auch des Doktors Worte nicht wenig verblüfften, zu gleicher Zeit aber regte sich in ihm geheimes Mißtrauen. Wenn der Arzt das alles nur gesagt hatte, um — —. Solch einem unsittlichen und gottlosen Menschen war das Schlimmste zuzutrauen. Kähle sah Newton argwöhnisch von der Seite an, jedoch auf dessen Gesicht war nichts bestimmtes zu lesen, dann kreuzte der Gedanke des Pastors Hirn, daß bei den Tieren freilich der einmalige Paarungsakt genügte, aber die Menschen waren eben keine Tiere, sodaß für jene nicht die Gesetze gelten konnten, welche für diese maßgebend waren, und doch — —. Zum ersten Male im Leben zogen durch Johannes Kähles dicken Pastoralschädel einige vernünftige, naturwissenschaftliche Vorstellungen, da sie indessen seinem persönlichen Behagen zu sehr in die Quere kamen, wehrten sich Interesse, Instinkt und theologische Borniertheit in gleicher Weise dagegen und traten den kaum entfachten Vernunftfunken sofort wieder aus, indem Johannes zu sich sprach, das alles könne nur Unsinn sein, nur ein Blendwerk des Bösen, sonst hätte gewiß die Bibel dazu Stellung genommen, und, so sehr er auch nachsann, davon stand nichts in der heiligen Schrift, es konnte also nicht wahr sein, und dieser lose Vogel von einem Doktor hatte ihm nur ein Kukuksei ins Nest legen wollen. Arffen hatte unterdessen seinen Paletot angezogen und seinen Hut genommen.

„Ich denke," sagte er, „es ist besser, wir verhandeln das übrige schriftlich, — und — —"

Während ein lustiges Lächeln über sein hübsches Gesicht irrlichterte, setzte er noch hinzu:

„Übrigens, ich meine, es ist gar nichts so schlimmes dabei, die blöde Rasse hier ein wenig aufzubessern, und nebenbei huldige ich nur Verheirateten. Eine Ledige habe ich noch nie in Ungelegenheit gebracht. Das wenigstens sollte ein gutes Haar in meinem räudigen Pelze sein! Und damit Gott befohlen!"

Der Doktor eilte aus dem Hause in die stille Nacht. Er war mit sich selber handelseins geworden, was nun geschehen mußte, indem er sich vorgenommen, seiner Frau alles einzugestehen, obwohl er wußte, daß es eine böse Scene geben würde, aber sie mußte, dachte er, ihm doch schließlich vergeben. Wie verrückt war doch die Welt, flog es ihm dabei durch den Sinn, da hatte er das reizendste Weib, wie geschaffen zur Liebe, sie liebten

einander, nur diese verdammten Nervi pudendi wollten ihre Pflicht nicht thun. Verrückt! Wahrlich, quia absurdum, credo, — es lag mehr Vernunft darin, als einem deutschen Professor von Neujahr bis Weihnachten einfiel, doch, — schrumm, glücklich war, wer vergaß, was sich mal nicht ändern ließ. Er hatte seine Wohnung erreicht und sah, wie aus den Fenstern der Wohnstube Licht schimmerte, und sich von dem Scheine die dunkle Silhouette des Kopfes seiner Frau abhob, bei deren Anblick ihm der Mut sofort wieder sank. Ach, du lieber Strohsack, sprach er halblaut zu sich, die würde ein schönes Gesicht machen, wenn er ihr alles beichtete. Nein, er wollte doch lieber abwarten, was der Pastor beginnen würde, — dann war's noch immer früh genug. — — —

Nachdem der Doktor den Pastor so schnell verlassen, hatte dieser noch eine gute Weile, verwirrten Geistes und Gemütes vor sich hinbrütend, in seinem Sessel verharrt, hatte doch das Gespräch eine sehr unerwartete Wendung genommen, indem das, was Johannes beabsichtigt, völlig ins Wasser gefallen war, und statt dessen, daß er dem Arzte einen scharfen Gewissensstachel ins sündige Fleisch getrieben, der letztere ihm selber einen bösen, beißenden Floh ins Ohr gesetzt hatte, da Kähle, trotzdem er immer von neuem räsonnierte, das alles konnte ja nur Unsinn sein, doch nicht die Stimme eines bösen Zweifels ersticken konnte, ob nicht der Doktor ungeachtet aller Einwände recht gehabt. Dann fiel es dem Pastor ein, sein Weib würde die ganze Unterhaltung mit angehört haben. Oh du mein Gott, seufzte er, bei ihrer sonderbaren Charakteranlage! Ein tiefer Groll gegen den Arzt stieg in Johannes' Seele auf. Er erhob sich und ging ins Wohnzimmer, wo seine Frau in Gedanken vertieft auf dem Sofa saß, um beim Eintritt des Mannes mit ernsten Augen aufzublicken.

„Nun?" fragte sie der Pastor mit unsicherer Stimme.

„Es ist spät, Johannes!" erwiderte Frau Karoline. „Ich denke, wir gehen zur Ruhe!"

Ja, sie hat alles gehört, dachte Johannes, sonst würde sie ihn gefragt haben. Eine Ahnung dessen, was die Seele des Weibes bewegte, nahte sich quälend dem Pastor, indem ihm bewußt wurde, welch außerordentlichen Eindruck dasjenige, was der Arzt gesagt, auf sie gemacht haben mußte, daß sie so ganz zu fragen vergaß, wie sich die Verhandlung zwischen dem Doktor und ihrem Manne gestaltet, worauf Johannes überlegte, ob er mit ihr über die Wahrscheinlichkeit des von Arssen Geäußerten sprechen sollte, da es ihn dazu drängte, um Gewißheit zu haben, während ihn zu gleicher Zeit dunkle Furcht abhielt, das heikle Thema zu berühren. Wie ein Bann legte es sich auf ihn, er fühlte, daß er vor einer tief in sein Leben einschneidenden Entscheidung stand, etwas fremdes schien in sein Haus eingezogen zu sein,

etwas drohendes, erdrückendes, die Kehle und Lebensfreude zuschnürendes. Er trat ans Fenster und zog das Rouleau ganz in die Höhe, dann lehnte er sich hinaus und atmete schwer auf. Die Luft war noch lauer und feuchter geworden als am Nachmittag, der leichte Wind, der über den Garten strich, wehte dem Manne den scharfen, sinnlichen Hauch blühender Levkoyen zu, die wenigen Sterne, die zwischen den schweren Wolken leuchteten, schimmerten in schwimmendem Glanze, während verworrene Geräusche aus der schwacherhellten Landschaft drangen, sodaß alles, was Johannes wahrnahm, zu verschwommen, jeder Laut zu undeutlich, jede Kontur zu schattenhaft war, um seinen Sinnen etwas zuzutragen, scharf und bestimmt genug, seinem Verstande einen Anhaltspunkt zum Überlegen zu geben. Die ganze Umgebung wirkte einzig auf verschleiertes Gemütsleben, bis von neuem, nur noch stärker als vorhin im Garten beim Sonnenuntergang, das Verlangen nach innigerer Gemeinschaft mit seinem Weibe den Geistlichen ergriff, indem jetzt aber diese Begehr mit der dumpfen Vorahnung einer unabwendlichen Enttäuschung schmerzlich untermischt war. Johannes schloß das Fenster und sagte:

„Ja, laß uns gehen!“

Schweigend entkleideten sich die Gatten beim undeutlichen Schein des Nachtlichtes, da sie nicht die auf der Kommode stehende Lampe, wie sie sonst zu thun pflegten, angezündet hatten, als ob sie sich beide vor hellerer Beleuchtung scheuten, indem der Mann von Zeit zu Zeit einen schnellen Blick auf sein Weib warf, wenn er unbemerkt zu sein glaubte. Er sah, wie sie die Taille auszog, und der volle Nacken, die Brust, die runden Arme sich mit ihrem zartgelblich-rosigem Fleischton von dem weißen Hemde abhoben. Dann löste die Frau das Korsett und ließ die Röcke fallen, während des Mannes Blicke zu deu sich hervorwölbenden Hüften hinabglitten, bis ihn heißes Sehnen zu dem Weibe hindrängte, sie in die Arme zu schließen und zu herzen und küssen, ohne daß er es jedoch wagte. Sie zog die Nadeln aus dem Haar, sodaß es in leichtgelockten Wellen fast über die Schenkel hinabflutete, worauf sie einige Male mit dem Kamm darüber fuhr, die Arme dabei graziös hebend und senkend, um schließlich das Haar zu einem Knoten zusammenzudrehen und ihn am Hinterkopfe zu befestigen.

Der Pastor hatte sich ausgezogen und ins Bett gelegt, wohin ihm die Frau, nachdem sie sich noch einmal über die Wiege der Kleinen gebeugt, folgte, sich neben Johannes hinstreckend, der bemerkte, wie sie die Hände faltete und die Lippen mit geschlossenen Augen bewegte, um ihr Abendgebet zu sprechen. — —

„Gute Nacht, Johannes!“

Er vermochte nicht, den Gruß zu erwidern, da ihm die Kehle zu trocken

war zum Reden. Es ward still in dem Zimmer, nur die Atemzüge der vier Menschenkinder vibrierten durch den Raum, doch vergebens suchte Herr Johannes Schlaf zu finden. Indem er zur Decke emporstarrte und die phantastischen Schatten, die das Licht warf, betrachtete, fühlte er, wie ihm der Leib zu brennen begann und das Begehren seiner Sinne immer leidenschaftlicher wurde, bis er das Haupt vorsichtig zur Seite wandte und das regelmäßige Profil seines Weibes neben sich auf dem Kissen ruhen sah, um an dem nervösen Zucken der Gesichtsmuskeln zu erkennen, daß Karoline noch nicht schlief, eine Entdeckung, die ihn plötzlich bestimmte, aus dem Bette zu schlüpfen und das Licht auszulöschen.

„Was thust Du, Johannes?“ klang es durch das Dunkel.

„Nichts, nichts!“

Der Pastor hatte sich wieder aufs Bett geworfen und schmiegte sich dicht an sein Weib. — —

„Nein, Johannes, laß!“

Sie drängte ihn mit sanfter Gewalt von sich.

„Karoline!“

„Nein, Johannes!“

„Aber, Karoline, es ist ja nicht wahr!“

Das Weib verstand und erwiderte:

„Johannes, ich weiß, es ist wahr! Ich habe es immer schon so gefühlt. Bete, und laß uns schlafen!“

„Nein, nein!“ keuchte der Mann, der immer mehr seine Selbstbeherrschung verlor.

„Johannes!“

Eine Klangfärbung, wie er sie noch niemals aus dem Munde seiner Frau vernommen, lag in dem Worte, sodaß er sich stöhnend abwandte und die Hand ballte. Noch niemals in seinem Leben hatte er solch einen Haß empfunden gegen die gottlosen, modernen Materialisten und Aufklärer, die selbst vor dem Heiligsten keine Achtung haben, die Sitte und Familienleben untergraben, um selber in Unzucht und Gelüsten zu leben.

11.

Es war am Tage, an welchem das Erntefest gefeiert wurde.

Der Pastor Johannes Kähle hatte sich während der letzten Wochen in einem bejammernswerten Zustande befunden seit jenem Abend, an dem ihn der Doktor Arfsen in die Mysterien der Zeugung eingeweiht hatte und leider die Pastorin auch, da Tag für Tag der gleiche, stille Kampf zwischen den Ehegatten wieder begonnen, um stets mit der gleichen Niederlage des Mannes zu enden, bis ihm sein Haus zur Hölle geworden und alle Be-

haglichkeit des täglichen Lebens gewichen war. Unwirsch ging der Seelsorger seinen Pflichten nach, während sein Appetit täglich schlechter wurde, und die Nächte an der Seite seines Weibes ihm immer unerträglicher erschienen, sodaß er schon daran dachte, sich ein Bett in einem anderen Zimmer aufschlagen zu lassen, hätte ihn nicht die Furcht vor dem Gerede der Leute abgehalten. Von dieser nervösen Aufreibung erschöpft, hatte er bisher auch nie zu einem festen Entschlusse kommen können desbezüglich, wie er gegen den sündigen Doktor vorgehen sollte, und ebenfalls Kantor Brandemann hatte es nur diesem Umstande zu danken, daß er nicht schon längst seines Amtes entsetzt worden war.

Nachdem Johannes am Vormittag die übliche Ernteprediġt gehalten, hatte er in der übelsten Laune zu Mittag gespeist und darauf vergebens auf einige Stunden auf dem Sofa seines Studierzimmers Schlaf zu finden gesucht, da er hörte, wie die Pastorin in der Nebenstube hantierte, und, sobald er die Augen schloß, die volle, üppige Gestalt vor ihm stand. Oh dieser verruchte Doktor, dachte Johannes. Wie sollte das enden! Sein Weib glaubte sich erst im dritten Monat der Schwangerschaft zu befinden. — Der Pastor stöhnte und erhob sich, um einen Spaziergang zu machen, das einzige Mittel, das er gefunden, den langen, schlaflosen Nächten vorbeugen zu können. Er verließ das Haus, um zunächst den Hügel zum Sorgethal hinabzueilen und dort Stunden lang auf den Feldwegen zwischen den Wiesen einherzuirren, bis die Dämmerung hereinbrach, dann wandte er sich zur Rückkehr. Es war Zeit zum Abendbrot, jedoch er verspürte nicht den geringsten Hunger. Von dem Gehölz auf dem Gipfel der Anhöhe begann hie und da ein Fackellicht aufzuflackern.

„Aha!“ dachte er, „die Leute gehen zum Tanze!“

Von besonders gottseligen Schafen der ihm untergebenen Herde war ihm erzählt worden, daß die Burschen und Mädchen bei derlei Gelegenheiten die wüstesten Orgien zu feiern und sich über alle Schranken von Zucht und Sitte hinwegzusetzen pflegten. Das sollte ein Ende nehmen, sprach er zu sich, er wollte selber einmal zum Rechten sehen, und wehe den Übertretern! Es drängte ihn, die Qualen, die er erdulden mußte, an denen zu rächen, die der lockenden Sünde nur zu willig folgten. Der biedere Mann redete sich in immer helleren Zorn über die Verderbtheit der Welt hinein, indessen hinter all diesem asketischen Bußpredigerfeuer gaukelte etwas gleich dem kitzelnden Wunsch des heiligen Antonius von Padua, auch einmal versucht zu werden von der Macht des Bösen, sodaß Johannes eiliger, als es Not gethan, auf den Tanzplatz zuschritt und, nachdem er ihn erreicht, erst eine Zeitlang um ihn strich, scharfen Blickes in das Gedränge der Tanzenden und Zechenden spähend, bis es ihn, je länger er verweilte,

desto näher mit magischer Gewalt zu dem Gewoge hinzog. Zum ersten Male in seinem Leben entdeckte er, daß er ein Auge für die stumme Sprache begehrlicher Glieder besaß, wobei es ihm ward, als ob ihm ein schwüler Hauch entgegenströmte. Je trunkener die Leute vom Punsche wurden, desto weniger vermochten sie das Verlangen, das ihr Fleisch durchloderte, zu verbergen, sodaß die Bewegungen der Tänzer immer unzweideutiger wurden, und der Tanz immer mehr seine ursprünglichste Form annahm, die eines heißen Werbens von Seiten des Mannes und einer schwächer und schwächer werdenden Abwehr des Weibes. Schon sah Johannes, wie hier und dort ein Paar sich seitwärts in die Büsche schlug, und es trieb ihn, den Leuten zu folgen, um auch das Äußerste mitzuerleben, doch wagte er es nicht, da ihn noch Scham zurückhielt, und es ihm zu Sinn war wie einem Schuljungen, der fürchtet, jeden Augenblick auf einem losen Streiche ertappt zu werden, bis er dann den Doktor Arffsen entdeckte, der an einem der langen Tische neben der Wirtin, Martha Witte, saß, während Jürgen selber an einem Nebentische zechte und nichts davon zu bemerken schien, wie Newton immer handgreiflicher mit der drallen Frau zu schäkern begann. Aus dem schallenden Gelächter, das von Zeit zu Zeit in dem Kreise der um Witte Sitzenden ausbrach, war zu schließen, daß der Wirt sich wieder einmal in seinem Fahrwasser befand, faule Scherze zu erzählen. Wirbelnd stieg das Blut dem Geistlichen zu Kopf. Oh, wie er den Doktor haßte! Plötzlich erhob sich Arffsen und mit ihm das Weib, um dem Tanzboden zuzuschreiten, wo sie sich bald im Tanze zwischen den übrigen Paaren drehten, doch noch, ehe die Musik den Walzer zu Ende gespielt, stahlen sie sich wieder fort, dem Dickicht zu, während Johannes in weitem Bogen folgte, ohne sie indessen aus dem Auge zu lassen. Wenn er auf einen trockenen Ast trat, so schrak er zusammen, doch war es ihm unmöglich, dem Impulse, der ihn hinter den beiden herstieß, zu widerstehen.

Oh, jetzt wollte er Ernst machen, — dies Scheusal in Menschengestalt sollte — — —.

Er sah nur noch das helle Gewand des Weibes aus dem Gebüsch schimmern, es bewegte sich nicht mehr, sie mußten stehen geblieben sein, worauf auch Johannes Halt machte, sich hinter einen Baumstamm duckend. Seine Glieder zitterten, und der Puls schlug fiebrisch. In bläulichem Lichte zuckte es dann und wann zwischen den Bäumen auf, während grollender Wiederhall von fern herrollte, anstatt aber, daß das Unwetter in des Pastors Hirn die Vorstellung von Gottes zürnender Allmacht erzeugt hätte, steigerte das leidenschaftliche Vibrieren in der Natur nur des Mannes physische Erregung. Er hörte das Laub rascheln und knistern, als ob sich jemand darauf hinlagerte, und dann schien es ihm, als ob es wie leises Ringen

erklang, bis ihm die Augen fast aus den Höhlen traten. Jetzt, jetzt würde das Unerhörte stattḥaben, durchschoß es ihn, sodaß er seine Gehörsnerven aufs höchste anspannte, um einen bestimmteren Laut zu erhaschen, — und dann glaubte er zu hören, — — Einsprache und Widerspruch und dann — — — — Mit einem Hah fuhr er empor, er hatte seine apostolische Kraft überschätzt, indem auch er nun dem Sehnen seiner Sinne erlag.

„Warum," dachte er, „sollte ebenfalls er sich nicht so eine auflesen! Die scheinen ja alle betrunken zu sein. Sie würde es im Dunkeln schon nicht entdecken, wer er war!"

Vorsichtig näherte er sich von neuem dem Tanzplatze, von dem er ein schlankes Weib mit breiten Hüften sich entfernen sah, — der wollte er folgen, obgleich er nicht erkennen konnte, wer sie war, und nur bemerkte, wie sich die Hüften hin und her wiegten, eine Bewegung, die ihn reizte, sodaß er den Atem heftig von sich blasend und die Muskeln krampfhaft gespannt hinter ihr her schlich. Dann und wann entschwand sie seinen Blicken, um wieder klar vor ihm zu stehen, wenn ein Blitz aufzuckte, bis er sie endlich erreicht hatte, um den rechten Arm auszustrecken und um ihre Taille zu schlingen, dann wollte er sprechen, jedoch er vermochte es nicht, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Das Weib hatte Halt gemacht, er glaubte zu hören, wie sie vor sich hin kicherte, und das gab ihm Mut.

„Komm, Schätzchen!" ächzte er.

Ein neuer Strahl zuckte auf, einige Sekunden alles mit schärfstem Lichte erhellend, und die Kantorin Brandemann grinste den Pastor mit ihrem breiten Munde an, während Johannes zurückfuhr, als ob ihn der Blitz getroffen. Die Küsterin aber kicherte wieder und sagte dann höhnisch:

„Ei, ei, Herr Pastor Kähle, sieh da! Trau, schau, wem?"

Johannes wandte sich um und floh, als ob die Furien hinter ihm her wären, Frau Brandemann dagegen erhob die Augen mit dankbarem Blicke gen Himmel zu dem gütigen Vater aller Witwen und Waisen, da sie jetzt ja wußte, daß für diesmal wenigstens wiederum das Unwetter gnädig vorübergegangen war an dem Haupte ihres liederlichen Heinrichs und den hungrigen Mäulern ihrer sieben Kinder.



Frauenbefreiung und Erotik.

Antwort auf Laura Marholms „Buch der Frauen".

Von Martha Asmus.
(Berlin.)

Die Wirkung, die Laura Marholms „Buch der Frauen" so vielfach hervorgebracht hat, ist ohne Zweifel mehr den fein gezeichneten Lebensbildern zuzuschreiben, die uns die Verfasserin vor Augen hält, als der Tendenz, die diese Bilder illustrieren sollen. Mit der Frauenfrage, behauptet Laura Marholm, wäre eine Spaltung in die Welt gekommen zwischen unserer Verstandesrichtung und unserer Weibnatur, und an dieser Spaltung krankten die sechs Frauen ihres Buches.

Laura Marholm braucht ihre eigene Sprache, uns zu sagen, was sie sieht. Es heißt, sie in dieser Original-Äußerung schlecht ehren: sich an ihrer Art und Weise genügen zu lassen und mit ihren Schlagwörtern zugleich ihre Schlußfolgerungen anzunehmen. Die Besprechung in der Nummer 90 des „Berliner Tageblattes", die sich in Stil und Persönlichkeit der Verfasserin verliert, ist keine würdige Antwort auf die ernste Rede. Denn klar, wie die Plastik ihrer Darstellungen, springt auch der Irrtum der Schlußfolgerungen Laura Marholms in den unbestochenen Blick.

Dieser Irrtum ist die Annahme, daß das Weib mit seiner Befreiung von den Dienstketten, die es Jahrtausende lang an den Mann gefesselt hielten, auf die Erotik verzichtet.

Die Wahrheit aber liegt im Gegenteil.

Weil die Frau endlich ihr Recht auf Liebe, so gut wie der Mann, geltend machen will, verlangt sie eine andere Erwerbsquelle als die des geschlechtlichen Verkehrs. Denn gerade die alte Welt, deren Stützpfeiler mehr und mehr zerbröckeln, schloß das Weib fast ganz von der Liebe aus. Es wurde begehrt und gewählt, durfte aber selbst in den seltensten Fällen begehren und wählen, sondern mußte sich hingeben, wo es zu essen bekam, oder wo es in annehmbarer Weise Hausfrau und Mutter werden konnte. Wenn diese Bestimmung nicht zufällig mit ihrer Herzenswahl zusammenfiel, so mußte sie überhaupt auf die Liebe verzichten. Wo blieb für diese das „Erlebnis mit dem Manne", von dem Laura Marholm die volle Erschließung des weiblichen Wesens abhängig macht? Denn daß ein geschlechtlicher Verkehr ohne Erotik diese entfaltende Macht haben sollte, nimmt auch Laura Marholm nicht an. An mehreren Stellen spricht sie von dem verfehlten Leben der Frau, die durch den Mann nicht Weib geworden ist.

Was also verliert die Frau an Erotik durch ihre Befreiung? In dem Buche heißt es: „Sie will sich immer der Vormundschaft, oft der Mutterschaft, gewöhnlich der Gebundenheit, der Unpersönlichkeit des Weibes entziehen."

Die Vormundschaft des Mannes ist, wie eben gesagt, ein Hindernis für die weibliche Erotik. Die Mutterschaft kann ebensowohl mit als ohne Liebe erlangt werden, steht also in keinem Verhältnis zur erotischen Entfaltung der Frau. Die Unpersönlichkeit aber gehört keineswegs zu den Mitteln, die Lieben und Geliebtsein befördern. Wenn nicht ungünstige Zufälligkeiten hinzutreten, die selbst die Wirkung einer Persönlichkeit, um so mehr denn einer Nicht-Persönlichkeit vernichten, so ist in der Welt der Erfolg einer Persönlichkeit, je ausgeprägter sie ist, desto gesicherter. Und das All-Anerkannte, All-Bewunderte ist auch das All-Begehrte. Paul Heyse sagt:

> . . . Eins hat Macht vor allen:
> Ein schönes Weib, noch vom Triumph entflammt,
> Das alle Kränze, die ihm zugefallen,
> In stiller Nacht dem Freund zu Füßen legt —

Wem aber fallen die Kränze mehr zu als der Persönlichkeit? Das gebundene, unpersönliche Weib ist nicht die Kennerin der Erotik. Auf welcher Seite ist das Gefühl zu suchen, das Laura Marholm als das vergebliche „Schmachten nach belebenden Wonnen", „die sterilen Schauer vor der zugeschlagenen Thür des Heiligtums" bezeichnet? Auf der Seite des befreiten Weibes, für das der Mann Mann ist und nicht Ernährer, oder auf der Seite der unfreien Frau, die wahllos dem Manne folgt, wenn sie nicht den einzigen Lebenszweck, von dem sie weiß, verfehlt und der ewigen Jungfrauschaft anheimfällt? Welche von diesen beiden Typen geht hinein in das Heiligtum der Erotik? welche bleibt draußen?

Die erotische Begabung findet sich nicht bei allen Menschen, weder den männlichen, noch den weiblichen. Die anererbte Dummheit: „Die vollste Lebensbethätigung als Sünde zu unterdrücken, verschuldet die Steigerung des Bedürfnisses bis zur Lüsternheit, zu Krankheiten, Ausschweifungen und damit den Verlust der erotischen Begabung von Generation zu Generation. In dieser willkürlichen Versagung einer natürlichen und notwendigen Lebensäußerung liegt eine Verstümmelung der Frau, die sonderbarer Weise zu tausend Erklärungen Anlaß giebt, ohne auf die augenfälligste zu führen. Dieses heimliche Morden legt den Grund zu dem größten Erdenwehe. Aber die Menschen wissen nicht, was sie thun und fahren fort, diese Sonderarten von Mord und Totschlag als ihre heiligsten Güter zu verteidigen. Labyrinthisch verwirrt sind die Begriffe von Keuschheit und Überreizung,

von Tugend und unnatürlicher Enthaltsamkeit, von Sittlichkeit und grausamem Verbot, von Freiheit und Mißbrauch der Lebenskraft.

Der Ariadnefaden, der aus diesem Irrgarten mit dem Minotaurus des Vorurteils führt, ist das Band, das sich fest und fester webt von Hand zu Hand der Frauenbefreier.

Eine gesunde Entwickelung aller Lebensorgane begünstigt die erotische Anlage beim Manne wie beim Weibe. Das Bedürfnis löst sich in diese höhere Stufe des Geschlechtsverkehrs auf. Beide Geschlechter haben auch an dem Leiden zu tragen, das die Kehrseite der erotischen Freuden ist, an der unerwiderten Liebe. Die Gabe, geliebt zu werden, wird oft durch ein Übermaß an Arbeit gefährdet. Wenn Laura Marholm also den Frauen der Wissenschaft, die zuviel von ihrem Wesen dem Studium gegeben haben, vorwirft, daß sie sich nicht als Frauen fühlten und von den Männern nicht als Frauen betrachtet würden, so bleibt sie bei der Menschenbeurteilung auf halbem Wege stehen. Der Schluß fehlt: Wie der Frau, so geht es entsprechend auch dem Manne. Und was beiden Geschlechtern gemeinsam ist, läßt sich doch nicht als „weiblich" bezeichnen!

Der Übergelehrte büßt ebenso wie die Übergelehrte den erotischen Zauber ein. Welcher Frau, die den Mann kennt, wären ein vernachlässigter Körper und häßliche Gewohnheiten Reizungen zur Liebe? Ein ausschweifendes Studieren schadet der Liebenswürdigkeit, und oft sehen die Augen, die über die Sinnenwelt hinwegschweifen, nicht das Glück, das still zur Seite schreitet, bis die Reue über die versäumte Liebe erwacht.

Aber die gesunde Befriedigung des Wissenstriebes kann die Persönlichkeit nur harmonischer und schöner gestalten. Freilich wird sich der wahrhaft wissensdurstige Mensch nicht durch Rücksichten der Gefallsucht, selbst im edelsten Sinne, beschränken lassen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Aber über dem gesunden Menschen walten die Mächte schöner Ausgleichung, und die Befriedigung des Findens hebt die Mühe des Suchens auf.

Wie viel mehr aber als durch Gehirnanstrengung wird der Gabe, geliebt zu werden, geschadet durch schwere Gliederarbeit, durch Sorge und Kummer! Und diesen Reiz-Schädigern ist die Frau, die unter der Vormundschaft des Mannes steht, hilflos preisgegeben. Sie hängt von dem Edelmut des Unedlen ab, von der Sparsamkeit des Verschwenders, von dem Leben des Siechen. Wo der Hunger die Wangen höhlt und die Sorge am Herzen nagt, findet die Erotik keine Stätte.

Da tritt die Frauenbefreiung rettend ein und hebt die Schönheit des Lebens aus der Verkommenheit der Zwangsverhältnisse.

Es liegt aber oft gar nicht „an unserem Laufen und Wollen, sondern allein an Gottes Erbarmen". Die Gabe des Liebesgottes fällt ganz so

parteiisch wie die Gnadenwahl des Christusgottes nach der Auffassung des Apostel Paulus im Römerbriefe. So manch ein Erotisch-Veranlagter besitzt keine Mittel, zu gefallen bei beiden Geschlechtern und in allen Ständen und Berufsarten.

Wie aber für beide Geschlechter die gleiche Gefahr besteht, ihr erotisches Leben zu schädigen, so werden sie auch gleichen Leiden des Vermissens unterworfen sein. Nicht nur die Frau, wie Laura Marholm es will, kommt zur Blüte ihres Wesens durch die Erotik, sondern ebenso der erotisch veranlagte Mann. Kein Amt und keine Würde kann ihn dafür entschädigen, daß eine Kraft bei ihm brachliegt. Sie mahnt wieder und wieder mit leisem Klagen an ihr Recht. Die erotische Gabe läßt sich nicht einfach bei Seite schieben. Sie gehört zum Wesen dessen, der sie hat.

Wer das nicht merkt und vom Manne annimmt, daß er so oder so vom Leben befriedigt sein könnte, der kennt den Mann nicht. Er ist ebensoviel Mensch wie die Frau, und die Erotik gehört in ein volles Menschenleben.

Die erotische Frau mit der Gabe, geliebt zu werden, die sich befreit hat von der Schmach, aus ihrem Geschlechte ihren Broderwerb zu ziehn, wird es keiner Macht auf Erden gestatten, ihr die Enthaltsamkeit aufzuzwingen. Sie wird lieben, und ihrem Leben wird nichts fehlen.

Dieser Frau ist die Vormundschaft des Mannes eine Unmöglichkeit. Denn nicht jeder, der sie ernähren kann, hat die Fähigkeit, sie erotisch zu befriedigen. Durch Roheit und Ungeschick hat schon mancher Mann der Frau den Verkehr so widerwärtig gemacht, daß sie in beständig nervöser Angst davor lebte. Nicht die Verbindung mit dem Manne, der uns ernähren kann, sondern mit dem, den wir lieben, erschließt uns das erotische Leben.

Wem aber das heilige Feuer der Erotik fremd ist, der wird in keinem Berufe das Leben der Liebe vermissen. Der Staatsmann, die Haushälterin, der männliche und weibliche Handwerker, der männliche und weibliche Lehrer, der männliche und weibliche Arzt, die wenigen nicht erotischen Künstler beiderlei Geschlechts, alle diese werden, wenn sie zu ihrem Berufe taugen und geschlechtlich befriedigt sind, auch ohne Erotik zur völligen Erschließung ihres Wesens kommen.

Laura Marholm sollte sich nicht in nutzlosen Klagen über unsere Zeit verlieren, die die Frauenfrage in die Welt gebracht hat. Unsere Zeit thut, was sie nicht lassen kann. Sie ist die notwendige Bewegung des ewigen Werdens. Nur wer selbst stillsteht, fühlt das Wehen der Bewegung ringsum mit Unbehagen.

Als ein Zeichen der Zeit erklärt Laura Marholm Marie Baschkirtzews und Sonja Kowalewskas Verschmachten. Das Zeichen der Zeit ist vielmehr, daß wir dies Verschmachten erfahren, daß es nicht mehr über-

tüncht und beschönigt wird, wie in der guten alten Zeit, wo die ehr- und tugendsamen Jungfrauen verstummend ins Grab stiegen oder der Lächerlichkeit verfielen.

Dem armen Mädchen, das in seiner Familie aufgebraucht wurde, kam nie der Gedanke, sich der Vormundschaft des Mannes zu entziehen, aber deshalb kam ihm, trotz Laura Marholm, doch auch die Liebe nicht, die es, vielleicht mit stark erotischer Begabung, ersehnte. Die heißen Wünsche eigenen Lebens sollten sich stillen in aufgezwungenen Beschäftigungen, die nichts mit seinem Wesen zu thun hatten, weder mit seinem Hirn noch mit seinen Sinnen.

Aber nicht jede Unbefriedigtheit der selbständigen Frauen ist auf ungestillten erotischen Durst zu schieben, wozu Laura Marholm allzusehr geneigt scheint. Es giebt eine Sehnsucht, die nicht weiblich und nicht männlich, die menschlich ist. Diese ist es, die Geibel singen läßt:

> Es lebt ein unbegriffen Sehnen
> In einer jeden Menschenbrust —

und die Goethe seinen Faust zum Teufel sagen läßt mit der stolzen Resignation, die in jedem volllebenden Herzen widerklingt:

> Werd' ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch! du bist so schön!
> So magst du mich in Fesseln schlagen,
> So will ich gern zu Grunde gehn.

Wenn wir ein normales Leben in der Bethätigung all unserer Kräfte führen, so wird dennoch das Sehnen bleiben, diese lockende Stimme, die uns höher hinausruft. Um so dringender wird sie rufen, je größer die Persönlichkeit ist. Das darf den Seelenkenner nicht überraschen und nach unnormalen Zuständen suchen lassen. Dieser rastlose Trieb ist ein Teil unseres Menschentums. Ohne ihn gäbe es keine Erhöhung des Einzelwesens und keinen Weltfortschritt. Keinen Augenblick wollen wir zurückhalten, weil er so schön ist. Er treibt uns zur Schönheit des nächsten.

Wenn es aber normal ist, daß unsere bestgepflegten Kräfte zu fortwährender Erhöhung drängen, so zeigt sich deutlich die Abnormität im Unterdrücken der vorhandenen Kraft. Unsere Zeit erkennt das endlich und beginnt aufzuräumen mit den phantastischen Ansichten über das Wesen der Frau, die ebenso spielend, unter Zufälligkeiten, gewonnen, wie sie leichtsinnig und doch so verhängnisvoll ausgesprochen wurden.

Laura Marholm hat noch kein Weib gekannt, das nicht „für sich selbst terra incognita bleiben wollte“. Sind die Frauen wirklich nicht neugierig auf sich? Sind, zum Beispiel, all die Fragen an Graphologen nur von Männern gestellt?

Ebenso unbegründet ist die Aussage: das weibliche litterarische Talent wird erst vom Leben ausgelöst. Als ob diese unbestreitbare Eigenschaft des litterarischen Talentes eine spezifisch weibliche wäre!

Es klingt wie ein müßiger, etwas gewagter Witz, wenn Laura Marholm behauptet: „das Weib ist, seelisch und physiologisch, eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß, zu füllen". Und: das Weib liegt mit all seinen Trieben nach außen, der Mann erzeugt sein ganzes Mannwesen in sich!

Das ist eine unmögliche Vorstellung. Es gehört zum Begriffe des Seins, sich zu veräußerlichen, es braucht notwendig das Gegenständliche. Was ist das für ein Trieb, der innerlich bleibt? Keine Entwickelung vollzieht sich ohne Einwirkung von außen. Der größte Mann hätte nicht werden können ohne Einflüsse von anderem, nur auf sich allein gewiesen, abgesperrt von Menschen und Ereignissen. Sein ganzes Wesen ist völlig soviel „Kapsel" wie das des Weibes, leer, ohne die füllenden Gegenstände. In erotischer Beziehung also leer, ohne die Frau. Wie für die Frau auch nur in erotischer Beziehung der füllende Gegenstand der Mann ist.

Es begegnet der Verfasserin dann glücklicherweise auch, daß sie sich in den Details ihrer Schilderungen eines Widerspruchs mit ihrer Tendenz schuldig macht. Seite 42 spricht sie von den Frauen der Vergangenheit, deren Hingabe dem Manne zu nährendem Inhalte wurde. Da hatten die Geschlechter also die Rollen getauscht: die Frau war Inhalt, der Mann Kapsel! Ich glaube, das Kapsel-Gleichnis dient nicht zur Klärung des Verhältnisses!

Laura Marholm will uns in den sechs Frauengestalten die Typen des Weibes vorführen, das an dem Kampfe seines Sehnens nach dem Manne mit seiner Selbständigkeit krankt und sogar zu Grunde geht. Denn, wie sie sagt, nur durch die Erotik erschließt sich das Wesen der Frau.

Aber die Frauen, die nach Selbständigkeit streben, wollen keineswegs den Mann entbehren. Sie wollen, im Gegenteil, nicht auf das Recht verzichten, ihn zu haben, wie ihre armen, vergewaltigten Schwestern darauf verzichten müssen. Sie fordern ihn! Ihn, und nicht seinen Namen oder Geldbeutel.

Und die sechs typisch hingestellten Frauen wollten auch nicht auf ihn verzichten. Die Lebensbeschreibungen, die Laura Marholm uns giebt, sprechen selbst gegen die Behauptung der Verfasserin.

Marie Baschkirtzew war eine reich veranlagte Natur, deren Sinnlichkeit durch ein abzehrendes Leiden früh gereift und geschärft wurde. Sie war in hohem Grade erotisch veranlagt. Daß ihr Wesen sich nicht zu voller Blüte erschloß, verschuldete, außer ihrer Krankheit, die ihr ein frühes Ende

brachte, nicht die Emanzipation, sondern im Gegenteil die Unfreiheit der Verhältnisse. Ihre Erziehung brachte es mit sich, daß sie nicht nur Liebe, sondern zugleich eine glänzende Heirat wollte. Sie war zu jung, um den vollen Lebensmut zu haben. Marie Baschkirtzews Unbefriedigtheit ist kein weibliches Leiden. Ein junger Mann in ihrer Lage und mit ihrer Beschränkung hätte ebenso gelitten. Alle organischen Anlagen sind da, um gebraucht zu werden. Aber das volle Sichausleben in geistiger Beziehung war ihr versagt durch die Bevormundung ihrer Umgebung, die frühreife Sinnlichkeit mußte sie unterdrücken. Ihre Nerven litten unter dem unnatürlichen Zustande. Hätte sie ihre Malerei nicht gehabt, was wäre ihr geblieben? Sie allein gab ihr Augenblicke der Befriedigung. Nicht die Kunst hat die Erotik verdrängt. Und auch ohne erotisches Ausleben hat sich das Wesen des jungen Mädchens erschlossen, wie sich das Wesen eines Mannes in gleicher Lage nicht voller erschließen gekonnt hätte.

Wo ist also hier das Leiden, das nach Laura Marholm erst durch die Frauenfrage in die Welt gekommen ist, und an dem Marie Baschkirtzew gekrankt haben soll? Das Leiden, an dem sie in Wahrheit krankte, ist vielmehr darin zu suchen, daß die Frauenbefreiung nicht zum vollen Ausdruck bei ihr kam. Hätte sie sich entwickelt, wie ein Mann es darf, hätte sie selbständig sehen und fühlen dürfen, sie hätte geliebt und gelebt und vielleicht auch noch Größeres geschaffen, wenn ihr Zeit dazu geblieben wäre.

Selbst ohne Liebe schuf sie große, eigenartige Bilder. Welcher männliche Maler giebt uns, so jung, so viel, ohne die Frau gekannt zu haben?

Marie Baschkirtzew ging nicht im Kampfe ihres Liebesverlangens mit ihrer Selbständigkeit zugrunde. Nicht die Abkehr vom Manne hinderte die volle Entfaltung ihres Wesens. Was ihr fehlte, waren Gesundheit und — Freiheit! —.

Frau Edgren-Leffler war eine sinnlich spät entwickelte Natur. Sie hat geheiratet wie jedes nicht moderne Mädchen: wahllos, das heißt: nicht mit dem Herzen wählend. Laura Marholm meint, die „ehrliche, unreflektierte Übereinstimmung" der Eheleute aus früherer Zeit schiene jetzt zu schwinden. Das Weib von heute liebte verstandesmäßiger und verringerte dadurch die Wärme der Ehe. So wäre auch Frau Edgren-Leffler zuerst eine Verstandesehe eingegangen. Aber, wie gesagt, ist der Unterschied der modernen Frau Edgren bei ihrer ersten Wahl mit ihren Schwestern aus früherer Zeit nicht bemerkbar. Denn die „ehrliche, unreflektierte Übereinstimmung" der früheren Ehen war doch nur in der Gleichgültigkeit zu finden, mit der man sich im allgemeinen jedem des anderen Geschlechtes gab, dessen Lebensstellung die Wahl wünschenswert machte. Hier wie da wurde nicht über die Person, wohl aber über den Geldbeutel reflektiert.

Wenn Frau Edgren also ihre ersten Werke in konventioneller Gebundenheit schrieb, so geschah es nicht, weil sie auf den Mann verzichten wollte, sondern weil ihre spät entwickelte Natur noch nicht nach Erotik verlangte, und weil sie in den alten Theorien ihres Milieus gefangen gehalten wurde. Ihr Wesen konnte sich also noch nicht aus der Konvention zu eigener Individualität gelöst haben.

Als Frau Edgren später gegen den Mann auftrat, so geschah dies in Bezug auf seine falschen Vorrechte und nicht auf die erotische Verbindung mit der Frau. Gegen diese wehrt sich niemand, der sie kennt, und im Befreiungskampf der Frauen steht auch ihr Recht auf der Fahne.

Laura Marholm bezeichnet die Frauen, die schwierig in der Wahl des Mannes sind, spöttisch als die „gerechten Abwägerinnen von Mein und Dein". Die zwei oder drei Möglichkeiten, die sich ihnen zur Ehe böten, ließen sie achtlos vorbeigehen, um später, mit bitterem Zuge im Gesicht, als Männerhasserinnen zu enden. Was rät Laura Marholm ihnen denn, zu thun, da sie sich doch nicht befreien sollen vom alten Vorurteile, die Geldfrage zwischen sich und den Mann zu stellen, da sie doch nicht frei wählen, leben und lieben sollen? Rät sie ihnen denn, blind zuzugreifen? Damit würden sie aber sicher auf Erotik verzichten und durch den Mann nicht Weib werden.

Mit vierzig Jahren, mit voll erwachten Sinnen, die jetzt unbedingt forderten, wird Frau Edgren das Glück der Liebe zu teil. Daß sie nun das „hohe Lied vom Mysterium der Sinne" singt, ist das ein „Desavouieren" ihres früheren Lebens, wie Laura Marholm sagt? Inwiefern beeinträchtigt das die Frauenbefreiung, die eine starke Kämpferin für die Liebe ist? Ist es nicht vielmehr der Jubel, sich voll ausleben zu dürfen, der Mann und Weib zugleich im erotischen Genusse durchbebt? —

Das Kapitel von Eleonore Duse ist ein Meisterwerk psychologischer Schilderung. Wir werden, als ob wir es sähen, von dem Spiel der Künstlerin ergriffen, das nie Spiel ist, sondern immer die Darstellung ihrer eigenen Persönlichkeit, ohne Mache, so und nicht anders, weil sie, die Duse, so ist. Wie sie sich scheu und zitternd dem Geliebten giebt, mit dem Vollgefühl, daß dieser Augenblick ihr Alles ist —! wie sie, mehr leidend als thätig, in der Tragödie Rache vollzieht, Böses vollbringt unter dem Verhängnis der Folgerichtigkeit des Geschehenden —! Und über allem die schmerzvolle Müdigkeit, die zu ihrem Wesen gehört! Wir sehen und kennen sie in den Seiten dieses Kapitels. All die Frauen, die sie spielt, rächen still und wie selbstverständlich „die Mißhandlung ihres Weibheiligtums", wie es Laura Marholm kennzeichnet.

Über das Leben der Duse hören wir nichts. Aber es ist nicht möglich, daß ein Mensch, der so, wie die Duse, alle Höhen und Tiefen der Gefühle

versteht, auf die Erotik verzichtet hätte. Nur das wissende Weib kann sich so darstellen wie die Duse. Das Schmerzliche und Müde in ihrem Wesen rührt nicht davon her, daß sie sich dem Manne entfremdet hat. Laura Marholm will es selbst in der Reaktion nach der großen Gefühlssteigerung des Spieles suchen. Die Duse ist nach den ergreifenden Schilderungen, die Laura Marholm uns giebt, eine moderne, selbständige Frau, ohne Vormundschaft des Mannes, und eine voll erschlossene Individualität.

Nirgends ist zu sehen, daß sie an dem Kampfe der Liebessehnsucht mit der Frauenbefreiung krankt. —

Von Mrs. Egerton, der Verfasserin von „Keynotes" und der ungenannten österreichischen Aristokratin, der Verfasserin von „Dilettantes", sagt Laura Marholm, daß für sie unsere Zeitrichtung mit der Demokratisierung des Weibes nichts bedeutete. Sie schrieben ganz als Frauen. — So können sie doch nicht von der Spaltung leiden, die durch die Frauenfrage in die Welt gekommen ist!

Mrs. Egerton schildert in ihren „Keynotes" den ungeschickten, plumpen Mann, der nichts von der Frau weiß und sich nur roh an das Geschlecht hält. Die Österreicherin zeigt uns den Schönredner, der der Frau bedarf, um geistreich zu sein. Gegen beide Männertypen wendet sich das Weib, das den erotischen Mann sucht.

Von dem Leben beider Schriftstellerinnen erfahren wir nichts. Aus ihren Werken sehen wir, daß sich beide, die verheiratete und die unverheiratete Frau, als Weib erkannt haben dem Manne gegenüber, und daß, was sie von der Erotik ausschließt, in einem Mangel des Mannes zu suchen ist. Nicht des Mannes, den die Frauenfrage dem Weibe entfremdet hat, sondern dessen Wesen der Erotik entbehrt.

Inwiefern trifft also die beiden Schriftstellerinnen Laura Marholms Behauptung, daß sie sich selbst von den belebenden Wonnen der Erotik ausgeschlossen haben? Und warum werden sie als Typen derer hingestellt, die an der Frauenbewegung kranken, weil sie sie vom Manne trennt? —

Und Amalie Skram, diese durch und durch gesunde Natur mit der normal stetigen Entwickelung? — Das Bild der Künstlerin wird hier wieder durch einen Blick in ihr Leben vervollständigt. Ihr Schaffen gelangt zur Höhe, als sie liebt und sich verstanden sieht. Der kritische Blick ihres Mannes hilft mit an der Entwickelung ihres Talentes. Daß diese Hilfe ihr gerade von dem Geliebten kam, ist unwesentlich. Die Kritik konnte ebensowohl von einem oder einer anderen oder auch von ihr selbst geübt werden im Laufe ihrer Entwickelung. Die Erotik dagegen war ihr so notwendig wie jedem echten Künstler und jeder echten Künstlerin, und wie es die Sonne jedem vollen Erblühen ist.

Wo bleibt in diesem Bilde die Krankheit, die die Frauenfrage in die Welt gebracht hat!?

Mit besonderer Liebe schildert Laura Marholm Sonja Kowalewskas Leben und Wirken, und die anziehende Menschenentwickelung fesselt durch ihre Eigenartigkeit. Aber der Eindruck des Bildes wird ein anderer als Laura Marholm es will, und die eingefügten Betrachtungen entsprechen den Thatsachen nicht.

Sonja Kowalewskas fieberhafte Rastlosigkeit der Arbeit hatte ihren Grund teils in der begeisterten Liebe zur Wissenschaft, teils im Kampfe gegen altväterische Familienverhältnisse und gegen die Grenzen, die der Frauenthätigkeit gesteckt sind. Laura Mahrholm sieht in dem Übereifer der genialen Frau eine Eigenschaft des Weibes im Gegensatz zum Manne. So hätte Marie Baschkirtzew gearbeitet schon mit dem Tode im Körper. So arbeiteten Tausende von Töchtern aus Bürgerfamilien und gäben ihre Blüte für kargen Lohn. So triebe die Not einen Teil der Proletarierinnen zu hastender Arbeit, und alle hätten das Resultat, sich unfähig zum Glücke gemacht zu haben.

Daß diese Art von Arbeit nicht in dem Geschlechte begründet ist, dafür bietet das Leben viele Beweise. Welcher wissensdurstige Mann in entsprechenden Verhältnissen arbeitet anders? Studenten, deren beschränkte Geldmittel ihnen nicht die gewünschte Anzahl von Semestern gestatten, Künstler, die eine Studienreise erarbeiten wollen, Gelehrte, die mit Inbrunst über der Lösung einer Frage grübeln, sie alle jagen mit Eifer und Hast nach ihrem Ziele. Auch der Mann trotzt den Verhältnissen durch überschnell ausführende Willenskraft das Wissen ab, das sie ihm vorenthalten wollen. Und eine unheilbare Krankheit treibt nicht nur den weiblichen Menschen mit geheimem Sporn vorwärts, damit geschafft werde, ehe der Tod ein Ende macht.

Daß die Frauen durch ihre Stellung fast immer zu dieser Hastarbeit gezwungen werden, ist es ja gerade, was zu ihrer Befreiung mit auffordert. Volle Entwickelung, Lösung von der Vormundschaft des Mannes, freie Bahn für ihr Wirken, und die Erlaubnis, aus vollen Schüsseln zu essen und sich nicht mit den Resten auf des Mannes Teller begnügen zu müssen, das ist es, was der Frau zukommt, und was alle Schäden heben wird, denen ihre Arbeit bisher ausgesetzt war.

Daß Sonja Kowalewska nicht so volle Befriedigung wurde, wie es ihrer erotisch veranlagten Natur entsprochen hätte, kann wohl nur zum geringsten Teil auf die gesundheitswidrige Art ihres Studiums geschoben werden. Es giebt viele echt weibliche Hausfrauen, die sich, trotz ihrer Abneigung gegen Hirnarbeiten und ihrer Vorliebe für die Vormundschaft des Mannes, vor die Unmöglichkeit gestellt sehn, die Freuden der Erotik zu

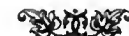
genießen, aus Mangel an Liebreiz. Sonja war Frau nnd Mutter gewesen. Sie hatte mit dem Manne nicht weniger erlebt als die meisten Frauen. Daß sie sich nicht daran genügen ließ und nach dem Schönsten schmachtete, nach Liebe, daran war ihre reiche Seele schuld. Der Grund aber, daß sie vergebens schmachtete, ist nicht in ihrer Befreiung zu suchen. Die hat ihr auch vom Manne mehr gebracht, als es einer zurückgehaltenen, verkrüppelten Entwickelung möglich gewesen wäre. Schuld an dem Mangel in ihrem großen Leben ist die Parteilichkeit des Schicksals, die den Liebreiz giebt, ohne nach Wert oder Unwert zu fragen.

Und wenn es in Sonjas Entscheidung gelegen hätte, bei ruhigen Sinnen, zwischen Wissenschaft und Erotik zu wählen, so hätte sie, trotz allem Sehnen nach Glück, die Wissenschaft nicht geopfert. Denn die Wissenschaft brachte ihr Wesen voller zur Blüte, als es einer einseitigen Erotik möglich gewesen wäre. Hierin wäre sie untergegangen.

Bei allen Vollblutmenschen tritt, nach langer Zurückhaltung, das Sehnen nach Liebe heftig fordernd auf. In solchem Zustande dürfen sie nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn sie sich von dem wenden, was ihnen bis dahin heilig war. Laura Marholm aber nimmt Sonja zur Unzeit beim Wort. „Sie desavouierte in ihren letzten Lebensjahren ihr ganzes früheres Leben", aburteilt sie. Das ist nicht recht und billig. Mit gleicher Berechtigung könnten die Worte eines Sterbenden als gültiges Lebens-Bekenntnis angesehen werden. —

Laura Marholm führt uns in ihren Darstellungen, anstatt ihre Tendenz zu beweisen, unversehens von ihr ab. Wenn wir beim Schließen ihres Buches diesen Darstellungen unsern Beifall geben, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Tendenz davon ausgeschlossen ist. —

Nicht Laura Marholm und kein Freund, auch kein Feind der Erotik sollen beweisen, daß die Erotik sich durch irgend eine Normalkraft im Menschen verdrängen ließe! Im Gegenteil! In der Zeit ihrer Herrschaft wirft sie nieder, was sich ihrem Willen entgegensetzt. Nur das Abnorme und Ungesunde wird ihrem Leben gefährlich. Die gleichberechtigten, gesunden Kräfte aber beugen sich ihrem reizvollen Scepter gern. Denn sie wissen, die stürmische Regierung der launigen Königin dauert nicht lange. Und wenn sie wirklich eine oder die andere Macht in ihrem Reiche geschädigt hat, so kommt die Zeit, wo sich die holde Despotin ermattet zur Ruhe legt, und alles wieder in ernste Ordnung tritt. Denn sie ist so flüchtig wie sie schön ist. Aber sie stirbt nicht, sie schläft nur. Sie ist immer da, und ein Laut, ein Blick, ein Frühlingsschauer kann sie erwecken zu neuem Leben.



Vademekum für Herrn Professor Kirchner.

Von Max Jahn.

(Moskau.)

„Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand!" Also dachte ein Mann im Lande Germanien, und er ging hin und schrieb, wahrscheinlich „um eine recht fühlbare Lücke auszufüllen", ein Opus, so er benamsete: Die Deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner, Professor am Kgl. Realgymnasium in Berlin.

Nachdem dieser neueste Litterarhistoriker mit litterarhistorischer Genauigkeit seine Titelchen dem verehrlichen Publiko mitteilte, durfte Referent gewiß hoffen, auch Porträt und Facsimile Herrn Kirchners im Buche zu finden. Diese gewiß logisch erscheinende Schlußfolgerung erwies sich jedoch als irrig. Der Autor scheint sothane Zierde für eine spätere Auflage aufgespart zu haben.

Mit jener Devotion, deren sich der titellose Deutsche gegenüber dem betitelten patriotischer Weise zu befleißigen hat, machte sich Referent an die Lektüre. Entschuldigung! „Lektüre" ist ein zu profaner Ausdruck, wenn das Gelesene in Orakelsprüchen offizieller, patentierter Schulmeisterweisheit besteht.

Leider enthält das Buch manches, wonach es vom Verfasser unvorsichtig gehandelt war, seine bürgerliche Beschäftigung und Adresse zu verraten. Herr Professor, o hätten Sie doch ein Pseudonym gewählt! Wehe Ihnen, wenn Ihre Kompilation in die Hände Ihrer Schüler fällt! Um Ihre Autorität in der Tertia dürfte es dann für immer geschehen sein.

Und Sie glaubten sich als eine Autorität in der Litteratur gerieren zu können? — Die Seelenschmerzen eines Samuel Heinzerling, als er fürchtete, seine unfreiwillige Karzerhaft könne in der Prima ruchbar werden, sind ein Kinderspiel gegenüber dem Gruseln, welches Sie noch eines Tages vor Ihren Tertianern empfinden dürften. Das giebt dann dankbaren Stoff zu einer Gymnasialhumoreske für E. Eckstein, den bösen Eckstein Ihres Anstoßes, den Sie mehr mit schulmännischer Gereiztheit, als mit kunstrichterlicher Würde also abthun: „Eckstein, der außer Prusias eine Menge mehr oder weniger geistreicher Späße über Lehrer geschrieben hat."

Der Herr Professor scheint mehr aus älteren litterarhistorischen Kompendien zusammengetragen, als selbst aus den Quellen geschöpft zu haben. Wenn z. B. nach seinem Dafürhalten über Heines Jugend fast nichts

bekannt ist, so fragt es sich, was der Herr Professor unter Jugend versteht. Meint er die Jünglingsjahre, so hat er sich mit Biographie und Briefwechsel wenig beschäftigt; spricht er aber von des Dichters Knabenjahren, so ignoriert er das gerade die Kindheitsidylle malende Memoiren-Fragment und die gewiß zahlreichen Anspielungen in den anderen Werken Heines. Herr Kirchner hat dann seine Behauptung vielleicht einer vor Bekanntwerden des Memoirenfragmentes erschienenen Litteraturgeschichte nachbehauptet? — Entschieden originell ist und den Stempel des Kirchner'schen Geistes trägt auf der Stirn der Ausspruch: „Der Rabbi von Bacharach wäre vielleicht Heines bedeutendstes Werk geworden!“ Herr Kirchner! Hätten Sie Arnims Kronwächter oder die Isabella von Ägypten, über die Sie ja so klug und schön reden, wirklich gelesen, so müßten Sie die Vorbilder kennen, welche Anlage, Farbe und Stimmung des ja zweifellos interessanten Fragmentes beeinflußt, wenn nicht hervorgerufen haben.

Das Nonplusultra leistet sich Herr Kirchner in der Erwähnung von Heines Gattin: „Mathilde Mirat, genannt La Mouche.“ Gleichwohl spricht er auch von der „zärtlichen Freundschaft Camilla Seldens!“ — Herr Professor, lesen Sie doch das von Ihnen selbst erwähnte Buch von C. Selden „Les derniers jours de Henrie Heine!“ Falls Sie zur französischen Sprache in ähnlichen Beziehungen stehen, wie zur deutschen Litteraturgeschichte, dann sei Ihnen hiermit verraten, daß diese Erinnerungen auch in deutscher Ausgabe erschienen sind. Wer über Heine schreibt, sollte doch auch die charakteristischen Gedichte an Mathilde gelesen haben und das wunderbar mystische Poem an die Mouche; die Kenntnis dieser Gedichte allein schließt eine Verwechselung beider Frauengestalten aus. Von Herrn Weiß, dem Verleger, war es nicht weise gehandelt, das Manuskript drucken zu lassen, ohne es wenigstens vorher in seinem Geschäfte, sagen wir beispielsweise von seinem Lehrling, durchsehen zu lassen. Die Hauptschuld trifft natürlich, wie immer, den Setzer. Einem deutschen Werksetzer wird es doch nie passieren, Mathilde und Mouche für eine Person zu halten. Die christliche Barmherzigkeit oder, wenn der Mann zu den schlimmen Freigeistern, den verstockten Sozialdemokraten gehörte, dann die menschliche Bruderliebe hätten ihn veranlassen müssen, den Lapsus zu korrigieren. Ergo — „Der Setzer nur ist schuld daran; ihn klag' ich an!“

Wenn man, wie Herr Kirchner, die alte Phrase vom „ungezogenen Liebling der Grazien“ citiert, so setzt man dieselbe doch ehrlicherweise in Anführungsstriche. Er unterläßt es; freilich wenn er alle seine Entlehnungen als solche markieren wollte, so würden die Gänsefüße im Buche häufiger vorkommen als Punkt und Komma.

Daß Heines satirische Bedeutung, welche die lyrische fast übertrifft, von

Herrn Kirchner nicht gewürdigt wird, findet Referent selbstverständlich und würde über das Gegenteil sogar verblüfft sein. — Über die Heine-Platen'sche Polemik hat der Herr Professor nur anschlagen, aber nicht läuten gehört. Daß Heines Angriffe gegen Platen in politischen Verdächtigungen bestanden, ist dem Referenten neu; das mußte Herr Kirchner entdecken. Herr Professor! Lesen Sie einmal, vielleicht in den großen Ferien, Heines Bäder von Lucca, und Sie werden daraus ersehen, daß Heine erstens Platens poetische Ruhmesansprüche auf ein bescheideneres Maß zurückweist und zweitens die Platen'sche Muße bezichtigt, sie verherrliche päderastische Tendenzen. Ferner irren Sie, geehrter und gelehrter Herr, wenn Sie Heine zum Verfasser des in den Reisebildern enthaltenen Verses machen:

„Von den Früchten, die Sie aus dem Gartenhain in Schiras stehlen,
„Essen sie zu viel, die Armen und vomieren dann Ghaselen."

Sie haben das Buch, aus welchem Sie das Citat wiederholen, mißverstanden. Lesen Sie doch selbst einmal die Reisebilder — es lohnt sich wirklich — und Sie finden am Schluß der Abteilung Nordsee außer diesem und vielen anderen auch folgenden, gleichfalls auf Platen gemünzten Stachelvers:

„Ganz bemeistert er die Sprache! Ja, es ist sich totzulachen;
„Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!"

Heine erwähnt gleichzeitig, das alle Xenien von Immermann verfaßt seien, daß die besonders bezeichneten jedoch auch völlig seine eigene Meinung verträten. Sie, Herr Professor, drehen den Sachverhalt um; nach Ihnen wäre der erste Vers (den zweiten kennen Sie nicht) von Heine verfaßt und von Immermann gebilligt worden!

Herr Litteraturkenner! Raupach stellen Sie so hoch, daß Sie ihm sieben Druckseiten widmen, und Heine interessiert Sie so, daß Sie unter anderem auch die Reisebilder nicht gelesen haben. Sie blinder Hödur, welcher tückische Loki gab Ihnen den verhängnisvollen Mistelzweig, genannt Schreibfeder, in die Hand? Dem Mythos entgegen handelt es sich aber diesmal um zwei Baldurs, die empfindliche Schläge erhielten; der eine ist der Verleger, der mit dieser geistigen Ausschußware recht faule Geschäfte machen wird, der andere ist Herrn Kirchners Litterarhistorischer Ruhmestraum, der in Luft zerrinnt.

Hochoriginell ist Herr Kirchner stets, wenn er eigene Einfälle zum Besten giebt. Er entdeckt Bescheidenheit bei Platen; wörtlich spricht bei ihm Platen von sich „mit der ihm eigenen Bescheidenheit"! Der Zusammenhang schließt eine Ironie seitens des Autors aus. „Platen'sche Bescheidenheit" — ein nettes geflügeltes Wort! Es klingt wie etwa: „Kirchner'sche Litteraturkenntnis!" So etwas wird höchstens dann erklärlich, wenn der Vater des Ausspruchs der Platen'schen Werke unkundig ist.

Aus welcher Buchhändleranzeige haben der Herr Professor denn den einer Besprechung von Immermanns „Merlin“ angehängten Schlußsatz entlehnt? „Wir können diese ebenso religiöse als philosophische Dichtung allen Lesern aufs wärmste empfehlen.“ Trotz dieser ebenso warmen als geschmackvoll stilisierten Empfehlung frage ich Sie, Herr Professor: Hand aufs Herz, haben Sie Immermanns „Merlin“ wirklich selbst gelesen? Wenn nicht, so ist das durchaus kein Unglück. Aber ich denke, einerseits, um etwas empfehlen zu dürfen, muß man es selbst kennen, andererseits scheint mir, daß jemand, der die von Ihnen gegebenen „Merlin“-Explikationen nicht kompiliert, sondern auf Grund eigenen Studiums geschrieben oder wenigstens unterschrieben hätte, niemals auf ein so banales und nichtssagendes Schlußresumé gekommen wäre. Wer Heines Reisebilder nicht gelesen hat, der darf nicht gekränkt sein, wenn man einige Zweifel in seine persönliche Bekanntschaft mit dem zaubermächtigen, verzauberten Satanssohne setzt. — Gedankenlose Schablonenhaftigkeit fördert bisweilen Aussprüche ans Licht, die kühner als Paradoxe klingen. So schreibt Herr Kirchner: „Sie (nämlich die Griechenlieder W. Müllers) sprachen das warme Mitgefühl mit einem uns Deutschen so teueren und verwandten Volke aus.“ So hätte man sich wohl zur Griechenliederzeit ausgedrückt und in älteren Werken finden sich thatsächlich ähnliche Phrasen, aber heute weiß man die Neugriechen von den Altgriechen doch etwas besser zu unterscheiden, als Professor Kirchner die Mouche von Frau Mathilde. Uns die Neugriechen verwandt? Etwa geistig?! Oder soll das eine Anspielung sein auf die freilich starke slavische Mischung im Blute der Nordost-Teutonen? Uns teuer! Was denkt sich Herr Kirchner dabei? Ist er vielleicht auch auf griechische Staatspapiere hereingefallen? In dieser Hinsicht sind die Neugriechen einigen Deutschen allerdings recht „teuer“. — Wenn von einem Dichter gesagt wird, „er behandelte zum Teil österreichische Stoffe in spezifisch wienerischer Sprache,“ so denkt man wohl auch kaum an — Grillparzer!

Die Einleitungen zu den einzelnen Paragraphen sind stellenweise Scherze wider Willen. Der Abschnitt über Börne beginnt besonders geschickt: „Ein viel besserer Charakter als Heine ist Börne. Juda Löb Baruch (seit 1818 Ludwig Börne) wurde am 22. Mai 1784 zu Frankfurt a. M. im Ghetto geboren.“ — Was soll das? Ist Börnes Herkunft aus der Frankfurter Judengasse ein Beweis dafür, daß er ein besserer Charakter als Heine war oder — kann der Gymnasiallehrer Kirchner etwa keinen richtigen deutschen Satz bauen? Herr Professor, Ihre besagte Stilblüte duftet ja nach dem Aufsatzhefte des berühmten Quartaners Karlchen Miesnick!

Sehr von oben herab behandeln Sie den großen Dichter und Wodkakenner Grabbe. Während Sie von anderen Autoren einfach sagen: „Sohn eines Predigers", „Sohn eines Arztes" u. s. w., lispeln Sie vornehmthuend gelegentlich des Plebejers Grabbe: „Von einfachen Eltern geboren (sein Vater war Zuchthausaufseher)." — Charakteristisch! Nicht wahr! Ein gutes Auge übersieht so ein Endchen Wolfsklaue nicht, welches unvorsichtig unter der Drapierung des liberal-humanen Schafspelzes hervorhuscht.

Lassen wir wieder Herrn Kirchner das Wort. „Polenlieder haben wir von Graf Platen, Julius Mosen und Ernst Ortlepp." Nun, heutzutage denkt man vor Ortlepp doch wohl an Lenau und schließlich auch an Holtei.

Daß der Herr Professor österreichische Verhältnisse nicht kennt, wird ihm niemand übelnehmen. Aber warum spricht er dann von solchen? Sein Docierеifer treibt ihn auch hier, sich unnütz bloßzustellen. Er wirft — wie Unterscheidungsgabe ja überhaupt nicht seine Stärke ist — Deutschböhmen, Alttschechen und Jungtschechen untereinander und hält die böhmischen Verhältnisse von 1838 für identisch mit den heutigen. Er schreibt: „Seit 1838 studierte er (Moritz Hartmann) Philosophie in Prag, wo er sich mit A. Meißner, Haller und Szervadi befreundete, welche durch den Gegensatz zu den Anmaßungen der Jungtschechen in ihrer Liebe zu Deutschland bestärkt wurden." Herr Professor, wenn Sie von einem Gegensatz zu den Jungtschechen sprechen, so halten Sie also Hartmann und Meißner für Alttschechen? Die Leute sind Deutschböhmen. Jungtschechen gab es damals überhaupt noch nicht. Damals wurde das Tschechentum überhaupt erst zu einem politisch-nationalen Leben erweckt. Die Parteispaltung in Junge und Alte erfolgte erst später; Rieger, der entgegengesetzte Anschauungen wie Hartmann und Meißner vertrat, zählt jetzt bekanntlich unter die Alttschechen. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist das Ganze ja belanglos, aber es illustriert die mit der zuversichtlichsten Dociertonart verbundene Oberflächlichkeit der Kirchner'schen Arbeit.

Kinkels Liebe und Ehe wird censiert wie ein Gymnasiasten-Extemporale. Die „Verehelichung des evangelischen Geistlichen mit der geschiedenen Katholikin" findet trotz „des späteren Übertrittes Johannas zum Protestantismus" keine Gnade vor den Augen des gestrengen Herrn Kirchner. „Hielten ihn nicht religiöse Bedenken ab, so hätte ihm doch die Vernunft davon abraten sollen," so sagt wörtlich Herr Kirchner! Mit Vernunft ist gemeint, was man ehrlich deutsch Feigheit, Menschenfurcht oder Charakterlosigkeit nennen würde. Das heißt in Herrn Kirchners Sprachschatz „Vernunft". Sie schöne Seele! Sie hätten sich also in Kinkels Lage anders benommen; nun, das ist Ihre

Sache. Aber auf Ihre Kompetenz zur Beurteilung der Poesie, der Zwillingsschwester der Leidenschaft, wirft diese Philosophie, die eines pfefferminztrinkenden und strumpfstrickenden Kuhschnappel'schen Stadtsoldaten würdig wäre, ein allerliebstes Licht. Bethätigen Sie lieber Ihre Strebsamkeit und Unsterblichkeitssehnsucht in der Erfindung einer neuen Schulbank oder durch ein neues Wörterbuch zum Cornelius Nepos — aber schreiben Sie nicht über Dichter und Dichtung. Weh dem Knaben, der unvorsichtig an den Blättern der Rose zupft; es giebt noch brave, spitze, kratzende Dornen. Ich gehöre bei Leibe nicht zu diesen; im Gegenteil, ich rechne auf Ihre Dankbarkeit, da ich Ihnen diese kleine Privatlektion honorarfrei erteile.

Planlosigkeit ist ebenso schlimm als Nichtwissen. Wenn der „Litterarhistoriker" sagt, er will nur die wichtigsten von den schriftstellernden Frauen nennen, dann ist die Erwähnung der Luise Mühlbach etwas auffallend; die vielgeschmähte Marlitt und die Baronin Suttner verdienten schließlich in diesem Falle auch Namhaftmachung.

Verschiedene Kapitel verraten verschiedene Lücken im Wissen des Verfassers. Unter den religiösen Dichtern findet er nur einen Katholiken, und dieser weiße Rabe ist — Sebastian Brunner! Dieser hanswurstige litterarische Hetzkaplan ist doch kein Dichter! Von der gemütsinnigen Konvertitin Luise Hensel, von dem frühverstorbenen Jesuitenpater Diehl weiß Kirchner natürlich kein Wort. Wenn die Erzählungen der Nathusius und der Wildermuth unter „religiöse Poesie" eingeschaltet wurden, dann hätte auch wenigstens der klerikale Fabrikant historischer Romane, der pseudonyme Conrad von Bolanden, ein Wort der Erwähnung finden müssen (vorausgesetzt, daß unser wackerer Litterarhistoriker um die Existenz desselben wußte). Und — unglaublich, aber wahr: Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", existiert gleichfalls nicht für den illustren Verfasser dieser famosen Litteraturgeschichte, der doch über Spitta, Gerok und noch kleinere Geister auf evangelischer Seite zu berichten weiß. Die Birch-Pfeiffer hat eine ganze Seite, Blumenthal, sogar Lublinen sind erörtert — und kein Wort von Weber. Richtung hin und Richtung her; das Gedicht weist doch viele Schönheiten auf und bedeutete einen anständigen litterarischen Erfolg. Unter den religiösen Dichtern, oder noch besser in der Nähe Scheffels oder Hamerlings mußte Weber besprochen werden. Auch Alban Stolz, der Verfasser der Kalender für Zeit und Ewigkeit mußte unter den religiösen oder den Volksschriftstellern vorkommen in einer Litteraturgeschichte, die Hebel und Jeremias Gotthelf gebührend erwähnt. —

Die paar Namen von Dialektdichtern sind so planlos zusammengestoppelt, daß der Zufall als einzig maßgebender Faktor der Auswahl erkennbar ist. Der wichtige Stieler ist nicht genannt; Klesheim, der in wohlverdiente Ver-

gessenheit geratene Verfasser des herzlich unbedeutenden Schwarzblattl, wird aufgezählt.

Kirchners bibliographische Aufzählungen sind stets nicht nur lückenhaft, sondern planlos. So prunkt er gelegentlich des Mosen'schen „Ahasver" mit Aufzählung aller ihm bekannten Titel von Ahasverdichtungen, vom deutschen Volksbuch bis auf Ludwig Köhler und Isidor Heller, welche zwei letzteren dem Referenten, offen gestanden, nicht bekannt sind. Herr Kirchner weiß aber nichts von Schubarts und Lenaus bekannten Ahasver-gedichten. — Daß des Schweizers Bitzius (J. Gotthelf) Sprache „halb hoch-, halb plattdeutsch ist", ist eine belustigende Entdeckung, welche wir der nonchalanten Feder Herrn Kirchners verdanken, der in seiner gewohnten Abneigung gegen Unterschiede alle beliebigen Volksdialekte unter den Begriff plattdeutsch zusammenzufassen scheint. Frisch und frank schreibt Herr Kirchner, zu Auerbachs Zeiten habe es noch keine antisemitische Bewegung gegeben. Thatsächlich fällt der Beginn dieser Bewegung aber noch in Auerbachs letzte Jahre; er äußerte sich einmal darüber in ungefähr folgender Weise: „Da hat man ein ganzes Menschenalter im Dienste des deutschen Gedankens gewirkt und muß sich jetzt darauf gefaßt machen, als fremder Eindringling betrachtet zu werden." (Das Citat ist nur dem Sinn, nicht den Worten nach genau, da Referent vor etwa zwei Jahren dies flüchtig las und nach etwas verblaßter Erinnerung citiert.) — Herrn Kirchners Talent, in wenig Worten viel Ignoranz niederzulegen, feiert einen seiner schönsten Triumphe gelegentlich des Rheinliedes Beckers, den er unter Kinkels rheinischen Bekannten mit aufzählt als „Nik. Becker (1809—1845), der Dichter des gegen Lamartine gerichteten Rheinliedes". Herr Professor, wer hat Ihnen denn diesen Bären vom Lamartine aufgebunden? Bekanntlich hat Becker angefangen, darauf erfolgte die bissige französische Erwiderung: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand", die aber nicht Lamartine, sondern Musset zum Verfasser hat. Zu guter Letzt ließ sich allerdings auch Lamartine hören, aber mit einem versöhnlichen Hymnus menschlicher Bruderliebe, der „Marseillaise de la paix", die die Gemüter auf beiden Seiten besänftigen und die Debatte schließen sollte. — Warum verbreiten Sie falsche Gerüchte? — In Linggs Gedicht „Timur" fehlt nach Kirchner „jeder Gedanke". Er citiert als Beleg:

> „Der Elefant geht unter Jochen,
> Der Tiger brüllt in Hindostan.
> Siegessäulen aus Menschenknochen
> Baut Timur, der Mongolenchan."

Naiv fragt dann Herr Kirchner: „Was soll heißen, „der Elefant geht unter Jochen"?

Herr Kirchner, das soll heißen: Das Hinduvolk, das große, starke, weise, friedliche ist unterworfen; der Tiger, der räuberische Mongole, der blutdürstige, haust ungehindert im Lande. Das ist doch ein Gedanke; Sie sahen keinen, nun ja, Sie stolperten eben darüber. Und Sie dichten selbst? Ja, so ist es! Auf Seite 577 verrät sich der Herr Professor als lyrischer Sünder. In seinen drei Probestrophen grüßt uns der gute, brave, alte Reim von Lust und Brust freundlichst zweimal. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, eins der Citate zur Charakteristik nachzucitieren:

„Nur Frieden im Herzen und Lieb' in der Brust
Verwandeln die Sorgen und Leiden in Lust.
Nur tapfres Beharren auf richtiger Bahn
Läßt froh uns erwarten der Zukunft Orkan."

Um solche Elaborate zu stümpern, die Sie mindestens das Ehrenpräsidium im Allgemeinen Deutschen Reimvereine verdienen lassen, haben Sie „vielseitigen Studien" obgelegen und „die Natur auf größeren Reisen kennen gelernt"? Letzterer Ausdruck ist entschieden ein ureigenstes Kindlein Ihres Geistes. Lieber Herr Professor! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, wenn Sie die Natur nicht auf einem einzigen Spaziergang im Grunewald kennen zu lernen verstehen, so können Sie alle Hotelbetten von Dalldorf bis Palermo der Reihe nach abschlafen, ohne Ihrem Ziele um einen Schritt näher zu kommen.

Nach den Gedichtproben, die doch Lockvögel sein sollen, hat Referent von diesem superlativischen Dilettanten, der sich dabei das Kritikeramt über Dichter anmaßt, so genug, daß er das Corpus delicti unwillig zuklappt. Auch der Geduldsfaden der Leser wird geplatzt sein. Denn mit einem ungeschickten Kompilator, der Zeit und Mühe mit verfehlter Arbeit verlor, hat man Mitleid, mit einem verblendeten Versifex ist aber nicht zu reden. „Alle Götter fliehn davon!" —

Sollten Sie, geehrtester Herr Professor, oder Ihr Herr Verleger den Wunsch hegen, vorliegende aus der Feder eines uneigennützigen Menschenfreundes geflossene Belehrung unter Quellenangabe wortgetreu nachzudrucken und als berichtigendes Ergänzungsblatt mehrfach erwähnter Litteraturgeschichte beizugeben, so können Sie der Erlaubnis hierzu seitens der Redaktion der „Gesellschaft", sowie vom Referenten im voraus versichert sein.



Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur.

Randglossen zu den Akten.

Von Volker zu Alzey.

(Phönix.)

Im Dezemberheft der „Gesellschaft“ behauptete Stauf v. d. March, daß der deutsche Michel sein Moos viel lieber in Bier und Tarock anlege, anstatt etwas für Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu thun. Allem Anscheine nach fußt dieser bittere Vorwurf auf ungenauen, oberflächlichen Informationen, und Stauf von der March ist bis heute nicht in die Lage gekommen, einen klaren Einblick in die ‚Förderungs-Verhältnisse‘ zu gewinnen, denn sonst hätte er — (das dürfen wir ihm schon zutrauen) — sein geradezu himmelschreiendes Unrecht freudigst eingestanden und reumütigst alles zurückgenommen, da es, mit Meister Lessing zu reden, von A bis Z „erstunken und erlogen“ ist.

Der deutsche Michel thut nicht nur alles für seine Wissenschaft, Kunst und Litteratur, sondern sogar noch mehr als alles...

Und das geht nämlich so zu: am 18. April 1891 konstituierte sich im „goldenen Prag“ eine

„Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“,

welche nach althergebrachtem Statuten-Rezept die schönsten und besten Zwecke für sich in Anspruch nahm. Es handelte sich bei dieser Gründung wohl in allererster Linie darum: eine Centrale für die geistigen Interessen Deutschböhmens zu schaffen, durch Pflege der nationalen Litteratur im weitesten Wortsinne die infolge industriell-kapitalistischen Aufschwungs total vernachlässigte kulturelle Bildung zu heben und somit die politische Erstarkung Deutschböhmens herbeizuführen. Unsere redegewaltigen Politiker und staatsmännischen Durchfretter mögen die modernen Toupets schütteln, wie sehr sie wollen — es ist eine ausgemachte Sache: der sozialen, politischen Erstarkung jeder Nation geht die Entwicklung nationaler Wissenschaft, Kunst und Litteratur voraus. Ein glänzendes Beispiel hierfür sind die Tschechen. Dadurch, daß sie mit bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit und zäher Ausdauer am Ausbau ihrer geistigen Kultur gearbeitet haben, nur dadurch sind sie zu dem mächtigen politischen Faktor

geworden, der jetzt denen „von oben" verflucht harte Nüsse zu knacken aufgiebt. Der geradezu einzig dastehenden aufopfernden Förderung ihres geistigen Lebens haben sie es vor allem zu danken, daß sie Schritt für Schritt die Deutschen in Böhmen und Mähren zurückwerfen und die eroberten Stellungen behaupten. Während nun die Tschechen rastlos bestrebt waren, mit dem ihnen zu teil gewordenen Pfunde erfolgreich zu wuchern, vergruben die Deutschen das ihre ängstlich wie Geizhälse, und indes jene durch Wanderlehrer, Preisstiftungen, Akademieen, Lesevereine, Volksbibliotheken u. s. w. das geistige Leben allenthalben befruchteten und anregten, lagen diese auf ihren berühmten Bärenhäuten, machten in hundsordinärer Bierbank-Politik, lauschten andächtig dem hirnrissigen Phrasendrusch „gewiegter Parlamentarier", spielten Schafskopf, tranken immer noch eins und sangen zum würdigen Schluß das „deutsche Lied". Das rächt sich jetzt bitter und wird sich noch bitterer rächen — mit Recht! Denn ein Volk, das auf seine höchsten Güter nichts hält, ein solches Volk besitzt keinen Rechtstitel, zu existieren, und wär' es auch tausendmal mehr „zum Herrschen geboren" — (eine beliebte Phrase der Pseudo-Liberalen), als es in Wirklichkeit der Fall ist. Vom Ruhm seiner Vorfahren schwafeln, kann jeder, selbst der Dummkopf, aber „fürs Gehabte giebt der Jud' nix": behaupten muß man diesen Ruhm! „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen!" — Die Schuld: nur geredet und nicht gehandelt zu haben, fällt natürlich auf die sogenannten „Führer", denen lag das Hemd näher als der Rock: die einen hatten materielle Interessen im Auge und opponierten gegen die „tschechenfreundliche" Regierung, daß die „Fenster der Hofburg erklirrten", aber nur so lange, bis das ersehnte Ministerportefeuille niederschwebte — dann wurden aus den blutgierigen Tigern über alle Beschreibung zahme Schafe; die andern verbleudete der politische Glorienschein, welchen ihre Leib-Zeitungsschmocks zu einem grandiosen Nordlicht aufbauschten, indem sie den ziemlich mittelmäßigen Kindtaufs-Redner mit Mirabeau, Danton und ähnlichen Genies verglichen, und den dritten schob der sinnlose Chauvinismus eine ganze Kollektion von fußdicken Brettern vor die dummstolzen Köpfe.

Aber man fing endlich doch an, die schweren Fehler einzusehn und nach Schiller'schem Rezept vom Feinde zu lernen. Der wiederholte dringende Ruf, die geistigen Kultur-Angelegenheiten Deutschböhmens nicht ganz und gar verludern zu lassen, fand zuguterletzt ein Echo und eines „schönen" Tages erschien die „Gesellschaft zur Förderung rc." auf der Bildfläche. Daß sie vor allem andern die Wissenschaft fördern wollte, ist aus dem weltbekannten Wichtigkeits-Dünkel professoraler Tafelrunde erklärlich, die auch hier die erste Geige spielte, übrigens aber nebensächlich, da es „deut-

sche Wissenschaft" sein sollte, wie ausdrücklich betont ward. Ganz abgesehen von dem neuerlichen Mißgriff, den man sich zu schulden kommen ließ, indem man aus vielleicht atavistisch-traditionellen Gründen Prag zum Sitze auserwählte, jenes Prag, in dessen höchst bedenklichem Milieu ein wirklich deutsches, rasse-echt nationales Unternehmen keinen günstigen Boden finden kann. Abgesehen davon und trotz der verlorenen Zeit hätte man bei energischem Vorgehn, unermüdlicher Arbeit und rationeller Gebahrung die Scharte wenigstens zum Teil ausgewetzt, umsomehr, als sich die „Gesellschaft" gar bald im Besitze von nicht unbedeutenden Geldmitteln sah. Im Jahre 1893 subventionierte das k. k. Ministerium für

Kultus und Unterricht mit . . . . 5000 fl.
und für 1894 mit . . . . 6500 fl.
auch der „hohe" Landtag für Böhmen blieb nicht zurück,
für 1893 votierte er . . . . 4000 fl.
und für 1894 gar . . . . 8000 fl.
in Summa also 23500 fl.

sage: Dreiundzwanzig Tausend und fünfhundert Gulden, aus Staats- und Landesmitteln noch dazu!! — in Österreich direkt fabelhaft, wenn man bedenkt, daß die Regierung allem Anscheine nach für gar nichts anderes Sinn hat, als für neue und allerneueste Repetiergewehr-Kaliber, Staatszuchthengste („Matchbox" 187000 fl.), Versorgung von Schwiegersöhnen der Minister, galoppartige Beförderung armer junger Grafen und ähnliche staatsretterische Geschäfte mehr — — aber wir leben ja im Lande der möglichen Unmöglichkeiten und unmöglichen Möglichkeiten!

Im Hinblick auf die hochherzigen Subventionen — schade, daß wir keinen offiziellen k. und k. Hofknittelversdrechsler besitzen, wie die preußischen Brüder! — im Hinblick darauf erkläre ich allerfeierlichst: bei uns, im Lande der privilegierten Phäaken und protokollierten Lotos-Esser wird Wissenschaft, Kunst und Litteratur in einem Maße gefördert, daß einem die Haare kerzengrad zu Berg steigen und Gänsehaut um Gänsehaut über den Körper läuft, wie bei der Lektüre der liberalen Volksverdummungsorgane nach der Wahl Dr. Luegers zum Vicebürgermeister von Wien. Um das eingangs erwähnte Delikt des Kollegen Stauf v. d. March in etwas zu sühnen, will ich alles thun, damit aus der nach ihrem ganzen Gehaben außerordentlich „stillen" „Gesellschaft" eine „offene", sehr offene werde, und das wirklich einzig dastehende, billigerweise frappierende Unternehmen recht zahlreiche Kontroversen hervorrufe, sowie, daß urbi et orbi bekannt werde:

was man unter Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur versteht,

was Ministerium und Landtag so ausgiebig unterstützen, und
wer (demnach) deutsche Wissenschaft, Kunst und Litteratur
(hierorts) repräsentiert bez. repräsentieren will.

....Von heleden lobebaeren muget ir nu wunder hoeren sagen..

Die erste Großthat der „Gesellschaft zur zc." — ich werde sie der Kürze halber fortab „die Förderer" nennen — bestand in der Kreierung von „Ehren-Korrespondenten" und „korrespondierenden Mitgliedern", wobei seltsamerweise berufene Schriftsteller Deutschböhmens, Personen, die auf dem Gebiete der nationalen Wissenschaft, Kunst und Litteratur Rühmenswertes geleistet, schlankweg übergangen wurden, just so, als existierten sie nicht. Wie? hätten denn Männer von Kopf und Herz, von Charakterfestigkeit und gutem Geschmack, die es mit ihrem Streben ernst meinen, treu zu ihrem Volke stehen, und den heute so unschätzbaren Mut haben, offen und ehrlich zu sein, wenn es gilt, Krebsschäden aufzudecken, — hätten denn diese zur Förderung geistiger Interessen wie eigens geschaffenen Leute, hätten sie dem Zweck, so weit er bescheinigt war, am Ende Knüppel zwischen die Beine geworfen, falls man sie zur Mitarbeit herangezogen haben würde?! Oder besaßen die als grausam belesen geltenden Spitzen der „Förderer" keine Kenntnis von diesen Männern?! Sei dem, wie immer — eines ist sicher: anstatt einen möglichst engen Zusammenschluß aller zielbewußten deutschen Geistesritter in Böhmen einzuleiten, ohne irgendwelche kleinliche Rücksichtnahme auf politische und soziale Überzeugung, nahm man eine Hofratsmiene an, oder besser: die dünkelhafte Positur des Lakaien, der mit gekreuzten Armen hinter dem kutschierenden Gnädigen Herrn sitzt: Pack' dich, Schweine-Canaille! und erweiterte so die ohnedies breite Kluft zwischen den politischen Parteien im eigenen Lager. Es scheint fast, als hätte man den berüchtigten Wahlspruch „divide et impera" praktisch verwertet. — Von den „Korrespondenten" nenne ich nur zwei, sie charakterisieren die „Förderer": Dr. Eduard Glaser, „Sprachforscher und Orientreisender", und Fritz Mauthner — wer kennt nicht den „geistreichen" Anulker?! — alle übrigen dürften mehr oder minder doch nur Statisten sein, damit es nicht den Anschein hätte, als ob — — nun, wir kennen ja unsere Pappenheimer mit ihrer Sündenbock-Praxis!

Nachdem die Anschnorrung des Ministeriums und des Landtags von Erfolg begleitet war, da öffneten die Förderer ihre milden Hände und streuten in angeborener Selbstlosigkeit das Manna des XIX. Jahrhunderts bis aufs letzte Bröselchen den wandermüden „deutschen" Wissenschaftlern, Künstlern und Dichtern in den Schoß, vor allem natürlich den ersteren. . . An der Spitze der „Unterstützten" marschiert der bewußte „Reisende" in

der Sprach- und Orientforschungsbranche; er empfing den Löwenanteil, die bisher größte ausgewiesene Subvention, und zwar: im Anfang (gewissermaßen zur Etablierung), rund 3000 fl. und späterhin kurzweg „weitere Beträge", man munkelt mit vieler Zuversicht von 5000—7000 fl.!), im ganzen so ungefähr 8000—10000 fl. Und wofür? Da wird die Sache hochinteressant. Um das verflossene Reich der königlichen Rätsellöserin von Saba zu entdecken und den Spuren altsemitischer Geschichte und Kultur nachzuforschen. — Es lebe die Förderung deutscher Wissenschaft!

Dann kommt der Universitätsdocent Dr. Victor Schiffner, der auf Kosten der unschätzbaren „Gesellschaft" ebenfalls Forschungsreisen macht, diesmal jedoch weit über das gelobte Land hinaus, nach Java; die dasigen niederen Kryptogamen müssen untersucht werden behufs Förderung deutscher Wissenschaft. —

Und weitere Beträge: dem Lektor des Französischen, Dr. G. Rollin, zur Herausgabe eines altfranzösischen Gedichtes, — dem Dr. L. Adameck zu Studien über einen altgriechischen Vasenmaler, Namens Amasis, — einem Studenten der Medizin: Wolf Pascheles, auf medizinisch-physikalische Untersuchungen . . . . es würde viel zu weit führen, alle „unterstützten Professoren und Doktoren", von den Studenten ganz zu schweigen, namentlich zu nennen und die „Gründe der Unterstützungen" nach Gebühr anzunageln, weshalb ich nur noch kurz erwähne, daß die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" größere und kleinere Summen für alle nur erdenkbaren, himmelweit entfernt liegenden Zwecke huldvollst gewährte, wie zur: „Bearbeitung althellenischer Volksbeschlüsse", zu „Theorie-Studien über lineare Differential-Gleichungen" u. ä., hingegen berechtigten, dringenden Unternehmungen in der allernächsten Nähe des Heimatlandes ihre Förderung rundweg, ja beinahe wie entrüstet versagte! — Und noch einmal: Die Förderung deutscher Wissenschaft in Böhmen soll leben. Hurrah! Hurrah! Hurrah! —

Freilich, freilich: Diese Unternehmungen zielten weder auf Erforschung altsemitischer Kultur und javanischer Kryptogamen, noch auf Studien über griechische Topfmaler und französische Schwarten, auch hießen diese Unternehmer weder Schiffner und Glaser, noch Pascheles und Teweles — —, ihr Plan ging bloß dahin, die simple Deutsche Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen zu pflegen und zu fördern, und nicht: waschlappig-international und schlappschwänzig-kosmopolitisch in allen Richtungen der Windrose herumzufahren, wie — mit Respekt zu sagen — ein Furz in der Laterne, Subventionen um Sub-

ventionen zum Fenster hinauszuwerfen, um schließlich einen problematischen Schmarrn zu erjagen und so die deutsche Wissenschaft zu kompromittieren, daß jeder, der auf seine Nation etwas hält, in den Hals hinein sich schämen muß vor dieser exotischen Musterkarte einer Förderung deutscher Wissenschaft; Expeditionen auszusenden, einmal nach Palästina, um dort vielleicht die Überbleibsel der Weintraube auszugraben, welche seiner Zeit Josua und Kaleb auf der Stange trugen, ein andermal in die Pampas von Brasilien, behufs Studiums der Trottelosis bei den Faultieren, und wieder einmal nach Sparta zur Erforschung der Wandmalereien in den Aborten der Ephehen, Tausende von Gulden zu bewilligen für Dinge, nach denen keine Katze frägt und die uns gar nichts angehn, weil sie uns ebensowenig nutzen, als z. B. Sr. Exzellenz Herrn von Köller die versuchte Knebelung der Geistesfreiheit. . . . . .

das versteht man unter Förderung deutscher Wissenschaft.

Bisher war, wie ersichtlich, nur das erste Drittel des gesellschaftlichen Programms berücksichtigt worden. Die „„deutsche““ Wissenschaft lebte in dulci jubilo wie anno dazumal der reiche Prasser, Kunst und Litteratur standen an der Hausthür, um nach dem Mahle der Brosamen teilhaftig zu werden.

Von einer Förderung deutscher Kunst hat man übrigens bis heute nicht ein Sterbenswörtchen gehört, außer man zählt die Zeichnungen der althebräischen Kulturüberbleibsel, der javanischen Kryptogamen, sowie die zur Vasenbemalung des Amasis und zu den medizinisch-physikalischen Kunststücken des Wolf Pascheles der deutschen Kunst bei, — indes sind dem Vernehmen nach alle diese Kunstwerke noch zu erwarten. Die Kunst-Förderung war vielleicht nur symbolisch gemeint; das Wörtchen „Kunst“ klingt auch gar zu schön — es liegt so viel edler Schwung, so viel Ideales darin.

Es dauerte lange, bis die „Förderer“ die deutsche Litteratur zu „fördern“ begannen. Aber das hatte seine guten Gründe. Wenn Eggermann in Johns vortrefflichem „Litterarischen Jahrbuch“ diesbezüglich meint, die Litteratursektion habe „nicht gewußt, was sie mit ihrer ‚Mission‘ anzufangen hätte,“ so ist das durchaus unrichtig. Die Litteratursektion wußte es vielmehr zu gut, und wartete nur auf den geeigneten Moment, um die Förderungsgloriole dem deutschen Schrifttum ums Haupt zu schlingen. Herr Dr. Alfred Klaar, der litterarische Ober-Dalailama von Prag, hat ja in einem seiner „weltberühmten“ Vorträge klar herausgesagt: es sei grundsätzlich nach heimischen Werken von weltlitterarischer Bedeutung zu streben, und die „Förderer“ gaben schwarz auf weiß die hochtrabenden Ukase: sie könnten nur dann auf eine Förderung einheimische

Dichter und Dichtungen eingehen, wenn es sich um ganz hervorragende Produkte handle! Die „Förderer" waren sich also ihres Zieles vollkommen bewußt: sie wollten — auf gut Deutsch geredet: die dritte Blütezeit der deutschen Litteratur inaugurieren, den zweiten Goethe unter ihre Fittiche nehmen und dem andern Schiller den Pfad ebnen. Da können die „Förderer" ein paarmal den Abraham sehen, denkt manch ein schlichter Mann. O des Kleinglaubens! Die dritte Blütezeit der deutschen Litteratur war schon geboren und die Klassiker des XX. Jahrhunderts hatten längst aufgehört, ihre Windeln zu vergolden; die „Förderer" zögerten nur darum, weil die Entdeckung, daß die gottbegnadeten Genies ausschließlich ihrer „Gesellschaft" angehören, sie für ein paar Momente ganz perplex machte . . Ja, ja, ohne Spaß: die dritte Blütezeit der deutschen Litteratur ist da!! muß da sein! denn die gewissenhaften „Förderer" haben dies durch Förderung von litterarischen Werken quittiert. Sie, die vor kurzem der Welt verkündigten: nur „ganz hervorragende Produkte" „von weltlitterarischer Bedeutung" zu unterstützen, geben jetzt höchstselber Werke heraus — ergo: müssen letztere den Anforderungen entsprechen — ergo: die Blütezeit ist da! Herbei, Freunde und Genossen, seht euch die Prager „Klassiker" an!!

Prager Dichterbuch mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" herausgegeben von Heinrich Teweles, so betitelt sich der Musenalmanach auf 1894, der dem berühmten Goethe-Schillerschen auf 1798 beinahe gleicht. Dieses Pronunciamento „von weltlitterarischer Bedeutung" der allermodernsten „Klassiker" ist an anderer Stelle unserer Gesellschaft besprochen worden — wenn ich mich recht erinnere, sogar zweimal —, weshalb ich es füglich unterlassen kann, die kritische Goldprobe anzustellen. Ich bemerke nur im Vorübergehn, daß diese (abfälligen) Urteile noch viel zu mild sind; die geförderte litterarische Todsünde des Prager Kasino-Musenhofes verdient die wuchtigste Keule, so im Arsenal des Sprachschatzes aufzufinden ist, denn ein impotenteres Machwerk giebt es nicht so bald. Die Verse hohl, holprig, wie eine schlechtgeschotterte Dorfstraße, schal, eindruckslos, ja pollzeiwidrig grammatikalisch, die Prosa charakterlos, frivol, stilistisch ungenügend, im bekannten Schmockzeitungs-Ton — kurz im ganzen Buch nicht ein fernes Anzeichen deutschen Fühlens und Denkens, formell und inhaltlich gleich widerlich, und vom ersten bis zum letzten Buchstaben von einem eigenartigen „Duft" durchschwängert, den Zola einmal sehr treffend als „foetor judaicus" definiert hat. — Höchst charakteristisch für die „Förderer" ist, daß einer aus ihren Reihen und überdies Mitarbeiter des

„Prager ‚Dichter‘buches“, der sonst treffliche Friedrich Adler, dem wohl niemand ähnliches zugetraut hätte, sich nicht entwürdigte, diese Karrikatur litterarischen Schaffens und Satire aufs geistige Können in einem Prager Tagblatt als „bedeutende Gabe deutscher Dichtung“, welche durchwegs auf der litterarischen Höhe steht“ zu proklamieren! Freilich verkroch er sich dabei hinter die Anfangsbuchstaben seines Namens (F. A.), — ob aus Scham oder um die Objektivität dieses „Urteils“ zu wahren, weiß ich nicht, hoffe aber, daß ersteres der Beweggrund war, zumal er und Franz Herold die einzigen unter den „Förderern“ sind, deren Talent über jeden Zweifel erhaben dasteht. Indes müssen wir dem schamhaften „F. A.“ zu großem Dank verpflichtet sein. Wenn wir bisher nicht wußten, wer der Goethe dieser Blütezeit sei —: jetzt sind wir vollkommen im Klaren. „Am reichsten,“ schreibt der Jungfräuliche „ist in dem Buche — Alfred Klaar vertreten, der seit Jahren an der Spitze der Prager litterarischen Bewegung steht.“ Nun denn, stimmt den Hallel an — Alfred Klaar ist der Gesalbte des Herrn, das Licht, von dem ein gewaltiges Leuchten ausgeht über den ganzen Erdball, wo Menschen wohnen, die Seelen der Gefallenen aufrichtend und die Herzen der Betrübten erheiternd, ein Licht, wie es bei Lukas II, 32, heißt: „zur Erleuchtung der Heiden und zum Preise DEines Volkes Israel“: Alfred Klaar ist der Goethe der Gegenwart, er muß es sein, denn wer in einem „ganz hervorragenden“ Werke „von weltlitterarischer Bedeutung“ am „reichsten“ vertreten ist, der muß doch jedenfalls „ganz Hervorragendstes“ „von weltlitterarischester Bedeutung“ beigesteuert haben, und wer das zuweg bringt, der ist Goethe II. — Den einen Weimarer des zeitgenössischen Schrifttums hätten wir also glücklicherweise, jetzt fehlt nur noch der zweite, damit die dritte Blütezeit der von anno 1800 nichts nachgiebt.

Da ist er, im I. Bande der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, herausgegeben von der ‚Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen‘“:

Werke von Moritz Reich.

Ein großer Wermutstropfen mischt sich in den Becher der Freude über die Entdeckung des zweiten Dichterfürsten: er weilt nämlich schon seit 1857 im Schoße Abrahams, — andrerseits dokumentiert das auch äußerlich die Sendung dieses Heroen; Schiller starb nur um ein weniges älter als Reich, kritisierte Bürgers Gedichte genau so nichtsnutzig, wie Reich die Schriften Gustav Freytags (besonders den „Itzig“ in „Soll und Haben“) und ärgerte sich über die Bockbeinigkeit akademischer Urteile im gleichen

Tonfall wie Reich über die „Knechtung Israels". Als Lyriker steht aber Reich weit über Schiller. Er ist naiv, und Naivität ist, laut Busse, das Kriterium eines großen Lyrikers. Probe:

Grüne Erde freue dich,
Ich wohn' auf dir!
Gold'ne Sonne freue dich,
Du leuchtest mir!
Lieber Vater freue dich,
Du schufest mich!

Da man jedoch über alle von Professoren und Doktoren der Ästhetik zum litterarischen Handel und Gewerbe approbierten und konzessionierten Personen (im Handelsregister „Klassiker" benamst) unter Strafe allgemeiner Entrüstung und Notifizierung im Sittenzeugnis nichts Unebenes reden darf, andrerseits ich gegen die bei Toten ähnlicher Etikette sehr beliebte „Pietät" nicht verstoßen will, enthalte ich mich jeder Kritik über Moritz Reichs „Werke" und bemerke nur kurzweg, daß diese „Werke" netto so „ganz hervorragend" „von weltlitterarischer Bedeutung" sind als das Prager „Dichter"buch. — Ich erhebe mein Glas auf die „Förderung deutscher Litteratur". Prosit, Herr von Koeller, diese Litteratur entspricht Ihren Grundsätzen! Prosit, Herr von Bronsart, da giebt es kein „Produkt hirnverbrannter Poesie" wie bei Freiligrath! — Resumé: wenn ein paar arme Teufel von Berufsschriftstellern, talentierte Köpfe, die vor lauter Feuilleton-Krimskrams nicht zu größeren Arbeiten kommen können, da der Magen wenigstens doch einmal pro Tag in etwas befriedigt werden muß, wenn solche um Verleihung eines der spärlich ausgeschriebenen Dichterstipendien ansuchen, um mit dessen Hilfe ein bißchen Raum zu gewinnen, — werden sie abschlägig beschieden, ohne Angabe der Gründe (für die löbl. Bureaukratie sind Gründe nicht einmal so „billig wie Brombeeren") und der Betrag „in Ermangelung würdiger Petenten", wie die Phrase lautet, eventuell dem Fonds der offiziösen „staatserhaltenden" Preßmeute überwiesen oder irgend einem obskuren Pegasus-Sonntagsreiterlein mit dem „Ausdruck der Zufriedenheit" — (braves Mopperl!) — verabreicht, dieweil er die und jene hohe, höhere und höchste Persönlichkeit angeodet und angeödet hat; aber einer „Gesellschaft zur Förderung ꝛc.", die nichts als sich selber und ihre Freunde fördert und deren Mitglieder einander in reizender Gegenseitigkeit 's Goderl kratzen, die allen, so nicht zur Clique und Claque gehören, nicht nur Luft und Licht raubt, sondern sogar hemmend entgegentritt, welche „Dichter"bücher und „Werke" herausgiebt, deren sich bei einigem Nachdenken ein Pubertätspoet schämen würde — — ja, der stehen die Geldspinde des Staates und Landes offen, jene

Geldspinde, an denen sich die misera plebs zu Grunde füllt, damit — nun, damit althebräische Kulturforscher, javanische Kryptogamensammler, altgriechische Vasenmaler-Entdecker, Prager Dichterschüler e tutti quanti ausgiebigst unterstützt werden können . . .

das subventionieren Unterrichtsministerium und Landtag.

Nomina omina . . . Eine alte Geschichte, die an Glaubwürdigkeit noch nie etwas eingebüßt hat, darum ist es auch „odiös, Namen zu nennen“, denn sobald es geschieht und die Förderungs-Gesellschaftler Revue passieren, so weiß jeder, woran er ist . . .

Glaser, Schiffner, Mauthner, Adler, Salus, Fürst, Reich, Austerlitz, Klaar-Karpeles, Pascheles, Teweles . . . ., auf tausend und mehr Schritte erkennt man sie, die „berühmten Handelsmänner aus dem Osten“. . . was wollen die paar andern Leutchen wie Herold, Adameck, Lippert, Jodl in diesem unverfälscht palästinensischen Milieu bedeuten? . . . Resumieren wir nun: wen fördert die „Gesellschaft“, die sich aus Männern mit so ganz aparten Namen zusammensetzt, und zwar: fast ausschließlich? den Glaser, den Schiffner, den Fürst, den Pascheles, den Teweles u. ä. . ., und was fördert sie fast ausschließlich? die Erforschung altsemitischer Kulturreste, die Herausgabe von „Moritz Reichs Werken“, die Drucklegung von Beiträgen des Salus, des Austerlitz, des Adler, des Klaar-Karpeles, des Teweles und ähnlicher . . . Und da zahlreiche Personen mit nicht so glänzenden, auffallenden Namen der Förderung unwert befunden worden sind, dem Programm der „Förderer“ zufolge also nichts Annehmbares leisten —, was folgt notwendigerweise? . . Daß die „Geförderten“ Karpelesse und Paschelesse

die deutsche Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen repräsentieren, beziehentlich repräsentieren wollen.

Die deutsche Litteratur? — Vorderhand freilich nur einen Ableger derselben. In der Einleitung zu M. Reichs „Werken“ versichert Dr. R. Fürst, die von den „Förderern“ inaugurierte „Bibliothek“ habe den Zweck: „Schätze unserer Litteratur der Vergessenheit zu entreißen und vor Vernichtung zu behüten.“ Wem die eigentlichen Ziele der p. t. „Gesellschaft“ bisher noch nicht klar lagen, dem fällt es jetzt wie Schuppen von den Augen. In der That, „unserer“ Litteratur. Die „Förderer“ haben es sattsam bewiesen, daß sie einzig und allein „Schätze“ einer ganz bestimmten Litteratur zu heben beflissen sind. Und das mit Hilfe von Staatsgeldern, wozu sie einen sehr geringen Bruchteil beisteuern — unter dem Deckmantel, die geistigen Interessen Deutschböhmens zu pflegen! Wenn Herr Dr. Glaser das Reich

der Königin von Saba, sehr problematischen Andenkens, entdecken und sich dadurch einen Weltruf beizulegen wünscht, — weshalb geht er nicht z. B. den Rothschild um Subventionen an? Wie kommt die österreichische Regierung dazu, daß sie auf solche Pflanzreißereien das sauer verdiente Geld ihrer Steuerzahler hinausschmeißt? In welchem Zusammenhange steht denn die althebräische Kultur mit dem geistigen Aufschwunge Deutschböhmens? Und wenn Prager Dichterlinge den Kitzel haben, ihre Elaborate auf die bedauernswerte Nachwelt zu bringen, dann mögen sie sich selber Druck und Papier bezahlen — die blutigen Kreuzer des deutschen und tschechischen Volkes sind nicht dazu da, diversen Talmigrößen zu papierener Unsterblichkeit zu verhelfen. Solchen groben Unzukömmlichkeiten hat die Regierung durch Kontrolle vorzubeugen, das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit den Steuersklaven gegenüber. Bei Verleihung von Stipendien und Ähnlichem fragt man rechts und links, schnüffelt vorn und rückwärts, ob der Petent würdig sei; inquiriert und kontrolliert aufs Allerschärfste die Verwendung des Bettels und entzieht beim geringfügigsten Anlaß diese Stütze. — Hier aber, wo sich's um ein kleines Vermögen handelt, hier kümmert sich kein Teufel darum, ob es zweckentsprechend zur Förderung von idealen Bedürfnissen des deutschen Volkes in Böhmen verwendet wird; hier, wo augenfällige Irreführung, offene Anmaßung und hungrige Spekulation Hand in Hand gehen, hüllen sich die Officiosusse in mystisches Schweigen, die sonst immer ein Härchen in der Suppe finden und immer phantasieren, wo sie mit beiden Händen das Maul halten sollten. —

Es ist hoch an der Zeit, daß sich alle ehrlichen und mutigen Ritter vom Geiste aufs engste zusammenschließen und eine mächtige Phalanx bilden gegen die unqualifizierbaren Provokationen der „Förderer" und gegen den schändlichen Schacher mit dem deutschen Namen. Das heischt dringendst die persönliche Ehre ebensowohl, als die nationale. Wie heißt es doch im Schiller, in jenem „idealen echtdeutschen Schiller", dessen goldene Sprüche wir immerdar auf der Zunge, aber nur selten im Herzen tragen und niemals in Thaten umsetzen:

> Nichtswürdig ist die Nation,
> Die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.

Amen!



Paris in Berlin.

Von der grossen Kunstausstellung.

Von Dr. Paul Bornstein.

(Berlin.)

Es giebt nur eine Stimme darüber, daß die diesmalige Kunstausstellung weitaus die bedeutendste und interessanteste ist, die wir seit Menschengedenken erlebt haben; aber selbst auf die Gefahr hin, von Fanatikern jedes Lokal- und Partikularpatriotismus dar gesprochen zu werden, muß ich die Behauptung aufstellen, daß preußisch-norddeutsche Kunst nicht das Verdienst daran hat. Wie es aussieht, wenn Berlin und umliegende Bierdörfer das Hauptkontingent zu den Gemälden stellen, das hat die vorjährige, ganz unglaublich tote und öde Gallerie zur Genüge bewiesen. Es zeigte sich eben wieder einmal, daß Preußen nicht der Boden ist, auf dem künstlerische Individualitäten gedeihen können, und daß die geflügelte Phantasie am grünen Strand der Spree, wo sich das Läuten der Kirchenglocken und der Kommandoruf eindrillender Unteroffiziere zu einem Ganzen von unsagbarem Liebreiz mischt, ihren Wohnsitz prinzipiell nicht aufschlägt. Die für preußisch-offizielle Kunst typische Erscheinung ist Herr Anton v. Werner, der Oberbonze der hiesigen Akademie, der Mann mit den tadellos gemalten Uniformen und korrekten Ordenssternen, der Pinselrhapsode oder Rhapsodenpinsel für historisch denkwürdige Hofsituationen, der in stolzem Bewußtsein, die allein seligmachende Kunst in Erdpacht genommen zu haben, noch jüngst über die Moderne sein Anathema sit im Brustton tiefster Überzeugung erschallen ließ. So, meine ich, dürften ängstliche Rückblicke und des eigensten Nichts durchbohrendes Gefühl, wenn auch nicht über die Schwelle des Bewußtseins getreten, nicht zuletzt den Grund abgegeben haben, aus welchem wir diesmal so angelegentlich um die Teilnehmerschaft unserer süddeutschen und ausländischen Kollegen in Apolline geworden haben, und erleichtert aufatmeten, als wir vernahmen, die Liebeswerbung würde von Erfolg begleitet sein. Und wenn wir auch, nun die Gäste hier sind, die fast völlige Déroute norddeutscher Kunst erleben, wir rufen doch: Hosianna, es giebt noch eine freie, wahre, echte Kunst. Vivat München membrum quodlibet, Korrekte und Moderne, Akademie und Sezession. Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein. Wie paradieren sie mit Glanz, diese Stuck, Heyden, Keller, Volz e tutti quanti, lauter Voll- und Vollblutnaturen. Und nun erst Paris — Paris ist Trumpf! Das könnte diesmal mit großen Lettern über dem Eingangsportal der Ausstellung prangen, und das Gedränge des andächtig staunenden Publikums in den französischer Kunst gewidmeten Sälen würde die beredteste Illustration zu diesem Motto liefern. Kein Zweifel, Paris ist die pièce de résistance, die diesmal ganz ungewöhnlich weite Kreise der Laienschaft für die Gallerie interessiert, und der Kritiker kann nach eingehender Erwägung, und ohne sich über Schwächen im einzelnen und bei einzelnen unklar zu bleiben, dieses Interesse nur billigen.

Es ist ungemein freudig zu begrüßen, daß in Paris der Chauvinismus vernünftigen Erwägungen so weit gewichen ist, daß das goldene Wort von der Internationalität, von der kluftüberbrückenden Kraft aller echten Kulturbestrebungen, sei's Wissenschaft, Kunst oder Technik, nicht mehr vor tauben Ohren verhallt. Ist freilich offiziell nur die Pariser Sezession, die Société des beaux arts Champs de Mars vertreten, so hat doch auch die

Akademie, die Société des Champs-Elysées ihren Mitgliedern die Beteiligung freigestellt, und es ist von dieser Erlaubnis in so ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht worden, daß man unschwer sich ein Urteil über Eigenart, Stil und Wesen auch dieser Kunstrichtung bilden und somit Vergleiche zwischen beiden Schulen anstellen kann. Gemeinsam vor allem ist beiden eine eminente Technik, ein aller Schwierigkeiten spottendes, häufig geradezu lächelnd darüber hinwegtänzelndes Können, eine raffinierte Farbengebung und eine famose Verve, ein brillanter Schmiß in der Wiedergabe des Concipierten. Sollte ich nun von dem sprechen, was beide Schulen trennt, so käme ich thatsächlich in Verlegenheit. Wie sich die Sache hier nun einmal stellt, kann von einer strikten Trennung schlechterdings nicht gesprochen werden. Das liegt daran, daß wir von präraffaelitischen Auswüchsen und ähnlichen, originalitätswütigen Bizarrerien, wie sie nach den Berichten im diesmaligen Marsfeldsalon in unerhörter Weise dominieren sollen, so gut wie gänzlich verschont geblieben sind, und daß andererseits in Paris, wo der Kampf für und wider die Moderne, französischem Temperament entsprechend, mit weit größerer Erbitterung geführt wurde, als in Deutschland, auch die Akademie nicht in Stagnation versinken konnte. Nolens volens mußte sie mit, mußte den Fortschritten und nicht wegzuleugnenden Errungenschaften der Jüngeren Rechnung tragen, und daß sie es that, man sieht, es gereichte ihr nicht zum Schaden. Findet man somit auf dieser Seite noch manches Akademische und Veraltete, namentlich in der Behandlung des Lichtes und des Aktes, so dafür auf jener manches Herbe, Outrierte, gemacht Moderne. Summa summarum — wenn man mich fragte, wem der Preis gebühre, ich sagte: Beiden! Teilt ihn und gebt jedem die Hälfte.

Beginnen wir mit der Sezession! Präsident der Marsfeldgesellschaft ist Pierre Puvis de Chavannes, gegenwärtig der meistbesprochene und meistbewunderte Maler von Paris, d. h. gegenwärtig noch, denn schon mehren sich die Stimmen, die ihn der Thronusurpation zeihen und seinen nahen Sturz, sowie die Schilderhebung Besnards in Aussicht stellen. Puvis ist ein eigentümlicher Mensch; unzweifelhaft ein Talent von großer Kraft und, wie die ausgestellten Studien beweisen, ein starker Zeichner. Aber — und das ist sein Malheur — er hat Chlor in den Augen, kann die Farbe nicht vertragen, und malt, um mit Nordau zu sprechen, wie mit zerlassener Kalktünche. Vor seinem Blick bleicht unsere farbenglühende Außenwelt; in allen seinen Bildern, auch den beiden hier ausgestellten, derselbe fahle, an verblichene Gobelins erinnernde Farbton, der mitunter, wie in der allegorischen Darstellung des „Schlummers“ (le sommeil) — schlummernde, antik gekleidete Menschen in schlummernder Natur — in seiner eigenartigen Müdigkeit und Trübheit ungemein stimmungsvoll, oft aber auch, wie bei dem uns den Rücken zukehrenden weiblichen Halbakt affektiert und manieriert wirkt. So grünlich-grau sieht nun einmal der Körper eines jungen Mädchens nicht aus, und auch die strichelnde Technik will mir bei der Wiedergabe des menschlichen Leibes nicht behagen. Puvis ist im ganzen wenig glücklich vertreten.

Sein größter Rival in der Gunst des Publikums ist Paul Albert Besnard, den wir nicht zum ersten Mal in Berlin sehen. Er hat bereits im vergangenen Jahre sein Bild „Die Sirene“ ausgestellt, dessen himbeerfarbiges Meerwasser Veranlassung zu allgemeiner großer Heiterkeit gab. In der That, sieht Puvis zu wenig Farbe, so Besnard zu viel. Seinen perversen Augen strahlt die Welt in wildem Durcheinander sämtlicher Regenbogenfarben, bei ihm giebt's grüne Gesichter mit blauen Haaren, und Arme, die vom Braunen durchs Citronengelbe ins Bläuliche schillern. So schlimm hat er es nun mit seinen „Ponies, von Fliegen geplagt“, nicht gemacht, aber immerhin noch schlimm genug. Violette Strandfarben, grünleuchtende See und entsprechende Ponceau-

reflexe auf den braunen und rotbraunen Pferdeleibern. Was aber troß outrierter und meinem Geschmack nach völlig unwahrer Farbengebung wahrhaft imposant wirkt, das ist die Kraft der Zeichnung. Diese Tiere sind in ihrer ganzen Haltung, in der Spannung aller Muskeln, mit dem unruhigen Wedeln des Schweifs und den mit aufgeblähten Nüstern vorgestreckten Köpfen von verblüffender Echtheit, und in genialer Markigkeit auf die Leinwand geworfen. Die gleichen Vorzüge, Sicherheit der Zeichnung und haarscharfe Charakteristik, begleitet von einer ausnahmsweise gedämpften, diskreten und vornehmen Farbengebung, weist sein „Familienbildnis“ auf.

Über Guillaume Dubufes Akte „la fourmi“ und „la cigale“, deren letzteren wir schon einmal in Berlin hatten, können wir kurz hinweggehen. Sie sind fade und süßlich weich, ohne alle Eigenart, ganz niedlich akademisch. Was den Maler veranlaßte, just diese Guitarre klimpernde, nackte Donna als Grille, und jene etwas bekleidetere, fächerschwingende als Ameise zu bezeichnen, wissen die unsterblichen Götter. Sie thun beide nichts, und Lafontaine redivivus würde energisch dagegen protestieren, die Personifikation der Arbeitsamkeit mit dem Fächer in der Hand darzustellen. Eine ganz famose Intérieurstudie aber, ein gemaltes Schelmenstückchen von entzückender Grazie und Pikanterie ist das bereits verkaufte Bild José Frappas „Geldheirat“ (mariage d'intérêt). Das Innere eines ehelichen Schlafgemachs. Vom roten Licht der auf dem Nachttisch stehenden, rotumflorten Lampe übergossen, starrt eine im Bett liegende, üppige junge Frau, einen gelbgebundenen Roman in den Händen haltend, aus umflorten, großen und brennenden Augen ins Weite, während ihr braves, dickes Ehegespons, den mit obligater Zipfelmütze bekleideten Kopf tief in die Kissen vergraben, neben ihr liegt und schnarcht, daß man die Wände wackeln zu hören glaubt. Das ist lustig; noch lustiger aber ist es, das spitzbübische, heimliche Lächeln zu beobachten, mit dem unsere höheren Töchter an dem kecken Bild vorüberschleichen, nicht ohne es zuvor einer gründlichen, aber verstohlenen Inspektion gewürdigt zu haben. Wie ist doch gleich der rechte Ausdruck für die Sippe? Demi-vierges. Bravo, Marcel Prévost! — Madeleine Lemaire ist ein weiblicher Dubufe; ihre Malerei eine elegante Salonmache ohne Tiefe und Ernst, wohingegen ihr ein feiner Sinn für vornehme Abstimmung der Farben, ein gewisser Chic nicht abgesprochen werden sollen. Diese auf Weiß gemalten Blumensträuße in Steingutvasen sind recht nett; insonderheit der mit den Chrysanthemen; aber der „Feenwagen“, wenngleich in den hellsten und anmutigsten Plein-air-Farben strahlend, ist glatt und konventionell. Chic sind diese Feen, aber ach, es ist ein recht irdischer Chic, den sie in Haltung und Miene dokumentieren. Das sind hübsche Modelle, kleine Grisetten, wie sie in Paris im Quartier Latin das Pflaster treten mögen, aber keine Himmelstöchter. Von packender Kraft, von tief erschütternder Wirkung ist Jean Bérauds meisterhaftes Bild: „Kreuzweg“. Wie bringt doch dieses kleine Bild eine tiefernste, hohe und schöne Idee so herrlich zum Ausdruck. Christus, zusammenbrechend schier unter der Last des Kreuzes, auf dem Wege nach Golgatha, mißhandelt durch Steinwürfe und Schmähungen des in Uhde'scher Manier völlig modern gefaßten Mob, dieser Lebemänner und Dirnen, dieser Arbeiter und Mächtigen, und am Wege die Enterbten und auf Bahren die Kranken und Sterbenden, voll Sehnsucht die Arme ausstreckend gegen den Heiland, der ihnen sein seltsam schönes, bleiches Gesicht tröstend zuwendet. Da ist nichts von Modell zu merken; das ist alles echtestes Leben. Die Individualisierung ist meisterlich durchgeführt; jedes Gesicht ist anders, und doch wieder allen gemeinsam der Grundzug entweder fanatischer Wut oder des Leidens und der Sehnsucht. Wer so malt, der gehört unter die Großen der Kunst; vor dem muß man sich beugen. Edouard Rosset Grangers „Strandgut“ zeigt einen sehr schönen, nackten, eben von den Wogen der hochgehenden See ans Land gespülten

Frauenkörper. Der bläuliche Widerschein des Wassers huscht um den frosterstarrten Leib, der blaurot schimmert, ein vorzüglich herausgearbeiteter Beleuchtungseffekt, und die rasende See in ihrer wilden Unruhe kontrastiert sehr wirksam mit der todesruhigen Schönheit dieses Körpers. Todesruhe, Frieden atmet auch Gustave Courtois' schöne und interessante Arbeit „die Glückliche". Ein in Weiß gekleidetes Mädchen auf dem Totenbette; in den totenstarren, besonders gut gemalten Händen ein Rosenkranz; auf dem Tisch ein Glas mit hohen, weißen Lilien und ein Kruzifix. Das stille, bleiche, schöne Gesicht mit den dunklen Brauen und Wimpern hat etwas unsagbar Friedvolles. Der Maler hat es verstanden, dem Beschauer die von ihm gewollte Stimmung aufzuzwingen. Das ist immer ein Beweis, vielleicht der sicherste, für die Güte eines Gemäldes. Henry Gervex giebt uns das Porträt seiner Frau in ganzer Figur. Ein beneidenswerter Gatte! Das ist eine Vollblutpariserin, fesch, graziös, elegant vom kleinen Capotehütchen bis zur schmalen Spitze der Lackstiefelchen. Dabei sind alle Vorzüge aufs äußerste gehoben durch einen schier allzu gewagten, koloristischen Knalleffekt: Die schlanke, ganz in Schwarz kostümierte Dame ist nämlich vor einer blutroten Samtgardine placiert. Die Technik ist erstaunlich und von hoher Eleganz. Es ist, als wolle die Gestalt aus dem Rahmen heraustreten, und dies pikante, schnippische Köpfchen guckt einem so keck in die Augen, als lebte es. Gerade von der Verve der französischen Porträtisten sollten die deutschen Künstler sich etwas aneignen, eine Forderung, die indessen bei Leibe nicht auf Eugène Carrière Anwendung finden soll. Sein sogenanntes „Familienbildnis" ist in widerwärtiger Manieriertheit verschwommen gemalt, diese tiefgrünlich schwarze Sauce, diese mystischen Nebel, aus denen sich bei längerem Hinschauen einige bleiche Gesichter mit unheimlich blickenden Augen loslösen, dürfte in Deutschland keine Bewunderer finden. Denn der Deutsche liegt nicht vor jeder vorübergehenden Modethorheit platt auf dem Bauch, wie der fürs Sensationelle, Unerhörte an sich leicht sich begeisternde Franzose. Wir lieben ein ehrliches gerades Können, wo und wie wir es finden; wir ehren künstlerische Individualitäten, wie sie sich auch geben mögen, wofern sie sich echt geben. „Gewaltsachen" aber lieben wir nicht, und dies Bild ist eine. — So weit die Sezession. —

Die Akademie führt uns vor allem den Fürsten im Reiche des Porträts zu, den genialen Jean Boldini. Es dürfte Sie zwar wenig interessieren — nichtsdestoweniger gestatten Sie mir, Ihnen ein Geständnis zu machen: Ich bin verliebt bis über die Ohren und zwar romantischerweise unglücklich; denn meine Schöne, wenngleich für andere real existierend, führt doch für mich nur eine leinewandene Existenz, und die verdankt sie eben Boldini. Also kurz — ich Unglücklicher habe mich in die Fürstin Poniatowska verliebt, respektive in ihr Bild, und nur ein Trost bleibt mir, daß es der gesamten Kollegenschaft nicht anders geht, und Ihnen, wenn Sie hier wären, sicherlich nicht besser ginge. Herrgott, ist das ein Weib, und ist das ein Bild! Man weiß nicht, soll man über dem Weib das Bild oder über dem Bild das Weib vergessen. Die Fürstin, der man die in der Wolle gefärbte Aristokratin auf den ersten Blick ansieht, ist sitzend, und zwar in einer decolletierten, rosaseidenen Balltoilette dargestellt. Sie unterhält sich augenscheinlich mit jemandem, den man sich zu ihrer Seite stehend zu denken hat, denn sie neigt den Oberkörper leicht vor, wobei ein wunderbar gemalter, tadelloser Hals und Busen voll zur Geltung kommt, und zeigt dem Beschauer den Kopf en profile. Man sieht, die ganze Stellung ist mit außerordentlichem Geschick gewählt; Boldini hat es meisterlich verstanden, den stolzen Liebreiz dieser Erscheinung in seiner ganzen Fülle aufzufassen und mit brillantem Chic festzuhalten. Schon das Kleid ist geradezu raffiniert, bis auf die kleinsten Knitterfalten genau wiedergegeben, vor allem aber ist der Kopf, dieser brünette, lockige, stolze Rassekopf ein Prachtstück der Porträtkunst. Diese braunen,

sprühenden Augen, diese schmale Nase mit den vibrierenden Flügeln, diese Stirn, dieses Kinn — einfach zum Verlieben. Und auf genau derselben Höhe steht Boldinis spaßhaft-originelles „Familienbildnis“. Papa, Mama und Töchterlein kommen sichtlich von einer Gesellschaft, und zwar Papa in animierter Stimmung, das bebrillte Gesicht fidel-schmunzelnd in Jovialität, den Cylinder schief nach hinten, die Hände in den Taschen des Überrockes und in einer verräterisch-schiefen Stellung — ein richtiger Durchgeher, aber ein Prachtkerl. Frau Gemahlin dagegen befleißigt sich, um das nötige Gegengewicht herzustellen, des würdevollsten Ernstes, und das Töchterlein, eine richtige beauté du diable von sechzehn Jahren, steckt ihr reizendes Köpfchen neben Papas Schulter vor. Auch dies Bild wirkt fascinierend durch die Unmittelbarkeit, mit der das Leben gleichsam in warmem Pulsschlag erfaßt ist. Fernand Roybet hat mit dem „Blutbade zu Nesle unter Karl dem Kühnen“ das der Größe nach gewaltigste Bild der Ausstellung geschaffen — ein kolossaler Schinken, auf welchem sich eine solche Menge von Personen herumtummelt, daß man erst eine Weile zusehen muß, ehe sich die grausigen Einzelscenen aus dem Gewirr lösen. Es ist da eine grandiose Kraft der Darstellung verschwendet. Diese blutüberschwemmte Kathedrale, in welcher geharnischte Männer — Karl selbst hoch zu Pferde mitten im Tumult — wehrlose Priester, Frauen und Kinder schlachten, muß auf jeden Beschauer einen peinlichen Eindruck machen, um so mehr, als wir zu dem aus dem Moderwinkel der Weltgeschichte ausgegrabenen Stoff keine lebendigen Beziehungen haben. Es ist eminent viel Talent und Studium darin, und so mag unter diesem Gesichtspunkt das Bild seinen Platz im Ehrensaal verdienen; aber — wie gesagt, mein Geschmack ist es nicht. Da lobe ich mir desselben Roybet Bild „Vergnügt“. Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Urheber jener grausen Schlächterei einen so sieghaften und goldenen Humor besitzen könnte, wie ihn dies köstliche Genrebild aufweist. Dieser stark angegraute, gut und gern fünfundvierzigjährige Schwerenöter und Ratsherr, der, vom Wein in Laune gebracht, eben im Begriff ist, mit der dicken Küchenmagd zu charmieren, ist famos; und doch fällt er ab gegen die virtuos gemalte Magd selbst. Dies dicke, sinnliche, pausbackige Gesicht mit den lachenden Augen, dies robuste Korpus würde einem alten Holländer keine Schande machen. Der in Paris lebende, ungarische Maler M. de Munkacsy ist mit zwei Bildern vertreten, beide von gewohnter Meisterschaft, beides Intérieurstudien, hervorragend durch geschickte Behandlung der Beleuchtung und scharfer Charakteristik der Personen. Der „Unverbesserliche“ spielt in einer verräucherten, düstren Pußtaschenke. Ein junger Ungarbursch, augenscheinlich ein wüster Gesell, sitzt am Tisch und läßt sich beim Trinken von musizierenden Zigeunern etwas vorspielen. In „Eine Erzählung“ ist von besonderer Wirkung die geschickt abgestufte Teilnahme der Anwesenden an dem Erzählten und die Lebhaftigkeit und Wahrheit der Gesten des Erzählenden selbst. Fernand le Quesne's mächtiges Bild „le torrent“ will den Gießbach und sein Tosen personifizieren in Gestalt von nackten Nymphen, die sich in allen möglichen Stellungen herumtummeln, sich jagen, sich necken, laut schreiend in die Flut stürzen. Gegen die Idee läßt sich nichts einwenden; sie ist ganz hübsch. Wären nur diese Frauenakte nicht alle über einen Kamm geschoren und so nach bewährter, akademischer Schablone behandelt. Das stört mich ungemein. Gut dagegen ist das auf das Wasser und die Leiber fallende Sonnenlicht wiedergegeben. Eine höchst vornehme, aristokratisch ruhige und mit äußerster Delikatesse durchgeführte Arbeit ist A. F. Gorguets „Garten der Hesperiden“. Der mythologische Stoff ist modern variiert. Wir sehen nach der neuesten Mode gekleidete junge Damen im Garten mit der Orangenernte beschäftigt. Die Abtönung der ruhigen Farben zueinander und aller hinwiederum zu einem gedämpft dunkelgrünen Grundton, die Schönheit der Mädchen,

der Wechsel in ihrer Haltung und dem Ausdruck der Gesichter, macht einem das Bild, wenngleich es keinen sonderlich tiefen Inhalt hat und die Stilisierung der modernen Toiletten etwas seltsam wirkt, zu einem lieben Freunde, zu dessen Ruhe man gern zurückkehrt, wenn man von dem bunten Gewirr ringsher müde geworden. An Béraud erinnerte mich die Idee des Bildes von H. Camille Danger „Die Übertretung von Christi Gebot", oder, was prägnanter sein dürfte, „Christus auf dem Schlachtfelde", eine Verurteilung des Krieges als Brudermord durch die verkörperte Menschenliebe. Während aus der Ferne mit blutigem Scheine brennende Gehöfte herüberlodern, schreitet der Heiland in Dämmerung über das leichenbesäte Schlachtfeld, und stillstehend vor einem gefallenen Fahnenträger, der noch die mit dem Emblem des Kreuzes verzierte Fahnenstange in der zusammengekrampften Hand hält, verhüllt er weinend sein Haupt. Die nackten Körper der Gefallenen sind gut gemalt; aber der Christustypus Dangers ist konventionell, viel weniger ausdrucksvoll, als der Bérauds, den Danger, obwohl sein Bild mit größeren Ansprüchen auftritt, keinesfalls erreicht hat.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß mein Bericht auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf. Vollständigkeit zu erreichen, lag nicht in meiner Absicht, da sie überflüssig sein würde, an dieser Stelle, wo es sich füglich nur darum handeln kann, durch Hervorhebung der bedeutendsten und interessantesten Leistungen einen ungefähren Überblick über die zum ersten Male in Berlin vertretene, französische Malerei zu geben. Ich will abschließend nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Paris, wie es unzweifelhaft auf dem Gebiete der Malerei zuerst mit dem Alten brach, und somit auch für Deutschland die neue Bewegung inaugurierte, in einer Beziehung noch immer an der Tête marschiert — das ist im Punkte der Technik. Paris präsentiert sich uns ganz so, wie wir Deutschen es uns vorzustellen pflegen — Chic, Anmut, feinster Geschmack. Wo es nur darauf oder doch meist darauf ankommt, wie beim Porträt, da leisten die französischen Maler Erstaunliches. Aber — der Ernst und die Tiefe, wie sie nur aus einer von heiligster Hingabe an die Kunst erfüllten Individualität stammen können, geht ihnen nach dem, was wir hier vor uns sehen, mit wenigen Ausnahmen ab. Die Schwäche der Kompositionsmalerei springt in die Augen und ist erstaunlich; selbst ernst gemeinte Bilder können ein gewisses Genrehafte nicht loswerden. Es ist wahr, wir sehen da wenig Mittelmäßigkeit, weniger vielleicht, als sie uns unsere vorjährige akademische Ausstellung bot — die französische Kunst hält sich durchweg auf einer Interesse erweckenden und Achtung gebietenden Durchschnittshöhe; auffällig hinwiederum war mir das Fehlen der wahrhaften Größen, der Riesen, die um Hauptes Länge den Troß überragen. Nein, Paris hat keinen Menzel; Puvis de Chavannes ist kein Stuck, Besnard kein Böcklin. Ich bin kein Hurrapatriot; aber voll Freude konstatiere ich, daß München, und namentlich die Münchener Sezession, unbedenklich den Wettkampf mit Paris aufnehmen kann. — Dixi



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Max Fels.

(München.)

Der Mai ist für das Münchener Kunstleben ein stiller Mond. Frau Sonne und Herr Frühlingsregen sind gewöhnlich die einzigen Künstler, die mit hervorragenden Schöpfungen an die Öffentlichkeit treten. Sie haben ihre Ateliers im Englischen Garten aufgeschlagen und arbeiten dort in Stimmungen und Farben und Tönen. Die Dämmerung bringt entzückende Beleuchtungsprobleme, und kommen dann der Mond und die Sternlein und die lieben Liebesleutchen — Genrebildchen habe ich dort schon gesehen — berückend! Aber die Ausstellung, die die nähme, müßte freilich erst gegründet werden, jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle natürlich. —

Überhaupt der Mai! Der sollte staatsanwaltschaftlich verfolgt werden! Wie hieß es im seligen Umsturzgesetz? „Wer einen anderen zu Verbrechen aufreizt —" oder so ähnlich. Und was thut denn der sogenannte Wonnemonat anderes?

Hunderttausend friedfertige deutsche Jünglinge und Jungfrauen macht er zu lyrischen Dichtern, und an allen schönen Plätzen zehn Meilen in der Runde hat er die Wohnungspreise aufs Doppelte gesteigert.

Wie das hier erst im Sommer werden soll bei den Musteraufführungen sämtlicher Wagner-Opern (Rienzi ist schon jetzt in neuer Einstudierung mit Pauken und Trompeten und großem Gepränge auf die Bühne gebracht worden), bei den Festvorstellungen des „Faust" und einiger Shakespeare-Dramen, jetzt wo zwei Kunstausstellungen in unseren Mauern zu bewundern und noch zu all dem ein neuer Monumentalbrunnen, wie jetzt die Wohnungspreise werden mögen, das mag Gott wissen! —

Professor Hildebrand, Florenz, ist der Schöpfer des neuen Wittelsbacher Brunnens, der in wirkungsvoller Weise die Anlagen des Maximiliansplatzes gegen den Karlsplatz abschließt. Das Werk des begabten Meisters wirkt sicher mehr durch die massige Wucht seiner drei Gruppen, als durch Originalität.

Zwei gewaltige übereinanderliegende Wasserbecken bilden die Basis des Brunnens. In der Mitte des oberen Beckens baut sich auf mit Relief-Masken geschmücktem Sockel eine über fünf Meter Durchmesser weite Schale auf, über die das Wasser, aus einer kleineren Schale in mächtigem Strahle emporsprudelnd, plätschernd und stäubend zu den beiden Becken herabflutet. Auf beiden Seiten befindet sich je eine Kolossal-Gruppe aus rötlichem, Tyroler Marmor, links ein Wasserroß, das mit einem Steine schleudernden Titanen gegen den Brunnen anstürmt, rechts ein Wasserstier, der ein lächelndes Weib trägt — Allegorien der zerstörenden und befruchtenden Kraft der Fluten.

Der Brunnen wurde kürzlich unter Teilnahme der Prinzen und hohen Würdenträger feierlichst eingeweiht. Ich kam etwas spät zur Festivität, die hohen Herren hatten sich schon zum größten Teil zurückgezogen.

Unter den Besternten am Monumente sah ich Possart in rotem Hoffrack mit kokettem Dreimaster (er ist endlich, wie schon längst zu erwarten war, Intendant geworden). Possart trug bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der Öffentlichkeit den Repräsentationsfrack; er stand in Manfredhaltung vor dem ragenden, klingenden Brunnen, es sah sehr schön aus. — — —

Doch nun zum Hauptereignis des letzten Monats, zum „intimen Theater".

Es ist schon einige Wochen her, am 29. April war es, abends 8 Uhr, da hatten sich auf die Einladung eines Comités (Max Halde, Oskar Panizza, Josef Ruederer, Ludwig Scharf, Julius Schaumberger, Georg Schaumberg) etwa dreißig Damen und Herren der Münchener Schriftsteller- und Künstlerwelt in den Salons von Frl. Juliane Déry eingefunden.

„Intimes Theater“ stand auf der Einladungskarte. „Gläubiger“, „Tragikomödie von August Strindberg“ und dann vorher „Was wir wollen“, „Einleitungsworte, gesprochen von Max Halde“.

„Intimes Theater“, ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mir der Name der neuen Bühne im ersten Augenblick recht komisch vorkam.

Und doch verbirgt sich hinter dem baracken Aushängeschild ein Unternehmen von hohen künstlerischen Qualitäten.

In klarer und geistvoller Rede verbreitete sich Max Halde über den Zweck der neuen Gründung, oder vielmehr Nicht-Gründung, denn es galt keine neue „Freie Bühne“ zu schaffen, keine „Versuchs“- und auch keine „Volks“-Bühne, sondern in erster Linie sollte gerade ein Sich-Karparieren vermieden, die große Öffentlichkeit ausgeschlossen, das neue Theater eben zu einem „intimen“ gemacht werden.

Die schlechten Erfahrungen, die in Berlin in letzter Zeit die „freien“ Bühnen &c. haben machen müssen, die Sorge, daß nordischen Geistes ein Hauch auch gar bald unsere süddeutsche, freierdenkende Hermandad (Panizza-Prozeß???) ankommen könnte, mögen wohl das Comité bestimmt haben, sich bei seinen Aufführungen auf einen ganz kleinen Kreis geladener Auserwählter zu beschränken.

Und die Aufführungen selbst!

Infolge Jahrzehnte hindurch sich steigernder Ansprüche des großen Publikums an Ausstattung und Inscenierung der Theaterstücke haben die Bühnenleiter allmählich immer mehr Wert auf die rein äußerliche stilgerechte Wiedergabe der aufzuführenden Werke gelegt und zwar auf Kosten der innerlichen, künstlerischen Interpretation.

Das Meiningertum, das nach dem finanziellen débâcle seiner Geburtsstätte sich auf allen größeren Bühnen breit gemacht hatte und mit seinen Zwillingsschwestern, dem pekuniären und dem künstlerischen Defizit, nach heute an den meisten Theatern spukt, hat in seinem Streben nach möglichst vollkommener Illusion die Phantasie der Zuschauer fast völlig lahm gelegt.

Das „intime Theater“ will nun zurückkehren zur Einfachheit, es will die Phantasie wieder in ihre Rechte einsetzen unter Verzicht auf Coulissen und Dekorationen, auf Verwandlungen und Lichteffekte. Zwar soll nach Möglichkeit vermieden werden, daß die Scene des Stückes und die Scene des Aufführungsortes in direktem Widerspruche zu einander stehen, das „intime Theater“ will im Salon seine Bühne aufschlagen, wenn das Werk im Salon oder überhaupt im Zimmer spielt, es will die freie Natur suchen, wenn der Dichter im Freien seine Handlung vor sich gehen läßt, aber es will Schminke und Bärte und stilgerechte Kostüme missen und an Stelle der beliebten äußeren Treue seinem Publikum künstlerische innere Treue bieten.

Als Repertoire kommen in Betracht: Stücke wie „Baikan“, Gunnar Heiberg, „Wir Drei“, Ernst Rosmer, „Toni Stürmer“, Cäsar Fleischlen &c. &c.

An Haldes Einleitungsworte schloß sich die Aufführung von Strindbergs „Gläubiger“ an.

Das Stück wurde im selben Raume gespielt, in dem die Zuschauer Platz genommen hatten. Eine Lampe stand auf dem Schreibtisch der Wirtin, den man ruhig auf der kleinen Scene hatte stehen lassen. Vor dem Auditarium, keine zwei Schritte von den

Zunächstsitzenden entfernt, befand sich ein runder Tisch und zwei Sessel. — Das war der ganze Apparat, und doch hatte das dargestellte Stück eine wirklich ungeahnte gewaltige Wirkung.

Die Darstellung war eine vollendete: Thekla — Juliane Dery, Adolf — Halbe, Gustav — Schaumberger.

Als Versuchsbühne hatte sich das „intime Theater" schon am ersten Abend bewährt; mit außerordentlicher Spannung sah man der zweiten Aufführung, die Ende Mai stattfand, entgegen.

Man hatte das phantastische Lustspiel „Leonce und Lena" des leider zu früh gestorbenen, genialen Georg Büchner gewählt und als Ort der Aufführung einen Park bestimmt und als Zeit einen herrlichen Maienabend, bei Sonnenuntergang und Dämmerungsahnen.

Schon der Theaterzettel war ein Prachtstück an Originalität und Laune. „Valk" — Otto Erich Hartleben. Aus Rom war der feuchtfröhliche Otto Erich herbeigeeilt, um als Gastrolle das „Valk" zu spielen.

In dem Redakteur Holz'schen Park ist ein großer Rasenplatz, auf allen Seiten von dunklen ragenden Tannenbäumen umgeben, durch deren dichtes Gezweig die Sonne gerade die letzten Strahlen warf, als ein Trompetensignal (Ernst von Wolzogen kann nämlich auch Trompete blasen) den Gästen anzeigte, daß das Spiel beginne.

In burgundischer Heroldstracht trat Georg Schaumberg aus dem Wald in die Lichtung und sprach mit gewichtiger Stimme die von Halbe und Frz. Held gedichteten Verse des Prologes, dann hielt er seinen Stab empor und auf weißer Tafel stand, weithin sichtbar, das Wort „Zimmer".

Der Herold verschwand und das Spiel begann. So oft die Scene wechselte, erschien er wieder mit seinem Stab und stimmungsvollen, von den beiden oben genannten Dichtern verfaßten Versen.

Auf Stühlen und auf dem Rasen, wie jeder es liebte, hatten sich's die Zuschauer bequem gemacht, eine Weinbude hatte man aufgeschlagen, und das volle Glas in der Hand saß man nun da und lauschte den Worten der bunten Gestalten, deren phantastische Gewänder die untergehende Sonne purpurn verbrämte, und dazwischen hinein trug der leise Wind Flieder- und Jasminduft von den nahen blütenschweren Sträuchern und Hecken. In der Aktpause klangen leichte Mandolinenweisen vom Rande des Wäldchens herüber, und als dann die Dämmerung kam und der Sonne letztes rötliches Licht am grauen Himmel verglommen war und es Nacht wurde, und die Lampions, spärlich in den Zweigen verteilt, ihr gelbes Licht auf die farbensatten Gruppen warfen — Frühling und Wein und Poesie und Blütenduft —, und wie's einen da überkam, so groß und frei — es war der Abend des reinsten Genusses, den ich in München verlebt. Das Stück, das muß ich gestehen, wirkte trotz vieler hervorragend schöner Stellen, infolge mancher Längen und veralteter Eigenarten, nicht so stark, wie das Comité wohl erwartet hatte, aber die Sache trug einen großen, jubelnden Sieg davon. Ich mußte immer an die raffinierte Kunstschlemmerei im alten Weimar denken, an Tiefurt und Belvedère.

Mitwirkende waren: Wolzogen, Halbe, Held, Panizza, Aden, Hegeler, Scharf, Fuchs und meine Wenigkeit, dann Frl. Stolzenberg und zwei hoffnungsvolle junge Künstlerinnen: Rosa Enzinger und Anna Gigl.



Kritik.

Romane und Novellen.

„Gewissensqualen", Novellen von Gerhard von Amyntor. (Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall & Grund, Berlin.

Die beiden in diesem Bändchen gebotenen Novellen erscheinen uns so recht geeignet, eine Erscheinung unserer Zeit aufs neue zu bestätigen, die wir bereits auf anderen Gebieten der Kunst seit etwa Jahresfrist beobachtet haben, einer Zeit voller unbefriedigter, unruhig tastender, ungewisser, unbehaglicher Stimmungen und Gefühle, Vorbotin — vielleicht — einer abermaligen Epoche der Romantik. „Wir werden wieder fromm," das hörte man oft, wenn man im vorigen Jahre die Gemäldeausstellungen durchwanderte und in beängstigender Fülle biblische und religiös angekränkelte Bilder sah. Es war wie eine Reaktion auf das kraftvolle Aufblühen jugendlich übermenschlichen Künstler- und Wagemutes. „Wir werden wieder fromm," das sagt der immense Aufschwung, den die Wohlthätigkeit zur Unterstützung der Bedürftigen in letzter Zeit genommen hat. Der Gesellschaft wird angst und bange, sie thut alles was sie kann, giebt Geld die schwere Menge — nur nicht was sie sollte — sich selbst — das eigene weitherzige freie Wollen. „Wir werden wieder fromm," das sagt doch auch jenes sonderbarliche Planen gewisser seliger Seelen, ein Rubinstein'sches jüdisch-christlich-religiöses Opernhaus zu bauen. Und ein anderes unverkennbares romantisches Anzeichen sind die Überflut von Märchendichtungen, Märchendramen und Feerien, die wir in diesem Winter über uns haben ergehen lassen müssen: Vasantasena, Talisman, Hänsel und Gretel, Es war einmal, Sonnenreiches Untergang ꝛc. — Was sagten sie alle, plus — minus, als ein: nur fort von dieser Welt — weit, weit, nur möglichst weit — Hirtenstimmung. Und als neue Bestätigung dieser unserer Ansicht diese „Gewissensqualen" von G. v. Amyntor, Ausflüsse einer übertriebenen selbstquälerischen Gewissenhaftigkeit, Empfindlichkeit und Empfindsamkeit, — wie sie einer Genieepoche voll gesunder kräftiger Naturen und voll klarer zielbewußter Ansichten fern bleiben — denn eine solche hat einfach keine Zeit dazu übrig — empfindsam zu grübeln.

Der Held der ersten Novelle ist zur Zeit der Handlung Vorsteher einer Station zur Rettung Schiffbrüchiger. In seiner Jugend war er Commis einer Hamburger Firma und liebte — nicht ohne Erfolg — die Tochter seines Chefs, eines stolzen Hansabürgers. Die Geliebte ward ihm aber vor der Nase weg mit dem Prokuristen der Firma verlobt, und diesen beseitigt er, indem er bei stürmischer Bootfahrt zu dritt das Boot zum Kentern bringt, die Geliebte rettet und deren Verlobten sich selbst überläßt, d. h. ertrinken läßt. Mit einem Male bekommt er es jetzt nach vollbrachter That mit dem bösen Gewissen zu thun, das ihn nicht mehr verläßt und ihn friedlos durch die Welt treibt — er ist eine der beliebten Romankraftnaturen, denen alles, was sie beginnen, glückt. So ist er Kaufmann, Seefahrer, Mechanikus, Ingenieur — zuletzt sucht er innere Befriedigung zu finden, indem er rücksichtslos sein Leben für die Rettung andrer wagt. Die Novelle bewirkt in vielem — wir können hier nicht auf alles genauer eingehen — dazu gehören auch mehrere höchst überraschende Zufälligkeiten — einen etwas gemachten Eindruck.

Weit mehr trifft unsere Behauptung aber noch zu bei der zweiten, weit kürzeren Novelle: Der Laryngolog. Ein junger Arzt steht am Sterbebette eines alten Generals. Es ist die letzte Stunde des Oktober. Voll Mitgefühls mit dem jungen blühenden Weibe des Sterbenden, um das sich drei Kinder drängen, begeht er eine pia fraus, indem er die Stubenuhr wie seine Taschen-

uhr um eine halbe Stunde vorstellt, um so der Witwe, da nun der General so erst im November gestorben (!), die volle Pension auch für den Dezember noch zu sichern. Dieser Betrug nun macht den Arzt zum unglücklichen Manne, selbst eine glänzende Stellung voller Anerkennungen und rastlose Thätigkeit geben ihm die Ruhe nicht wieder, machen ihn nicht vergessen. Eines Tages kommt die Witwe in seine Sprechstunde — wir erschraken, wahrhaftig, als wir lasen, daß inzwischen zwölf Jahre ins Land gegangen waren, — kehlkopfleidend. Es sind wochenlange Vorübungen zur Operation nötig. Die Liebe — nach zwölf Jahren — wird in beiden übermächtig — Heirat. Jetzt offenbart die Frau dem Arzt, daß all seine Qualen ungerechtfertigt gewesen, indem sie die Uhrverschiebung bemerkt und die Pension nicht erhoben — er also den Staat nicht betrogen — eine Schuld, die er durch Mehrzahlung von Tausenden bei der Steuereinschätzung lange getilgt. Wie von einem Alp fühlt er sich befreit — Ende. Wahrlich, eine lange, lange Selbstquälerei. Und ist er — so fragen wir — wirklich nun von seiner Schuld frei, ist er, subjektiv, nicht doch ein Betrüger?

Angenehmer liest sich ein anderes Bändchen desselben Unternehmens: **Der Pförtnerssohn von St. Veit.** Roman von **Otto Elster.** Der Verfasser greift seinen Stoff mitten aus dem Leben. Es ist ein Beitrag zur Behandlung der sozialen Frage, der sozialen Lage. Historisch sind dabei die vorjährigen Arbeiterunruhen in Berlin, sowie das Eingreifen der Gendarmerie mit Spritze und Gummischlauch. Besonders erfreulich war es uns, hier einer Idee zu begegnen, der wir persönlich immer gern nachgehangen, die freilich in Wirklichkeit gewiß ebensowenig der Erfüllung nahe ist, wie Elsters Roman nicht immer in irdischen Grenzen bleibt. Der Verfasser begiebt sich dann und wann bald unbewußt ins schöne weite Reich der Fabel und der Poesie. Dieser Pförtnerssohn Gottfried, im Armenhause aufgewachsen, wird Pfarrer. Zuerst freilich, in jugendlicher Unbesonnenheit, denkt er nun in dieser, seine frühere Umgebung weit überragenden Laufbahn Carriere zu machen — und er hat das Zeug dazu. Dann aber dringt in ihm die bessere Anschauung durch, seinen Glücksstern über die leuchten zu lassen, die ihn am meisten brauchen, denen er das Leben verdankt, ein Seelsorger zu werden, — die Enterbten göttlicher Gnade besserer Erkenntnis teilhaftig werden zu lassen. Dadurch gerät er natürlich umgehend in alle möglichen Konflikte, doch der guten Idee gehört der Sieg. Eine Reihe von Gegensätzen werden in diesem Roman wirksam, wie ja eben unsere gegenwärtige Lage aus himmelschreienden Gegensätzen sich zusammensetzt. Dem Seelsorger steht gegenüber der Durchschnittspastor des neunzehnten Jahrhunderts, der gern nicht zu viel thut, gern an guter Leute Tisch gut speist und es namentlich mit niemand — mächtigem — verdirbt. Dem tiefernsten Armenhaussohn steht in andrer Hinsicht gegenüber der Jugendgespiele Hans Henning, jetzt leichtfertiger Durchschnitts-Dragonerlieutenant. Diese drei Figuren sind lebenswahr gezeichnet. Dasselbe gilt etwa von Hans Hennings Vater, dem Besitzer der Eisenwerke, dem Patronatsherrn des Hüttendorfes, nach außen religiös-werkthätig — bis zu einem gewissen Grade seiner Verantwortung als Brotherr sich bewußt, nach oben konservativ, — gegenüber seinen Kindern der typische schwache adelige Vater. Was von dieses Baron v. Brandt Ansichten über ihm zustehende kirchliche Rechte über seine Arbeiter gesagt wird, klingt allerdings unerhört — hoffentlich nicht auch der Wirklichkeit nacherzählt. Der freigemeindliche Prediger mit seiner beständigen Krüppelgarde, die übrigens, scheints, recht gut laufen kann, denn die Leutchen sind überall dabei, dürfte übrigens, genau besehen, eine unbeabsichtigte komische Wirkung nicht verfehlen.

Johannes Kleinpaul.

Hugo Gerlach, Die vom Hinterhaus. Novellen, Berlin, Fontane und Comp. Preis: 2 Mk.

Der Verfasser dieses Buches kam jung nach Berlin, um sich mühsam seinen Unterhalt zu erwerben. Da lebte er in den hohen Mietskasernen im Norden der Hauptstadt, in diesen dunklen und alten Wohnungen, in die fortwährend das Geraffel und das Getöse der wimmelnden Straßen hineinsummt, und in die wenige Strahlen vom Himmelslicht täglich hineinleuchten, und in den weiten dumpfigen Comtoren und großen Verkaufsläden, in denen es aus und ein schwirrt wie in einem Bienenstock. Nicht in der heimlichen Ruhe der Kleinstadt entwickelte sich sein Talent, dort, wo im kleinen Kreise der Bürger große Gedanken deklamiert, und wo der glückliche Gymnasiast am Studium seines Göthe und Schiller sich selber zum Parnaß hinaufrankt und hinaufempfindet. Ihm, dem Dichter derer vom Hinterhaus war die Anlage zu sprudelnd humorvollem Empfinden, zu heiter dichtender Verklärung seines alltäglichen Daseins, eine natürliche Gabe, die sich von selber auch, gleichsam naturnotwendig, im stetigen praktischen Gebrauch entwickelte. Und so war Hugo Gerlach eines Tages ein Dichter. Als es gar zu sprudelnd in ihm überquoll, als eine ganze Welt von seliger, humorvoller Poesie in ihm zu schaffender Gestaltung drängte, warf er alles andere hinter sich, und kämpfte das ganze lustig-tragische erbärmlich heroische Dasein des modernen armen Dichters durch. Und er schien die Wonnen nur der Schaffensfreudigkeit zu empfinden, die ihn zu ganz wunderbarer Fruchtbarkeit drängte. Wie lustige Stunden haben wir nicht zusammen erlebt! die lustigsten dann, wenn der Geldbeutel am leersten und das Herz am vollsten war. Und in solchen Stunden war es mir vergönnt, einen Einblick in die Innenwelt des Dichters zu thun, in der ich unendliche Schätze von Gemüt, Ehrlichkeit, Phantasie und Geist „blicken" sah. Geistesblitze und tausend kleine Züge, die eine nach mit sich selber ringende, mühsam sich gebärende Individualität ankündigten, die mich glauben machten, daß hier ein Charakter sich bildet, der das verworrene Gestürme der Gegenwart überdauern und in einer abgeklärten, froh die Pflicht der Lebenden erfüllenden Zukunft glänzen werde.

Dieses Dichters Erstlingswerk sind die Skizzen „Die vom Hinterhaus". Es liegt ein kolossaler Realismus in diesen humorvollen Phantasien, die manchmal an die Karikatur streifen. Diese Leute alle, diese Orgeldreher und Gauner, Pennbrüder, Ballonmützen, Weiber und „Kleinprotzen"*), sie strotzen von Blut und Farbe, weil in ihnen allen das Leben des Autors lebt. Er gab ihnen Geist von seinem Geiste, er gab ihnen die göttliche Seelenruhe, mit der sie über sich und ihr polizeiwidriges Dasein denken.

Die Geschichten sind nach nicht alle vom gleichem Werte, es treten manchmal Längen auf, die beweisen, daß der Verfasser gar zu sehr in seinen „Helden" aufgeht. Aber das beweist gerade ihre legitime Geburt. Die Art der Schilderung, die erst trocken und flüchtig die „Szene" zeichnet, und dann in flottestem Dialog eine Handlung sich abspielen läßt, scheint auf den geborenen Dramatiker hinzuweisen. Und gerade wer imstande ist, aus seiner unendlichen lustigen Phantasie eine solche Fülle lebender Originale mit solchem gemütvollem humorgetränktem Ernste in die Welt zu stellen, der darf und muß sich an das Genre heranmachen, daß die glänzendste Gestaltungskraft erfordert, die Bühne. Sei dem Autor, der hier seinen ersten sichern Schritt vor die größere Öffentlichkeit thut, von dem kaufkräftigen Publikum ein herzlich ermunterndes Willkommen bereitet! H. H.

*) Die „Kleinprotzen" erschienen zuerst im Februarheft (1894) der „Gesellschaft".

Dramen.

August Strindberg: Meister Olaf. (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Spazinski: Die Frau Majorin. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. (Berlin, Renpel.)

Macasy: Die Unbekannten. (Leipzig, A. Schulze.)

Victor Hardung: Die Wiedertäufer in Münster. (Glarus, Vogel.)

Friedrich Carleis: Die Tragödie der Idee. (Hamburg, Aktiengesellschaft.)

Gerhard: Medea. (Neuhaldensleben, Eyraud.)

Karl Türk: Ludwig Robert. (Dresden, Pierson.)

Es ist ungemein lehrreich, von Zeit zu Zeit aufs Geratewohl so ein halbes Dutzend neuer Dramen herauszugreifen und in ein paar Tagen durchzulesen. Man erfährt dadurch manches über die modernen dramatischen Bestrebungen, auf das man nur bei solchen Gelegenheiten kommt. Nicht leicht aber habe ich größere Belehrung aus derartiger Lektüre gewonnen, als nach dem wiederholten Studium der genannten sieben Bühnenwerke. Denn sie vertreten so ziemlich alle Richtungen, die wir seit Jahr und Tag in der modernen Dramatik an der Arbeit sehen. — Ich hebe zunächst ein gemeinsames Merkmal hervor, auch ein erfreuliches Zeichen zugleich, wie ich glaube: Jedes dieser sieben Dramen ist leicht zur Darstellung zu bringen: sie sind von mäßiger Länge, haben eine ordentliche Einteilung in Akte und Scenen und stellen weder an die Darsteller noch an die Regie übertriebene Anforderungen. Es scheint uns damit bereits etwas gewonnen, wenn die jungen Dramatiker ihre Stücke nicht mehr als Lesedramen schreiben, mit fürchterlichen Längen, unaufhörlichem Scenenwechsel, ohne jeden Versuch einer Gliederung: wer ein wirklicher Dramatiker ist, kommt mit unserer Bühnentradition ganz gut aus. Ein Hinweis auf Ibsen genügt, um zu zeigen, wie ein Stück, trotz aller äußeren Ruhe und trotz der bedingungslosen Annahme des Theaters, wie es ist, die ungeheuerste Bewegtheit in sich tragen und auf so ferne Zukunft deuten, solch weltumwälzende Gedanken in sich schließen kann, wie nur je ein bühnenunmögliches Stück von Grabbe, oder der zweite Teil des Faust &c.

Am meisten interessierte mich das Werk von Strindberg. „Meister Olaf“ gehört zu den frühesten Werken des Dichters; wenn man jedoch die Auseinandersetzungen Ola Hanssons darüber liest, („Das junge Skandinavien,“ Seite 108) erhält man den Eindruck, es mit einer außerordentlichen Leistung zu thun zu haben: „Der Konflikt, der am stärksten im Drama betont wird, ist nicht der Zusammenstoß des alten und des neuen Glaubens, sondern der innere Gegensatz zwischen den Männern der Neubildung. Der eigentliche Kampf steht nicht zwischen Meister Olaf, dem schwedischen Luther, und den Wortführern der alten Kirche, sondern zwischen Olaf und dem Buchdrucker Gerdt. Wer ist Gerdt? „Ich heiße der gefallene Engel, der zehntausendmal wiederkehren soll; ich heiße der Befreier, der zu früh gekommen; ich heiße Satan, weil ich euch mehr liebte, als mein Leben; ich habe Luther geheißen, ich habe Huß geheißen, nun heiße ich Anabaptist.“ Aber so wenig er im Luthertum stehen blieb, bleibt er im Anabaptismus stehen. „Ziel' auf die Wolke und du triffst den Waldsaum,“ ist sein Wahlspruch. „Höre nicht auf den Todesruf: alles ist gut! denn dann kommt das tausendjährige Reich, das Reich der Freiheit, nicht zustande.“ Olaf ist der Reformator mit dem gewissen, bestimmten Ziele, der Freiheitsfreund von gestern, der Freiheitsfeind von heute. Gerdt dagegen ist die Verkörperung jenes Freiheitstrebens, das sich nie zur Ruhe schlägt mit dem Errungenen, das in der Wahrheit des Heute die Lüge des Morgen erblickt, das in der Freiheitlosung des lebenden Geschlechts das Zwangsdogma des kommenden

errät, das hinter der vollbrachten That die zu vollbringende aufdämmern sieht," 2c. 2c. So ungefähr steht ja das alles bei Strindberg auch, aber es ist doch ungeheuer viel von Hansson aus- und untergelegt. Wir gehören sicherlich nicht zu denjenigen, welche novellistische und dramatische Probleme an sich unterscheiden. Ein Problem wird erst novellistisch oder dramatisch durch die Behandlung. Strindberg nun behandelt seine Probleme im Drama ungefähr so, wie Meyer im „Jürg Jenatsch"; man erinnere sich nur, wie das Stück Meyers von Richard Voß dramatisiert, oder vielmehr theatralisiert worden ist. Denselben Eindruck erhielt ich bei der Lektüre des „Meister Olof". Der erste Akt ist durchweg vorzüglich; er erinnert an die kraftvollsten und gedrungensten Scenen in Ibsens Historien. Dann aber wird das Stück immer zerfahrener, planloser, Bild an Bild taucht auf, die Scenen stehen für sich allein da. Es will uns fast scheinen, als ob Strindberg gegen den Schluß zu die Freude an seinem Stücke verloren hätte.

Das deutsche Theater ist Herrn Stümcke zu großem Dank verpflichtet, daß er Spažinskys „Frau Majorin" so vorzüglich bearbeitet hat. Das ist vor allem ein Werk, das Rasse hat: Die Heldin, Fenja, ist eine der originellsten Frauengestalten der russischen Litteratur. Sie ist ein Typus, wie Hedda Gabler, wie Rita Allmers, wie Carmen; der Wille des Weibes zur Macht, seine unersättliche Grausamkeit, das absolut Unzurechnungsfähige, Barbarische, die zugleich kindische und fürchterliche Rancune gegen den Mann, — alles, was als Rudiment noch bei dem blondesten modernen Weib zu finden ist, alles, was den Mann dazu treiben kann, entweder in qualvollster Lust von dieser nie bezähmbaren halben Bestie sich zerfleischen zu lassen, aber sie zu hassen mit dem unversöhnlichsten Hasse, der auf Erden lebt, oder sie in einer Mischung von Ekel und verächtlichem Mitleid von sich zu stoßen — alles das ist Fenja. Sie ist ein Symbol, wie Kybele; sie ist Nana, aber nicht als Zerstörungswerkzeug, sondern als bewußte Feindin. Es giebt für sie nur ein Begehren — den Mann; nur eine Angst — wieder den Mann. Jedes Geschlecht ist für das andere, um mit Hilde Wangel zu reden, „das Grauenvolle; das, was abstößt und anzieht zugleich". (Hilde ist die Backfischform der Fenja.) „Die Liebe als Fatum, als Fatalität, cynisch, unschuldig, grausam, — und eben darin Natur! Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist! Ich weiß keinen Fall, wo der tragische Witz, der das Wesen der Liebe ausmacht, so streng sich ausdrückte, so schrecklich zur Formel wurde, wie im letzten Schrei Don Josés, mit dem das Werk schließt:

„Ja! ich habe sie getötet,
Ich — meine angebetete Carmen!"

Eine solche Auffassung der Liebe ist selten: sie hebt ein Kunstwerk unter tausenden heraus." (Fall Wagner, Absatz 2.) Andrej Karjagin, der Fenja ertränkt, das ist die russische Lösung des Carmenproblems. Es thut wohl, mitten in unser modernes Emanzipationsgeschnatter hinein einmal den Naturschrei der Wildheit zu hören .... Wenn sich bei dem Werke Spažinskis nicht zweifeln läßt, daß man es nicht nur mit einem Dichter, sondern auch mit einem Vollblutdramatiker zu thun hat, wenn der kraftvolle Realismus der „Frau Majorin" das Leben mit einer ganz außerordentlichen Energie wieder giebt, sicher zugleich und durchaus originell, — so wird das Urteil desto mehr erschwert über „Die Unbekannten" von Macasy. „Die Unbekannten", — die auf „das Zeichen" warten, wer sind sie? Was wir hierüber erfahren, ist herzlich unklar; es scheint eine Art idealer Anarchisten zu sein; es wird wenigstens viel vom „Umsturz alles Bestehenden" geredet: Unklares und unreifes Zukunftshoffen ohne ein klares Bewußtsein dessen, was einem an der Gegenwart

nicht konveniert. Das Stück liest sich, wie wenn es Ulrich Brendel aus „Rosmersholm“ geschrieben hätte. Macasy wählte für sein unklares Wollen die leise und verschleierte Technik Ibsens, deren Nachahmung im einzelnen oft ganz verblüffend wirkt. Ob der Autor zum Dramatiker Talent hat? Kaum, denn dazu fehlt ihm die Klarheit, jene fürchterliche Klarheit, die den Problemen schonungslos und kalt den Schleier hebt. Wie Ibsen für Macasy, war Shakespeare für Hardung ein gefährliches Vorbild. Wir mußten bei Lektüre der „Wiedertäuferin Münster“ wiederholt an den Viggi Störteler Gottfried Kellers denken, der einmal auf einer Reise den Gedanken faßt, eine neue Sturm- und Drangzeit zu inscenieren. Alles an dem Stücke Hardungs ist gemacht, geschwollen, verzerrt, von der unglaublich geschmacklosen Vorrede an bis zu dem Schlusse: „O Edelwild, vom Metzgerknecht gefällt.“ Wenn doch endlich einmal die Erkenntnis allgemein würde, daß Shakespeare uns kein Vorbild sein kann, weder in der ganzen dramatischen Anlage, noch in der Sprache. Ja, wenn unsere Zeit immer farbiger und überschäumender wird, wenn auch wir einmal jene Stimmung zu kosten kriegen, aus der die Shakespeareschen Stücke erwachsen sind, das satte Rot seiner festlichen Frevel, das fanfarenhafte Jauchzen noch im Untergange seiner Renaissancemenschen, — dann werden wir auch Shakespeare selber näher gekommen sein; aber nie und nimmer durch Nachahmung; das giebt nur Zerrbilder, wie Hardung zeigt. Daß mancher geniale Zug in dem Stücke steckt, der uns auf eine erfreuliche Weiterentwicklung des Dichters hoffen läßt, wollen wir nicht verschweigen.

Das Stück von Friedrich Corleis ist entstanden aus einer Verwechslung: aus der Verwechslung nämlich von Zeitungspolemik und dramatischer Dialektik. Die „Tragödie der Idee“ besteht darin, daß einer von den Christlich-Sozialen unterliegt im Kampfe gegen die Sozialdemokraten. Hilmar Tönnesen, der ja auch „die Fahne der Idee“ hochhielt, würde seine Freude an Corleis haben. Thöricht sind die „clefs“: aus Bebel macht Corleis Wewel, aus Liebknecht Liebherr. So etwas ist einfältig, mit Verlaub! Wenn Bebel und Liebknecht durchaus auf die Bühne müssen, wovon ich übrigens die Notwendigkeit nicht im geringsten einsehe, so stellt ein wirklicher Dichter und ein Dramatiker (Corleis ist weder das eine noch das andere) diese beiden Temperamente einfach hin, wie sie sind, und wenn er's dann nicht so weit bringt, daß jeder Mensch, mögen die Personen heißen, wie sie wollen, kennt: „Ah, das ist Bebel!“ — wenn er's nicht so weit bringt, soll er seine Hände vom Spiel lassen. Kann er's aber, so ist immer noch die Frage, ob damit für die dramatische Poesie das geringste geleistet ist: Was uns not thut, du lieber Himmel, das sind doch keine romans à clef — Menschen brauchen wir, die reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ob sie jetzt Porträts seien oder nicht.

In dem Zettel, den die Verlagshandlung Gerhardts „Medea“ beigelegt hat, erfahren wir zwei Dinge: Erstens, daß dieser Verlag ein fürchterliches, geradezu grauenhaftes Deutsch schreibt [„Beigehend erlaube mir“; „mit der Bitte, dasselbe (!) einer Besprechung angedeihen zu lassen (!!!)“; „Belagsexemplar“ (!)], sodann, daß wir es mit einem Erstlingswerk zu thun haben. Und beides hat uns, offen gesagt, sehr unangenehm berührt. Wenn ein Autor schon bei einem Erstlingswerk so mit Theatereffekten operiert, so nach der Schablone arbeitet, was für ein Blumenthal kann aus dem noch werden! Das Ganze ist nichts als ein nicht einmal ungeschickter Abklatsch Sudermanns: In einem Krämermilieu eine geniale Schauspielerin, ein paar bessere Bohémiens, eine himmelblaue Naive, zum Schluß Gift. Vom kritischen Standpunkt aus raten wir dem Autor, nichts mehr zu schreiben; vom finanziellen aus, sich aufs „moderne“

„Lustspiel“ zu werfen, da ist viel Geld zu verdienen!

Spekulation und Mache sind gewiß nicht die Fehler, die das Stück „Ludwig Robert“ von Karl Türk hat. Es ist ein „modernes“ Trauerspiel nach dem Rezepte Rudolph von Gottschalls, spielt in Rom und Paris, könnte aber ebensogut in Peking und Tokio spielen, und, statt im neunzehnten, im zehnten Jahrhundert. Das Thema vom Mädchen, das wegen einer andern verlassen worden ist, wird ja gewiß jung bleiben, so lange die Menschheit lebt. Aber unsere Zeit verträgt es nicht mehr, dieses Thema in tadellosen Jamben, wehmütig, larmoyant behandelt zu sehen. Hier wollen wir eine psychologische Motivierung bis ins Subtilste, und lieber noch physiologische Cynismen als unmögliches Pathos. Dieser Fall muß so individuell behandelt werden, wie wenige andere. Man sehe nur nach: was hat Turgénjew in „Frühlingswogen“ z. B. daraus gemacht. Es thut uns leid, so hart über ein Werk urteilen zu müssen, das offenbar aus dem edelsten Wollen heraus geschrieben ist: Aber in der Kunst entscheidet eben nie das Wollen, sondern nur das Können!

In Summa: Daß ein Werk, trotz aller einzelnen Schönheiten, straff komponiert sein muß, lehrt uns „Meister Olaf“; daß die feinste Technik nicht über den Mangel an innerer Klarheit hinweghilft, — Macasy; daß Kraft und Natur nicht in der Häufung absonderlicher Metaphern, nicht in unartikulierten Schreien und „gros mots“ zu suchen sind — Hardung; daß ein Drama von Menschen gespielt wird, und nicht von Personifizierungen politischer Ansichten — Corleis; daß ein Theaterstück noch lange kein Drama ist — Gerhard; daß ein unsterbliches Thema, in der Art von 1840 variiert, im Jahre 1895 abgebraucht und fade klingt — Türk. Nur die selbständige und notwendige Entwickelung eines Problems, nur die unerbittliche und intuitive Verlebendigung des Lebens, wie bei Spazinski, ist für uns der Weg, zu einem modernen Trauerspiel zu gelangen.

J. Hofmiller.

„Familie Barren“, Schauspiel in fünf Akten von Fr. Wilh. Gerling. (Ernst Wiest Nachf., Verlagsbuchhandlung. Leipzig.)

Dies Drama, das seinen Stoff aus dem sozialen Leben der Gegenwart entnimmt, schildert den Zusammenbruch zweier Geschäftshäuser einer deutschen Mittelstadt. Davon steht die Eisengußfabrik Barren im Vordergrunde, das Bankgeschäft Müller & Sohn mehr im Hintergrunde der Handlung. Infolge schwieriger kommerzieller Verhältnisse sind beide Firmen dem Untergang nahe, ohne daß jedoch der eine von der Lage des andern weiß. Im Gegenteil hält jeder von beiden den anderen für reich und gesichert. So entschließen sie sich zu einer Vereinigung, und als äußeres Band beschließt man die Verheiratung der Kinder; Barren hat eine einzige Tochter, Müller nur einen Sohn. Dieser hat für Rosalie gerade noch ebenso viel übrig, wie schließlich für jedes andere „reiche“ Mädchen, während Rosalie Barren einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen ihr aufgezwungenen Bräutigam hegt. Als sie vergebens in ihren Vater gedrungen, den geplanten Verkauf seines Kindes rückgängig zu machen, bringt der Widerwillen gegen Müller jun. sie so weit, diesem den ganzen Grund des von ihrem Vater geplanten Heiratsprojektes zu enthüllen — nun ist sie ihn natürlich sofort los. Das Bankhaus Müller entzieht Barren alle ferneren Geldunterstützungen, und dieser ist wirklich bedauernswert: um sein Ansehen zu retten, hat er ein Lieferungsangebot der holländischen Regierung angenommen, an dem nichts zu verdienen war. Er ist nicht imstande, die Ware in der geforderten Qualität zu liefern und wird so in der Presse diskreditiert. In der Fabrik sucht er an Löhnen zu sparen — die Arbeiter antworten mit einem Streik. Als Barren von einer vergeblichen Reise nach Holland —

um die Sache gütlich beizulegen — wiederkommt, findet er in seinem Bett, bei seiner jungen zweiten Frau einen andern. Die Tochter verläßt den Vater, der ja für sie kein Herz mehr besitzt, um ein bescheidenes Glück als Gattin eines ehrsamen Ingenieurs, des Freundes aus der Kinderzeit, zu suchen. Zudem hat Barren, eine That der Verzweiflung, mehrere Wechsel gefälscht und damit den Müllers, die diese einlösten, die letzte Stütze, das letzte Vermögen entzogen. Müller meldet Bankrott an, zugleich aber schickt er dem Barren die Polizei auf den Nacken, weil er die Fälschung erkannt. Das ist ein Stück Leben, ein interessantes Kapitel. Das sagt auch Wilhelm Gerling, aber dann sagt er nur nach: contenti estote — begnügt euch. Dies Stück Leben ist lebenswahr geschildert — nun das ist ja schließlich auch eine Kunst — was aber wirklich Kunst gewesen wäre, das leider fehlt. Das ganze wirkt nüchtern, fin de siècle, keine Charaktere und, was die Hauptsache ist — keine leitende Idee, kein innerer großer Zug. Wir vermögen die „Familie Barren" nicht als Kunstwert im höheren Sinne zu empfinden. Es liegt nahe der Vergleich mit Försters „Kriemhilde", die wir jüngst im Leipziger Theater sahen. In Bezug auf kommerziell interessantes war sie der „Familie Barren" gewiß gleichwertig - während letzterer eben eine Figur wie die Kriemhilde fehlt.

Noch einen Mangel des Gerling'schen Dramas müssen wir betonen: es hat absolut gar keine Vorgeschichte — wodurch hat denn nur der arme Barren das alles verschuldet, wir sagten es vorhin — er jammert uns. Ist es etwa nur die Schwierigkeit der Verhältnisse, die ihn niederbricht? Gar mancher brave ehrliche Mann geht ja allein an diesem Unglück zu Grunde, aber dramatisch ist doch das Moment nicht — wenigstens hätte dann diese τυχη mit ganz anders mächtigem Pinsel gemalt sein wollen.

Johannes Kleinpaul.

Soziale Litteratur.

A. Röder: „Der evangelisch-soziale Kongreß in Frankfurt a. M. Bd. XX, Heft 1 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". (Stuttg., Belser, 1895.)

Ein interessantes Dokument für die Zersetzung und Entwicklung unserer politischen Parteien. Wen die Zeitungspolemik zwischen Kreuzzeitung — Reichsbote und Hilfe — Volk noch nicht von der notwendigen Scheidung der jungen evangelisch-sozialen Partei von ihrer Mutter, der klerikal-konservativen, überzeugt hat, der findet hier die definitive, unwiderrufliche Absage an die „Firma Göhre & Camp." (sic!), zugleich das indirekte Eingeständnis unserer Hochkirche, daß sie nichts anderes sein kann und will als der geistige Nachtwächter für Geldsack und Klassenherrschaft. Noch nie ist mir hilflose Barniertheit, die giftige, boshafte Gehässigkeit des in seiner sozialen Herrschaft bedrohten, um seine Pfründe besorgten zünftigen Pfaffentums so kraß und cynisch entgegen getreten, wie in diesem Pamphlet gegen den „wissenschaftlichen Schwindel, den die vulgäre liberale und sozialdemokratische Presse aufgeschnappt und nach Art unfähiger Ignoranten zurechtgepäppelt hat, um Gleichheitsideen daraus zu drechseln"; und als Sohn hochkirchlicher Kreise bin ich immerhin manches gewöhnt. — Auf den Köllerschen Unsinn der Broschüre im einzelnen einzugehen, wäre Zeitverschwendung. Immerhin ist es interessant, zu beobachten, wie mit Naturnotwendigkeit die konsequenten Glieder aller Parteien — sei es auch auf den seltsamsten Umwegen — heute schließlich in das gleiche Fahrwasser einlaufen: des Sozialismus und der Demokratie. Wie die „sozialliberalen" Ausläufer des Freisinns sich vom Manchestertum, die „Sozialitären" Ahlwardt'scher Observanz vom reaktionären Antisemitismus trennen, wie — last not least — die deklassierten Junker sich im „Bund der Landwirte" mit dem Gedanken staatlicher Regulierung der Produktion vertraut

machen, so sind die Christlich-Sozialen, die einst auszogen als Teil der Konservativ-Klerikalen, um durch Zusammenschluß der christlichen Geister aller Klassen, durch Stärkung des religiösen Geistes auf der Basis der herrschenden Wirtschaftsordnung die sozialen Schäden zu verkleben, heute angelangt bei der Organisation des Proletariats gegenüber den herrschenden Klassen, und der sozialistischen Umgestaltung des Wirtschaftssystems. Als charakteristisches Symptom dieses Zersetzungsprozesses hat die vorliegende Broschüre grade in ihrer Schroffheit als erstes Zeichen beginnender „reinlicher Scheidung" parteigeschichtlichen Wert.

Adelheid Popp: „Die Arbeiterin im Kampf ums Dasein." (Wien, Brand, 1895. — 32 S. 20 Pfg.)

Prof. Dr. Max Hänshofer: „Die Ehefrage im deutschen Reich." Heft 3 von „Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben". (Berlin, Taendler, 1895. — 105 S. 60 Pf.)

Ein paar eigentümlicher Pendants, die sich hier gegenüberstehen. Im wesentlichen das gleiche Objekt der Betrachtung: der Emanzipationskampf des weiblichen Geschlechts; und wie verschiedenartig zeigt es sich, je nachdem man es mit den Augen der arbeitenden Proletarierin oder des bürgerlichen Gelehrten ansieht. — Man hat der Sozialdemokratie seitens der Frauenrechtlerinnen häufig ihre Gleichgültigkeit gegen die Frauenfrage, ihre doktrinäre Scheidung von den bürgerlichen Kreisen auch hierin vorgeworfen; wie mir scheint, mit Unrecht. An der Hand dieser beiden Schriften tritt es uns wieder recht auffallend entgegen, daß es eben etwas völlig Verschiedenes, Andersartiges ist: die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung, — anders nach ihren Ursachen, anders nach ihren Zielen, anders nach ihren Mitteln, ihrer Kampfmethode. Im Proletariat giebt es kaum einen Kulturkampf zwischen den Geschlechtern; der Kapitalismus, der den Knaben neben die Mutter, die Jungfrau neben den Greis an die dröhnende Maschine stellte, die Individuen herausriß aus dem Milieu der Familie und des Berufs und zu Hunderten zusammenpferchte auf den Schlachtfeldern des Kampfes ums Brot, er hat längst nicht nur die Lebensbedingungen, sondern auch die Lebensauffassung für beide Geschlechter gleich gemacht: es giebt keine doppelte Moral, keine Ehefrage, keine Bildungs- oder Berufsfrage für die Frau des Proletariats, ihre Leiden tragen nicht Geschlechts-, sondern Klassen-Charakter. Darum hat sie nicht mit den Frauen der Bourgeoisie zu kämpfen gegen die Hegemonie des männlichen Geschlechts, sondern mit ihren Gatten und Brüdern gegen die bürgerliche Gesellschaft. Ihre Waffen sind die gleichen: Streik und Boykott, Koalition und politischer Kampf, ihr Ziel ist das gleiche: der wirtschaftliche Sozialismus und die Herrschaft des Proletariats. — Anders die bürgerlichen Frauen: der Kapitalismus, der jene hineinzwang in die ökonomische Thätigkeit und sie dem Manne gleichstellte, hat ihnen ihren Beruf der emsig schaffenden Hausfrau genommen, hat ihr Dasein umgeschaffen in eine ungeheure Leere und Überflüssigkeit und ihre Existenz mehr als jemals zuvor vom Manne, als dem ehelichen Versorger, abhängig gemacht. Jetzt erst wurde das Privilegium des Mannes, zur Unerträglichkeit gesteigert, in seiner ganzen niederdrückenden Gewalt gefühlt, jetzt erst schuf die Verschiedenheit der realen Lebensverhältnisse auch so verschiedene Lebensauffassungen für die beiden Geschlechter, jetzt entstanden erst jene früher nicht gekannten Mißstände, jene früher nicht gefühlten Bedürfnisse, deren Gesamtheit wir unter dem Namen der „Frauenfrage" zu summieren gewohnt sind. Daher richtet die bürgerliche Emanzipation ihre Pfeile gegen die Vorrechte des Mannes, kämpft mit Petitionen an die Regierung und Appells an das männliche Geschlecht, und bleibt innerhalb der herrschenden Gesellschaftsordnung. Sie kämpft um Ziele, die

mehr oder weniger innerhalb dieser erreichbar sind, die die Proletarierin mehr oder weniger schon inne hat, einig mit dieser nur in einem Ziel: der politischen Gleichberechtigung. Daher aber auch ihre vielfache Unklarheit und Halbheit, die zuweilen recht kraß zu Tage tritt (z. B. wenn Herr Professor X. sich entrüstet gegen die sittenlose Zumutung der freien Liebesehe wehrt, und nur meint, „ein Mädchen, das bis zu seinem dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahr (!) keinen Mann gefunden hat“, der müßte es dann freistehen, ehe sie ganz verblühte, schnell noch einmal ein bißchen Sinnlichkeit zu kosten). — Dieser Klassencharakter tritt denn auch in der Tendenz der beiden Broschüren deutlich zu Tage. Ad. Popp (sozialistischen Kreisen vielleicht als frühere Ad. Divoral bekannt) schreibt bewußt und mit Absicht eine — übrigens geschickt abgefaßte, inhaltsreiche und durchaus sachliche — Agitationsschrift, um die „Fabriksarbeiterin“ (deutsch!) für die Ideale der Sozialdemokratie zu werben, — ein Ziel, das freilich, solange die Frau von jeder politischen Thätigkeit ausgeschlossen ist, etwas nutzlos erscheint. Dr. M. Haushofer dagegen ist der echte „Bourgeois-Professor“, wie er zuweilen vor einem ausgewählten Publikum des „gebildeten“ „liberalen Bürgertums“ einen „populären Vortrag“ hält, voll „einerseits-andrerseits“, Hinweisen auf die „Weisheit der Mutter Natur“, Appells an die Gerechtigkeit und Sittlichkeit und herzlich wenig Verständnis für die materiellen Ursachen, springenden Punkte und Entwicklungstendenzen der Frauenbewegung, resp. der Ehefrage. Wir wünschen der guten Sache schneidigere und konsequentere Verteidiger; warum macht sie auch Anleihen bei dem bekämpften Geschlecht, während sie in ihren eigenen Reihen Namen hat, wie Lily v. Gizycki, Irma v. Troll-Borostyani, Dr. Emilie Kempin, Dr. Käthe Schirrmacher u. a.! Grade eine Serie von Frauenrechts-Broschüren, wie sie das Dahms'sche Unternehmen bietet, sollte möglichst nur Frauen als Wortführer in die Arena schicken. Die Frau, die sich ihre Rechte von Männern beweisen läßt, verdient sie nicht.

Dr. Ch. Rappoport: „Die soziale Frage und die Ethik.“ — (2. Aufl. Bern, Goepper & Lehmann, 1895. — 48 S.)

Prof. Dr. G. v. Gizycki: „Vorlesungen über soziale Ethik.“ Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily v. Gizycki. — Berlin, Dümmler, 1895. — 88 S. 1,20 Mk.

Wenn wir auch diese Werke gemeinsam betrachten, so ist dafür zunächst der äußere Umstand Anlaß gewesen, daß der Titel je der einen Broschüre angiebt, was die andere enthält: Gizycki giebt uns eine Betrachtung der sozialen Frage vom ethischen Gesichtspunkt aus und Rappoport eine wissenschaftliche Abhandlung über die Ethik als Ausfluß der sozialen Verhältnisse. Letztere bildet nur „einen Teil einer vom Verfasser beabsichtigten größeren wissenschaftlichen Arbeit über die Ethik“; dies ist wohl der Grund, daß sie in mancher Hinsicht einen unabgeschlossenen und unfertigen Eindruck macht, Fragen aufwirft, die nicht eingehend beantwortet werden, und scheinbar ferner liegenden Dingen ausführliche Behandlung angedeihen läßt. Seine Stellungnahme zur ökonomischen Geschichts-Auffassung hinsichtlich des Gebietes der Ethik*) wird absolut nicht klar, obwohl es eigentlich den Kernpunkt seiner Studie bildet, und man legt das Schriftchen trotz der äußerst anregenden Ausführungen des sehr befähigten Autors nicht völlig befriedigt aus der Hand. — Der Gedankengang ist etwa folgender: Die revolutionierenden Folgen, welche die rapide Entwicklung unseres Wirtschaftslebens im letzten halben Jahrhundert auf allen Gebieten des sozialen und intellektuellen Lebens im Gefolge gehabt hat, haben einmal uns die Augen geöffnet für den evolutionistischen Charakter auch der scheinbar starrsten und

*) Wir möchten die Gelegenheit benutzen, den Verfasser auf einen z. Z. im „Sozialistischen Akademiker“ (Berlin, Baake) erscheinenden längeren Aufsatz grade über dies Problem hinzuweisen.

absolutesten Phänomene (wie die ethischen), andererseits für die unzweifelhaft bestehende Konnexität zwischen der ökonomischen Thätigkeit des Menschen und seinem sonstigen Handeln, Denken und Fühlen; diese bezüglich der Ethik zu untersuchen, ist die Aufgabe, die Rappoport sich gestellt hat. Er giebt nun zunächst einen geschichtlichen Überblick „über das Verhältnis zwischen Ethik und Wirtschaftsleben in den früheren Zeiten", ein Problem, das bei dem Mangel an Vorarbeiten an sich die Arbeit eines Lebens und ein Buch von mehreren hundert Seiten erforderte, wenn es mehr als geistvolle Aperçus bringen soll, innerhalb dessen er seine Hauptaufmerksamkeit auf Mandeville, einen englischen Vorläufer Nietzsches, konzentriert, der die Unvereinbarkeit ethischer Ideale mit den thatsächlichen ökonomischen Verhältnissen vertritt, infolgedessen — ähnlich Friedrich Nietzsche — sich als Apologet einerseits des prinzipiellen Immoralismus, andererseits des brutalen Manchestertums geriert: das notwendige Produkt des großindustriellen Kapitalismus auf moralwissenschaftlichem Gebiet. Im Anschluß daran prüft der Verfasser dann die Bedeutung des ethischen Faktors für das soziale Leben in unserer Zeit und gelangt dabei zu dem — freilich mehr plausiblen als exakt bewiesenen — Resultat, daß dieselbe theoretisch und praktisch stiege mit der kulturellen Entwicklung, daß das ethische Element, wenn auch selbst von anderen Faktoren bedingt oder geschaffen, auf einer gewissen Stufe der Entwicklung ein „sozialer .. Machtfaktor" werde, der seinerseits „entscheidenden Einfluß unter gewissen Umständen auf die geschichtliche Entwicklung erlangen" könne: „Die Existenz einer sozialen oder wirtschaftlichen Ordnung ist unmöglich ohne die bewußte oder unbewußte Sanktion des unter dieser Ordnung lebenden Volkes .... Das Rechtsgefühl eines ganzen Volkes ist eine historische Macht. Wenn irgend welche herrschende Ordnung sich mit dem Rechtsgefühl der Mehrheit eines Volkes nicht im Einklang befindet, so bedarf es des ersten besten Anlasses, daß diese Ordnung zu Grunde gehe." — Dies widerspricht nun absolut nicht der Marx'schen Auffassung, wie Rappoport zu glauben scheint, nur daß diese im moralischen Urteil mehr das Barometer und vielleicht zu wenig eine selbst weiter wirkende Wirkung der ökonomischen Entwicklung sieht. Der Hinweis hat aber eine andere wichtige Bedeutsamkeit: er verleiht uns die — von den orthodoxen Marxisten meist abgesprochene — Berechtigung einer ethischen Betrachtung und Wertung des Wirtschaftslebens, wie sie Gizycki in seinem Buch vornimmt. Wenn sich nämlich zeigt, daß die notwendigen Ausflüsse unserer Wirtschaftsordnung unserem Gerechtigkeitsgefühl ins Gesicht schlagen, daß bei den alltäglichen Konflikten zwischen Arbeit und Kapital der persönlich Unbeteiligte seine Sympathie der Arbeit zuwendet, daß der parfümierte Ekel vor dem Staub und Schweiß des arbeitenden Volkes immer mehr einer stummen Achtung vor der schwieligen Hand und blauen Bluse zu weichen beginnt, der sich der Einzelne nicht mehr entziehen kann, — so ist damit der Beweis geführt, daß eine heimliche „Diktatur des Proletariats" im sozialen Leben bereits zur Thatsache wird; dann haben Schriften, wie die Gizyckische, die sich von den herrschenden Zuständen „einige der unvernünftigsten und ungerechtesten etwas näher ansehen" will, den doppelten Wert; sie appellieren dann nicht mehr, wie die Utopisten des philanthropischen Sozialismus, an Edelmut und Mitleid der herrschenden Klasse, sondern sie konstatieren nur mit der grausamen Kaltblütigkeit des Vivisektors den klaffenden Abgrund, der wieder einmal zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen dem Erreichbaren und dem Erreichten gähnt: ein warnender Manometer der Staatsmaschine.

Wir haben hier Georg von Gizyckis litterarisches Testament vor uns. — Es ist etwas Eigentümliches um den Nachlaß großer Geistesarbeiter. Solange sie selbst mitten drin stehen im Kampf der Geister,

sind sie mit tausend Fäden gefesselt und gebunden: „Das beste, was Du wissen kannst, darfst Du den Buben doch nicht sagen.“ Da liegt es ihnen denn wohl nahe, ihr wahres Denken zum Ende der Nachwelt als Vermächtnis zu hinterlassen. Wer dächte nicht Darwins, der sich sterbend zum Atheismus, Mills, der sich zum Sozialismus bekehrte. Hier ist es ein stiller, treuer Arbeiter der Wissenschaft, ein weltfremder, von Kind auf gelähmter Philosoph, ein in weiten Kreisen verehrter Edelmensch, der sich in seinen letzten Aufzeichnungen gläubig und vollbewußt unter das Banner der roten Internationale stellt, — die Thatsache an sich schon ein mahnendes Signal für jeden, der Ohren hat zu hören. Ein flammender Protest gegen die herrschende „Ordnung und Sittlichkeit“ ist es, der sich hinter dem schlichten Titel einer „Sozialen Ethik“ verbirgt, eine Anklageschrift, die ihr Urteil selbst in sich trägt, um so vernichtender, je mehr die überlegen, sachliche Federführung des gereiften Mannes der Wissenschaft jede aufdringliche Kraßheit, jede tendenziöse Phrase vermeidet; das einzig störende ist vielleicht die allzubreite Ausführung (über 20 Seiten!), welche am Schluß die — im Verhältnis unbedeutende und nicht recht in denselben Rahmen passende — Frauenfrage gefunden hat. Die Herausgeberin, als streitbare Frauenrechtlerin bekannt, hätte wohl besser gethan, diesen Abschnitt entweder als besonderes Heftchen herauszugeben, oder wenigstens scharf und deutlich von dem ersten Teil zu trennen; so schwächt es u. E. den Gesamteindruck etwas ab. Alles in allem: ein mutiges und kluges Buch; es wird wenig gelobt, aber viel gelesen werden, — das beste, was man einem Buche wünschen kann.

Konrad Telmann: „Wo liegt die Schuld?“ Zur Umsturz-Vorlage. (Berlin, Deutsche Schriftst.-Genoss., 1895. — 46 S. 0,60 Mk.)

Das beste an der nun glücklich begrabenen Umsturz-Vorlage ist die Reaktion, die sie hervorgerufen hat. Um der einmütigen Erhebung des Volkes willen, der kläglichen Niederlage einer verstopften Bureaukratie und ketzerlüsternen Mittelalterei vor dem Willen der entrüsteten Unterthanen, um der stolzen geharnischten Worte, die, gesprochen oder gedruckt, deutsche Männer — und nicht die Unbekanntesten und Geringwertesten ihrer Nation — hinausgeschleudert haben der schleichenden Reaktion entgegen, verzeiht man dem unschädlich gemachten Vampyr gern seine kurze Existenz. In der That, die Zeit der Umsturzvorlage hat uns das Vertrauen auf die Zukunft wiedergegeben; denn sie hat einerseits das Volk aus seiner indolenten Michelhaftigkeit aufgerüttelt und ihm ins Ohr geschrieen, welche Wege der „Neue Kurs“ wandelt, und andrerseits den Herren der oberen Regionen gezeigt, daß man am Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr regieren kann, wie man Lust hat, sondern daß auch hierzu immer zweie gehören. Sie hat uns aber auch die Hoffnung hinterlassen, daß das deutsche Volk, nachdem es sich einmal der Schmach byzantinischer Feigheit und der Macht seines Willens bewußt geworden ist, wach bleiben und häufiger selbst ein Wörtchen mitreden wird, anstatt, wie in der Ära Bismarck, unter patriotischer Selbstberäucherung sich von der Regierung nach Belieben ins Schlepptau nehmen zu lassen. — Aus solchen Erwägungen heraus ist Telmanns Schrift geboren. Wie Freiligraths Zorngedicht: „Die Toten an die Lebenden“ hält er dem zur Großbourgeoisie oder zum Klein-Spießbürgertum entarteten „gebildeten“, „liberalen“ Deutschen einen Spiegel vor, der ihm seine Jämmerlichkeit in hellstem Lichte zeigt, jene sozialistenzitternde, hurraselige, polizeifromme Jämmerlichkeit, ohne die es überhaupt niemals soweit hätte kommen können. Sie trägt die Schuld, nicht die Regierung, die ja — nur in mißglückter Weise — bloß zu erreichen suchte, was aller Wunsch war: Die Knebelung der gefährlichen „neuen Ideen“, die der heiligen Ordnung die Nachtruhe raubten. — Wir wünschen dem

gedankenreichen, brillant geschriebenen Schriftchen die weiteste Verbreitung.

Heinz.

National-Demokratie. Von einem Aristokraten. (Berlin, 1895. U. Kracht. — 24 S. 0,50 Mk.

Weiß der allezeit freundliche Leser schon, was „National-Demokratie" ist? Es ist „Natürlichkeit, Ursprünglichkeit, Reinheit des Empfindens, ideelles Urmenschentum in kultureller Verklärung". Weiß er schon, was sie will? Natürlich dasselbe, wie alle anderen deutschen Parteien mit ähnlich wohlklingenden botanischen Namen: „den einzig möglichen Weg weisen zur . . Verhütung kulturfeindlicher Katastrophen". So behauptet wenigstens der „Waschzettel". Und wie macht sie das? Zunächst vernichtet sie auf zwei Seiten schnell einmal die Sozialdemokratie in Grund und Boden, ungefähr nach dem Muster des Strampel-Anni-Erzeugers. Leider passiert ihr hierbei das Versehen, daß sie bloß die eine Hälfte vernichtet, den wirtschaftlichen Sozialismus, über dessen Notwendigkeit sich mehr oder weniger alle Parteien einig sind mit Ausnahme des genannten petrefakten Verfechters öden Manchestertums; wir sind deshalb beim besten Willen nicht ganz von der Wahrheit dessen durchdrungen, was erwähnter „Waschzettel" „zur gefälligen redaktionellen Verwendung" (!!) kühnlich behauptet: „Der Verfasser drückt das, was Millionen denken, scharf und bestimmt (?) aus. Des weiteren beginnt der aristokratische Demokrat oder demokratische Aristokrat „eine Fahne zu entrollen, der die Masse der jetzigen Sozialdemokratie zugleich mit uns folgen kann", nämlich: Alles soll so bleiben wie es ist, bloß ein einziges thut uns not: „Das ganze Leben in Staat und Gesellschaft muß durchtränkt werden von wahrhaft demokratischer Gesinnung." Z. B. die Verfassung soll bleiben, aber der König muß zur „Einfachheit und Schlichtheit" zurückkehren: die Polizei soll bleiben, aber die Tanzverbote und Polizeistunden sind „Eingriffe in die persönliche Freiheit", die Bureaukratie soll bleiben, aber die Beamten sollen nicht so grob zum Volk sein. Auch soll man nicht immer so viel Wert darauf legen, „was die andern sagen"; das ist „ein großes Hindernis für den Fortschritt der Gesellschaft zur Freiheit", u. s. w. 24 Seiten lang, die Seite zu 2 Pfg. — Wehe Marx! Wehe Liebknecht! Eure Versammlungen leeren sich, eure Proletarier streiken nicht mehr, sie pfeifen auf euch und werden ideelle Urmenschen, und das deutsche Volk ist gerettet — alles zusammen nur 50 Pfg.

Ich habe die Broschüre hier und da allen Ernstes bis über das Bohnenlied gelobt gesehen. Ob die Herren Recensenten sie wirklich gelesen haben? Ein Lob wäre es nicht für sie.

Heinz.

Kunstschriften.

Em. Ranzoni: Moderne Malerei (Wien, Hartleben), 63 Seiten. — Wir hätten es uns gerne erspart, auf diese sachlich und stilistisch, qualitativ und quantitativ gleich unbedeutende Broschüre näher einzugehen. Wenn wir es dennoch thun, so geschieht dies wegen des Journals, das nachsichtig genug ist, den Stilübungen des Herrn Ranzoni seine Spalten zu öffnen; es ist dies, wenn wir nicht irren, die „Neue Freie Presse", ein Organ, das, wie bekannt, auch einen gewissen Eduard Hanslick zu seinen Mitarbeitern zählt. Beide, Hanslick und Ranzoni, passen gut zusammen; in die künstlerische Kritik geraten, wie der Pontius ins Credo, spinnen sie seit Jahren ihrer Fädchen unendliche Länge, harmlose und an sich nicht einmal bösartige Dilettanten, deren Ansichten uns ganz lieb und angenehm wären, wenn die Herrschaften dieselben für sich behielten. Aber daß sich ein Leserkreis findet, der die nicht ganz freiwilligen Parodieen solcher Kritiker für bare Münze nimmt, das dürfen wir nicht so hingehen lassen. Aus dem Grunde müssen wir immer froh sein, wenn sich Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung ergiebt. Also,

Herr Ranzoni, — wie wenn sie beim Photographen wären: „bitte, jetzt recht ruhig! Den Mund nicht so verziehen! Noch etwas freundlicher! — So!"

Sie geben Ihrer Broschüre, Herr Ranzoni, den Untertitel „Eine Studie". Ich weiß nun nicht, ob Sie sich auch die Bedeutung dieses terminus technicus vollständig klar gemacht haben. Unter „Studie" versteht man nämlich für gewöhnlich etwas, worüber man studiert, nachgedacht, sogar reiflich und wiederholt nachgedacht hat. Bedeutende und gewissenhafte Schriftsteller geben diesen Untertitel ihren Werken aus Bescheidenheit, um das „Unmaßgebliche" ihrer Resultate zu bezeichnen. Haben Sie das nun auch gethan? Ich fürchte immer, lieber Herr Ranzoni, Ihre Studie möchte nicht genug — doch was sage ich —, nein, sie möchte überhaupt nicht studiert, nicht gedacht sein. Eine unbescheidene Bescheidenheit, ein nicht bedeutendes, nicht gewissenhaftes Elaborat mit einer Bezeichnung in die Welt zu schicken, die durch bedeutende und gewissenhafte Werke eine Ehrenbezeichnung geworden ist! Also sehen Sie, der Untertitel taugt schon nichts. Hätten Sie etwas anderes geschrieben, z. B. „Ein Gerede", „Kritische Gänge des kleinen Moritz" — à la bonne heure!

Doch weiter! Ihre „Studie", Herr Ranzoni, hat nicht nur einen Untertitel, sie hat auch ein Motto! Sogar ein schönes Motto! Ein treffendes Motto! Ein kluges, richtiges, von einem Mann wie Goethe ausgesprochenes Motto! Schade nur, daß es nicht paßt! Doch wir sehen uns genötigt, eine Einschränkung zu machen; der zweite Teil dieses Goethischen Mottos behagt uns nicht: „Das Unglück ist in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produzieren will." Wir kennen die Weise, wir kennen den Text, oh wir kennen es nur allzugut, dieses bequeme Auskunftsmittel aller unproduktiven, trägen, unfruchtbaren Geister: „Das Große ist schon da! Ihr braucht es nicht mehr zu schaffen! Es ist da, katalogisiert, in Kunst- und Litteraturgeschichten „kritisch gewürdigt". Drum — nichts seinerseits selbst wieder produzieren! — Sich des Hervorgebrachten freuen!" Hier müssen wir mit Goethe rechten: Er spricht im vorhergehenden von der Filiation, die durch die ganze Kunst gehe, von den Avantagen dieser Filiation, die auch Männer wie Rafael benützt hätten. Ganz gut. Nur daß Rafael nicht „sich des Hervorgebrachten freute!", daß er eben „seinerseits selbst wieder produzierte". Sonst wäre er nicht Rafael geworden! Die ganze großartige Kunst der Renaissance wäre nicht geworden, wenn dieses Goethische Wort eine Berechtigung hätte. Und selbst wenn es richtig wäre, dann wäre es in Ihrem Munde falsch, Herr Ranzoni! Sie haben kein Recht zu diesem Wort, sowenig Ihr Kollege Hanslick ein Recht hat, Schumann gegen Wagner zu citieren. (In Parenthese: Man nenne uns diejenige religiöse, litterarische oder künstlerische Absurdität, die sich nicht durch ein Goethisches Wort autorisieren ließe!) Sie sehen, Herr Ranzoni, Ihr Motto taugt auch nichts. Aber Ihr Buch hat nicht nur einen Untertitel, der nichts taugt, nicht nur ein Motto, das nichts taugt, es ist ihm auch ein Waschzettel des Verlegers beigelegt und der taugt erst recht nichts. Dieser Waschzettel will uns z. B. glauben machen, daß der Herr Ranzoni: „ein in dieser Sache jedenfalls berufener Richter" sei. Auf Grund welcher Leistungen denn berufen? Oder bilden Sie sich etwa ein, daß Ihre Artikelchen in der „Neuen Freien Presse" Leistungen seien, Herr Ranzoni? „Die Verdienste der modernen Malerei werden mit vollkommener Objektivität hervorgehoben." Na natürlich: Scheren Sie sich doch mit Ihrer „Objektivität" zum Teufel; wir pfeifen auf die Objektivität! Schreiben Sie uns ein ordentliches und geistreiches Buch, das ist uns viel lieber; Einseitigkeiten korrigieren wir schon selbst. „Einzelne hervor-

ragende Meister werden in knapper, aber prägnanter Form charakterisiert." Ja wo denn? Wir suchen und suchen, endlich auf Seite 24 entdecken wir etwas, was von weitem einer Charakteristik gleichsieht: „Bei Herkomers „Direktorenkonferenz" entzückt uns vor allem die geistvolle Charakteristik, bei Böcklins „Pietà" rührt uns die weihevolle Stimmung, bei John Reids „Schiffbruch" überkommt uns ein Schauer vor der erhabenen Schönheit des wildaufgeregten Meeres" und so fort noch zwölf Zeilen. „Knapp" sind diese Charakteristiken, das läßt sich nicht abstreiten; unter „prägnant" jedoch verstehen wir etwas anderes als dieses lahme Geschwätz. Doch — mag der Untertitel schlecht sein, mag das Motto unpassend und schief sein, mag selbst der Waschzettel des Verlegers ein einfältiger Panegyrikus sein — vielleicht ist das Buch selber etwas. Nun, wir wollen sehen. Für das künstlerische Verständnis des Verfassers ist es schon charakteristisch, daß er Böcklin und Koner in einem Atem nennt. (S. 17.) Auf derselben Seite erfahren wir auch, daß **Gabriel Max** bereit wäre, jeden Augenblick über die Geschichte des Materialismus so gründlich zu reden, wie Fr. Lange schrieb, oder über Nietzsche einen Vortrag zu halten. Wie **das** ausfiele, können wir uns denken, nach der frechen Geschmacklosigkeit, unter ein Affenbild die Worte „Jenseits von Gut und Böse" zu setzen. Auf Seite 20 werden wir belehrt, daß „das Bestreben der Maler, die technischen Mittel für ihre Kunst zu bereichern, ziemlich alt ist". Da haben Sie zum erstenmale recht, Herr Ranzoni; schade, daß das selbstverständlich ist und von jedem Quintaner geschrieben sein könnte. Seite 27 teilen Sie uns mit, daß „uns die Symboliker und Mystiker wunderlich anmuten". Als ob das uns etwas interessierte! Seite 36 heißt Schoppenhauer (!!) der „Begründer der modernen Philosophie"! **Sie** könnten jedenfalls keinen Vortrag über Philosophie halten, Herr Ranzoni, nicht einmal einen wie Gabriel Max! — Doch nehmen wir die ganze Broschüre **noch** einmal vor und suchen wir herauszubekommen, was Ranzoni eigentlich will. Wenn wir das gar nicht herausbekommen, können wir ja immer noch den Waschzettel abschreiben, den der Herr Verleger beigelegt hat, der freundliche, sorgende, gefällige, liebenswürdige Herr Verleger. Oh, fragen Sie nur Herrn Petri Kettenfeier Rosegger, wie liebenswürdig **dieser** Herr Verleger ist! — Auf Seite 7 beginnt Herr Ranzoni seine Jeremiade mit einer sehr überflüssigen Konstatierung der Überproduktion auf allen Gebieten, von der großen Anzahl mittelmäßiger Bilder, von der allzugroßen Nachsicht mancher Jury. Ad vocem Mittelmäßigkeit erlauben wir uns schon eine Anmerkung: Wo waren voriges Jahr in München die mittelmäßigen Bilder, die Kitschbilder, die Gutenstubenbilder zu finden? Im Glaspalast, Herr Ranzoni! nicht aber in der Secession! Doch weiter im Text. Das Thema wird breitgetreten, etwas neues nicht gesagt bis Seite 13: „Künstler sind in gewissem Sinne bevorzugte Menschen." Wie neu! Wie tief! Wie geistvoll! Besonders das „in gewissem Sinne"! Auf Seite 19 wird Bastien Lepage gelobt, auf Seite 21 Max Liebermann, der „Hypernaturalist", (was stellen Sie sich darunter vor, wenn ich bitten darf?) als Pettenkofen ohne Zweifel **nachstehend** erklärt. Wie konsequent! Auf Seite 23 steht nichts besonderes, außer daß „in Bezug" mit dem Genitiv verbunden wird. Das mag vielleicht der Jargon der „Neuen Freien Presse" sein, — **deutsch** ist das nicht, merken Sie sich das! — Auf Seite 32 folgt ein nichtssagender Ausfall auf Nietzsche, — als ob Ranzoni überhaupt das Recht hätte, diesen geweihten Namen in den Mund zu nehmen. — Ein wenig genauer geht Ranzoni auf **Uhde** ein. Wie er sich aber sofort das Problem unheilbar verdirbt, zeigt folgender Passus: „Jupiter kann und darf nicht wie ein polternder Handwerker, Christus nicht wie ein be-

schränkter Schulgehilfe, Maria nicht wie eine häßliche Tagelöhnerin erscheinen, der man die Not des Daseins, den allerengsten geistigen Horizont ansieht." So. Warum denn nicht? Hat nicht jede Zeit das Recht, die physiologischen Typen des Neuen Testamentes auf ihre Weise aufzufassen? ließe sich nicht mit demselben, ja mit viel mehr Recht sagen: Christus darf nicht als wundervoller Akt, Maria darf nicht als Renaissanceschönheit, die Hochzeit zu Cana darf nicht als venezianisches Prunkmahl dargestellt werden? Wenn Sie übrigens bei Uhde noch nie einen ganz außerordentlichen geistigen Ausdruck, bei jeder seiner Figuren eine unbeschreiblich rührende Armeleuteseele gesehen haben — dann werden Sie meinetwegen Holzhacker oder statt Hanslick Musikreferent an der „Presse", aber verschonen Sie uns mit Ihrem dilettantenhaften Gerede über moderne Malerei! Genug — ich mag einfach nicht mehr. „Allons, criez, mordez, salissez, vous ne travaillez, qu'à vous rendre ridicules et meprisables pour nos petit-fils!"

J. Hofmiller.

Vermischte Schriften.

Schulte vom Brühl: Otto Müller. (Stuttgart, Bonz.) — Die Skizze hält weniger, als sie verspricht, aber dieses wenige ist der Art, daß ich mich schämte, von Otto Müller nicht einmal den Namen, geschweige denn seinen „Bürger", seine „Charlotte Ackermann", seinen „Stadtschultheiß von Frankfurt" gekannt zu haben. Ich werde eilen, diese zu ihrer Zeit hochgerühmten Romane zu lesen, und freue mich schon jetzt auf einen Dichter, der als Siebenziger das köstliche Wort schrieb: „Nur im Durst verspüre ich leider einen bedenklichen Naturnachlaß, und es graut mir oft vor mir selber, wenn ich abends nach dem Nachtessen mit einer Flasche genug habe." J. M. H.

Anna Seuron: Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. (Berlin, Cronbach.) — Mit diesem Buche ist es uns ganz merkwürdig ergangen: So unfertig und zerfahren es nämlich geschrieben ist, am Schlusse stand doch eine feste, deutliche Impression, ein scharfes Bild vor unserm Auge: Tolstoi, wie er leibt und lebt, jenes unheimliche Nebeneinander von Barbarentum und Raffinement, Europäertum und Stockrußland, von Künstler und Asket, einer jener großen Zwiespältigen, Gebrochenen, Unheilbaren, wie Paulus, wie Pascal, in dessen Seele Hellstes und Dunkelstes, Edelstes und Niedrigstes nebeneinander, ineinander, durcheinander geht, so daß man oft versucht ist, das eine mit dem andern zu verwechseln; ein Mißverstandener zugleich, dessen Krankheitsbulletins von den Religiösen und Brüchigen aller Länder als Normative für ihre Lebensweise gläubig entgegengenommen werden; ein Unheil mehr für unsere schwache, kranke, morbide Kultur .... J. M. H.

H. Back: Der gewerblich-technische Unterricht in Lehranstalten der nordamerikanischen Union. (Frankfurt, Sauerländer.) — Die Schrift verdient hohes Interesse, weil sich aus jeder Seite derselben ergiebt, wie viel wir von den Amerikanern in praktischer Erziehung noch zu lernen haben. Was besonders die Manual-Training-Schulen anlangt, so geht uns eine derartige Einrichtung vollständig ab. Aber freilich, das erforderte Geld — und Geld haben wir in Deutschland nur für Militär und Marine, aber nicht für Kulturzwecke. J. M. H.

Czechische Litteratur.

(Zeitschriftenschau.)

Niva, herausgegeben von Fr. Roháček. IV. Jahrgang. Eine mit Geschmack und Verständnis geleitete, moderne Kunstprinzipien verfechtende Monatsschrift, teils der Unterhaltung, teils der Belehrung gewidmet. In Bezug auf äußere Ausstattung wohl das eleganteste Blatt der czechischen Modernen. Neben zahlreichen Gedichten (bei den Czechen gilt die edle Verskunst niemals als Lückenbüßer!) von Machar,

K. Červinka („Die Witwe"), Březina, Karásek, F. X. Svoboda u. a. künstlerisch abgerundete Novellen, von A. Sova (eine delikate Studie „Kasta živořicė" — „Die vegetierende Koste"), F. X. Svoboda und (dessen Frau?) Růžena Svobodová. Letztgenannte Dame ist eine der interessantesten Erscheinungen der modernen czechischen Schriftstellerwelt. Ein ungewöhnliches, starkes Talent für subtile Seelen-Analyse („Na piščitė půdė" — „Auf sandigem Grunde"). Zoll um Zoll eine Künstlerin! Die Seelenstimmungs-Malerei erfreut sich bei den jungen czechischen Autoren überhaupt einer großen Beliebtheit. (Vgl. Karásek, Kaminek rc.) Realistischer ist Merhout („Die leere Krambude"), dem auch die Charakteristik gut gelingt. In Bezug auf letztere steht aber J. Šumin obenan. Sein umfangreiches, mit Handlung freilich stiefmütterlich bedachtes Lebensbild „V zapadiém kraji" („In einem verschollenen Landstrich") weist eine Unzahl von vorzüglich retouchierten Charakterköpfen auf, die jeder als authentisch bezeichnen muß, der eine Zeit hindurch in so einem verschollenen Provinzneste, wo gewissermaßen die Welt mit Brettern verschlagen ist, gelebt und die fleischgewordene Kleinlichkeit beobachtet hat. —

„Vesna", herausgegeben von Fr. Dlouhý (Beiblatt der „Lit. listy"), XIV. Jahrgang. Ebenfalls in modernem Sinne mit feinem Takt redigiert. Gedichte von E. A. Mužík („Sen"), Karásek, Auředníček, Březina u. a. Novellen von J. K. Šlejhar („Ještě dva měsíce" — „Noch zwei Monate"), J. Karásek („Neschopnost žiti" — „Unfähig zum Leben"), K. Kaminek („Zhasínající světlo" — „Verlöschendes Licht"), ebenfalls Seelenstudien voll intimen Reizes. Von den belehrenden Artikeln hebe ich besonders hervor „Práce duševní" („Die geistige Arbeit") von Borla. Von fremden Autoren sind durch gute Übersetzungen vertreten: Rod, Bourget, Silvestre, Krestovsky, Tolstoj und Uhland („Die sterbenden Helden" — in Ton und Inhalt mit überraschender Virtuosität nachgedichtet). Der absolvierte (XIII.) Jahrgang enthält Gedichte von A. Sova („Píseň o rovnosti" — „Das Lied von der Gleichheit"), Karásek, F. X. Svoboda („Sychrovský", Erzählung in Versen), Novellen von Korájek („Stojoté vody" — „Stagnierende Wasser"; soeben in Buchform erschienen); R. Svobodová („Roznesené pavučiny"), Matschtet, Kielland, Hansson, Rosmer, Zola, Uhland („Der schwarze Ritter", übersetzt von L. Krietto), Milland, Shelley, Browning, Kingsley, Dörmann („Umsonst"), Mackay („Martha", übersetzt von Zolužana).

Aus dem reichen und mannigfachen Inhalt des vornehmen Familienblattes „Zlatá Proba", XI. Jahrgang, seien erwähnt: Gedichte von Machar („Napoleon"), Ect. Mužík und Vrchlický, dann die Essays über „G. Hauptmann" (von Agnes Schulz), Nietzsche und Strindberg (von Brandes).

„Literární listy", herausgegeben von F. Dlouhý. XVI. Jahrgang. Ich habe seiner Zeit über dieses vorzügliche Blatt ausführlich referiert und kann nur mein Urteil von damals wiederholen: Die „Litterarischen Blätter" bieten in jeder Beziehung Gelungenes und dürfen jeder Zeitschrift, die ähnliche Ziele verfolgt, zum Muster dienen. Aus der Fülle der anregenden Abhandlungen, Studien, Skizzen u. s. w. führe ich namentlich an: „Der nationale Roman", „Der Einfluß des Naturalismus auf die Litteratur" (beide von J. Borel), „Ein Kapitel aus der Pathologie des czechischen Lebens von heute" (von A. Procházka), „Litteratur, Litteraten und Publikum bei uns" (von Rezníček), „Psychischer Naturalismus" (von Przybyszewski), „Aristokratische Kunst" (von B. Pica) und aus dem XVI. Jahrgang „Die Theorie der Mitte", „Der katholische Roman" (von J. Borel), „Die Philosophie in der Litteratur" (Krejčí),

„Die Brüder Goncourt" (Procházka), „Henrik Ibsen" (J. Karásek; gegen den Götzendienst mit Ibsen), „Die Sittlichkeit im nat. Roman" (Pardo-Bazán), „Vom Charakter der Kunst" (Taine), „Die Strömungen in der neueren deutschen Litteratur" (M. Koch — manches sehr windschiefe Urteil). — Das Amt der Kritik versehen Krejči, Šalda, Procházka, Karásek u. a. in korrekter Weise. Die freilich sehr zusammengedrängten Referate über fremde Litteraturen beschäftigen sich zumeist mit Franzosen und Slaven.

„Moderni revue", herausgegeben von Ernst Procházka. I. Jahrgang. Von diesem neuesten Unternehmen sind bisher (1. Oktober 1894) acht Hefte erschienen, deren Inhalt den Eindruck eines Kaleidoskops macht, wie nicht sobald ein zweites Litteraturblatt. Neben czechischen Autoren: Franzosen, Dänen, Norweger, Deutsche, Italiener und Portugiesen, neben mystisch-symbolistischen, in den Wolken verschwebenden Enthusiasmen scharf-logische, verstandeskühle Abhandlungen aus der Ästhetik und Soziologie — kurz: ein wirklich einzig dastehendes Programm, über welches die bekannten „weisen Thebaner" wohl nicht so bald ins Reine kommen dürften. Vorläufig gilt die „Moderne Revue" als Organ der Dekadenten, Symbolisten und ähnlicher schlimmer Christen, da nach der im Gebrauch stehenden „Einschachtelungsmethode" die meisten (czechischen) Mitarbeiter dahin rangieren. Von den Gedichten seien erwähnt: „Dämmerstimmung", „Abtötung" (Karásek), „Stille" (Březina), „Impromptu" (Maráček), „In der Dunkelheit" (Solbau), „Die Nacht", „Die leidenschaftliche Brünette.." (Suchý), „Verwesung" (Castro) und die eigenartigen lyrischen Prosastücke: „Vor dem verschlossenen Tempel der Sataniker" (Draždák), „Fin de siècle" (Knösl), „Trauerlieder" (Jarry) — in allen weht eine mehr oder minder schwere stickige Luft, ein dumpfiger, pulshemmender Modergeruch, der sensitive Naturen gleichzeitig anzieht und abstößt. Die Lyrik der Agonie mit einem Worte, welche aber nur dann ihre volle Wirkung auf den Leser ausübt, wenn man sich in gleicher oder doch ähnlicher Stimmung befindet. In diesem Falle ist einem alles verständlich. — Von weiteren Gedichten nenne ich „Masken" (Dehmel), „Cleopatra" (Kahn), „Josef II." (Machar) und „Refugium" (Sova). Ein Dramolet in Strindbergs Genre ist „Die Brautnacht" vom Dänen G. Wiede. Mit novellistischen Skizzen sind vertreten G. Finne, Roberto, Bang und A. Sova. Ungleich breiteren Raum nehmen kritisch-ästhetische und soziologische Essays ein, wie „Idealismus und Realismus", „Kritik der Sozialdemokratie" (beide von Borel), „Zu unserer litterarischen Revolution" (Karásek; Glossen zum Streit um Háček), „Die Immoralität in der Kunst (Procházka), „Der Sozialismus und das soziale Ideal" (Guau), „Die zukünftige Kunst" (Chaloupka), „Zur Naturgeschichte der Moral" (Nietzsche) und „Der Eigentümer" (Stirner). — Die Kritik der „Modernen Revue" beschränkt sich auf ganz kurze, notizenartig hingeworfene Zeilen über heimische und fremde Werke (Franzosen, Italiener und Deutsche: Dehmel, „Aber die Liebe"; Przybyszewsky, Vigilien; Fischer, Halluzinationen; Stauf von der March, Romanzen u. a. m.), Malerei, Theater und Zeitschriften. — Das junge Unternehmen verdient wegen seiner korrekten und gegen fremdsprachige Leistungen ganz aparten Haltung die wärmste Unterstützung.

„Rozhledy", herausgegeben von J. Pelcl. III. Jahrgang. 768 Seiten. Soziale, politische und litterarische Revue, welcher die Ehre der Konfiskation schon öfter widerfuhr, woraus man schließen darf, daß hier nicht leeres Stroh gedroschen wird. Ausnehmend gut macht sich auch das Titelblatt des vorliegenden Jahrgangs: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers! Das k. k. Kreisgericht als „Strafsenat für Chrudim" hat auf An-

trag der k. k. Staatsanwaltschaft" u. s. s., u. s. s. — jedenfalls ein kostbarer Gedanke, ein „Erkenntnis" als Titel zu verwenden; eine bessere Empfehlung des Blattes ist wirklich nicht denkbar! Das Programm der trefflichen Revue enthält der diesem seltenen Titelblatte folgende Artikel „Neue Gedanken und neue Menschen", wo in knappen, aber desto markanteren Umrissen die Ziele der neuen Fortschrittspartei: der Radikalen gekennzeichnet werden. Nebenher erfährt die jungczechische Partei (liberal) eine zutreffende Würdigung. Das Leitmotiv des Artikels ist „allseitige Wiedergeburt, wie solche die schwere kritische Zeit verlangt, in die wir treten". Im folgenden Artikel „Die sozialen Wirkungen des römischen Rechtes" (von Dr. H.) kommt der Autor zu dem Schlusse, daß das römische Recht für den heutigen Stand der menschlichen Gesellschaft in mehr als einer Hinsicht ungenügend ist. Weder dem slavischen, noch auch dem germanischen Volkscharakter entspricht die Herrenmoral der Römer. Mit rein politischen Fragen beschäftigt sich die vorzüglich geschriebene Artikelserie „Unser politisches Programm" (II. „Die Deutsch-Liberalen"), dann „Aus der Geschichte des russischen Liberalismus", „Die Volkspartei in Mähren", mit sozial-politischen: „Zeitgemäße Betrachtungen über die Erziehung des Volkes" (Dvořák), „Vom Anarchismus" (J. Borla), „Die Anfänge des Christentums", „Herbert Spencer und der Anarchismus" (Berděl), „Die Korrektions-Anstalten in Österreich" (Kller), mit litterarischen: „Die Nachfolger der Natur. in Frankreich", „In der Zeit des Umschwungs", „Bez. unserer Lit. und Kritik" (Krejči). Über den „Satiriker Jon. Swift" veröffentlicht J. Váňa eine hochinteressante Studie, desgleichen über das Haupt der sogenannten „Seeschule" W. Wordsworth. Besondere Aufmerksamkeit widmet die Revue dem „geistigen Leben jenseits der Grenzen". Unter diesem Titel erscheint eine ständige Rubrik, welche über die Ereignisse in der deutschen, französischen, italienischen Geisteswelt orientiert. Besonders aus den Referaten über die erstere ersieht man klar und deutlich, wie die junge Generation des czechischen Volkes denkt und fühlt, und welch vernünftigen Grundsätzen die radikale Partei huldigt. Ich habe schon seiner Zeit in den „Internationalen Litteraturberichten" auf diese Erscheinung hingewiesen, kann es aber nicht unterlassen, nochmals einzelne Stellen aus dem die Deutschen ebenso sehr als die Czechen ehrenden Referat des czechischen Blattes anzuführen. Die Chauvinisten in beiden Lagern sollen noch 'mal eine Freude haben!

„Das geistige Leben des heutigen Deutschland," schreibt F. V. Krejči, „in seinen Hauptphasen und Hauptpulsen zu verfolgen, ist bei der ungeheueren Kompliziität und besonders bei seinem heutigen kritischen Zustande just keine leichte, dafür aber stets lehrreiche Arbeit. Deutschland ist, was es immer gewesen: das Land der Theorieen, der zusammenfassenden Systeme, der umfangreichen Programme, der systematischen und gründlichen Köpfe. Die geistigen Richtungen, welche bei dem heutigen Zusammenhange aller europäischen Lande überall im ganzen und großen die gleichen sind, treten dort mit größerer Klarheit hervor als anderswo, mit systematisch verarbeiteten Ideen, mit der vollständigen Reihe aller Konsequenzen. Das Leben Deutschlands zu studieren bedeutet darum beinahe ebenso viel, als die geistige Physiognomie Europas studieren." Der Autor berührt dann die „absichtliche Geringschätzung", welche in den „letzten Jahren" bei seinen Stammesgenossen gegen das „Kulturleben" der deutschen Nachbarschaft Platz griff. Diese Geringschätzung erklärt er als „notwendige und gesunde Reaktion gegen die frühere Abhängigkeit". „Heute aber, glaube ich, hat sie schon ihre

Aufgabe erfüllt und uns auf selbständigere Fundamente gestellt, so daß es lächerlich, wenn nicht schädlich oder gar gefährlich wäre, wenn man mit Absicht die Augen schlösse vor dem, was hinter der Ringmauer unserer Berge Großes geschieht und geboren wird." Zur Kenntnis des deutschen Kulturlebens von heute ist es aber durchaus notwendig, daß das gesamte Stadium, in dem die geistige Entwickelung Deutschlands sich zeigt, mit ein paar starken Strichen umrissen werde. „Wir müssen vor allem das offizielle Deutschland, repräsentiert durch das preußische Regime, den Militarismus, absolutistische Gelüste, jenes Deutschland, welches wer immer in Europa haßt, vom kulturellen Deutschland unterscheiden, vom deutschen Volke, dessen intelligente und demokratische Schichten ungern das Gepräge tragen, das die preußische Hegemonie sofort nach Erfüllung der langjährigen Träume von der Einigung Deutschlands dem Reiche aufgedrückt hat. „Was den Sozialismus betrifft, darf man sagen, daß in seinem Zeichen heute ganz Deutschland steht. Jede Partei ist genötigt, damit zu rechnen . . . es thuts der Staat, die Kirche, die Wissenschaft und die Litteratur. Diese letztere gewährt das beste Bild der riesenhaften geistigen und gesellschaftlichen Kämpfe, welche sich heute auf deutschem Boden abspielen. Als Bild einer kritischen Zeit trägt sie allein auch die ganze Schwere des Übergangszustandes, mit grandiosen, stürmischen Flügelschlägen, beinahe täglich neuen Programmen, Unklarheit im Wollen und jugendfrischer Energie in ihren Manifestationen." Der Autor bespricht nun im Vorübergehn die Richtungen vor dem Auftreten der Naturalisten, die „platte nüchterne Kunst eines Heyse, die taube Effekthascherei eines Lindau und die altjüngferliche Familienlitteratur der Gartenlaube". „Die Parole der jungen Strömung war Kraft und Wahrheit." Von den „Führern" werden genannt: Bleibtreu „ein starkes litterarisches Talent, Historiker und Fachmann der Kriegswissenschaften", Conrad „eine mächtige litterarische Individualität, dabei ein geschworener Feind Preußens und des Militarismus", Alberti, Wallath und Conradi. Nach dem Hinweis auf den famosen „Realistenprozeß" und auf das „Organ der naturalistischen Schule und aller jungen modernen Richtungen überhaupt": „Die Gesellschaft", bespricht der Autor die „Überwinder des Naturalismus" (Hart, Hartleben), das moderne Drama (Hauptmann, besonders „De Waber", von welchem er sagt, „daß es stets unter den gewaltigsten litterarischen Denkmalen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden wird"), den Individualismus und den Einfluß von Nietzsches Philosophie, die ethische Bewegung und das Programm Egidys. — Der zweite Artikel bietet einen kurzen, aber korrekt durchgeführten Überblick über die deutsche Lyrik der Gegenwart, die Lage der Dichter, die Musikwelt, die Reaktion des religiösen Geistes und die freie Volksbühne. „Das üppige Erblühen der deutschen Lyrik gehört zu den Erscheinungen, welche am besten das dortige Geistesleben charakterisieren. Nach langen mageren Jahren tritt daselbst eine so auffällige Menge junger Talente auf und eine solche Überproduktion in Versen, daß in Bezug auf den jungen Dichter-Nachwuchs sich nicht einmal Frankreich mit Deutschland messen kann. Die deutsche Lyrik von heute „weist eine heftige Opposition gegen alles Konventionelle auf, gegen engbrüstige Moral, Philisterei und Prüderie". Wenn auch der „rücksichtslose Individualismus, der auffallend die junge Dichter-Generation Deutschlands kennzeichnet", die Talente in eine Anzahl von selbständigen Persönlichkeiten zerteilt und nach verschiedenen Zielen streben läßt, so vereint, sie alle doch der Widerpart gegen das Alte, Verlebte und Versumpfte. Freilich verleitet sie dieser hinwieder zu allerlei Excessen in Form und Inhalt. „Von den besten Dichtern dieser neuen Lyrik seien angeführt: Liliencron

(vielleicht ihr stärkstes Talent, der größte Feind der Prüderie), Dehmel, v. Stern (ein Lyriker von ausnehmend zarter Empfindung und klarer Form), die Brüder Hart, Wille, der intellektuelle Anarchist Mackay, Henckell, der beste Lyriker der Sozialdemokratie, dann die Münchener Conrad, Bierbaum und Scharf." — Es würde zu weit führen, noch weiteres aus dem interessanten Artikel zu übersetzen. Es sei nur nachdrücklichst hervorgehoben, daß Krejči mit seinen Ansichten nicht vereinzelt dasteht, daß die gesamten jungen czechischen Dichter ihre Stimmen gegen die vom jungczechischen Fanatismus gehätschelte „Geringschätzung deutschen Geisteslebens" erheben. So schreibt J. Karásek gelegentlich einer Kritik über lyrische Neuheiten (ebenfalls „Rozhledy", III. Jahrgang): „Von der Zeit ab, wo wir dem Ehrgeiz entsagt haben, der Welt einen Schiller, wenn nicht gar einen Goethe zu geben, existiert nicht die deutsche Litteratur für uns. Ganz und gar nicht. Wir haben sie abgeschlossen mit Lenau und Heine, und was noch diesen beiden Dichtern in Deutschland geschrieben worden ist und was dort noch geschrieben wird, ist gänzlich unter der Kanone, verdient keine Beachtung, verdient keine Diskussion, verdient keine Übersetzung." Karásek nennt diese Ansicht mit Recht albern und einem verrannten Patriotismus (besser: Vaterlandsliebe, denn Patriotismus ist sehr offizieller Natur!) entsprungen. „Es wäre albern, zu denken," fährt er fort, „daß, wenn wir um uns eine chinesische Mauer der Ablehnung aufrichten, wenn wir konsequent und mit Ausdauer alles ignorieren, was in Deutschland oder in Frankreich gedruckt wird, was eine fremde Marke trägt, damit dem kranken Czechentum, der heimischen Litteratur auf die Beine helfen, unsere Belletristik nationaler, ausdrucksvoller, typischer, mit einem Wort: czechischer machen. Das sind eitle und alberne Träume, naive und kindische Illusionen, genau so unfruchtbar und leer als die Vermutungen, daß das Studium und die Imitation der russischen Litteratur, wie man unseren Schriftstellern kategorisch aufgetragen hat, . . . uns eine starke, gewaltige und gesunde Litteratur mit den markanten Linien und Zügen eines lauteren czechisch-nationalen Schrifttums gebären wird." — Herr Karásek hat in der Folge auch die Redaktion der „Rozhledy" angeregt, ständige Referate über die zeitgenössische deutsche Litteratur zu bringen und im neuen (IV.) Jahrgange vorzügliche Studien über Dehmel, Przybyszewski und Holz veröffentlicht. Privaten Mitteilungen zufolge sind weiter in Aussicht genommen Skizzen über Liliencron, Stern, Henckell, Conrad u. a. m. Davon im nächsten Referat.

Zum Schluß des Heutigen ein paar Clown-Stückchen. . . „Vlast'." Herausgegeben von Skrdle. XI. Jahrgang. Aufmerksamen Lesern vielleicht noch in Erinnerung aus früheren Referaten. Das Muster eines richtigen Pfaffenblattes. Fanatismus, Chauvinismus und Dummheit im trauten Verein. Vorzüglich auf dem Gebiete der Kritik. Ich glaube allen Ernstes, daß ein einziger „Kritiker" der Vlast', z. B. der sonst sehr obskure J. J. Veselý, mit seiner Ignoranz und seinem Dünkel ein paar hundert Menschenkinder versorgen könnte, ohne in Verlegenheit zu kommen, denn für sein caput quadratum bliebe noch übergenug zurück. Seiner Physiognomie zufolge scheint er zur Kategorie jener Kritiker zu gehören, welche mit den unteren Extremitäten kritisieren. Ihm ist nämlich alles „unverständlich", wie er aufrichtig gesteht. Mit diesem Schiboleth fertigt er u. a. den feinspurigen Aufsatz „Die Theorie der Mitte" (W. Borel in „Lit. listy") ab, einen Aufsatz, den man natürlich nur dann versteht, wenn man Grütze im Kopfe hat. Anderswo (in Dehmels Gedicht „Masken") findet er „keinen Sinn", den Symbolismus erklärt er in Bausch und Bogen für „fertigen Unsinn, der höchstens Gelächter hervorrufen kann". Geradezu typisch ist folgendes „Urteil": „Zuerst will der ‚Held' Lucien aus der Lasterhöhle befreien, und

nachdem er es gethan hat, beginnt sie ihm zu mißfallen, weil ihr das Parfüm der Orgie fehlt. Bitte, ist das logisch?" — Nein, Herr Veselý, das ist sehr unlogisch nach Ihrer — „Logik". — Die Dummheiten des „Kritikers" haben natürlich böses Blut gemacht, und ein Geistlicher (O. S. B. Sig. Bruška, vorzüglicher Übersetzer provençalischer Dichter) erklärte öffentlich: „Ich halte ihn (V.) weder für einen Kritiker, noch überhaupt für einen Schriftsteller, aber für einen litterarischen Tagelöhner, der die grobe Schusterei besorgt, wofür er von seiner Redaktion gut entlohnt wird." Daraufhin fühlte sich die p. t. Klique des „Vlast'" verpflichtet, ihren Kritiker in Schutz zu nehmen. Sie nennt ihn in der bezeichnenden Apologie „einen jungen Postbeamten, der 1894 die Prüfungen abgelegt, welche ihn zu weiterem Aufstieg fähig machen. Ins Kloster gehe er nur auf Besuch . . . er besitze ein bescheidenes, scharfes Urteil, guten Witz und mache allenthalben Fortschritte". Was will man mehr von einem „Kritiker" der „Vlast'"?! Um die saubere Gesellschaft ganz kennen zu lernen, muß man die giftigen Notizen über Litteratur und Litteraten lesen. Z. B. über Carducci: „eine einzige Hymne machte ihn in Italien bekannt und flocht ihm den Dichterkranz um die Schläfen, die Hymne an den Satan" ... und dann kommen sofort die Freimaurer dran. Weil Carducci ein solcher ist, deshalb wird er gefeiert. Oder über die Höritzer Passionsspiele: „Der Regisseur soll ein Jude sein, und die Passionsspiele befinden sich ganz in Judenhänden." Dabei beruft sich der Schreiber auf die „christlich-soziale Reichspost", deren Herausgeber selbst ein getaufter Jude ist. Nicht minder bezeichnend ist die Stellungnahme der „Vlast'" im Streit um Hálek. Früher war Vrchlický der bestgehaßteste Mensch in den Spalten dieses widerlichsten aller Blätter, jetzt aber, da er gegen die Modernen vom Leder gezogen, weil sie es wagten, auf das thönerne Götzenbild zu klopfen, jetzt nehmen ihn die litterarischen Wegelagerer in ihren Schutz! — In einer Beziehung ist die „Vlast'" großartig und als Muster preisenswert. Erstlich wegen ihrer strammen Organisation, dann wegen ihrer charmanten Honorierung. (Für 100 Kritiken erhält beispielsweise ein Kritiker 50 fl.!) Man könnte grün und gelb werden vor Neid, wenn man nicht besser erzogen wäre.

Stauf v. d. March.

Bibliographie.

Vom 15. Mai bis zum 15. Juni sind bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" folgende Werke eingegangen:

Wilhelm Altmann: Allerlei und noch Etwas! Illustriert von Carl Scharlach. — Max Merlin, Wien und Leipzig. Preis brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.

Max Bewer: Gedichte. — Verlag der Druckerei Glöß. Dresden. 1895. — Preis Mk. 2.—.

Otto Julius Bierbaum: Lobetanz. Ein Singspiel. — Verlag der Genossenschaft Pan. Berlin W. 62, im Mai 1895. — Preis in Büttenpapierdeckel Mk. 2.—, in Liberty-Seide gebunden Mk. 4,50.

Dr. Karl Borinski: Deutsche Poetik. (Sammlung Göschen Nr. 40.) — Stuttgart G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895. — Preis 80 Pf.

Heros von Borke: Ein Reis von altem Stamm. Roman aus dem Leben. Erste Abteilung: Junges Blut. — Berlin. Verlag von Paul Kittel. 1895.

Carry Brachvogel: Alltagsmenschen. Roman. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895. — Preis geh. Mk. 3.50.

Aug. Burgdorff: Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, deren Ursachen und ein unfehlbares Mittel zu deren Bekämpfung, Beseitigung und Verhütung, sowie zur Abstellung der Kreditnot in der Landwirtschaft durch Schaffung der „unkündbaren Hypothek!" Ein Beitrag zur Lösung der brennendsten aller Zeitfragen, von hohem Interesse, auch für jeden denkenden Nichtlandwirt, mit Unterstützung Sr. Excellenz des Herrn Landwirtschafts-Ministers Freiherrn von Hammerstein-Loxten in gemeinverständlicher Sprache verfaßt. — Altona-Ottensen 1895. Kommissions-Verlag Th. Christiansen in Altona-Ottensen. — Preis Mk. 1.50.

Carl Busse: Gedichte. Dritte Auflage. — Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge (Heinrich Ronge).

Armand Dayot: Napoleon I. in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karrikaturen und Autographen, darunter verschiedene, noch nicht veröffentlichte Bilder. Übertragen von O. Marschall von Biberstein. (1. Lieferung.) — Leipzig 1895, Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. — Preis pro Lieferung 60 Pfg.

Felix Dörmann: Gelächter. — Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1895.

Wilhelm Eckrub: Das Monopol der Wissenschaft und das Volk. Zugleich als Einleitung in das Studium der Wissenschaft. — Leipzig. Verlag von Ernst Wiest Nachf. — Preis 10 Pfennige.

O. Gayer: Esther. Novellen. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895.

Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Die Vorläufer des neueren Sozialismus. Erster Band, zweiter Teil. Von Thomas More bis zur französischen Revolution. Heft 15—18. — Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. — Preis des einzelnen Heftes 20 Pf.

René Ghil: Oeuvre. I. Dire du mieux. V l'ordre altruiste. Volume I. — Paris. Librairie de l'Art Indépendant. 11 rue de la Chaussée d'Autin. — Prix fs. 2,50.

Paul Gisbert: Eine Sache für sich. Sozialpolitische Studie der Handelswelt zugeeignet. — Berlin, Mai 1895. Druck und Verlag von Gregor Hornberg Nachf. Berlin S. W. 13.

Rudolf Golm: Der alte Adam und die neue Eva. Ein Roman unserer Übergangszeit. — Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1895.

Rudolf Heinrich Greinz: Moderne Erbsünden. Ein Zeitspiegel. (Heft 6 der Deutschen Volksschriften, herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz.) — Leipzig. August Schupp. 1895. — Preis 30 Pf.

Familie Gröger: Abdimukti. — Berlin. S. Fischer, Verlag 1895. — Preis Mk. 1,50.

Otto Erich Hartleben: Meine Verse. — S. Fischer, Verlag. Berlin W. 1895.

Franz Herold: Freunde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. — Max Geißlers Verlag, Wachwitz-Dresden. Preis geb. Mk. 4.50.

Rudolf Christof Jenny: Noth kennt kein Gebot. Ein Volksstück in drei Akten. — Prag. Verlag von A. Cutsch, Berlin. Druck von F. Simáček. 1895.

Rudolf Christof Jenny: Die Künstlerkneipe. Ein Blick ins Kunstlerleben. In einem Akt. — Ebenda.

A. Insel (Landwirt): Die Krisis im landwirtschaftlichen Gewerbe und unsere „notleidende" Krautjunkerschaft. Ein allgemeinverständlicher Beitrag zur Agrarfrage. — Leipzig. Verlag von Karl Weißleder. — Preis 50 Pf.

Kurt von Köppen: Drei Novellen. — Kiel. Verlag von Gnevkow & v. Gellhorn. 1895. — Preis geb. Mk. 2.—.

Frau Hannah More Kohaus: Leben und Gesundheit. Deutsche Übersetzung von Rudolf Kohaus. — Chicago. F. M. Harley Pul. Co. 1894.

Ida von Kortzfleisch (J. Pillan): Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauen-Hochschule. — Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1895. — Preis 60 Pf.

Rud. Krafft, kgl. bayerischer Premierlieutenant a. D.: Glänzendes Elend. Eine offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps. — Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. 1895.

Hans Land: Die Tugendhafte. Humoristische Erzählungen. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895. — Preis Mk. 2.—.

Theodor Lessing: Der Fall Panizza. Eine kritische Betrachtung über Gotteslästerung und künstlerische Dinge vor Schwurgerichten. — München. Verlag von Max Wohlfarth. 1895.

G. Macasy: Die Unbekannten. Schauspiel in drei Aufzügen. — Leipzig. Litterarische Anstalt August Schulze. 1895.

A. Michaelis: Vermischte Aufsätze über Musik belehrenden, unterhaltenden und biographischen Inhalts, nebst Grundlagen zu einer musikalischen Physiologie. — Leipzig. Verlags-Institut Richard Kühn. 1895. — Preis hocheleg. geb. in echtem Damastgewebe Mk. 3.—.

Christian Morgenstern: In Phantas Schloß. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. — Berlin. 1895. Verlag von Richard Taendler.

Otfried Mylius: Bienemanns Erben oder: Das geraubte Testament. Roman. — Lieferung 5 u. 6. — Weimar. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Heft 10 Pf.

Peter Nansen: Julies Tagebuch. Roman. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895. — Preis geh. Mk. 3.—.

Domela Nieuwenhuis: Die Bibel. Ihre Entstehung und Geschichte. Eine historisch kritische Abhandlung zur Aufklärung des arbeitenden Volkes. Aus dem

Holländischen. Zweite Auflage. Durchgesehen und vermehrt um einen Anhang: Ein neuentdecktes „Leben Jesu“, nebst Bemerkungen zu der Frage: Buddhismus und Christentum. — Bielefeld 1895. Verlag von G. Slomke. — Preis 40 Pfg.

D. Igio Petrone: La fase recentissima della Filosofia del diritto in Germania. Analisi critica, poggiata nulla teoria della conoscenza. — Pisa, Enrico Spoerri — Editore. 1895.

Karl Pröll: Unter alldeutschem Banner. Nationale Weckrufe und Klagen. — Berlin. Verlag von Thormann & Goetsch. 1895.

Irene Reyer-Prokesch: Aus Nah und Fern. Novellen. — Graz. 1895. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff).

Karl Rosner: Shakespeares Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für psychologische Forschung, München. — Berlin — Prag. Fischers Medizinische Buchhandlung. H. Kornfeld. 1895.

Benno Rüttenauer: Heilige. Legenden und Historien in Prosa. — Heidelberg. Georg Weiß, Verlag. 1895. — Preis Mk. 3.20.

Wilhelm Schäfer-Dittmar: Lieder eines Christen. — Bielefeld. Druck und Verlag von Sam. Lucas.

Mathieu Schwann: Heinrich Emanuel. Die Geschichte einer Jugend. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895. — Preis geh. Mk. 3.50.

Marie Silling: „Sie lebt.“ Ein Frauenschicksal. — Leipzig. Verlag von F. A. Berger. 1895. — Preis brosch. Mk. 2,80, geb. Mk. 3,75.

Doris Freiin von Spättgen: Lose Blätter. Neue Novellen. — Leipzig. Verlag von F. A. Berger. 1895. — Preis brosch. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,25.

Ottokar Stauf von der March: Romanzero und Lieder eines Werdenden. — Straßburg und Leipzig. L. Kattentidt. — Preis Mk. 2,50.

Alfred Stoeßel: Brandung. Novelle. — Leipzig. Verlag von Robert Friese, Sep.-Cto. 1895.

Hildegard Strabal: Gedichte. Zweiter Band. — Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1895. — Preis Mk. 2,—.

Adolf Strausz: Bulgarische Volksdichtungen. Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. — Wien und Leipzig. Verlag von Carl Graeser. 1895. — Preis Mk. 10,—.

Eldwig von Uechtritz: Die Geburtsaristokratie im Dienste der Gesellschaft. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. von Ungern-Sternberg in Berlin u. Pfr. H. Dietz in Bischofsheim (Heft 146) Band XX, Heft 2. — Stuttgart: Chr. Belser'sche Verlagshandlung. — Preis 60 Pf.

A. v. Villamosy: Die morsche Ehe. Ein Sittenbild aus Babel. — Berlin. 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2.

Wilhelm Weigand: Nacht. Drama in fünf Akten. — München. Verlag von Hermann Lukaschick. 1895.

Adolf Wilbrandt: Beethoven. — Stuttgart. 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Fritz Wisbacher: Placidia. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. — München. 1895. Druck von Knorr & Hirth, G. m. b. H. — Preis Mk. 1,—.

Fritz Wisbacher: Gedichte. — Ebenda. — Preis Mk. 2,—.

Richard Wulckow: Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit. — Gießen. Verlag von Emil Roth. 1895. — Preis Mk. 1,50, eleg. Kalikoband Mk. 2,—.

Max Wundtke: Die Schule der Zukunft. Zur Kritik und Neubildung unserer Schulorganisation. — Berlin W., Verlag von Ulrich Kracht. 1895. — Preis 50 Pf.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Stan. Przybyszewski

Die Gesellschaft.



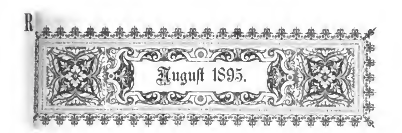
August 1895.

Inhalt:

Bildnis von Stanislaw Przybyszewski.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



Unsre Bekenntnisse.

Von einem Konfessionslosen.

I.

Man erlaube uns einmal eine von jenen Annahmen oder Fiktionen, wie sie in Theorie und Praxis gestattet, beliebt und zum Teil unentbehrlich sind — beispielseise die Fiktion einer ja nirgends verwirklichten geraden Linie oder eines dischen Lebens, in welchem die und die Kräfte allein wirken. Wir ehmen diesmal an, aus einer größeren Reihe von Menschen werde jeder inzelne aufgefordert, seine Überzeugungen über Gegenstände der Religion, ine Gemütsbedürfnisse ihnen gegenüber und seine Phantasie, mit der er lles Dazugehörige ausgestaltet, von sich aus festzustellen und durch all ie religiösen Formen zu befriedigen, die sich lediglich daraus ergeben. Vorausgesetzt wird dabei keine andere Abweichung von den gegenwärtigen Thatsachen als die fingierte Unabhängigkeit — theoretisch wie praktisch — on allen bisherigen irdischen Ausgestaltungen des Religiösen: der Einzelne isse nichts von Christus, Buddha u. s. w., von Kirche und Bekenntnis nd allem, was drum und dran hängt, und sei auch, abgesehn vom Wissen, nbeeinflußt durch die geschichtlichen Umstände.

Der Erfolg dürfte wohl der sein, daß ebenso viele verschiedene Antorten kommen, als Individuen gefragt waren. Sie werden sich vermutch in einer oder mehreren Reihen anordnen lassen, indem sie zwischen inem oder mehreren Paaren von Extremen, von äußersten Standpunkten, bgestufte Mitglieder darbieten; sie werden sich aber auf einer solchen Linie icht gleichmäßig verteilen, sondern an einigen Stellen dichter zusammenten, an anderen dünner gesäet sein. Der Grund davon liegt auf der and: verschiedene Individuen sind doch zu sehr Exemplare der nämlichen

Art Mensch, als daß nicht viel Gemeinsames in Urteil, Gemüt und Phantasie durch jene von einander unabhängigen Antworten zutage träte. Es werden sich also Übereinstimmungen zeigen, auf die hin Individuen mit ähnlichen Antworten unter mehr oder minder leichter Verständigung über die noch übrigen Verschiedenheiten zu konfessionellen Gruppen zusammentreten können. Jedenfalls aber ist zu erwarten, daß diese Gruppierungen von den heute thatsächlich bestehenden Gruppierungen, von den gegenwärtigen Konfessionen, auffallend verschieden sein werden, ungeachtet mannigfaltiger Ähnlichkeiten mit ihnen.

Gestatten wir uns eine andere derartige Annahme oder Fiktion. Die nämlichen Individuen sollen unter der nämlichen Voraussetzung zeitlicher und räumlicher — ich meine historischer und geographischer — Unbefangenheit eine Übersicht über die derzeit bestehenden Konfessionen erhalten, über ihre Bekenntnisse, kirchlichen Einrichtungen u. s. w. Dann sollen sie, immer noch frei von allen Einflüssen jener Art, auch von einer Kenntnis der numerischen Stärke dieser Konfessionen, aus ihnen die auswählen, die jedem einzelnen am meisten zusagt, also daß es beispielsweise auch einem deutschen Bauern unbenommen bleibt, Buddhist, Jude oder was sonst zu werden. Der Ausfall der Antworten dürfte eine Verteilung der Individuen auf die Konfessionen zeigen, die von der gegenwärtigen Verteilung abermals auffallend abweicht.

Und nun fragen wir nach den Gründen derartiger Abweichungen im ersten wie im zweiten Beispiel. Zwei Lösungen werden wohl hauptsächlich vorgebracht werden. Die eine sagt: „Jene wahlartigen Abstimmungen haben alles Ehrenwerte in sich, nur nicht das Wichtigste, die Wahrheit. Diese aber kann in religiösen Dingen nicht von den Menschen allein gefunden werden, bedarf vielmehr der göttlichen Offenbarung. Unsere Wähler haben ohne eine solche gestimmt; dagegen besitzt die Konfession — ich verstehe darunter selbstverständlich meine Konfession — die Offenbarung Gottes als ihre Grundlage.“ Die andere Lösung sagt: „Eine derartige Wahlabstimmung kann als geschehn angenommen werden am Anfang einer jeden Gemeinschaft eines Bekenntnisses. Damals fiel sie natürlich etwas anders aus, als sie jetzt ausfallen würde, und außerdem hat sie sich im Lauf der Geschichte durch ein Geflecht psychologischer, historischer und anderer Ursachen so verändert, daß sie nicht mehr dem entspricht, was heutige Menschen rein aus sich selbst heraus bestimmen würden. Das Entscheidende ist dabei das historische und geographische Gebot, das auf dem Einzelnen von Geburt her lastet, und ohne das er allerdings in eine andere Gruppierung eintreten würde. Denn dieses Gebot enthält beides in sich eingeschlossen: die seinerzeitige Abstimmung und ihr Nachwirken einerseits,

ihre allmähliche teilweise Abänderung, das seitherige Neue andererseits. Von dem Neuen aber entfällt nur das Geringste auf die Gegenwart, das weitaus Meiste auf die Vergangenheit, und dieses wirkt selbst wieder mit der Macht des Historischen nach."

Beide Lösungen treten gern zugleich als Verteidigungen auf, als Verteidigungen der Konfessionen, deren Abweichen von einer nichtkonfessionellen Augenblicksentscheidung sie eben erklären sollten. Betrachten wir nun umgekehrt, wie solche Erklärungsversuche sich als Verteidigungen des andern Teils gegenüber den Konfessionen darstellen würden. Die eine Verteidigung würde dann eine Polemik gegen die Behauptung der geoffenbarten Wahrheit, die andere eine Polemik gegen die Behauptung des Wertes des Historischen sein. Jene sieht sich der Apologetik, wie sie wohl jeder ausgebildeteren Konfession eigen ist, und damit der Aufgabe gegenüber, eine reichentwickelte Wissenschaft, der die Einwände des Laien nicht mehr neu sind, anzugreifen. Dazu ist hier gewiß weder der Ort noch der Raum. Es dürfte wohl nur Ein Ausweg der Polemik bleiben; und der ist: zweifelnd zu fragen, ob wirklich in religiösen Dingen der Besitz einer dogmatisch erschlossenen und überlieferten Wahrheit wertvoller ist, als der Besitz unwahrer Urteile, die nicht so erschlossen und überliefert, sondern selbst erworben sind, diese Eigenschaft auch der daran geknüpften Gemüts- und Phantasiethätigkeit mitteilen und dadurch an dieser Thätigkeit wieder andere, im Sinn der Verteidigung wertvolle Eigentümlichkeiten erzeugen. Die Begründung jenes Zweifels mag sich am ehesten, auf dem Analogieweg, an einen Einblick in die gesamte Natur des Menschen halten, für den ja doch die Religion und ihre konfessionelle Ausgestaltung da sein sollen. Unstreitig ist der Mensch, mindestens in der Regel, der nur Erleuchtete und Heilige im kirchlichen Sinn als Ausnahmen gegenüberstehn, ein höchst unvollkommenes Geschöpf, sowohl seiner Phantasie, als seinem Urteil, als seinem Gemüt nach. Ebenso unstreitig kann er aufgefaßt werden als fortschreitend von tiefer Unvollkommenheit zu immer höherer Vollkommenheit. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist freilich nicht unbestritten; doch die Bestreitung ist uns hier nicht gefährlich, da sie sich in den Streit zwischen konfessioneller und unkonfessioneller Religion kaum einmischt und am wenigsten von den Verteidigern der Konfessionen übernommen werden dürfte.

Ist es uns also gestattet, den Menschen in einer Entwicklung nach oben zu betrachten, können wir auch sofort vertraut sein mit der geringen bis jetzt erlangten Höhe, mit seinem beschränkten Vorstellen, Urteilen, Fühlen und Streben. Denn diese geringe Höhe hat, auch wenn sonst gleichbleibend, eine wesentlich verschiedene Bedeutung, je nachdem sie ohne Beziehungen nach unten und oben, für sich selber dasteht, oder ob sie ein Glied einer

solchen Entwicklungsreihe bildet. In diesem Fall enthält sie außer ihrem selbständigen Inhalt noch den doppelten Wert eines „besser als vorher" und eines „künftig noch besser". Dieser doppelte Wert bildet ja anscheinend auch einen Bestandteil der größeren Freude, die im Himmel über einen büßenden Sünder herrscht, gegenüber der geringeren Freude über neunundneunzig Gerechte, so der Buße nicht bedürfen. Ich als Einziger möchte mich allerdings mit einem solchen langwierigen Weg nicht bescheiden, möchte gleich selbst ein Heiliger sein oder werden. Ich bin aber nicht der Einzige, wenigstens nicht der einzige Schützling eines Gottes; der HERR mit seiner Allgüte denkt auch an die Millionen neben mir, an die Milliarden hinter mir und die Billionen vor mir und läßt jeden sein Scherflein zu einem großen Ganzen beitragen. Wenn nur jeder auch wirklich sich so aufführt, wie's einem solchen Glied des Ganzen geziemt! Wenn nur jeder auf dem Weg ist, der zum richtigen Ziel führt! Nur wahr urteilen und nur sittlich vollkommen fühlen wie handeln — das verbleibt IHM und seinem etwaigen einzigen Erdengeschöpf, vielleicht jenem letzten Menschen, der einst die Welt beschließen und, weil er zur höchsten Wahrheit und Güte vorgedrungen ist, auf Erden nichts mehr zu suchen hat, keine ihn ergänzende Nachkommenschaft mehr erzeugen braucht und so die Menschheit „vollendet" — d. h. sowohl zur Vollkommenheit bringt als auch beschließt. Uns bleibt ein anderes: das Streben nach Wahrheit durch das Bevorzugen möglichst einsichtigen Urteilens vor minder einsichtigem und das Streben nach sittlicher Reinheit durch den — guten Willen. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind" — d. h. auch wenn ihnen die That hundert und tausend Mal mißglückt.

Am sichersten weichen wir demnach von dem hohen Ziel ab, wenn wir nicht den Weg einschlagen, der sich für uns Menschen ergiebt: d. h. wenn wir auf die Einsichtigkeit des Urteils und auf den „guten Willen" unseres Gemüts verzichten. Wir können ganz wohl manchmal das Wahre urteilen ohne Einsicht und das Rechte thun ohne guten Willen (diesen Begriff hier noch ohne wissenschaftliche Besonderung genommen). Bekanntlich vermag man aus falschen Prämissen einen richtigen Schluß zu ziehn, eine Wahrheit durch Zufall zu erraten, eine richtige Behauptung aus Dummheit, aus Gefälligkeit, unter Suggestionsdruck oder dergl. nachzuplappern. Allein ebenso vermag man aus fast richtigen Prämissen durch eine fast zutreffende Folgerung einen falschen Schluß zu ziehn, eine Wahrheit trotz hoher Einsicht durch Zufall zu verfehlen, eine falsche Behauptung aus besondrer Verständigkeit, aus lebhaftem Bestreben nach Vermeidung des Irrtums, unter energischer Überwindung des bloßen mechanischen Ablaufs unserer Seelenvorgänge sich aufzuladen. Recht irdisch, wer jenen ersten Fall lieber

sieht als diesen zweiten! Wenn die Kirche gewissen vorchristlichen Heiden ob ihrer Annäherung ans Christentum eine Ehrenstellung vor anderen Heiden einräumt — sucht sie sich solche aus, die etwa lediglich durch den Inhalt ihrer Lehren der Folgezeit nahekamen, vielleicht einen Würfelspieler, der aus verschiedenen Religionslehren die der christlichen nächste ausgewürfelt hat? Doch nein, sondern vielmehr diejenigen, die eine derartige Ähnlichkeit am tiefsten aus ihrer geistigen Arbeit erreicht hatten, einen Platon und Aristoteles; ist ja doch in der Regel, am wahrscheinlichsten und im Durchschnitt aus Vielen anzunehmen, daß höhere Einsicht und genauere Annäherung an die Wahrheit zusammentreffen.

Wie im Verstand die Einsicht den rechten Weg führt, so im Gemüt der „gute Wille“. Auch hier kann das Richtige auf irgend einem andern Weg erreicht werden; es giebt ja Mächte, die stets das Böse wollen und stets das Gute schaffen. Sollen sie am Ende gar denen im Rang voranstehn, die stets das Gute wollen und manchmal, ja selbst stets das Böse schaffen? Wenn eine Ketzerei zur Gründung eines geistlichen Ordens, ein Mangel an Ketzerei zur Thatenlosigkeit des Ordens führt — werden dann die Ordensbrüder die Ketzer über die Frommen stellen? Nein, das wäre nur wieder Ketzerei und würde nicht gottgefälliger sein, wenn es den Oberen Gelegenheit zu einem gottgefälligen Zurechtsetzen der Köpfe gäbe.

Aber warum bevorzugen wir die Einsicht, auch wenn sie, unvollkommen, noch nicht zur Wahrheit führt, vor dem einsichtslosen Treffen vollendeter Wahrheit; warum den guten Willen, auch wenn er, irdisch gefährdet, noch nicht das Rechte erreichen läßt, vor dem nicht durch Ihn erlangten Rechten? Weil uns die Einsicht und der gute Wille am ehesten die Gewähr geben, das Wahre und Rechte zu treffen, die Einsichtslosigkeit und der Verzicht auf den guten Willen hingegen zwar das Treffen des Wahren und Rechten nicht ausschließen, aber dem Zufall anheimstellen. Stimmte dies nicht, dann würde die Ausstattung mit Einsicht und gutem Willen, mit der ein Gott den Menschen versehn haben mag, ein recht ungöttliches, überflüssiges, ja gefährliches Geschenk sein. In der That trifft auch das Streben nach Einsicht öfter das Wahre als das Falsche, der Verzicht darauf öfter das Falsche als das Wahre, und mit dem guten Willen ist's auf seinem Gebiet ebenso. Das Wort: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“, kann schwerlich dagegen angeführt werden; denn es wird wohl nicht besagen, daß ein Entgegenwirken gegen das echt menschliche Streben nach Einsicht in den Himmel führt. Das wäre unmenschlich, pervers. Das Ziel der Menschheit, als das Göttliche gedacht, ist ja nicht das Unmenschliche, sondern schließt das wahrhaft Menschliche ein und geht nur drüber hinaus. Wenn ich aus Begriffstützigkeit die kirchlichen Beweise

für die Gottessohnschaft Jesu Christi nicht annehme und dafür den Apollonius von Tyana als Messias betrachte, komme ich deswegen noch lange nicht in den Himmel. Allerdings soll ich vielleicht nur brav glauben, blind glauben — aber an wen? An Apollonius? Nein, an Christus. Warum? Vielleicht weil's mir die Lehrer der allein richtigen Konfession sagen. Und warum soll ich mich an diese Lehrer halten? Weil ihre Konfession die allein richtige ist. Was bürgt mir wieder dafür? Entweder ihre Beweise oder das Vertrauen, daß ich durch Geburt und durch das übrige Um und Auf meines Hierseins das Glück genieße, in die richtige Konfession hineingeraten zu sein. Was aber sollen die Unglücklichen thun, die in die falsche hineingeraten sind? Was mich auf mein Glück vertrauen läßt, läßt sie auf das ihrige vertraun. Es steht, kurz gesagt, historische Thatsache gegen historische Thatsache, Allzumenschliches gegen Allzumenschliches. Oder nein: vielmehr allzu niedrig Menschliches gegen allzu niedrig Menschliches.

Das Menschliche und noch mehr das Übermenschliche, das dieses zum Göttlichen vollendet, verlangt von uns, daß wir aus diesen Niederungen herausstreben. Als Mittel dazu liegt, wie überhaupt in der Fortschreitung von niederen menschlichen Stufen zu höheren, das bisherige Unvollkommene selbst vor; die Geschichte läßt die Geschichte überwinden, die historische Betrachtung ermöglicht uns die folgenden Erwägungen.

II.

Noch immer liegt der Hauptgrund, warum jemand einer Konfession angehört, in dem Umstand, daß seine Eltern zu ihr gehören. Diese Begründung erfolgt nicht nur auf dem mechanischen Wege psychologischer Zusammenhänge, sondern zum großen Teil auch juristisch, durch jene bekannten oder unbekannten Gesetze und Verfügungen über die den Eltern folgende Konfession der Kinder. Also eine Art Erbbekenntnistum wie eine Erbmonarchie; das Wahlbekenntnistum besteht daneben allerdings und zwar in unseren Kulturländern ziemlich weit auch durchs Gesetz, wird jedoch so gut wie gar nicht ausgenützt. Die Übertritte von einer Konfession zur anderen sind heute auf eine recht niedrige Zahl zu schätzen und dürften sich auf agitatorische Neugewinne seitens der großen Kirchen, zumal aufs Katholischwerden, beschränken. Die Ablegung jeder Konfession, die Erklärung zur Konfessionslosigkeit, die dem modernen Menschen so nahe zu liegen scheint, dürfte wohl nur in Frankreich einen weiteren Umfang erreichen; in Deutschland erscheint die Zahl der Konfessionslosen seit längerem sogar im Rückgang.

Nun ist der Grundsatz des Vererbens im allgemeinen eher eine Sache früherer als später Entwickelungsstadien. Wir brauchen uns dazu nicht erst auf die weiterstürmenden Angriffe von heute gegen die Vererbung von

materiellem Vermögen zu berufen; denn bereits tief in die Geschichte zurück reicht das Nachlassen des Druckes, unter dem der einzelne seitens seiner Vorfahren steht. Der Zwang, im Beruf der Familie zu bleiben, und der dem ähnliche, auch mit der Gründung einer neuen Familie, mit der Heirat, nicht über den ererbten Lebenskreis hinauszugehn, also das Kastenwesen, erscheint uns jetzt als ein ins tiefste historische Grau zurückzuversetzendes Ding. Allerdings besitzen wir es ohne Rechtsverbindlichkeit auch heute noch zum Teil: in weitem Umfang folgt ja doch der Sohn dem Beruf oder wenigstens der Berufsgruppe des Vaters, und selbst die Heiraten bewegen sich in engeren Gesellschaftsgrenzen, als es gemäß der heutigen freien Bewegung von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Ort zu Ort u. s. w. möglich wäre. Allein das Abweichen von einer solchen erblichen Übernahme des Berufs und des neuen Hausstandes ist zum mindesten nichts Unerhörtes mehr und stößt doch nur in Ausnahmefällen auf elterlichen Widerstand; überdies ist diese Freiheit nicht von heute, sondern besteht länger als viele ähnliche unserer Freiheiten, z. B. als die relative Freiheit, die wir jetzt den Konfessionen gegenüber besitzen. Vergessen wir aber nicht, wie jung einerseits die vielen anderen Freiheiten sind, wie wenig entwickelt sie noch bis vor kurzem waren, und wie die Wege zu ihrer Vollendung erst jetzt allmählich gangbarer werden.

So ist es z. B. mit den sogenannten Ständen. Noch immer zerfallen unsere Bevölkerungen in die bekannten vier Stände, noch immer sind der Adel, der Klerus, das Bürgertum und das Proletariat ziemlich selbständige Mächte für sich, noch immer befinden wir uns sozusagen im „Kraftfeld" jener Revolution — der von 1781 — die der Befreiung des „dritten Standes" galt, und auf deren Grundlage dieser Stand samt seiner Hauptthätigkeit, der Industrie, zu seiner gegenwärtigen Reife oder Überreife gelangt ist; noch besitzen wir eine politische Partei, die trotz allem achtungswerten Umfange ihres Wollens doch eine ausgesprochen ständische Partei ist: die des „vierten Standes", die Sozialdemokratie. Achten wir indes auf die mannigfachen Verbreiterungen oder Verwischungen der Grenzen zwischen den Ständen, wie sie teils seit längerem, teils seit kürzerem auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse umbildend einwirken. Der Adel läßt sich immer mehr zum Berufsleben des Bürgers herab, verliert seine Unabhängigkeit durch Verarmung und infolgedessen auch die Reinheit seines Blutes durch geldbürgerliche Heiraten und muß seine Standesgrenzen immer mehr durch die jetzt so häufige Erhebung Bürgerlicher in den Adelsstand eröffnet sehn. Man merkt vielleicht gar nicht recht, welches wenn auch noch so kleine Stück Revolution darin liegt, daß ein Professor für vierzig Dienstjahre und ebensoviele Bücher oder ein Techniker für einen wichtigen

Brückenbau das Prädikat „von“ erhält. Für den Klerus ist schon durch die Reformation, soweit sie siegte, eine Auflösung gegeben: das so recht antirömische Laienelement in den protestantischen Kirchen — denen darin auch die altkatholischen nahe stehn — bedeutet für den zweiten Stand etwas ähnliches wie die eben erwähnten Eindringungen des Bürgertums in den ersten Stand. Das bedeutendste „Trauerspiel des Standes“ jedoch spielt sich vor unseren Augen durch die Proletarisierungen innerhalb des Bürgertums ab. Der selbständige Kleingewerbetreibende, der „zu Grunde geht“ und nun als unselbständiger Angestellter in ein Großgeschäft eintritt, vielleicht gar in dasselbe, das durch seine übermächtige Konkurrenz ihn zu Grunde gerichtet hat, ist längst keine unerhörte Erscheinung mehr; nur daß man vermutlich nicht zur Genüge weiß, wie sehr sich diese Fälle in unserer Zeit mehren. Jeder von ihnen bedeutet einen Übergang vom dritten in den vierten Stand; aber nicht bloß einen solchen klaren Übergang, sondern zugleich auch ein stellenweises Zusammenwachsen beider Stände. Und endlich wächst noch unter ihnen ein dunkles Ungetüm heran, der fünfte Stand, von dem auf der relativen Höhe der ersten vier Stände mehr nur von Zeit zu Zeit unheimliche Lebenszeichen bemerkt werden.

Dieses eine Beispiel dafür, daß die historische Abhängigkeit des Einzelnen von überkommenen Gesellschaftsgruppen mit ihren eigentümlichen Lebenshaltungen, Sitten, Weltanschauungen oder „Bekenntnissen“ u. s. w. sich allmählich löst, wenngleich nicht in gewaltsamen großen Rissen, sondern vielmehr in unscheinbaren kleinen Lockerungen — dieses eine Beispiel der Stände mag hinreichen, um auch die sonstigen Analogien für das Verhältnis des Einzelnen zur Konfession rasch durchschaun zu lassen. Wie eng war doch die juristische und politische Abhängigkeit der Menschen in früheren Zeiten, wie viel ist von dieser Enge geschwunden, wie viel ist aber auch von ihr noch geblieben, der kommenden Zeit zu neuen Ablösungen anheimgestellt! Die Gesetze werden milder, werden bescheidener im Umfang dessen, was sie umfassen, werden einfacher; gleichwohl ist fast immer wieder eine Wehrung gegen altüberlieferte Einengungen und neue Verengerungsversuche nötig. Am schärfsten dürften die Unterschiede im eigentlichen Unterthanenverhältnis hervortreten. Die Thatsache, daß einer an diesem Ort von diesen Eltern geboren ist, stellt ihn in einen Kreis von Verpflichtungen hinein, weit verschieden von denen, die ein andrer durch seine Geburt erwirbt. Allerdings sind die Individuen von Haus aus verschieden, und nicht für jeden taugt Gleiches; allein jene Verschiedenheit, die der jeweiligen Unterthänigkeit, und diese, die der Individuen, selbst die der Völker, decken sich keineswegs genügend oder hatten sich höchstens in früheren einfacheren Kulturen gedeckt. Darum verringern sich auch jene Verschiedenheiten immer

mehr. Es ist noch kein langes Stück Weltgeschichte vergangen seit der Zeit, als der Einzelne sogar seine Reisen obrigkeitlich beschränken lassen mußte. Heute messen wir die Vorgeschrittenheit eines Landes gern an dem Gewicht, das es auf unsere Pässe legt. Wir haben wenigstens auf dem Papier die teilweise Möglichkeit, den Staat, dem wir unterthan sein sollen, selbständig zu wählen; ja manchem glückt es sogar in der That, die Vorteile des Auswanderungsrechtes trotz der „administrativen" Bestimmungen, mit denen die herrschenden Gewalten solche Gesetze zu umgehn und aufzuheben trachten, für sich zu verwerten. Ein noch deutlicheres, wenngleich dem großen Publikum weniger bewußtes Zeichen des Nachlassens historischen „Bekenntnis"-Zwanges ist das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Heimatgemeinde, die sogenannte „Zuständigkeit". Man muß heutzutage schon theoretische oder praktische Spezialstudien treiben, um einzusehn, wie viele zum vollen Leben notwendige Rechte in früherer Zeit von dieser Zugehörigkeit zur Heimat abhängig waren, wie weit die Gegenwart zum Teil darin vorgeschritten ist, um wie viele Nuancen diese „angeborne Farbe" von Jahr zu Jahr verblaßt, und wie gesättigt sie noch heute in weiten Umkreisen leuchtet. Die freiere örtliche Bewegung hat wenigstens den Wechsel dieser Zuständigkeit einigermaßen erleichtert, hat in manchen Ländern (z. B. in Preußen) an ihre Stelle überhaupt ein anderes, milderes Verhältnis gesetzt u. s. w. Doch wo einmal die Gesetze im früheren Sinn bestehn, dort schleppt das Individuum diese Fesseln — zum Teil nützlich wie so manche Fessel — mit sich herum, ob sie nun zu diesem Individuum passen oder nicht. Wir sind nicht mehr leibeigen; aber „personaleigen" — um diesen Analogieausdruck zur Bezeichnung unsrer äußeren Abhängigkeiten vom politischen Land und vom politischen Ort zu gebrauchen — sind wir immer noch.

Und von diesen Parallelbeispielen aus wird uns die historische Begründung konfessioneller Zugehörigkeit, die einzige Begründung, die uns für unfreiwillige Fälle einer solchen Zugehörigkeit übrig blieb, in dem ihr gebührenden Licht erscheinen. Vor allem dürfte an ihr wenig Göttliches zu erkennen sein. Ja, wenn eine historische Macht sich als ein Stück aus der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit darstellt, wie etwa die Wissenschaft, dann dürfen wir sie in Göttliches einrechnen. Doch wenn sie sich als ein Stück dessen erweist, an dessen Überwindung viele der besten Menschheitskräfte Jahrhundert für Jahrhundert opfervoll arbeiten, dann ist sie eher des Teufels als Gottes. Ein durchdringender Blick auf diese Überwindung erschaut darinnen ein ferneres oder näheres Zukunftsideal, das der Unabhängigkeit von historisch übertragenen Verpflichtungen und Bestimmungen, einer Unabhängigkeit, die immerhin gewisse äußere Pflichten unberührt lassen mag: die negativen Pflichten des „Hand weg!" von fremden

Rechten, fremden Anschauungen, fremden Schöpfungen u. s. w., und die positiven der Beiträge, zumal der materiellen, zur Beschaffung der Vorteile, die man in Anspruch nimmt. Auf kirchlichem Gebiet besitzen wir dieses Ideal wenigstens soweit, daß in den fortgeschrittensten Staaten die „Konfessionslosigkeit" nicht mehr ungesetzlich ist, ja sogar leichter erreicht werden kann, als manche Zaghafte glauben. Unseres Wissens genügt dazu in Deutschland die persönliche Austrittserklärung vor dem Leiter der Pfarrgemeinde des jeweiligen Aufenthaltsortes; allerdings erscheint es angesichts des dabei häufigen Widerstandes für den sich Abmeldenden rätlich, zwei Zeugen mitzubringen, die den Vorgang protokollieren.

Bei dieser Fortgeschrittenheit unserer Gesetze und bei der wohl allseits anerkannten Thatsache, daß die Menschen von heute in der Mehrzahl nicht von Herzen kirchlich religiös sind, muß es auffallen, daß die so naheliegende Konfessionslosigkeit eine verschwindende Ausnahme, nicht die Regel ist. Da scheint zunächst ein sehr einfacher Erklärungsgrund auszureichen: die konfessionelle Zugehörigkeit, namentlich wenn sie die im Land vorherrschende Konfession trifft, ermöglicht oder erleichtert das Fortkommen, die gesamte Lebensführung des Einzelnen; die Konfessionslosigkeit verhindert oder erschwert dies. Damit aber würden wir der Mehrzahl der Menschen eine absichtliche Schlechtigkeit zumuten und in Widerspruch mit den Erfahrungen wohl eines jeden annähernden Kenners des praktischen Lebens geraten, die da sagen, daß ganz andere Mächte als eine solche Schlechtigkeit die thatsächlich maßgebenden sind. Ein Grundsatz müßte vor allem gelten, wenn jenes schlimme Urteil berechtigt wäre, der Grundsatz: die Zugehörigkeit zu irgend einem geschlossenen „Bekenntnis" verlangt eine ausdrückliche positive Bekennung dazu, der Mangel einer solchen bedingt auch nur wieder den Mangel jener Zugehörigkeit. Kürzer: Wer schweigt, hat Null; wer etwas haben will, muß sich melden. Es scheint doch so einleuchtend, daß ich, wenn ich nichts thue, hiemit auch nichts auf mich genommen habe, und daß ich für jeden besonderen Besitz von Gütern, Rechten und Pflichten etwas Besonderes thun muß. Auf unsere Frage angewendet: vor jedem positiven Vorgang, sozusagen als Urzustand, sollte doch der Mangel positiver Bestimmungen, insonderheit so reicher und vielbedeutender Bestimmungen, wie sie eine Konfession enthält, das Selbstverständliche und die Zugehörigkeit zu etwas Positivem auch an ein besonderes Erwerben dieser Zugehörigkeit geknüpft sein, logisch gesprochen: die Beweislast tragen. In der That aber ist es umgekehrt: wer nichts thut, hat hiermit schon eine ganze Fülle historischer Verbindlichkeiten auf dem Rücken: das religiöse Bekenntnis, d. i. die Konfession, das kommunale Bekenntnis, d. i. die Zuständigkeit, das politische, d. i. die Staatsunterthanenschaft. Wer einen Teil dieser Verbindlichkeiten

abwerfen will, muß etwas thun. Dieses „etwas thun“, das doch einzig die Zurückführung auf einen bestimmungslosen Urzustand sein will, hat aber ein so positives Ansehn, daß jeder, der in diesen Dingen nicht etwas ganz Besonderes durchsetzen will, sich's erspart; bringt er sich doch dadurch in den Verdacht einer positiven Stellungnahme, einschließend so und so viele kritische Urteile, so und so viele Gefühle der Abneigung, so und so viele Bestrebungen gegen dies und das. Damit ist dem Einzelnen zu viel Last, zu viel Verantwortung aufgeladen; er thut nichts und füllt weiterhin als willkommener Posten die statistischen Reihen.

Noch schärfer als im Religiösen tritt diese historische Zwangslage im Politischen auf. Wer sich heute konfessionslos erklären will, wird doch nicht mehr für überspannt gehalten (dies gilt eher von dem, der aus seinem vorgezeichneten kirchlichen Bekenntnis die ehrlichen Folgerungen zu ziehen sucht). Wer sich aber staatslos erklären will, kann sicher sein, auf die bestürzteste Verwunderung zu stoßen; selbst Herr von Egidy hat in ein Bild künftiger freierer, einfacherer Verhältnisse doch noch die Staatszugehörigkeit mit aufgenommen. Es dürfte indes nicht allgemein bekannt sein, daß schon heute die Staatslosigkeit ein rechtlich widerspruchsloser und thatsächlich vorkommender Fall ist; nur lagern sich um ihn noch solche gesetzliche, administrative und gegenüber der öffentlichen Meinung, für die vor allem das Nationalitätenprinzip gilt, moralische Schwierigkeiten, daß er unter den allermeisten Umständen nicht in Betracht kommt. Und doch wäre für Gegner des heutigen Staates, deren wir ja so viele haben, eine derartige Lösung ihrer Fesseln das nächstliegende, das unverbindlichste, ja vielleicht sogar das Mittel, dessen Konsequenzen nicht nur den Einzelnen vor dem unbeliebten Ungetüm schützen, sondern schließlich auch dieses selbst eines natürlichen Todes sterben lassen.

* * *

Dies eine der möglichen Beleuchtungen dessen, was heutzutage Konfessionelles bedeutet. Ihr hauptsächlicher Sinn liegt in ihrer Auffassung der Konfessionsfrage als eines Sonderfalls einer viel weiter greifenden und das Ganze menschlicher Entwicklung durchdringenden Frage, der Frage: „Wie weit können und sollen wir irgendwelche Parteimenschen, —ianer sein?“ Antwort: „Je tiefer zurück in der Entwicklung, desto mehr waren wir's; je höher vorwärts, desto weniger werden wir's sein. Die Geschichte der Philosophie spiegelt diese Verhältnisse in mikrokosmischer Enge ab. So beliebt bis vor kurzem die Systeme, die —ianismen als schützende Dächer waren, ebenso eifrig verläßt man sie jetzt. Man sucht anderes. Und diese Suche nach anderem wird auch die Antwort auf die letzte noch übrige Frage

sein, auf die Frage: „Was sollen wir nach dieser Auffassung nun eigentlich thun? Aus allen ‚Bekenntnissen‘ austreten?“

Wer's thun kann, ohne zu bluten oder gar sich zu verbluten, der mag es thun. Wer nicht, der opfere nicht sich selbst auf das Ungewisse der vielüberschätzten „Saat des Märtyrerblutes“ hin. Er suche anderes. Er trachte zuvörderst „nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit“; das andere wird ihm dann schon gegeben werden. Das heißt: bauen und schaffen wir dort weiter, wo sich uns Erfolg verheißt, dann fördern wir die Entwicklung der Menschheit und hiemit die Lösung historischer Zwangslagen. Thun wir das unsrige für die Religion, die Kunst, die Wissenschaft, den Unterricht, den Landbau, die Technik und Industrie samt dem Verkehr. Ein frommes Herz mehr, eine gediegene Architektur mehr, eine theoretische Entdeckung mehr, eine tüchtige Schule mehr, ein fruchtbarer Obstbau mehr, eine neue Maschine und Eisenbahn mehr — und um ebensoviele Kilogramm läßt der „historische“ Druck nach. Bis er endlich Null geworden ist, ohne daß wir unsere Kräfte an Gegenspannungen verzehrt haben, die meist nur geeignet sind, den ursprünglichen Druck zu verstärken.



Deutsches und römisches Recht,

mit besonderer Berücksichtigung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich.

Von Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck.

(Jena.)

Der römischen Weltherrschaft ist es nicht gelungen, dauernd ihre Adler diesseits des Rheins aufzupflanzen. Schon Julius Caesar scheute davor zurück, und als Augustus das Wagnis unternahm, wurde er nach wenigen Jahrzehnten scheinbaren Erfolges durch die schmähliche Niederlage des Varus am Teutoburger Walde belehrt, daß die römische Kraft an der deutschen eine ebenbürtige Gegnerin gefunden hatte, die ihr vielleicht noch einmal die Weltherrschaft selber streitig machen könne. Wir erfahren nun von den römischen Historikern selbst, daß die plötzliche Aufraffung der Germanen diesseits des Rheins, denen die Römer unter geschickter Ausnutzung ihrer Uneinigkeit allbereits das Joch aufgezwungen hatten, zu allermeist dem Haß des Volkes zu verdanken gewesen ist, der gegen den Versuch aufloderte, ihm die römische Rechtsprechung aufzudrängen; nichts hatte die freien

Cherusker mehr entrüstet, als daß sie anstatt im freien Thing von ihren Schöffen und dem Umstand das Recht finden zu lassen, es nunmehr mit Hilfe römischer Advokaten vor dem Tribunale eines römischen Präfekten oder Legaten suchen sollten. Dies vornehmlich wandte die Volkspartei ihrem römisch gesinnten Fürsten, dem Segestes, ab und führte der patriotischen Verschwörung des Arminius ihren Anhang zu.

In jener Zeit also, als es noch nicht einmal ein einheitliches deutsches Volksbewußtsein gab, — erst reichlich 800 Jahre später tauchte der Name eines deutschen Volkes auf —, gab es doch zweifelsohne bereits ein deutsches Rechtsgefühl, welches mit dem römischen nicht harmonierte. Noch heute klingt dieser Gegensatz, der Haß des alten Cheruskers gegen römisches Recht, — durchaus der historischen Wahrheit entsprechend — wieder in dem allbekannten humoristischen Volksliede Scheffels: „Als die Römer frech geworden," ich erinnere an die Verse:

„In dem armen röm'schen Heere
Diente auch als Volontäre
Scävola, ein Rechtskandidat,
Den man schnöd gefangen hat.

Diesem ist es schlecht ergangen;
Eh' daß man ihn aufgehangen,
Stach man ihn durch Zung' und Herz,
Nagelt ihn d'rauf hinterwärts
Auf sein corpus juris."

Das Corpus juris selber bildet freilich in diesen Versen, wie wir demnächst sehen werden, einen poetischen Anachronismus; denn dies ist überhaupt nicht einmal römische, sondern eine byzantinische Erfindung.

Welche Ironie der Kulturgeschichte nun, wenn wir sehen, daß die Nachkommen jener von ihrem eigenen Rechte als ihrem kostbarsten Besitztum überzeugten Barbaren ungefähr ein Jahrtausend später freiwillig sich in das Joch des römischen Rechts geschmiegt haben!

Denn ich darf zunächst wohl im allgemeinen als bekannt voraussetzen, daß etwa seit dem vierzehnten Jahrhundert das römische Recht, und zwar in der Form, die es unter dem Kaiser Justinian erhalten hat, als das gemeine Privatrecht für Deutschland als solches Gültigkeit erlangt hat. Freilich ist die unmittelbar formelle Gültigkeit des corpus juris bereits durch große partikularrechtliche Gebiete durchbrochen. Entwerfen wir uns eine juristische Karte des deutschen Reichs, so heben sich aus dem sog. gemeinrechtlichen, d. h. römisch-rechtlichen Gebiet zunächst die alten Provinzen des Königreichs Preußen ab, in denen das unter Friedrich dem Großen verfaßte „Allgemeine Preußische Landrecht" gilt; daran schließt sich das

Königreich Sachsen mit seinem 1865 publizierten bürgerlichen Gesetzbuch, und die Rheinprovinz, in der der französische Code Napoléon seit den Rheinbundstagen in Kraft geblieben ist, sowie Baden, in dem als „badisches Landrecht" ebenfalls eine bloße Übersetzung des Code Napoléon gilt. Auch Bayern hat im achtzehnten Jahrhundert den Versuch einer gesetzlichen Kodifikation in dem Codex Maximilianeus oder Churbayrischen Landrecht gemacht, welches indes auch formell die subsidiäre (ergänzende) Herrschaft des corpus juris unangetastet ließ.

Unmittelbare formelle Geltung beansprucht heute noch das corpus juris als Rechtsquelle für etwa ein gutes Dritteil des deutschen Reichs, nämlich die Provinzen Hannover (mit Ausnahme des zur Zeit Friedrichs II. mit dem Preußischen Landrecht bewidmeten Ostfriesland), Schleswig-Holstein, Neu-Vorpommern, Kurhessen, ferner Braunschweig, Oldenburg, Hessen-Darmstadt, die thüringisch-sächsischen Herzogtümer, die freien oder ehedem bis 1866 freien Städte, und einzelne Enklaven in Preußen, wie beispielshalber Ehrenbreitenstein. Legt man aber das Hauptgewicht nicht auf die formelle Rechtsquelle, sondern auf das materielle Recht, so muß man bemerken, daß das sächsische Gesetzbuch wesentlich nur eine gesetzliche Verarbeitung des römischen Rechtsstoffs ist, und daß auch das Preußische Landrecht, obwohl es sich in manchen Punkten schon etwas mehr davon emanzipiert hat, doch auf dieser selben Grundlage ruht.

Wie ist diese Thatsache der Herrschaft eines fremden Rechts in unserem Vaterlande historisch zu erklären, wie kulturgeschichtlich zu beurteilen? Haben wir sie zu bedauern, und hat die deutsche Nation noch Aussicht, hat sie insbesondere jetzt, wo seit bald zwei Jahrzehnten an dem Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs von gelehrten Juristen gearbeitet wird, Hoffnung, den fremden Rechtsstoff endgültig auszuscheiden oder, soweit er uns angemessen ist, volkstümlich zu machen?

„Dreimal hat Rom der Welt Gesetze diktiert, dreimal die Völker zur Einheit verbunden, das erste Mal, als das römische Volk noch in der Fülle seiner Kraft stand, zur Einheit des Staates, das zweite Mal, nachdem dasselbe bereits untergegangen, zur Einheit der Kirche, das dritte Mal infolge Rezeption des römischen Rechts im Mittelalter, zur Einheit des Rechts; das erste Mal mit äußerem Zwange durch die Macht der Waffen, die beiden anderen Male durch die Macht des Geistes!" Mit diesen Worten beginnt einer der geistvollsten Kenner des römischen Rechts, Rud. v. Jhering, ein Buch, das uns erst das wahre Wesen des römischen Rechts, wie es war, als es noch selber ein lebendiges nationales Recht bei den Römern war, kennen gelehrt hat, sein klassisches Buch vom „Geist des römischen Rechts".

Wenn man sich nun daran erinnert, daß in der That das römische Recht bei uns nicht durch einen gesetzgeberischen Akt, sondern durch allmähliche stillschweigende Rezeption zur Geltung gekommen ist, so möchte man auf den ersten Blick glauben, daß es ein thörichtes Beginnen sei, gegen die Vorherrschaft seines Geistes anzukämpfen, ja daß der Geist des römischen Rechts identisch sei mit dem Geist des Rechts überhaupt. Und eine überzeugende Illustration scheint diese Meinung durch die Thatsache zu erhalten, daß sogar die Japanesen sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigen, anstatt den Versuch eines eigenen nationalen Gesetzbuchs zu riskieren, einfach in Bausch und Bogen oder wie die juristische Formel heißt, in complexu das römische Recht, und zwar das corpus juris durch gesetzlichen Akt zu rezipieren.

Allein wir Deutschen sind doch keine Japanesen, und unsere mittelalterlichen Vorfahren waren es auch nicht.

Waren denn unsere Vorfahren im Mittelalter in der That so von aller Begabung zu eigener Rechtsbildung verlassen, daß sie in Ermangelung eigener Rechts-Institutionen, bloß um dem Zustande barbarischer Rechtsunsicherheit ein Ende zu machen, nichts besseres thun konnten, als das Gute zu nehmen, woher sie es kriegen konnten, und selbst ein fremdes Recht in fremder Sprache bei sich einzuführen? Ein Blick auf unsere Rechtsgeschichte lehrt das Gegenteil. Allerdings muß man das Recht nicht bloß in geschriebenen Gesetzen suchen wollen. Ein so ausgezeichneter Rechtslehrer, wie v. Savigny, hat das ungeschriebene Gewohnheitsrecht für die vornehmste schöpferische Rechtsquelle erklärt, und heute noch leben z. B. die Engländer und viele andere hochcivilisierte Völker wenigstens in ihren Privatrechtsverhältnissen zum großen Teil nach ungeschriebenem, nur aus wissenschaftlichen Quellen und den Entscheidungen der Gerichte erlernbarem Gewohnheitsrecht.

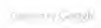
Die Deutschen des Mittelalters nun besaßen schon vor der ebenfalls ja nur auf gewohnheitsrechtlichem Wege erfolgten Rezeption der fremden Rechte ein durchaus ihrer Zeit und ihrem Gefühl angemessenes deutsches Recht. Wir können dasselbe kennen lernen teils in den Entscheidungen der Gerichtshöfe, die derzeit noch nicht bureaukratisch, sondern volkstümlich organisiert waren, den sogenannten Weistümern der Schöffenstühle, vor allem aber auch aus rechtswissenschaftlichen Privatarbeiten, wie solche geradezu kurz vor dem Eindringen des fremden Rechts bezeugten, daß sich auch für eine bewußte, wissenschaftliche, geregelte Ausbildung und Weiterbildung national-deutschen Rechts im deutschen Volke originale Talente und Produktivkräfte vorfanden, daß wir also nicht so geistig arm wie die Japanesen und auf bloße Nachahmung angewiesen waren.

Unter diesen Arbeiten nimmt die erste Stelle ein die epochemachende Darstellung des Sachsenrechts, welche uns im Sachsenspiegel vorliegt.

Derselbe wurde wahrscheinlich um das Jahr 1230 von dem sächsischen Schöffen und Ritter Eike von Repkow verfaßt. Das Dorf Reppichau, von dem sein daselbst ansässiges Geschlecht den Namen führte, liegt zwischen Köthen und Dessau. Er schrieb sein Werk zuerst in lateinischer Sprache, und hat es dann auf Veranlassung des Grafen Hoyer von Falkenstein in die niedersächsische Mundart übersetzt. Sein Buch wurde alsbald zu einem wahren Volksbuch und erlangte auch bei den Laiengerichten solches Ansehen, daß es geradezu als unter kaiserlicher Autorität erlassenes Gesetzbuch der Rechtsprechung zu Grunde gelegt wurde. Als Nachahmung dieses Sachsenspiegels entstand in Süddeutschland, vermutlich zu Augsburg, der Spiegel deutscher Leute, eine Arbeit, welche sich nicht auf ein einzelnes Stammesrecht beschränken, sondern allgemein deutsches Recht darstellen will. An diesen lehnte sich sodann der sogenannte Schwabenspiegel, dessen unbekannter Verfasser, ein Mann geistlichen Standes, die im Deutschenspiegel unvollendete Arbeit zu Ende führte, indem er den ganzen Sachsenspiegel, wie er ihm in der Form des Deutschenspiegels vorlag, umarbeitete und erweiterte zu einer Darstellung des deutschen Rechts überhaupt. — Eine Reihe von anderen Rechtsbüchern, von denen ich nur das sogenannte kleine Kaiserrecht hier nennen will, beweisen in der folgenden Zeit die lebhafte Tendenz des deutschen Volkes, sein Recht näher kennen zu lernen und zu wissenschaftlicher Gestaltung zu fördern, um es aus der unbewußten und insofern allerdings unsicheren Daseinsform des reinen Gewohnheitsrechts emporzuheben. — Es würde den Rahmen der Zeitschrift überschreiten, wollte ich es hier unternehmen, auch nur eine encyklopädische Darstellung des aus diesen Quellen uns entgegensprudelnden rein nationalen Rechtsstoffs zu liefern. Nur den besonderen Geist des deutschen Rechts möchte ich kurz zu skizzieren versuchen.

Das deutsche Recht ist vom deutschen Gemüt durchwaltet, und als hervorstechenden Grundzug dieses Gemüts hat schon Tacitus die deutsche Treue bezeichnet; die Treue, die sich besonders im Familiensinn und im genossenschaftlichen Leben, sowie in der Folgschaft des freien Mannes, der sich einem anderen verpflichtet, bethätigt. Von diesem Grundzug sehen wir nun nicht nur das Lehnrecht, welches ganz und gar darauf beruht, sondern auch neben dem Familienrecht das Vertragsrecht, und selbst das Erbrecht und sogenannte Sachenrecht durchwaltet.

Im Familienrecht finden wir eine sich auch im Familiengüterrecht offenbarende, sehr innige Auffassung zunächst des ehelichen Bundes. Sodann ist das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern ein wesentlich anderes, als nach römischer Anschauung, an Stelle der väterlichen Gewalt, die bei den Römern die Kinder ursprünglich fast den Sklaven gleichstellte, finden



wir hier den echt deutschen Rechtsbegriff der Mundschaft, aus dem unser moderner Ausdruck Vormund stammt, in welchem der dem Unmündigen zu gewährende Schutz eine größere Bedeutung einnimmt, als die Herrschaft. Die Familie steht überhaupt organischer da, und der Einzelne ist besonders in seinem unbeweglichen Besitz vielfach von ihrem Beispruch bedingt; denn in gewissem Sinne gilt schon zu Lebzeiten des Eigentümers die Familie und der Erbe als mitberechtigt; wenigstens hat der Erbe eine ihm nicht durch individuelle Willkür entziehbare Anwartschaft. Das deutsche Recht kennt ursprünglich im Gegensatz zum römischen, wo das Testament, also die einseitige Verfügung des Eigentümers an der Spitze des Erbrechts steht und ein sogenanntes Noterbrecht sich erst sehr allmählich Bahn gebrochen hat, nur ein sehr beschränktes Recht der letztwilligen Verfügung. Wenn aber ein Mann für den Todesfall verfügen will, so hat es sehr praktische Bestimmungen dafür, daß er solche Verfügungen noch im Vollbesitz seiner physischen und moralischen Kräfte mache, um jeglicher Erbschleicherei vorzubeugen. Der Ritter soll, bevor er ein Testament machen will, zuvor noch in voller Rüstung das Pferd besteigen können, der Schmied seinen Schmiedehammer schwingen u. s. w.

Sachenrechtlich würdigt das deutsche Recht vor allem den sozial- und volkswirtschaftlich so eminent wichtigen Unterschied zwischen Grundbesitz und fahrender Habe, den das römische Recht gänzlich verkennt. Erwerb und Verlust des Eigentums bei beweglichen und unbeweglichen Sachen ist prinzipiell sehr verschieden. Überhaupt aber ist das deutsche Recht weniger geneigt, die Verhältnisse auf einen abstrakten Leisten zu schlagen; statt der abstrakten Gleichheitskonsequenz des römischen Rechts sehen wir bei ihm eine sich anschmiegende Vielseitigkeit, die sich nach Berufs- und Geburtsständen verzweigt und auch den scharfen Unterschied des römischen Rechts zwischen dinglichen und obligatorischen Rechtsverhältnissen, zwischen absoluten und relativ geschützten Ansprüchen vielfach durch Zwischenglieder vermittelt.

Bei alledem kannte es einen äußerst sinnlich anschaulichen und plastischen Formalismus oder richtiger Symbolismus. Mit Rücksicht darauf konnte Jacob Grimm sogar von einer „Poesie im Recht" schreiben, also von einem Thema, dessen beide Stichworte uns heutzutage so schwer verträglich dünken wie Feuer und Wasser. Das Recht war eben dem deutschen Volke kein nüchternes Verstandesgebilde, sondern es stammte aus dem Herzen des Volks, war durchtränkt von der Gefühls- und Denkweise der Zeit, stand in Verbindung mit dem Glauben, mit der Poesie und der Kunst im Volke. Es war mit einem Worte ein lebenskräftiges Volksrecht, welches sich in einer Fülle von gereimten und allitterierenden, sinnigen und sarkastischen Rechtssprichwörtern wiederspiegelte.

Dieser Formalismus und die Rechtssprichwörter bezeugen hinreichend die ursprüngliche Begabung unseres Volkes für das Recht nicht minder, wie sich auch der urwüchsige Beruf des römischen Volks für Rechtsbildung zunächst wesentlich in seinem Formalismus bezeugt hat; überhaupt hat das ältere deutsche Recht, ungeachtet mancher nationaler Unterschiede, gleichwohl eine durchgehende Ähnlichkeit mit demjenigen Stadium des römischen Rechts, das v. Jhering in seinem erwähnten Werke über den Geist des römischen Rechts als „System der Freiheit" bezeichnet; und das kann uns bei der Verwandtschaft des germanischen und romanischen Ariers nicht Wunder nehmen.

Wie im älteren römischen Recht, so spielt auch im deutschen Recht die Selbsthilfe eine bedeutsame Rolle. Auch finden wir bei unseren mittelalterlichen Vorfahren dieselbe moralische Vorbedingung zur originalen Rechtsbildung gegeben, wie bei den alten Römern, nämlich die höchste sittliche Würdigung der Tugend der Gerechtigkeit. Um dies zugleich mit der Sprache des Schwabenspiegels anschaulich zu machen, genügt es, aus der poetischen Einleitung des Schwabenspiegels einige Zeilen über den Beruf des Richters zu citieren:

Swelk Richtere ungerichte nicht gerichtet, der is desselben gerichtes schuldig, daz neben jenem solde gan. Nieman is ouch pflichtig des Richters ding zu neheme noch rechtes mit ihm zu plegene, diwile er selber rechtes weigert hat.

Dennoch wird unrecht wol bekannt,
Als eyn penning in der hant,
Swer im usblicket sin roter schin;
Mannige penninge die geve schin,
Unde im das wisse wird abgewegit,
Alsus wird unrecht virlegit.
Swen man das ende besuchet,
Wo God si hev verfluchet,
Swer unrecht gerne sterket.
Swer sich rechtes versteit
Weme libe weme leid
Weme schade oder frome
Jemer darnach kome,
Rechte spreche er unde ware,
An rechte er niemande spare,
Diwill er rechte sprechen will,
— Oder er swige still!

Wenn nun dem deutschen Rechte in jener Zeit der sogenannten Rechtsbücher vor der Rezeption noch die wissenschaftliche begriffliche Schärfe ermangelte, so ist das kein Vorwurf und kein Grund, damit die Aufnahme des römischen Rechts in Bausch und Bogen zu rechtfertigen. Daß

der deutsche Geist dem Rechte auch seine logische Ausbildung wohl zu geben imstande war, hat er noch vor Ende des Mittelalters auf dem Gebiete des Strafrechts, auf welchem ihm das römische Recht nur als wissenschaftliches Vorbild diente, ohne daß es direkt aufgenommen werden konnte, bewiesen. Denn die von dem Kanzler Ritter von Schwarzenberg verfaßte „Peinl. Gerichtsordnung“, die sog. Carolina, ist formell das Muster eines zugleich volkstümlichen und wissenschaftlich fruchtbaren Gesetzbuchs.

Wenn nun das deutsche Privatrecht nicht zu einer gleichermaßen volkstümlich einheitlichen und wissenschaftlich wertvollen Gestaltung gelangt ist, so ist daran lediglich das allmähliche Eindringen des römischen Rechtes schuld, und zwar war das Nachteiligste dabei nicht sowohl bloß die Aufnahme des massenhaften fremden Rechtsstoffs überhaupt, als vielmehr die Form, in welcher es übernommen wurde. Um aber dieses Urteil umfassender begründen zu können, ist es unbeweislich, daß ich zunächst, wenn auch so kurz wie möglich, den Entwicklungsgang des römischen Rechts selber skizziere, in dem es schließlich zu der Form gelangte, die bei uns Eingang gefunden hat. Denn nur so wird schließlich auch der geschichtliche Grund seiner Rezeption begreiflich.

Das corpus juris als solches, das Gesetzbuch, welches durch Vermittlung des Gewohnheitsrechts als gemeines Privatrecht für Deutschland eingeführt worden ist, ist nicht auf römischem Boden gemacht, stammt vielmehr aus einer Zeit, da das eigentlich volkstümliche Leben des römischen Rechtes selber längst dahin war, es ist gewissermaßen eine Mumie desselben, ein Kompilationsprodukt byzantinischen Epigonentums.

Um aber zu begreifen, wie das römische Recht sogar in dieser mumienhaften Daseinsform einen solchen mächtigen Einfluß auf die Nachwelt erlangen konnte, muß ich zunächst hervorheben, was auch die Geschichte des römischen Volkes übrigens in jedem ihrer Kapitel lehrt, daß v. Jhering allerdings mit vollem Recht dem römischen Volke und seinem Charakter eine besondere Prädestination für das Recht und seine praktische und wissenschaftliche Ausbildung zuschreibt.

Was den Hebräern ihre Religion, was den Griechen ihre Wissenschaft und Kunst, das ist den Römern die bewußte, verstandesmäßige Staats- und Rechtsidee gewesen. Dieselbe bildet von vornherein das treibende Motiv ihrer Geschichte. An der römischen Rechtsgeschichte hat Jhering, insofern gewissermaßen der Darwin der Rechtswissenschaft, nachgewiesen, wie diejenige Auffassung der Rechtsgeschichte, derzufolge das Recht friedlich und organisch gleich der Sitte wechseln soll, zum mindesten sehr einseitig ist. Vielmehr ist der Kampf der Interessen ein nicht minder wichtiger Faktor für die Fortbildung auch des Privatrechts. An der Ausbildung des

römischen Privatrechts wenigstens hat der zähe Ständekampf zwischen den Plebejern und Patriziern den größten Anteil gehabt. So bestätigen uns die römischen Historiker ausdrücklich, daß es der Wunsch der Plebejer, dem unsicheren und leicht mißbrauchbaren Urzustande eines ungeschriebenen Gewohnheitsrechts ein Ende zu machen, gewesen ist, der alsbald nach Vertreibung des letzten Königs den Anstoß zu ihrer berühmten ersten Kodifikation, zu der durch die Dezemvirn verfaßten Gesetzgebung der zwölf Tafeln gegeben hat. Übrigens wurde dieses römische Grundgesetz nicht ohne Rücksicht auf fremde Vorbilder entworfen; wir wissen, daß der Wahl der Dezemvirn die Absendung einer Gesandtschaft nach Athen vorausging, um die griechischen Gesetze zur Vergleichung herbeizuschaffen. Auffällig ist die Schnelligkeit, mit der dann die Kommission ihre Aufgabe erledigte; zunächst auf ein Jahr gewählt, konnte sie schon vor Ablauf ihres ersten Amtsjahres zehn Tafeln von Erz, in welche die Gesetze eingegraben waren, auf dem Forum aufstellen. Die im folgenden Jahre noch hinzugefügten beiden Tafeln nennt Cicero tabulae iniquarum legum, Tafeln, welche unbilliges ungleiches Recht enthielten, wie denn ja auch die im dritten Amtsjahr versuchte Reaktion und die Ungerechtigkeit des Dezemvir Appius Claudius im Prozeß wegen der Virginia zum Sturz des Dezemvirats führte. Im übrigen aber blieb das Gesetzgebungswerk bestehen, und Cicero bezeichnet es im großen und ganzen als finis aequi juris, als strengste Verwirklichung des römischen Gleichheits- und Gerechtigkeitsgefühls und hält es für ein non plus ultra gesetzgeberischer Weisheit.

Auf dieser Grundlage hat das römische Privatrecht sich entwickelt. Und eben dies beweist nicht nur die Vortrefflichkeit dieses, soweit wir es nach den geringen erhaltenen Bruchstücken beurteilen können, im echten Lapidarstil abgefaßten Gesetzeswerks, sondern auch die Prädestination der Römer für Rechtsbildung, daß die schriftliche Fixierung ihres Rechts ihnen nicht, wie anderen Völkern, zu einer Schranke der Fortbildung und zum Tode des eigentlichen Rechtslebens geworden ist, sondern zu einem bloßen Gerüst. Sie bildete nur die Stütze, an welcher der junge Baum der römischen Jurisprudenz schlank emporwuchs. Zur Zeit Ciceros war derselbe längst zu einem mächtigen Eichbaum erstarkt, neben welchem das Zwölftafelgesetz nur noch als historische Reminiscenz dastand. Wäre Cicero mehr Jurist als Redner gewesen, so hätte er wissen müssen, daß zu seiner Zeit die zwölf Tafeln nicht mehr die eigentliche, wenigstens nicht die einzige Quelle der Rechtsprechung bildeten.

Welches waren dann nun die treibenden Elemente im Boden des römischen Volkscharakters, aus denen dieser Eichbaum seine Nahrung zog? v. Ihering findet das Wesen des römischen Geistes vor allem in der

Willensenergie. Das Recht ist seinem innersten Wesen nach eine moralische, eine Willenspotenz, keine bloß intellektuelle Fähigkeit, kein bloßes Wissen; ein Volk möge immerhin intellektuell noch so begabt sein, fehlt ihm die moralische Kraft, die Energie und Beharrlichkeit des Willens, so wird das Recht nie bei ihm gedeihen. Eine lebendige Jurisprudenz kann nur bei einem willensstarken Volke wahrhaft gedeihen.

Sodann kamen die mit dieser Willensenergie von selbst gegebene eiserne Konsequenz und ein zäher konservativer Sinn der römischen Rechtsbildung zu Gute.

Prinzipientreue wird immer eine unentbehrliche Bedingung gesetzgeberischer und richterlicher Gerechtigkeit bleiben. Die Prinzipientreue der Römer artete aber nie zu doktrinärer Prinzipien-Reiterei aus, und ebensowenig der römische Konservatismus zum Quietismus. Neuen Bestrebungen gab der Römersinn nicht gleich nach, aber, wenn sie ihre Berechtigung im zähen Kampf mit dem Bestehenden dargelegt und sich in diesem Kampfe geläutert hatten, so gab er ihnen doch endlich nach.

Eine weitere, uns Deutsche vielleicht auf den ersten Blick weniger anmutende Prädisposition der Römer zur Rechtsbildung findet Jhering in ihrer großartigen Selbstsucht, ihrem Egoismus. Der römische Egoismus war kein kleinlicher, kein kurzsichtiger, sondern ein intelligenter Egoismus, gepaart mit einem scharfen besonders für das politisch und sozial Zweckmäßige geeigneten Verstand. Die Idee der Zweckmäßigkeit ist das Prisma der römischen Anschauung, dieselbe Idee aber ist, wie Jhering in seinem rechtsphilosophischen Werke: „Zweck im Recht" darthut, zugleich das Prisma der Rechtsidee überhaupt.

Diese Geisteseigentümlichkeit hat es den Römern zuerst gelingen lassen, das Recht aus dem Bereich des Gemüts und Gefühls in das des Verstandes zu versetzen, aus dem Recht einen von den Einflüssen der momentanen subjektiven Gefühlsmeinung unabhängigen äußeren Mechanismus zu machen, den jeder, sei er Römer oder Nichtrömer, handhaben lernen kann. Und diese Objektivierung des Rechts, die v. Jhering treffend der Erfindung der Buchstabenschrift vergleicht, ist kein geringes kulturgeschichtliches Verdienst; denn sie garantiert allein eine wissenschaftliche Kontrolle der Gerechtigkeit des Urteils, eine Kontrolle, die für Urteile in Sachen des ästhetischen Geschmacks noch bis heute vergeblich erstrebt worden ist.

Welches nun waren die Organe, deren sich ein so ausgezeichnet für Rechtsbildung veranlagtes Volk zur Erzeugung seines weltgeschichtlichen Rechtssystems und zur Erhebung der Rechtskenntnis zu Wissenschaft bedient hat?

Als Recht schaffende Organe können wir Modernen — abgesehen von dem uns ebenfalls immer mehr in den Hintergrund tretenden Gewohnheits-

recht — uns fast nur die eigentlich gesetzgebenden Gewalten des Staates denken, in absoluten Staaten den Herrscher, in republikanischen die Volksrepräsentation, in gemischten letztere und die Regierung zusammen. Ganz anders war dies bei den Römern in der klassischen Zeit ihres Rechtslebens; wenigstens für das Privatrecht kamen ihre Volks- und Senatsbeschlüsse damals erst an letzter Stelle in Betracht. Vielmehr bildete das Beamtentum, vorzugsweise die fast ausschließlich mit Jurisdiktion betrauten Prätoren, sodann auch die Tribunen und Ädilen die wichtigsten Faktoren. Die Stellung des römischen Magistratus war grundverschieden von derjenigen eines modernen Beamten. Der römische Beamte verkörperte ein ihm anvertrautes Stück der Volks-Souveränität. Einerseits zwar immer für ein Jahr erwählt und nach seinem Rücktritt der peinlichsten Verantwortlichkeit unterliegend, vereinigte er andrerseits während seines Amtes eine ganz andere Machtfülle, als irgend einer unserer modernen Beamten. Während unsere Beamten sich als Diener des Gesetzes betrachten müssen, und gar zu häufig als Sklaven eines toten, dem Leben der Zeit nicht mehr entsprechenden Gesetzes, galt der römische Prätor als die viva vox legis, „lebendige Stimme“ des Gesetzes, er war so wenig an den Buchstaben desselben gebunden, daß er vielmehr für verpflichtet galt, das Recht auf der Höhe der Zeit zu erhalten durch analoge Ausdehnung und unter Umständen gar durch eine den Buchstaben des Gesetzes widerstreitende Verfügung. Der Prätor hatte das Civilrecht zu unterstützen, zu ergänzen oder gar zu verbessern und zu berichtigen.

Sein Mittel dazu war das Edikt. Gleich bei seinem Amtsantritt publizierte der römische Prätor in seinem generellen Edikt in knapper Fassung die wichtigsten Rechtsgrundsätze, die er in dieser seiner Ausgabe dem Civilgesetz gegenüber zur Geltung bringen wollte, auf einer großen weißen Tafel, dem Album Praetoris, das auf dem Forum aufgestellt ward. Rechtsgrundsätze nun, die sich bewährten und den Beifall beim Volke fanden, pflegte sein Nachfolger unbesehens zu übernehmen, und so entstand allmählich als eine das Zwölftafelgesetz ergänzende, teilweise auch abändernde Rechtsquelle das edictum perpetuum oder jus honorarium, d. h. das von den Ehrenämtern geschaffene Recht; eine Rechtsquelle, die jährlich den sich neu geltend machenden Bedürfnissen entgegenkommend und mit den wechselnden Rechtsanschauungen fortschreitend sich vorteilhaft vor dem starren Recht einer Kodifikation auszeichnet. Eine andere Rechtsquelle aber, die schon in der republikanischen Zeit Roms mit derjenigen des Beamtenrechts in direktester Verbindung stand und welcher das römische Recht vornehmlich seine wissenschaftliche Vollendung verdankt, entsprang sogar ganz außerhalb des staatlichen und amtlichen Bereichs.

Es war das Recht der Wissenschaft, das bei den Römern nicht außerhalb, sondern innerhalb des praktischen Lebens stand. Auch wenn der Römer kein Amt bekleidete, galt ihm doch die Beschäftigung mit den Gegenständen der Staatskunst, Verwaltung und Rechtspflege als die einzige eines freien Mannes würdige, als vera, non affectata philosophia. So erfanden die Römer die Jurisprudenz als freie Kunst und Wissenschaft. Es bildete sich unter ihnen der hochgeachtete öffentliche Beruf des Jurisconsultus aus, der unentgeltlich dem Privatmann sowohl wie dem Beamten mit seiner Wissenschaft und seinem Rat und Urteil zur Seite stand. Wir erfahren schon von Cicero, wie solche Rechtsgelehrte, die weit größere Achtung genossen als die Redner, die den Parteien in den Prozessen beistanden, die noch weniger mit den Advokaten der früheren Zeit verwechselt werden dürfen, von den vornehmsten jungen Römern als Schülern begleitet, täglich auf dem Forum zu sprechen waren. Selbst aus der Praxis des Beamtenlebens hervorgegangen, wußten sie Wissenschaft und Praxis in einem stetigen gedeihlichen Zusammenwirken zu erhalten. Als älteste solcher Jurisconsulti, die auch litterarisch thätig waren, werden uns Flavius und Coruncanius genannt, zu Ciceros Zeit waren Scävola und Sulpicius die namhaftesten; letzterer hinterließ allein 150 Bücher über das öffentliche und Civilrecht. Als nun die Errichtung der Monarchie die freie unmittelbare Bethätigung im Staatsdienst gerade den vornehmsten Charakteren abschnitt, führten diese dem wissenschaftlichen Studium des Rechts die besten Kräfte des römischen Geistes zu. Schon der Kaiser Augustus verlieh nun den berühmtesten Vertretern der juristischen Wissenschaft das sog. jus respondendi. Ein mit dieser Autorität bekleideter Rechtslehrer konnte von Richtern und Parteien direkt um Entscheidung eines schwierigen Rechtsfalls angegangen werden, seine Antwort, responsum, die er dann dem Richter in einem versiegelten Schreiben zustellte, erlangte aber nicht bloß die Gültigkeit eines Urteils über den einzelnen Fall, sondern geradezu legis vigorem, d. h. auch Andere durften sich in späteren Prozessen auf ihre Analogie als auf eine unmittelbare Rechtsquelle berufen.

Bei der allgemeinen Autorität, welche diese Rechtsgelehrten genossen, gewöhnte man sich bald, auch ihre Schriften den unmittelbaren gesetzlichen Rechtsquellen gleich zu achten.

Diese unmittelbar praktische Rechtswissenschaft hat ihr goldenes Zeitalter im zweiten und dritten Jahrhundert nach Chr. gehabt; unter der großen Anzahl der uns erhaltenen Namen will ich hier nur das Dreigestirn Ulpian, Paulus und Papinian erwähnen; Papinian lebte um die Zeit des Caracalla, Paulus und Ulpian unter Alexander Severus. — Diesen wissenschaftlichen Juristen verdankt das römische Recht seine Universalität oder vielmehr den=

jenigen Teil seines Gesamtsystems, der auch, wenn das römische Recht als solches einmal endgültig und nicht bloß formell, sondern auch materiell überwunden sein wird, seine Gültigkeit behalten wird. Obgleich nämlich das Recht zum großen Teile national bedingt ist und, wofern eine Nation ihrer selbst mächtig ist, in ihrem nationalen Sondercharakter wurzeln muß, so giebt es doch unstreitig auch Rechtssätze und Rechtsverhältnisse, die erhaben sind über Raum und Zeit, wie die Lehrsätze der Mathematik. So hat sich hauptsächlich unter dem Einflusse der wissenschaftlich denkenden Juristen in dem Maße, in welchem Rom sich mehr und mehr zum Verkehrs-Centrum der alten Welt entwickelte, im römischen Recht selber ein Dualismus ausgebildet zwischen dem national-römischen Recht und einem aus der Natur der Sache geschöpften Weltrecht, dem jus gentium. Schließlich wurde mit dem national-römischen Leben auch das römische nationale Recht vollständig von diesem jus gentium aufgesogen.

Das wissenschaftliche Leben des römischen Rechts können wir spätestens mit dem Kaiser Constantin für beendet ansehen. An die Stelle lebendiger Wissenschaft und Praxis trat jetzt ein unkritischer Autoritätskultus. Und es ist begreiflich, daß ein solcher gerade bei der bisher geschilderten Natur der Rechtsquellen, neben denen nun als dritte und einzige fortbildende die Kaiserkonstitutionen eine große Rolle spielten, die größte Unsicherheit in der Rechtsanwendung mit sich brachte. Am deutlichsten spiegelt sich diese Barbarei der Dekadence in dem sog. Citiergesetz Theodorichs II. und Valentinians III.

Dieses bestimmte für die beiden Hälften des römischen Reichs, daß man sich in einem Rechtsstreit in erster Linie nur auf die Schriften der fünf klassischen Juristen Gajus, Papinian, Ulpian, Paulus und Modestinus berufen dürfe, oder auf solche Schriften, die von diesen citiert seien und das jus respondendi gehabt hätten, bei Meinungsverschiedenheit soll die Majorität entscheiden, bei Stimmengleichheit Papinian. Die ganze Arbeit und Weisheit der großen Juristen würde nun in der zunehmenden wissenschaftlichen Verrohung allmählich vollständig verloren gegangen sein, wenn ihre Resultate der Praxis nicht zum täglichen Gebrauch bequemer gemacht worden wären. Die Arbeit des Sammelns, Vergleichens, Abwägens und Entscheidens mußte ein für allemal von obenher, von staatswegen geschehen und darnach der Praxis eine gesetzliche Zusammenstellung in die Hände gegeben werden.

Dies besorgt zu haben, ist allerdings das „Verdienst" des Kaisers Justinian.

Das abendländische Kaiserreich war untergegangen, Italien von den Ostgoten erobert, ein neues Reich durch Theodorich gegründet. Da bestieg

in Konstantinopel im Jahre 527 ein Mann slavischer Abkunft den Thron, der weder an Geist noch Charakter groß, trotzdem noch einmal, unterstützt durch zwei Feldherrntalente, Belisar und Narses, eine Art Restauration des altrömischen Weltreichs durch Verbindung von Italien, Asien und Afrika mit Griechenland herzustellen vermochte. Justinians Persönlichkeit ist bei seiner politischen Thätigkeit weder imponierend noch anziehend. Er war feig, treulos, hinterlistig, grausam, habsüchtig, eitel und frömmelnd; bekannt ist, wie er seinem Feldherrn Belisar mit Undank lohnte. Sein Geschichtsschreiber Procopius hat ihm in einer zu Lebzeiten Justinians veröffentlichten Geschichte eine widerwärtig schmeichlerische Lobrede gehalten, und in einer gleichzeitig geschriebenen erst nach dem Tode herausgegebenen Geheimgeschichte vielleicht allzusehr verleumdet. Die angenehmste Lektüre, durch die man sich von seiner Zeit ein annähernd richtiges Bild verschaffen kann, ist vielleicht der bändereiche Roman von Felix Dahn: „Der Kampf um Rom." — Das Hauptverdienst an der Herstellung des corpus juris hat jedenfalls der Justizminister oder, wie der Titel lautete, quaestor sacri palatii Justinians, Tribonian, ein Pamphylier, der ein bedeutendes Gelehrsamkeitstalent gewesen sein muß und von Procop als liebenswürdiger und witziger, freilich zugleich auch habsüchtiger und gewissenloser Mann geschildert wird.

Bereits in den ersten Jahren seiner Regierung hat Justinian fünfzig der hauptsächlichsten Streitpunkte des damaligen römischen Rechts von seinem Ministerium entscheiden lassen und die Entscheidungen in einer besonderen Sammlung, dem liber L decisionum publiziert. Nachdem er sodann eine offizielle Sammlung der bisherigen Kaiserkonstitutionen, den sogenannten Kodex, hatte besorgen lassen, beauftragte er eine aus vier Professoren, einundzwanzig Advokaten und einem Beamten zusammengesetzte Kommission unter dem Vorsitze Tribonians, sämtliche vorhandene Schriften der römischen Juristen zu excerpieren. Diese kolossale Kompilationsarbeit wurde in drei Jahren beendet und am 16. Dezember 533 unter dem Titel Pandectae oder Digesta als Gesetzbuch publiziert. Nach Justinians eigener Angabe hat die Kommission dabei zweitausend Bücher mit fünf Millionen Zeilen auf einhundertfünfzigtausend Zeilen reduziert, also ungefähr auf ein Zwanzigstel.

Die Pandekten sollten zugleich als einziges offizielles Lehrbuch dem Studium zu Grunde gelegt werden.

Zur ersten Einführung in das Studium aber ließ Justinian noch durch zwei Professoren ein Lehrbuch unter dem Namen: „Institutionen" abfassen; die Verfasser haben dabei wesentlich ein altes Kollegienheft des Juristen Gajus plagiiert.

Auch dieses Lehrbuch wurde in demselben Jahre als Gesetz publiziert.

Endlich ließ dann Justinian eine zweite Lesung des Kodex der Konstitutionen veranstalten und schrieb vor, daß alle drei Teile, die Institutionen, Pandekten und der Kodex, als einheitliches Gesetzbuch gelten sollten. In großartiger Überhebung erklärt er selber dieses Werk für ein non plus ultra gesetzgeberischer Weisheit, ja er verbietet nunmehr noch die alten Bücher zu lesen oder gar neue zu schreiben. Nur sich selber hat er selbstverständlich noch die Schaffung neuer Gesetze vorbehalten und seine gesetzgeberische Thätigkeit erst mit dem Tode beschlossen. Die Gesetze, die er nach den Institutionen, Pandekten und dem Kodex publiziert hat, sind die sogenannten Novellen. Dieselben sind in ihrer Mehrzahl erst später mit dem ursprünglichen Kodex vereinigt.

Mit der zeitweiligen Wiedereroberung Italiens wurde nun dieses byzantinische Gesetzgebungswerk auch dort eingeführt. Und von Italien aus ist es im Mittelalter auf ganz eigentümlichem Wege bei uns importiert worden.

Etwa im zehnten Jahrhundert nahm in Italien das wissenschaftliche Studium wieder einen mächtigen Aufschwung. Den Mittelpunkt der hier entstehenden Universitäten aber, von denen Bologna die bedeutendste war, bildete seit Anfang des elften Jahrhunderts das Studium des römischen und kanonischen Rechts. Als einer der ersten Lehrer des römischen Rechts von Weltruf wird uns Irnerius genannt. Das Studium und die Lehre desselben wurde nach einer eigentümlichen scholastischen Methode betrieben. Von freier systematischer Bearbeitung ist keine Rede. Der Lehrer diktierte einfach das corpus juris und fügte seine Erläuterungen, die sogenannten Glossen dazu. Man bezeichnet daher die an Irnerius anknüpfende Rechtsschule als diejenige der Glossatoren. Die berühmtesten Namen unter den Glossatoren sind die Bologneser Bulgarus, Martinus, Hugo a Porta Ravennate, Jacobus und Azo.

Diese Glossatoren betrachteten das corpus juris geradezu mit derselben Ehrfurcht, wie die Theologen die Bibel. Was immer im corpus juris stand und von ihnen glossiert wurde, galt der damaligen unkritischen Zeit als geschriebene Vernunft, als ratio scripta und selbstverständlich überall für anwendbar.

Die Juristenfakultäten der italienischen Universitäten erhielten aber binnen kurzer Zeit einen außerordentlichen Weltruf, aus allen Nationen strömte ihnen die wißbegierige Jugend zu, und wer auf ihnen den Doktortitel erwarb, war nach seiner Rückkehr in die Heimat ein gemachter Mann; der juristische Doktortitel gab allein schon den persönlichen Adel; welchen Wert aber ein nachgeschriebenes und glossiertes corpus juris hatte, lehrt die Anekdote, daß einmal eine Bologneserin in einer Heiratsofferte, die

auch der Zeit also schon vorgekommen sind, sich noch besonders dadurch empfohlen haben soll, daß sie ein corpus juris glossatum nach Azo mit in die Aussteuer bringe.

Die aus Bologna zurückkehrenden doctores juris nun haben das corpus juris in Deutschland als gemeines Gesetzbuch eingeführt. Ihnen ist das zu verdanken, was man rechtsgeschichtlich als gewohnheitsrechtliche Rezeption der fremden Rechte bezeichnet. Die Möglichkeit desselben ergab sich zunächst theoretisch durch den irrtümlichen, damals aber überall herrschenden Gedanken, daß das „römische Reich deutscher Nation" eine Fortsetzung des alten römischen Reiches bilde, daß demnach die Gesetze der römischen Kaiser Gesetze der Vorfahren der deutschen Könige seien und als solche subsidiäre Kraft hätten. So sehen wir noch in einem Reichsgesetze Maximilians I. zu unserem Erstaunen in naivster Weise „von unserm Vorfahr im Reich, dem Kaiser Justinianus" sprechen.

Praktisch aber vollzog sich die Rezeption durch die immer mehr zunehmende Verdrängung des Volks- und Laienrichters durch rechtsgelehrte Doktoren. Kaiser und Fürsten begünstigten diese und das von ihnen zu Grunde gelegte Recht vor allem auch aus dem Grunde, weil die absolutistischen Tendenzen des späteren römischen Rechts ihren eigenen Bestrebungen entgegenkamen.

Mit der Gründung des Reichskammergerichts sehen wir die Thatsache der Rezeption vollendet. Die Beisitzer desselben, die zur Hälfte aus Doktoren bestehen sollen, müssen schwören, zu richten nach des Reiches und gemeinen Rechten, welche Formel das römische Recht bezeichnet.

* * *

Soweit der thatsächliche Hergang der Rezeption! Was nun ihre kulturgeschichtliche Schätzung betrifft, so habe ich meinen eigenen Standpunkt teilweise bereits angedeutet. Ich bin nicht der Ansicht der von Hegels Philosophie beeinflußten sog. historischen Rechtsschule dieses Jahrhunderts, deren Haupt v. Savigny ist, welche in dem historischen Hergang schon ihre genügende Rechtfertigung sieht, nach dem Satze: „Was ist, ist vernünftig und alles, was geschieht, hat seine vernünftigen Gründe." Nach meiner Ansicht wäre die Rezeption des römischen Rechts keineswegs nötig gewesen, und es wäre vielleicht gut gewesen, wenn sie vermieden wäre! Man hat freilich auch von deutsch-nationalem Gesichtspunkte aus zu ihren Gunsten geltend machen wollen, daß wir auf andere Weise nicht zu einer Rechtseinheit, nicht zu einem gemeinsamen deutschen Privatrecht hätten gelangen können. Allein wer beweist das? Haben wir doch bereits im Deutschenspiegel Ansätze dazu, und ist doch auch in der Carolina ein ge-

meines deutsches Strafrecht in relativer Selbständigkeit vom corpus juris entstanden. Warum sollte ein Gleiches nicht auf privatrechtlichem Gebiete möglich geworden sein? Endlich aber ist es auch sehr zweifelhaft, ob denn gerade eine völlige Uniformität des Privatrechts ein um ihrer selbst willen begehrbares hohes Gut darstellt.

Andererseits will ich keineswegs der exclusiv nationalen Anschauung beipflichten, daß die Übernahme fremder Rechtseinrichtungen an sich etwas Verwerfliches wäre. Warum sollten wir nicht Rechtssätze und praktische Errungenschaften so gut wie wissenschaftliche von anderen Kulturvölkern bei uns aufnehmen und uns aneignen, sofern sie sich bei uns bewähren? Gewiß ist das Leben der Völker nicht auf isoliertes Nebeneinanderbestehen, sondern auf gegenseitige Berührung, friedliche und feindliche, auf Geben und Nehmen, auf wechselseitige Rezeption und Assimilation angewiesen.

Eine extreme Schutzzolltheorie ist in geistigen und praktischen Dingen gewiß noch weniger gerechtfertigt, als in materiellen. Mit Recht erklärte daher v. Jhering die Chinesen für die Don Quixotes des Nationalitätsprinzips.

Das universelle Kulturelement, das auch ich im römischen Recht gern anerkenne, ablehnen zu wollen, wäre gewiß thöricht. Allein etwas anderes wäre es doch gewesen, das Gute aus dem römischen Recht zu nehmen und vor allem die wissenschaftliche juristische Bildung an demselben zu üben, als es in Bausch und Bogen, in complexu, in seiner durch Justinian mumifierten Gestalt als materielles Recht einzuführen.

Zweifelsohne haben wir auch unsere deutsche Sprache durch das Studium der lateinischen und griechischen gebildet und veredelt, aber doch hat gottlob zu jener Zeit, als unsere Sprache noch sehr mit der Form zu ringen hatte, niemand ernstlich daran gedacht, an ihrer Statt schlechthin die als Vorbild dienende lateinische einzuführen. Daß also der wissenschaftliche Vorzug des römischen Rechts kein Grund zu seiner Übernahme in Bausch und Bogen war, ist klar. Überdies liefern Länder wie Nordfrankreich und England den thatsächlichsten Beweis, daß man die wissenschaftlichen Vorzüge des römischen Rechts und selbst manche seiner dogmatischen Sätze sich aneignen konnte, ohne darum im großen und ganzen die nationale Rechtsader zu unterbinden. Kein Kenner des englischen Rechts und der englischen Rechtspflege wird behaupten können, daß dieselbe an wissenschaftlicher Ausbildung hinter derjenigen in Ländern, die das römische Recht recipiert haben, zurücksteht. Vielmehr glaube ich aus eigener Anschauung behaupten zu dürfen, daß wenigstens die englische Rechtspflege — unbeschadet ihrer schon durch die Beteiligung des Laienelements an der Civil-Jury gewährleisteten größeren Volkstümlichkeit — eine größere wissenschaftliche



Elastizität erlangt hat, die in ihrem dem besten Teile des römischen Rechts am meisten verwandten sog. common-law und equity-law geradezu an die aus der Natur der Sache schöpfenden altrömischen Juristen erinnert.

Ein Scävola, ein Papinian, ein Paulus würde sich daher in der englischen Rechtspflege weit heimischer fühlen, als in der Rechtspflege der Länder, die sich auf den Leichnam des römischen Rechts angewiesen sehen. Denn das wissenschaftliche Leben, zu dem das römische Recht in der Glossatorenschule und durch deren Vermittelung bei uns wieder erwachte, war ein spezifisch scholastisches.

Das Schlimmste ist, daß die deutsche Nation seit Aufnahme des fremden Gesetzbuchs, dieses byzantinischen Stümper- und Kompilationswerks, sich gewöhnt hat, teilnahmlos und mit apathischer Resignation sich vor der Autorität einer bureaukratischen Rechtspflege und Gesetzgebung zu beugen; daß eine totale Entfremdung eingetreten ist zwischen der durch rechtsgelehrte Richter geübten Rechtspflege und dem rechtlichen Empfinden des Volks. Als in der Praxis stehender Rechtsanwalt kann ich bezeugen, daß auch dem gebildeten Teil unseres Publikums die Entscheidungsgründe unserer richterlichen Urteile, besonders in gemeinrechtlichen Gebieten, in der Regel eben so schwer verständlich zu machen sind, wie etwa einem beliebigen Laien der Philosophie ein beliebiges Kapitel aus Hegels philosophischer Dialektik.

Kein Volksrecht mehr, sondern Autoritätsrecht, geistige Unfreiheit der Rechtslehre und Rechtsbildung: von dieser Seite her muß man die Rezeption des römischen Rechts aus den trostlosen Zuständen des geistig und politisch unfrei gewordenen Volkes würdigen.

Dieser Erkenntnis hat sich selbst ein so großer Verehrer des wissenschaftlichen Werts der römischen Jurisprudenz und ein so feiner Kenner des Geistes des römischen Rechts, wie Rud. v. Jhering, nicht verschließen können, weshalb er unter der Devise: „Durch das römische Recht, aber über das römische Recht hinaus“ die Idee eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs mit Freuden begrüßte. Aber es ist eine Frage, ob er darum auch den Entwurf eines solchen, wie er bis jetzt uns vorliegt, gut heißen würde!

Jahrhunderte lang hat das deutsche Rechtsleben unter dem Alpdruck des Justinianischen Rechts und seiner scholastischen Behandlung gelitten; ein Glück war es jedoch für dasselbe, daß es wenigstens durch partikulare Bildungen und durch ein trotz des autoritären Gegendruckes naturmäßig sich Bahn brechendes Gewohnheitsrecht, das schließlich auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs, so wie rein moderner Ideen, wie z. B. des Urheberrechts, sogar zu gemeinrechtlichen Gesetzgebungen ersten Ranges führte, sich

Luft zu machen vermochte. Denn glücklicherweise galt das römische Recht bis dahin doch immer nur subsidiär, im alten deutschen Reich galt der Grundsatz:

Landrecht bricht gemein Recht,
Stadtrecht bricht Landrecht,
Willkür bricht Stadtrecht,

und dieser Grundsatz kam dem deutsch-nationalen Rechtsleben, das andernfalls unter dem Drucke des corpus juris völlig hätte ersticken müssen, zu statten.

Übrigens kam die Opposition gegen die Geltung eines fremden und sogar fremdsprachlichen Gesetzbuchs nie zum Schweigen. Ihr ist auch der erste epochemachende Versuch eines, wenn auch partikularen, so doch höchst bedeutsamen umfassenden Gesetzgebungswerks in deutscher Sprache zu verdanken. Im Jahre 1738 gab Friedrich Wilhelm I. von Preußen seinem Staatsminister Cocceji den Auftrag, „ein deutsches Landrecht, welches sich bloß auf die natürliche Vernunft und die Landesverfassung gründen" sollte, zu entwerfen. Das von Cocceji begonnene Werk kam unter Friedrich dem Großen unter der Leitung des hochbegabten Justizrats Suarez zur Vollendung und trat als allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten im Jahre 1794 in Kraft. Das preußische Landrecht hat eine sehr verschiedenartige Beurteilung erfahren; eine unbefangene Beurteilung muß jedoch zugeben, daß es neben großen Mängeln dennoch einen Fortschritt darstellt. Seine Mängel bestehen wesentlich in seiner allzu umständlichen, lehrhaften und kasuistischen Redaktion und darin, daß es sich, ungeachtet seines naturrechtlichen Ausgangspunkts, materiell doch noch allzusehr vom römischen Recht beeinflußt zeigt.

Mit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalbewußtseins in den Freiheitskriegen wurde aber sofort auch das Verlangen nach einem gemeinsamen deutschen Gesetzbuch laut. Es fand einen warmen Ausdruck vor allem in der 1814 erschienenen Flugschrift eines Lehrers des römischen Rechts, des Professors Thibaut zu Heidelberg: „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland."

Gegen diese Idee erhob damals kein Geringerer als v. Savigny Einspruch in seiner Schrift: „Über den Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung." v. Savigny meinte, daß der Zeit zur Abfassung eines derartigen Gesetzbuchs die erforderliche Reife fehle; es fehle sogar die wissenschaftliche Befähigung nicht minder wie diejenige Bildung der Sprache, die zu einem präcisen Ausdruck juristischer und namentlich gesetzlicher Bestimmungen erforderlich sei, er suchte dies durch einen Hinweis auf die Mängel der Rechtswissenschaft seiner Zeit, sowie durch eine ausführliche Kritik der bereits vorhandenen Gesetzbücher zu begründen. In letzter Linie ging aber sein Widerspruch hauptsächlich von seiner geschichtsphilosophischen Anschauung über die

natürlichste Bildungsform des Rechts aus, als welche er das Gewohnheitsrecht bezeichnete, das allein dem unbewußt bildenden Volksgeiste entspreche.

Heutzutage besitzt diese Savignysche Anschauung nur noch wenig entschiedene Anhänger. Als daher alsbald nach der Wiederherstellung des deutschen Reichs durch Bundesratsbeschluß eine Kommission gelehrter Juristen zur Ausarbeitung eines Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich zusammengesetzt wurde, fand dies fast allseitigen Beifall. Nur der als Theoretiker und Praktiker gleichgeachtete Reichsgerichtsrat Bähr erhob eine warnende Stimme.

Aber anders stellte sich die Sache, als im Jahre 1888 der erste Entwurf veröffentlicht wurde. Da gab es vor allem unter denjenigen Juristen, die sich Hoffnung auf ein den modernen und nationalen Anforderungen entgegenkommendes Gesetzbuch gemacht hatten, die ferner gehofft hatten, daß der Entwurf dem berechtigten Wunsche einer Wiederaussöhnung des nationalen Volksrechts mit dem Juristenrecht entgegenkommen werde, die entschiedenste Verurteilung. Die geistvollste und schneidigste Kritik des Entwurfs hat ein Professor des deutschen Rechts zu Berlin, Gierke, in Schmollers Jahrbüchern 1888 — die Aufsätze sind seitdem auch als stelbständige Broschüre erschienen — geliefert. Die Zeit gestattet mir nicht mehr, auf diese Kritik in dem Umfange einzugehen, wie ich wohl möchte. Ich kann daher in der Hauptsache nur die Lektüre dieser auch jedem gebildeten Laien verständlichen Broschüre ans Herz legen.

Gierke faßt sein Urteil dahin zusammen, daß ihm dieser Entwurf wie ein dem deutschen Rechtsleben zugedachter Todesstoß erscheine. Er findet, daß er wesentlich nichts anderes ist, als ein kodifiziertes römischrechtliches Pandekten-Kompendium und noch dazu ein solches, das durch seine Form ungenießbarer ist, als die meisten gängigen Lehrbücher des römischen Rechts.

„Wird dieser Entwurf," schreibt er, „auf Herz und Nieren geprüft und nach dem Geiste befragt, der in ihm lebt, so mag er manche lobenswerte Eigenschaft offenbaren. Nur ist er nicht deutsch, nur ist er nicht volkstümlich, nur ist er nicht schöpferisch — und der sittliche und soziale Beruf einer neuen Privatrechtsordnung scheint in seinen Horizont überhaupt nicht eingetreten zu sein. — Daß der erste Entwurf dem deutsch-rechtlichen Gefühle in materieller Hinsicht nicht einmal so weit entgegenkam, wie seiner Zeit das preußische Landrecht, ist noch das Geringste. Von dieser Seite her ist in das größere Publikum zunächst nur ein Beispiel gedrungen, daß er nicht einmal den deutsch-rechtlichen Grundsatz „Kauf bricht nicht Miete" aus Scheu vor der scholastisch-römischen Logik aufzunehmen gewagt hatte. Das Bedenklichste ist seine gesamte doktrinär-romanische Geisteshaltung.

„Mit jedem seiner Sätze," meint m. Er. mit vollem Recht Gierke, „wendet dieses Gesetzbuch sich an den gelehrten Juristen, aber zum deutschen Volke spricht es nicht, — nicht zu seinen Ohren, geschweige denn zu seinem Herzen." — Und selbst der gelehrte Jurist muß nach wenigen Seiten aufmerksamer Lektüre Kopfschmerz bekommen.

Das corpus juris selbst in seinem byzantinischen Novellenteil ist oft verständlicher, obwohl es lateinisch geschrieben ist. Dieser Entwurf bietet u. a. das erste Beispiel eines Gesetzbuchs, das unaufhörlich sich selber citiert.*)

Er redet freilich deutsch, nicht mehr lateinisch. Sein Deutsch ist sogar ein übertrieben puristisches. Aber dieses Deutsch ist auch nicht die deutsche Volkssprache, es ist ein abstraktes Juristen-Deutsch, das der „Laie" kaum viel besser als das Latein des corpus juris versteht, — der Mann aus dem Volke überhaupt nicht, der gebildete Laie nicht ohne einen Eingeweihten.

Der romanistisch-doktrinäre Geist des Entwurfs hat in dem sachenrechtlichen Teile nicht einmal die durch v. Jhering errungene, praktisch allein brauchbare Gestalt der Besitzlehre des römischen Rechts anerkannt, sondern stellt sich bezüglich derselben noch ausschließlich auf den nicht nur dem deutschen Reich, sondern jeder gesunden Lebensauffassung widerstreitenden Standpunkt der rein theoretischen Irrtümer des früheren Pandektenrechts.

Freilich hat ja nun in der zweiten Lesung des Entwurfs manches Bedenken der Kritik bei der neu zusammengesetzten Kommission Berücksichtigung gefunden. Dennoch scheint mir auch dem jetzt veröffentlichten Entwurf zweiter Lesung gegenüber immer noch der Warnungsruf Gierkes berechtigt:

„Das deutsche Recht ist in Gefahr. Sehe die Nation, daß es nicht Schaden nehme!"

In der That wird durch ein seinem Wesen nach romanistisch-doktrinäres Gesetzbuch des jetzt beabsichtigten Schlages das deutsche Recht noch weit mehr gefährdet, als durch die bisherige subsidiäre Geltung des Corpus juris. Denn das neue Gesetzbuch wird absolut gemeingültig sein, es wird nach Art. II der Reichsverfassung den Landesgesetzen vorgehen, es wird also mit seiner lediglich in ein Puristen- und Juristen-Deutsch übersetzten Corpus juris-Essenz alle partikulare deutsche Rechtsbildung an der Wurzel töten. Und wenn ehemals noch die deutsche Volkssitte hoffen konnte, sich zum Gewohnheitsrecht zu verdichten und als solches langsam zu Richterstühlen

*) Beispiel: § 769. „Auf die nach §§ 767, 768 einem Dritten zustehenden Ansprüche findet die Vorschrift des § 217 Anwendung." — § 752. „Das Gleiche gilt, wenn jemand in einem der in den §§ 745 bis 749 bezeichneten Fälle für einen Schaden auf Grund der §§ 750, 751 nicht verantwortlich ist" u. s. w., u. s. w.



und Lehrstühlen emporzusteigen, so entbehrt sie angesichts dieses Entwurfs dieser **Aussicht**. Das Gewohnheitsrecht wird abgeschafft!

Selbst wo das Gesetzbuch Lücken zeigt, hat der Richter nicht das Rechtsbewußtsein der beteiligten Kreise zu befragen, nicht in den Strom des Volkslebens einzutauchen, sondern lediglich den eigenen „Geist“ des Gesetzbuchs anzurufen.

Es wird Sache des deutschen Volkes und seiner Vertretung sein, auch dem zweiten Entwurf gegenüber eine ablehnende Haltung einzunehmen, und lieber auf die Gefahr hin, die Erfüllung seines Lieblingswunsches noch um Jahrzehnte verzögert zu sehen, eine dritte gründliche Umarbeitung des Entwurfs in volkstümlich deutschem Sinne zu fordern.

Denn, wenn einmal ein so wichtiges für viele Jahrhunderte nachwirkendes Werk in Frage steht, kann es auf einige Jahrzehnte gründlich deutschen Fleißes mehr oder weniger nicht ankommen.

„Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,
Wie sie einst auf röm'schem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gajus dies behauptet
Und Herr Ulpianus jenes,
Wie dann Spät're drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er, der Pfuscher allergrößter,
All' mit einem Fußtritt heimschickt.
Und ich wollt' oft thöricht fragen:
„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprossen,
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?
Traurig Los der Epigonen!
Müssen sitzen, müssen schwitzen,
Hin und her die Fäden zerren
Eines wüstverschlung'nen Knäuels,
Giebt's kein Schwert und andre Lösung?““ —

(Scheffel, im „Trompeter von Säkkingen“.)



Stanislaw Przybyszewski.

Von A. J. Meier-Graefe.
(Berlin.)

Aus der Polyphonie „Totenmesse"—„Vigilien" hat Przybyszewski nun einen Roman*) und ein Drama**) entwickelt, die ersten, sozusagen geschlossenen Arbeiten des Autors, von dem man nach jedem Werke bisher glaubte, daß er nunmehr fertig, ausgegeben sei, daß von Weitergehen keine Rede sein könne.

Przybyszewski muß es zu Mute sein, wie Zola, als er das Programm seines Rougon-Macquart-Cyklus entwarf, nur daß es sich hier um etwas mehr handelt. Auch hier der Stoff scharf begrenzt, schärfer und zugleich weiter als bei Zola; hier könnte der Untertitel vielleicht lauten: Naturgeschichte einer Menschheit unter dem Reich Nietzsches.

Geschichte der neuen Menschheit oder des neuen Menschentiers, aus dem sich, wie aus dem seligen Affen Darwins, das neue Geschlecht entwickeln soll.

Ich rede von dem beliebten Übermenschen.

Nichts kann der nationalen Selbstblague des Autors gelegener kommen, als die Wiederholung dieser witzigen Bezeichnung, mit der sich heute, und mit Recht, jeder Ladenschwengel zu schmücken pflegt, wie er sich auch schon unseres schönen smoking's bemächtigt hat, ohne ihn deshalb aus der Gesellschaft vertrieben zu haben.

Eine wunderbare Ironie auf dieses ganze Nietzschetum ist das Buch; die Bestätigung dessen, was der große kluge Herr Professor gewollt hat, freilich; aber auch die scharfe Begrenzung. Wenn so eine heiße Künstlerenergie sich mal über eine Wahrheit hermacht, giebt's immer blanke Stellen; was ein Pünktchen ist, wird zum richtigen schwarzen Klecks auseinandergetrampelt, eine kleine unscheinbare Öffnung zu einem Riesenloch ausgezerrt. So ein wohlthuendes Riesenloch hat Przybyszewski in den Größenwahnsinnsglauben der kleinen Nachfolger des großen Weisen gerissen, und da schaut er durch mit onkelhafter Bonhomie und gestikuliert mit seinen unglaublichen Chopinfäusten: Jawohl, meine Herren, seien wir tief! Sie haben einen wunderbaren smoking. Sie sind der schönste Übermensch, mit dem ich je in Quinta zusammengesessen habe. Aber jetzt kommen wir

*) „Unterwegs", bei Fontane.

**) „Das Leben." Zur Veröffentlichung im Modernen Musen-Almanach auf 1895 bestimmt.

nach Quarta, ja, Bruder, es ist merkwürdig, diese Sache mit den Niveaus, sehr merkwürdig. Ja, meine Herren Untermenschen, und bis wir nach Prima kommen — Heil!

O, er weiß ganz genau, was dieser kluge Herr mit den kalten Augen und dem warmen Herzen „gekonnt" hat, es ist immer so ein wenig Wut in der Bewunderung vor oder besser gegen den Alten, von dem man nun mal nicht so leicht loskommt.

Er kennt ihn, besser vielleicht, als jener sich selbst und alle die wunderbaren Abgründe seines Glaubens gekannt hat; eine Fackel, einen brennenden Berg macht er aus dem Licht, mit dem uns Nietzsche die Wahrheit gewiesen, die Wahrheit, wie viel merkwürdiger, tiefer, barbarischer die Unfreiheit ist, die die früheren Herren Professoren als Fessel empfinden zu müssen glaubten.

Muß heißt diese Doktrin, diese einzige blutig gefärbte Moral unseres anarchistischen Jahrhundertsendes. Eins der vielen Muß, das wichtigste, das primäre, steckt in Przybyszewskis Roman.

Man wird wieder mal von Seite 1 bis Seite 180 außer Atem gesetzt. Es geht wie stets bei Przybyszewski. Eine Lokomotive, die mit offenem Ventil dahinrast, ein rasendes Geschick, bei dem ein Mensch so en passant totgetreten wird. Die Sache selbst hat wenig zu bedeuten, die Lokomotive ist das Grausige, dieses losgelassene Biest in der Nacht — wer weiß, was das noch anrichtet.

Der Steuermann auf dieser steuerlosen Fahrt, der Held des Romans, so ein richtiger Maschinist, schwarz bis unter die Haarwurzeln, ein Riesenkerl mit klapprigen Beinen, ein höchst pflichtgetreuer Maschinist, der trotz der Heidenangst nicht den Manometer vergißt, mit diesem perversen Mut, zu konstatieren, was er in sich und um sich anrichtet, und der die letzte Atmosphärenzahl des Kessels mit ruhigem Finger notiert, bevor er auf Teufels Risiko abspringt.

Es handelt sich um einen Erotiker im Przybyszewskischen Sinne des Wortes. Der Mann, der mit seiner Eva geboren wird, einem bestimmten Typ, groß oder klein, gut oder schlecht — mit einem Instinktenschema.

In dem Moment, da er sich dessen bewußt wird, da er die Eine entdeckt, ist das Schicksal derer, die Nachfolgerinnen zu werden wünschen, besiegelt. Es giebt kein Nach mehr, nur ein Neben, wenn die Herrin mal die Kleinen heranläßt, um den gehorsamen Liebling desto gefügiger zurückkehren zu sehen.

Über Schuld, Können und Wollen &c. siehe Nietzsche!

In die Erotik des Mannes ist eine Form eingegossen, so veränderlich etwa wie Arm oder Bein, und in diese Form, die die Eine gab, die Eine,

gleichgültig, ob sie Phantasie ist oder Leben — bei den meisten genügt das Bewußtsein — in diese Form wird jede hineingepreßt, und bei dieser Prozedur kommt ihr, wenn die Form noch hält, Atem, Verstand und zuweilen das Leben abhanden.

Die Treue ist doch kein leerer Wahn! wäre ein schönes Motto für dieses Buch, es kann nichts Moralischeres geben; die alten teutschen Dichter haben wieder mal recht und, der ridikule Cynismus der Schwärmer für die ewige Untreue ist gebrandmarkt. — —

Im vorliegenden Falle leben beide, die Souveränin und die unglückliche zweite. Der Mann bekommt die bedenkliche Lust nach Abwechselung und verläßt Paris, von den Segenswünschen seiner Ehegattin begleitet, um mal in der Heimat im Osten nach dem Rechten zu sehen, wo ein kleines Mädchen auf ihn wartet.

Er sieht sie wieder, es ist von früher her so eine Ferienpassion da, der Anstoß, und nun geht die Sache ihren geordneten Gang. Im Anfang empfindet er eine Spur von Appetit, den er auf Rechnung der zweiten zu schreiben berechtigt ist, aber dieses objektive Jucken verliert sich bald bis auf einen unkontrollierbaren Rest, es braucht dessen auch nicht mehr, die Maschine ist im Laufen, das Geschlecht arbeitet weiter nach dem bekannten Trägheitsprinzip, das die Liebe der Liebe wegen will, aus dieser unerschöpflichen Quelle heraus, aus der dem Mann in dem Roman und jedem Künstler die Kraft wächst zum Leben, zum Zerstören, zum Schaffen aller Dinge — auch dieses Buches, das die Geschichte dieser Kraft enthält.

Das Besondere an der Sache ist die ätzende Objektivität des Mannes, die kalte Bewußtheit seines Thuns; und unheimlich sind die Pausen in dieser Erkenntnis, wenn zu der angeborenen Zerstörungspflicht die Wut des Strauchelnden tritt, der zerstört, weil er selbst zerstört zu werden fürchtet. Es ist einer der Vorgeschrittenen; nur selten verliert er den Schluß, daß das da mit dem kleinen Mädel eigentlich eine ungeheuer gleichgültige Geschichte ist, eine Rolle, die er zu übernehmen gedrängt worden ist, daß ihm das kleine Ding eigentlich urfremd ist, nichts — gar nichts, — ein Bündel Stroh, um das Feuer für die anderen zu heizen.

Es brennt fix herunter. Er versteht den Rummel. Mit großer Geschicklichkeit wird der Kampf geführt, mit allen Waffen männlicher Spekulation auf weibliche Suggestibilität, ein erbarmungslos ungleicher Kampf; hier sie, die man nur auf den üblen Geruch der kleinen Kirche aufmerksam zu machen braucht, in der sie bisher ihr Leben dumm und fromm verbetet, der jeder Tag, den sie ohne die Wahrheit seiner lackierten Phrasen verbracht hat, eine Scham ist, — die Scham ist das wirksamste Mittel —; und da er, der große Kulturabenteurer, mit jener gewissen „historischen

Bildung", der großen Praxis, mit dem Allen und Nichts; der sich mit einer Handvoll Parlamentsweisheit und ein paar Studentenstreichen das kleine halbasiatische Nest im Umdrehen erobert. —

Es ist kaum ein Kampf, sie wehrt sich nicht ernstlich, bricht ab, weil gerade der Wind geht.

Er hat acht Tage Kopfschmerzen, weil er trotz des schlechten Wetters das schöne Feuer sehen mußte und noch ein Scheit dazu werfen. — Wie er nach den acht Tagen aufwacht, erblickt er seine aus Paris herbeigeeilte Ehegattin neben seinem Bett, — die Herrin, der er die Treue gehalten.

Sie schläft gerade — — In dem Blick des Mannes auf seinen schlafenden Götzen liegt ein Stückchen Satansgeschichte. Er schaut sie beruhigt an und dreht sich auf die Seite. Die andere scheint nicht mehr da zu sein . . .

Nur die blendende Helle ist das Neue an dieser Geschichte. So scharf hat den Fall noch kein Mensch beobachtet. — Der Kampf ist ungleich, wird man empört sagen; aber was kommt es auf das bißchen mehr oder weniger Kraft an, wenn der Kampf von vornherein entschieden ist. Der Fall hat hier nichts zu sagen, ob der eine siegt oder der andere: um das Kriegsrecht handelt sich's, das blutige Gesetz, das herausspringt.

Und diese Verteilung der Gaben entsprang künstlerisch einer klugen Ökonomie des Verfassers. Er brauchte den Verstand des Lesers zu sehr für seinen Helden, um ihn noch mit der Kompliziertheit der Nebenrolle belasten zu dürfen. Man kann sich kaum einen schwierigeren Fall denken. Zu dem doppelten Liebhaber tritt noch in einer Person die echt moderne Nuance des Künstlerpsychologen, für den sein Erlebnis der Fall ist, den es ganz klarzustellen gilt, um ihn künstlerisch auszuschlachten.

Mit demselben Messer, mit dem er das halb narkotisierte Opfer seziert, zerteilt er sich selber, halb der Wissenschaft wegen, halb aus perverser Leidlust; und die Schmerzen dieser konstanten Operation am eigenen Leibe könnten ihn beim nächsten Mal dahin bringen, wohin er sein Opfer gebracht; allzu oft darf er nicht mehr siegen.

Das Buch ist, wie nachgewiesen, sehr moralisch. Trotzdem wird es Feinde finden auch unter den Schriftkollegen. Man durfte nach Totenmesse und Vigilien keinen Schulroman erwarten; aber Przybyszewski hat noch gründlicher mit den Mätzchen unserer jungen Vorfahren aufgeräumt, als man hoffen konnte. Sein Drama, dem Gott eine halbwegs freie Bühne bescheren möge, steht mit einem äußerlich von jüngst her wohlbekannten Stoff auf ganz aber auch ganz neuem Boden. Hier wie im Roman und wie überhaupt in der Litteratur so in der bildenden Kunst keine stofflose Technik mehr, keine Menschen, deren einziger Vorzug in ihrer Existenz

beruht, sondern Psychologieen mit künstlerischer Vehemenz ausgespieen auf ein indifferentes Lokal — mach's einer nach!

Das und dann die sehr relative Verständlichkeit des Werkes! Man wird eine unglaubliche Menge Spaß in dem Buch für ernst, für politische Tendenz, für Lästerung und wer weiß was nehmen, was auf das hervorragendste Attribut des Helden zu rechnen ist, die Blague. In diesem Fall ist Przybyszewski Naturalist, konsequenter kann man kaum sein. Aber diese äußerliche Konsequenz wäre ihm unmöglich ohne den eigenen, ureigensten persönlichen Besitz dieser Qualität. — Über die Blague Przybyszewskis ärgern sich viele Menschen, und das mit Recht, denn sie ist von der höchst peinlichen Art, den meisten Zeitgenossen absolut nicht zu verraten, was dahinter steckt. Blague ist ein ewiger Aufpasser, man mag nicht immer in Angst sein, für einen Esel gehalten zu werden, in gewissen feierlichen Momenten sollte man wenigstens davor sicher sein. So denkt man im gemütvollen Deutschland, wo man den Geist zu hoch schätzt, um ihn im Verkehr zu persönlichen Bedürfnissen zu mißbrauchen. — Es ist auch gerechter Ärger gegen die Blague im Spiel; der eine versteckt dahinter ein dummes Gesicht — häufigster Fall —, der andere verblüffende Souveränität. Aber diese souveräne Blague scheint berechtigt, auch künstlerisch, so groß die Gefahr ist, daß die Maske schließlich das Gesicht völlig verklebt. Wohl mag man zuweilen an den grauslichen Tantenspruch denken, der den Kindern das Fratzenschneiden verbieten soll: wenn der Kuckuck schlägt, bleibt das Gesicht stehen.

Zu Przybyszewski passen die Gesichter. Wer ihn kennt, weiß, daß diese Mache nicht gemacht ist. Blague und Pose gehören zu solchen Leuten, abgesehen von berechtigten oder unberechtigten nationalen Eigentümlichkeiten, ganz einfach aus Anstand. Ein Mensch, der einen mit Totenmessenallüren traktierte, würde sich einer bösen Geschmacklosigkeit schuldig machen. Leute mit starkem Temperament, denen die künstlerische Bethätigung keine Luxusfunktion ist, werden sich nicht ohne starke Mittel vor dem Reflex ihrer Kunst schützen können. Denen sind solche Mittel vor allem von der Hygiene verordnet.

Man muß leben, essen, trinken, schlafen u. s. w. Der Apparat ist nun einmal da, das Auge mit dem niederträchtigen Knicks. Also gilt's, den Dämpfer aufzusetzen, so ein wenig künstlichen Alkoholismus, im Rausch wird einem nichts übel genommen und rechnet man selber nicht nach.

Das aber, diese Blague, macht dem Kenner, dem, dem Kunst Kunst ist, das Buch so ungeheuer lieb; das ist das fabelhaft Individuelle daran, die persönliche Note, eine Eigenschaft des Urhebers herausgebracht mit aller nur erdenklichen Feinheit. Es gehört künstlerische Überzeugung und ein schöner Posten — Selbstvertrauen dazu.

Wer denken kann, wer jener Gabe individueller Psychologik — Kunst, meine Herren, bitte, keine Wissenschaft, stellen Sie niemanden zwischen zwei Feuer, — reinste Kunst, so gut wie Dostojewski reinster Künstler war — wer die Höhen, zu denen uns jener große Russe bisher vergeblich die Wege gewiesen, zu erklimmen vermag, der wird Przybyszewski diesmal und noch oft dankbar sein.

„Unterwegs" ist ein Beitrag zur Psychologie des Individuums, die Przybyszewski mit Ola Hansson, Chopin und Nietzsche begonnen — auch so eine Blague, unter der er selbst sich verbarg — der er in Totenmesse und Vigilien einen gewaltigen Fundus fruchtbarsten Materials geschaffen, und die es nun gilt, kühn und formvollendet auszubauen zu einem Werke, dem sich zu leben lohnt.



Unser Dichteralbum.

Das Vater-Unser.

(Drei Gemälde von Firle.)

„Unser täglich Brot gieb uns heute."

Es schleicht durch die Lande ein graues Weib,
Wie ein Gerippe so dürr.
Von Lumpen umhüllt ist der faulige Leib,
Die Haare zerzaust und wirr.

Und wo das Gespenst seinen Knochenarm
Erhob und höhnisch gedroht,
Da hausen Entsetzen und Not und Harm,
Da mangelt das tägliche Brot. —

Heut dampft noch das Mahl, dem Herrn sei Dank!
Gesättigt wird Groß und Klein.
Doch bleibt auch für morgen noch Speise und Trank?
Das weiß unser Herrgott allein.

„Dein Wille geschehe."

I.

Großmütterchen und ihr Enkel,
Die sitzen im Dämmerlicht.
Sie strickt gar eifrig Strümpfe,
Erzählt gar manche Geschicht'.

Von Schinderhannes erzählt sie,
Von Dieb und Räuber und Strolch.
Das waren erschreckliche Kerle,
Bewaffnet mit Gift und mit Dolch.

„O hüt' Dich vor solchen Thaten;
Denn Blut erfordert Blut.
Nur der ist weise beraten,
Der nimmermehr Böses thut.

Nur den wird Gott beschützen,
Der handelt nach seinem Gebot.
Du sollst mich trösten und stützen,
Die andern sind alle tot."

Der Kleine faltet die Hände,
Er spricht ein brünstig Gebet.
Dann legt die Alte ihn nieder.
„Schlaf wohl! Es ist schon spät!"

II.

Der Morgen leuchtet, die Alte erwacht,
Sie eilt zu dem schlafenden Kind.
„Steh auf, mein Junge! Die Uhr schlug acht.
Der Lehrer wartet. Geschwind!"

Es fährt der Kleine empor aus der Ruh,
Befangen im wüsten Traum,
„Mir preßt ein Räuber die Kehle zu.
Kann sprechen ... und ... atmen ... kaum."

Da holt die Alte den Armenarzt.
Der kommt gemächlich daher.
„Der Junge leidet an Diphtherie.
Der Fall ist ziemlich schwer."

III.

Und wieder hockt die alte Frau
Beim fahlen Abendschein.
Es rieselt der Schnee, der Himmel ist grau.
Sie ist allein, allein.

Sie brütet still in sich hinein.
Ihr Herz ist wund und weh.
Sie sieht den Enkel im Totenschrein.
„Des Herren Wille gescheh!"

„Vergieb uns unsre Schuld."

I.

Der Vater sprach zur Mutter:
„Die Maid ist flink und klug.
Kann selbst sich Geld verdienen.
Sie scheint mir alt genug." —

Das hübsche Bürgermädel
Zog in die Welt hinaus
Und kam dabei als Bonne
In ein feudales Haus.

Die Gnäd'ge, sehr gebrechlich,
Von Ärger gelb und grün,
Lag immer auf dem Divan
Und schluckte Medizin.

Hingegen war ihr Gatte
Robust und kerngesund,
Er liebte echte Rassen
Bei Weib und Pferd und Hund.

Besonders liebt er Mädel
Aus dem Plebejerstand,
Weil unter hohen Damen
Er wenig Feuer fand.

So hat er eines Abends
Im Hause sich verirrt
Und oben in der Kammer
Die neue Magd gekirrt.

„Ä! Schneid'ges Abenteuer!
Viel Temperament auf Ehr!
Sie strampelte wie rasend
Und setzte sich zur Wehr.

Ä! Wußte mir zu helfen.
Die Kehle zugeschnürt,
Und dann die dralle Dirne
(Wie sagt man doch?) . . . verführt.

Wär wirklich auch zu schade,
Wenn diese Liebesnacht
So ein gemeiner Bursche
Als Gatte zugebracht.

Erst kommt der hohe Adel,
Die prima nox steht fest.
Dem Lumpenpack da unten
Ä! Bleibt der schäb'ge Rest."

So sprach der edle Ritter
Und bot ihr Geld dafür.
Dann gab er ihr 'nen Fußtritt
Und schmiß sie vor die Thür.

II.

„Wohin soll ich mich wenden?
Ich irr' von Ort zu Ort.
Man weist auf mich mit Händen,
Man treibt mich höhnisch fort.

O lieber Herr und Heiland,
Jetzt zeige Deine Huld!
O Vater, lieber Vater,
Vergieb mir meine Schuld!

Ich lag im tiefen Schlafe,
Da hat er mich umstrickt.
Ich habe wild gerungen,
Er hat mein Schrein erstickt.

O Mutter, liebe Mutter,
Es dehnt sich schon mein Schoß.
Kann kaum noch gehn und stehen.
Die Schmerzen sind zu groß!

Da draußen strömt der Regen,
Da draußen pfeift der Wind.
Erbarmt Euch Eurer Tochter!
Denkt an mein armes Kind!" —

Die Mutter heult und betet,
Der Vater brüllt: „Hinaus!"
Da wankt sie auf die Gasse, —
Macht ein Gewerbe draus.

Schlußhymnus.

Allmächtig ist, allweise
Der Herre Zebaoth.
Den Vögeln giebt er Speise.
Er ist ein guter Gott.

Er schenkt den reichen Leuten
Gleich Kaviar und Sekt.
Was will es da bedeuten,
Wenn so ein „Lump" verreckt?

Was braucht es ihn zu kümmern,
Wenn ferne im Spital
Verführte Mädchen wimmern
In heißer Todesqual? . . . .

Die reichen Leute saugen
Die armen Teufel aus.
Verdrehen fromm die Augen
Und bau'n ein Gotteshaus.

Ihr schmierigen Proleten,
Da geht nur oft hinein!
Müßt beten, beten, beten!
Sonst sperrt man Euch noch ein.

Müßt den Allgüt'gen loben
Trotz aller Herzensnot.
Im Himmelreich da droben
Kriegt Ihr vielleicht auch Brot.

Allmächtig ist, allweise
Der Herre Zebaoth.
Den Vögeln giebt er Speise,
Hosianna dem lieben Gott!

München. Bruno Golz.

Paragraph 130!

Symbolische Gedichte.

I.

Illusio divina.

O süße Königin der Herzen,
Du Göttin der Kindergemüter,
Aller Armen, Elenden hienieden,
Die immer zittern in bangem Schauer
Vorm Anhauch des weißen Gespenstes,
Des erbarmungslosen Schnitters
Der Ernte des Lebens —
O Madonna,
Auf kleinem, silbernem Mondesnachen
Stehst du, schwebend hoch
Im lilienzart leuchtenden Gewande,
Die ganze blaue Sternenunendlichkeit
Hinter dir! Und du lächelst so süß,
Liebreizend und traurig zugleich . . .
Und zahllose, immer noch zahllose
Menschenseelen knieen vor dir im Staube,
Des eigenen, armen, dumpfen Herzens
Selbstsüchtig sehnsüchtiges Träumen
Auf deines Bildes seligen Abglanz
Vertrauensvoll hinzeichnend — ach, auf
Die ewig schweigende, glänzende Fläche
Der ganzen, blauen Sternenunendlichkeit . . .
Und einsam im dunklen Gemache
Sitzt einer — noch einer! o viele schon!
Doch wenige nur erst im Reigen
Der Millionen und aber Millionen! —
Der träumt sich zurück
Zu fernem Lande, sagengefeiert,
Schon selbst zu idyllischem Märchen geworden,
Und er sieht einen Mann,
Einen alten Mann, gebeugt das schneeige Haupt,
Bei einem kalten Leichnam sitzen;
Graufahl ist das verfallene Antlitz.
Und der Mann denkt der verlorenen Gattin,
Der für immer verlorenen Gattin
Und des längst vorm Tode der Mutter
Dahingemordeten Lieblingskindes,
Des welt- und menschenunkundigen Träumers
Mit dem Himmelsherzen
Voll irdischer Umsturzgedanken,
Welcher der lieben Mutterseele
So schwere Bitternis einstmals bereitet,
Schande der ganzen Familie . . .
Und die Jahre rollen,
Rollen dahin, eintönig und rastlos; —
Was gilt dem Auge des Algol
Ein Erdenjahrtausend? —
Ach, und keiner auf Erden,
Solange das Herz ihm noch schlägt,
Und die Lippen sich regen,
Vermag zu ahnen, im voraus zu sagen,
In was sich dereinst verwandeln kann
Im Laufe der rastlos rollenden Jahre —
Menschlicher Moder und Staub!

II.

Was nun?

Pfadlos, so standen wir in Waldeswirrnis,
Die Herzen voll von Liebesseligkeit.
Da lockt ein rosig Schimmern durch die Irrnis.
Narrt uns ein Sagenbild aus Märchenzeit?

Sind wir gelangt zum Dornenflammenhage,
Wo Schlummer hüllt die wilde Brunhild ein?
Der Abend wurde vor uns rings zum Tage:
Welch Rosenmeer in flimmernd buntem Schein!

Wir sahn ein Häuschen, dessen Fensterscheiben
Umspielte Sonnenabglanz wundersam;
In diesem Hain nur eine Nacht zu bleiben —
Wie blitzschnell uns dies eine Denken kam.

Wir traten näher zu der kleinen Pforte;
Den Tisch mit Gold und Glas hat rasch entdeckt
Schon unser Späheblick. Mit rauhem Worte
Ein Weib uns seinen Arm entgegenstreckt.

Nichtsnutziges Gesindel, das sich lungernd
Treibt *zwecklos* durch die ganze Welt herum,
Hinweg, *dein Recht* geschieht dir, wenn du hungernd
Am Weg verkommst — dies ist *mein* Eigentum!

Ererbt hab' ich's von meiner alten Muhme
Und selbst in jungen Jahren noch vermehrt:
Du saub'rer Schmetterling, du lock're Blume,
Ich sag' euch nochmals: Marsch und umgekehrt . . .

So keifend, höhnisch grinsend sprach die Alte,
Die holde Schöne sah mich fragend an,
Indes ich zornentbrannt die Fäuste ballte
Und auf Entgegnung kurze Zeit nur sann.

Was nun? — Da packt' ich fest das Weib am Kragen
Und sprach: Du? Troll' dich jetzt zum Wald hinaus!
Was *dir* geschieht, magst du den Bäumen klagen,
Wir nehmen dir dein Eigentum, dein Haus.

Wir *nehmen's dir . . . ganz einfach!* — Vor die Nase
Halt' ich ihr spielend der Pistole Lauf . . .
Hui, wie die Alte lief, im feuchten Grase
Fast stolpernd, sah sie nimmer wieder auf!

Und fernher aus der Dunkelheit noch lange
Das Echo nur ihr Winseln zu uns trug;
Ihr Fluch gleich ächzend tollem Sturmgesange
An uns're Ohren — nicht ans *Herz* uns schlug!

Ja, ohne Mitleid und Gewissensbisse
Betraten wir das Wunderhaus als Heer'n:
Vorbei der Wanderhetzjagd Bitternisse,
Nun leben wir auch, du mein Doppelstern!

Und in dem Hause blieben wir nicht Stunden,
Wir blieben Jahre drinnen bis auf heut:
Der Zeiten Wandel ward von uns empfunden —
Doch unser Unrecht hat uns nie gereut!

III.

Die beiden Heiligen.

(Morgenländisches Märchen.)

Durch die Wüste von des Baches Quelle
Zog der Diener Ali mit dem Esel
Und dem Kruge perlend frischen Wassers
Auf der großen heil'gen Wallfahrtstraße,
Die gen Mekka führt, zu jenem Standort,
Den sein Herr und Meister sich erwählte,
Um als Hüter eines Heil'gengrabes
Wunder selbst zu thun als Wüstenheil'ger.
Nah und näher kam mit seinem Esel
Ali schon dem kleinen Grabeshügel,
Staunend, als er seinen Meister Mahmud
Sah betrübt im gelben Sande hocken . . .
Herr, was giebt es? fragt' er voller Mitleid —
Kind, hub dieser an, bekennen muß ich,
Flau ist leider das Geschäft geworden.
Alles ist vergänglich! Und auch unser
Heil'ger, der in diesem Grabe schlummert,
(Hab' ihn Allah selig) hat verloren
Seine Wunderkraft auf die Gemüter
Jener Frommen, die nach Mekka pilgern.
Kind, der Heil'ge unter diesem Hügel,
Um es ehrlich offen dir zu sagen,
Er ernährt uns beide nicht mehr, Ali!
Kaum noch einen, kaum mich selber! also . . .
Kann ich mir mein Brot wo anders suchen? . . .
Ja, du hast's getroffen! Tadle mich nicht . . .
Dich nicht und auch nimmer deinen Heil'gen!
Nun denn meinen Dank und deinen Segen . . .
Thränen in den Augen sprach der Kahlkopf
Seinen Segen über Alis Schädel,
Der im schwarzen Lockenschmuck noch prangte.
Ali zog drauf einsam seines Weges
Tage lang und weiter viele Meilen.
Aber weh, welch herzzerreißend Klagen
Stieg da eines Morgens auf zum Himmel?
Tot am Wege lag sein armer, treuer,
Grauer Freund! Nachdem er schier verzweifelnd
Tage lang dem Schmerz sich hingegeben,
Grub er ihm, wie's ziemt dem wackren Freunde,
Dicht am Weg ein Grab. Und bis zum Abend
Saß er wieder, Thränen noch im Auge.
Sieh, da kam ein Wallfahrtsschwarm vorüber,
Und der Führer fragt den schönen Jüngling,
Weshalb er so jammernd einsam säße . .
Daß er um den toten Esel trau're,
Mocht' er nun vor Menschen nicht bekennen,
Und so spann er rasch ein schön Geschichtchen
Sich zusammen, sprach von einem Heil'gen,
Der hier unterwegs bei ihm gestorben,
Dessen Grab er nun für Lebenszeiten
Dankbar als sein Schüler wolle hüten . . .
Und der Alte samt der Schar der Frommen?
Lohnten solch Empfinden mit dem Wohlklang
Schöner Worte und noch schön'rer Münzen.

Als der Zug verschwunden in der Ferne,
Schlug sich Ali lächelnd vor die Stirne:
Dank dir, Allah! Dank dir, toter Esel!
Dank euch, ihr noch größ'ren . . . er verstummte. —

Monde gingen hin, und rasch verbreitet
Hat der Ruf sich von dem neuen Grabe
Eines Heil'gen, von dem Hüter Ali.
Und es hört davon der alte Mahmud,
Der schon halb verhungernd manchmal grausam
Auf die böse Heidenrotte fluchte,
Die sich koranfeste Türken nenne
Und doch wen'ger wert sei als der Giaur,
Als der Muttergottessohnanbeter . . .
Neid und Neugier packt ihn: Eines Tages
Stand er vor des neuen Heil'gengrabes
Hüter, und er war erstaunt, zu finden
Seinen Diener Ali. Aber dieser
Bat ihn inniglich, bei ihm zu bleiben,
Dankbar ihm das eig'ne Glück zuschreibend..
Und in einer stillen Stunde konnte
Ali nicht der Zunge mehr gebieten
Und verriet dem Meister sein Geheimnis
Von dem großen Heil'gen unterm Hügel.
Mahmud aber sprach mit leisem Lächeln:

Kind, dem Vater dieses großen Heil'gen,
Welcher unter diesem Hügel schlummert,
Dem war ich dereinst ein stummer Hüter!
Und was wir daraus erlernen sollen?
Auf den Vater folgt der Sohn; für jeden
Kommt die Stunde, wo's mit seinem Zauber
Ist vorbei — und wir nicht, doch die Menschen . . .

Ali die andern? fragte lächelnd Ali...
Bleiben so, wie Allah sie geprägt hat.

Berlin. Oskar Linke.

Flucht.

Es fließt herab auf breitbeladnen Tisch
Das Licht der Ampel. Und im Schatten rings
Des Mahls gesättigt sitzen wir, es dringt
Umschmeichelnd Wohllaut durch die offne Thür
Mit leiserm Glanz der andern Stube her.

Und jeder schweigt und hört. Wie perlend quillt
Der Strom der Töne tönend um mich auf,
Er faßt mich an und trägt mich spielend fort
Zum dunkelgrünen, blauumspülten Saum,
Ins Land der Sehnsucht.

Ich seh dich nicht, du Liedertönerin!
Dem Auge heimlich hör' ich deinen Laut.
Ich seh dich doch, mit blindem Auge doch,
Vorm Flügel sitzend; und die schmale Hand
Träumt leicht und sicher sich die Tasten hin,
Das klare Auge sucht und trifft den Pfad,
Auf dem der Ton aus lippenfrischem Mund
Jetzt auf und aufwärts springt in Fliegelust,
Jetzt abwärts hüpft, der Erdennähe froh.
Du erdenfrohes, lebenliebes Kind!
Du sommerreife, sommerschöne Frau!
Ich neige still und schmerzlich tief den Blick:
Jetzt bist du Frau! und leise flüstert's nach:
Jetzt bist du Frau! Bin ich es, der es sprach?

Ich bin ein Thor. Als ich zuerst dich sah,
Da wußte ich, du warst dem Wunsch versagt.
Ich wünschte nicht. Und heut, aus reinem Schmerz,
Der nicht beneidet, nur verstummt und schweigt,
Bekenn' ich rein: ich hab dich nicht geliebt.
Ich sah dich an, wie man die Lilie sieht,
Die Hände hebend: bleibe weiß und rein!
Ich sah dich gern, wie man die Sonne gern
In lebenswarmer Näh' und Wirkung sieht;
Und wie ein Kind der Sonne wärmtest du
Die kleine Welt, die freudig dich umgab.
Ich gehe durch die Straßen, und es dringt
Aus einem Hause frischen Brots Geruch:
So kräftig und gesund war mir bei dir.
Ich denke nicht, wie jenes frische Brot
Hernach von Füßen schmutzgetreten wird.
Ich dachte nicht, daß du, so knospenleicht,
Dich öffnen müßtest fremd und rauher Luft,
Um auszureifen zu der Rose Duft.
Jetzt saug' ich ihn wehmüt'gen Rausches ein,
Die Brust gedehnt von seiner Süßigkeit;
Ich bin ein Thor! verzeih mir, wie ich bin!
Du bliebst das reine, frische, liebe Kind
Und reiftest doch dich menschlich weiblich aus;
Ich aber hebe leise meine Hand
Dem Auge zu und decke seinen Schmerz:
Das Kind gehörte keinem, allen, mir,
Das Weib gehört dem Einen und gehört.
Leb wohl, leb wohl!

Wie schön du singst! Der schmeichelweiche Ton
Zieht meinen Sinn empor aus seiner Nacht,
Lockt meine Hand vom irren Auge ab.
Nun taucht es auf, es geht im Kreise um,
Die gelben Lauscheschatten über hin,
Die geisterstill sich halten. Und es hängt
An einer Helle, die aus bärt'gem Wald
In bleicher Formen Ahnung kaum sich löst.
Und wie ein Bergsee, tief in dunkeln Höh'n,
Tiefdunkel glänzt in stillem Eigenglück,
Ruht dieses Mannes großes Auge still
Und tief entgegen meiner Bangigkeit.
Da fühle ich, und bänger stockt mein Blut,
Da fühle ich: es ruht auf dir, auf dir!
Auf dir! auf dir! er kann dich sehn, er darf's!
Die Hände krampfen sich in feuchtem Neid:
Er ist dein Herr! es ist ein Herrenblick!
Er nimmt dich auf in deiner Lieblichkeit;

Du schwimmst in ihm und du versinkst in ihm,
Und seine Wellen schmiegt er rasend auf
Um deine schlanken Glieder, deinen Hals
Und steigt zum Mund und schließt den süßen Mund:
Sei still! ich will's. Denn du bist mein, nur mein!
Sa schlingt er nächtens sich um deinen Leib
Und saugt dich ein wie einen schweren Wein,
Tropfen um Tropfen: Hölle! Du bist fein!
Er schwelgt in dir, die ich anbetete!
Genießt! genießt, wo ich den Schuh geküßt!
Mir bricht der Schweiß aus allen Poren aus —
Der Speichel läuft mir bitter auf im Mund — —

Das Lied ist aus. Ich höre dumpf und fern:
Sie loben dich. Ich fühle, wie du nahst;
Und Angst erfaßt mich, heiße faure Angst,
Ich hebe leise scheuen Fußes mich
Und schleiche tastend nach der Thür: nur fort!
Oh, es ist nichts, es wird vorübergehn;
Ein wenig Luft nur! und ich bin hinaus,
Ich atme auf und eile aus dem Haus,
Und weiter, weiter! Um die heiße Stirn
Weht kalt die Nacht. Ich laufe durch die Nacht
Der mondzerfetzten Wolkenjagd voran,
Und durch die Drähte längs der Straße harft
Der Sturm den letzten schrillen Gruß zurück:
Leb wohl! leb wohl!

Berlin. Konrad Richter.

Genuß.

Ich habe einst gedacht, es wär' so schön,
Von jungen Lippen sich das Glück zu küssen,
Ein Rausch, wie schmeichelnd Symphoniegetön. —
Ich hab' dem Glauben längst entsagen müssen.

Auf meiner Schwelle sitzt ein greises Kind,
Frivoles Lächeln um die welken Lippen,
Die hohlen Augen müd und leer, fast blind,
Und wirft mit Perlen in des Abgrunds Klippen.

Das welke Kind, sein Name ist Genuß,
Es hat mich längst die Welt erkennen lassen,
Es war bei mir bei jedem heißen Kuß
Und bei der Liebe seligstem Umfassen.

Ich habe einst gedacht, es wär' so gut,
Von jungen Lippen sich das Glück zu küssen. —
Urew'ge Sünde ist das heiße Blut,
Für das wir immer, immer büßen müssen.

Auf der Wanderung.

Wenn die Vögel in dem Walde schweigen,
Wenn die gold'ne Sonne niedersinkt,
Wenn die Schatten sich zur Erde neigen
Und das Licht dann mit dem Dunkel ringt,

Wenn sich meines Fußes ruhlos Hasten
An ein Stücklein Erde festgebannt,
Denk' ich in der Tage stillem Rasten
Oft an dich, du meiner Mutter Land.

Mögen dann auch Palmen um mich rauschen,
Mag ich auf der Anden Gipfel steh'n,
Freier Mädchen fremder Sprache lauschen —
Alles muß dann doch vor dir vergeh'n.

Und ich fühle der Verbannung Schwere,
Die sich senkt auf meiner Freiheit Licht,
Und wenn meiner Seele Stolz nicht wäre,
Der aus tausend herben Blüten bricht,

Könnt' ich wohl die Stirn zum Staube neigen:
Hohe „Obrigkeit"! Hier meine Schuld! —
Aber meiner Freiheit Adler steigen
Auf zum Licht in wilder Ungeduld.

Santa Izabel (Brasilien). A. v. Sommerfeld.

Ein Verbrecher.

Ein Leuchten bricht das Morgengraun
Und klimmt das Gitternetz hinein
Und zittert leise über Zwein,
Die lautlos in den Boden schaun.
Der eine ballt die blasse Hand:
„So höre meinen tiefsten Grund!"
Wie Steine rollen an die Wand
Die Worte aus dem herben Mund:

„Seit meiner frühen Jünglingszeit
Durchwühlte mich der Drang zur That,
Und wenn ich sah die Jugendsaat
Vermodern in Genuß und Leid,
Errötete mein Herz vor Scham,
Ich fühlte wie ein feiger Knecht!
Und spie vor lauter Zorn und Gram
Auf dies entblutete Geschlecht.

„Und als die Braut mich noch verriet,
Da bin ich durch die Stadt gerannt,
Die Bombe unter dem Gewand,
Und pfiff ein keck Rebellenlied.
Bei Simon perlte Sekt und Ball;
Ich legte sie im Überleid
Und hörte nah den Feuerknall
Mit trunknen Ohren und befreit.

„Die Schwüle all nach That und Licht,
Dort ist sie nun emporgeflammt!
Und ob auch alles mich verdammt:
Das Schicksal ändern Menschen nicht!
Ja, Priester im Gewand der Nacht,
Schließ deine sanften Lider nur! . . .
O horch! . . Sie läuten fern schon facht . .
Sie kommen . . durch den . . hohlen . . Flur." —

Im Hofe dämmert grün ein Baum
Und ein Gerüst wie schwarzes Blut.
Das Glöcklein gellt. Ein Schrei in Schaum:
„Ich sterbe für die höchste Glut!"
Das Fallbeil sinkt. Ein roter Strahl.
Ein bleiches Haupt springt jäh vom Rumpf.
Viel hundert Augen starren fahl,
Viel tausend Augen glotzen stumpf.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Wobeta.

Wie glüht Deine Lippe, wie glüht Dein Kuß!
Ich trinke den schillernden Schein,
Der Dir aus den dunkelen Augen sprüht,
Der süßer wie süßester Wein.

Du flüsterst von glücklichem, trautem Heim,
Verschollener Einsamkeit,
Und Du willst mich lieben ja immerdar,
Nur mein sein für ewige Zeit!

Ja, das ist die Stunde des Erdenglücks!
Wir Trunkene haben nicht acht,
Ob draußen weißfunkelnder Sonnenschein,
Ob regendurchrieselte Nacht.

Bremen. Arnold Garde.

Sehnsucht.

Mir hat's eine Sehnsucht angethan,
Von der ich nimmer lassen kann.

Ich fliehe in den grünen Wald,
Auch hier erreichet sie mich bald.

Ich geh' im Trubel auf der Stadt
Und sehn' dabei mich sterbensmatt.

Ich schließ' mich in die Kammer ein,
Sie schleicht auch hier sich leis herein.

Und wo ich geh' und wo ich steh'
Ist immer sie in meiner Näh'.

Mir ist, als ob eine neue Welt
Mein ganzes Sein gefangen hält.

Und was mir früher Lust und Pein,
Liegt hinter mir, wie nicht mehr mein.

Wien. Franz Himmelbauer.

Püppchen.

Wie spielte das Mädchen, das kleine,
So hübsch mit dem Püppchen!

Es zieht ihm das Strümpfchen an,
Und zieht ihm das Höschen an,
Und zieht ihm das Röckchen an,
Und zieht ihm das Kleidchen an,
Und setzt ihm das Hütchen auf,
Und führt dann Püppchen spazieren.

Und das Mädchen wird größer —
Bald mag's nicht mehr
Das Püppchen anzieh'n —
's ist nun selber ein Püppchen geworden,
Hat blaue, glänzende Äuglein,
Ein reizend charakterloses Stumpfnäschen,
Rote Bäckchen,
Und ein Stirnchen, glänzend und glatt
wie Porzellan,
Drauf nie eine Sorge,
Nie ein Gedanke
Ein häßlich entstellendes Fältchen zog.

Und das Püppchen legt ein hübsches
Kleidchen an,
Und setzt ein zierliches Hütchen auf,
Und zieht ein kokettes Mäntelchen an,

Und spannt ein ratseidenes Sonnenschirmchen auf,
Und geht spazieren.

Und wenn es wieder heimkommt,
Legt es Hütchen und Mäntelchen ab,
Und zieht das Kleidchen aus
Und legt ein spitzenduftiges
Ballfähnchen an,
Steckt ein Blümchen ins Haar,
Nimmt einen Fächer,
Und dann geht Püppchen tanzen.

Da steht ihr plötzlich
Ein Mensch gegenüber —
Ein Mensch, der unter dem schneeblanken Vorhemd
Ein glühendes, bangendes Herz trägt,
Und der Mensch sieht,
Wie das Püppchen so weiß ist,
Und hat keine versengten Wangen wie er,
Und keine Falten um Aug' und Stirne wie er,
Und keine arbeitharten Hände wie er,
Und keine wilden, krausen Gedanken
Und keine verlangenden Wünsche wie er —
Und der Mensch denkt:
An diesem weißen Busen,
Von diesen weichen, runden Armen umschlungen
Fändest du Ruhe gewiß! —

Und er nähert sich ihr,
Dient ihr
Wie ein Sklave seiner Herrin,
Wie ein Priester seiner Göttin,
Schaut angstvoll flehend
In die großen blauen Augen,
Folgt ihr zahm, wie ein abgerichteter Staarmatz;
Und Püppchen sieht's,
Und sieht auch,
Wie die Freundinnen gelb vor Neid sind,
Und lächelt vergnügt.

Und eines Tages
Liegt er ihr zu Füßen
Und stammelt verworrene
Glühende Worte,
Die sie nicht versteht, —
Aber gar wohl versteht sie den Sinn:
Sie denkt: Aha,
Und sagt: Ja,
Und denkt: So, nun bin ich verlobt.

Vettern und Basen
Wünschen viel Glück und Segen,
Mutter und Tanten
Kaufen für Püppchen Kleidchen ohne Zahl,
Und Hemdchen und Höschen und Morgenröckchen,
Und Taschentücher und Spitzentücher,
Und auch ein weißes Atlaskleid.

Und dabei steht der Mensch,
Überflüssig wie nie zuvor,
Und sehnt sich nach dem Püppchen,
Aber die Tanten stehen dazwischen,
Möchte in die blauen Augen schau'n,
Aber die blauen Augen haben eben zu thun,
Sehnt sich nach dem weichen Händchen,
Das ihm die Falten
Von Wang' und Stirne möchte streichen,
Aber das Händchen hat eben zu thun,
Muß ja Glückwünsche annehmen
Von heimlich neidischen Freundinnen.

Und wie nun endlich
Alles überstanden,
Und er das Püppchen am Herzen hält,
Wickelt er's zitternd heraus aus Atlas und Seide,
Heiß vor Sehnen,
Drunter den Menschen zu finden,
Und findet — das Püppchen.

Mit Püppchen spielen
Hat er nicht gelernt.
Püppchen an- und auszieh'n
Macht ihm keinen Spaß,
Püppchen spazieren führen
Macht ihn nicht stolz,
Püppchen küssen
Macht ihn nicht warm,
Lieben — ach, wie gut er das kann! —
Aber Püppchen lieben kann er nicht,
Und Püppchen
Weiß kaum vom Hörensagen
Was Liebe ist.

Was ist das Ende?
Der Mensch lebt weiter,
Tiefer werden die Falten um Aug' und Stirn,
Krauser und wilder die krausen Gedanken,
Heißer und hoffnungsloser
Die sehnenden Wünsche,
Und ruheloser
Die ruhelose Brust.

Und Püppchen
Bekommt lebendige kleine Püppchen,
Spielt mit ihnen,
Zieht sie an und aus,
Legt sie schlafen
Und führt sie spazieren.

Elberfeld.

— — O, ein Weib gieb, gütiges Schicksal, mir,
Einen Menschen,
Der warmes Blut, wie ich,
Und ein heißes, verlangendes Herz hat,
Das auch sich einsam fühlt
Und ruhelos,
Auf daß zusammen
Ruhe wir finden und Heimat!
Einen Mund laß sie haben,
Der Küsse nehmen und Küsse geben kann,
Eine Hand, die lindert und tröstet,
Und eine Seele
Voll ewiger, erbarmender,
Mitleidiger Güte!

Walter Bloem.

Erinnerung.

(An Felicitas.)

Wenn in den Tiefen der schweigenden Nacht
Entschwundene Zeiten vorüberfliegen des Sinnenden innerem Aug',
Wenn's seltsam aus allen Gräbern des Herzens bricht,
Frühling im Winter — ein singendes, klingendes Auferstehn,
Wenn alle sie langsam wandeln vorüber und nicken und grüßen,
Des Herzens Tote — und schaun mich an mit den großen Geisteraugen,
Dann einsam, einsam nahest auch du —
In Thränen kenn' ich dich wieder.
Die dunklen Locken fließen in nächtiger Pracht um dein süßes Haupt;
Das sind die friedlichen Augen, die ich so oft geküßt,
Und siehe — das alte, traurige Lächeln um deinen bleichen Mund — — —
O, lächelst du mir? Wie lebend lächelst du, Felicitas,
Und bist doch tot — bist tot für mich,
Und nur wenn in Tiefen der schweigenden Nacht
Aufblühend in berauschendem Duft,
In stiller Pracht der Erinn'rung himmlische Lilie glüht,
Und wenn vor ihrem Glanz in nichts zerstiebt meine schwere Schuld,
Dann steigst du nieder
Und gnädig breitet um uns den Mantel die heilige Nacht.
In ihrem Frieden finden sich blutend zwei arme Herzen,
Und vor zwei Seelen, die sich küssen in Schmerz und Weinen,
Ersteht aufs neue ein Traum — der lang versunkene selige Traum,
Und lichtumflossen steigt aus der dunklen Nacht ein Tag
— Du kennst ihn wohl —
Der Lenztag unserer Liebe.

Hin jagte der Zug durch das flache Gelände',
An meiner Schulter lehntest du lautlos — stumm.

Fern hinter uns lag die lärmende Stadt — vor uns das Glück.
„Allein, allein," so jauchzten die Herzen — allein zum allerersten Mal!
Wir schauten hinaus,
Und draußen die Bäume alle, die Gärten, die Häuschen,
Das tanzte lustig vorbei in wirbelndem Tanz, und uns —
Uns war, als müßte sich alles, alles, die ganze Welt
In kreisendem Wirbel drehn um unser jugendlich Glück.
Und dann — zu unsern Häupten mit grünen Schwingen
Rauschte die stille, die heilige Waldeseinsamkeit.
Friede ringsher. — Träum'rische Ruhe. — Der Himmel so hoch und blau.
Vor unsre Füße goß die Sonne ihr lautres Gold,
Still stand das Gras —
Ein Liebesahnen zitterte leis in der weichen Luft,
Weltferne Vergessenheit schlang sich schmeichelnd um unsere Stirn.
Wir schwiegen — aber die Herzen pochten so laut.
Da sieh! Ein Falterpärchen gaukelt einsam im Zickzackflug,
Sich haschend, nähernd, fliehend, haltend, küssend,
Küssend — wir sahn's,
Und da — da schoß es in heißem Jubel im Herzen auf
Und über alle Dämme brauste die selige Flut,
Da lagest du mir im Arm — ein bebendes, liebendes Weib,
Und jauchzend preßten wir Mund auf Mund
Und küßten uns wieder und wieder.
Wie warst du schön — schön wie der Sommertag!
Anbetend kniet' ich vor dir;
Denn in mir war Gebet und Stille des Sommers,
Und da du dich beugtest zu mir hernieder
Und schautest mich an mit den braunen Augen, den lieben, innigen,
Da war mir, als schaute ein Engel mich an im Traum,
Und träum'risch leis, wie aus weiten, glänzenden Fernen,
Klang an mein Ohr eine nie vergessene Frage:
„Bin ich dein Glück?"
Du bist's, du bist's — Felicitas — mein Glück, mein alles,
Doch du bist mehr — —
Du bist der Friede.

Ich fahre empor —
Wohin bist du entschwunden? Weh mir, daß ich vergaß meiner Schuld;
Du bist ja tot für mich!
In Reue schluchzend bebt das Herz,
Thränend starret das müde Aug' in den dämmernden Morgen,
Leise, leise murmelt die bleiche Lippe:
Fahrwohl! Du warst das Glück, du warst der Friede.

Berlin. Paul Bornstein.



Notturno.

Von Stanislaw Przybyszewski.

(Kongsbinger, Norwegen.)

Meinem Freunde Maja Vogt.

Er saß auf einem mächtigen Steinblock und sah hinaus auf das Meer. Nur so sitzen und brüten. Die Gedanken — nein! keine Gedanken . . . Nur die Empfindungen kommen und gehen lassen, hin und her, hin und zurück, schaukelnd und wiegend wie Grannen im Winde.

Die See ging hoch. Zu seinen Füßen brach sich die Brandung, und die Wogen taumelten um die Steine am Ufer und warfen sich tief ins Land hinein.

Er durfte nicht denken. Er wußte, es war da: verborgen mit unterirdischen Quellen, die plötzlich kochenden Gischt aufwerfen. Das kam jäh und legte sich ums Herz und schnürte es zusammen, daß die Seele erstickte. Und dann kroch es höher und höher, lustsaugend an seiner Qual, und schäumte vor Freude über seine Ohnmacht und zerriß ihm das Augenlicht, daß die Welt in triefendem Purpur flackerte und in glühenden Tropfen auseinanderspritzte.

Er mußte wachen, daß es nicht wiederkam.

Die Nacht war so dunkel, die Atmosphäre aufgelöst in feinen Sprühregen.

Er schloß die Augen: nun war es wohl genug. Er war müde . . .

Er hörte etwas brausen. Höher und tiefer. Bald rückte es in die Ferne, bald hörte er es dicht um seine Ohren wirbeln. Er wußte nicht: war sie da draußen? war sie in ihm? diese furchtbare Sturmstimme . . .

Und der Ton wurde der schwarze Ton seiner Seele. Er wuchs, trieb Wurzeln und schoß in ihm empor zu einer großen, wunden Blume. Sie lachte so wild, sie grinste gespenstisch, ihr Geäst zwängte sich mit wachsender Wut in jede seiner Poren und füllte seine Seele mit irrem Grausen und Entsetzen.

Er stemmte sich gegen diese Qual, die sein Blut aufsaugen wollte; mit aller Macht riß er sie heraus.

Er atmete tief auf. Nicht mehr leiden! Er sprach es laut vor sich hin. Wozu denn auch? Dadurch wurde es wirklich nicht besser. Nein, durchaus nicht. Dann lachte er: mit was für schönen Worten er sich zu beruhigen suchte! Er brauchte sich eigentlich auch nicht mehr zu beruhigen: er war ja ruhig und so allein . . .

Er war allein auf der Welt, denn er stand über dem Schmerze. Auf

den höchsten Bergen stand er mitten im ewigen Schnee, eingehüllt in die dumpfen, schweren Lebensfernen, und er sah die Räume sich weiten und mit der Raserei eines wilden Gerölls in die Abgründe der Ewigkeiten stürzen, und die Ruhe um ihn her wurde zu einem unendlichen Trichter, der alles verschlang, sein Jetzt und sein Gestern, seine Qual und . . . und . . . Nein, es dauerte nicht lange, denn schon hörte er ein dumpfes Geräusch, wie ein schwarzes Gewölk spannte sich um ihn der Zorn und der Schmerz und der Groll des Lebens, und schwer wie dickflüssiges Feuer fiel der erste Blitz. Dann sah er, wie von den Gipfeln der Berge Eisblöcke sich lösten, zu Lawinen wuchsen und mit Jüngstengerichtsschrecken ins Land stürzten. Und das Bersten und Krachen und Donnern wurde körperlich und riß die Luft auseinander und konnte keinen Platz finden. Nur Er, Er allein war über dem Schreck und über der Angst, er beherrschte den Untergang und die Zerstörung, denn Er war allein auf der Welt.

Verwirrt sah er sich um.

Auf dem Fjord zwei rote Lichter. Ein Dampfer fuhr vorbei, zerriß den Fjord und warf mächtige Wassermassen ans Land.

Das rote Licht! Das Auge, das im Schmerze brach und Licht gebar . . .

In ihm war es finster: er hatte keinen Schmerz mehr. Nur ein Hin und Her, ein Hin und Zurück. Wogende Kornfelder mit bunten Blumen, Kornblumen und brünstigem Mohn . . .

Ja, die weiten Kornfelder seiner Heimat, wenn der Tag abgeklungen war und die dunkle Schwermut der Abenddämmerung sich über den Himmel spannte . . . Wie glücklich war er da mit ihr, wenn sie so leicht neben ihm herging und im Gehen so selig zu ihm aufsah! Noch fühlte er dies wunde Glück, noch sah er sie mit der blonden Aureole um das kleine Gesicht, und er sah ein paar Augen, so abgründig tief, wie wenn zwei Ewigkeiten in ihnen geschmolzen wären, und sie war schön und still wie der Geist einer Sommernacht, und in dem weichen Traum der Dämmerung fühlte er ihre Seele, die gut war und heilig wie die Seele eines Kindes, in der sich das Opferbad der Taufe ergossen hat.

Und jetzt, jetzt! Warum mußte sie nur das thun, dies — dies Furchtbare . . .

Er zuckte schmerzhaft auf.

Nur nicht denken! Er verkroch sich tiefer in sein Brüten.

Es war da etwas ungelöst Schmerzliches in ihm: ein warmes Keimbett, in dem er ruhen und auf all die furchtbaren Dinge ringsumher horchen konnte.

So saß er als Kind in Korngarben und sah die Windsbraut Bäume wie biegsames Schilfrohr knicken.

Und wieder hörte er das Brausen des Meeres und hörte es wie eine schauerliche Ewigkeitsmusik:

In hundert Jahren ist Alles vergessen!

Er wiederholte es noch einmal . . . Alles vergessen . . . Wie gut das war!

Und er sah das Meer an, den großen Mutterschoß, der die Erde geboren, und drüben jenseits des Fjordes suchte er im Dunkel die Felsmassen, die das Meer aufgeworfen hatte.

In hundert Jahren ist Alles vergessen. Nur das Meer bleibt und die Erde. Die großen Steinfelsen da drüben: sie werden verwittern und fruchtbaren Boden bilden. Dann kommen die Gletscher und spülen die tausendjährige Arbeit weg. Und die nackten Felsen werden wieder ihre Arbeit beginnen. Immer von neuem und immer umsonst . . .

Alles umsonst. Es war ja auch Alles gleichgültig. Sie wurde das Weib eines Andern . . . Was sollte er nun anfangen? Allein, allein, mitten in dieser grausigen Öde des Lebens? . .

Da wurde Angst in ihm. Und ein jäher Schreck steifte seinen Körper, daß er sich festhalten mußte, um nicht rücklings zu fallen.

Menschen möchte er jetzt um sich haben. Weite, lichte Nachtcafés, wo er stundenlang sitzen könnte mit der einen, nur der einen Empfindung, daß er nicht allein da sei, daß es noch andre Menschen gäbe! Er möchte sie jetzt sehen, wie sie Würmern gleich durcheinanderkrochen, wie sie sich bissen und umarmten, wie sie fraßen und Kinder zeugten.

Ihn fror.

Nun mußte er nach Hause gehen, nach Hause. Und wenn sie da ist? Was wollte sie nur mit diesen kranken, bettelnden Blicken? Was wollte sie nur von ihm?

Er kletterte mühsam an den zerklüfteten Felsen hoch und blieb auf einem Vorsprung stehen.

Er horchte auf das schmerzliche Brausen, es übertönte seine Qual. Nur das Eine, das Herrliche: In hundert Jahren ist alles vergessen.

So hätte er eine Ewigkeit stehen mögen, um sich auszusöhnen mit dieser einen Empfindung, seine Seele mit ihr zu vermählen, so mächtig, so unlöslich, daß der Gedanke ihm Glück wurde. Das große Glück, daß doch endlich einmal alles zu Ende sein wird, die Qual und die Angst . . .

Er kletterte weiter die Höhen hinauf und kam vor sein Haus.

Ob sie wohl drinnen saß.

Wie ein Dieb beschlich er sein Haus, unruhig, ratlos.

Ja, sie war da. Er sah Licht im Zimmer.

Er möchte sie nicht sehen. Er hatte Angst vor dem Biß. Das bäumte

sich auf von unten und kroch ins Gehirn. Das riß an den Gliedern, als hätte man ihm Gift ins Blut geimpft.

War es noch da?

Sollte er's versuchen?

Sie hat mich betrogen, murmelte er.

Nun sog er sich in seine Seele hinein und fühlte etwas in leiser, horchender Unruhe sich nach dem Gehirne vorschieben.

Er mußte es noch viel brutaler, viel schmerzhafter versuchen:

Sie saßen im Dunkel ... Sie hielten sich an den Händen ... Und da kam es über sie, plötzlich, sinnlos ... Willst du? Ja! Und sie entkleideten sich in wilder Hast ... Er, auf den Zehen, um die Thür zuzuriegeln ... Dann tappte er auf dem Bett herum: sie lag schon und wartete ...

Er lachte heiser auf.

Was war es? War es sein Lachen? Er horchte ... Nein! Es war nichts. Er fühlte keinen Schmerz mehr ...

Nun konnte er eintreten.

Aber seine Hand blieb willenlos auf der Thürklinke liegen. Er mochte sie nicht sehen. Dies stumme, verzweifelte Betteln ... es war so quälend!

Er wollte fliehen, weg, aufs Meer ...

Aber wozu? wozu?

Er machte die Thür auf und ging hinein.

Sie war da. Mit weiten, verzweifelten Augen sah sie ihn stumm an.

Wer war das Weib?

Er sah sie an: sie kam ihm so fremd vor. Er hatte sie ja einmal geliebt.

Er setzte sich hin, und wieder streifte sein Blick dies Weib, dies fremde Weib, das er so geliebt hatte.

Ihre Augen bannten ihn.

Es war da ein Aufschrei, der im würgenden Krampfe erstorben war, ein Glanz, als wäre das Blut ihrer Seele in dem einen, stummen Blick geronnen.

Und da kroch sie plötzlich auf den Knieen zu ihm, umklammerte seine Beine und schrie schluchzend: Vergieb!

Er löste sich los von ihr.

Da sah er eine Gier über sie kommen. Sie reckte sich an ihm hoch und riß ihn nieder auf den Boden und biß sich mit den Fingern in seinen Körper und wühlte sich mit dem Kopf in seinen Schoß: Vergieb mir!

Und es war ein Augenblick, als müßte alles in ihm auseinanderreißen; sein Arm zitterte; er wollte sie an sich pressen, aber schon war alles vorbei. Der Schmerz ertrank, und über seine Seele wälzte sich die Meeresbrandung: In hundert Jahren ist Alles vergessen, Alles ...

Er sank in sich hinein. Es war zu spät, — zu spät ... starr sah er in die Höhe.

An der Decke zitterte der runde Lichtschein der Lampe.

Das Auge, das im Schmerze brach und Licht gebar ...



Ein Menschenfreund.

Skizze von Hans Herrisdorf.

„Herein!"

Es klang ungeduldig, wie von der Stimme eines Menschen, der einen Berg von Arbeiten zu erledigen hat und jede Störung verwünscht. Die Dame, die mit vorgehobenem Kopf wartend dagestanden hatte, öffnete jetzt schnell die Thüre zum Rektorzimmer. Sie waren alle bezeichnet, diese Thüren, alle, und es gab deren viele in dem großen Schulgebäude. Ordnung, wohin man blickte, staunenswerte, verehrungswürdige Ordnung. Das Zimmer, das die Dame betrat, war an zwei Wänden gefächert von oben bis unten. Jedes Fach war sauber numeriert, weiße Schildchen mit schwarzen Buchstaben in Schönschrift. Ein Schauer des großen Geistes der Klassifikation wehte die Beschauerin an und beengte sie in eigentümlicher Weise. Wahrscheinlich eine Folge mangelhafter Vorbildung. Ihre Augen bohrten sich in die dunkle Tiefe der numerierten Fächer, aber davon wurde ihr Zustand nicht besser.

Da wurden ihre Fachstudien durch die Stimme von vorhin unterbrochen, deren Klang anzeigte, daß ihr Besitzer eben aus weit entlegenen wissenschaftlichen Gründen sich mühsam in die kleinlichen Vorkommnisse des täglichen Lebens zurück zu finden strebte.

„Entschuldigen Sie vielmals, Fräulein. Habe ich Sie vielleicht warten lassen?"

Er sah noch ganz abwesend aus. Seine Hand fuhr leicht über die Stirn, als wolle er den Kopf für neue Eindrücke präparieren.

„Ich bin eben erst gekommen, Herr Rektor."

„Gut, gut. Dann bin ich doch nicht unhöflich gewesen. Ach die Arbeit, die Arbeit! Das reibt mich noch ganz auf. Bitte, nehmen Sie Platz."

Die Handbewegung drückte eine übernormale Portion Wohlwollen aus.

„Ich komme wegen — — — —"

„Sehen Sie mal! Das sind lauter Konzepte: Stundenplan, Unterrichtsverteilung, da — — — da — — — lauter Arbeitsmaterial. Ich habe schon zwei Nächte bis ein Uhr gearbeitet. Das will auch noch alles sauber ins Reine geschrieben werden, denken Sie nur. Und dabei habe ich ein Kopfweh! — — — — — Es ist zum Tollwerden."

„Sie arbeiten vielleicht zu viel, Herr Rektor. Sie sollten Ihre Kräfte besser zu Rate halten."

„Hilft nichts, hilft nichts, und wenn ich zusammenbreche. Bis zum letzten Moment auf meinem Posten."

Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust. Sein langer blonder Bart spreizte sich bis in die äußersten Fäserchen. Eine Art Rausch, der sich ihm mitgeteilt hatte.

„Wenn Sie sich krank machen — — — —"

„Wollen Sie mal sehen, was ich noch thun muß? Hier das Budget muß noch ganz festgestellt werden. Sie haben keine Ahnung von dieser Arbeit. Da ist Position A, B, C — — — — zehn Positionen; sie müssen ordentlich studiert werden. Ja, ja! Man hat als Rektor seine liebe Last."

„Und da komme ich Ihnen noch — — — —"

„Das hat nichts zu sagen. Es thut mir gut, wenn ich mal einen Augenblick ausruhen und plaudern kann. Hatten Sie einen besonderen Wunsch?"

„Ich — — — —"

Sie hielt inne, denn der Rektor stürzte mit einem leise gemurmelten „Entschuldigen Sie" an die elektrische Schelle, klingelte den Pedell herbei und gab ihm schnell einen geringfügigen Auftrag.

„Dieser Pedell! Ja, wenn der Ärger nicht wäre. Seit der Mensch im Hause ist, leide ich an Kopfschmerzen. Kannte ich früher gar nicht. Ich hatte immer eine blühende Gesundheit. Ja, ja, das sieht man mir heute nicht an — — — —"

„Verzeihen Sie, Herr Rektor, da wird schon zum Pausenschluß geläutet. Ich möchte gern über die Greta Meyer mit Ihnen sprechen. Mir ist die Anzeige gemacht worden, daß sie in einem Fleischerladen ein Stück Wurst gestohlen hat."

„Wa — — — — s?! — Das ist ja eine miserable Person. Ich sage ja, nichts wie Ärger — nichts wie Ärger. Und das muß grade in meiner Schule passieren, wenn man glaubt, alles so gut geordnet zu haben. Aber da liegt ein neuer fester Rohrstock. Schicken Sie mir das Mädchen gleich her; sie soll eine gehörige Tracht Hiebe aufgezählt bekommen, dann wird ihr das Wurststehlen schon vergehen."

Entrüstet, mit rot angelaufenem Kopf und ausgestreckter Hand, deren Finger auf besagten Stock wiesen, der in der Harmlosigkeit seiner unberührten Neuheit auf dem Schreibtische lag, lief der Rektor durch das Zimmer.

„Verzeihen Sie, Herr Rektor, aber ich glaube, das Kind hatte Hunger."

„Wieso? — Warum meinen Sie das?"

„Die Verhältnisse in der Familie sind so traurig. Die Greta hatte seit zwei Tagen nichts gegessen, als die Hausfrau sie mit einer Bestellung in den Fleischerladen schickte. Ein kleines Stück Wurst lag auf der Theke — das Kind glaubte sich allein, die Versuchung war so groß — da nahm es das Stück für seinen Hunger."

„Hunger? — Das arme Kind! Sie sprechen mir ans Herz, Fräulein. Gott nein, da muß etwas geschehen. Sogleich, sogleich. Das arme Ding, das arme Ding! Da muß ich helfen, ich kann es ja, Gott sei Dank. Sagen Sie dem Kinde, Fräulein, daß es von jetzt ab täglich in meiner Familie speisen wird! Täglich — — — in meiner Familie."

Die Stimme schlug über vor Rührung, und das Gesicht blähte sich auf — wahrscheinlich auch vor Rührung.

„Daß so etwas vorkommen kann — — — — — es ist zu schrecklich! Auch so ein Stück soziales Elend. Aber da werde ich denn doch helfen, da muß ich helfen. Wenn man so wie ich an der Spitze einer großen Gemeinschaft steht, hat man die Verpflichtung zu helfen. Und ich thue es auch."

Seine Augen umflorten sich.

„Hungernde zu speisen, das ist etwas für meine Frau; ich muß gleich hinauf, um es ihr zu sagen. Also bitte, Fräulein, schicken Sie das Kind schon heute Mittag."

Die Lehrerin bedankte sich für die Anteilnahme an dem von ihr beschützten Kinde und stieg nachdenklich in das dritte Stockwerk des Hauses hinauf, wo ihre Schülerinnen auf sie warteten.

Die letzte Unterrichtsstunde an diesem Morgen war bald zu Ende.

„Greta Meyer!" rief die Lehrerin, ehe sie die Kinder entließ.

„Geh' ins Lehrerinnenzimmer, und warte dort auf mich."

Als das Fräulein nach einer Weile ins Lehrerinnenzimmer trat, stand das Kind dort und sah ihr mit einem ängstlichen unsichern Blick entgegen. Es zupfte an der hellen, vielfarbig geflickten und in den Flicken wieder zerrissenen Jacke herum, die auf einem kurzen dunkeln abgetragenen Rock saß. Die Schuhe, die durch ihre quadratische Form auffielen, waren ursprünglich wohl für den Fuß eines Mannes bestimmt gewesen. Sie waren zerfetzt und dabei so zudringlich in ihrer Größe, daß das betrachtende Auge sich nicht von ihnen losreißen konnte.

Die Lehrerin sah das Kind einen Augenblick forschend an. Unter diesem Blicke feuchteten sich die Augen des Kindes. In den Mundwinkeln zeigte sich ein nervöses Zucken, und die Hand, die noch immer an der Jacke herumzog, zitterte.

„Greta," sagte die Lehrerin, „ich habe mit dem Herrn Rektor über Dich gesprochen. Du darfst von jetzt ab jeden Mittag bei ihm essen."

Aus dem braunen Gesichte des Mädchens blickten die schwarzen Flackeraugen ganz ungläubig die Lehrerin an.

„Du wirst Dich also etwas waschen und in Ordnung bringen, so gut Du kannst, Greta. Dann gehst Du hinauf und sagst mit einer Empfehlung von mir, daß ich Dich geschickt habe."

Der Mund des Kindes öffnete sich, doch über ein nervöses Auf- und Zuklappen kam er nicht hinaus.

Die Lehrerin ging. Sorgfältig musterte sich das Mädchen und stieg dann, einen feierlich anerkennenden Ausdruck im Gesicht, die teppichbelegte Treppe hinauf, die zur Privatwohnung des Schulbeherrschers führte. Die angestrengte Bemühung, aus dem quadratischen Untergestell heraus einen eleganten Zehengang zu erzeugen, erwies sich als überflüssige Kraftvergeudung. Patschend kam Greta oben an. Vor der Thüre blieb sie stehen. Ihr Herz klopfte. In ihrem Kopfe sauste, ihr selber unbewußt, die Erregung über die intime menschliche Beziehung zu dem Gewaltigen, die sich jetzt anknüpfen sollte. Doch da sog sie den Küchen-Mittagsgeruch ein, der durch das Schlüsselloch in den Treppenflur drang, und entschlossen drückte sie auf den Knopf der elektrischen Klingel.

* * *

„Haben Sie schon das neue Kleid gesehen?"

Die selbstzufriedenen Blicke des Rektors richteten sich auf Greta Meyer, die in einem dunkeln groben Wollkleide einen recht soliden Eindruck machte.

„Sie sieht aus, als sei sie in eine neue Form geprägt," meinte die Lehrerin lächelnd.

„Ja," erwiderte der Rektor, gerade als sie eine Biegung erreichten und sich an den spielenden Kindern auf dem Platze vorbei drängten, um wieder freie Bahn zu bekommen, „ja, wenn es nur etwas nützt. Ob sie die großen Wohlthaten, die ihr erwiesen werden, auch anerkennt? — Ich glaube, ich glaube, wir sind da an ein recht undankbares Material geraten."

„Das kann ich mir nicht denken. Sehen Sie doch nur das veränderte frische Wesen, die lebendigen, fröhlichen Augen!"

„Meinen Sie denn, daß schon ein Wort des Dankes über die Lippen

des Mädchens gekommen ist? — Steif wie ein Brett steht sie da, während sie mit offenen Händen immer nimmt und nimmt."

„Mir kommt es vor, als ob eine große Unbeholfenheit des Gefühlslebens sie hindert, zu einem Ausdruck ihrer Empfindungen zu kommen, so eine Art Scham — — — —"

„Ach was da! Scham? — Kennen solche Leute Scham? Sie haben zu viele Illusionen, Fräulein. Aber ich wollte doch von dem Kleid sprechen. Ich hatte da zufällig noch eine kleine Summe, die für gute Zwecke gespendet wurde. Die nahm ich, um den Kleiderstoff zu kaufen, und dann nähte meine Tochter das Kleid selbst. Ich sage Ihnen, das hat mir nun doch Freude gemacht, wahrhaftig. Denken Sie, wir standen bei der Anprobe alle herum, meine Frau, meine Kinder, ich — — — — es war zu schön. Man fühlt da wirklich, daß man ein gutes Werk thut."

Er nahm den Hut vom Kopfe und strich sich durchs Haar. Die gesteigerte Anerkennung seiner selbst verursachte ihm eine Blutwallung, die nach Kühlung schrie. Plötzlich erspähte sein geübter Blick ein flatterndes Papier, und sein geschulter, wohlgeordneter Geist empörte sich gegen eine solche Regellosigkeit.

„Flink, nimm das Papier fort," herrschte er ein spielendes Kind an.

„Unordnung und kein Ende," fügte er knurrend bei.

Sie schritten weiter und maßen den Schulhof immer wieder hinauf und hinunter. Der inspizierende Hauch, der dabei von dem Oberhaupte ausging, bekam den Kindern augenscheinlich nicht gut, denn sie retteten sich in eine harmlosere Atmosphäre, und es entstand ein kinderleerer Raum um das spazierende Paar. Welch ein Respektsbeweis für den Rektor! Das Gefühl des eigenen Wertes flutete eben wieder kräftiger durch sein Bewußtsein, und ein vergnügliches Lächeln kennzeichnete nach außen seine wohlbehagliche Stimmung.

„Ich stelle mir eben vor, wie das Gesicht der Greta lacht, wenn sie vor den vollen Schüsseln sitzt."

„Nichtwahr, das ist auch ein Dank?"

„Das heißt — gewiß — aber man ist doch auch ein wenig Mensch und hört gern ein freundliches Wort für das, was man thut. Und wenn das Kind nun einmal so unbeholfen ist, — es ist schlimm genug — aber könnten denn nicht die Eltern etwas von sich hören lassen? — Gott bewahre, fällt ihnen gar nicht ein. Die nehmen's, wo sie's kriegen können und haben am Ende noch an der Gabe auszusetzen."

„Im Herzen sind Ihnen die Leute gewiß sehr dankbar. Aber wenn sie des Abends spät aus der Fabrik kommen, sind sie wohl so abgestumpft von der anstrengenden Arbeit, daß sie sich zum Briefschreiben nicht mehr aufraffen können."

„Giebt es denn keinen Sonntag? Warum kommen sie denn nicht und bedanken sich, wie es anständig ist?"

„Ich will mit dem Kinde darüber sprechen."

„Das habe ich schon selbst gethan und ganz eingehend. Kürzlich in der Religionsstunde habe ich die Pflichten der Dankbarkeit durchgesprochen, im allgemeinen natürlich, doch mit deutlicher Beziehung auf das Kind. Und sie hat es auch verstanden, denn ich sah, daß sie rot wurde. Überdies habe ich sie später abgefragt; sie wußte ganz genau Bescheid, doch als ich einen praktischen Erfolg meiner Belehrung sehen wollte, machte sie den Mund fest zu und rührte sich nicht."

Er dachte gar nicht daran, den Eindruck zu beobachten, den sein Reden auf die Lehrerin machte. Wozu auch? — Sie war ja keine Behörde.

Nach einer kleinen Pause, die er zur Prüfung der Umgebung benutzte, fuhr er eifrig fort:

„Ich habe zu den Eltern geschickt und sie zu mir bestellt. Man muß doch wissen, mit wem man es zu thun hat. Wenn die Leute einen guten Eindruck auf mich machen, bin ich durchaus nicht abgeneigt, auch für sie etwas zu thun. Bei meinen vielen Hilfsquellen ist mir das ja eine Kleinigkeit. Sie müssen natürlich selbst kommen, sonst geschieht nichts, gar nichts."

„Ich habe ohnehin einen schweren Verdacht, Fräulein," fuhr er in dunkelgefärbtem, verheißungsvollem Tone fort. „Einen schweren Verdacht habe ich — wenn wir es hier nur nicht mit einem Sozialdemokraten zu thun haben! Die ganze Manier des Mädchens weist mich darauf hin. Nur in einem sozialdemokratisch verseuchten Hause kann solche Undankbarkeit groß gezogen werden. Da giebt es ja keinen Autoritätsglauben mehr. Die glauben an nichts, weder an Gott, noch an die Regierung, noch an die Schulbehörde, rein an gar nichts. Und alles muß ihnen von selbst in den Schoß fallen."

„Aber der Hunger des Kindes und die Krankheiten der Geschwister sind nun doch da — — — — —"

„Sie haben merkwürdige Ideen. Natürlich sind sie da, wir wissen es ja durch den Pedell, den ich hinschickte. Wenn das Kind gelogen hätte, würde ich ihm auch schön anders gekommen sein. Was übrigens die Moral des Mädchens angeht, so scheint sie mir trotzdem auf recht schwachen Füßen zu stehn. Hören Sie nur den Beweis. Gestern Mittag bekam sie Frikandellen zum Gemüse. Deren kann sie zwei bis drei essen, ohne sonderlich beschwert zu erscheinen. Überhaupt, wenn ich davon reden wollte! — ich kann es ja bei Ihnen ohne Scheu, denn Sie wissen, wie es gemeint ist — ja, denken Sie nur, das Kind ißt wie ein ausgewachsener Arbeiter. Wir können kaum genügend kochen. Anfangs lachten wir darüber, aber jetzt verdrießt

uns diese Unbescheidenheit doch, und wir können kaum freundlich gegen das Mädchen sein. Man muß Maß und Ziel kennen, Fräulein, meinen Sie nicht auch?"

„Das Kind ist so ausgehungert. Und ob es nicht instinktiv die Tage des Überflusses ausnutzt, indem es an spätere Zeiten des Darbens denkt?"

„Sie müssen natürlich Ihr Klassenkind in Schutz nehmen. Das kennt man ja an Ihnen. Aber hören Sie nur, was ich erzählen wollte: Also gestern hatte das Kind seine beiden Frikandellen richtig gegessen. Meine Frau gab ihm noch eine dritte. Da nahm es ein Stück Papier aus der Tasche, wickelte das Fleisch hinein und sagte: Das bring ich meinem Schwesterchen mit."

„Wie nett von ihr."

„Ja, warten Sie nur. Das dachten wir auch und waren ganz gerührt. Da unten auf der Straße aber begegnet ihr unerwartet die Lina, unser Dienstmädchen, und sieht, wie sie die Frikandelle in der Hand hat und sie rings herum abnagt. Nun, was sagen Sie dazu?"

Seine Mienen strahlten Triumph.

„Der Hunger war stärker, als der Trieb zum Guten."

Seine Augen kehrten von ihrer sieghaften Rundschau in die Umgebung zurück und bohrten sich mit schmerzhaft-erstauntem Ausdruck in das Gesicht der Lehrerin. Bosheit fand er darin nicht; vielleicht war sie etwas simpel.

„Hunger? — Wie kommen Sie mir vor, Fräulein? Vergessen Sie denn, daß das Kind grade von unserm Mittagessen kam?"

„Verzeihen Sie, Herr Rektor, aber die Greta glaubt gewiß immer an ihren Hunger, auch wenn sie keinen hat. Der hungerlose Zustand ist noch zu neu für sie, um richtig gewürdigt zu werden."

„Gründe haben Sie immer parat. Das weiß ich nun schon. Aber passen Sie mal auf, ob ich nicht recht habe, wenn ich sage, unsere Güte ist an diesem Kinde verschwendet."

Er zog den Hut und eilte mit wichtigen Schritten ins Haus. Sein Bewußtsein war das eines Mannes, der das Tüpfelchen auf dem i richtig anbrachte und nun alle Debatten als abgeschlossen betrachtet.

Die Glocke tönte. Die Kinder ordneten sich zu Paaren. Greta Meyer kam an der Lehrerin vorüber. Um ihr erhitztes Gesicht flogen wild die schwarzen Haare.

* * *

Ungefähr acht Tage später hielt der Rektor in der zweiten Mädchenklasse eine Prüfung ab. Er frug hier und da, und er zeigte ein ganz ungewöhnliches Interesse für den Bildungsgrad seiner Kostgängerin Greta

Meyer. Vielleicht lag ihm daran, den Umsatz eines guten Mittagessens in geistige Kraft zu konstatieren. —

Greta Meyer fiel zwar durch rote Backen und fliegendes Haar, nicht aber durch die Tiefe ihrer Erkenntnis auf. Das betrübte den Chef augenscheinlich. Denn er schüttelte mehrmals mißbilligend den Kopf und wandte sich dann mit einem so resignierten Blick der Lehrerin zu, als wolle er aus der Tiefe seines menschenfreundlichen Herzens die schmerzlich empfundenen Worte losringen:

Es geht nicht, es geht nicht — — — — — — —

Die Portionen mußten also verdoppelt werden. Doch der große, humane Zug, der durch sein Wesen ging, duldete keine allzu rasche Schlußfolgerung. Nochmals wandte er sich mit der Miene eines Erretters aus Schuld und Not und zugleich mit einer Frage so übervolksschulgemäß an die arme Greta, daß diese nicht wußte, was sie sollte und in der Verwirrung begann, einen auswendig gelernten Abschnitt als Antwort auf die ungefaßte Frage herzuleiern.

Das kann selbst für einen Humanitätsapostel zu arg werden.

„Setz Dich," herrschte er das Kind an. „Du bist ein faules Geschöpf, das niemals etwas lernen wird. An Dir ist alle Mühe umsonst verschwendet."

In ihrer lebhaft impulsiven Weise fing die Greta gleich an zu weinen, und dabei hielt sie sich den leider dummen Kopf so fest, daß ein weniger humaner Mensch vielleicht auf den einfältigen Gedanken verfallen wäre, das Kind habe Kopfschmerzen. Aber die Dummheit einer solchen Hypothese konnte hier glücklicher Weise nicht aufkommen.

Die Prüfung war zu Ende; die Geprüften verschwanden hinter der Schulthüre, und das lustige Fliegen ihrer Röcke um die Ecke zeigte, wie heilfroh sie waren.

„Ich bin zufrieden, Fräulein Starke," wandte sich der Chef an die Lehrerin. Die Kinder werden zum Denken angeregt, und sie wissen auch etwas. Das ist schon viel. Ich habe mir aber da einige Notizen gemacht, über die ich noch mit Ihnen sprechen möchte. Wir können das später thun. Nur eines möchte ich jetzt hintereinander bemerken, weil ich es besonders unangenehm empfunden habe. Sie erzielen nicht genügend Gleichmäßigkeit. Sehen Sie, solche Gegensätze, wie die Lisbeth Knepper und die Greta Meyer, die sollten doch nicht vorkommen. Die eine weiß alles — sie erstaunte mich gradezu — die andere weiß gar nichts, rein gar nichts. Sie müssen da etwas mehr ausgleichend zu wirken suchen, so daß man einen bessern Gesamteindruck von der ganzen Klasse hat. So eine Klasse muß erscheinen wie ein Einzelwesen."

„Die verschiedene Beanlagung der Kinder — — — —“

„Beanlagung, jawohl! Damit kann man in höhern Schulen rechnen. Hier haben wir eine hübsche Gleichmäßigkeit auszubilden, und dafür hat jeder Mensch Verstand genug. Wer ihn von unsern Schülerinnen nicht hat, muß in die Schule für idiotisch Veranlagte geschickt werden — für die ist freilich hier kein Platz.“

„Aber, Herr Rektor, eine Wiese läßt sich auch nicht so sorgsam scheren, daß kein Grashälmchen sich höher erhebt als das andere.“

Der Rektor runzelte die Stirn und machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle er diesen lästigen Einwurf schnell abthun.

„Dann lernen Sie wenigstens den Eindruck hervorbringen, Fräulein. Sie wissen ja jetzt, wie ich es wünsche. Wenn ich Ihnen übrigens nicht wohl wollte, würde ich Ihnen den Rat gar nicht gegeben haben. Sie würden dann bei einer Prüfung durch die Behörde etwas Hübsches zu hören bekommen. Da ist Gleichmäßigkeit die Hauptsache.“

Es entstand eine Pause. Die Lehrerin schaute wie abwesend aus dem Fenster, und eine Sehnsucht überkam sie nach der unendlichen Weite, die sich vor ihr ausdehnte und die fern am Horizont nebelhaft verschimmerte. Doch die Stimme ihres Nachbarn rief sie in die Schulwelt zurück.

„Davon später mehr. Ich habe in der Konferenz noch Gelegenheit, die Prinzipien unserer Schule zu besprechen. Es sind jetzt mehrere junge Kräfte hier, die Einzelwege einschlagen wollen, und das kann ich nicht dulden. Es ist von jeher für den Bestand einer Gesamtheit von Übel gewesen, wenn der Einzelne sich nicht unterordnen will.“

Von den Wiesen draußen grüßten die Blumen hinein durchs Fenster. Fräulein Starke bemerkte, daß sie alle in Größe und Form und Schönheit verschieden von einander waren, und daß eben die Regellosigkeit, in der sie aufwuchsen, ihr großer Reiz war.

„Übrigens, Fräulein, mit der Greta Meyer und mir ist es jetzt ganz aus. Ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinigen, ein Kind zu unterstützen, das der Unterstützung so wenig wert ist.“

Die Lehrerin sah ihn erschreckt an. In ihrem Kopfe tönte das Prinzip der Gleichmäßigkeit noch wieder.

„O nein, Herr Rektor, das werden Sie nicht thun. Wir haben ja gar keine Klage über das Kind. Das Betragen ist musterhaft — — —“

„Verzeihen Sie, Fräulein, aber die Begriffe sind bei Ihnen nicht genau genug festgestellt. Sie müssen sich doch in strengere Selbstzucht nehmen. Ein Kind, das so über alle Maßen faul ist, wie diese Greta Meyer, besitzt ein durchaus schlechtes Betragen.“

„Aber sie kann nicht, Herr Rektor, ganz gewiß, sie kann nicht. Die

Greta ist so wenig beanlagt, daß sie bei all ihrem guten Willen nichts erreichen kann."

„Wenn ein Kind sechs Jahre die Schule besucht und leistet dann so wenig wie diese Meyer, so ist sie durch nichts zu entschuldigen, Fräulein. Und ich sage Ihnen nochmals, mein Gewissen verbietet mir, einem solchen Kinde Gutes zu thun. Da giebt es viele Kinder, die meiner Wohlthaten würdiger sind."

„Kein Kind, das ärmer wäre — — — —"

„Die Armut allein verpflichtet doch nicht zum Wohlthun! Die Würdigkeit kommt auch in Betracht. Und von Würdigkeit ist hier keine Spur. Faulheit und Undankbarkeit des Kindes, Bequemlichkeit und Undankbarkeit der Eltern. Solche Triebe unterstütze ich durch meine Güte. Das ist einfach unmoralisch."

„Mir thut das arme Kind leid, weil es wieder hungern muß."

„Sehen Sie doch endlich mal von diesem Kinde ab und nehmen Sie einen höheren Standpunkt ein. Ist es nicht auch ein Unrecht, wenn ich irgend einem beliebigen Kinde Wohlthaten zukommen lasse, die ich auf viele arme Kinder verteilen könnte? Von jetzt an werde ich täglich ein Kind speisen, täglich. Aber jeden Tag ein anderes Kind. Es ist mir eine wahre Seelenfreude, ein armes Kind zu speisen. Ich möchte diesen Genuß nicht mehr entbehren."

Seine Stimme wurde weich und erhielt die bekannte Neigung zum Überschlagen, die vielleicht die Folge eines fehlerhaft gebildeten Organs war. Sprechorgan natürlich.

„Ich glaube, daß ich durch diese Weise wohlzuthun viel moralischer wirke, als in dem Falle Meyer. Wenn ich mir die Sache überlege: Da aß nun die Meyer täglich bei uns. Natürlich wurden in dem Kinde Vorstellungen groß, die später nicht voll gehalten werden konnten. Mein Wohlthun hätte leicht eine Quelle von Unzufriedenheit werden nd für das spätere Leben des Mädchens entsittlichend wirken können .... Nein nein, das hört mir auf."

„Darf ich Ihnen ein anderes Kind vorschlagen?"

„Ja — — — — a, aber es hat Zeit. Meine Frau verreist wahrscheinlich für einige Tage, und ich will warten, bis sie wiederkommt. Und dann — Sie werden's mir nicht übelnehmen? — möchte ich doch zunächst mit Kindern aus anderen Klassen anfangen. Ich will gleichmäßig vorgehen und möchte nicht gern ungerecht erscheinen. Sie haben mich auch am wenigsten nötig, denn Sie erringen für Ihre armen Kinder immer noch etwas auch ohne mich."

„Es reicht nicht für alle."

Er hörte sie gar nicht. Seine Fußspitzen strebten schon der Thüre zu. Eilfertig und mit dem Anscheine von Nachlässigkeit sagte er — es klang ganz nebenbei —:

„Bitte, Fräulein, teilen Sie der Greta Meyer mit, daß sie nicht mehr zum Essen kommen darf. Wegen mangelnder Leistungen also."

„Das wird mir nicht leicht sein."

„Thun Sie mir den Gefallen. Ich bin zu weich, wissen Sie, traurige Gesichter kann ich nicht sehen."

„Ich will es übernehmen," sagte die Lehrerin herb entschlossen.

„Ich danke Ihnen."

Die zappelnden Fußspitzen kamen endlich in eine vorwärts gleitende Bewegung. Im Nu war ihr Besitzer an der Thüre. Draußen im Treppenflur merkte er, daß die Schöße seines schwarzen Prüfungsrockes flogen. Da schritt er in gemäßigtem Tempo mit sanften, weichen Bewegungen — weich war das ihm zukommende Attribut im Superlativ — jedoch nicht ohne Würde die Treppe hinunter. Die Lehrer, die ihm begegneten und die den befreiten Ausdruck in seinem Gesichte sahen, lachten sich zu und sagten:

„Er hat seine gute Laune."

Und nie wieder ward ein Kind in der Küche des Herrn Rektors gesehen.



Spreu im Winde!

Gedanken eines Achtzigjährigen.

Von Karl Guntram.

(Graz.)

Sapere aude.
Hor.

I.

Ob ich als ein hochbejahrter Mann noch Lust und Muße finde, von den Gedanken, die mich beschäftigten, von den Überzeugungen, die ich gewann, einige niederzuschreiben und zu sammeln, ich weiß es nicht. Wir wollen es versuchen und den Anfang dazu machen. Für wen? Wozu? Zu welchem Ende? Ich weiß es nicht.

Alles nur Fragment — Spreu!

„Nun, und was bringst du Neues? Was kannst du Neues bringen? du bist ein Liberaler —?"

Das Wort ist ein weiter Mantel . . . riecht etwas nach Fusel . . . Was haben sie nicht alles geschwätzt! . .

„Ein Reaktionär —?"

Vielleicht.

„Ein Klerikaler —?"

O Gott! o Gott! ich bekreuzige mich . .

„Vielleicht gar ein Nihilist —?"

Was verstehst du darunter? Bange machen gilt nicht.

„Ein Konservativer? —"

Nun ja. Mag sein.

„Du willst also alles beim Alten?"

O nein! Ich möchte der hausbackenen Vernunft mehr Geltung.

„Willst eine Lanze einlegen?" —

Wie's kommt.

„Und gegen was?"

Nur gegen Unvernunft.

„Und deine Devise —?"

Ich bin kein fahrender Ritter, um mit Devisen zu stolzieren.

Ich will es zum voraus kurz und offen bekennen, ich bin ein Pessimist, d. h. einer mit dem tiefinnersten Erkennen, daß es bei der Schaffung des Menschen nicht auf sein Glück abgesehen war. Nichtigkeit ist für den denkenden Menschen das Alpha und Omega, die Signatur des Lebens. Doch bin ich ein Pessimist, mit dem sich ganz gut leben läßt, weil er eben auf der Folie seiner Anschauung mit dem Partikelchen, das ihm von menschlichem Glück, was wir so nennen, zu teil geworden, wenn auch bei der Rechnung oft herzlich wenig herausschaute, immer dankbar fürlieb nahm. Das Leben hat keinen Selbstzweck. Wir Menschen sind nur eine Staffage, eine lebendige Ausschmückung für unsern Erdenplaneten, der zum Vergnügen dämonischer Gewalten — wer vermöchte sie näher zu bezeichnen — oder zum eigenen Vergnügen seine Bahnen abrollt. Dabei bleibt die Natur erhaben und herrlich. Sie und die Kunst erfreuen unser Herz. Die Aufgabe, die sich der fortschrittliche Mensch selbst geschaffen, die Aufgabe, das Leben für sich und für andre so gut zu gestalten, als es angeht, ist eine an sich lohnende und schöne. Das Beglückendste aber ist heilige echte Liebe — alles mag im Sturm verwehen, mag zerstäuben und vergehen, alles, nur die Liebe nicht!

*

Nur der Pessimist, der wenig verlangt und immer Besseres findet und erreicht, ist nach meiner Anschauung das Wesen, das lehrend, sprechend und

handelnd in die Welt paßt, weil die groben Anstöße des Schicksals den Wohlvorbereiteten nicht aus dem Sattel heben und ihn nie blöder Dünkel seines Menschentums beschleicht.

*

Der Dichter mag immerhin sagen, daß das Getriebe zusammenhält durch Hunger und durch Liebe. Der Philosoph wird aber die Sache noch einfacher fassen und sagen: nur durch die Liebe. Liebe ist die Centralsonne, um die sich das ganze menschliche Dasein bewegt, wir mögen es vom ernsten, pathetischen, physikalischen, historischen, humoristischen Standpunkt auffassen, die Centralsonne, die zugleich alles in Bewegung setzt. Und wenn wir nach dem Zwecke unsers armen Daseins fragen? Wir erscheinen in der Welt durch die Liebe, wir wachsen und nähren uns, um Kinder zu erzeugen, wir gehen aus der Welt, um ihnen Platz zu machen. Sie nimmt die verschiedensten Gestalten an und führt doch auf dieselbe Lichtquelle zurück. Liebe hier in natürlichem plastischem Ausdruck, dort vergeistigt und verfeinert wie Klänge aus einer andern Welt. Liebe, zugleich der Engel und der Teufel, die den Menschen durchs Leben geleiten, und alle Katastrophen führen mittelbar oder unmittelbar auf ihre Mysterien zurück. Der Augenblick, der den Mann zum Weibe führt, sei es mit der Legitimation des Gesetzes oder ohne dieselbe, setzt tausend geheimnisvolle Fäden in Bewegung; wie ein elektrischer Telegraph wirkt es in fernste Zeiten und Räume; die Seelen noch Ungeborener werden aufgerüttelt, das Schicksal fremder Personen an unsere Fersen geknüpft; ein weites unbekanntes Labyrinth thut sich auf, und Ziffern und Rechnungen erstehen vor unsern Augen und tänzeln auf ihren Stelzbeinen, wie die Figuren in einem journalistischen Rebus.

*

Keuschheit im engsten Sinne des Worts giebt moralische und physische Kraft. Enthaltsamkeit, ohne in den gelegentlichen Wahnwitz und die Übertreibungen eines Tolstoi zu verfallen, kann an sich eine Tugend sein. Der geschlechtliche Trieb als der mächtigste im Menschen hat sein Anrecht auf Befriedigung. Ehe und Familie sind die Grundlagen des Staates; sie sind aber auch in Wahrheit das Schönste und Beglückendste im Leben, und die Ermöglichung früher Ehen aus den verschiedensten Standpunkten für den Staat ein Gebot der Vernunft und Sittlichkeit. Nur ein eheliches Verhältnis giebt geschlechtlicher Vereinigung Weihe und Heiligkeit. Für die weibliche Jugend wird strenge Jungfräulichkeit immer der Schmuck und das Palladium ihrer unbewußten Würde bilden. Der junge Mann mag in geschlechtlichen Beziehungen weitere Indulgenz in Anspruch nehmen, wenn nie die Zügel des Verstandes aus der Hand gelassen und die freie Selbstbestimmung, der sittliche Selbstwille und feine Bewahrung

nicht gefährdet werden. Wie schal, wie miserabel, wie herabwürdigend erscheinen nach gemachter Lebensschule sinnliche Verirrungen! wie erlogen das gefabelte Vergnügen! wie schreckhaft oft die Folgen! Und alles, alles um Hekuba! Wahrheit und vernünftige Auffassung der Verhältnisse — auch hier allein der richtige Weg.

*

Verachte das Leben! aber mit einem gewissen Humor. Lasse dir nie von deinem werten Ich, wenn es sich vielleicht einer leiblichen Existenz erfreut, den Sinn verwirren. Wenn du deine Augen offen bewahrst und sie nicht absichtlich verschließest für alles physische, moralische und soziale Elend, das an dich heran und rund um dich wuchert, so mußt du trotz aller glänzenden Herrlichkeiten einbekennen, der alte Schopenhauer mit seinen „ruchlosen" Bemerkungen hat recht. Hilf aber mit mitleidigem Gemüte mitflicken, so gut du kannst, und lache oder spotte, wenn ewig und ewig wieder ein Löchlein reißt.

*

Es ist gut, sagt ein berühmter französischer Schriftsteller, das Kind zu gewöhnen, sich schon frühzeitig als ein fortschrittliches Wesen anzusehen, und sein Herz allen stolzen Hoffnungen zu öffnen. Aber es lerne auch zugleich, nichts zu verachten, seine Vorfahren und seinen Ursprung nicht hochmütig zu verleugnen, sich, ohne zu erröten, nur als ein Tier in verbesserter Auflage zu betrachten, und sich in solidarischem Zusammenhang nicht bloß mit den menschlichen Geschöpfen auf unterster Stufe, sondern auch mit dem Tiere selbst zu fühlen, von welchem es abstammt und das wir in uns immer wieder finden, so oft wir uns die Mühe nehmen, in die Tiefen unsers Selbst hinabzusteigen.

*

Die Leibnizische Theodizee, die Vergötterung des Lebens, der systematische Optimismus, ohne die Flicken und Wundpflaster aus einer andern Welt, einer Phantasie-Welt, zu entlehnen, ist haltlos, und der große Kant schon mußte zugestehen, daß es mit der Auffindung eines vernünftigen Zweckes, warum wir in der Welt, überhaupt sehr mißlich stehen, und daß alles, was von Glückseligkeit pro nunc et tunc gefabelt wird, menschliche Erfindungen sind. Das Leben ist, kurz gesagt, nichts als eine traurige Posse, ein Widerspruch in sich selber, eine Seifenblase, mit wenigen Worten alles andere eher, als ein oktroyiertes Glück. Alles dies natürlich vom menschlichen Standpunkt. Aber wir haben keinen andern und können keinen andern haben. Darum ist Schopenhauer so groß, weil er, der Denk- und Sprachgewaltige, dies

unverhüllt anerkannte und aussprach. Darum hat er sich in verhältnismäßig kurzer Zeit und trotz aller Reaktion, die so oft einen 'offiziellen Charakter annahm, die ganze Welt erobert und Wissenschaft, Schule, Kunst, Dichtung in allen Landen ließen diesen Einfluß verspüren. Seine verwundbare Achilles-Ferse ist nur sein geringer Positivismus für das Leben, für die praktische Welt. Seine Erkenntnis schließt die Aktivität nicht aus, aber er hebt zu wenig hervor, daß gerade auf seiner Grundlage die Entwicklung des praktischen Menschen am förderſamsten vorschreiten solle und könne. Denn auch innerhalb des Rahmens eines — nüchtern betrachtet — so armseligen Lebens soll der Mensch vorwärts trachten, vorwärts, und sich für sein eigenes und anderer geistiges und leibliches Wohl und Besserwerden aufs Möglichste bethätigen.

*

Die Reformation war keine Befreiung des Gedankens. Wohl aber hat sie uns den dreißigjährigen Krieg gebracht. Partikularismus und Habgier machten sich ihren Aushänge-Schild zu nutze. Sie hat uns um drei Jahrhunderte zurückgeworfen, und noch jetzt kranken wir unleugbar an den traurigen Folgen. Religiöse Streitigkeiten, wie es schon zur byzantinischen Periode der Fall gewesen, waren immer der Herd moralischer und geistiger Verwilderung. Die frische, frohe, freie, bereits begonnene Vorarbeit des Gedankens war aufgehalten, und durch die gegen die gewaltsamen Umtriebe notwendig gewordne Repression vielfach gefährdet. Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gab es hoffnungsfreudige Blüte und lebhaftere Geistesbewegung als in den nächsten Jahrhunderten darnach, bis endlich die Rute Voltaires wieder die trägen und verschrobenen Geister aufweckte und ein Kant sein gewaltiges Licht leuchten ließ. Innerhalb einer Kirche, ich sage nicht eines Kirchen-Glaubens, sondern nur mit Belassung einer äußeren gleichen Gewandung, konnte sich, was für soziale, politische und wirtschaftliche Wohlfahrt und Verständigung in Deutschland notwendig, leichter entwickeln und vollziehen. Wie die Sache jetzt steht, muß es vor allem von jeder offiziellen Anerkennung oder Bevorzugung einzelner Konfessionen nach und nach abkommen. Soll sich's jeder nach seiner Façon einrichten und sich der Staat nur soweit darum kümmern, daß unsre Religiosen nicht raufend werden untereinander!

*

Noch immer bildet die Konfession in allen großen sozialen und politischen Fragen eine scheidende Mauer, nimmt vollste Berücksichtigung in Anspruch, erschwert das Handreichen und Zusammengehen in tausendfältigen

Kleinigkeiten. Aber es ist noch weniger die Scheidewand, die zu bedauern ist, als daß das Konfessionswesen hundert einfältigen und boshaften Intriguen zur Maske, zum willkommenen Vorwand, zur Hetzpeitsche auch noch in unseren Tagen zu dienen vermag.

*

Den Katholizismus umgiebt noch immer ein poetisches Prestige. Er verlangt nicht einmal für die Überfülle von starkem Tabak, den er uns bietet, einen herzhaften Glauben. Er weiß recht gut, das giebt's nicht mehr. Dagegen macht sich der sogenannte orthodoxe Protestantismus gern widerlich breit in patziger Aufgeblasenheit mit seiner hofpredigerlichen Anmaßung, seinen Kompromissen. Niemand ist im Grunde toleranter, als ein halbwegs aufgeklärter Katholik. Die sogenannte weitere katholische Gemeinde nimmt es in Sachen des Glaubens durchaus nicht so strenge. Ihr genügt ein gefälliges Festhalten an einem gewissen konventionellen Pomp. Der organisierte geistliche Wehrstand, die ecclesia militans in unseren Tagen, ist dramatischer Blödsinn, Tamtam-Gelärm, tragi-komischer Anakronismus.

*

Was haben die Leute unter dem Titel „liberal" nicht gesündigt? wie viel abgeschmacktes und verlognes Zeug gebracht, sich in Schlagworten der verbrauchtesten Art erschöpft?! Da gab's Krakehlereien ohne Not und Ende; Humanitätsdusel an ganz unrechtem Flecke; Kokettieren mit dem miserabelsten Gesindel; Widerstandspredigten gegen jede Autorität; dummstolzes Sich-erheben-wollen über so vieles, was einem ehrlichen Mann sonst heilig war; gelegentlich ein Lächerlichmachen von allem, was patriarchalisches Empfinden, Loyalität und Treue heißt. Glücklicherweise war es oft mehr ungezogene Sitte, Kneipen-Renommisterei, ungegohrener Most. Lassen wir uns dadurch nicht irre machen. Denn unter welcher anderen Fahne als der liberalen kann die honette Intelligenz sich zu Schutz und Trutz vereinigen und sammeln?!

*

Der Mensch besteht um der Welt willen und zwar als Staffage. Bühnen-Staffage. Immerhin ein Zweck, nur dürfen wir nicht thörichterweise mit Selbstzweck viel flunkern. Wir sind eben nur Komparsen, Staffage, unfreiwillig Mitspielende. Und wenn wir auch nur unsre, gegen das große theatrum mundi wie ein mathematischer Punkt verschwindende, kleine Erde ins Auge fassen, es ist ein gar wunderbares theatrum, mit seinen Milliarden darauf wimmelnder Organismen, mit der unendlichen Tragik und Possenhaftigkeit, die sich darauf abspielen.

*

Ob wir, was über Raum, Zeit und Kausalitätsverband hinaus, Dämonen, Götter oder philosophisch unifiziert Gott heißen wollen, der Name ist um so mehr gleichgültig, als diese transcendente Region und jede Folgerung auf dieselbe für uns hermetisch verschlossen ist. Wir stehen an der unverrückbaren und unüberschreitbaren Grenze, über die sich nur zu vergeblichen Ikarusflügen ein müßiger Nachtwandler hinauswagt.

*

Wir alle mehr oder minder leben und bewegen uns unter hypnotischem Einfluß, der sich auf jedem Schritt und Tritt, den wir machen, kundgiebt, ich meine nicht die Hypnose durch äußere Einwirkung, nein, ich meine die unfreiwillige Selbsthypnose, die an dem nur in so seltenen Exemplaren vollends gesunden Menschen von dem Körper, seinem Herrn und Gebieter, mehr oder weniger unbarmherzig ausgeübt wird. Es ist eine gar traurige Sache. Es ist wie ein Netz, das uns umstrickt, ein unentrinnbares Etwas, das uns in manchen Stunden zu Boden drückt, und wieder stürmisch empört, mit Begier und Leidenschaft erfüllt, zu den dümmsten Verirrungen treibt. Es sind oft nichts anderes als Krankheitssymptome, Verstimmungen der Organe, vielleicht Wirkungen von Bakterien und Bazillen und anderm edlen Naturgewürm. Die Resultate aber sind hypnotische. Darum ist auch Hygiene in der modernen Mythologie mit Recht die Olympische Primadonna, und dieser weit über Jupiter hinaus für das Menschengeschlecht wichtigsten Göttin laßt uns einen Tempel bauen und ihr opfern!

*

Wie in so viel andern Dingen ist auch für die Idee einer individuellen Unsterblichkeit die Wurzel im alten römischen Heidentum zu suchen, das gerne seine naturalistischen Anschauungen phantastisch ausschmückte, so daß man das überwuchernde Gewinde von dem, was dahinter, kaum mehr zu trennen vermag. Nur nahmen die Griechen und Römer Olymp, Elysium, Hades weniger wörtlich und gestanden nur ihrer poetischen Existenz Berechtigung zu, während unsere Zeit noch immer offiziell an Himmel und Hölle festhält, auch immer noch Schwärmer findet, die ein persönliches Fortleben und Wiedersehen in ihr Glaubensbekenntnis wenigstens coram publico aufnehmen und diesen Glauben in Wort, Buch und Schrift zur Schau tragen.

*

Warum sich mit Illusionen wiegen, von denen man doch wissen muß, daß es eben nur Illusionen sind? Wenn wir aufgehört haben zu leben, so haben wir auch zu sein aufgehört. Oder als was sollten wir fortleben?

Als das, was wir im Stadium unseres Ablebens waren, als Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Säuglinge? Gewiß nicht. Oder als inzwischen noch Reifendes oder Gereiftes? Oder als eine Mischung dessen, was wir waren und sind? Das Individuum, das dahin geht, ist ein partiell und zeitlich Gewesenes, Schemenartiges, Verflüchtigendes, das wie ein erlöschender Funke dahingeht, um nicht wiederzukehren. Wir haben keine Erinnerung an ein Vorherleben und werden es auch nicht nach unserm jetzigen Leben haben. Und gut so! sehr gut so! Lethe! Lethe! Oder sollte nur ein gewisses Seelisches fortexistieren? Nehme ich z. B. meine Individualität. Ein guter ehrlicher Mensch, der ich immer gewesen. Also ein guter ehrlicher Menschenstoff sollte von mir bleiben oder in die Ewigkeit hinübergehen. In meinen Kindern und Kindeskindern vielleicht. Aber dieser Stoff, diese essentia ist jedenfalls ohne persönliche Selbständigkeit, ohne Erinnerung, ohne Individualität. Ein Nachklang, der sich durch einige Generationen erhält, bis er in fremden Tonmischungen verschwimmt. Warum daher nicht ehrlich und offen brechen mit gefährlichen Illusionen, um so gefährlicher, wenn wir auf diesem Luftbau unsern Moralkodex mit obligater Sanktion gründen wollen?

II.

Was wir wollen? Wir wollen uns nach Möglichkeit des Lebens freuen, soweit es Wind und Wetter gestatten und möglichst friedlich mit einander leben. Möglichst, sage ich. Denn der Kampf wird nie ausbleiben, mit der Natur, mit unsern Brüdern, am meisten mit uns selbst. Das Leben ist und bleibt ein Kampf. Aber wir möchten miteinander auskommen. Daraus entwickeln sich auch am Ende die gesunden Vorschriften, an die wir uns fürs Leben zu halten haben. Aber indem wir auch für andre sorgen und jedem freie Bahn lassen, mögen wir nie vergessen, daß der Schutz des Friedens und der ehrlichen Arbeit das höchste Gesetz ist, und seien wir nie zu feige und schwächlich, um allem mit blanker Waffe entgegen zu treten, was in tausend Gestalten dem Geiste vernünftiger Ordnung widerstrebt.

*

Es giebt Stimmungen, wo mich meines eigenen Nichts durchbohrendes Gefühl verfolgt und peinigt. Gehe hinaus, sömmere dich, verdufte! rief es mir in solchen Momenten; und ich stürzte mich mitten ins Getriebe, in den Strudel der Menschen. Und während ich noch vor kurzem nur über meinem eigenen Nichts gebrütet, überkommt mich im Spiegelreflex der Phantome, die meinen Weg kreuzen, der Humor. Wie sich das ergötzlich aneinander und durcheinander bewegt, hier ein vornehmes Nichts in vier=

spänniger Karosse, dort das feiste Nichts eines Bonzen, das liebliche Nichts hübscher Mädchen, das schäkernde Nichts der Kinder, das Pfauenschweif-Nichts nobler Damen, das moussierende Nichts lärmender Jugend, das mattäugige, stirnenfaltige, glatzköpfige Nichts des Alters und alle diese Nichtse, wie sich das spreizt, hüpft, tänzelt, kutschiert, Gesichter schneidet, sich begafft, moquiert und gleichgültig vorüber wandelt; hier ein Nichts in stolzer Selbstgefälligkeit, dort ein Schock schmutziger Nichtse aus dem Kellergeschoß der Gesellschaft, hier ein verdrießliches Nichts, das wie der Nebel sich zu Thale senkt, dort ein lachendes Nichts, wie ein Stück blauer Himmel, hier ein Millionären-Nichts, dort Nichtse in Lumpen, und zwischen allen diesen Nichtsen das spärlich gesäte Nichts eines weisen Mannes, dessen Stimme aber in Nichts verklingt, wie das Glöcklein des Eremiten.

*

Balance halten, heißt es — darin besteht die Kunst des Lebens. Alles balanciert. Die Systeme balancieren, der Soldat balanciert, der Dachdecker balanciert, das Glück balanciert. So balancieren wir alle, bis wir die Balance verlieren und vom Drahtseil herunterpurzeln.

*

Aus dem zumeist in träger Ruhe schlummernden Gestein entstrebt die Pflanze farbig zum Sonnenlicht. Schon verschieben sich die Koulissen, und die Tierwelt spaziert über die Bühne. Aber erst mit dem denkenden Menschen tritt wirkliches pulsierendes Leben in die Welt. Nun so seid, bevölkert die Erde, grabt, baut, tummelt euch. Schafft euch eine Aufgabe fürs Leben. Und diese Aufgabe war und muß bleiben, die Welt für sich und andre möglichst wohnlich zu machen. Aber wie lange und lange wandelte der Mensch ohne Bewußtsein seiner Wege, bis der erste Keim dieses Bewußtseins aufging und sich weiter entwickelte. Damit begann erst das Menschentum. Alles was der Mensch schuf, nach und nach schuf und begründete, Sitte, Gewissen, Sprache, Geschichte, Wissenschaft, Staat, ja die Werthaltung des Lebens selbst, gehören zum Menschentum und sind sein eigentliches Eigen, seine Schöpfung. Das Menschentum erstand wie eine plutonisch emporgehobene Insel im Ozean der Natur, oder richtiger die Natur spie den Menschen, wie der Hai den Propheten Jonas an die Küste des Lebens, das unfertige Ding sich selber und seiner Entwicklung überlassend.

*

Weiche nie dem Erkennen aus, wenn es auch für den Augenblick deinem weichern Gemüt nichts Freudiges enthüllt. Der Mensch mit seiner Nervosität, seiner ganzen problematischen Leibeskonstitution, seinen seelischen Gebresten, von hundert Krankheiten heimgesucht, von Hinfälligkeit und Tod

auf jedem Schritte bedroht, giebt wahrlich, wenn du dem Wesen auf den Grund gehst, deinen Betrachtungen kein heitres Objekt. Aber du kannst und sollst an der Hand der Erkenntnis dein Herz stärken und zugleich mit Mitleid erfüllen. Laß manchmal auch den Humor etwas gelten; es ist ein alter und treuer Freund!



Crescendo.

Skizze von Hans von Weber.

(Leipzig.)

Ein schöner, wonniger Frühlingstag, wie mancher schon vorher, lachte ins Zimmer. Ich saß am Schreibtisch und meditierte. Da klingelte es. Ich hörte die Thüre gehn. Hastige Schritte im Vorsaal — es klopfte.

„Herein!" Mein Freund stürmte ins Zimmer. Hans Brandow — Hans — oder „Hanschen", wie ihn seine Li nennt. Li ist seine Geliebte und heißt eigentlich Elise.

„'Teg! — Wie geht's?"

„„Danke und Dir?!""

„Ach, scheißlich — einfach scheißlich! — Ich habe einen Moralischen — einen Moralischen, sage ich Dir!" . . .

„„Wie immer . .""

„Nee, schlimmer — eigentlich schon mehr — na — — hast Du 'ne Cigarre?"

„„Leicht oder schwer?""

„Schwer bitte — und 'n Glas Wasser?"

Um Wasser bittet er stets, wenn er Wein meint. — — Er dankte für das Gereichte und sagte dann ziemlich aufgeregt:

„Du, Walter, muß Dir was erzählen, ich habe gestern was erlebt —, so 'was —"

„„Mit 'n Mädel?""

„Jaa — das heißt, nee — „Mädel", weißt Du — „Mädel" — — „Dame" eher —"

„„Na — und Li!!""

„Li! — Das ist's ja eben. Ich bin ein Esel, sag' ich Dir — ein Esel!!! . . Mit Li ist's aus —"

„„Aus?! — ja, was ist denn nur los?""

„Ach Gott, weißt Du, das wär' ja weiter gar nichts — Li — Gott — Li, ist ja ganz nettes Mädel —"

„„Aber erzähl' doch mal."" —

„Hab' Dir doch schon mal erzählt von der Engländerin, Miß Bowen, die unter mir wohnt —"

„„Ich glaube —; ist das nicht die Sängerin?""

„Ja — mit der ich immer in den Haaren lag — wegen des Klavierspiels. Allemal, wenn sie früh sang, schickte ich runter, weil ich Ruhe haben wollte, und wenn ich abends Klavier spielte, schickte sie 'rauf — — —"

„„Erzähltest Du nicht, daß sie neulich —""

„Mich beim Hauswirt verklagte? Ganz recht — die! — Also denke Dir — gestern Nachmittag sitze ich wieder am Klavier, denke — so in der Nachtischstimmung — an 'nen verflossenen Schatz nnd haue irgend 'nen verliebten Gassenhauer runter, da klingelt es — und nach 'ner Weile kommt meine Wirtin 'rein mit 'ner Karte —

‚Herr Jehsses, Herr Doktor,' da ist die Engländerin von da unten — die will Sie durchaus sprechen.' Ich springe auf. — „Was? mich?!" — Ja, ich hab' er schon gesaagt, daß der Herr Doktor keene Besuche jetzt nich annimmt, aber nee — — — hier is ihre Karte —' „Ja, was will sie denn?" frag' ich — ‚Ich weeß's nich,' sagt sie, ‚soll ich sie wegschick'n?' Na, ich sag' ihr, sie soll die Lady in den Salon führen, mache mich noch ein bißchen zurecht, warte noch 'nen Moment und geh' dann 'rein.

Donnerwetter, sag' ich Dir, ist das ein Weib. Wie ich eintrat, stand sie vor dem Schreibtisch und guckte sich die Mädelbilder drauf an. Dann drehte sie sich 'rum und warf mir 'nen Blick zu, — ich sage Dir 'n Blick — na, ich that sehr kühl trotzdem, stellte mich vor und fragte, womit ich dienen könne.

‚Ich bin Miß Bowen und wohne hier unter Ihnen,' sagte sie mit so 'nem süßen englischen Accent — weißt Du, so — — und uohne hier uhnter I—hnen! — — —

Ich bot ihr Platz an und guckte sie fragend an. Und dann legte sie los mit einem eklig hochmütigen Gesicht:

‚Mein Herr, wir haben schon oft zu Ihnen hinaufgeschickt, weil wir Ihr Klavierspiel nicht vertragen können und namentlich nicht nach dem luncheon und abends nach dem dinner — Sie sind aber sehr unhoflich, daß Sie nicht gethan haben, was wir Sie haben gebeten. — Denn es ist ganz abscheulich, uenn Sie spielen, denn Sie spielen sehr schlecht. Und

uenn Sie weiter sind so unhoflich, werden wir müssen ziehn aus dem Haus, und das ist nicht gentlemanly, zu treiben Damen aus einem Haus.'

Das schien sie auswendig gelernt zu haben — na, und weißt Du, angenehm ist's gerade nicht, wenn man merkt, daß 'ne Dame so'ne Grobheit auch noch auswendig gelernt hat.

Im ersten Moment war ich auch starr und einfach wütend — ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Dann aber mußte ich lachen und platzte 'raus: „Na, so was ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!" Die blieb aber ganz ruhig und sagte: ,Uas?! — Daß eine Dame zu Ihnen kommt, um Ihnen zu sagen, daß Sie nicht Klavier spielen sollen? — Das ist allerdings ungewohnlich, aber mir ist auch ein solches Klavierspielen noch gar nicht vorgekommen!'

— So 'ne Krabbe! Was?! Na, mir war es auch ein bißchen zu toll, ich stand auf und sagte: „Mein Fräulein, wenn Sie grob sein wollen, dann haben Sie im Parterre Raum genug — hier bitte ich mir aus, daß Sie sich — ladylike benehmen!"

Erst war sie paff, dann aber richtete sie sich auf mit einem Ausdruck — Donnerwetter — ich sage Dir, ein brillantes Weib, — so ganz wie — wie — — na einfach tadellos. Mir that's auch schon leid, daß ich sie so angefahren hatte, da sagte sie: ,Denken Sie etwa, mein Herr, Sie haben das Recht, unhoflich zu sein, uenn man Ihnen die Wahrheit sagt, oder ueil ich hier zu Ihnen komme, uas allerdings in Deutschland nicht Sitte ist? O, das ist sehr schlecht und feige von Ihnen, gegen eine Dame so zu sein; auch uenn diese Dame Ihnen sagt, daß Ihr Klavierspiel häßlich ist. Denn Sie spielen schrecklich — erst gestern haben Sie den Brautchor gespielt aus Lohngrin in C-dur. Das kann man doch nicht hören, das ist einfach un— erträglich — den Brautchor in C-dur!' Ich mußte nun wieder lachen — natürlich — und wollte Einwände machen, — sie ließ sich aber gar nicht stören, sondern eiferte weiter. — Dabei zog sie sich ganz nervös die Handschuh aus und schlug sich damit in die Hände, dann sprang sie plötzlich auf und wollte gehn, indem sie mir nochmals versicherte, ich spielte abscheulich.

Während sie so dagesessen, hatte ich mir das Mädel angesehen, und es that mir jetzt leid, daß sie weggehen wollte. Was die für Augen hatte, so ganz schwarze, große, uhh — ich sage Dir — und blonde Haare dazu! Und dann die Gestalt — so weich und schmiegsam — und so chic alles an ihr — so Rasse, dann die Händchen, schmal, zart, Handschuhnummer schon mehr minus. Und wie sie so rumfuchtelte und mir mit ihrer scherzhaften Aussprache eine süße kleine schneidige Grobheit nach der andern sagte — — nee, die durfte nicht fort.

Und da stellte ich mich denn in die Thür und sprudelte eine lange

Rede heraus, was mir gerade in den Mund kam: es thät mir leid, daß ich grob gewesen sei, sie wäre es aber auch gewesen, es wäre aber auch von ihr feige, wenn sie jetzt nach all den Auklagen fort wollte, ohne mich zu hören, das Klavierspiel klänge vielleicht nur so durch die Decke.

„Haben Sie Stuck an der Decke?“ fragt' ich schnell — ‚Ich glaube — —‘ „Nu natürlich — durch Stuck klingt so was immer toll — haben Sie noch nie gelesen, daß Stuck ein ganz unmusikalischer Stoff ist, der jede Akustik stört?“ Natürlich machte sie ein dummes Gesicht. — „Nun sehn Sie, ich will Ihnen doch gleich mal hier was vorspielen — wenn Sie gestatten?“ Sie überlegte einen Moment, dann nickte sie und ich führte sie ins Nebenzimmer. — Du weißt, mein Klavier steht im Schlafzimmer. Als sie da eintrat, wurde sie erst rot, dann aber siegte natürlich die Neugierde, und sie fing an, die ganze Einrichtung zu mustern: den schwarzen Sternenhimmel über den weißen Möbeln, den Toilettentisch mit den vielen Fläschchen und Damensachen, den Divan, auf dem ein langer Strumpf lag, den ich schnell entfernte, und das große breite Himmelbett. Zum ersten Male sah ich sie ein wenig befangen, zumal sie das Klavier im Hintergrund erst gar nicht sah, da der Paravent es verdeckte. Da bemerkte sie auf einmal meinen Waldmann, der es sich in seinem Korb neben dem Bett bequem gemacht hatte, und da war sie gleich wieder munter. ‚O, Sie haben eine kleine Hund! Welch ein sußes Tier. — Beißt er? Oh, wie alt ist er denn? Darf man ihn streicheln? Ist er wirklich ganz gut?‘ Und ehe ich überhaupt noch antworten konnte, kniete sie auch schon neben dem Korbe und fing an, den Köter zu liebkosen.

Das war nun wieder mal ein Anblick — ich bin jetzt noch ganz rappelig, wenn ich dran denke! Süß — einfach süß, — wie das Mädel da kniete, neben meinem Bette, in meinem Schlafzimmer — — — —

Na, ich setzte mich dann an den Klimperkasten 'ran und ließ die Hände auf die Tasten fallen, ohne hinzusehen — natürlich eine fürchterliche Dissonanz. Das Mädel fuhr denn auch gleich in die Höhe, hielt die Hände an die Ohren und schrie: ‚Oh, wie ist das abscheulich — sehen Sie, das war wieder so ein falscher Akkord wie neulich im Brautchor.‘ Na, da griff ich denn schnell ein paar richtige Akkorde und fing dann an, irgend was Sentimentales, — ich glaube es war die Loreley — zu spielen. Da sagte sie auf einmal: ‚Ist denn das Ihr Geschmack, so langweiliges Zeug zu spielen?‘ Sofort verneinte ich das energisch und fing dann an, zu entwickeln, was mir in der Musik am meisten gefiel. Natürlich was Leidenschaftliches, sowas, was die Mädels kitzelt: na, also Chopin, Brahms, Liszt, Wagner — Bizet.

Kaum hatte sie den Namen gehört, da war sie auch schon Feuer und Flamme.

‚Oh, Bizet! — kennen Sie Carmen?‘

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein, meine Lieblingsoper!“

‚Oh, nicht wahr, es ist doch zu schön, es freut mich sehr, daß Sie die selbe Ansicht haben, wie ich. Da ist da unten bei uns oft ein Mr. Bogle, oh der ist immer sehr bös, wenn ich Carmen singe, weil er sagt, das sei gar keine Musik, das sei eine einzige große Walzer.‘ Ich machte schleunigst ein entrüstetes Gesicht und bewies ihr sofort, daß der schlechte Mr. Bogle dadurch in meinen Augen beträchtlich gesunken sei. Und da überredete ich sie denn, selber zu spielen und dazu zu singen — natürlich aus Carmen. — Die Stimme, die die hat, Du —! ich sag' Dir — so — so — wie sie so sang:

Si tu ne m'aime pas, je t'aime
Et si je t'aime, prends garde à toi.

Und die Aussprache vom Französischen, so ganz wie sone — — — so — — — na, weißt schon, 's giebt einfach nicht Worte dafür. Ich hätte das Mädel in meine Arme nehmen und ans Herz drücken mögen. — Und dann der Mund! — Einfach zum küssen. — Und dabei immer wieder das süße Liebeslied „liebst Du mich nicht, ich lieb' Dich doch“ — und wenn sie dann manchmal so zu mir 'rüber guckte mit den Glutaugen — ich saß nämlich neben ihr auf dem kleinen Divan — und dann weißt Du, die Haare, die waren so beleuchtet, so drum rum, wie 'n Heiligenschein — nee — nicht wie'n — weißt Du so, als ob sie Feuer ausströmte — na kurz und gut — ich dachte: frech wie Oskar, sprang auf, packte das Mädel in meine Arme und — drückte meinen Mund auf ihre Lippen. Du — ich sag' Dir — das, das war ein Kuß, daß einem Hören und Sehen verging. Und dabei hielt ich sie fest, verteufelt fest, daß sie sich nicht wehren konnte. Donner und Doria, so habe ich lange nicht geküßt! Und wie sie sich sträubte in meinen Armen und wütend war und ich sie fest hielt und küßte und küßte und sie so anguckte, dies süße Gesicht — und wie sie sich so allmählich, ganz allmählich zu fügen schien — Du — da hatte ich alles vergessen, alles, alles — das war einfach — raubtiermäßig schön. — —

Aber, Donnerwetter, als ich sie dann los ließ — das arme Wurm, da war sie ganz geknickt. — Erst sagte sie gar nichts, und dann wurde sie puterrot — eigentlich mehr beleidigt, als aus Scham. Und mir wurde es auch so'n Bissel schwummerig zu Mute — 's war auch eigentlich bodenlos frech von mir gewesen.

Und da standen wir uns denn ein paar Momente gegenüber, als ob wir uns prügeln wollten, aber dann fand sie zuerst die Worte wieder und machte mich schön 'runter: Ich wäre ganz shoking, ich sollte sie 'raus lassen,

ich hätte die Situation mißbraucht, und das wäre schmachvoll — was ich eigentlich von ihr dächte?!

Natürlich versicherte ich sie meiner Hochachtung, das nützte aber nichts.

‚Oh, Sie denken wohl, ich bin so eine, wie die — Damen dort auf Ihrem Schreibtisch?‘

Die Bemerkung gab mir meine Fassung wieder. Ich machte ein sehr trauriges Gesicht und sagte: „Ach, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, das allerdings hatte ich vergessen. Ich bitte Sie um Verzeihung, aber Ihr Gesang hatte mich so hingerissen, dieses „Liebst Du mich nicht, nimm Dich in acht!“ — Wissen Sie, das ist für mich so eine Erinnerung, und nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie sind zu schön!“

Und dabei packte ich sie wieder bei ihren süßen Patschhändchen und fing an, eine rührende Rede zu halten, ich wäre so einsam gewesen, und in diese Einsamkeit wäre sie nun 'reingeschneit, wie ein rettender Engel, aber ich hätte kein Recht auf Glück, das Schicksal hätte mir das immer versagt; — na, das schien ihr denn auch zu schmeicheln und sie neugierig zu machen, aber natürlich blieb sie dabei: ‚Oh, Sie haben mich sehr schwer beleidigt.‘ Da fragte ich natürlich: „Ist es denn eine Beleidigung, einer Dame zu sagen, wie schön sie ist? — — ‚Oh nein, aber — —‘ „Und wenn ich der Dame dann zeige, durch die That'zeige, daß ich es wirklich so meine. — Sie sind doch wohl vorurteilsfrei, gnädiges Fräulein, und wenn ich Ihnen sage, daß ich mich jetzt in Sie verliebt habe wie toll, und gar nicht anders konnte. — — Sie müssen mir das verzeihen, nicht wahr, Sie sind nicht böse, Miß Bowen, Sie sind so schön, so berückend schön — ich wäre unglücklich!“ — Und dabei legte ich meinen Arm wieder ganz sachte um ihre Schultern und sah ihr in die Augen, während sie immer noch so 'n bißchen weinte, und ich sagte immer, immer wieder, wie schön sie sei, und kam ihr immer näher wieder und näher, und als sie auf einmal zu mir aufblickte durch Thränen, da gab ich ihr wieder einen ganz winzigen Kuß, aber nur auf die Augen und sagte ganz, ganz leise: „Ich liebe Sie — —“ Da war sie erst ganz still und sagte dann: ‚Aber wir kennen uns ja erst eine Stunde‘ — und da drückte ich das reizende Mädel an mich und — na, Du weißt ja, was man da so sagt: wie schnell die berühmte große, wahre Liebe kommt — die Geschichte vom Sturmwind, man weiß nicht, woher er kommt — alte Geschichte, ewig neu . . . . und dazwischen immer berühmtes Hauptargument — überquellende Gefühle, dann ein Kuß, ein Druck — — Und ich küßte sie und küßte, und als ich sagte: „Miß Cilly, Sie sind bezaubernd,“ da lachte sie schon wieder und fragte mich, woher ich den Vornamen wisse? Ich hatte ihn auf ihrer Visitenkarte gelesen, behauptete aber, eigentlich hätte ich mich schon länger für sie interessiert

und hätte das natürlich bald zu erfahren gewußt. Na, das gefiel ihr nun wieder.

Und da führte ich sie dann so langsam wieder hinüber in den Salon und flüsterte ihr alles mögliche zu, was mir gerade in den Sinn kam, wie schön der Frühling sei, und daß sie ein reizendes Geschöpf, so quasi ein Sonnenstrahl, und lauter solche Firlefanzereien, wie man sie eben zusammenquasselt, wenn man ein schönes Mädchen im Arm hat, und dann sagte ich ihr, wir wollten doch zusammen das Abendessen nehmen.

Da schrak sie nun wieder zurück. Aber gerade vielleicht die Neugier, das Ungewohnte reizte sie, und mit einem Lächeln, so halb ängstlich, halb erwartungsvoll willigte sie ein — ‚doch ich dürfte nicht wieder so sein‘. „Aber weshalb denn nicht, Miß Cilly?“ sagte ich, „sehen Sie, wir sind ja so jung, und draußen ist's Frühling, — hören Sie, wie die Lerche singt — na und — prost — Miß Cilly —“ ich schenkte ihr ein von meinem griechischen Wein, den mir neulich mein Vater schickte — feuriges Zeug — und sie trank auch — erst so schüchtern, aber dann schmeckte ihr's, und dann setzten wir uns in die gemütliche Ecke auf das Sofa — Du kennst sie ja — dort wo die Venus steht mit den vielen Blattpflanzen — und dann faßte ich wieder ihre Händchen und fragte sie, ob sie noch böse sei, und fing die ganze Rede über Liebe, Vorurteile und Klavierspiel nochmal von vorne an und sagte ihr hundertmal, wie süß sie sei, und daß sie meine erste wahre Liebe sei, und schließlich fragte ich sie, ob sie mich denn auch ein wenig gern möge. Und da sagte sie so ganz verschämt, weißt Du, so niedlich stockend und doch so — — — besiegt: ‚Ach Gott, was sollen Sie denn von mir denken, daß ich mir das alles gefallen lasse, aber ich weiß nicht, Sie sind so eigentumlich, so —‘

Und da lachte ich und meinte, sie sei eben viel vernünftiger und netter als alle die anderen, und ich wäre unglücklich, wenn sie mir nicht sage, daß sie mich so 'n ganz klein wenig gern möge, und als sie immer noch nichts sagte, da packte ich sie wieder um die Taille und sah sie so recht bittend an und sagte: „Cilly, ein bißchen gern haben Sie mich doch, nicht wahr, ich bin nicht so schlimm, wie Sie erst gedacht haben, Cilly, Sie reizende, süße liebe Cilly?!“ Und als sie da sagte: ‚Ach nein, Sie sind nicht so schlimm, wie ich dachte — — das hab ich auch gar nicht gedacht,‘ — da kam ich ihr wieder so recht nahe mit meinem Mund und da fügte sie noch schnell hinzu: ‚Sonst hätt' ich mich ja gar nicht zu Ihnen hereingetraut‘ und da schrie ich nur noch: „Cilly, Cilly — Du süßes Lieb“ und zwischen jedem Wort ein langer, langer Kuß, und da wehrte sie sich nicht, sondern, weiß Gott, da küßte sie wieder — — — das, das, das — — war zu schön, einfach himmlisch, und draußen da zwitscherte noch immer die



Lerche, und die Blumen im Zimmer dufteten so schön, und ihre Augen blickten so — so ganz anders — Walter — Walter — — Du! — — ohh!

Na, nachher ließ ich denn decken. Und da war sie wieder so niedlich, wie sie sich vor der Wirtin genierte — was die wohl denken würde — und da gingen wir wieder ins Nebenzimmer, und sie setzte sich wieder ans Klavier und spielte und sang, und ich stand daneben und hörte zu und sah sie an — und wenn sie so was recht Herziges gesungen hatte, dann beugte ich mich wieder über sie und küßte sie, und dann wurde sie wieder rot, aber wehrte mir nicht. Und dann, dann bat ich sie, wie sie mich wieder mal ‚Herr Brandow‘ nannte, sie möchte mich doch beim Vornamen nennen und mir dabei was recht Liebes sagen — und da flüsterte sie ganz leise, ganz leise: ‚Hans, Du bist hübsch!‘

Ist das nicht zu süß?

Wie wir dann wieder in den Salon kamen, hatte meine Wirtin schon gedeckt. Wir setzten uns natürlich nebeneinander auf den Diwan. Na, aus dem Essen ist nicht gerade viel geworden, aber getrunken haben wir 'ne ganze Masse, der Griechische schmeckte ihr. Na, und Du weißt, der geht ins Blut. So ein süßes Souper à deux habe ich noch nicht mitgemacht. Wie sie mir mit ihren süßen Händchen das Butterbrot zurechtmachte, und wie das mir dann schmeckte, und wie ich ihr dann vorlegte, und dann die Küsse. — — Und dabei lachten und scherzten wir, als da 'mal 'n Weinglas umfiel, und wir uns stritten, wer nun eigentlich das gewesen sei, und dann all' so die famosen kleinen Vertraulichkeiten, es war wirklich, als ob wir schon wer weiß wie lange zusammengehörten und es gar nicht anders wüßten. Das Mädel war wie umgewandelt. Immer fideler wurde sie, sie hatte die tollsten Einfälle, warf mich mit Brotkrumen, neckte mich mit meinem schwarzen Anzug, in dem ich so würdig aussähe, dann tranken wir wieder und küßten — und kosten und sahen uns an und lachten dann wieder, und schließlich lagen wir einfach auf dem Diwan und hielten uns umschlungen und ich jubelte immer wieder: „Ich liebe Dich, Cilly, ich liebe Dich“ und sie küßte mich und sagte: ‚Oh, ich Dich auch‘ und dann sagten wir lange gar nichts mehr —

Das war so schön — und da denke Dir den Schrecken: auf einmal geht die Thür, das Mädel blickt hin, schreit entsetzt auf — ich seh mich um — da steht Li, totenbleich — das hatte ich ja ganz vergessen gehabt!

Die Wirkung kannst Du Dir denken. Nach zwei Minuten war ich allein und hatte noch zwei Grobheiten anhören müssen, eine deutsche und eine englische. — —“

Mein Freund schwieg und stand auf. —

„„Wohin so schnell?““ fragte ich.

„Ich habe mich mit Gretchen besprochen."

„„Gretchen?!"" —

„Jaso! — na erzähle es Dir morgen, — ist ein süßer Kerl! — heute früh kennen gelernt. Servus!"

Und hinaus war er.

Der Wert des klassischen Unterrichts.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Von gewisser Seite, und zwar gerade von der berufensten, wird die Notwendigkeit einer Untersuchung über den Wert des klassischen Unterrichts für die heutige Zeit überhaupt nicht anerkannt, überhaupt bestritten, daß sein Wert jemals in Frage gestellt werden könne, und zwar wegen der unzweifelhaften ästhetischen Vorzüge der klassischen Litteratur.

Es scheint aber die Sache verkannt zu sein, wenn der Wert eines Unterrichtsstoffes nach seinen angeblichen Eigenschaften bemessen wird und nicht darnach, ob er an sich zeitgemäß ist. Nicht, ob der klassische Unterricht ästhetisch bildend wirkt, ist die Frage, sondern ob eine Bildung durch ästhetische Einwirkung auf den Schüler überhaupt heute noch den Schulzweck erfüllen kann.

Der Schulzweck ist nicht zu jeder Zeit derselbe, kann nicht zu jeder Zeit derselbe sein. Er wechselt mit der Zeit oder sollte vielmehr wechseln. Es ist unzweifelhaft, daß der Zweck der Erziehung eines jungen Mannes im klassischen Altertum ein ganz anderer sein mußte wie heutzutage, ebenso unzweifelhaft, wie daß die Erziehung eines jungen Mannes vor hundert Jahren in Deutschland eine ganz andere sein mußte als jetzt, eben weil die Anforderungen dieser Zeiten an den erzogenen Mann ganz verschiedene sind.

Ein Mann, der zugleich Geschäftsmann, Krieger und Staatsmann in den Verhältnissen der antiken Republiken sein sollte, mußte ganz anders erzogen werden, als ein Mann, der, ängstlich auf das Privatleben beschränkt, fern von jedem Urteil am Staat, in verhältnismäßiger Armut, seine Leitung in allen Lebensverhältnissen von der Polizei des achtzehnten Jahrhunderts empfing, oder als ein Mann, der zur Mitwirkung an den Interessen seines Staats, der universellen Wissenschaft und Industrie berufen, im neunzehnten Jahrhundert, fast frei über seine Entschließungen zu verfügen in der Lage ist.

War somit für den Griechen, den Römer eine frühzeitige Ausbildung des Nationalstolzes, des Klassenhochmuts, der Körperkräfte, der Fähigkeit, sich im Leben, das sich fast ausschließlich in der Öffentlichkeit abspielte, geschickt und gefällig und kraftvoll zu bewegen, so konnte der Mann des achtzehnten Jahrhunderts,

„in sein Museum gebannt",

kein anderes Feld für seine geistige Thätigkeit finden, als Beschäftigung mit längst vergangenen Zeiten, mit längst vergangenen Jahrhunderten, mit Verhältnissen, die so verschieden von den eigenen waren, daß keine Polizei hier etwas Strafbares wittern konnte.

Das „Schöne, das nur im Gesang lebt," mußte ihm als das einzige Feld seiner freien Thätigkeit zugewiesen werden und ihm als das einzig Wahre und Erstrebenswerte erscheinen.

Die Vergangenheit des eigenen Volks wurde ihm zur Barbarei, denn die Beschäftigung mit ihr war gefährlich; sie konnte zur Aufklärung des Ursprungs der bestehenden Gewalten führen. Die deutsche Kaisergeschichte namentlich wurde ein Schreck- und Zerrbild, weil ihre wirkliche Darstellung die Entstehung der Macht der allmächtigen Landesherren eigentümlich beleuchtet hätte. Das ganze Volk wurde durch die klassisch geformten Gelehrten und Dichter sich selbst entfremdet. Zu schreiben, wie ein Grieche oder Römer geschrieben haben würde, war das höchste Lob, das ein Schriftsteller, Dichter, Gelehrter erwerben konnte.

Ist das alles noch jetzt so? Verlangt unsere Zeit nicht mehr? Gestattet sie nicht eine selbständige Beschäftigung mit dem Volksleben, mit der Politik? Will sie nicht eine innige Erfassung des deutschen Volksgeistes? Kann dies mit ästhetischer Bildung, durch Griechisch und Lateinisch, durch die hergebrachte Auffassung der Geschichte geschehen?

Ästhetische Bildung! Wer unter den vielen, die jährlich Griechisch und Lateinisch lernen, ist so weit in die Geisteserzeugnisse dieser Sprachen eingedrungen, daß man sagen kann, er habe sie ästhetisch genossen? denn ohne ästhetischen Genuß kann doch wohl keine ästhetische Bildung existieren!

Was ist aber auch dieser ästhetische Wert? Liegt er in den litterarischen Werken der Griechen und Römer? in ihrer Geschichte? Wird er nicht vielmehr künstlich in sie hineingetragen? Werden nicht diese litterarischen Erzeugnisse behandelt, wie ewige Muster, während sie doch nichts sind als das Produkt einer bestimmten Zeit, die nie wiederkehren kann noch wird? Behandelt man nicht künstlich die Geschichte der Griechen und Römer wie eine Art Normalgeschichte, die doch auch nichts anderes ist als die Geschichte einer bestimmten Entwicklungsstufe der Menschheit?

Künstlich wie dieser Stoff für den Unterricht zubereitet wird, künstlich ist auch sein erziehlicher Wert! Er leistet nichts für das heutige Leben, bringt nicht die Ideen in den Zögling hinein, die er später gebrauchen kann, von denen das Dasein jetzt erfüllt ist. Nicht einmal die Griechen und Römer lernt er kennen, kann er in ihrer ganzen Sinnlichkeit und Grausamkeit und sittlichen Roheit kennen lernen.

Die Folge ist — wie bei manchen andern Unterrichtsstoffen, deren Gegenstand er später genauer kennen lernt —, daß er den ganzen Unterricht für eine Phrase, für eine absichtliche Unwahrheit hält.

Der Schulunterricht ist ohne Interesse für die Schüler — nicht nur wegen der Faulheit und Lernunlust, wie man behauptet, sondern hauptsächlich, weil die Schule nichts vom Leben bietet, weil das Leben eine ganz andere, qualitativ, nicht — wie sie sollte — quantitativ verschiedene Welt ist als die von der Schule dargestellte. Nicht einmal den Gelehrten bereitet der klassische Unterricht für die Bedürfnisse der heutigen Zeit vor, geschweige denn den zur Arbeit im praktischen Leben, als Techniker, Arzt, Lehrer, Geistlicher, Richter, Berufenen.

Aber man hat eine heilige Scheu, an dem Hergebrachten zu rütteln, weil man nicht weiß, was aus dem Neuen entstehen könnte. Ganz ähnlich kann man sich nicht entschließen, an den hergebrachten Formen des Universitätsstudiums zu ändern, obwohl es schon längst nicht mehr dasjenige leistet, was man auch von den einst sogenannten gelehrten Berufen der heutigen Zeit verlangt, nicht nur Gelehrsamkeit, sondern Verständnis für die Verhältnisse des Lebens.

Jedoch man wird sagen, nicht als Rest der Erziehung einer vergangenen Zeit, sondern eben, weil sie so weit fortführen und abliegen von dem wirklichen Leben, deshalb sind die klassischen Studien so vorzüglich geeignet für die Schule, die Schule will nicht für die heutige Form des Lebens, sondern überhaupt für das Leben vorbereiten. Sie will allgemeine Grundsätze ausbilden und aufstellen, die keinem Wechsel unterworfen sind. Sie führt in Verhältnisse, in eine Litteratur ein, die abgeschlossen sind, und an denen sich nichts mehr ändern kann. Wo diese Verhältnisse, diese Litteratur das zeitlich Vergängliche zeigen, da streifen wir diesen Fehl ab und zeigen dem Schüler nur das leuchtende Vorbild des Ideals.

Sehr schön für den, der es zu erfassen imstande ist! Sehr schön auch für den, der sich der Erforschung der Wahrheit dieser Grundsätze später weiter hingeben kann! Was leisten sie für den, der dem praktischen Leben, dem modernen Leben mit all seinen Gefahren sich zuwenden muß? Geben sie ihm die Kraft, ihnen zu widerstehen? — Wie oft wird die Erfahrung gemacht, daß die fleißigsten, häuslichsten, schulmäßig begabtesten Schüler

untergehen, sobald sie in die Freiheit des Lebens hinaustreten! Sie haben nichts miterhalten, was sie aufrecht erhält. Es ist ihnen nie klar gemacht, daß nicht das Wissen, nicht das Lernen, nicht das schöne Empfinden aufrecht erhält im Leben, sondern ganz andere Dinge, auf die man sie nie hingewiesen. Sie hatten für die Schule, nicht für das Leben gelernt; im Kloster, vor hundert Jahren, wären sie Leuchten der Wissenschaft geworden, dessen, was man damals Wissenschaft nannte — unter den heutigen Verhältnissen brachen sie zusammen wie eine Pflanze, die man im Freien zu erhalten versuchte, nachdem man sie im Treibhaus für das Treibhaus gezogen.



Das Ende des Individualismus.

Eine kosmopsychologische Betrachtung von Paul Scheerbart.

(Berlin.)

Ein paar Billionen mal oder noch öfters — ward in den letzten Jahren das Wort „Individualität" — oder ein mit diesem in innigstem Lautzusammenhange stehendes Wort — — in den Journalen Europas — besonders Deutschlands — — — — zum Abdruck gebracht.

Nietzsche, der große Gott der Journalisten, hatte uns auch dieses Wort — wie so viele andre Worte beschert . . . das heißt: er hatte das Meiste dazu beigetragen — die Reden vom Individuellen „modern" zu machen.

Und es war doch ein ganz ungereimter Unsinn, daß die Journalisten von der „Individualität" so viel Aufhebens machten, denn sie selbst waren ja gar keine „Individualitäten".

Allerdings — sie wollten für „Individualitäten" gehalten werden. Daher — die vielen, vielen Lieder vom Individualismus, die als Kritiken, Essays, Feuilletons 2c. die Köpfe der Zeitungsleser verwirrten . . . .

Aber — ganz ungereimter Unsinn war's, vom Individualismus so viel zu reden. Wenn auch die meisten Feuilletonisten, Essayisten und Kritiker sich gerne selber für Individualitäten hielten, so muß man doch zu ihrer Ehre annehmen, daß sie das nur thaten, wenn sie durch das flotte Kratzen ihrer Federn in den gewohnten Autorenrausch versetzt wurden . . . . . In stillen Stunden waren die Schriftsteller ganz andrer Meinung. Da wußten sie immer ziemlich genau, was sie vom lieben

Nächsten halb bewußt — halb unbewußt gestohlen hatten . . . . . . denn ehrlich gegen sich selbst sind die Schriftsteller — das ist nicht zu leugnen.

Wozu also redeten die „Journalisten“ so viel vom „Individualismus“?

Ich glaube, weil sie sämtlich in derselben Zeit immer so ziemlich dasselbe sagen — weil die Journalisten nicht „Individualitäten“ — sondern nur die besten Organe des Zeitgeistes sind.

Es giebt eben gar keine „Individualitäten“.

Und daher können die Schriftsteller auch nicht — Individualitäten sein. Es war 'ne schöne Idee — die vom Individualismus — sicherlich — — — alle Ideen sind schön. Aber dieser Idee entsprach unter den Menschen kein festes Concretum.

Auch das Ende des Individualismus ist nahe herbeigekommen.

Kann ein Mensch überhaupt „was Apartes“ sein? Kann er das? Gab's schon einen ganz aparten Menschen?

Ich sage „Nein!“ Ich kann mir die Existenz eines aparten Menschen nicht einmal denken.

Ich dociere nämlich folgendermaßen:

Ich halt's für unmöglich, daß zwei Menschen, die durch irgend eine Entfernung von einander getrennt sind, unabhängig von einander leben. Durch die Erde und die Luft sind sie mit einander verbunden — — — beide Menschen sind Teile eines Erdorganismus.

Können Teile eines Organismus — wofür ich die Menschen unter allen Umständen — — vorausgesetzt, daß ich materialistisch denke — — — halten muß — können Teile eines Organismus, wiederhole ich, selbständig sein?

Also . . . . was redet man da noch viel von einem „Individualismus“? Ist das nicht ein ungereimter Unsinn? Man kann doch nicht von unselbständigem Individualismus sprechen . . . . von einem, dem die individuellen Züge einfach abgehen . . . . . .

Die Individualitäten, die ganz unabhängig vom Nachbargebiet eines Erdorganismus gedacht werden, sind doch mit unsrem logischen Denken nicht in Zusammenhang zu bringen.

Man vergleiche mal sämtliche originalen Menschen, die doch gleichbedeutend mit den „Individualitäten“ sein sollen, unter einander und mit der übrigen Menschheit. Was kommt bei dem Vergleichen heraus? Hat jemand etwas, das vor ihm und neben ihm wirklich noch kein andrer hatte? Hat jemand etwas wirklich Apartes?

Ich sage „Nein“, daß der ganze Kosmos dröhnt. Wenn ich's auch nicht beweisen kann — auf Beweise laß ich mich überhaupt nicht ein, da

ich das für „unphilosophisch" halte — — ich kann mein „Nein" doch durch Thatsachen illustrieren, welche die Anhänger des Individualismus vom Ende desselben wohl überzeugen könnten . . . .

Mein Antiindividualisticismus soll wenigstens einmal im Glanz der Wahrscheinlichkeit aufleuchten — wie ein Meteor — oder so ähnlich . . . . .

— — — — —

Doch nun:

Das Originalste, das Individuellste, was wohl ein Mensch haben kann, ist wohl ein ganz neuer Einfall. Das Individuum pflegte sich bislang immer durch eine größere Zahl neuer Einfälle zu dokumentieren. Früher — einst — war ich selbst z. B. sehr häufig stolz auf meine „Individualität"; ich glaubte nämlich, „ganz neue" Einfälle gehabt zu haben . . . . . man hatte mir die Neuheit, das Individuelle meiner Einfälle sehr häufig bestätigt.

Trotzdem merkt' ich später, daß meine neuen Einfälle gemeinhin um dieselbe Zeit schon irgendwo ausgesprochen waren. Da ich nun gern für den Originalsten gehalten werden wollte, so bemühte ich mich zuerst, zu zeigen, daß ich eigentlich der erste war, der mit dem neuen Einfall die Menschheit beglückte. Und — man glaubte mir's zuweilen . . . .

Ich aber selber glaubte mir's schließlich nicht mehr. Ich hatte doch zu oft bemerkt, daß original von mir ausgeheckte, scheinbar ganz aparte Ideen zur selben Zeit bereits an einem andern Punkte der Erde in einem andren Menschenkopfe spukten. Und diese Bemerkung habe ich so oft machen können — ich will das durch Beispiele nicht weiter illustrieren, — daß ich heute an ein Originales in mir nicht mehr glaube — — nach meiner Meinung hat kein Mensch etwas ihm selbst gehöriges „Originales" oder „Individuelles" in sich. Und wenn mir ganz genau nachgewiesen würde, daß eine meiner neu scheinenden Ideen noch nirgendwo auf der Welt in die Erscheinung getreten wäre, so würd' ich's doch nicht glauben. Mein Konkurrent könnte ja, würd' ich sagen, gleich nach seinem Einfall vor Freude gestorben sein — — — — oder so ähnlich.

Jedenfalls halte ich mich nicht für eine Individualität, denn ich habe keine Idee, die ich allein erdacht habe. Meine mir unbekannten Konkurrenten haben an der Herausarbeitung meiner neuen Ideen mitgearbeitet. Und kein Mensch kann entscheiden, welcher Teil des Erdorganismus die größere Arbeitsleistung vollbracht hat.

Ich glaube sogar, daß wir Menschen eigentlich überhaupt nicht denken, sondern daß nur die Erde durch uns denkt.

Unsere Köpfe sind nur die Nervenköpfe der Erdorganismen — daher sind die Gedanken dieser Köpfe zu gleicher Zeit auch immer ähnlich . . . . daher die Existenz eines Zeitgeistes und eines Zeitgeschmacks ꝛc. ꝛc. . . . . .

Kant und Laplace sind sicherlich zusammen nur die wichtigsten Teile eines Erdorganismus gewesen, als sie ihre kosmischen Nebeltheorieen erdachten — das waren nur die damaligen Hauptgedanken der Mutter Erde — — — — — — — —

Die Sterne denken!

Daß wir selbständig auf diesen Sternen als Teile dieser Sterne denken könnten, können wir, wenn wir den Gesetzen der Kausalität das übliche Opfer bringen wollen, nicht annehmen. Wir können uns unser selbständiges Denken gar nicht denken.

— —

Ob nun die Sterne selbständig denken? Ob die einzelnen Milchstraßensysteme immer in corpore denken?

Die Kosmopsychologie ist eine neue, höchst „phantastische“ Wissenschaft. Sie ward nicht heut' oder gestern erfunden oder entdeckt. Fechner hatte die Grundprinzipien der Kosmopsychologie schon vor ca. 50 Jahren in seinem „Zend-Avesta“ entwickelt. Indessen — diese phantastische Wissenschaft scheint jetzt modern zu werden, sehr viele merkwürdige Anzeichen sprechen dafür. Deshalb muß man diese Wissenschaft für „neu“ ausgeben. Das Moderne wird immer „neu“ genannt . . . .

Nur noch ein paar Fragen:

Ob die ganze Welt nur ein einziger Kopf ist?

Ob uns diese kosmopsychologische Betrachtung vom Ende des Individualismus einem neuen Theismus in die Arme treibt?

Oder ob der Weltorganismus doch aus Teilen bestehen könnte, denen man Selbständigkeit nicht absprechen dürfte?

Man dürfte nämlich meinen Bemerkungen vorwerfen, daß sie nur einen Wert haben, wenn wir materialistisch denken, daß aber das materialistische Denken keinen philosophischen Wert habe, und daß daher meine Bemerkungen auch keinen philosophischen Wert haben könnten.

Als gehorsamer Schüler Berkeleys muß ich die philosophische Wertlosigkeit meiner Ideen anerkennen. Aber als Ideen haben alle Ideen einen Wert und alle Ideen sind „wie gesagt“ sehr schön . . . .

— —

Ich glaube, wenn mir auch mein Materialismus philosophische Gewissensbisse bereitet, daß augenblicklich die Erde lauter kosmopsychologische Ideen verarbeitet.

Das scheint mir ein schöner Einfall zu sein — eventuell eine neue Idee.

Ich glaube an diese mir neu scheinende Idee (die natürlich auch nicht nur meiner Gehirnthätigkeit entsprungen ist) — weil's mir großartigeren Reiz erweckt, wenn ich mich für ein zwar unselbständiges, aber doch bevor-

zugtes Erdorgan halte — — als wenn ich mich als selbstherrliches Individuum fühle — — als wenn ich was Apartes wäre. — — —

Der Weltseele wollen wir näher sein — das ist die Hauptsache.

Und daher ist nach meiner Meinung das Ende des Individualismus auch nahe herbeigekommen . . . . .

Wer würde sich nicht freuen, wenn dem Dünkel mancher Menschen der Atem ausginge . . .

Jedenfalls wär's wohl sehr schön, wenn irgendwo ein Lehrstuhl für „Kosmopsychologie" errichtet würde. Es ließe sich noch so viel über „die denkenden Sterne" sagen . . . .



Die Stellung des Staats und der Gebildeten zu Hauptmanns „Webern".

Von L. Z.

Dreiviertel Jahre sind vergangen, seitdem Hauptmanns „Weber" zum ersten Male über die Bühne des deutschen Theaters gegangen sind, zur großen Genugthuung aller derer, die ein polizeiliches Verbot nicht nur als dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts widersprechend, sondern gerade auch gegen das wahre Interesse von Staat und Monarchie verstoßend angesehen hätten.

Vielleicht bleibt diesen die Enttäuschung nicht erspart, die hinterherkommend um so herber wirken muß. Der Minister des Innern, Herr von Köller, hat jüngst im Abgeordnetenhaus sein Bedauern über den die Aufführung freigebenden Entscheid des Oberverwaltungsgerichts geäußert, und — wer weiß, was daraus noch folgt! Bereits ist vor einigen Tagen in Brandenburg eine Aufführung des Stückes untersagt worden. Vielleicht kommt bald der Tag, wo Herr von Stumm und Genossen sich beruhigt abends schlafen legen können, ohne fürchten zu müssen, daß wieder einer neuen Schar das traurige Bild von der Not einer armen Volksklasse in die Seele gedrungen ist.

Doch schweigen wir von Herrn von Stumm. Thatsache ist, auch in wirklich gebildeten und nicht in kapitalistischen Interessen befangenen Kreisen findet man Leute, die unverhohlen ihre Abneigung gegen Hauptmanns „Weber" bekennen und einem Verbote mindestens keine Thräne nachweinen,

vielleicht ganz gern ein solches sehen würden. Als Grund ihrer Abneigung geben sie gewöhnlich dann den an, den man überhaupt den Werken unsrer neueren Dichter gegenüber öfters hört: was da geschildert werde und vor sich gehe, gehöre nicht in den Bereich der „reinen", „edlen" *c. Kunst. Es sei bedauerlich genug, daß die Wirklichkeit vielerwärts so traurig aussehe, das Reich der Kunst müsse damit verschont bleiben; kurz, die „Weber" seien kein wahres, reines Kunstwerk, sondern nichts weiter als ein soziales, manche sagen geradezu ein sozialdemokratisches Tendenzstück. Und in letzterem Ausdruck verbirgt sich auch der Grund, der in Wahrheit, bei den meisten wenigstens, oft vielleicht unbewußt, für ihre Stellungnahme entscheidend mitwirkt. Das ist es nämlich: den Leuten ist das Stück wegen des sozialen Inhalts unbequem. Da wird geredet von sozialer Not und arger, verzweifelter That, die daraus folgt; da erscheint das Elend handgreiflich auf der Bühne und spricht seine verständliche und drohende Sprache. Und sie, im vollen Genuß der materiellen und geistigen Güter unsrer Kultur, sie fühlen sich, auch wenn sie nicht wie andere mitschuldig sind an dem, was sie sehen, doch unbehaglich zu Mute, sie sehen und hören etwas, was sie wünschten, nie hören und sehen zu müssen. Geht es doch vielen, sehr vielen unsrer Gebildeten so: sie wissen im Innersten wohl, wie groß die soziale Not ist und wie groß die Gefahr, die von ihr droht. Aber unfähig, daran etwas zu ändern und keinen Ausweg zur Rettung sehend, schließen sie die Augen vor der Gefahr, die sie doch nicht bannen können, gehen fatalistisch ihren alten Weg weiter, ängstlich nur darauf bedacht, daß nichts sie in ihrer Ruhe und im Genuß jener Güter störe, und alles meidend, was sie an die drohende Gefahr erinnern könnte. Nach ihrem eigenen Willen gilt für sie der Spruch: sie hören mit hörenden Ohren nicht und sehen mit sehenden Augen nicht. Mögen sie sich aber auch dann nicht wundern, wenn das, was sie nicht sehen wollen, einst wie der Dieb in der Nacht über sie kommt.

Auch vergessen diejenigen, die Hauptmanns „Webern" wegen seines Inhaltes den Rang eines Kunstwerks streitig machen, vollständig, daß sie dann denselben Vorwurf gegen eine ganze Reihe anderer hochangesehener Dramen erheben müßten, wo es ihnen gar nicht einfällt. Gilt der Maßstab, den sie an die „Weber" anlegen, dann sind auch Schillers „Räuber" und „Kabale und Liebe" soziale-Tendenzstücke, dann gehören auch die Verhältnisse, die in diesen Stücken geschildert werden, nicht in den Bereich der Kunst. Auch diese, vor allem „Kabale und Liebe" sind ganz auf den traurigen sozialen Verhältnissen der Zeit basiert, aus ihnen spricht geradezu ein sozial und politisch revolutionärer Geist. Wir empfinden das heute nicht mehr so, denn die Verhältnisse, die Schiller im Auge hat, existieren



nicht mehr, gehören der Vergangenheit an. Aber die Zeit, in der und für die Schiller geschrieben hat, die hat es empfunden, und eben darum hat er so gewaltig auf sie gewirkt. Selbst Goethes „Götz von Berlichingen" und die ungeheure Wirkung, die er ausübte, ist von diesem Gesichtspunkt aus zu beurteilen und nur von diesem aus ganz zu verstehen. Oder glaubt man etwa, daß Goethe in der Scene z. B., wo Götz mit seiner Faust die perückengeschmückten Ratsherrn und Richter auseinanderscheucht, bloß harmlos an die Heilbronner Ratsherren des XVI. Jahrhunderts gedacht hat, und daß er nicht, selbst ein zweiter Götz, die Zöpfe und Perücken seiner Zeit am heiligen römisch-deutschen Reichskammergericht mit kräftigem Schlage treffen wollte? Daß nicht seine Zeitgenossen ihn verstanden und ihm deshalb noch ganz anders zujubelten als wir heute? Das pflegt man doch bereits in der Schule zu lernen. Man könnte aber daran zweifeln, wenn man heute ganz gelehrte Leute über moderne Stücke reden hört. „Kabale und Liebe" läßt man als Kunstwerk gelten. Und doch hat Schiller hier nichts anderes gethan, als in grellen Zügen ein Bild von der Unterdrückung des Bürgertums entworfen, gesprochen zu seiner Zeit von dem Unrecht dieser Zeit, von dem Unrecht, das damals die Bürger von despotischen Höfen zu dulden hatten. Und damals, wie heute noch, strömte das Bürgertum in das Theater und begeisterte sich an diesem Protest gegen despotische Eingriffe in seine Freiheit und sein Recht. Aber wenn heute, nach hundert Jahren, ein Dichter von der Not und dem Unrecht seiner Zeit, den Leiden des vierten Standes spricht, dann zuckt mißvergnügt dasselbe Bürgertum die Achseln und sagt, das gehöre nicht in das Reich der Kunst, das sei kein wahres Kunstwerk.

Doch solange uns noch nicht eine objektive Definition des Begriffes „Kunst" gegeben worden ist, ist es, im Grunde genommen, überflüssig, über die Frage, ob „Die Weber" ein Kunstwerk sind oder nicht, zu streiten. Es ist ja ganz bequem, aber unwissenschaftlich und dünkelhaft, das eigene subjektive Empfinden für allein maßgebend zu erklären und alles dem Widersprechende als nicht vorhanden, nicht kunstgerecht abzuthun. In Wahrheit gilt — wenigstens solange jene objektive Norm nicht gefunden ist — daß jede Gattung von Kunst aus ihrem Dasein auch das Recht zum Dasein herleiten kann. Im andern Falle ist ja doch nie zum Schlusse zu kommen. Denn giebt man selbst einmal irgend eine Definition zu, so werden eben doch wieder im einzelnen Falle die Ansichten darüber, ob sie nun zutrifft oder nicht, verschieden sein.

Ein Kunstwerk soll erhebend wirken. Gut! Aber wann wirkt es erhebend? Gerade von den Webern behaupten viele, das Stück wirke auf sie nicht nur nicht erhebend, sondern geradezu abstoßend. Nun, die Em-

pfindungen sind eben subjektiv verschieden. Auf mich haben die „Weber“ erhebend gewirkt, erhebender als manches andere, hochgerühmte Kunstwerk. Denn nicht nur das Lied von Schuld und Sühne, auch das Lied von der Not, selbst ungesühnter Not, kann erhebend wirken. Es kommt nur auf den Menschen an, der es vernimmt. Wohl sind es rauhe, ja oft beinah' rohe Töne, die in den „Webern“ an unser Ohr dringen. Aber aus ihnen heraus, aus dem Schrei der Not und der Verzweiflung heraus klingt wie von Ferne die harmonische Weise einer besseren Zeit, die die Erlösung von dieser Not und Verzweiflung bringt, nicht durch neue, gewaltthätige Schuld, sondern durch Recht und Gerechtigkeit. Aus dem traurigen Bilde, das sich da vor unserm leiblichen Auge entrollte, stieg vor meiner Seele das Bild eines großen Zieles auf, um das es den höchsten Kampf gilt, der vielleicht je bis jetzt gekämpft worden ist, an dessen Erreichung ein jeder nach seiner Kraft arbeiten sollte. Im Strudel des alltäglichen Lebens mit seinen Enttäuschungen und kleinlichen Sorgen kann es wohl sein, daß uns für Augenblicke jenes Ziel entschwindet und Kleinmut unsere Seele faßt. Dann sind wir dankbar jedem Rufer im Streit, der uns den Nebel vor den Augen wieder verscheucht und uns das Ziel aufs neue im hellen Glanz der Sonne erblicken läßt und die alte Begeisterung wieder entfacht. Das thut auch Gerhart Hauptmann in seinen „Webern“, so hat er auf mich auch erhebend gewirkt.

Freilich, „Die Weber“ wirken nicht nur als Kunstwerk, sie sind mehr als ein bloßes Kunstwerk. Wie schon aus den vorigen Zeilen sich ergiebt, wirken sie auf den dafür Empfänglichen auch durch ihren unmittelbaren sozialen Inhalt. Um es kurz zu sagen, Hauptmanns „Weber“ sind eine soziale That. Ich wüßte wenigstens niemand, der es bisher gewagt hätte, das soziale Elend und seine Folgen in solcher Weise, so schroff und unverhüllt, auf die Bühne zu bringen und damit in so furchtbar deutlicher Weise der modernen Gesellschaft ins Gewissen zu reden. Am Schluß des vierten Aktes bringen die aufrührerischen Weber in den Salon des Fabrikanten Dreißiger ein. Zuerst bleiben sie, wie eingeschüchtert von dem sie plötzlich umgebenden Glanze, unschlüssig und zaudernd stehen. Da kommt einem von ihnen, dem alten Ansorge, die Erinnerung an sein armes, elendes „Häusl“, das er nächstens, weil er den Hauszins nicht mehr zahlen kann, verlassen muß. Er ist darin geboren, er hat es von seinem Vater geerbt, der vierzig Jahre darin am Webstuhl gesessen und für seinen Besitz die Nächte durchgewacht und gar oft trocken Brot gegessen hat. So ist sein Besitz dem Sohne heilig, es ist ihm, so ärmlich es ist, ans Herz gewachsen. Und doch muß er daraus fort. Daran denkt er jetzt, er denkt daran, daß alles, was er im bittern Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, nur dazu gedient, die Pracht, die ihn hier umgiebt, mit zu begründen, und daß

er sich selbst damit nicht einmal seine elende Hütte erhalten kann. Und da übermannt es ihn, in rasender Wut schreit er: „Nimmst Du mir mein Haus, nehm ich Dir Dein Haus. Drauf!" und giebt damit den andern das Zeichen, alles kurz und klein zu schlagen. Wohl ist es kühn, einen solchen Vorgang auf die Bühne zu bringen, aber in dieser Kühnheit ist die Scene von erschütternder Wirkung. Nicht abstoßend und häßlich wirkt sie, nein, Mitleid, tiefes Mitleid empfinden wir selbst da, und freilich Furcht, jene bange, den Atem raubende Furcht, die uns erfaßt, wenn wir ein furchtbares Ereignis, das wir hindern möchten, aber nicht hindern können, seinen verderblichen Lauf vollenden sehen. Wer nicht weiß, was Aristoteles unter Furcht und Mitleid verstand, der gehe in „Die Weber", da wird er es lernen!

Gewiß, Gerhart Hauptmann redet eine deutliche Sprache, und die Eindrücke, die ich von der Aufführung empfing, bewiesen mir, daß die Zuschauer ihn verstanden. Oben im Theater, auf den Galerien und dem zweiten Rang, da ertönte nach jedem Aktschluß stürmischer Beifall, unten, im Parkett, dem ersten Rang u. s. w., war es still, sehr still, und nur vereinzelt hörte man hier und da klatschen, hier und da zischen. Das ist die Illustration zu dem, was ich über die Bedeutung des Stückes als einer sozialen That sagte. Der Beifall oben gilt nicht nur dem Kunstwerk an sich, sondern vor allem auch dem Dichter, der die Sache der Armen so warm da auf der Bühne vertritt; das Stillschweigen und Zischen unten gilt auch nicht etwa vorhandenen künstlerischen Mängeln, sondern dem, der in so rücksichtsloser Weise es wagt, die herrschende Gesellschaft an das von ihr geduldete, wenn nicht gar verschuldete Elend zu erinnern. Man kann gar nicht verlangen, daß jene Leute unten klatschen. Denn die meisten von ihnen sind ja selbst wie jener Dreißiger, dem auf der Bühne das Urteil gesprochen wird. Wohlgemerkt, um Mißverständnissen vorzubeugen: das Urteil trifft diesen Dreißiger nicht etwa als Person an und für sich, sondern als Glied seines Standes, nur das System in der Person. Es ist Hauptmann künstlerisch hoch anzurechnen, daß er es verschmäht hat, uns diesen Fabrikanten durch persönliche Untugenden unsympathisch zu machen, ihn uns etwa als besonders brutal und geldgierig, als besonders schlimm darzustellen. Durchaus nicht. Dreißiger thut nur, was alle andern Fabrikanten auch thun. Er ist nicht persönlich schlecht, sondern schlecht ist das System, das, weil es einmal das herrschende ist, auch er befolgt, ohne sich der Schlechtigkeit desselben voll bewußt zu sein. Und diesem System, dem auch der erste Rang und das Parkett huldigt, wird das Urteil gesprochen.

Ebensowenig sind etwa die Weber als besonders vortreffliche, engelsgleiche Menschen dargestellt. Im Gegenteil, ihre Führer, wie der rote

Bäcker und Jäger sind recht wenig sympathische Gestalten. Hauptmann hat den großen Fehler, den Sudermann in der „Ehre" begeht — der Verfasser von „Sodoms Ende" und der „Heimat" kann schon eine solche Kritik seines Erstlingsdramas vertragen —, wo Graf Trast schön, ritterlich, ungeheuer reich, begabt, edelmütig, kurz ein wahrer Engel von Mensch ist, und die eigentlichen, konsequenten Vertreter der konventionellen Ehre höchst bedenkliche Individuen, und so Schatten und Licht von vorneherein sehr ungleich verteilt sind, Hauptmann hat diesen Fehler vermieden, und so einem Vorwurf, der sich gerade gegen solche Werke sozialen Inhalts leicht und oft erheben läßt, die Spitze abgebrochen: mag er auch bestrebt gewesen sein, durch seine „Weber" für die Sache der Arbeit, die Sache der Armen und Elenden überhaupt eine Lanze zu brechen, mag also meinetwegen eine soziale Tendenz dem Stück innewohnen, so hat er doch keineswegs durch eine tendenziöse Zeichnung der Personen und Charaktere seinen Zweck zu erreichen gesucht, wirklich tendenziös ist das Werk nicht geschrieben.

Vollends falsch nun ist es, zu behaupten, „Die Weber" seien ein sozialdemokratisches Tendenzstück. Einen solchen Vorwurf sollte doch billigerweise schon die Figur des alten Hilse unmöglich machen, dieser Typus eines ruhigen, jeder überlieferten Autorität willig sich fügenden Arbeiters. Denn er ist keineswegs, wie es leicht möglich gewesen wäre und einem von sozialdemokratischer Tendenz geleiteten Dichter ja nahe gelegen hätte, mißgünstig oder gar karikiert gezeichnet. Im Gegenteil, der alte Hilse ist vielleicht die sympathischste Gestalt des ganzen Dramas und diejenige, deren Geschick am tragischsten wirkt. So konnte auch ein Blick in den Zuschauerraum den Beobachter belehren, wie dieselben, die vorher den Reden und Thaten der verzweifelten Weber zugejubelt hatten, jetzt auch wie gebannt seinen Worten lauschten, welchen Eindruck auf sie auch seine Persönlichkeit machte. Wie Hilse vom Könige spricht, es mit als das Höchste, was ihm widerfahren kann, nennt, daß der König von Preußen seine Schwelle betritt, wie er mit Stolz ruft, daß er für den König geblutet hat, da regte sich kein Laut, keine Miene verzog sich, so weit ich sehen konnte. In der Zuhörerschaft eines sozialdemokratischen Tendenzstückes sollte, meine ich, eine andere Stimmung herrschen.

Ich fürchte beinahe, nur deshalb gilt vielen das Stück für sozialdemokratisch und umstürzlerisch, weil daraus ein Geist spricht, der den Arbeitern freundlich und dem Kapitalismus feindlich ist, weil Gerhart Hauptmann darin als Anwalt der Armen auftritt. Wenn das schon genügt, um als sozialdemokratisch verschrieen zu werden, dann wäre ich es auch. Ich bin es aber nicht. Ich bin Royalist vom Scheitel bis zur Zehe, und weiß damit sehr gut meine soziale Gesinnung in Einklang zu bringen. Mich

läßt es also kalt, wenn man sie als sozialdemokratisch bezeichnen sollte, und ein derartiger Vorwurf hat mich noch nie in Gewissenszweifel versetzt. Aber man sollte doch mit der Bezeichnung „sozialdemokratisch" vorsichtiger und nicht so rasch damit zur Hand sein. In einem der besten Artikel, den je die Kreuzzeitung gebracht, 1889 zur Zeit ihres Kampfes gegen das Kartell, warnte sie vor der Bezeichnung „Reichsfeind" als einem Spiel mit dem Feuer und erinnerte daran, daß schon manche Menschen zu Verbrechern wurden, weil die Welt mit unbegründeter Hartnäckigkeit fortdauernd an ihrer Ehrlichkeit zweifelte. Etwas ähnliches gilt auch in Bezug auf das Wort „sozialdemokratisch", welchem zudem schon sowieso eine ziemliche Kraft der Propaganda innewohnt. Es giebt Hunderte, die werden „Die Weber" lesen oder sehen und sich daran für die Sache der Arbeiter begeistern, ohne deshalb Sozialdemokraten zu sein. Aber wenn dann solche Leute in einem fort hören, das Stück sei umstürzlerisch und sozialdemokratisch, dasselbe Stück, das sie so begeistert, und das ihnen so aus der Seele gesprochen hat, dann werden sie, die zum größten Teile nicht imstande sind zu beurteilen, was an dieser Kritik richtig oder falsch ist, und die über ihre politische Anschauung nicht so mit sich im Reinen sind, es schließlich glauben und die Konsequenz daraus ziehen, daß die Sozialdemokratie doch etwas sehr Gutes sein müsse, und bereitwillig ihrer Fahne folgen. Dann hat sie aber nicht die Tragödie der „Weber", sondern das unverständige Geschrei der Leute der Sozialdemokratie in die Arme getrieben. Herr von Köller kann überzeugt sein, daß er mit einem Verbot dieser nur einen Gefallen erweisen wird. Ich höre schon, wie ihre Redner dann in die Versammlungen hineinrufen werden: „Die Regierung will arbeiterfreundlich sein und verbietet ein Stück, das sich der Sache der Arbeiter annimmt?! Da seht Ihr, was Ihr von ihren Beteuerungen zu halten habt!"

Ohne Zweifel geschieht ja dieses Zusammenwerfen von sozialdemokratisch und arbeiterfreundlich von manchen Seiten mit vollem Bewußtsein und absichtlich, und wenn Herr von Stumm und Genossen das thun, so ist es zu verstehen: sie wissen, warum sie es thun. Aber unbegreiflich ist es, daß man oben, von Seiten der Regierung, dieselbe Methode befolgt. Man spielt da ein sehr gewagtes Spiel, vielmehr ein Spiel, das von vornherein verloren ist. Noch ist es nicht entschieden, welchen Lauf die soziale Bewegung nehmen wird. Allein, stellt man sich fortdauernd von Seiten des Staates ihr feindlich gegenüber und verfolgt jede ihrer Äußerungen gleich als gegen Staat und Monarchie gerichtet, als sozialdemokratisch, dann wird man sie allerdings wirklich in sozialdemokratisches Fahrwasser leiten und damit definitiv der Sozialdemokratie zum Siege verhelfen. Denn jener Bewegung gehört die Zukunft, und es gilt, sie in die richtigen Bahnen zu lenken, nicht sie künstlich

zu unterdrücken und einzudämmen zu suchen. Auf die Dauer wird der Damm dem Andrang doch nicht widerstehen können, und wehe! wenn sich erst einmal mit Gewalt die Fluten Bahn gebrochen haben: dann werden sie mit dem Damm auch alles, was er schützen sollte, vernichten!

Auch die Regierung muß wissen, daß diese Bewegung nicht künstlich geschaffen ist, sondern daß in der That unsere sozialen Zustände recht bedenklich sind, und die unteren Klassen mit vollem Rechte eine Änderung und Besserung derselben erstreben. Gewiß birgt eine solche Bewegung Gefahren in sich. Um so mehr gilt es, sich an die Spitze derselben zu stellen und die Führung in dem großen sozialen Kampfe zu übernehmen. Und gerade die Monarchie ist dazu berufen, vor allem das preußische Königtum, dessen größter Vertreter das stolze Wort gesprochen hat: „Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux!“ Auf die Dauer könnte es sich doch nie auf Herrn von Stumm und Genossen stützen. Sein Wohl ist bedingt durch das Wohl der großen Masse des Volks, das in diesen Leuten seinen größten Feind mit Recht sieht. Heute richtet sich der Haß des Volkes nur erst gegen sie; aber wenn es sie je dauernd mit dem Königtum in Verbindung sehen sollte, dann würde schließlich der Haß auch dieses selbst treffen. Daß es je dahin kommt, daß wirklich das preußische Königtum so verkennen könnte, was die Gerechtigkeit und sein eigenes Interesse von ihm verlangt, kann ich nicht glauben. Dazu bin ich zu sehr Royalist. Ich glaube an den Beruf des Königtums, und daß es diesen Beruf erfüllen wird, glaube fest, daß es wirklich einst die Führung im sozialen Kampfe übernehmen und dadurch, durch seine Macht und Autorität, die Möglichkeit für eine friedliche und gesetzliche Entwicklung schaffen wird.

Ist es aber soweit, dann wird man auch Hauptmanns Drama nicht mehr feindlich betrachten, sondern freudig den Geist, der daraus spricht, als Bundesgenossen begrüßen, dann wird man nicht mehr die Aufführung der „Weber“ verbieten, wohl aber verbieten, daß Diener der Krone solche Reden halten, wie sie jüngst Herr von Köller gehalten hat.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Max Fels.

(München.)

Wenn man das große Vestibule des Münchener Glaspalastes betritt und durch die erste Thüre links einschreitet in die „Hallen der Kunst", und dann wieder durch eine kleine Portière, ohne sich umzuschauen, ohne den Blick zu erheben, bis in das versteckte Allerheiligste eindringt, und dann auf einmal die Augen öffnet — — — — ich habe es gethan, ich thue es noch immer fast täglich, und stets ist der Genuß derselbe.

Die beiden kleinen Lenbach-Säle oder vielmehr Kämmerchen, winklig und eng, sechs Schritt in der Breite, sechzehn Schritt in der Länge, und auf mit rotem Plüsch überzogenen Wänden zwölf Bilder und Studien.

Mich überläuft's immer heiß und kalt, wenn ich vor Lenbachs Werken stehe.

Losgelöst von den Ausstellungsräumen der Münchener Künstlergenossenschaft und der Secession, die beiden Miniatursäle im Glaspalast sind für mich ein Heiligtum, ein Heiligtum des Genies. —

Es sind schon lange, lange Abhandlungen geschrieben worden über Lenbachs Meisterschaft, die besten Federn haben's schon versucht, das wiederzugeben, was uns ein Bild von ihm verrät.

Eine tausend Seiten fassende Biographie — ein Porträt Lenbachs auf der anderen Seite — — das **Bild** erzählt mehr.

Es ist die wunderbare Kunst des Meisters, daß er mit zwingender Gewalt charakterisiert, und das Geheimnis dieser Charakterisierung liegt nicht zuletzt in dem eminenten Blick für die Psyche seiner Modelle.

Aber das ist ja alles schon so oft gesagt worden. Sein Johann Strauß, sein Richard Voß, sein Professor Baeyer sind Meisterwerke, die sich dem Besten, was Lenbach schuf, kühn an die Seite stellen lassen.

Daß Lenbach keine Frauen malen könne, ist eine Malern ebenso oft nacherzählte, wie sinnlose Äußerung.

Des Meisters Frauen-Porträts sind meist nur so ganz anders geartet, als seine Männer-Porträts. Lenbach legt da oft — namentlich bei jungen Mädchenköpfen — nicht den Hauptwert auf die Charakterisierung, die Bilder erheben dann natürlich nicht den Anspruch eigentlicher Porträts, sie sind eben Studien, und welch vorzügliche Studien!

Farbe und Linie weich abgetönt, wie auf dem herrlichen Bild des Fräulein S., einer jungen, stadtbekannten Schönheit. Das goldene Haar hebt sich leicht vom goldbraunen Hintergrunde ab, die neckischen dunklen Augen sind halb geöffnet, der liebliche Mädchenkopf sanft gehoben, wie hingeträumt auf die Leinwand, ein lyrisches Gedicht, farbentrunken und formberauscht. — — — —

Noch vier andere Porträts von Damen aus der Gesellschaft hat der Meister ausgestellt und schließlich auch das Bild eines ganz kleinen Frauchens, seines etwa vierjährigen Töchterchens Marion, in langem, blauem, spitzenbesetztem Kleidchen altnürnberger Stils.

Das Porträt ist mit außerordentlicher Liebe behandelt, es ist — da sehe ich zu meinem Schrecken, ich habe keinen Superlativ mehr übrig, den ich zum Lobe dieses

Bildes anwenden könnte, oder doch, wenn es vielleicht auch etwas banal klingt: es ist die köstlichste Perle in der kleinen Sonderausstellung im großen Münchener Glaspalast. —

Wie sagte der Herr zu Abraham: Ich will Sodom nicht verderben um zehn Gerechter willen.

Wir wollen der Sommerausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft viel verzeihen um des einen, Lenbachs willen.

Viel verzeihen, und es bleibt doch noch eine Menge, was unverzeihlich ist.

Wahrlich, ich dürfte verschwenderisch sein mit Superlativen des Lobes, ich kann jetzt sparen, sparen, mehr als ich vielleicht je auszugeben habe.

Denn sind der „Gerechten" — d. h. der ehrlich Wollenden — auch mehr als zehn im Glaspalaste, was will das bedeuten?

Gegen 3000 Bilder soll die Jury der Sommerausstellung 1895 zurückgewiesen haben, das ist ja gewiß viel, aber der Katalog weist noch immer ungefähr 1000 Nummern auf — ich spreche fürs erste nur von den Ölgemälden — und das ist auch viel, viel zu viel sogar.

Ich bin überzeugt, die Jury hat nach bestem Gewissen bei Auswahl der Bilder verfahren, was sagt uns da wohl eine Ausstellung, wie die im Glaspalast?

Mit kurzen Worten will ich es aussprechen:

1. Es werden so wenig gute Bilder produziert, daß man, um nur die Wände kümmerlich zu füllen, sich zu so weit gehenden Konzessionen an die Unter-Mittelmäßigkeit herbeiläßt, daß für Kunst Suchende höchstens acht Prozent der ausgestellten Bilder überhaupt in Betracht kommen.

2. Gegen 3000 Bilder — gewöhnlich stellen nur fertige Maler, nicht Kunstschüler, Akademiker x. ihre Sachen einer Ausstellung zur Prüfung — also gegen 3000 Bilder, die wohl alle im letzten Jahre produziert wurden — sind von einer künstlerisch hochbegabten und völlig unparteiischen Jury für schlechter als die schlechteste der angenommenen Arbeiten erklärt worden.

3. Schlüsse zu ziehen auf den Wert der in immer kürzerer Zeit einander folgenden Ausstellungen und auf die letzten Gründe des stets wachsenden Künstler-Proletariats wird niemandem schwer fallen, der recht aufmerksam gelesen, was in 1 und 2 ausgesprochen ist. — — — —

— —

Doch nun ein kurzer Gang durch die Ausstellung. Der Glaspalast hat 46 Säle, eine Restauration und einen großen Raum, in dem man sich unter Blumen und rauschenden Wassern all seine Begeisterung vom Herzen schreiben kann. Mir ist der Saal der liebste, die grünen Palmen, die springenden Brunnen, die leeren Wände, die behaglichen Lehnstühle, auf denen sich's so bequem vor den großen Schreibtischen sitzt. Tinte, Papier und Federn, alles ist in reicher Fülle da, Rotstift und Blaustift, und daneben liegt der „Pan", zweite Nummer.

Eine bizarre Textillustration ist aufgeschlagen. Der liebe Zufall! Ist's doch, als riefe es aus dem Blatt: Schau hierher, das ist die „moderne" Kunst! Sind wir „unmodernen" Maler da nicht bessere Menschen?

„Bessere Menschen?" Darin thut die Stimme dem Herrn Illustrator — mir ist der Name entfallen — sicher unrecht, aber geschmackloser als seine Randzeichnungen, so leid es mir thut, dem hochkünstlerischen Unternehmen — natürlich dem „Pan" —

den Vorwurf nicht ersparen zu können, geschmackloser sind die meisten Bilder im Glaspalaste auch nicht.

Große „Schlager" fehlen auch in der diesjährigen Ausstellung nicht, die dürfen ja nicht fehlen.

Eine sechs Meter hohe, zehn Meter breite Leinwand mit recht sensationellem Sujet ist dem Herrn Säckelmeister der Künstlergenossenschaft mindestens für 20000 Eintrittskarten gut.

Das war ein gesegnetes Jahr, damals als Rochegrosses „Ende Babylons" als great attraction überall ausgehängt, gepriesen und mit der 1. Medaille dekoriert worden war.

Damals „gab's etwas zu sehen" im Glaspalast, und mit entrüstungsvoller Bewunderung drängte sich der Kunstpöbel vor den Ausgezogenheiten des schwülen Bildes.

Leinwanden von den Qualitäten des Rochegrosse giebt es nun aber nicht alle Jahre, und so soll es heuer denn die Quantität machen. Aber die macht's nicht. Das zeigt der Besuch der Ausstellung.

Kirchbachs „Lenore" und des Spaniers José Garnelo längst auf allen anderen Ausstellungen gesehenes Sensationsbild: „Das unterbrochene Duell" und sogar des Düsseldorfers Klein-Chevalier gruselige „Agrippina" — sie ziehen nicht — trotz aller Geschmacklosigkeiten.

„Agrippina" ist mir von den drei erwähnten Großthaten — dem Format nach natürlich — noch die liebste. Das Sujet ist dem Hamerlingschen „Ahasver in Rom" entnommen und stellt jene Scene dar, wo Neros Mutter, die der Wüterich im Bade hatte ertränken lassen wollen, von Fischern halbtot in des Kaisers Palast gebracht wird. Drängendes zerlumptes Volk unten, arme Schelme von Fischern tragen die unglückliche Mutter die weiße Marmortreppe zur Säulenhalle hinan, oben rauschendes Bacchanal. Der sensationelle, geschmacklose Vorwurf stößt mich ab, Einzelheiten, z. B. die Gruppe der Fischer, zeigen den Meister. José Garnelos Bild mutet wie eine Schlußgruppe aus einem rührselig-bluttriefenden englischen Volksstück an, eine Sekunde bevor der Vorhang fällt. Als Regisseur ist Herr Garnelo sehr verwendbar.

Frank Kirchbachs „Lenore" nach dem gleichnamigen Gedicht von Bürger. Ich glaube, es stehen auch die betreffenden Verse darunter.

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

In Bürgers Gedicht „blinken" in der nächsten Strophe „Leichensteine rundum im Mondenscheine". Das thun sie bei Herrn Frank Kirchbach nicht. Das Bild schwimmt ganz in einer häßlichen bläulich-braunen Sauce. Das ekelhafte, mißfarbene Gerippe im Reiteranzug mit dem zappelnden Lenorchen im Arm; — wie Freund Hein sie hält, das ist und bleibt ein Rätsel, das schwebt da wie ein Schemen an seiner Brust, und schaut man genau hin, so hat der Schemen Formen wie ein oberbayrisches Bauerndirndl, und die haben eigentlich gar nichts schemenhaftes an sich.

München besitzt ein Panoptikum, da befindet sich in Wachs die verzerrte Nachahmung einer bekannten Plastik: „Orang-Utang eine Jungfrau raubend". Daran erinnert mich Kirchbachs „Lenore". Und in das Panoptikum gehörte auch sein Bild, nicht in eine Kunstausstellung.

Doch ich sehe gar nicht ein, warum ich mich bei solchen Monstren aufhalten soll, die mit der Kunst auch nicht das Mindeste zu thun haben. Ich bereue schon die Zeit,

die ich mir und den Lesern der „Gesellschaft" mit der „Lenore" genommen habe, und mag mich der Name Frank Kirchbach entschuldigen, ein Name, den man eigentlich nicht unter einem solchen „Bilde" zu sehen gewöhnt ist.

Nur noch das Beachtenswerte.

Da ist in erster Linie ein Bild des Petersburgers Répin: „Freie Kosaken antworten höhnisch auf den Brief irgend eines muselmännischen Großen." Ich kann den Titel des Bildes nicht präcisieren, denn der Katalog enthält bei Répin keinen Eintrag. Das Gemälde ist groß und breit angelegt, von genialer Komposition und wuchtiger Charakterisierung. Es ist ohne Zweifel nach Lenbachs Sachen der star der Ausstellung, um so seltsamer berührt es, daß ihm trotzdem von der Jury die I. Medaille verliehen worden ist. Répin hat noch zwei Porträts ausgestellt, das Bildnis eines russischen Dichters und das Porträt seiner Tochter, zwei den „Kosaken" voll ebenbürtige Leistungen.

Von Prof. Lindenschmitt † sehen wir drei große Historien, von denen „Huttens Kampf mit französischen Edelleuten" die beachtenswerteste ist. Akademisch, aber ehrlich und groß empfunden.

Rocholls Nachzügler bei siegreicher Attaque" ist von packender malerischer und innerlicher Wirkung. Rocholl ist Düsseldorfer, und die Düsseldorfer haben von den Deutschen am besten ausgestellt. So ist auch Heicherts „Theodor Körner nach dem Überfall bei Kitzen" ein fein empfundenes, stimmungsvolles Gemälde.

Drei große Leinwanden sind der religiösen Malerei gewidmet, alle drei fallen ins Auge, aber nicht alle durch Vorzüge. Corints „Kreuzabnahme" steht am höchsten, das Bild ist in der Bewegung und in der Gesamtwirkung trefflich gelungen, in den Details stören manche Härten, und auch die Farbe kann in allen Einzelheiten nicht befriedigen. Brandis „Grablegung" ist nicht übel komponiert, läßt aber kalt.

Georg Papperitz, der etwas süßliche Maler der galanten Welt — und eine „Kreuzabnahme". Mein Freund Ernst Kreowski sagt in der Münchener „Post": „Papperitz bringt eine „Kreuzabnahme" in der Anordnung einer Clown-Pyramide". Anordnung und Farbe", — wenn Kreowski so geschrieben hätte, treffender und charakteristischer hätte er das Papperitzsche religiöse Bild nicht schildern können.

Der Weimaraner Fritz Fleischer hat ein naturalistisches Bild ausgestellt, „Die Not". In ärmlicher Dachkammer ein toter Mann. Am Bette die weinende alte Mutter. Im Vordergrunde ringt die junge Witwe verzweifelt die Hände, und neben dem Bett die verschüchterten, ratlosen Kinder. Es geht ein großes Mitleid durch das Bild. Mit Einzelheiten wollen wir nicht rechten. Fritz Fleischer ist ein gottbegnadeter Künstler.

Auch Robert Falkenbergs „Geständnis": ein junges, leichtfertiges Ding in Thränen aufgelöst vor der gramerfüllten, schwergeprüften alten Mutter, hat hohe künstlerische Qualitäten.

Eckmanns „Die Lebensalter", ein Cyklus von sechs Bildern, ist sehr fein in der Farbe, in der Komposition aber verunglückt.

„In der Dämmerung" nennt Otto Götze das vorzügliche Bild einer Dame in eleganter Straßentoilette. Otto Götze ist als Schriftsteller den Lesern der „Gesellschaft" gewiß schon lange bestens bekannt. Der Hauptvorzug seines Stils, der Blick fürs Malerische, kommt ihm natürlich in seinem eigentlichsten Metier sehr zu statten. „In der Dämmerung" ist ein durchaus modernes Bild, von französischer Pikanterie, brillanter Farben- und Lichtwirkung.

Eine ungeheuere Anzahl von Landschaften zieren die Wände des Glaspalastes.

Wenige gute. Die beste ist wieder von einem Düsseldorfer. Henkes „Waldeinsamkeit". Weiße Birkenstämme, und zwischen die schimmernden Bäume fluten auf das am Boden liegende welke Laub die letzten rötlichen Sonnenstrahlen.

Mit frischen, kühnen Farben- und Beleuchtungsproblemen treten die jungen Worpsweder Maler in die Arena. Fritz Mackensen, Otto Modersohn und Fritz Overbeck überraschen durch ehrliche, originelle Arbeiten.

Auch das Genre ist reich vertreten, das bekannte Glaspalast- oder Kunstauktionsgenre, das Käufer sucht und gewiß ist, Käufer zu finden, das schon mit den Titeln seiner Bilder nach Käufern schreit.

Die: „Junge Kätzchen", „Briefangelegenheit", „Ein Liedel", „Ein junger Gelehrter", „Ein erster Versuch" und wie die „Kammerkätzchen" und „Lieblinge" auch alle benamset sein mögen! Ich habe nur wahllos das erste Dutzend aus dem Katalog herausgelesen.

Einzig und allein die „Melancholie" von Edmond de Grimberghe hat mich von all den Genres tiefer zu fesseln gewußt, ein Bild von entzückender Schönheit und warmem Empfinden.

Drei Portraits von Hans Fechner und einige hochbedeutende Studien Meister Menzels vertreten die Reichshauptstadt; neben beiden macht Vogel-Hugo auf einer marktschreierischen Leinwand höchst geschmackvoll in Patriotismus, Königstreue und Sozialpolitik.

Auch zwei Böcklins hat sich das Ausstellungskomitee zu ergattern gewußt, leider keine neuen und auch nicht die besten Schöpfungen des berühmten Malers.

Franz Defregger schließlich ist aus dem Lokalausstellungsgebäude mit seiner Studienausstellung in den Glaspalast übergesiedelt und hat, das sei ihm gedankt, einige seiner besten Arbeiten mitgenommen. So das famose Knabenbildchen: „Eingeschlafen", einige seiner beliebten „Tirolermädchen" und sehr interessante Studien zu seinen bekannten Historien.

Mit Defreggers Farbe kann ich mich auch auf seinen „besten Bildern" aus seiner „besten Zeit" nicht befreunden, aber in seinem robusten Zugreifen, in seinem rücksichtslosen Charakterisieren, kurz in seiner Echtheit ist er halt allen Bauernmalern weit, weit über. — — — — — — — — — — — — — —

So! Das wäre wohl das wesentlichste, was sich über die diesjährige Sommerausstellung sagen läßt. — Die Engländer und namentlich die Franzosen, die erst nach Salonschluß kommen, sind bis jetzt noch so unvollständig vertreten, daß ich erst in nächster Nummer über sie berichten kann. —

Plastik, Pastelle, Aquarelle und die Schwarz- und Weiß-Abteilung bieten wenig des Interessanten, und werde ich auf das bißchen Gute im nächsten Berichte kurz zurückkommen.

Ich habe es unterlassen, neben den ausführlicher besprochenen Bildern noch eine Reihe „auch guter" summarisch aufzuzählen, da ich bei der erschreckenden Menge von veritablem „Kitsch" leicht in die Gefahr käme, das schon lobend zu erwähnen, was nur einigermaßen über den Durchschnitt der ausgestellten Bilder herausreicht.

Über die Sezession im Septemberheft.

* * *

Die Theater haben Ferien und während die Hof- und Nationalbühnen ganz geschlossen sind, hat am Gärtnertheater ein Norddeutsches Ensemble sich mit seinem Thespiskarren niedergelassen, das in Repertoir und Darstellung schon das Tollste zu bieten wagt, das wir jemals zu sehen und zu hören in der Lage waren.

Warum ich dann überhaupt über das Mauthner-Ensemble — so heißt es nämlich — schreibe?

Weil der Herr Direktor, als trotz aller „Novitäten“ das Haus immer gähnend leer blieb, sich bemüßigt fühlte, als Anziehungsmittel den Namen eines beliebten Münchener Schriftstellers für seinen Theaterzettel zu erwerben.

„Bella.“ Schauspiel in drei Akten von Julius Schaumberger. Eine alte Arbeit des talentvollen Dichters und — offen gesagt — keine glückliche.

Viel Wollen ist drinnen, und bewegtes, warmes Leben pulsiert in Schaumbergers Stück. Aber der Stoff ist ein mißlicher, und die Ausarbeitung zeigt, daß Schaumberger selbst nicht mit festem Blicke, mit ruhiger Hand geschaffen hat. Er ist selbst Partei, und deswegen kommt der „Philister“, der männliche Held des Stückes, zu schlecht weg, leider auf Kosten der Möglichkeit.

Was an „Bella“ Gutes und Dichterisches war, das machte das talent- und stimmungslose Spiel tot.

Ich kann Schaumberger den Vorwurf nicht ersparen, daß er, der so reich schafft, der noch im Wachsen und in der Zeit fruchtbarsten Produzierens ist, ein altes Stück, über dessen Minderwertigkeit im Vergleich zu seinen anderen Sachen er sich klar war und sein mußte, noch dazu einem so miserablen Ensemble zum Experimentieren anvertraute.

Wohl gleichzeitig mit der „Bella“ brachte der hochverdienstvolle Akademisch-Dramatische Verein Ibsens „Wildente“ in trefflich regissierter Aufführung zur Darstellung.

Zweierlei wurde da klar:

1) Daß die „Wildente“ durch eine Aufführung ungeheuer gewinnt und sich als des Dichters genialstes Bühnenwerk, als unvergleichliche Tragi-Komödie präsentiert,

2) daß selbst das auserwählte Publikum des Akademisch-Dramatischen Vereins, ja sogar die meisten Kritiker der Tagespresse ein großes, ernstes Werk richtig zu würdigen nicht verstehen.

Ernst von Wolzogen leitete wieder mit bekannter Meisterschaft die Proben und verhalf den jungen Studenten zu einem neuen großen Sieg.

Die Aufführung war eine mustergültige.

Fräulein Anna Gigl, die Darstellerin der „Hedwig“, würde jeder großen Bühne zur Zierde gereichen. Grandios war Fräulein Sophia Goudstikker als „Gina“. So einfach, so selbstverständlich, so künstlerisch zugleich kann keine Berufsschauspielerin die „Gina“ kreieren. Hans Olden war ein brillanter „Hialmar“, Wolzogen ein köstlicher „Ekdal“.

Der brave Verein beabsichtigt im Herbste Josef Ruederers „Fahnenweihe“ zur Darstellung zu bringen.

Kurz vordem ich meinen Bericht schließe geht mir die Nachricht zu, daß Heinrich Keppler, der beliebte Bonvivant und Oberregisseur der Hofbühne, in Kufstein am Herzschlag gestorben. Es ist dies ein entsetzlicher Verlust. Keppler war als Darsteller und Regisseur die Stütze des Residenztheaters. Ohne ihn war seit Jahren keine gute Vorstellung denkbar.

Keppler war erst 40 Jahre alt, ein echter Künstler, ein trefflicher Mensch.

Möge ihm die Erde leicht werden!



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von H. Häfker.

(Berlin.)

Die Kunstausstellung 1895.

Was wir an Kultur haben, wir Deutsche, ist Fremdes. Uns wurde das Christentum mit Blut und Eisen aufgezwungen, und die Träger des Geisteslebens zehrten an den Vorräten der Römer und der Juden. Der Humanismus, obgleich wir ihn als einen Rückschlag zur Gesundung empfinden, war nichts als das erneute Verständnis einer fremden Welt. Entkamen wir der Macht des Schwertes, so wirkte die Buchdruckerkunst und später all die gewaltige Hebung des internationalen Verkehrs dasselbe: sie lenkte uns ab, auf die leise Stimme unseres Innern zu hören, auf dem ungekünstelten „Erkenne dich selbst" unsere Entwicklung aufzubauen — wieder waren es fremde Schöpfungen, die wir bewunderten, fremde Ideale, die wir uns zu eigen machten. Die „Zweite klassische Periode" zeigt dasselbe, wie ihre Vorkämpfer, Lessing und Winkelmann, sich an der Antike den Geschmack bildeten, so blieb Goethes letzte Weisheit, daß man bei den Alten sein Heil suchen müsse, und er schwärmte mehr wie platonisch für Italien und die Romanen. Heftiger als bei uns, aber nicht so zäh, so unausrottbar, war diese Kulturkrankheit bei den Franzosen, von denen denn auch der erste leidenschaftliche Rückschlag ausging, krankhaft wie die bekämpfte Krankheit — Rousseau. Die Versumpfung dieser Reaktion heißt „Humanität". Dieser Popanz hat es am weitesten gebracht in unseren Tagen, denn er kann besser als andere von Lügen leben; es scheint, er wird fett davon.

Was wir in diesem Jahrhundert gethan, außer den bekannten, praktisch verderteten Errungenschaften der Naturwissenschaft, war nicht „großartig", sondern im Gegenteil kleinlich; von der Entdeckung des Darwinismus an bis zum letzten Bande Lombroso. Nicht großartig, weil es im Grunde nichts war als eine Verplebisierung des Geisteslebens; man entdeckte gar nichts neues, man nahm nur den Dingen den Geist, und so hatte man die Teile leicht in der Hand; eine Unzahl Wagner kann nun tiefsinnig begründen, was vorher dem Faust selbstverständlich war. Die geistige Entwicklung des Jahrhunderts ist nichts als eine Mobilmachung der Massen, die so alle ihr Teil Macht in die Hände bekommen, und die doch zu Hunderttausenden nicht das damit machen können, was ein einziger, der auch den Geist dazu hat.

Ein Rückwärts giebt es nicht; wir müssen vorwärts. Und das ist vielleicht das Glück bei alle dem Unglück, weil alle unsere Civilisation uns etwas fremdes und unverdautes ist, so leiden wir auch heute, nach achtzehnhundert Jahren, nicht ernstlich an der Krankheit der Kulturvölker: an Haarschwund und Wadenmangel, bleichen Lippen und Herzverfettung. Und so ist es eine optische Täuschung, wenn wir aus der unheimlichen Ähnlichkeit vieler unsrer Zustände mit denen des verfallenden Römerreichs darauf schließen, daß wir nun auch morsch und dem Ende nahe sein müßten, wie jene . . . .

Der Mensch kann sich an jedes Gift gewöhnen, die Menschheit auch. Der Deutsche hat endlich auf darwinistischem Wege sich die Konstitution gebildet, die ihm ermöglicht, so lange als Zaunkönig im Gefieder fremder Adler zu sitzen, bis sie vielleicht einmal nicht mehr können — und dann wird er loslassen und noch höher fliegen, immer noch höher.

Wir sehens an der Malerei — eine Zeitlang wollte es bald erscheinen, als brächten

einige von uns etwas zuwege. Und nun sehen wir's, sobald die Fremden einmal auf den Plan treten: die ganze deutsche Kunst von heute ist gestohlen.

Aber was wir haben, ist das Nachschlagebuch in Goldschnitt, worin ganz genau steht, wie es die andern alle machen — und wie wir ungefähr dazu stehen — und was wir etwa noch mitnehmen könnten.

Woran liegt's, daß wir nicht vorwärts kommen? Daß wir uns niemals zu einer Originalität aufschwingen? Und doch immer auf dem Sprunge stehen, verblüffend schnell, oft den andern auf den Fersen?

Es kommt, ganz im geheimen geflüstert, weil wir nämlich etwas sehr, sehr großes wollen. Ganz im geheimen: wir arbeiten seit geraumer Zeit uns ab, einen ganz mächtig großen und tiefen Gedanken zu finden, ein solches Juwel von einem Gedanken .... und dann diesen herrlichen, auserlesenen Gedanken, vor dem die ganze Welt verstummen wird, den kleiden wir in das herrliche, schimmernde, in seinen Flicken von allen Völkern zusammengestohlene Gewand ....

Aber eh wir das Gewand nicht ganz fertig haben, so lange wir fürchten müssen, daß irgendwo noch ein neuer Fetzen auftauchen könnte, da machen wir auch unsern Gedanken nicht — denn wir wissen ja nicht, ob er auch groß genug sein wird für das Prachtgewand ....

Und leider sind die andern so emsig bei der Arbeit, daß wir oft gar nicht schnell genug hinterherstehlen können.

Meine Meinung ist die, daß wir diese gewiß tragisch große, aber aufreibende Art zu hoffen einmal aufgeben, und ganz ruhig und einfach das schaffen, was uns not thut, was uns Vergnügen macht, und was wir können. Etwa wie Gerhart Hauptmann sein „Vor Sonnenaufgang“ gemacht hat ... Wir werden dann freilich einsehen, und das wird uns bitter genug werden, daß wir dann überhaupt ganz andere Menschen werden müssen. Es wird ein politischer Umsturz vorangehen müssen, und mit der großen Verlogenheit in deutschen Landen wird erst gründlich gekehrt werden müssen.

Überhaupt, was erst alles müßte, das ist ein Kapitel für sich, und gehört nicht hierher. Auch ist es nicht gut, es aneinanderzusetzen, denn das wissen die Schurken recht wohl. Es müßte einer mit der Peitsche kommen, um es durchzusetzen.

Unter den Bildern, die christlich religiöse Stoffe zum Gegenstand haben, ist das interessanteste das von Jean Béraud (Paris), betitelt „Kreuzweg“. Es stellt Christus dar, der fast unter der Last des Kreuzes zusammenbricht; ihm folgen unter wüstem Geschrei und Gelächter, die Gesichter tierisch verzerrt vor Wut, alle die, die der heutige soziale Kampf zu Angegriffenen macht: der Lebemann mit seiner Dirne, die Industrieritter und Schlotbarone, die Frömmler und die tugendsamen Krämer, denen er die Geschäfte stört; sie schleudern Steine auf ihn, und im Vordergrunde hetzt eine rote Gestalt einen Arbeiter an, desgleichen zu thun ... Ihm entgegen aber strömen die Armen und die Kranken, die Bettler und die Krüppel, der verwundete Soldat, die barmherzige Schwester und der edle Priester, der einem Sterbenden seinen Erlöser zeigt, ein eben getrautes Ehepaar, das, noch rein im Herzen, sein Leben im Sinne des Gekreuzigten führen will, ein kettenbeladener Verbrecher ....

Die Komposition ist elegant, die Zeichnung sinnig und charakteristisch, die Farben einfach und wirkungsvoll. Das Ganze trotz der weitgehendsten Arrangierung so realistisch wie möglich. Eine leidenschaftliche und laute Sprache, in die sich kein Zittern mischt.

Der einzige Franzose, der noch ein Bild ausgestellt hat, das man in diesem Zu-

sammenhange nennen könnte, ist Puvis de Chavannes. „Der Schlummer“ ist eine in Gobelinfarben gemalte, magisch beleuchtete Mondlandschaft, in deren Vordergrunde bildliche Gestalten ohne Pose und doch unendlich malerisch lagern. In diesem wie im vorigen Bilde eine selbstverständliche Selbständigkeit, eine naive Art, die Form zu brauchen, die gar nicht den Gedanken an „Kunstregeln“ für und wider aufkommen läßt — es muß eben so sein.

Von den Engländern spreche ich besser in einem andern Zusammenhange. Was übrig bleibt, sind nur noch die Deutschen, und zwar München—Düsseldorf—Berlin.

Berlin in Farbe und Inhalt das herkömmliche. v. Brandis mit seiner großen Leinwand „Auferweckung Jairi Töchterlein“, viel zu anspruchsvoll, um auch nur gering zu wirken. Und Plockhorst „Bleibe bei uns“. Diese Farben, diese Linien sprechen nicht; wir machen Ansprüche — sie sind tot. Dies sind Menschen mit wenig sprechendem Ausdruck und dem Titel „Bleibe bei uns“. Dadurch sollen wir an gewisse biblische Geschichten erinnert werden. Und die erinnern uns im besten Falle wieder an die letzte Religionsstunde vor den Osterferien, wo wir das Kapitel durchnahmen und kindlich selig waren, teils weil Christus auferstanden war, teils weil wir in zwei Stunden frei kriegten. Aber das Bild — was hat das mit dem Bilde zu thun?

In Düsseldorf macht v. Gebhardt Schule, der mit einer „Heilung des Gichtbrüchigen“ da ist. Der gleicht zum Verwechseln — bis auf die Gruppierung — Pfannschmidts „Christus predigt in Bethanien“ und auf Feldmanns „Lanzenstich“ sind die Köpfe und die Farben dieselben. Man möchte zweifeln, wem man den Preis zuerkennen soll — v. Gebhardt oder Pfannschmidt — — diese unübersehbaren, ausdrucksvollen Köpfe, diese grünlichen altdeutschen Interieurs, resp. Exterieurs, diese erstaunliche altdeutsche Technik, diese wirklich ergreifende Lebendigkeit der Darstellung. Aber das ist doch wieder kein gutes Zeichen — daß sich's die drei so vollendet abgucken konnten. Es beweist zum wenigsten, daß auch diese Art, die heilige Geschichte im mittelalterlichen Kostüm darzustellen, so originell sie scheint, nicht erlaubt, wahr und ganz seine Persönlichkeit darzustellen, daß sie etwas archäistisch totes hat. Und doch immer noch lieber das, als die hilflose und eingestandene Langeweile und die Berliner Schablonenfrömmigkeit. Zwischen der Renaissance- und Reformationszeit und der unsrigen ist ein urlebendiger Zusammenhang, sie sind sich fast gleich; es sind die Gefühle und Gedanken, die Kämpfe und Sorgen von heute, die damals handelten. Es wurde mir überraschend klar, wie ich Josef Sattlers Radierungen zu den Bauernkriegen sah. Und wie könnte man die heiligen Geschichten unserm Herzen näher bringen, als indem man ihre Gestalten in die Gewänder der Zeit kleidet, an die wir uns erinnern, wie an unsere eigene Kindheit, wo wir instinktiv dem Richtigen nahe waren, das wir jetzt mit aller Anstrengung nicht rein in uns wieder herstellen können — einer Zeit, die uns so nahe liegt, näher als die unsre!

Die Münchener religiöse Malerei wird durch die Namen Keller, Stuck, Fugel, König charakterisiert. Stuck rechne ich wegen der „Sünde“ hierher, die er wieder ausgestellt hat. Ein Werk, das in seiner künstlerischen Wirkung ein Meisterstück ist, aber in der Auffassung eher derb und kraftmeiernd, als so besonders tief. Kellers Bilder, ohne Neutönerei in der Technik, wirken durch das visionäre Element, auch ein Zeichen der Zeit. Der „Mondschein“ behandelt das in neuerer Zeit beliebte Thema des gekreuzigten Weibes, das, verwirrend beleuchtet und beschattet im bleichen Lichte, erschreckt und anzieht. Ich habe überhaupt bemerkt, daß der Mondschein bei den Malern und Zeichnern, die zu visionären Darstellungen neigen, von ganz besonderer Kraft ist. Es scheint in ihm etwas betäubendes, perverses zu liegen, das den einen Teil des Organismus lähmt, während es den andern aufregt und schreckt. Kellers „Kreuzigung“, ebenfalls

unter einer nun schon nicht mehr zu definierenden Beleuchtung, zeigt Christus als häßlichen und unrasierten Mann mit verzückten, weitgeöffneten Augen, als dränge aus dem Farbengewoge des Bildes eine überirdisch schöne Musik zu ihm; an seinen beiden Seiten hängen die Schächer, und den Fuß seines Kreuzes umklammert eine trostsuchende Menschengestalt.

Ganz anders Gebhardt Fugels Darstellung des Abendmahles. In einer Vorhalle von orientalischer Architektur, auf einer Art Altarerhöhung spendet Christus Brot und Wein den Jüngern, während Judas sich aufmacht, in die dunstige Nacht draußen zu entschleichen. Das ganze ruhig und vornehm, aber mit tiefer Empfindung gemalt. Eine ernste Abendmahlsscene von heute in die ferne Zeit zurück versetzt, an die sie erinnern soll; die Feierlichkeit einer kirchlichen Ceremonie das Bild, unter dem der Maler sich die feierliche Erhabenheit jenes Vorganges versinnlicht.

Königs „Madonna", ein ebenfalls ruhig und unabhängig gemaltes Porträt in landschaftlichem Hintergrund voll Stimmung und Schönheit.

Seien hier noch ein paar Ausländer erwähnt. Julian Devriendts (Brüssel-Schaerbeek) „Anbetung" schmückt den Ehrensaal. Der Ort ist ein Häuschen und Gärtchen in einem Dorfe, mit ein paar dünnen Bäumen davor, und durch einen Zaun von der Landstraße getrennt. Die Madonna sitzt in biblischem Gewand und Heiligenschein mit ihrem Kinde vor der Thüre, in der Josef lehnt; Engel schweben links im Vordergrunde, unsichtbar für das Volk. Das ist herbeigekommen aus dem ganzen Dorfe, um das Wunder zu sehen; Kinder, Mädchen, junge Männer treten schüchtern in den Garten und bleiben in ehrerbietiger Entfernung stehen. Hinter dem Zaun drängt sich die Menge, aber leise und ehrfurchtsvoll. Das Landschaftliche ist im Stile des Pleinair-Realismus gehalten, aber hervorragend schön.

Die Charakterisierung der Köpfe wäre für einen Deutschen unmöglich, weil sie ihm als Hochmut dem „Volke" gegenüber ausgelegt werden würde, für einen Franzosen, weil er dabei seinem Humor würde nachgeben müssen, und für den Engländer, weil er überhaupt keinen Sinn hat für diese Art von Realismus. Die geistige Dumpfheit, die tierische Blödheit, nicht bei den Erwachsenen nur, sondern schon bei den Kindern, sind selten mit solcher Pietät, solcher Diskretion behandelt worden. Dies dumme Volk mit den offenen Mäulern — es ist fast keine Figur auf dem Bilde, in deren eckigem Gesicht der Mund nicht offen stände —, das durchaus keine Vorstellung davon hat, was ihm der Heiland bedeute, und das doch herkommt, um zu staunen und anzubeten, weil es sieht, daß diese Frau und dies Kind etwas besonderes sein müssen, da Gott ihnen einen Heiligenschein gegeben hat — will der Maler sagen, daß es durch Christus erlöst werden soll von seiner Dumpfheit, oder daß Christus es segnen und erhalten wird in seiner beglückenden Einfalt? Solche Fragen zu entscheiden, ist so schwer wie müßig, aber Thatsache ist, daß das Bild künstlerisch zu dem vollendetsten gehört, was auf der Ausstellung zu sehen ist.

Zu erwähnen wären dann noch Bilder — Tuxen, Berlin; Simonet, Malaga —, die die biblische Geschichte historisch, unter Wahrung der Zeit- und Lokalverhältnisse darstellen, ohne besondere tiefere Gedanken. Meist ist die Darstellung religiöser Stoffe mit sozialer Tendenz gemischt, und die Zahl der Bilder dieses Genres, ohne größere Bedeutung, ist groß. Kirchen und Altarbilder sind wohl fast keine da. Die Darstellungen rein sozialer Stoffe aber sind äußerst wenig gegen früher vertreten; Sittenschilderungen aus dem Leben der höheren Stände bei den Deutschen gar nicht, bei den Franzosen nur im alten Genre-Sinne und bei den Engländern und Schotten nur von ästhetischen Gesichtspunkten. Die „Armeleutmalerei", die anderswo längst überwunden ist, feiert in Berlin ihre Triumphe oder auch nicht; immer blüht noch hier und da an den

Wänden ihr Wahrzeichen, die breite Sonnenblume, inmitten des dazu nötigen Farbengemengsels à la Leipziger Allerlei: blaßgrüne sämige Erbsen, gelblich-schleimiger Spargel und kleine ziegetrote Carotten. Diese längst überwundene Art, realistisch pleinair zu malen, grassiert noch hier; man kann sie mechanisch ohne jedes Talent nachahmen, und darum hält sie sich. Die Zeit ist vorbei, wo man mit Augurenernst diese tieftraurigen Arbeiter- und Tagelöhnerverhältnisse in Farben wiedergab, um dabei tiefbewegt zu sprechen: ich bin ein Kämpfer meiner Zeit, und wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat genug gethan für alle Zeiten. Das soziale Problem muß man jetzt tiefer suchen, man blamiert sich mit süßlicher Begeisterung für das Erfurter Programm und christlichen Sozialismus; der ideologische Kern der sozialen Frage, ihr religiöser, sittlicher, philosophischer Ursprung liegt viel tiefer, und ihr eigentlicher Held ist gar nicht der streikende Arbeiter, sondern jene Schicht des Bürgertums, in der so viel gedacht wird, und in der das Gewissen schlägt.

So erwähne ich die landschaftlich normalen Bilder von Bartels (München) „Erste Liebe“, in Strandgegenden spielend; Kallmorgens „Flachsscheuer in Holland“, Jens Birkholms (Berlin) „Sackflickerinnen“, v. Aster und C. Agthe „Bei der Arbeit“, die noch im Sinne der Liebermannschen Gänserupferinnen und der Menzelschen Schmiede Arbeitsspezialitäten mit viel Detail malen; v. Kalkreuth, der in den „Ährenleserinnen“ im Banne der „Frau mit den Ziegen“ steht, im „Alter“ jedoch zu einer Art groteskem Humor zurückkehrt, der beweist, daß ihm die tragisch gefurchte Stirne des Professionsrealisten doch fremd ist; Blume (München), dessen großes Bild „Opfer des Streiks“ gut gemalt ist und ernster zum Beschauer spricht. Ich möchte übrigens wohl wissen, wer solche Leinwand kauft? Hierher gehört auch Röchling (Berlin), dessen sachgemäße und frische Bilder aus dem modernen Soldatenleben gewiß nicht ihr Publikum zu suchen brauchen („Appell im Manöver“ ꝛc.). Es ist ein vorzüglicher Realismus und Lebensfreudigkeit darin. Leopold Burgers in der bunten Reproduktion viel verkaufte „Vier Jahreszeiten“ haben Zusammenhang mit Dettmanns Triptychon „Das deutsche Volkslied“. Dieses giebt unter Anwendung moderner Volkstypen — reizlose Kost in Farbe und Figur — Illustrationen zu „Wandern“, „Liebe“ und „Vaterland“, diesen drei Hauptthemen des verstorbenen deutschen Volksliedes. Burger ist noch realistischer (sein Cyklus Aquarell und in kleinerem Maßstabe), — er ist Wiener, und nur da oder überall, wo nicht Berlin, wo überhaupt nicht zu viel Deutschland ist, durfte er sich erlauben, den „Sommer“ darzustellen, die Scene, wie der Bursche ziemlich ungeniert mit seinem Mädchen am Korne liegt. An Ungeniertheit bekommen wir überhaupt prächtige Stücke zu sehen, namentlich von den Franzosen; aber es erhebt sich keine einzige Stimme dagegen. Wohin sind wir gekommen, wohin sind wir gekommen! Arthur Briöt (Holland) malt seine sozialen Studien wie seine Landesgenossen, v. d. Maavet („Blumenverkäuferin“), Emil Claus (Belgien) u. a., mehr um seinen Vorfahren, den alten Niederländern, seine Ehrfurcht zu bezeugen, als weil er für soziale Fragen besonderen Sinn hätte. Sein „Krankes Mädchen“, „Beim kranken Großvater“ ꝛc. sind vorzüglich gemalt, meisterhafte Interieurs, ein bißchen Anspielung auf Rembrandsche Dunkelei, und alte, alte Hexen à la Ostade. Nur keine Farbenfreudigkeit. R. Scholz (Frankfurt) „Feierabend“ zeigt die beiden Gesellen, die ihre Straßenhemden zuknöpfen, während der alte Meister, den Kopf tiefnachdenklich in die Hände gestützt, dasitzt. Die Arbeit ist zu Ende, nun kommen die freien, die feierlichen Stunden und mit ihnen die Gedanken, die viel schwerer auf ihm lasten, als das Treiben an der Hobelbank. Knirrs (München) „Bange Zeit“ zeigt auf großer Leinwand den Arzt, der am Bette des Kindes das Rezept schreibt. Der Effekt beruht auf dem

Gegensatz von Cylinder und kahler Wand, und überhaupt, weil die Situation so etwas Trauriges hat. Simon Glücklichs (München) „Genesung“ spricht mich viel mehr an; es ist schlichter gemalt und in der Auffassung der Eltern, Handwerker, die unter den Gartenbäumen ihre genesende Tochter beobachten, liegt eine Freundlichkeit und eine Bescheidenheit, die der Sache nichts vergiebt, sondern sie hebt. Stephan Csók (München) in seiner Kommunionsscene hat in der Zeichnung etwas von Leibl, der überhaupt Schule macht; aber er läßt mehr Licht durch sein Kirchenfenster fluten und legt mehr Wert auf die Ärmlichkeit der Kirche, den Schullehrertypus des Geistlichen und die marternde Geschmacklosigkeit der feierlichen Toiletten. Hoenigers „Arbeitslose“, eine einfache Schilderung ohne Charakter, von koloristischem Reiz.

Besonders hervorstechend sind einige genrehafte und humoristische Darstellungen. Blocks (München) „Neuer Herr“, eine Scene aus einer realistischen Novelle, ist schon bekannt. José Frappas (Paris) „Geldheirat“, ebenfalls, glaube ich, aus deutschen Illustrationen; ein alter dicker Schlemmer schnarcht im Bette, während seine reizende junge Frau bei „Papa, Mama unds Kleine“ mit ihren großen Augen die Nacht durchwacht. Die Malerei ohne auffällige Modernität. Genzmer („Sonntags im Grunewald“) stellt eine der bekannten humoristischen Berliner Scenen dar, Hatles „Krankes Schwein“, Fényes (Budapest) „Verirrtes Modeblatt“, Grauer-Arufis (Barcelona) „Trinker“ und „Raucher“, vorzüglich gemalt, Seeck (Schöneberg b. Berlin) „Zarte Bedienung“, eine Scene in einer Berliner „Damenkneipe“ mit Vorhängen, Teppichen und Klavier, haben alle eine mehr oder weniger humoristische Pointe. Vorzüglich, wenn auch nicht besonders gemalt, ist Henry Coëylas (Paris) „Retirés des affaires“ — „Nicht mehr in den Geschäften!“ Vater, Mutter und Tochter, die richtigen mittleren Bürger, sind in die Sommerfrische gezogen, und nachdem sie die Koffer ausgepackt und das Hauskleid angezogen, trinken sie zum ersten Male auf der Veranda Kaffee. Diese Sorgen und Zänkereien, dies platte Geschwätz, diese Rechthabereien und Rechnereien, denen sie entgangen sind, lasten auf ihnen wie ein Katergefühl. Es wird lange dauern, ehe die weite und schöne Natur beginnen kann, auf ihre Nerven beruhigend einzuwirken.

Von den vielen „Gemüsegärten“ darf ich schweigen; sie sind, wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist, zu abgedroschen. Die besten Bilder sozialer Verhältnisse sind die von Leibl und die großen Kreideköpfe von Menzel. Sie wenden sich an den Menschen selbst, und finden die Spuren seines Milieus in seinen Gesichtszügen. Auch Trübner gehört zu dieser Gemeinde. Von diesen ein andermal.

Die Konkurrenz zum Bismarckdenkmal.

Die nach dem Königsplatz zu gelegene zweistöckige Riesenfront des Reichstagsgebäudes ist durch einen Säulen-Portikus und zwei quadratische Eckgebäude in fünf Teile gegliedert, von denen die drei genannten nach vorn und in die Höhe überragen und sich wie riesige verschwenderische Verzierungen ausnehmen, während die beiden andern Teile den eigentlichen Körper des Gebäudes darstellen. In die Höhe sind zwei Fensterreihen eingerichtet, durch durchgehende anlehnende Säulen wie durch Strebepfeiler verbunden, deren obere Reihe der unteren proportional ist. All diese Flächen sind dann durch mannigfaltige Wiederholungen ihrer Gesamtgestalt im kleinen belebt, und die Licht- und Schattenpartien werden außer durch die Ornamentik durch die dunklen Reihen der Fenstervierecke dargestellt.

Auf dem Flachgiebel des Portikus, der über die Front hervorragt, reitet die Germania mit der entfalteten Fahne, das Tier geführt von den Genien des Ruhmes

und des Friedens. Trotz der beträchtlichen Höhe macht die Gruppe einen selbständigen Eindruck als Skulptur. Hinter ihr erhebt sich in Riesendimensionen die große vergoldete Kuppel mit einem kurzen steinernen Unterbau. Auf den erwähnten vorspringenden Eckgebäuden sind große, sich kaum verjüngende, niedrige, quadratische Türme angebracht.

Zum Portikus führt in sanfter Steigung vor dem ganzen Gebäude eine elegante Rampe mit beiderseitiger Auffahrt; von ihrer Höhe (vorm Säulenportikus) flutet ein graziöses System von breiten Treppen herab.

Vor diesem Portikus, gleichsam in der Schwebe, zwischen der Rampe und der Treppe, soll das Bismarck-Denkmal hin, dessen Konkurrenzergebnis in der Maschinenhalle im Ausstellungspark der Öffentlichkeit preisgegeben ist.

Der erste Eindruck ist der trostlosester Gedankenarmut und eines kläglichen Darniederliegens der modernen Skulptur. Von hunderten von Entwürfen sind an die dreißig mit ersten, zweiten und dritten Preisen gekrönt; es hat Mühe gemacht, überhaupt so viele heraus zu finden, die einen Kranz vertragen können.

Ich muß mich natürlich auf das allgemeinste beschränken. Die wichtigste Prinzipienfrage, über die man sich entscheiden mußte, war die, das Denkmal nicht von der Übermacht der dahinterstehenden Architektur erdrücken zu lassen. Robert Bärwald, dessen mit den Architekten Schmalz verfertigter Entwurf einen ersten Preis bekommen hat, und nach meinem Geschmack am geeignetsten ist, ausgeführt zu werden, — wenn es überhaupt einer sein muß — führt in einem Begleitschreiben aus, daß das Denkmal von vornherein auf jede Konkurrenz mit dem Gebäude, in Bezug auf wuchtige Wirkung, verzichten müsse. Er will deshalb all das krause symbolisierende Sockelwerk aufs einfachste beschränken und dem Denkmal den Wert in sich geben: die Figur soll meisterhaft ausgeführt werden. Dabei zeigt aber kein anderer Entwurf auf ein, unter obigen Voraussetzungen zartfühligeres und geistreicheres Eingehen des Unterbaus auf den Geist der dominierenden Architektur: schlank und hoch erhebt sich der einfache Sockel, auf dem die Gestalt Bismarcks ohne viel Pose steht. Vor dem Unterbau allerdings das abgegriffene Symbol der Germania, die Nord- und Süddeutschland einigt. Auf den Treppenwangen ein paar symbolische Nebenfiguren von gefälligem Eindruck.

Am meisten gefällt Siemerings Entwurf mit dem Motto: „Setzen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können.“ Das sorgfältig ausgeführte Modell zeigt auf hohem und breitem Unterbau mit durchgehendem Relief die Germania mit der Fahne in der Hand, nach links reitend, während Bismarck vorn in grader Haltung soeben die Zügel losläßt. Die Grundidee, der Ausdruck der Personen und die Ausführung, auch das Fries, sind überaus ansprechend; aber die Figur paßt schwerlich auf die Reichstagsrampe, erstens, weil sie etwas dem ganzen Gebäude völlig Fremdes sein würde, dann, weil eine ganz ähnliche Gruppe als Giebelkrönung des Portikus auf den Beschauer zureitet.

Das Modell von Eberlein spricht wenig an wegen des hohlen Pathos und der zu großen Beweglichkeit, auch werden seine überaus zornigen Löwen allmählich unangenehm. W. v. Rumann hat eine einfache Figur nach dem Bärwald'schen Prinzip, aber ohne irgend eine architektonische Figur. Ebenso Schaper, mit schlankem Unterbau. Entscheidet man sich für ein Denkmal in diesem Sinne, so kommt eben die Frage auf, ob wir einen Künstler haben, der einer einzelnen Figur Inhalt genug geben kann, daß sie allein würdig wirkt. Max Klein erhielt einen zweiten Preis; er will Bismarck feiern als den vollendetsten Ausdruck jenes Geistes, aus dem heraus die alten Germanen kämpften und die Ritter ins Morgenland zogen, Mut und

Vasallentreue. Das Denkmal ist umfangreicher angelegt und macht auch wegen des schwungvollen Unterbaus einen wuchtigen Eindruck; würde aber vor dem Reichstag sehr verlieren. Und dann ist das doch wohl auch einseitig, Bismarck lediglich als Typus zu verherrlichen.

Diese ganze Bismarckkonkurrenz ist eben deswegen so wertvoll, weil sie ein Bild giebt von dem ganzen kläglich krankhaften Darniederliegen unseres Geistes. Die größte Mehrzahl hat nichts darzustellen gewußt, als: den Fürsten in den lächerlichsten Posen, die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland, den Auszug der Krieger, die Symbole des Adlers, der getöteten Drachen u. s. w. Und weswegen? Weil, ehrlich gesagt, keiner der Künstler Mannes genug wäre, sich ehrlich zu begeistern, wenn er den Fürsten Bismarck in seiner Totalität fassen könnte oder müßte. Und wiederum, warum das nicht? Weil alle diese Leute befangen sind in der kleinen, anmaßenden und konventionellen Denkweise unserer zurückgebliebensten Mitmenschen-Bevölkerung; weil sie mit dem Maßstab ihres Krieger-Verein-Patriotismus und ihrer Guten-Ton-Moral die Thaten eines Titanen messen müssen. Über diese Erscheinung ließe sich noch viel sagen, namentlich ihre ernsthafte Bedeutung für die soziale Frage näher berühren, aber das würde mich zu weit führen.

Aus dem Leipziger Kunstleben.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die Theaterverhältnisse sind in Leipzig die denkbar traurigsten. Das Stadttheater, an dem ein Laube, ein Haase, ein Förster gewirkt hatten, ist nun unter der Direktionsführung Staegemanns, die unseren Stadtvätern außerordentlich zu behagen und daher ad infinitum ausgedehnt zu werden scheint, von der Höhe eines ersten deutschen Kunstinstitutes auf das niedrige Niveau eines Provinztheaters zweiten Ranges herabgesunken. Das kommt davon, daß die Direktion ängstlich bemüht ist, jedes moderne Lüftchen von ihren Brettern fern zu halten. Dadurch muß Stickluft entstehen. Eine Hauptschuld trifft auch die Leipziger Theaterkritik, die mit alleiniger Ausnahme der „Leipziger Volkszeitung", die prächtige Besprechungen aus der Feder Edgar Steigers bringt, entweder in den Händen von absoluten Ignoranten ruht, oder in serviler Weise dem bestehenden Regime schmeichelt. Von ersterer Sorte liefern die „Leipziger Neuesten Nachrichten" die ergötzlichsten Proben, während als Prototyp der letzteren der berühmte Poet und geheime Hofrat Rudolf von Gottschall angesehen werden kann, der mit einer beinahe übermenschlichen Verleugnung seines eigenen besseren Wissens und Könnens der Direktion im „Leipziger Tageblatt" täglich duftende Räucherkerzen anzündet. Einer der größten Fehler, der sich jetzt natürlich bitter rächt, bestand darin, daß Direktor Staegemann erlaubt wurde, zu den beiden städtischen Bühnen, dem neuen und dem alten Theater, auch noch die dritte, Bühne, das Carolatheater, zu pachten und lahm zu legen. Gespielt wird im Carolatheater so gut wie gar nicht, aber die so gesunde Konkurrenz mit einer anderen anständigen Bühne ist beseitigt. Natürlich zum Schaden des gesamten Theaterlebens. In vollständiger Verkennung dieser Thatsache

wird auch keine Konzession zur Errichtung eines neuen Theaters erteilt; außer auf den städtischen Bühnen darf im Weichbild der Stadt Leipzig nur noch vor Biertischen gemimt werden. Nur der Kristallpalast hat sich noch das Recht zu wahren gewußt, daß in seinem Theatersaale bei dramatischen Vorstellungen statt der Biertische auch Stuhlreihen aufgestellt werden dürfen. Dieser Saal aber ist mit seiner kleinen und schlecht eingerichteten Bühne und seiner unbequemen viereckigen Bauart viel mehr zu Tingeltangelzwecken als zu wirklichen Theateraufführungen eingerichtet. Doch ist infolge des Boykottes, der in Leipzig von den „maßgebenden" Kreisen über die moderne Kunst verhängt ist, dieser Kristallpalast-Theatersaal die einzige Stelle in unserer großen Stadt, wo überhaupt moderne Stücke aufgeführt werden können. Und hier wurden uns denn auch — natürlich durch fremde Truppen — einige der Meisterwerke des modernen Dramas vorgeführt. Ich erinnere an das an dieser Stelle ausführlich besprochene Meßthalersche „Theater der Modernen", das mit viel gutem Willen zuerst für die neue Dramatik Bresche schoß. Nach ihm kam das „Fiala-Ensemble". Diese Truppe brachte neben einem ganz elenden Machwerk ältester Sorte, betitelt „Die Memoiren des Satans", Hauptmanns „Hannele", und es war merkwürdig zu beobachten, wie diese prächtige Dichtung, trotz mittelmäßiger Aufführung und trotz dem völligen Mangel der hier so notwendigen Ausstattung, dennoch eine bedeutende Wirkung auf die Zuhörerschaft ausübte. Später erschien das Ensemble des Weimarer Hoftheaters, das uns eine mustergültige Darstellung von Hauptmanns „Einsamen Menschen" vorführte. Wahrscheinlich weil es sich um ein Hoftheater handelte, durfte die Vorstellung im Stadttheater wiederholt werden. Um den Eindruck nach Kräften abzuschwächen, schrieb dann Gottschall eine seiner bekannten sauersüßen Kritiken.

Im Juni dieses Jahres erschien nun im Kristallpalast wiederum eine neue auswärtige Truppe, das vornehmlich aus Mitgliedern des Deutschen Theaters in Berlin bestehende „Realistische Ensemble" unter der Leitung des Herrn Karl Werckmeister. Natürlich hatte auch dieses Gastspiel seine Vorgeschichte, die nicht uninteressant ist und eine ganz hübsche Illustration zu dem in diesem Hefte abgedruckten Aufsatz „Die Stellung des Staates und der Gebildeten zu Hauptmanns Webern" darstellt. Werckmeister wollte nämlich den Leipzigern die größte dramatische Sehenswürdigkeit der letzten Jahre, nämlich die „Weber", in guter Darstellung vorführen. Natürlich legte die Polizei ihr Veto ein, die Aufführung wurde untersagt. Damit waren nun sehr viele Leute nicht zufrieden. Einige Kunstfreunde, die sich unter dem Namen des Leipziger Augurenkollegs zu vereinigen pflegen, glaubten die Weberaufführung dadurch möglich machen zu können, daß sie ihr den Charakter einer Vereinsaufführung gaben, nach dem Vorbild der Berliner Freien Bühnen. Da wir aber hier nicht mit dem preußischen, sondern mit dem „berühmten" sächsischen Vereinsgesetz zu rechnen hatten, so konnte die Sache dennoch nicht ohne Einwilligung der Polizei unternommen werden, da der sächsischen Polizei auch innerhalb geschlossener Vereine ein gewisses Überwachungsrecht zusteht. Nur hoffte man die Polizei in dieser Art zur Einwilligung bewegen zu können. Das Augurenkolleg beorderte also eines seiner Mitglieder, den Dr. jur. Walter Harlan, der als Jurist zu dieser Mission am geeignetsten erschien, seine Sache bei der Polizei und eventuell beim Stadtrat zu vertreten. Wie sich diese Geschichte weiter begab, erzähle ich am besten mit den Worten der sehr gut unterrichteten Leipziger Volkszeitung: „Herr Polizeirat Müller empfing Herrn Dr. Harlan äußerst höflich und riet ihm nach Rücksprache mit Herrn Polizeidirektor Bretschneider, sich nochmals an den Rat zu wenden. Abends 6 Uhr desselbigen Tages stellte sich denn auch Dr. Harlan Herrn Stadtrat Schmidt vor. Dieser war ebenfalls von aus-

gesuchter Liebenswürdigkeit, meinte aber, der Rat könne der Bitte schon deshalb nicht wohl willfahren, weil dies auf einen Widerruf seines früheren Beschlusses hinauslaufen würde. Zugleich sprach er seine Verwunderung darüber aus, wie man von den Hauptmannschen Werken so viel Aufhebens mache; er sei bei der Aufführung der Einsamen Menschen schon im zweiten Akte hinausgelaufen.

Dr. Harlan ließ sich durch dieses unvorsichtige Bekenntnis, das das tiefe Kunstverständnis der Leipziger Behörden grell beleuchtet, nicht abschrecken, sondern wandte sich an Herrn Stadtrat Büttner. Als er diesem gegenüber die Vermutung aussprach, daß wohl die Furcht vor einer politischen Radauscene das Verbot der Weber veranlaßt habe, antwortete ihm Herr Büttner: „Wer sagt Ihnen, daß dies unser Grund war? Nein, das war es nicht. Aber in Übereinstimmung mit meinen Herren Kollegen, von denen einige erst für Zulassung der Aufführung waren (nachher waren alle dagegen, auch jene ließen sich nämlich überzeugen), muß ich Ihnen sagen, daß das Stück überhaupt eine unsittliche Tendenz hat." Und wie Dr. Harlan, durch diese Köllersche Ästhetik verblüfft, bescheiden fragte: „Sie meinen doch nicht etwa sexueller Art?" sprach Herr Büttner gelassen das große Wort: „Es giebt noch eine andere Unsittlichkeit." Eine andere Unsittlichkeit? Dr. Harlan zerbrach sich den Kopf darüber, was der Herr Stadtrat mit diesem Rätselwort meinen könnte. Aber die Erklärung folgte nach. „Sie müssen doch zugeben," fuhr der stadträtliche Censor fort, „daß das Stück geradezu eine Anleitung zum Demolieren giebt." Im übrigen meinte er, es stehe ja den Herren frei, noch ein schriftliches Gesuch an den Rat zu richten; freilich könne er ihnen schon im voraus wenig Erfolg davon versprechen." Das schriftliche Gesuch wurde denn auch eingereicht; fiel aber natürlich ebenfalls ins Wasser. So war es also mit den „Webern" nichts. Die guten Leipziger sollten ein so böses Stück nicht zu sehen kriegen. Die Leipziger Presse regte sich über diese Knebelung der künstlerischen Redefreiheit nicht im geringsten auf; denn was gilt den Leipzigern das Dichterwort gegen die weisen Verordnungen der hohen Obrigkeit? Nur die Volkszeitung lieferte einen guten Kommentar zu dieser stadträtlichen Verfügung. Sie schreibt:

„Wir wissen nunmehr aus den Verhandlungen, die Herr Dr. Harlan mit den Herren Stadträten Schmidt und Büttner gepflogen hat, auf das genaueste, nach welchen Prinzipien die Kunstpflege in unserer Stadt gehandhabt wird. Betrachten wir einmal die drei Gründe, die die beiden Herren Stadträte den Auguren gegenüber gegen die Aufführung der Weber angeführt haben! 1. Die Erlaubnis der Aufführung würde auf einen Widerruf des früheren Ratsbeschlusses hinauslaufen. Mit anderen Worten: Der Rat darf niemals einen einmal gefaßten Beschluß widerrufen, weil der Nimbus seiner Unfehlbarkeit darunter leiden könnte. 2. Hauptmanns Weber haben eine unsittliche Tendenz. Geschlechtlicher Art? Nein, es giebt eine andere Unsittlichkeit. Worin besteht diese? Offenbar in dem Zweifel an der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der himmelschreienden sozialen Verhältnisse der Gegenwart. Die meisterhafte Schilderung des Weberelends, die uns Gerhart Hauptmann giebt, könnte den Glauben an den alleinseligmachenden Kapitalismus erschüttern. 3. Das Stück giebt geradezu eine Anleitung zum Demolieren. Nach diesem wunderlichen, dramaturgischen Rezept des Stadtrates müßten alle Tragödien auf den Index gesetzt und verboten werden. Denn in jeder bedeutsamen Tragödie, stamme sie nun von Shakespeare, Goethe oder Schiller, könnten die Herren Schmidt und Büttner die genauesten Anleitungen zu irgend einem Verbrechen finden.

Oder enthält nicht Schillers Tell eine gründliche Anleitung zum Niederreißen der Staatsgefängnisse? Reizt er nicht direkt zur Ermordung kaiserlicher Statthalter an? Giebt nicht Goethes Faust die ausführlichsten Anweisungen, wie man am besten und schnellsten eine anständige Bürgerstochter verführen kann? Und wird nach Herren Büttner und Schmidt nicht in Shakespeares Macbeth der Königsmord und im Othello der Gattenmord gepredigt? Heiliger Lessing! Doch wozu den Namen dieses großen Denkers beschwören? Wir leben ja, wie männiglich weiß, in der Litteraturstadt Leipzig, die also heißet wie lucus a non lucendo. War es nicht auch Leipzig, wo vor Jahren beim großen Realistenprozeß der Staatsanwalt an einen der Angeklagten, der sich zu seiner Verteidigung auf den großen Dramatiker Hebbel berief, die verblüffende Frage richtete: „Hebbel? Wer ist das? Lebt der auch in Leipzig?" Nein, seien wir milde Richter und verlangen wir von Leipziger Stadträten nicht das Menschenunmögliche."

Statt der „Weber" brachte uns Herr Werckmeister nun prächtige Aufführungen von Halbes „Jugend", Wolzogens „Lumpengesindel" und Ibsens „Gespenstern". Alle Aufführungen waren äußerst genußreich, denn es war Direktor Werckmeister gelungen, eine Anzahl trefflicher Künstler um sich zu versammeln. Da war vor allem der königl. preußische Hofschauspieler Albert Heine, der den Pfarrer Hoppe, den Pastor Manders und den Polizeiwachtmeister Polke gab. Ein ganz prächtiger Charakterspieler mit eminenter Verwandlungsfähigkeit. War dieser dienststramme, steifbeinige, polternde Wachtmeister wirklich die gleiche physische Persönlichkeit, wie jener gemütliche alte katholische Pfarrer mit seinen Studentenerinnerungen, oder jener bald zelotische, bald kindlich gutmütige nordische Pastor? Ohne den Theaterzettel hätte man sie kaum für Verwandlungen eines und desselben Künstlers erkannt, so sehr war nicht nur die Maske, sondern alles verändert: Stimme, Gang, Haltung, Gebärdenspiel. Prächtig war Heine im Affekt. Die Scene, wo er als Pfarrer Hoppe dem Kaplan entgegentritt und diesem mit seinen Bauernfäusten droht, und ebenso die Scene im „Lumpengesindel", wo Polke in Plattner den Verführer seiner Tochter erkennt, waren von eminenter Wirkung. Einen äußerst feinen Charakteristiker lernten wir auch in Hanns Fischer vom „Deutschen Theater" kennen. Er trat nur in einer Rolle auf, als Kunibert Dippel im „Lumpengesindel", stattete aber diesen verkommenen sächsischen Nationalökonomen mit so vielen feinen Zügen aus, daß man seine helle Freude daran haben konnte. Dabei hielt er sich, obgleich gerade diese Gestalt einen minder begabten Künstler leicht dazu verlocken könnte, von jeder Karikatur fern. Ebenso trefflich war auch das Spiel von Max Reinhard vom „Deutschen Theater". Es gefiel mir schon ungemein, daß er als Kommerzienrat Dessoir („Lumpengesindel") nicht die ebenso abgedroschene als unwahre Bühnenschablone des jüdischen Geldmenschen, sondern einen Menschen, der weder in Kleidung, noch in Maske und Haltung etwas Ungewöhnliches an sich hatte, dafür aber bis in die Fingerspitzen echt war, auf die Bretter stellte. Man hätte die Leistung als eine äußerst feine Charge bezeichnen können — wenn überhaupt etwas „Chargiertes" daran gehaftet hätte. Die Charge war ganz in Natur aufgelöst. Noch bedeutender aber war sein Tischler Engstrand. Diese kriechende Frechheit, diese frömmelnde Frivolität, kurz, die ganze abstoßende Erscheinung des professionellen Heuchlers habe ich auf der Bühne noch niemals naturwahrer dargestellt gesehen. Sogar die Stimme hatte etwas Ziehendes, ewig Weinendes und die Augen zeigten den Thränenglanz des Säufers. Paul Biensfeld (Deutsches Theater) wirkt durch eine zum Herzen gehende Frische und Natürlichkeit. Aber auch sein Spiel ist fleißig durchdacht und stets auf die Intentionen des Dichters abgestimmt. So giebt er in der „Jugend" den Hans Hartwig nicht als flotten Studio, sondern als

edigen, noch ganz unfertigen Mulus. Das giebt gerade die richtige Stimmung. Das Zurückhaltende, Tastende des jungen Menschen, der in der neuen Freiheit seine Schwingen noch gar nicht recht zu regen wagt, bringt er trefflich zum Ausdruck. Auch als Wilhelm Kern im „Lumpengesindel" ist er ganz famos in seiner treuherzigen, etwas täppischen Sorge um den Bruder. Eugen Burg (Deutsches Theater) gab den Franz von Plattner im „Lumpengesindel", und es gelang ihm sogar, für diese etwas unglückliche Rolle Sympathie zu erwecken, dadurch, daß er überall den Ton der Natürlichkeit festhielt. Ludwig Piorl (Residenztheater) stellte mit seinem Amandus eine treffliche Naturstudie auf die Bühne. Eine gute Darstellung dieses Idioten gehört zu den schwierigsten Aufgaben. Piori bewältigte sie mit relativ einfachen Mitteln und ohne unschöne Übertreibungen. Besonders das blöde Lachen gelang ihm vortrefflich. Eine gute Leistung. Als Roderich Faßmann im „Lumpengesindel" chargierte er vielleicht etwas zu viel.

Unter den Damen konnten wir eine alte Bekannte vom Meßthalerschen Ensemble her, die treffliche Meta Bünger (Deutsches Theater) wieder begrüßen und zwar als Mieze Pickenbach im Lumpengesindel. Die Rolle ist nicht bedeutend, aber sie führte sie mit fröhlicher Natürlichkeit durch. Als erste Liebhaberin figurierte Frl. Ella Gabri vom Residenztheater, die das Annchen (Jugend) frisch und leidenschaftlich spielte. Als Else Kern im Lumpengesindel hat sie fast ein wenig zu viel Kummer zu leiden und Thränen zu vergießen. Ich glaube, heitere Charaktere würden ihrer Art besser zusagen. Eine Meisterleistung allerersten Ranges aber war die Frau Alwing der Frau Auguste Wildbrandt-Baudius. Ich hätte niemals geglaubt, daß man diese Gestalt mit so viel Wahrheit, mit so viel Herz und so viel Seele ausstatten könne. Man vergaß, daß man im Theater saß, daß das alles nur ein Spiel, nur ein Schein war. Nichts, keine Wortbetonung, keine Bewegung erinnerte an das „Theater", alles schien Leben und Wirklichkeit. Nach dieser Leistung muß ich Frau Wildbrandt-Baudius den allergrößten Künstlerinnen der deutschen Bühne beizählen.

Das war also die Schar, die Werckmeister um sich versammelt hatte. Er selber aber stellte ebenfalls seinen Mann und übernahm neben den Sorgen der Direktion und der Regie jeden Abend noch eine große Rolle. In der Jugend spielte er den Kaplan Schigorski, im Lumpengesindel den Dr. Friedrich Kern und in den Gespenstern den Oswald. Sein Schigorski ist der richtige „Leichnam in den Händen der Kirche", es weht einem eiskalt entgegen von dieser Art von Weltüberwindung. Um so lebhafter und nervöser ist sein Dr. Kern, das große Kind, das noch als verheirateter Mann erst durch böse Erfahrungen vom Bohémien zum richtigen Ehemann heranreifen muß. Seine beste Leistung war aber unstreitig der Oswald. Hier zeichnet sich sein Spiel vor andern Darstellern dieses Charakters durch Ruhe und Einfachheit aus. Dieser Mann kennt sein Los, und wenn es auch mit schwerer Tragik auf ihm lastet, so hat er sich doch damit abgefunden; und wer weiß, wie lange die Katastrophe noch hinausgeschoben werden könnte, wenn nicht die mannigfachen Aufregungen, denen er nach seiner Heimkehr ausgesetzt ist, die schon so defekte Maschine endgültig in Unordnung bringen würden. So gefällt mir auch das stumpfsinnige Lallen des Wortes Sonne bei Werckmeister besser, als der ganz unmögliche, wenn auch virtuos gespielte epileptische Anfall Meßthalers. Aber auf medizinische Genauigkeit kommt es hier gar nicht sehr an; denn die ganze Krankheitsgeschichte des Oswald ist vom medizinischen Standpunkt betrachtet nicht nur ungenau, sondern fast unmöglich. Dies ist für den künstlerischen und poetischen Wert des Stückes natürlich ganz belanglos. Für den Darsteller ergiebt sich aber daraus, daß er bei diesem viel umstrittenen Schluß sein Haupt-

augenmerk auf die Scheinwahrheit der künstlerisch-ästhetischen Wirkung zu richten hat und möglichst wenig nach dem hier doppelt gefährlichen Gebiet exakter Pathologie hinüberschielen darf. Darum ist Werckmeisters ruhige Art, diese Scene zu spielen, wohl auch die richtige.

Über dem Darsteller Werkmeister dürfen wir indessen nicht den Regisseur vergessen. Als solcher hat er in allen Stücken schöne Proben seines Könnens abgelegt. Das Zusammenspiel war ganz vortrefflich, und besonders die Gespenster-Aufführung war in dieser Beziehung eine Leistung ersten Ranges. Sogar aus den mangelhaften Dekorationen der Kristallpalastbühne wußte er durch geschickte Gruppierung von Einrichtungsstücken und Pflanzen wirklich stimmungsvolle Interieurs herzustellen.

Wir müssen es Werckmeister Dank wissen, daß er uns mit Wolzogens „Lumpengesindel“ bekannt gemacht hat. Das ist ein ganz famoses und äußerst liebenswürdiges Genrebild. Das wurde mir bei der Aufführung noch klarer, als bei der bloßen Lektüre. Da schwärmt man in deutschen Landen von Murget und seinem „Zigeunerleben“. Alle Achtung vor diesen feinsinnigen französischen Erzählungen. In Zukunft sollte man aber nicht vergessen, daß wir in der eigenen Litteratur einen Ernst von Wolzogen haben, der das selbe Thema — und noch manche anderen — mit deutschem Humor behandelt hat.

Auch eine Novität führte uns das realistische Ensemble vor: den Einakter „Wie ein Strahl verglimmt“ von Kurt Martens. Der junge Leipziger Dichter ist ein schwärmerischer Verehrer Maeterlinks. Das Ganze ist ein weiches, fast allzuweiches Stimmungsgemälde. Leider ging in der Vorstellung, der ich beiwohnte, durch die ungünstigen akustischen Verhältnisse des Saales, der größte Teil des sich meist im Piano bewegenden Dialogs verloren, wodurch die Wirkung natürlich sehr beeinträchtigt wurde. Dennoch erzielte das fein gearbeitete Werkchen eine freundliche Aufnahme und wurde an mehreren Abenden wiederholt.

Einige Gedankenmomentphotographien von den Festvorstellungen des „Christus“ in Bremen.

Von Hans Schenk.

(Bremen.)

Ridendo dicere verum.

Dieses Entsetzen der Pfaffen und pfäffischen Kunstphilister! Christus auf der Bühne! Das ist Profanation des Heiligsten!

Einige Zugeständnisse wurden denn doch zum Trost und zur Beruhigung aller heitigen, gottergebenen Gemüter gemacht. Das Bremer Stadttheater, in dem einen ganzen Winter lang die weltliche Muse geherrscht, in dem schon „moderne Stücke“ gespielt wurden (leider wenig genug!), in dem schon sogar das „Theater der Modernen“ gespielt hatte, — wurde zu einem Festspielhause umgewandelt, zugleich um dem Ganzen den Charakter einer Erinnerungsfeier an Rubinstein zu geben.

Da wurde denn über dem Hauptportal ein vergoldeter Stern mit dito Strahlen angebracht, die er, wahrscheinlich in dem deprimierenden Bewußtsein, daß er sich dort oben herzlich naiv ausnehme, senkrecht herunter fallen ließ; da wurden die Laternen vor dem Hause bronciert und Guirlanden daran gebunden; da wurde endlich inwendig alles mit dunklem Tuch ausgekleibet. Das Festspielhaus war fertig.

Man saß drinnen wie in einem Tuchsarge. Die Logen und Ränge in ihren schwarzbraunen Schatten drängten einem geradezu die Vorstellung auf, als thäte man einen Blick in ausgeplünderte Katakomben. —

Am 25. Mai fand die erste Aufführung statt. Der Andrang des Publikums war ein gewaltiger. „Alle Erwartungen" waren „übertroffen". „Enthusiasmiert" verließ man das Haus. Während und nach der Aufführung war man „gerührt", „ergriffen", „erhoben" u. s. w. Das ist denn doch ein Erfolg, wie man ihn selten hat. Alle Forderungen, die man inbetreff der Wirkung einer Tragödie verlangt, waren erfüllt. Sonderbar bei einem Publikum des letzten Decenniums unseres Jahrhunderts. Und die Bremer sind doch gar nicht so sehr „echtgläubig". . . . .

Da ist nun das erste: an dieser Wirkung hat das **Kunstwerk** — die geistliche Oper „Christus" — keinen Teil, sie geht also nicht auf Rechnung Rubinsteins oder Bulthaupts oder Bulthaupts **und** Rubinsteins.

Ein einfacher, psychologischer Satz: Die sinnliche Wahrnehmung vermag ungleich größere Gefühlserregungen hervorzurufen als die bloße Phantasievorstellung gleichen Stoffes, löst das Scheinrätsel. Die im Elternhause und in der Schule durch Worte dargestellten Legendengeschichten über die Person und das Wirken des Jesus von Nazareth wirken auf die Kindespsyche stark ein. Sie werden zur Grundlage des religiösen Vorstellungskreises. Bei dem erwachsenen Menschen verlieren diese Vorstellungen ihre Deutlichkeit und damit ihre Wirkung. Die durch irgend einen Anlaß zur Erinnerung gebrachten Vorstellungen vom Kreuzestode Jesu z. B. lassen kalt, weil sie zur Gewohnheit geworden sind, ihre Farbe eingebüßt haben. Jetzt denke man sich alle in Rede stehenden Vorstellungen, die eine schwache Phantasie vielleicht nur in Konturen gezeichnet, **plastificiert**, in greifbare Deutlichkeit umgesetzt, um die Wirkung der Christusaufführungen begreiflich zu finden. Es ist das dieselbe Wirkung, wie wir sie an Faust gewahren, der beim Klange der Osterglocken den Giftbecher vom Munde absetzt, dieselbe Wirkung, von der Dehmel beim Klange der Weihnachtsglocken singt:

„Tauchet, hell'ge Klänge, wieder
„Ganz in meinen Glauben mich'
„Quellet, quellt ihr alten Lieder:
„Füllet ganz mit Reinheit mich!

„Daß ich in die Kniee fallen,
„Ein Mal wieder beten kann,
„Ein Mal wie ein Kind noch lallen
„Und die Hände falten kann!"

Es war aber auch alles gethan worden, um diese Plastificierung möglichst vollkommen zu machen. Die Dekorationen zauberten die Scenerie Palästinas, die Kostüme die Tracht seiner Bewohner in blendender Pracht vor Augen; der Text, zum großen Teil aus wohlbekannten Bibelworten zusammengesetzt, ergänzte die Wirkung. **Bulthaupt** ist der Verfasser desselben. Trotzdem man sonst bei Betrachtung von Operntexten möglichst schnell zur Tagesordnung überzugehen pflegt, fühle ich mich in diesem Falle moralisch gezwungen, etwas dabei zu verweilen. . . .

Hat man den Text gelesen, wird man sagen, **gute** Operntexte hat man selten, so ist denn dieser (als Operntext eben) nicht übel. . . Dann darf man aber bitte das

ironisierende „als Operntext" nicht weglassen, sonst begeht man eine Sünde wider den heiligen Geist. . .

Ich kann es keinem der Leser der „Gesellschaft" übelnehmen, wenn er jetzt die Lektüre meines Berichtes abbricht, denn ich habe allen Ernstes die Absicht, den Text etwas — varzunehmen.

Prolog. Im Hintergrunde die Hütte. Die Hirten weiden ihre Herden. Zugleich „sehen sie wundernd" den Stern. Die Engel singen ihr: „Fürchtet euch nicht" und „Ehre sei Gatt in der Höhe".

Nun kommen die berühmten Drei, nach der Traditian als Könige aufgefaßt. Die stellen sich nun vor die nach geschlassene Hütte und beginnen mit ihrem Gefalge zu singen, und zwar nicht gerade pianissimo. Da wundert man sich denn, daß Joseph nicht heraus tritt, höflichst dankend für das freundliche Ständchen und die freundlichere Absicht, damit fortzusahren, sich derartiges aber im Interesse seiner eben entbundenen Maria vorab verbittet. Freilich ist sein Fortbleiben ja nichts weiter als Kanfequenz, denn var der Heimführung sall er die Maria auch nicht genau in Obacht genammen haben . . .

Und was die drei singen!

Der zweite: — — —

„Und im Herzen
„Ungestillt
„Schlief mir ein heimlich Verlangen:
„Den Gewalt'gen zu finden,
„Dem ich mich neigte,
„Dem ich mich willig
„Gäbe gefangen."

Ein merkwürdiger König! Wenn unsere Patentaten auch salche Unterordnungsgelüste hätten. . . . .

Bulthaupt wallte nun affenbar die tiefe symbolische Bedeutung der drei Könige betonen. Wenn er das wallte, durfte er aber z. B. die abigen Verse nicht einem schwerterrasselnden Könige in den Mund legen, der zudem noch standesgemäß mit scharfbewaffnetem Gefalge erscheint. Das macht sich ja einfach kamisch!

Der erste Vargang zeigt Christus in der Wüste, vam Satan versucht. Bulthaupt hat den Satan nicht als die Personifikation der inneren, zur Weltlust verlockenden Stimme aufgefaßt. Er ist ihm eine dämanische Figur, die Christus erst zum Verwandeln der Steine in Brot, dann — zu Dummheiten zu verleiten sucht. Nachdem Jesus das erste Ansinnen zurückgewiesen, singt jener nämlich:

„Vertraue mir, Sohn.
„Von der Höhe des Berges
„Laß dich herab.
„Des Herrn Engel tragen dich sanft —
„(für sich) Ins Grab."

Wozu soll er denn den Sprung thun? Daß ist ja ganz sinnlos! In der Bibel heißt es „van der Zinne des Tempels". Damit weckt er die Ruhmsucht. Aber hier?

Dann:

„Wie du begehrt,
„Dein sei die Macht
„Über alles Fleisch.
„Siehe dort
„Die Reiche der Welt.
„Was drinnen atmet, liebt und lacht,
„Dir, dir sei es zum Opfer gebracht.
„Siehe — sieh —
„Bete mich an und beuge das Knie."

Das ist gerade so sinnlos. „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ „Zum Opfer gebracht“ ist gänzlich nichtssagend.

Der zweite Vorgang zeigt die Taufe Jesu. Engelsgesang und Taube machen den Schluß. . . .

Die Wirksamkeit Jesu wird im folgenden Vorgange illustriert. Man sah Christus, dem Volke predigend, das ihn in den farbenprächtigsten, glänzendsten Gewändern umgab. (Die mitwirkenden Bremer Damen hatten natürlich ihren Stolz darein gesetzt, in möglichst kostbaren, kleidsamen Kostümen aufzutreten.) Nun denke man sich diese ganze Sinnlosigkeit! Christus in der Wüste den „Vornehmen“ seines Landes (denn zu denen gehörte das „Volk“ seiner Kleidung nach) predigend. In Lumpen hätte das Volk gekleidet sein müssen. Die Wirkung wäre eine doppelt so große gewesen.

Weiter im Text.

Das Volk „ermattet“ (wie Bulthaupt sich sinnig ausdrückt) und verlangt nach Brot. Christus schafft ihnen solches, indem er „segnend die Hände über den Schrein erhebt“. Das Wunder auf der Bühne!

Geduld! Das zweite kommt gleich hinterher!

In die Wüste hat sich nämlich ein Leichenzug verirrt. Eine Frau singt nun jedem, der es hören will, daß ihr Sohn gestorben sei und fragt, ob es keine Propheten mehr gäbe, die „den Tod bezwingen könnten“.

Christus erweckt den Jüngling und das zweite Wunder ist da.

Geradezu amüsant ist es im Texte zu lesen, daß der eben „erweckte“ Jüngling die Frage thut: „Mutter, sag' — war das der Tod —?“

Beide singen (jawohl, der „Erweckte“ auch!) ein Loblied, die Mutter noch eins extra, wobei sie die Cymbeln schlägt!

Ich glaube die Operntextdichter haben das verbriefte Recht — unwahrscheinlich, wenn nicht gar sinnlos zu sein.

Wenn mir nun trotz meiner Warnung der eine oder der andere meiner Leser bis hierher gefolgt sein sollte, so kann er mich jetzt inkonsequent schelten, da ich keine Lust mehr habe, den Text noch weiter zu besprechen. Es wird mir jetzt selbst zu langweilig.

Nur eines noch.

So eng sich Bulthaupt sonst an die Überlieferung gehalten hat, den Charakter des Judas hat er anders dargestellt. Wahrscheinlich, um ihn zu vertiefen! Er läßt ihn nämlich folgendermaßen philosophieren: Entweder ist Jesus „Gottes Sohn“ oder nicht. Wenn ich ihn nun an das Synedrium verrate, so wird sich die Wahrheit zeigen. Ist er „Gottes Sohn“, wird man ihm nichts anhaben können, ist er es nicht, so hat er betrogen und er erhält seine gerechte Strafe.

Ein Experiment, bei dem sich Judas unnützerweise stark aufregt. Erst läßt Bulthaupt ihn also handeln nach einem „geistigen Motiv“, und nachher drückt er ihm noch den Geldbeutel in die Hand. Wie reimt sich das? Hätte Ihr Judas, Herr Professor, wohl Geld genommen für seine That? Ich glaube, selbst wenn Sie es ihm überbracht hätten, würde er es Ihnen vor die Füße geworfen haben.

Vierter Vorgang: Tempelaustreibung.

Fünfter Vorgang: Abendmahl, Gefangennahme in Gethsemane.

Sechster Vorgang: Marterscene vor dem Palaste des Pilatus.

Siebenter Vorgang: Golgatha. (Kam wegen musikalischer Schwierigkeiten nicht zur Darstellung.)

Epilog: Die Apostel predigen den Heiden das Evangelium.

Bulthaupt hat also eigentlich nichts anderes gethan, als lebende Bilder, Bühnen-

illustrationen zu den Evangelien entworfen. Um ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen, durfte er nicht einmal den Charakter Jesu nach der Tradition zeichnen. Im Drama wollen wir Menschen sehen. Sein Christus ist ein Mischmasch von Gott und Mensch.

Nun die Musik.

Man denke sich eine große, graue Fläche mit Goldbronzespritzern . . . .

Das Orchester arbeitet nach altbekannten Formeln.

Doch auch wieder glänzende Ausnahmen. Um nur ein Beispiel anzuführen:

Im dritten Vorgange spricht Jesus zu der ihm nahenden Magdalena: „Was treibt dich zu mir?“ Jetzt interpretiert das Orchester die Seelenstimmung Magdalenens, bis sie zu singen beginnt: Laß mich hier zu deinen Füßen alle meine Fehle büßen u.s.w.

Fast durchweg von wunderbarer, ergreifender Schönheit aber sind die Melodien, die Rubinstein zum „Christus“ geschrieben hat.

Zu Stellen wie:

„Selig sind die reines Herzens sind,
„Denn sie werden Gott schaun!“

oder:

„Du sollst Gott den Herren lieben,
„Von ganzem Herzen.
„Von ganzer Seele,
„Lieben mit deinem ganzen Gefühl.“

oder:

„O meine Kinder!
„Arme habt ihr allezeit
„Unter euch;
„Aber des Menschen Sohn
„Wird euch verlassen.“

hat Rubinstein Melodien von bestrickendem Zauber gefunden.

Und dann doch wieder diese Plattheiten.

Die Ouvertüre z. B. war für mich geradezu nichtssagend, sie ließ mich „kühl bis ans Herz hinan“. Zu einem „Christus“ hatte ich eine andere musikalische Einleitung erwartet.

Inscenierung und Darstellung des Werkes kann man nur loben. Die Chöre waren von sattem Wohlklange. Hier wenigstens hat man sehr selten Gelegenheit, so vollendet zum Vortrag gebrachte Opernchöre zu hören. Für die Solopartien waren zum großen Teil hervorragende Kräfte gewonnen. Den Christus sangen von zur Mühlen und Dr. Briesemeister abwechselnd. Mühlen ließ sich durch das Bestreben deutlich zu singen zu sonderbarer Aussprache verführen (Genade, Herrerlichkeit rc.). Eimblad (Satan) verfügte über wahrhaft phänomenale Stimmmittel. Hromada (Judas), Louise Mulder (Maria Magdalena), Frl. Sedlmair (Mutter des Jünglings) spielten und sangen vorzüglich. (Für den Unfug mit den Cymbeln kann man Frl. Sedlmair ja nicht verantwortlich machen.) Die übrigen waren mindestens erträglich. Ida van Jung (Maria) beging den Fehler, nicht zu singen, sondern zu tremolieren. Da war Frau Walter Choianus als Maria in jeder Beziehung vollkommen. Muck dirigierte mit unfehlbarer Sicherheit.

Daß der „Christus“ einen kolossalen Erfolg davon trug, sodaß das Haus bei allen Vorstellungen ausverkauft war, habe ich schon oben gesagt, und es ist zweifellos, daß sich dieser Erfolg, falls das Werk auch an anderen Orten zur Aufführung kommen sollte, sich dort wiederholen wird. Das Werk war mit völliger Hingabe aller Mitwirkenden einstudiert worden, es war alles geschehen, um eine „würdige“ Darstellung zu geben, und das ist ja gelungen. Der Erfolg ist insofern also vollkommen berechtigt und verdient.

Venetianer Kunsteindrücke.

Von Paul Maria Lacroma.

(Görz.)

O Venezia benedetta
La regina sei del mar.

Venedig ist und bleibt denn doch ein Unikum! Perlen und Edelsteine, Gold und Silber werden täuschend nachgeahmt, aber die Königin der Adria läßt sich nimmer imitieren, obschon jüngst in Wien ein staunenswertes Miniatur-Abbild der herrlichen Lagunenstadt geschaffen wurde. Allen Respekt vor der unbestrittenen Kunst des genialen Architekten Marmorek; allein den wahren Zauber Venedigs kann keine noch so treffliche Nachahmung wiedergeben.

Ein neuer Reiz ward nun der reizvollen Meereskönigin durch die internationalen Kunstausstellungen zuteil. Ein Anziehungspunkt, dem der ungalante Zahn der Zeit nichts anzuhaben vermag; da die Jahre dem lobenswerten Unternehmen doch nur Reife und größere Entfaltung bringen können.

Der hochsinnige Bürgermeister Selvatico, war es, der in der Magistratssitzung des 19. April 1894 den Antrag stellte, zur bleibenden Erinnerung der silbernen Hochzeitsfeier des Herrscherpaares, jedes zweite Jahr eine internationale Kunstausstellung zu veranstalten. Zur Förderung der Beteiligung aus Nah und Fern ward zugleich ein Preis von zehntausend Lire für das als bestes Meisterwerk anerkannte Kunstobjekt der Malerei oder Plastik bestimmt. Die Munifizenz der Stadt Venedig rief die des Staates, der Provinz und der städtischen Sparkasse hervor, so daß auch von dieser Seite je fünftausend Lire zu Prämiierungszwecken ausgesetzt wurden. Der venetianische Wettbewerb schöner Künste bietet demnach der Maler- und Bildhauergilde aller Herren Länder nicht allein Ehren und Würden, sondern auch klingenden Profit, was bei der heutzutage vorwiegend herrschenden Ebbe in Künstlerkreisen durchaus nicht zu verachten.

Die aus den angesehensten Männern Venedigs bestehende Ausstellungskommission — Professor Fradeletto, der Sindaco, Riccardo Selvatico, der Senator Graf Papadopoli seien beispielsweise genannt — wandte sich nun an die Elite der internationalen Künstlerwelt, um die einzelnen Mitglieder derselben, auf privatem Wege, zur Beteiligung an der Ausstellung aufzufordern. Das Resultat war ein glänzendes; denn die massenhaft eintreffenden Besucher der Ausstellung, welche am 30. April, in Gegenwart des Königspaares und der Minister Bacelli und Mocenni mit vielem Prunk eröffnet wurde, finden die bedeutendsten Namen zeitgenössischer Kunst vertreten, wenn deren Schöpfungen auch nicht immer das Gepräge ihrer schönsten Blüte und Reife tragen.

Besonders leidenschaftliche Ausstellungsfexen, die à tout prix jede derartige Schaustellung „abgrasen“ müssen, werden auch so manchem anderwärts gesehenen Kunstwerke begegnen (nur die in Italien bereits ausgestellten waren von der Annahme ausgeschlossen), wobei unwillkürlich der Gedanke: „noch immer nicht angebracht“ als himmelschreiender Beweis mangelnder Kauflust der beati possidentes auftauchen muß. Minder mit Glücksgütern gesegnete Sterbliche gingen wohl eher „'ran“; doch mit des Kunstsinns offener Hand ganz allein ist fatalerweise nicht immer zu rechnen. Bezüglich des Absatzes von Bildern und Statuen scheint übrigens ob Venedigs

in griechischem Stile gehaltenem Kunsttempel mit seinen scharf kannellerten dorischen Säulen aus rötlich=schimmernder Porphyrnachahmung nicht nur der Stella d'Italia mächtiger Strahlenglanz zu walten, sondern auch ein guter Stern; denn erfreulicherweise sind bereits viele Objekte als „verkauft" bezeichnet.

Der kunstsinnige König ging allen mit gutem Beispiele voran, und die vom feinsten Geschmack und überlegenem Scharfblick zeugenden Acquisitionen des Monarchen beglückten nicht allein italische Künstler; die Fremden können sich gleichfalls der Gunst des Herrschers rühmen, der vom dänischen Hofmaler Laurits Tuxen das ungemein plastisch gehaltene, große Gemälde „Ritorno della pesca al crepuscolo" (Rückkehr vom Fischfang im Dämmerdunkel) angekauft; ferner von dem Wiener Maler Johann Viktor Krämer das herzerquickende Bild: „Felicità materna", welches eine wunderschöne Römerin mit einem pausbäckigen fröhlich lächelnden Knäblein im Arme, als Ideal des Mutterglückes darstellt. Des kraftvollen, lombardischen Landschaftsmalers Giorgio Bellonis stimmungsvolles Bild: „Tramonto sereno" (Heiterer Sonnenuntergang) und noch mehrere andere Gemälde wurden gleichfalls Eigentum des Königs.

Noch ein anderer Mäcen, der Graf von Takova, hat sich der Kunst nicht minder fördernd erwiesen. Eines der schönsten und meist bewunderten Bilder der Ausstellung: „In attesa" (In Erwartung), vom genialen Maler Eugenio de Biaas, wanderte nebst mehreren anderen in seinen Besitz.

Unter den Kolossalgemälden glänzt in den alphabetisch geordneten und bestens arrangierten Sälen die Krönung der Dogaressa Foscari von José Villegas, als ungemein farbenprächtiges, figurenreiches Bild. Auch die „Flagellanten" von Marr machen einen großen Eindruck, erwecken aber im Publikum doch nicht die der vorzüglichen Technik und Naturtreue des historischen Gemäldes unstreitbar gebührende Beachtung. Ungeschmälerte und allgemeine Bewunderung wird nur dem prächtigen Werke von Paolo Francesco Michetti: „La figlia di Jorio", gezollt. Das Bild ist wahrhaft überwältigend schön und zeigt als Hauptstaffage einer kahlen abruzzesischen Berglandschaft eine reizumloderte Frauengestalt, die, in ein rauhes Wolltuch schämig verhüllt, unter dem Hohngelächter und den dreisten Blicken einer markigen Männergruppe sünd= und fluchbeladen zu Thale flieht. . . . . Die großartige Wirkung des Bildes besteht nicht nur in der vollendeten Kompositionsweise, sondern auch in der selten gewordenen Temperatechnik, die den einzelnen Gestalten, aus einer gewissen Entfernung besehen, eine geradezu wunderbare Plastik verleiht.

Und dennoch ist dies Juwel nicht fehlerfrei! Eine hochragende, kopflose Männergestalt, die aus den Wolken herabzusteigen scheint, beeinträchtigt die reine Harmonie des Ganzen. Man begreift zwar die Intention des Künstlers, der die Höhe der Berghaide durch die schichtartig aufgebauten Figuren kennzeichnen wollte, aber eine Verstümmlung ist nun einmal in der Malerei durchaus nicht statthaft, und wider alle Regeln der Ästhetik. Man kann sich derlei nur in der antiken Plastik an einem Torso gefallen lassen, den man zum Troste einem Phidias oder Praxiteles zuzuschreiben vermag. — Materiell hat dieser lapsus dem Bilde nicht geschadet, da es der italienische Minister des Äußern, Baron Blanc, um 30,000 Lire angekauft hat.

An Naturtreue und stimmungsvoller Wirkung ist der figlia di Jorio das herrliche Ölgemälde: „Guarigione" (Genesung) von Walther Firle an die Seite zu stellen.

Vielfacher Bewunderung erfreuen sich auch die Bilder des talentvollen Görzer Malers, Italico Braß: „Chioggiotti alla briscola" (Fischervolk beim Kartenspiel), sowie das wunderbare Seestück: „Un saluto" (Ein Gruß) von Fragiacomo und M. von Schmädels ergreifendes Genrebild: Senza patria (heimatlos.)

Der soziale Realismus in der Malerei ist durch Oreste da Molins etwas karikiert gehaltenes Bild: „Diurnisti a due lire“ (Taglohnschreiber) vertreten.

Auch Rotta junior führt die Misère des Lebens vor, in einem großen, vielgepriesenen Gemälde: „Morocomio“, das den bevölkerten Hof einer Irrenanstalt zeigt. Die Figuren mit stieren Augen und idiotischem Ausdruck, die darauf zu erblicken, sind vorzüglich, doch das Motiv ist wenig erbaulich.

Ein vielbesprochenes und vielfach angefeindetes Bild: „Il supremo convegno“ (die letzte Zusammenkunft) von Giacomo Grosso kann nicht ungenannt bleiben. Es ist ein Meisterwerk, aber der Schauplatz des Gemäldes muß dem allzu kühn schaffenden Künstler zum Vorwurf gemacht werden. Im Dämmerdunkel eines Kircheninnern, an der Bahre eines Wüstlings, dessen kahler Schädel widerlich zu schauen, entfaltet sich das wilde Bacchanal der in schwarzen Mänteln hereinschleichenden nackten Schönen, die seinen Verführungskünsten zum Opfer gefallen — — — die Furien rächen sich an dem Toten, indem sie ihn hohnvoll angrinsen, das Bahrtuch niederzerren, Kandelaber umstürzen und die Blumenguirlanden pietätlos zerreißen. Das Bild, dem vom Standpunkt des abschreckenden Beispiels eine höhere, wenn auch mißverstandene sittliche Grundlage nicht abzusprechen, hat nicht nur Aufsehen, sondern auch Entsetzen hervorgerufen, und der fromme Sinn des Italieners brachte sogar das Unwetter, das am Tage vor der Ausstellungs-Eröffnung über Venedig niedergesaust, mit dem schauerlichen Gemälde in Zusammenhang, den Orkan als gerechte Strafe Gottes für die Aufnahme eines solchen Bildes bezeichnend.

Deutschlands große Meister sind durch Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Lenbach und andere vertreten. Die Kunst des Letzteren können die Venetianer durch das vielbewunderte, zart ausgeführte Porträt der Lady Gray wohl nur ahnen; vollkommen wird man aber Lenbachs Meisterschaft erst kennen lernen, wenn eines seiner markigen Bismarck-Bilder in die Lagunenstadt wandern wird.

Als wahres Kabinettstück unter den Porträts ist ein allgemein höchst bewundertes Bild von Vincenzo de Stefani hervorzuheben. Den Mann, der da in lässiger Stellung in einen Fauteuil zurückgelehnt sitzt, glaubt Jedermann zu kennen, so lebenswahr wirkt sein Konterfei.

Die Plastik ist leider, wenige Ausnahmen abgerechnet, in jeder Beziehung armselig vertreten. Im Vestibüle fällt eine große Beethoven-Statue von Francesco Jerace ins Auge. Die finstergeniale Denkermiene des Tonheroen ist ebenso gut aufgefaßt als ausgeführt, doch ist die Stellung der auf einen kolossalen Steinblock hingestreckten Gestalt etwas sonderbar. Die eine Hand scheint sich auch im Zorne darob zu ballen.

Der Russe Paul Troubetzkoy hat unter anderem auch ein Frauenporträt — ganze Figur — ausgestellt. Die Genauigkeit der Durchführung ist bewunderungswert, allein die modernen Bauschärmeln und Glockenröcke wollen einem in der bildenden Kunst denn doch zu — gekünstelt erscheinen, besonders im kalten Gypsabguß, der leider vorwiegend vertreten. Der Glanz und die Glätte der Marmor-Schönheit hilft bekanntlich über so manche Härte der Plastik hinweg. Auch der Figur des Urmenschen mit dem ungeschlachten Bärenhaupt in der hocherhobenen Rechten wäre der Marmor sehr zu statten gekommen; denn in Gyps wirkt der Mann aus der Steinperiode wie ein Anachronismus, so imposant ihn auch der geschätzte Pariser Bildhauer Emanuel Frémiet zu gestalten vermocht.

Nono Urbano, der so rasch berühmt gewordene Venetianer Bildhauer, dessen wunderbarem „Rimbalzello“ in der Mailänder Ausstellung (1885) ob der Schönheit der Ausführung sogar der ungerechte Vorwurf des Naturabgusses gemacht wurde,

ist diesmal mit einem seiner fast burschikoser Realistik entsprechenden Werke: „In berlina“ (Am Pranger) vertreten; doch wirkten sein grandios ausgeführter „Ladrone“ und sein „Belisario“ in der Venezianer-Ausstellung vom Jahre 87 gewaltiger.

Unter den Büsten sticht Meister Tilgner, der unübertreffliche Beherrscher des skulpturellen Porträts, sieghaft hervor. Sein Johann Strauß ist famos!

Meisterhaft im Ausdrucke und in der Mienenspiegelung seelischer Qualen, ist die weibliche Bronze-Büste: „Lotta oscura“ (Düsterer Kampf) von Corrado Betta.

Eine kleine Bronzestatue von zierlicher Ausführung und wahrheitsgetreuer Wiedergabe des italischen Volkstypus darf auch nicht ungenannt bleiben: Es ist dies ein jovial dreinschauendes Männchen mit einem Weinkrug in der triumphierend erhobenen Rechten. Schmunzelnd scheinen die genußsüchtig geschwellten Lippen auszurufen: Me lo bevo io! Den trink' ich selbst. Der Schöpfer des kleinen Kunstwerkes ist der Neapolitaner: Gennaro Rajano.

Es ist nicht die Aufgabe dieser anspruchslosen Plauderei, sich zu einer sachgemäßen und eingehenden kritischen Studie der mehr denn fünfhundert ausgestellten Objekte aufzubauschen, deshalb sei denn nur noch hervorgehoben, daß unter allen keines, ob Bild ob Plastik, der Vorwurf treffen kann, unter dem juste milieu gerechter, wenn auch nicht immer höherer Kunstanforderungen zu stehen. Und das ist das beste Zeugnis für das gewissenhafte Walten der Jury und zugleich eine Bürgschaft für die erfreuliche Entfaltung der nächstfolgenden Ausstellung, bei der hoffentlich die hervorragenden Meister aller Nationen nicht nur im Patronats-Komitee vertreten sein werden.



Kritik.

Romane und Novellen.

Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern von Wilhelm Polenz. (Berlin W., F. Fontane u. Co.)

Die Aktien des Glücks. Roman von Adalbert von Hanstein. (Berlin W., Verein für freies Schrifttum.)

Heinrich Emanuel. Die Geschichte einer Jugend von Mathieu Schwann. (Berlin, S. Fischer, Verlag.)

Das Drama eines Kindes. Erzählung von Elisabeth Meyer. (Ebenda.)

Der Garten der Erkenntnis von Leopold Andrian. (Ebenda.)

Im Horste des roten Adlers. Ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit von? (Halle a. S., Verlag von W. Kutschbach.)

Narrenfest. Satiren und Burlesken von Otto Ernst. (Hamburg, Verlag von Conrad Kloß.)

Da haben wir ein ganzes Bündel moderner Erzählungslitteratur. Alle diese sieben Bücher sind modern oder wollen es sein, d. h. sie setzen sich alle in enge Beziehung zu den Kämpfen unserer Zeit, obgleich jedes diese Kämpfe aus einem andern Gesichtswinkel betrachtet.

Einen prächtigen Griff ins volle Leben stellt Wilhelm Polenz' „Büttnerbauer“ dar. Es ist das reifste Werk des ebenso begabten als strebsamen Verfassers der „Versuchung“, des „Pfarrers von Breitendorf“ und der „Karline“, — ein Buch, wie uns ein solches schon längst gefehlt hat. Was Gustav Freytags „Soll und Haben“ für den Handelsstand, das ist

Polenz' „Büttnerbauer" für den Bauernstand, sein wohlgetroffenes, klassisches Abbild; nur mit dem Unterschied, daß der Dichter der neunziger Jahre die Welt mit etwas anderen Augen anschaut und auch die sozialen Verhältnisse und Machtfaktoren richtiger zu beurteilen vermag als sein Vorgänger in den fünfziger Jahren. Aber schon allein durch sein Milieu ist der Polenz'sche Roman für die heutige Leserwelt interessanter als der Freytag'sche, weil eben der deutsche Bauerncharakter schon an und für sich ein ganz anderes, viel interessanteres und künstlerisch verwendbareres Objekt ist als der deutsche Spießbürger, der uns in Begleitung einer korrupten Adelsgesellschaft in „Soll und Haben" vorgeführt wird. Der Spießbürger ist stets das denkbar Langweiligste, und nur die öde Tugenddoldigkeit eines nach kurzem Revolutionsrausch in die stumpfeste Reaktion verfallenen Bürgertums konnte sich an seinen von Freytag gezeichneten philiströsen Ebenbildern erwärmen. Für uns haben jene trockenen ideallosen Gestalten nur noch ein kulturgeschichtliches Interesse. Dies ist kein Vorwurf gegen Freytag, sondern eher gegen jene Menschenklasse, die er, als echter Dichter, getreu und wahr und in ihrer ganzen trostlosen Herzensöde schildern mußte. Es ist mir daher auch immer vorgekommen, als ob Freytag mehr mit dem Verstand als mit dem Herzen bei seinen Breslauer Krämern verweile. Das Gegenteil muß von Polenz gesagt werden: er ist mit dem ganzen Herzen bei der Sache, er liebt seine Lausitz und seine Lausitzer Bauern, und aus dieser Liebe zur Heimat heraus ist sein Roman geschaffen. Er hat aber den Verstand dabei nicht zuhause gelassen, seine Liebe ist keine Vernarrtheit, und so liefert er denn auch keine sogenannte „Dorfgeschichte", wo alles recht schön und recht „urwüchsig" und furchtbar sentimental zugeht. Nein, von solcher krachledernen Bauernbeschreibung weiß Polenz nichts. Seine Liebe zum Landvolk hat ihm vor allen Dingen die Augen geöffnet und sein Sehvermögen geschärft, sodaß er in der Psychologie seiner Objekte nicht stecken blieb, sondern einen Blick thun konnte in jenes Getriebe sozialer Gesetze, die, unabhängig von allen persönlichen Charaktereigenschaften, das Geschick des heutigen Kleinbauern lenken, und deren Opfer dieser mit Naturnotwendigkeit werden muß. Denn wäre der Büttnerbauer auch weniger starrköpfig gewesen, hätte er die Waldparzelle an den Gutsherrn verkauft und sich dadurch aus seiner augenblicklichen Klemme herausgerissen, so wäre sein endgültiger Ruin damit nur aufgeschoben gewesen; und wäre es ihm auch gelungen, sein Gut zu halten solange er lebte, so hätten sich bei seinem Erben, durch die Auszahlung der Geschwister bei der Übernahme, die Hypotheken gleich wieder bis zur Unerträglichkeit gemehrt, und so würde den Sohn das Schicksal mit unerbittlicher Notwendigkeit doch haben erreichen müssen. Wir haben also in dem tragischen Ende des Büttnerbauers und in dem ergreifenden Schicksal seiner Kinder einen groß angelegten und prächtig durchgeführten sozialen Roman vor uns, ich möchte ihn sogar als einen der besten sozialen Romane bezeichnen, die unsere junge Litteratur hervorgebracht hat. — Die Charakteristik der einzelnen Personen ist geradezu prächtig. Der starrköpfige, vertrauensselige, fleißige aber so herzlich unpraktische Büttnerbauer, die etwas stumpfe, aber stets zum Frieden redende Bäuerin, der trottelhafte älteste und der sympathische, aufgeweckte und verständige jüngere Sohn, der schlaue Kretschamwirt, der mit dem Güterausschlächter unter einer Decke steckt, dann dieser Güterausschlächter selber mit seinem Strohmann Edmund Schmeiß, dann die verschiedenen Frauentypen, die Töchter des Büttnerbauers, die Geliebte seines Sohnes Gustav mit ihrer Mutter, die auf dem Schloß gedient, der „städtisch entartete" Onkel Leberecht, der in einer kleinen Stadt einen Kramladen besitzt, alle diese Gestalten sind mit so sicheren Strichen gezeichnet und stehen dem Leser so plastisch

vor Augen, daß man sie nicht so leicht wieder vergißt. Auch die Sachsengängerei und das Leben dieses ländlichen Proletariats auf den Rübengütern ist zum ersten Male lebendig geschildert. Und überall deckt der Autor die Gesetze der eisernen Notwendigkeit auf, im Großen wie im Kleinen: wie trefflich sind z. B. die Folgen der „Wohlthat" geschildert, die die gerührte Schloßgesellschaft dem verkommenen Büttner Karl anthun will, indem sie ihm eine Summe Geld einhändigt. Dieses Geld wird ihm zum Fluche und veranlaßt seinen und seines Weibes Untergang. Und das alles folgt so natürlich eines aus dem andern. Es sieht nichts gemacht oder konstruiert aus, ja in dieser Beziehung möchte ich dem Polenz'schen Roman neben dem anderen großen Agrarroman, neben Zolas „La terre", den Vorzug erteilen, da in letzterem einzelne Gestalten und Situationen mehr zu den Zwecken des Autors eigens geschaffen, als aus dem Ganzen natürlich herausgewachsen erscheinen. Dafür aber steht, was die Kraft der Darstellung betrifft, das Zola'sche Werk immer noch unerreicht da. Jedenfalls aber ist der „Büttnerbauer" eines der besten Bücher, die in den letzten Jahren geschrieben wurden, und ich kann dem Autor zu diesem prächtigen Wurf nur Glück wünschen.

Eine ganz andere Physiognomie zeigt Adalbert von Hansteins Roman „Die Aktien des Glücks". Es ist gewissermaßen auch ein Agrarroman, und die soziale Frage bildet ebenfalls das Grundthema; aber die Sache ist ganz anders angepackt, mehr abstrakt-theoretisch. Die in letzter Zeit so beliebten Utopieromane schweben dem Autor vor, und er unternimmt die schwierige Aufgabe, eine solche Utopie, die sonst gewöhnlich in die ferne Zukunft oder doch wenigstens in entlegene Länder versetzt zu werden pflegt, in unsere Gegenwart und mitten in unser wenig utopistisches Deutschland hineinzudichten. Das ist ein kühnes Unterfangen, und der Verfasser sah denn auch ganz richtig ein, daß er eine solche Geschichte nur mit lächelndem Munde und vergnüglichem Augenzwinkern vortragen dürfe, er nannte sein Buch deshalb einen „humoristisch-satirischen Zeitroman." Der Inhalt der Erzählung bildet ein Experiment en gros. Ein Schwindelkonsortium, das ausgedehnte Ländereien besitzt, gerät auf die originelle Idee, diese an Weltbeglücker, Sozialreformer und ähnliche Leute zur versuchsweisen Gründung eines Idealstaates zu verpachten. Dabei ist der leitende Grundgedanke der schlauen Verpächter der, daß der Idealstaat jeweilen lange vor Ablauf der Pachtzeit verkrachen müsse, während die Pacht natürlich jeweilen für die ganze kontraktlich ausbedungene Zeit zu entrichten wäre. Auf diese Weise würde das Konsortium die Pacht mehrfach erhalten, also gleichsam mehrere Ernten im Jahr einheimsen und folglich famose Geschäfte machen. Ein Idealist wird gesucht, der die Sache in Schwung bringen, d. h. den ersten Idealstaat gründen soll. Dieser würde bald verkrachen, darauf würde dann ein anderer zeigen wollen, daß er die Sache besser verstehe, und so würde das Unternehmen florieren. Der herbeigerufene Idealist, Prof. Bruno Köhler, ein tüchtiger Nationalökonom und ein Kindergemüt, nimmt die Sache aber sehr ernst, und es gelingt ihm auch, sein Staatswesen einzurichten. Natürlich dauert die Sache nicht lange, und es hätte wahrhaftig nicht des phantastischen, mit orientalischer Märchenpracht ausgestatteten Liebeshofes bedurft, den die excentrische Frau des Gründers Sauter dem Gelehrten und seinem Musterstaate gerade vor die Nase setzte, der Idealstaat wäre auch an sich selbst zugrunde gegangen. — Die ganze Erzählungsweise erinnert an englische oder amerikanische Vorbilder. Die Figuren sind alle etwas grotesk gehalten, der Humor ist stellenweise und manchmal auch ein wenig dickflüssig. Leider macht sich der Mangel eines festen Standpunktes des Autors den von ihm behandelten Fragen gegenüber in dem Buche geltend.

Dadurch entbehrt das Ganze eines eigentlichen Gravitationspunktes, und die einzelnen Teile und Gruppen zerflattern ins Unbestimmte. Der Autor belächelt alle seine Figuren, die Gründer Werner und Santer, den amerikanischen Sonderling und Nabob Drucker, den Professor, die Frau Santer, die Töchter Santer, die Weltbeglücker, die Kolonisten, den strebersichen Buchhändler, alle, alle — aber warum? Wo steht sein eigenes Ideal? Das erfahren wir nicht. Auch hätte Hanstein, wenn er eine Satire auf die heute wie die Pilze emporschießenden Utopien schreiben wollte, diese Absicht in seinem Buche stärker accentuieren sollen; so weiß man nicht recht, wo das Buch hinaus will, wo der Autor scherzt und wo er es ernst meint. Aber vielleicht hat Hanstein diese Unsicherheit gerade beabsichtigt, und wie über all die von ihm vorgeführten Typen lächelt er auch über den eifrigen Leser, der in seinem fröhlichen Buche nach den vielberühmten tieferen Gründen forscht. Gut. Lächeln wir mit.

Nach diesen beiden sozialen wollen wir drei recht eigentlich individuale Werke betrachten, die alle drei, wie das Schwann'sche den Untertitel „Geschichte einer Jugend" führen könnten, und die alle drei als hochinteressant bezeichnet werden müssen.

Das bedeutendste darunter ist aber unstreitig Mathieu Schwanns*) „Heinrich Emanuel." Ein Erstlingsroman, — aber was für einer! Eine so feine Analyse der geheimsten Regungen der Knaben- und Jünglingsseele haben wir bis jetzt nur an den „grüblerischen" nordischen Schriftstellern bewundert. In der ganzen neueren deutschen Litteratur wüßte ich dem Buche nur ein Werk an die Seite zu stellen: Gottfried Kellers unvergeßlichen „Grünen Heinrich." Man denke aber nicht etwa an eine Nachahmung. Das wäre durchaus falsch. Das Gemeinsame beider Romane liegt hauptsächlich in dem Umstand, daß in dem jüngeren wie in dem älteren Jugenderinnerungen des Autors in ungemein reizender Weise in die frei erfundene Erzählung eingeflochten zu sein scheinen, und daß es sich in beiden Fällen um einen Knaben handelt, der sich allmählich und zum teil unter schweren seelischen Kämpfen von dem Druck der Durchschnittserziehung und Alltagsbevormundung zu befreien und zum Künstlertum durchzuringen sucht. Aber die Zeit, die Individualität des Knaben und das Milieu, in dem er aufwächst, sind in beiden Fällen durchaus verschieden: Dort eine etwas verschlossene, grüblerische Natur und das protestantische Zürich der vierziger Jahre, hier ein frisches, offenes Knabengemüt und die katholische Rheingegend um die Zeit vor und nach dem siebziger Kriege. Besonders sind bei Schwann die Schulleiden seines Helden — dieses Nationalübel der deutschen Jugend — mit einer Ausführlichkeit und Liebe geschildert, wie noch nie zuvor. Wohl selten ist auch der der Jugend von Natur innewohnende frohe Wahrheits- und Gerechtigkeitstrieb, der, von den Erwachsenen in Schule und Haus sieben mal sieben mal des Tages geknickt und verbogen, sich immer und immer wieder aufzurichten sucht, bis er schließlich seine Spannkraft verlieren und naturgemäß erlahmen muß, so sympathisch dargestellt worden, wie in diesem Heinrich Emanuel, diesem Prachtjungen, der sich von allen noch so absonderlichen Erziehungskünsten nicht unterkriegen läßt und sich ganz allein mit seiner sieghaften Naivität immer und immer wieder aus den scheinbar verwickeltsten und verzwacktesten Situationen herausbeißt. Und welche Gallerie famoser Studienköpfe bilden die an uns vorbeiziehenden Pädagogen, von der bigotten Erzieherin der ersten Kinderjahre mit ihren sinnlosen Gebetsübungen an bis zu den Gymnasiallehrern der Jünglingsjahre. Doch nirgends erblicken

*) Der Verfasser ist den Lesern der „Gesellschaft" aus zahlreichen in unserer Zeitschrift erschienenen geistreich geschriebenen Essays als feinsinniger Historiker bekannt. Außerdem schrieb Schwann eine dreibändige „Geschichte von Bayern", die sehr gelobt wird.

wir Karikaturen oder auch nur Chargen im Stile der „beliebten Schulhumoresken"; nein, jede einzelne Lehrergestalt tritt uns als fein ciselierter Charakterkopf entgegen, und neben dem vielen Schatten — der übrigens vom Autor gerechterweise nicht nur den Personen, sondern auch dem System zur Last gelegt wird — erblicken wir auch wahre Lichtpunkte. So das Institut der geistlichen Brüder an der holländischen Grenze. Ob es wohl irgendwo ein solches Mustererziehungsinstitut gegeben hat, wo liebevolles Eingehen auf die individuelle Charakteranlage des Kindes, statt starrem Formelzwang die Regel war, und wo, trotz des geistlichen Gewandes, eine wahrhaft freie Religiosität geübt wurde, oder ob es nur ein schöner Traum des Dichters, wie die pädagogische Idealkolonie in „Wilhelm Meisters Wanderjahren"? Gleichviel. Jedenfalls gehört der betreffende Abschnitt zu den schönsten Stellen des Buches. Nicht minder gelungen ist die Schilderung der Jünglingsjahre Heinrich Emanuels, jene Zeit, wo er als Apothekerlehrling in Sachsenhausen weilte, und die Liebesgeschichte mit Adda Wilmanns, dem niedlichen aber etwas oberflächlichen Rektorstöchterlein. Die verschiedenen Phasen dieser echten und gerechten Jugendeselei sind köstlich geschildert, die heimlichen Gedichte, die Wanderungen, um die Geliebte zufällig zu treffen, der erste Besuch beim gestrengen Herrn Papa, wo Heinrich Emanuel wieder einmal mit seinem frisch-fröhlichen Drauflosgehen einen ganzen gordischen Knoten scheinbarer Bedenklichkeiten mit einem Streiche durchhaut, die verschiedenen Verstimmungen mit nachheriger Versöhnung, und schließlich das Erkalten und die schmerzvolle Lösung des Verhältnisses. Zwei Figuren scheinen mir in diesem Kreise besonders scharf beobachtet: der intriguante, sich in den verschiedenen Familien einnistende geistliche Rat und die stets hilfsbereite Tante Seppe, der Schutzgeist und gute Genius des Liebesbündnisses und dabei eine der liebenswürdigsten Altjungferngestalten, die je gezeichnet wurden. Heinrich Emanuel ist ein Buch, das nicht nur alle Eltern und Erzieher lesen sollten und jeder, der die Jugend lieb hat; auch die Jugend selber soll es lesen, es wird ihr nicht nur mannigfache Belehrung, sondern auch hohen Genuß bereiten; denn es ist kein zusammengegrübeltes Gelehrtenelaborat, sondern das Werk eines in der Schule des Lebens gereiften Mannes, der sich in allen Nöten und Stürmen sein goldenes jugendfrisches Dichterherz bewahrt hat.

Zu „Heinrich Emanuel" verhalten sich die beiden folgenden Schriften: „Das Drama eines Kindes" von Elsbeth Meyer und „Der Garten der Erkenntnis" von Leopold Andrian wie geistreiche und fein empfundene Skizzen zu einem ausgeführten Gemälde. Elsbeth Meyer schildert in ihrer kleinen Anny ein Kind, das in der verdorbenen Luft eines korrumpierten Haushaltes allzu frühzeitig zur seelischen Reife gelangt, eines jener unglücklichen Geschöpfe, die eigentlich keine Jugend erleben, weil sie als Kinder schon die Sorgen und Leidenschaften der Erwachsenen verstehen lernen und darunter leiden. Ein leider nur allzu wahres aber keineswegs erquickliches Gemälde nach dem Leben. Es ist ergreifend dargestellt, wie die arme mutterlose Kleine den Vater im zärtlichen Tête-à-tête mit der Wirtschafterin belauscht, wie sich die Eifersucht mit allen ihren Qualen in der jungen Seele regt, und wie die Großmutter, der sie ihr Leid klagt, mit dem Egoismus des Alters ihren Groll über das ihr ebenfalls verhaßte Verhältnis in bitteren Worten dahinströmen läßt, ohne Rücksicht auf das zarte Alter des Kindes, das sie zu ihrer Vertrauten macht, gleich als ob es eine erwachsene Person wäre. Und dann all die folgenden Leiden bis zum Selbstmord des Vaters. In alledem zeigt sich Elsbeth Meyer als tiefe Beobachterin; doch würde die kleine aber sehr gehaltvolle Erzählung noch tieferen Eindruck hervorbringen, wenn Stil und Erzählungsweise nicht etwas allzu skizzenhaft abge-

rissen erschienen. Auch stört mich die fast durchweg angewandte Erzählungsform im Präsens, die auf die Länge eintönig und gezwungen wirkt.

Noch viel abgerissener und skizzenhafter erzählt ist allerdings „Der Garten der Erkenntnis“ von Leopold Andrian, dafür gehört aber auch dieses eigenartige kleine Schriftchen zum Individuellsten, was ich jemals gelesen habe. Das ist ein ganz merkwürdiges Menschenschicksal, das da auf diesen 61 kurzen Seiten abgehandelt wird, eine Studie, die dem Psychologen viel, sehr viel zu denken und zu raten giebt. Und der Psychologe wird zu seinen Genossen, dem Physiologen und dem Psychiater gehen müssen, um sich Rat zu holen, wenn er diesen äußerst komplizierten Charakter ganz verstehen will, diesen jungen Menschen, der sich nach einer Ergänzung seines Lebens sehnt, die ihm immer wieder entschlüpft, und die er nirgends findet, nicht in der Freundschaft, nicht in der Liebe; wie sich auch seiner Mutter in ihrer Ehe das verheißungsvolle Geheimnis ihres Lebens nicht erschließen wollte. Es ist viel angedeutet in dem Buche — wer Augen hat zu sehen, der sehe. Es ist nicht zu leugnen: dieser „Garten der Erkenntnis“ ist ein hochbedeutsames menschliches Dokument. Aber wie steht es mit dem Wert des Schriftchens als Kunstwerk? Das ist sehr schwer abzuschätzen. Es gehört eben zur Décadence-Litteratur, deren Hauptfehler Weichlichkeit und Zerfahrenheit es offen zur Schau trägt; — aber der Verfasser beherrscht die Stimmung mit ganz merkwürdiger Meisterschaft, und wie ich höre, soll dieser Verfasser sein zwanzigstes Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Das ist viel der Erkenntnis für dieses jugendliche Alter — warten wir die Weiterentwicklung ab.

Nun zu einem Preßerzeugnis, das ebenfalls modern zu sein prätendiert, und das sich gebärdet, als ob es die geheimsten Fäden der deutschen Politik bloßzulegen und die derzeitigen Leiter der Reichsgeschicke dem Leser vorzuführen vermöchte, in Wahrheit aber nichts ist, als ein elendes, auf Sensation abzielendes Machwerk ohne jeden künstlerischen oder sonstigen Wert. „Im Horste des roten Adlers, ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit von ?“ behandelt den bekannten Fall Kotze in der Art und der schiefbilderreichen Sprache eines Hintertreppenromans. Die Ereignisse sind ganz willkürlich zurechtgelegt, die berüchtigten anonymen Briefe stammen z. B. von einer französischen Spionin her, die sich in den Kopf gesetzt hat, am deutschen Hofe das unterste zu oberst zu kehren — zu welchem Zwecke, weiß man nicht, tel était son plaisir — und die schließlich entlarvt wird und die Flucht ergreift. Dem anonymen Verfasser hat entschieden so etwas wie die Samarow'schen Zeitromane vorgeschwebt, aber selbst an dieses niedere Niveau vermag er nicht im Entferntesten heran zu reichen. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß als Hauptheld des Buches unter ziemlich durchsichtiger Maske — Maximilian Harden erscheint, natürlich ausstaffiert mit allen Attributen eines idealen Romanhelden, in dessen Händen alle Fäden, und da es sich hier um die hohe Politik handelt, also alle Fäden des Romans und der hohen Politik zusammenlaufen. Der Herausgeber der berühmten und stets aktuellen Zukunft ist wirklich zu bedauern, daß er — hoffentlich unbewußt — diesem aktuellen Fragezeichen-Anonymus Modell sitzen mußte. Ja, das sind die Leiden der Berühmtheit! — Das Buch ist — mit einer Stileinheitlichkeit, um die es der „Pan“ beneiden könnte — in einem höchst geschmacklosen Format mit einer unschön modernisierten Schwabacher auf sehr lappiges Papier gedruckt. Durch und durch ein negatives Meisterwerk.

Doch mit diesem Bittergeschmack auf der Zunge möchte ich nicht schließen. Rasch zum Schluß noch etwas Exquisites her, pour la bonne bouche, wie der Franzose sagt. Da kommt ein Buch des geistvollen Hamburgers Otto Ernst gerade recht.

Diesmal bietet er uns einen Strauß Satiren und Burlesken, und der Titel des Opus lautet „Narrenfest“. Das sind insſüge Stücklein. Aber wenn der Dichter auch die Schellenkappe aufsetzt, so blicken seine klaren Augen doch unter der launigen Kopfbedeckung hervor, und mit lachendem Munde verkündet er die Wahrheit. Ernsts Satiren haben mit dem geistreichelnden und kalauernden Schöpfungen gewisser Berliner „Humoristen“ zum Glück nichts gemein. Er will nicht billige Witze reißen; nein, er legt die Hand an die offenen Wunden der Zeit, denen er Heilung bringen möchte. Nur daß er nicht mit grämlichem Gesicht vor seinem Patienten sitzt, sondern ihm eine schnurrige Geschichte erzählt, während er die Sonde handhabt, um ihn die Schmerzen vergessen zu lassen, und seine bittern Tränke soweit möglich zu versüßen sucht. Als solche soziale Satiren sind besonders gelungene Stücke die „allegorische Ehe“ zwischen Bildung und Besitz und „Der Satte“. Köstlich ist auch das der Schülerscene aus dem Faust nachgebildete Zwiegespräch „Revolverischer Journalisten-Unterricht“. Auch die jüngsten litterarischen Strömungen erhalten ihren Teil, besonders die von neueren Symbolisten und Dekadents beliebte impressionistische Schreibweise wird in der „Kuchenbude, ein Gefühlsspeltrum in sieben und noch einigen Farben von Ultrarot bis Ultraviolett, durch Kirchhoffs Spektroskop beobachtet und chromolitterarisch gedichtet“ ergötzlich verspottet. Aber auch die hohe Politik, Parlamentarismus, Antisemitismus, Kolonialbestrebungen und noch manche anderen Dinge werden lustig abgehandelt. Doch wozu alles aufzählen? Man lese das geistreiche Schriftchen selber, das gewissermaßen eine fröhliche Ergänzung zu des Verfassers unter dem Titel „Offenes Visier“ gesammelten trefflichen litterarischen und pädagogischen Essays bildet.

Hans Merian.

P. G. Heims (Gerhard Walter): Unter einsamen Menschen. Novellen. (Jena, Hermann Costenoble. 1895.)

Der Verfasser muß ein großer Naturfreund sein, denn nur ein solcher vermag die Natur so eingehend und liebevoll zu schildern. In diesen Naturschilderungen beruht, für mich wenigstens, auch der Hauptwert dieser Novellensammlung. Der Titel: „Unter einsamen Menschen“ ist vielleicht geeignet, eine falsche Vorstellung von dem Inhalt zu erwecken; man vermutet unwillkürlich ähnliche einsame Menschen wie Johannes Vockerat oder Anna Mahr, doch bezieht sich der Titel einzig und allein auf die äußeren Lebensumstände der Hauptpersonen. Es wäre vielleicht gut, wenn dieser Titel bei zukünftigen Auflagen abgeändert würde. —

Was den eigentlichen Inhalt anbetrifft, so sind die einzelnen Liebesgeschichten anspruchslos und schlicht erzählt; sie lesen sich infolgedessen sehr angenehm. Man darf nur nicht alle sieben Geschichten hintereinanderweg in einem Zuge lesen, denn der Verfasser weiß bis jetzt nur alle diese Novellen auf Einen Ton zu stimmen. Hat man zwei Geschichten gelesen, so sieht man bei allen folgenden vom Beginn an das „Sich kriegen“ voraus, und das beeinträchtigt die Wirkung. Daß aber der Verfasser den Willen hat, noch durch andere Mittel und in anderer Weise künstlerisch zu wirken, verrät sich durch einige Ansätze zu echter Tragik. Möge es aber nicht bei diesen Ansätzen bleiben. H. Klepp.

Anna Wolff: Laß Dir erzählen! Novellen. (Berlin, R. Boll. 1895.)

Vier unbedeutende kleine Novellen, die sich gut als Eisenbahnlektüre verwenden lassen. H. Klepp.

Soziale Litteratur.

W. Rüßbüldt: „Die Antwort auf die soziale Frage.“ (Janssen, Leipzig, 1895. — 60 S. 0,60 Mk.)

Die soziale Frage ist die moderne Sphinx, die von jedem, welcher sich ihrem Bannkreis naht, gebieterisch Antwort heischt, und — bis der Ödipus kommt — die unglücklichen Rätsellöser unbarmherzig in den

Abgrund der Lächerlichkeit stürzt. Die Unzahl dieser letzteren ist wieder um einen vermehrt worden: Herr W. Nüßbüldt hat Andrews „Science of Society“ übersetzt und ist dadurch begeistert worden, gestützt auf diese Lektüre, schnell auf 60 Seiten die soziale Frage zu lösen. Allzu tiefgehende, sozialökonomische Kenntnisse scheinen seinen Blick nicht zu trüben, trägt er doch noch mit dem Brustton der Überzeugung Lassalles ehernes Lohngesetz vor und seine breit ausgeführte, aus Marx und Menger zusammengerührte und mit eigenen Zuthaten garnierte Wertlehre nimmt sich teilweise etwas naiv aus. — Auf einen anderen Hauptpunkt der Broschüre wollen wir, da er weitverbreitete Mißverständnisse enthält, noch mit wenig Worten eingehen. Verfasser doziert: „Die menschliche Gesellschaft ist aus den Individuen, wie aus Atomen zusammengesetzt . . . Es giebt nicht zwei . . . Menschen, die sich auf's Haar gleich sind . . Deshalb . . müssen alle willkürlich von Menschen aufgestellten Gesetze, Konstitutionen und Systeme . . . sich vor den Individuen beugen, oder sie würden deren Freiheit beschränken in einer Weise, die stets Kollision zur Folge hat.“ Diese Deduktion erscheint plausibel, ist aber irrig. Zunächst ist die Atom- und Robinson-Theorie des contrat social doch allmählich etwas rückständig geworden; das Individuum ist eben kein selbständiges Ganzes, sondern abhängiger Bestandteil des gesellschaftlichen Ganzen, der jeweiligen sozialen Kultureinheit. Aus ihr leitet es seine Existenz her, auf ihre solidarische Thätigkeit ist es angewiesen, wenn es leben will. Individuum und Gesellschaft sind überhaupt keine objektiven Gegensätze; dies Gleichnis des alten Menenius Agrippa ist noch immer richtig, wenn er auch eine schiefe Nutzanwendung daraus zog. Zweitens ist die Folgerung des „Deshalb“ ein Fehlschluß. Freilich sind alle Menschen als Individualitäten verschieden, aber zuerst und vorher sind sie doch wohl Menschen, Glieder der kaukasischen Rasse auf einem bestimmten Kulturniveau. Das bedeutet, daß trotz aller Verschiedenheit in den accidentiellen und graduellen Einzelheiten, die essentielle Grundlage ihres Ich eine allen gemeinsame und gleiche ist, daß die große Menge der meisten körperlichen und vieler geistigen Bedürfnisse und die Art ihrer Befriedigung bis zu einer gewissen Grenze dieselbe ist. Da nun heute der Einzelne nicht imstande ist, die hierzu erforderlichen Kulturgüter aus eigener Kraft zu produzieren, sein es auch nur die elementarsten der Nahrung, Wohnung, Kleidung, die Gesellschaft sie ihm aber nur gegen den Entgelt eigener produktiver Thätigkeit gewährt, (wenn er nicht zu dem winzigen Prozentsatz der „Kapitalisten“ und ihrer Klienten gehört, die, gestützt auf historisch gewordene ökonomische Machtverhältnisse sie als Tribut erzwingen können), so krystallisiert sich — grade für den „Individualisten“ — die soziale Frage darauf: Was für ein Wirtschafts-System ermöglicht bei dem gegebenen Stand der Technik die größtmögliche Ausbildung und Bethätigung jeder einzelnen Individualität? In die Praxis übersetzt: Welche Produktionsweise garantiert die größtmögliche Verminderung, die zweckmäßigste Organisation und gerechteste Verteilung des zur Existenz notwendigen Arbeitsquantums? Und diese Frage beantwortet am günstigsten zweifellos der bekämpfte Marxistische Sozialismus mit seiner Devise: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Muße. Einen Einwand gegen den Sozialismus vermögen wir demnach im Individualismus nur dann zu sehen, wenn er die Färbung eines Nietzeschen brutalen Oligarchismus annimmt, der für eine winzige Anzahl von Übermenschen schrankenlose Freiheit und Sklaverei der Masse predigt. Als Forderung freier Bahn zur Entwicklung der Individualität im Allgemeinen muß er, konsequent zu Ende gedacht, sogar ein Kampfmittel für den Sozialismus werden.

August Heine: Ein Bauernsozialist über die soziale Frage und

die Landwirtschaft. Den Mitgliedern der sozialdemokratischen Agrarkommission gewidmet. — Wiese Nachf., Leipzig. — 31 S. 0,10 Mk.

Seitdem die landwirtschaftliche Krise eine so akute Gestalt angenommen hat und gleichzeitig die industriesatte Sozialdemokratie begonnen hat, „aufs Land zu gehen“, mehren sich die Stimmen sowohl bei den Wissenschaftlern, als bei den Praktikern, als bei den eigentlichen Sozialpolitikern, welche — aus verschiedenen Gründen — den Kleinbesitz oder Kleinbetrieb oder beides für die Zukunftsform der agrarischen Produktion erklären (abgesehen von den reaktionären Kreisen, die aus politischen Rücksichten den Bauer erhalten wissen wollen, coûte que coûte). Vorliegende Schrift gehört zu der dritten, extremsten Art; sie verteidigt nicht nur den Kleinbetrieb, weil er (der Düngerfrage halber) rentabler als der Großbetrieb und ohne Gewaltsamkeit nicht auszurotten sei, sondern auch kleinbürgerliches Privateigentum und zwar als Ziel für jedermann, weil nur das Dasein des anarchistisch-unabhängigen, sich selbst genügenden, auf eigener Scholle hausenden Landmannes ein völlig gesundes und glückliches sei. — Wenn wir nun auch zugeben, daß der Marxismus anscheinend für die Gewerbe der Urproduktion keine oder nur sehr bedingte Gültigkeit hat, so haben wir doch bis heute noch nicht die Überzeugung gewinnen können, daß die Zweipferdewirtschaft im Ganzen dasselbe oder gar mehr leisten könne — sei es selbst mit teilweise genossenschaftlicher Technik —, als der rationell betriebene Großbetrieb von einer gewissen mäßigen Ausdehnung; und der Verfasser bringt hierfür auch kaum irgendwelche triftigen Beweise. Und wenn es andererseits auch ein erfreuliches Zeichen für die Selbständigkeit des Denkens und die Freiheit, auch der abweichendsten Meinungsäußerung ist, daß solche Ansichten innerhalb der wegen ihrer Autoritätssklaverei verschrienen Sozialdemokratie auftauchen, so scheint uns doch diese — bewußt unter Tolstois Einfluß stehende — Richtung mehr ein Beweis für die großstadtmüde Natursehnsucht unseres Zersetzungszeitalters zu sein (cf. Rousseau, Horaz), als dafür, daß das „wahre Glück“ nur eine Quelle hätte. Denn Glück ist ein relativer Begriff, und über seine Definition sind die Gelehrten noch lange nicht einig; und was die hygienische décadence des Städters anlangt, so scheint uns ihre Ursache nicht notwendige Eigenschaft des Stadtlebens zu sein, sondern nur eine Folgeerscheinung unserer echt kapitalistischen Lebensauffassung, die sich in ihrem rücksichtslosen Streben nach Erwerb und Gewinn um die ernsten Mahnungen der Natur, die Kenntnisse der Hygiene, die gesundheitliche Technik keinen Pfifferling kümmert und alle Daseinsbedingungen den Rücksichten der Karriere und der Profitmacherei unterordnet und zur Ausbeutung überläßt. Daß unter diesen Umständen der Landwirt, und zwar der selbstbesitzende, der einzige Menschenschlag ist, der seine volle Gesundheit behält, ist eben so plausibel, wie die Gewißheit, unter anderen wirtschaftlichen Verhältnissen auch die größten Städte zu Wohnstätten eines gesunden, naturkräftigen Geschlechts machen zu können.

Heinz.

Wilhelm Roscher: System der Armenpflege und Armenpolitik. Stuttgart 1894.

Als der alte Roscher am 4. Juni vorigen Jahres starb, lag auf seinem Schreibtisch ein Manuskript, welches den Schluß seines Lebenswerkes, des „Systems der Volkswirtschaft“, bilden sollte. 1854 war der erste Band erschienen, der heute bereits in der 21. Auflage vorliegt, 1859, 1881 und 1886 folgten der 2., 3. und 4. und damit war das System als solches eigentlich abgeschlossen. Aber es blieb noch ein Teil, der in den Rahmen des Werkes nicht hineinpassen wollte, ein Rest, der zeigt, daß das Rechenexempel der heutigen Wirtschafts-

ordnung nicht recht aufgeht: Das Kapitel von der Armut. Dieses behandelt nun Roscher in dem vorliegenden 5. Bande, der keinen organischen Bestandteil, sondern ein Anhängsel des ganzen Systems bildet. Roscher liebte es bekanntlich nicht, in seinen Werken eigentlich aktuelle Fragen der Volkswirtschaft zu berühren. Einer grundsätzlichen Stellungnahme zum Sozialismus ist er z. B. stets soweit als möglich aus dem Wege gegangen. Wie will man aber die Lehren von der Armut, der Arbeitsunfähigkeit, der Arbeitslosigkeit, des Rechts auf Existenz, des Rechts auf Arbeit rc. behandeln, wenn man eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem Sozialismus geflissentlich vermeidet? Prinzipienfragen hätten die Grundlagen des Werkes bilden müssen; sie werden aber kaum hie und da gestreift. Es wird mir nicht einfallen, das Werk eines ernsten Mannes, der mit bewundernswertem Fleiße länger als ein halbes Jahrhundert hindurch der Vertiefung seines Wissens und der Vervollkommnung seiner Wissenschaft gelebt hat, mit ein paar Worten kritisch abfertigen zu wollen. Roscher ist der gelehrteste und der ehrlichste nationalökonomische Schriftsteller seiner Zeit gewesen. Jedes Werk, das er geschaffen hat — das vorliegende nicht ausgenommen — bedeutet eine Förderung unserer Wissenschaft. Das Material, das er zusammengetragen hat, und das in den Noten zu den einzelnen Paragraphen aufgespeichert liegt, wird auf Jahrzehnte hin eine Fundgrube für volkswirtschaftliche Arbeiten sein. Den methodologischen Standpunkt aber, den Roscher bei der Behandlung jeder ökonomischen Frage prinzipiell eingenommen und den er in seinen Jugendwerken bereits als den zum Ziele führenden hingestellt hat, wird die heutige Wissenschaft durchaus ablehnen müssen. Das Sammeln von wirtschaftshistorischen Daten und das Ableiten von ökonomischen Gesetzen aus der Gleichmäßigkeit ökonomischer Vorgänge kann die moderne Nationalökonomik nicht mehr als letztes Ziel der Wissenschaft anerkennen. Auf der Erkenntnis dessen, was ist, baut sich die Forderung auf, was sein soll. Wer die Nationalökonomik lediglich als historische Disziplin auffaßt, der kann durch Sammeln und Ordnen von Material eine nützliche Vorarbeit liefern, das letzte Ziel der Wissenschaft wird er aber nicht erreichen. Der rein historische Standpunkt, von dem Roscher überall ausgegangen ist, war ursprünglich eine gesunde Reaktion gegen die hyperspekulative, völlig unrealistische Methode der letzten Ausläufer des Smithianismus. Heute aber hat neben der historischen Betrachtungs- und Darstellungsweise eine rein theoretische, dogmatische Behandlung der Wissenschaft ihre volle Berechtigung. Ein großer Teil der heutigen wirtschaftlichen Zustände hat kein Analogon in der Vergangenheit. Aus den technischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts die sozialökonomischen Folgerungen zu ziehen, dazu ist eine rein historische Betrachtungsweise nicht imstande. Gerade ein Problem, wie es das vorliegende Buch behandelt, läßt sich auf Grundlage der „historischen Methode" sehr wenig klären, geschweige denn lösen. Das Mosaik von historischen und statistischen Daten, welches Roscher uns bietet, befriedigt nicht; wir vermissen den höheren, einheitlichen, prinzipiellen Standpunkt, der dem Werke erst eigentlich das Rückgrat verleiht; wir haben das Gefühl: die Ausführungen des Buches schweben eigentlich in der Luft, es fehlt die feste, theoretische Grundlage.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist bei der Fülle des Materials nicht möglich. Die Einleitung behandelt die „Pathologie der Armut." Der „therapeutische Teil" berichtet von den Heil- und Linderungsmitteln (Grundsätze der Armenpflege, Systeme der Armenpolitik). Der „diätetische Teil" enthält Angaben über Veranstaltungen zur Verhinderung der Armut (Sparkassen, Leihhäuser, Konsumvereine, Lebensversicherung). Geradezu als Kuriosum muß erwähnt werden, daß vom Sozialismus in dem Buche auch nicht an einer einzigen

Stelle die Rede ist. Man mag sich zu ihm stellen, wie man will: totschweigen läßt er sich doch heutzutage wirklich nicht mehr. Schikowski.

Graphologie.

Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Von W. Preyer. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. — Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1895. XV. u. 230. S. Preis: 8 Mk.

Im Märzheft der „Gesellschaft“ (pag. 424—427) habe ich unter anderen graphologischen Sachen auch einen Aufsatz des Herrn Professor Dr. Wilhelm Preyer vorgehabt. Der Berliner Physiologe war ja s. Zt. bei — oder besser nach Importierung des Hypnotismus und bei Erteilung des deutschen Wissenschafts-Patentes mit anerkennenswerter Assimilationsfähigkeit thätig. Allen Anschein hatte es nun, daß die Graphologie ähnlich geheiligt werden sollte. Der Einzige, welcher unter anderen Umständen wohl nicht geschwiegen haben würde, W. Langenbruch, freute sich eben zu sehr über den Aufsatz seines Schülers, resp. über gewisse Sätze jenes Aufsatzes, worin Professor Preyer seinem Graphologie-Lehrer eine wohltemperierte namentliche Anerkennungsbezeugung zuteil werden ließ. So fing denn die wissenschaftliche Welt bereits an zu glauben, Professor Preyer erst habe die Entdeckung gemacht, „daß die sogenannte Handschrift in Wirklichkeit gar keine Hand-, sondern eine Gehirnschrift ist.“ Demgegenüber fixierte ich a. a. O. die wahre Bedeutung Preyers, die er auf Grund jenes Aufsatzes in der Geschichte der Graphologie verdiente.

Jetzt liegt mir ein eigenes Werk des Berliner Gelehrten vor: „Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften.“ Durch dieses Werk aber hat sich Preyer auch ein sachliches und wahrlich nicht gering anzuschlagendes Verdienst um die Graphologie, vor allem um die psycho-physiologische Einzelerklärungen der hervorragenderen graphologischen Gesetze erworben. Das muß von vornherein bekannt werden, und zwar möchte ich das mit um so mehr Nachdruck, da ich mich scharf gegen den 1894er Maiaufsatz Preyers erklärte. Gleichzeitig jedoch kann ich nicht unterlassen, vor Überschätzung dieses „Zur Psychologie des Schreibens“ zu warnen; und eine solche finde ich sogar bei Langenbruch: „In diesem anspruchslos betitelten Werke tritt dem Leser in Wahrheit ein Lehrbuch der Handschriftenkunde entgegen.“ („Die Handschrift“. Maiheft 1895, p. 32). In allen Wissenschaften ist bekanntlich die Ausbildung einer eindeutigen Terminologie ebenso dringend notwendig wie — selten. Und so will ich an dieser Stelle nicht mit Langenbruch rechten über den terminus „Handschriftenkunde“. Ich jedenfalls finde, daß dieser Begriff um ein bedeutendes weiter ist, als „Handschriftendeutungskunde.“ Preyer aber bietet das Wichtigste der Handschriftenkunde, der Handschriftendeutungskunde (Graphologie), und der Erklärung der letzteren. Eine Skizzierung des Werkes mag das etwas klarer zeigen, und gleichzeitig mag das Eigne, was Preyer bringt fixiert werden.

Bevor man über ein Verhältnis reden kann, muß man die Glieder desselben kennen. Aber man kann ein vorzüglicher Psychologe und ein ebenso vorzüglicher Autographen-Sammler und Handschriftenkenner sein, ohne nur die bazillenkleinste Kenntnis von der Graphologie zu haben. Die Umkehrung aber ist wie das hölzerne Eisen und wie die große Unbekannte: die platonische Liebe. Widerspruch und abermals Widerspruch in sich selbst.

Zunächst also macht sich Preyer daran, die Unterschiede, welche zwischen Kalligraphie einerseits und den verschiedenen Handschriften andererseits bestehen, zu fixieren. Mir scheint, Kapitel III: „Analyse und Synthese der Schriftzeichen“ hätte als I vor „Wo-

durch unterscheiden sich Handschriften voneinander?" rangiert werden müssen. Diese zehn Seiten der Analyse und Synthese halte ich für das bedeutungsvollste Neue des ganzen Werkes; alles weitere zur Schrift-, Handschriftenkunde und infolge dessen auch zur Graphologie wird darauf zu fußen haben. In der gröberen Analyse, in den leichter erkennbaren Unterschieden der Handschriften, konnte sich Preyer auf Michon stützen; dieser hat bereits vor über zwanzig Jahren die Merkmale der Handschriften im „Système de Graphologie" (pag. 66 bis 80. „Anatomie graphique") zusammengestellt; und zwar etwas übersichtlicher. In der Einleitung zum Hauptteil des Werkes: „IV. Die Bedeutung der individuellen Merkmale der Schrift" liefert allerdings sodann auch der Berliner Gelehrte in zehn Gruppen eine „zwanglos" sich ergebende Einteilung der individuell verschiedenen Handschrifteneigenschaften. Er unterscheidet: 1., 2., 4. Form, Verbindung und Größe der Schriftzeichen; 5. Grund- und Haarstriche; 3., 6. Vollständigkeit und Lage der Schrift; 7., 8., 9. Richtung, Länge und Abstand der Zeilen; 10. Paraphe. Man sieht, schon im Grundriß fehlt die Übersichtlichkeit. Und ganz besonders wiederum fehlt sie dem ersten wichtigsten Abschnitt dieses Hauptteiles: 1. Die Form der Schriftzeichen. Logisch detailliert klare, leicht übersichtliche „Wissenschaftliche Werke" gehören in Deutschland eben zu den Seltenheiten. Randnoten und Seitenüberschriften würden das Studium ja unnötig erleichtern; genug, wenn ein Index vorhanden ist. Doch jetzt nichts mehr von diesen Äußerlichkeiten. Kapitel IV also will, in zehn Gruppen geordnet, die Bedeutung der individuellen Merkmale der Schrift geben. Preyer konnte hierbei als Hauptquellen benutzen die Werke des Abbé Michons, die „Histoire" von dessen Freundin Emilie de Vars, die Werke Crépieux Jamins, Langenbruchs rc. Er hat hauptsächlich das Klare und Sichergestellte verarbeitet, nachdem er selbst dessen Richtigkeit erprobt hatte. Bei dieser Überprüfung ergaben sich ihm aber auch manche teilweise oder ganze Unrichtigkeiten, so u. a. bezüglich der gerade sein sollenden Querstriche am t rc. und bezüglich der Namenszüge oder Paraphen. Auch einige neue wertvolle graphologische Entdeckungen hat Preyer bei jenen überprüfenden Untersuchungen gemacht. Der eigentliche Wert dieses Hauptteiles liegt aber in den psycho-physiologischen Einzelerklärungen der graphologischen Gesetze.

Die Unabhängigkeit des Charakteristischen einer Handschrift von der betr. schreibenden Hand war, wie gesagt, schon recht lange erkannt. Aber genauere Erklärungen der Abhängigkeit der Handschrift vom Gehirn fehlten ziemlich. Diese in scharfsinniger Weise gegeben zu haben, ist ein entscheidendes Verdienst Preyers. Es handelt sich um „Vorgänge, welche im Gehirn unter der Schwelle des Bewußtseins verlaufen"; unbewußt wirken uns bei der willkürlichen Schreibbewegung Erinnerungsbilder der verschiedensten Art mit. Näher auf diese Erklärungen einzugehen, verbietet der Raum. Das mag jeder, der sich für die Graphologie interessiert, im einzelnen nachlesen.

Die gediegene Ausstattung des Werkes, vor allem die ganz vorzügliche Reproduktion der Handschriftenproben werden übrigens auch ihr Teil dazu thun, daß man in Deutschland von jetzt an der Graphologie mit sachlichem Ernste und mit Achtung vor ihrer Wissenschaftlichkeit entgegentritt.

München. Hans H. Busse,
Institut f. wissenschaftl. Graphologie

Vermischte Schriften.

„Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung." Von ***. — Berlin, Dümmler. 1895. — 184 S. 2,40 Mk.

Wenn wir auch die Ansicht aussprechen, daß die Mißstände unseres Universitätswesens in dem Kaleidoskop unhaltbarer Zustände unserer Zeit eine relativ untergeordnete Rolle spielen, so soll damit nicht gesagt sein, daß sie nicht bösartig genug

sind und der Abhilfe dringend bedürfen. Es ist dem Verfasser aufrichtig zu danken, daß er mit Freimütigkeit öffentlich ein System brandmarkt, „von dem ein noch lebender ordentlicher Professor der Jurisprudenz . . . gesagt hat, daß sein Hauptfehler noch nicht einmal der sei, daß ‚eine große Anzahl schlecht qualifizierter Subjekte in die besten Stellen komme‘, sondern daß ‚die ganze praktische Denk- und Handlungsweise unserer Dozentenwelt‘ darunter leide, und daß ‚Lehrer und Schüler sich wechselseitig verderben und einander immer seichter und oberflächlicher machen‘.“ Wir hätten nur gewünscht, daß der anonyme Autor, anstatt — als echter deutscher Professor — ein dickes, gelehrtes Buch mit eingehender Disposition, mit Quellenangaben und im typischen trocknen und langweiligen Dozententon zu schreiben, seine Ausführungen in eine scharf und schneidig geschriebene, die Hauptpunkte klar beleuchtende, kurze und billige Broschüre zusammengefaßt hätte. Außerdem erscheinen uns mannigfache andere Mißstände des Universitätsstudiums: die Gefahr für freie Forschung und Lehre, der Examinationsunfug, der Studiengang u. a. weit reformbedürftiger und bedenklicher, als die rein pekuniären Momente; innerhalb der ökonomischen Sphäre aber wieder die Folgen des herrschenden Systems für den Studenten schwerwiegender als für den Dozenten. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß die gesamten Übelstände unseres Hochschulwesens einmal einer so vorurteilslosen, sachlichen und eingehenden Kritik unterzogen würden.

Rochus Schmidt: „Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hilfsquellen.“ — (Verlag des Vereins der Bücherfreunde [Schall & Grund], Berlin. 1895.) — 296 S., geh. 5 Mk.

Ein treffliches Buch, das — spannend geschrieben und reichen Inhalts — überaus geeignet erscheint zur Einführung in die ostafrikanischen Kolonialverhältnisse. Die beigefügte Karte von Andreas (1 : 5000000) ist recht übersichtlich; dagegen hätten wir lieber gesehen, daß an Stelle der mehr als 100 kleinen Illustrationen oft recht unbedeutenden Inhalts, wodurch ein wenig der Eindruck eines Bilderbuches hervorgerufen wird, eine kleine Anzahl guter Abbildungen wirklicher relevanter Gegenstände das Buch schmückten. Heinz.

M. v. Egidys christliches Bestreben. Abendgespräche ländlicher Arbeiter. Aufgezeichnet vom Gärtner Fritz Blume zu Neu-Liebesitz, herausgegeben von Paul Dörfling. — Zweite Auflage. Hörning, Heidelberg. 1895. — 59 S. 0,60 Mk.

Eine Schrift, deren in süßlich-populärem Ton gehaltenes albernes Geschwätz die verwaschene Seichtheit der Egidyschen Religion ohne Dogma zum Extrem treibt. Wir glauben kaum, daß sich viel Leser finden werden, die die Lektüre bis zum Schluß aushalten.

Franz Brentano: „Meine letzten Wünsche für Österreich.“ Stuttgart. Cotta. 1895. — 80 S. — Eine Anklage-, nein — pardon! — eine Klage-Schrift des ehemaligen katholischen Geistlichen und Wiener Universitätsprofessors über den altbekannten „Dank vom Hause Habsburg“.

Sicherlich ist die Art und Weise, wie man mit Herrn Brentano anläßlich seines Religionswechsels und seiner Ehe umgesprungen ist, eigentlich nur mit dem Ausdruck „ruppig“ zu charakterisieren; dennoch konnten wir bei der achtzig Seiten langen kläglichen, resignierten, zuweilen verschämt ein verklausiertes Wort des halben Tadels wagenden „Umständlichen Relation wahrhaftiger und erschrockenlicher Zeitung“, wie man es vor zweihundert Jahren betitelt haben würde, den Eindruck nicht loswerden, daß es solchen hundetreuen, in Ehrfurcht vor jeden Titel und Orden ersterbenden Bürokraten-Seelen gar nichts schadet, wenn sie von ihren angehimmelten Vorgesetzten auch mal hundeschlecht behandelt werden. Wer sich anderthalb Jahrzehnte lang an der Nase herumziehen läßt, wo er glatte Forderungen stellen und Lärm schlagen

kann, erlangt hinterher mit seinen jämmerlichen Klagen nur komische Wirkung. „Ein Recht, das Du Dir nehmen kannst, sollst Du Dir nicht geben lassen." Heinz.

Französische Litteratur.

In Hubert Krains, dem Verfasser der bei Lacombiez in Brüssel erschienenen „Histoires lunatiques", begrüßen wir einen talentvollen Vertreter jener jung-belgischen Dichterschule, die sich um den Ausbau und die gesunde Weiterentwickelung des realistischen Gedankens kein geringes Verdienst erworben hat. Krains ist kein Halber, kein weltschmerzelnder Stimmungskomödiant, der durch allerhand psychologische Taschenspielerkunststücke über seine künstlerische Impotenz hinwegzutäuschen sucht, er ist ein ganzer Mann und eine kerngesunde Natur obendrein, die klaren Auges und festen Schritts dem Ziel entgegengeht. Seine litterarische Physiognomie und die ganze Art seiner Arbeit gemahnt in mehr als einem Zuge an Georges Eekhoud, dem bedeutendsten und eigenartigsten in der Schar dieser an interessanten Charakterköpfen so reichen jungbelgischen Schriftsteller, ohne daß er deshalb zu der Rolle eines sklavischen Nachahmers herabsinkt. Wie Eekhoud wendet sich auch Krains mit besonderer Vorliebe den brennenden Fragen und Problemen des sozialen Lebens der Gegenwart zu, wie jener steht auch er auf dem festen Boden einer selbsterworbenen, in sich abgeschlossenen Weltanschauung, die in seinem Schaffen ihren künstlerischen Ausdruck findet. Auch das warme Mitgefühl für die Leiden der Armen und Elenden, das bei Eekhoud überall in die Erscheinung tritt, ist ein Vorzug, der Krains „Histoires lunatiques" das leuchtende Gepräge frischer Ursprünglichkeit und menschlicher Wahrheit giebt. Wie scharf Krains Menschen und Dinge zu beobachten, wie lebendig und überzeugend er zu schildern versteht, zeigt am besten das „Dernière lutte" betitelte Stück der vorliegenden Sammlung, ein kleines Meisterwerk feinsinniger Charakterisierungskunst und plastischer lebensechter Darstellung. Die stumpfe Resignation des alten Arbeitsinvaliden, der, durch den harten Daseinskampf verbraucht, vergebens um Arbeit bettelt und der, überall abgewiesen, müde und kraftlos zusammenbricht, ist mit erschreckender Naturwahrheit zum Ausdruck gebracht, und die schlicht-natürliche Art der Darstellung trägt nur dazu bei, das Gefühl herzbeklemmender Angst, das das düstere Lebensbild in uns erweckt, zu steigern. Mit diesen „Histoires lunatiques" hat sich Krains in die vorderste Reihe der jung-belgischen Dichter gestellt, und man darf den weiteren Darbietungen des begabten Schriftstellers mit berechtigten Erwartungen entgegensehen.

Wie ganz anders malt sich die Welt dagegen in dem Köpfchen der schreibseligen Dame, die da unter der Firma Henry Gréville die Romanfabrikation im großen betreibt. Die hohen Auflageziffern ihrer zahllosen Romane beweisen, daß die Zahl der schönen Leserinnen, die sich an den Fabulierkünsten ihrer begabten Schwester ergötzen, eine recht stattliche ist. In Ansehung der litterarischen Harmlosigkeit dieser Gemeinde darf man erhoffen, daß auch die gar anmutige und genugsam spannende Liebesgeschichte, die Henry Gréville unter dem Titel „Le fil d'or" neuerdings bei Plon in Paris erscheinen ließ, viele dankbare Leser finden wird.

Die ebenfalls bei Plon erschienenen Romane „Corbeille d'or" von Georges Beaume und „Le destin d'aimer" von Charles de Bordeu sind anständige Durchschnittsleistungen gewandter Erzählkünstler, die sich ihrer Aufgabe, das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums zu befriedigen, mit anerkennenswertem Geschick entledigen.

Bedeutender als die vorgenannten ist der im gleichen Verlage erschienene humoristische Roman „Les gamineries de Monsieur Triomphant" von Ch. Moreau-Vauthier, einem talent-

vollen Maler, der sich auch als Schriftsteller bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat. Moreau-Vauthier ist ein echter und rechter Humorist, der uns in der Schilderung der tragikomischen Vorfälle aus dem Leben des emeritierten Schulmeisterleins Triomphant eine prächtige Satire auf das philiströse Schildbürgertum bietet.

Eine Sammlung recits du sud veröffentlichte Hugues Le Roux unter dem Titel „Le Festejadou" bei Calmann Lévy in Paris. Der „Festejadou" bedeutet im Patois der Pyrenäen-Bevölkerung den unoffiziellen Liebhaber, den das Berliner Mädchen als sein „Verhältnis" zu bezeichnen pflegt: er ist der Held der düsteren Dorftragödie, die uns der Autor in der farbenprächtigen Novelle, die dem ganzen Bande seinen Namen gegeben hat, erzählt. Eine reiche Zahl südländischer Skizzen, Novelletten und Studien bildet den weiteren Inhalt des Buches, das den besseren Erzeugnissen der zeitgenössischen Belletristik beizuzählen ist.

Die von Flammarion in Paris herausgegebenen „Auteurs célèbres" bringen in ihren letzterschienenen Nummern 268 bis 280: Boccace: „Contes", Bautier: „Femme et prêtre", Méténier: „La grâce", Couturier: „Le lit de cette personne", Le Roux: „L'attentat Sloughine", Xanroff: „Juju", Pradels: „Les amours de Bidoche", Rambaud: „Sur le Tard", Bosquel: „Roman des ouvrières", Perret: „La fin d'un Viveur", Laurent: „La Bande Michelon", Cahu: Combat d'amours" und Beber: L'Innocente du Logis".

Emile Pouvillon, dessen realistische Dorfgeschichten zu den wertvollsten Hervorbringungen der zeitgenössischen französischen Litteratur gehören, veröffentlichte neuerdings eine bunte Reihe von landschaftlichen Stimmungsbildern unter dem Titel „Pays et Paysages" (Paris, Plon). An der Hand des kundigen, mit Land und Leuten wohlvertrauten Führers durchschreiten wir das Grenzland von Lourdes nach San Sebastian und von Mentone nach Bordighera und betreten dann, dem Laufe der Garonne folgend, die „terre d'oc". Die „Heures de campagne", eine Anzahl von formvollendeten Gedichten in Prosa, bilden den stimmungsvollen Abschluß des trefflichen Werkes, das uns den klaren Blick des feinfühligen Künstlers und die Meisterschaft des glänzenden Stilisten aufs neue schätzen und bewundern läßt.

Wie alljährlich ließ Albert Bataille auch in diesem Jahre wieder eine Zusammenstellung der bemerkenswertesten Kriminalfälle, die 1894 vor französischen Gerichtshöfen verhandelt wurden, bei Dentu in Paris erscheinen („Causes criminelles et mondaines de 1894"). Besonderes Interesse beanspruchen in dem vorliegenden Bande die Anarchistenprozesse Vaillant, Henry, Santo Caserio &c., über die auf Grund des authentischen Aktenmaterials ausführlich berichtet wird.

Im Rahmen der von Tresse & Stock in Paris herausgegebenen „Bibliothèque sociologique" gelangte als neuester Band „La psychologie de l'anarchiste-socialiste" von A. Hamon zur Ausgabe. In dem streng wissenschaftlich gehaltenen Werk untersucht Hamon unter Zugrundelegung der positiven Methode den Seelenzustand und die Charakteranlage der bekanntesten Sozialisten und Anarchisten, eine Untersuchung, deren überraschende Ergebnisse nicht geringeres Aufsehen erregen werden, als die im vorigen Jahre erschienene „Psychologie du militaire professionnel" desselben Verfassers.

De Saint-Louis à Tripoli par le lac Tchad, par le colonel Monteil (Paris, Alcan). Der mit höchstem Luxus und vollendetem Geschmack ausgestattete Prachtband enthält den interessanten, durch viele Bilder veranschaulichten Bericht über die Durchquerung der Sahara und des Sudan, die der bekannte französische Forschungsreisende in den Jahren 1890—93 unternommen hat. Oberst Monteil war

nach Barth der erste Europäer, dem es vergönnt war, die Araberreiche des inneren Sudans zu besuchen, sein kühnes, von bestem Erfolg begleitetes Unternehmen bedeutet einen weiteren Schritt auf der Bahn der Erschließung eines der schwerstzugänglichen Teile Afrikas. Mit Recht rühmt Melchior de Vogüé in seiner Vorrede, daß sich Monteil nicht allein als thatkräftiger Forscher bewährt hat, sondern daß er auch „tour à tour, suivant l'heure, soldat, ingenieur, physicien, botaniste, astronome, cartographe, médecin, pharmacien, négociant, diplomate, un peu prestigiateur à l'occasion et toujours psychologue, comme un professionnel du roman“ ist. Die prächtigen Bilder, mit denen Riou den Band geschmückt hat, bilden in ihrer mustergültigen Ausführung eine Zugabe von hohem künstlerischen Wert.

„Le coq rouge“ ist der Titel einer seit kurzem in Brüssel erscheinenden Monatsschrift, die von den bekanntesten Vertretern der jungbelgischen Litteraturbewegung zu dem Zwecke ins Leben gerufen worden ist, um allen denen, die heute mangels einer geeigneten Centralstelle ihre Kräfte an allen Ecken und Enden zersplittern, einen gemeinsamen Sammel- und Tummelplatz zu bieten. Die Schriftleitung liegt in den Händen von Louis Delattre, Eug. Demolder, G. Eekhoud, Hubert Krains, Maurice Maeterlinck, Francis Nautet und Emile Verhaeren. Das redaktionelle Programm gipfelt in der Zusicherung, daß der „coq rouge“ keiner wie immer genannten und gearteten Richtung oder Schule dienen will, die neue Zeitschrift soll neutraler Boden sein, der jedem zugänglich ist, der es ernst mit seiner Kunst meint, und der etwas neues zu sagen hat. Unfruchtbare theoretische Erörterungen und persönliche Auseinandersetzungen bleiben grundsätzlich ausgeschlossen, dafür wird die Revue um so entschiedener für alles eintreten, was den Stempel echter, wahrer Kunst trägt, und alles bekämpfen, was als Afterkunst, Dilettantismus und Blaustrümpfelei keine Daseinsberechtigung hat. Wir kommen auf die neue Monatsschrift zurück, sobald erst einige Hefte vorliegen werden.

A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Der Roman „Maria“, ein spanisches Seitenstück zu „Paul et Virginie“, hat seinem Verfasser, dem Dichter von Bogotá, Jorge Isaacs, durch die Wahrheit der Schilderungen und des Dialogs, das lebendige Kolorit der ländlichen Scenen und seine frische Sprache den Ruf des bedeutendsten Romanschriftstellers des spanischen Amerika in diesem Jahrhundert eingetragen. Über dem ganzen Werke ist eine unsägliche Melancholie ausgebreitet, ein Ahnen von der unvermeidlichen Zerstörung des Glückes. Wie viele Thränen hat darum diese einfache, rührende, von allen romantischen Intriguen und heftigen Situationen freie Liebesgeschichte von Maria und Efrain, die in der großartigen Landschaft der Berge des Cauca und der jungfräulichen Wälder Südamerikas spielt und jeden als das Idyll der ersten Jugend anmutet, den Augen gefühlvoller Leserinnen und Leser entlockt!

Und jetzt entpreßt der Dichter uns abermals Zähren: Jorge Isaacs ist entschlafen, nachdem in seinem Vaterlande Colombien der Geist des Aufruhrs, der sich am 23. Januar erhoben, auf den Schlachtfeldern gedemütigt worden.

Die Colombianische Zeitung „El Eco de Santander“ vom 10. Mai 1895, die den Tod des Isaacs meldet, enthält auch die Übertragung des Heine'schen Liedes: „Du bist wie eine Blume“ aus der Feder des begabten Colombianischen Dichters Ismael Enrique Arciniegas. Sie lautet:

Eres tú como una flor,
Hermosa, adorable y pura,
Y al verte, crüel dolor
El corazón me tortura.

Mis manos poner anhelo
Sobre tu frente radiosa,
Y pedir te guarde el cielo,
Pura, adorable y hermosa.

Den einfachsten Dingen hat José María Gutiérrez de Alba, der ehemalige Direktor des Instituto agricola von Santander in Colombien, den Reiz der Poesie in seinem didaktischen Gedicht „Elementos de agricultura“ (Sevilla, 1895) zu geben verstanden. Der spanische Horaz, der salmantinische Sänger des friedlich-genügsamen Landlebens, Fray Luis de León, würde sich nicht schämen, einige dieser Verse geschrieben zu haben.

Von Gaspar Núñez de Arce, der uns seinen „Luzbel“ noch immer vorenthält, sind in Madrid 1895: Poemas cortos erschienen, die ihn in dem wundervollen Sonettenkranz „Der einzige Tag des Paradieses“ und in den Gedanken bei der Lektüre des berühmten Hamlet'schen Monologs „Sein oder Nichtsein“ auf der stolzen Höhe seiner Dichterkraft zeigen. Der Dichter des Zweifels hat sich hier in den Sänger der Hoffnung verwandelt, der es als eine elende Verleumdung Gottes betrachtet, wenn man glauben wollte, die wunderbare Schönheit des unendlichen Raumes, den in festem Rhythmus zahllose Sterne durchkreisen, sei dem unersättlichen Zufall preisgegeben.

Anders als der castellanische Dichter Núñez de Arce ist der Andalusier Manuel Reina, der uns soeben mit der blumenreichen Dichtung „La canción de las estrellas“ beschenkt hat. Es gleicht einer üppigen cordobesischen oder granadinischen huerta, deren Bäume im Strahl der Sonne des Südens wachsen. Der phantasievolle Lyriker Reina zeigt die Merkmale der cordobesischen Dichterschule, als deren namhaftester Vertreter Góngora erscheint und die in unserem Jahrhundert im Herzog von Rivas ihren berühmtesten Repräsentanten hatte. Der klassischen Schule Sevillas, die einen Lista, einen Rodriguez Zapata und Tassara hervorbrachte, gehört dagegen Carlos Peñaranda an, der vor kurzem in Manila „Poesias selectas“ veröffentlichte. Der Mehrzahl nach sind es Oden, Episteln und Sonette voll gesunder Ideen, aber das stürmische Ringen der Gegenwart und der moderne Geschmack kommen doch in ihnen etwas zu kurz. Der Dichter hat sich dafür zu lange den litterarischen Kreisen entfremdet, die ihn hätten beeinflussen können, die Wege der modernen Lyrik zu wandern.

Die Pfade Quevedos ist in seinen kunstvoll gemeißelten „Ciento y uno sonetos“ und in seiner „Nueva premática del tiempo“ (Sevilla, 1895) der geistreiche Francisco Rodriguez Marín aus Osuna gegangen, der es liebt, auch in der Maske eines bachiller Francisco de Osuna zu erscheinen, dem er den Spott und die Satire eines Quevedo in den Mund legt, während er als Francisco Rodriguez Marín von der gemütvollen Seite sich zeigt.

Unter den catalanischen Dichtern ist Apeles Mestres in Barcelona mit formvollendeten Epigrammen, Joan Maragall mit „Poesies“ hervorgetreten.

In die Welt des Handels und der Industrie, in die Stadt der sechs Millionen Einwohner und 600000 Häuser führt uns der liebenswürdige catalanische Schriftsteller Ramón Arabia y Solanas in seinem in vortrefflichstem Catalanisch geschriebenen Buche „Una excursió a Londres“ (Barcelona, 1894). Das Werk enthält die Vorlesungen, die der Verfasser im Centre excursionista de Catalunya gehalten. Unter den Spaniern sind gewiß die Catalanen am meisten befähigt, sich in das Wesen der englischen Hauptstadt zu versenken, und unter den Catalanen ist vermöge seiner mächtigen Willenskraft und seines Sinnes für das Praktische Ramón Arabia einer der geeignetsten. Er ist auch in Deutschland ebenso wie in England zu Hause und kennt die Schönheit der deutschen Sprache und Litteratur, wie er die der englischen bewundert.

Ein anderer Catalane, der Verfasser der „Primores del Quijote“, Emilio Pi y Molist, hat Briefe über Pompeji (Cartas sobre Pompei, Barcelona 1895)

in der herrlichen castellanischen Sprache geschrieben, in der hellenische Grazie mit römischer Majestät, mittelalterliche Einfachheit und Vornehmheit mit orientalischem Pomp sich paart. Eine eigentümliche Tragik hat es gewollt, daß der, an den diese Briefe gerichtet sind und der sie veröffentlichen wollte, dem Wahnsinn verfiel, in welchem er einen Teil derselben vernichtete, und daß ebenso wie er auch der Schreiber der Briefe nicht mehr unter den Lebenden weilt. Die pietätvolle Witwe hat durch die Herausgabe der „Cartas sobre Pompei“ dem geliebten Gatten und der greise, unermüdlich rüstige Joaquin Rubió y Ors hat dem Freunde durch die Erneuerung des Vorworts, das ebenfalls durch den Wahnsinnigen vernichtet worden, ein schönes Denkmal gesetzt. Der stattliche Band von fast 900 Seiten hat den Vorzug, das erste Werk in spanischer Sprache zu sein, das über die unglückliche Stadt Campaniens geschrieben ist, von der bereits 213 Werke in andern Sprachen handeln. Gerade die Spanier müßten sich in patriotischem Stolz für eine Stadt interessieren, deren Ausgrabung der Initiative des nachmaligen Königs von Spanien Carlos III. zu verdanken ist. In den 17, an philosophischen Betrachtungen reichen Briefen des Schriftstellers und Arztes Pi über Pompeji einen sich historisch-archäologische Bildung und ästhetisch-poetischer Sinn. Die Ruinen Pompejis, von denen vor allem das Virgilsche Wort gilt: „Sunt lacrymae rerum“, gewinnen im Buche des Spaniers neues Leben. Der deutsche Leser wird freilich sagen, daß der Briefschreiber zuweilen die Horazische Vorschrift: „Ne quid nimis“ vergessen hat.

Schließlich sei noch als ein vornehm gediegenes Organ der Kritik in Spanien, an dem auch Nichtspanier sich beteiligen, die seit dem 1. März in Madrid erscheinende Monatsschrift „Revista critica de historia y literatura españolas“ herzlich begrüßt.

Johannes Fastenrath.

Vermischtes.

Moderne Kulturmittel. In Heft 36 der „Kritik“ steht ein sehr lesenswerter Artikel von Dr. S. Loewenstein über das Zwangs-Arbeitshaus in Brauweiler bei Köln. Man erhält ein recht idyllisches Bild von dieser, wie es scheint, von den Errungenschaften der modernen Wissenschaft noch recht wenig angekränkelten staatlichen „Besserungs“-Anstalt, wenn man einige der dort angewandten „Erziehungsmittel“ etwas näher ins Auge faßt. Die Prügel sind zwar verpönt, dafür aber kommen drei andere, höchst sinnreich erdachte Züchtigungsmittel in Anwendung, nämlich der Dunkelarrest, die Zwangsjacke und der Maulkorb. Ich kann mich nicht enthalten, die Äußerungen des Autors über diese drei Blüten moderner Kriminalpädagogik hier wörtlich wiederzugeben. „Noch schlimmer ist der Nachtarrest, und am schlimmsten der regelmäßige Arrest, welche beide in einer kleinen finsteren Zelle von etwa 2½ Meter Länge und Höhe und 1½ Meter Breite verbüßt werden. Der Boden der Arrestzelle ist mit festen Brettern gedielt; die ganze Ausstattung bildet der Sträfling selbst, der hineingebracht wird. Nicht einmal die im Militärarrest übliche Holzpritsche ist vorhanden. Wie furchtbar eine solche Strafe ist, ist für den, der nie eine Nacht in ähnlicher Lage zugebracht hat, nur schwer begreiflich. An geregelten Schlaf ist nicht zu denken; findet doch der Kopf keinen Stützpunkt, auf dem er ruhen kann, während in ausgestreckter Lage auf dem flachen harten Boden gar bald das zu Kopf drängende Blut den Rastenden aufstört und ihn in der dunklen Zelle umhertreibt, bis er, von Müdigkeit übermannt, sich wieder hinstreckt, um gar bald von neuem aufgetrieben zu werden. Dazu kommt die durch die Dunkelheit bedingte Unmöglichkeit, Geist oder Körper in irgend einer Weise anregend zu beschäftigen.“ Diese Arreststrafe kann vom Direktor bis auf sechs Wochen ausgedehnt und beliebig

wiederholt werden. Noch schöner aber ist die Zwangsjacke, die aber nur mit ärztlicher Erlaubnis nach Untersuchung des Gesundheitszustandes angelegt werden darf. „Dieselbe,“ — schreibt Dr. Loewenthal — „ist nicht zu verwechseln mit der Zwangsjacke, die bei tobsüchtigen Geisteskranken Anwendung findet. Sie besteht in einer Brust und Glieder fest zusammenpressenden Lederjacke mit zwei an beiden Körperseiten entlang laufenden Eisenschienen. Ihre Wirkung ist geradezu furchtbar; dem so Gebändigten bricht der Angstschweiß aus allen Poren, und die Gefahr für Gesundheit und Leben desselben ist so groß, daß während der Dauer der Anlegung stets zwei Personen zur sofortigen Hilfeleistung bei ihm bereitstehen müssen.“ Nun noch der Maulkorb! „Er besteht aus einer starken, den Mund und einen Teil der Nase fest verschließenden Lederkappe und ist dazu bestimmt, den schimpfenden Wortschwall Tobender zu ersticken. Welche traurigen Folgen seine Anwendung nach sich ziehen kann, hat die in Köln geführte Verhandlung dargethan. Wegen fortdauernder Widersetzlichkeit hatte der Direktor bei einer Frauensperson die Anlegung des Maulkorbes angeordnet. Als man nach längerer Zeit den Maulkorb dem Mädchen löste, lag es in den letzten Zügen. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Direktor eine Gefängnisstrafe von einer Woche; das Gericht sprach ihn frei. Aber der Staat, der in seinen Anstalten die Anwendung solcher Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung gestattet, ist für den Tod dieses Mädchens, das er „bessern“ wollte, verantwortlich. Die Scenen, die durch Anwendung von Maulkorb und Zwangsjacke unter staatlicher Autorität hinter den Mauern Brauweilers sich abspielen, sind ein Hohn auf unsere modernen Kulturanschauungen, und es ist nur eine Forderung der Humanität, daß jene den mittelalterlichen Marterwerkzeugen nahe verwandten Instrumente schleunigst aus der Zahl der „Besserungsmittel“ verschwinden.“

Dabei handelt es sich in dieser Anstalt nicht etwa um schwere Verbrecher, um Zuchthäusler, die „bestraft“, sondern um verwahrloste Individuen, Bettler, Vagabunden, Dirnen, die zur Arbeit „erzogen“ und der menschlichen Gesellschaft zurückgewonnen werden sollen. Daß dies mit solchen Mitteln nicht gelingt, liegt auf der Hand. Die Resultate der Anstalt sind denn auch gleich Null; Dr. Loewenthal schreibt: „man darf ohne Übertreibung behaupten, daß die Zahl derjenigen, die nach ihrer Entlassung aus der Anstalt von neuem dem Müßiggang oder Verbrechen verfallen, nur wenig unter 100 Prozent beträgt.“ Also weg mit solchen unmenschlichen und ganz und gar nutzlosen Anstalten! Oder man hebe sie auf die Höhe moderner Wissenschaft und lasse in ihrer Leitung den Psychologen an die Stelle des Juristen treten. M.

Der Landarbeiter in Sicilien. In der Sonntagsbeilage der Kölnischen Zeitung werden die Zustände in Sicilien eingehend behandelt. Das „arme reiche Land“ wird wirtschaftspolitisch untersucht, und der Mitarbeiter des leitenden Organs „für Bildung und Besitz“ in Deutschland nimmt kein Blatt vor den Mund. Der Latifundienbesitzer, der wie ein mittelalterlicher Feudalherr wirtschaftet, der Gabelloto, der kapitalistische Großpächter, der die Kleinbauern, die Landarbeiter, als Zwischenunternehmer schmählich ausnützt, und der Bauer selbst werden scharf gezeichnet. Es unterliegt keinem Zweifel, heißt es in dem Reisebriefe der Köln. Ztg., daß durch das mit dem Latifundienbetrieb verbundene Vertragssystem der Bauer naturgemäß immer den kürzeren zieht. „Der Gabelloto ist durch Bildung und Besitz der mächtigere, der Bauer ein in steter Abhängigkeit von der Hand in den Mund lebender, unwissender, hilfloser armer Teufel. Gewöhnlich kann der Bauer von der Pacht einiger Hektare Korn- oder Bohnenfeld überhaupt nicht bestehen; sie bietet ihm auch nicht Arbeit für das ganze Jahr, so daß er

nebenbei noch Tagelohn suchen muß, dessen Ertrag in Naturalien und Bargeld aber auch sehr dürftig ist. Es ist keine sozialdemokratische Übertreibung, wenn mir der Abgeordnete Colajanni sagte, der sicilische Arbeiter bekomme wahre Hungerlöhne, und nach meinen eigenen Beobachtungen muß ich seiner Erklärung, der Kampf zwischen Bauern und Besitzern sei in Sicilien uralt, mehr Glauben schenken, als der Behauptung Rudinis, daß die Bauern immer zufrieden gewesen wären, so lange es den Besitzern gut ging und nicht die traurige Wirtschaftskrisis der letzten Jahre ihre Ohren den sozialistischen Einflüsterungen geneigt machte. Die Bauern der Insel sind thatsächlich keine Sozialisten, das giebt sogar Colajanni zu, der als sozialistischer Abgeordneter von ihnen gewählt wird; es sind arme, gedrückte, verhungerte Menschen, die gerne kleine Besitzer werden möchten, weil sie glauben, es müsse ihnen dann besser gehen; eine trügerische Hoffnung allerdings, denn ohne eine durchgreifende und schwierige Umgestaltung der gesamten Wirtschaftslage Siziliens würde dem dortigen Bauer der eigene Landbesitz nichts mehr sein, als was der Goldklumpen für Robinson auf der einsamen Insel . . . Im ganzen bleibt die Lage der Mehrzahl der sicilischen Bevölkerung eine menschen-unwürdig elende. Es giebt Tausende unter ihnen, die im Jahre kaum einmal Wein trinken, in einem Lande, wo er im Überfluß wächst, nur weil sie die wenigen Soldi nicht haben, um ihn zu kaufen. Noch trauriger ist das Bild, das mir der Verwalter des Marchese di Rudini in Pachino entwarf, indem er einfach folgendes erzählte: „Die Bauern hierselbst haben im vorigen Jahre schwer gelitten und bitter geklagt, aber Ausschreitungen sind nicht vorgekommen. Für den kommenden Winter dagegen fürchte ich Schlimmes. Denn wenn es nicht bald regnet, so wird die Erba (wilde Kräuter auf den Weiden und Felsen) nicht gedeihen, welche die Leute sonst zu sammeln und abgekocht zu genießen pflegen. Dann müssen sie verhungern oder aufsässig werden." Welch ein entsetzlicher sozialer Zustand, wo das Wohl einer Bevölkerung und die bürgerliche Ordnung davon abhängen, ob das Unkraut gedeiht oder nicht!"

L. V. Z.

Überall Fuchsmühl! Die Holzrechtler von Fuchsmühl, schreibt die „Leipziger Volkszeitung", sind von aller Welt und mit gutem Rechte bedauert worden, ihr ergreifendes Schicksal hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Einrichtungen gelenkt, mit deren Bestande das Wohl und Wehe Tausender innig verknüpft ist. In unserer Zeit, in der die Agrarfrage Millionen beschäftigt, ist die Bedeutung der Waldrechte für die ländliche Bevölkerung seit dem Trauerspiel in der steinigen Pfalz wieder lebhaft erörtert worden. Die volkstümliche Socialpolitik hat die Aufgabe, die Gemeinrechte am Walde zu erhalten und zu mehren.

Wohlan! Aber überall ist Fuchsmühl, und nicht bloß an der böhmischen Grenze richtet die Ablösung der alten Rechte ganze Dörfer zu Grunde. Bleiben wir nur in der Heimat des Junkertums, in Ostelbien. Im Verlaufe der berufenen Bauernbefreiung, die die altpreußische Landwirtschaft kapitalistisch umgewälzt hat, sind auch die Holzungen in die Separation gezogen worden. Was geschah? Die Mehrzahl der Bauern hat entweder sogleich den überwiesenen Holzbestand heruntergeschlagen und Acker aus dem Waldboden gemacht, der, nachdem er seine geringe Menge aufgespeicherter Pflanzennahrung abgegeben, nicht die Bearbeitungskosten zu lohnen vermag. Oder der stehen gebliebene sehr lichte Bestand ist durch übertriebene Weide und unverständiges Streurechen so verwüstet worden, daß der Wald nichts mehr wert ist, und der Boden fürder nicht die Urbarmachung lohnt.

In vielen Gegenden der Mark Brandenburg haben früher Weidegerechtigkeiten in den fiskalischen Forsten bestanden. Bis in die Mitte der achtziger Jahre sind

diese Weidegerechtigkeiten wohl überall abgelöst worden. Die Ablösung erfolgte meist durch Vergleich, um das kostspielige oft mit Gerichtshändeln verbundene Ablösungsverfahren zu vermeiden, und zwar gegen eine Barabfindung oder gegen eine Landzumessung. Es sind gewährt worden für die Weidegerechtigkeit einer Kuh in der Gegend von Rheinsberg, Kreis Ruppin, 75 bis 300 Mk., in der Gegend von Beeskow, Kreis Beeskow-Storkow, 24 bis 30 Mk., in der Gegend von Landsberg a. W. 100 Mk., für ein Schaf etwa 3 Mk. Das Land wurde nach einem angenommenen Preise im Verhältnis zur bewilligten Barsumme zugemessen. Also wenn 100 Mk. für die Kuh bewilligt waren, und der Wert eines Morgens gerodeten Waldlandes gleich 50 Mk. geachtet wurde, erhielt der Abgelöste zwei Morgen Land für die Kuh.

Da wo größere Grundbesitzer im Spiele waren, ging die Ablösung glatt und ohne Schaden für die Wirte vor sich, ja die kapitalkräftigeren wurden dadurch zur Verbesserung des Betriebs, zum Futterbau gedrängt, mußten mehr und besseren Dünger erzeugen und auf eingeschränkter Viehhaltung besseres Vieh halten. Wie anders aber wirkt diese Ablösung, wenn es sich nicht um wohlständige Großbauern, die auf anbauwürdigem Boden sitzen, wenn es sich um arme Kossäten, Kolonisten und Häusler, um die Kleinen und Kleinsten handelt!

Darüber unterrichtet uns ein Bericht, den der Oekonomierat Dr. von Canstein, Generalsekretär des landwirtschaftlichen Provinzialvereins der Mark Brandenburg und Lausitz, im Jahre 1882 dem damaligen preußischen Landwirtschaftsminister Lucius auf eine an alle landwirtschaftlichen Centralvereine gerichtete Verfügung hin erstattet hat.

Im Kreise Ruppin in der Gegend von Rheinsberg hatte im vorigen Jahrhundert Friedrich II. von Preußen verschiedene größere und kleinere Dörfer gegründet, teils in der Nähe, teils eingeschlossen von den königlichen Forsten. Den Ansiedlern war wegen der geringen Ertragsfähigkeit des Bodens, um ihnen die Viehhaltung zu ermöglichen, die Weidegerechtigkeit für eine Kuh und einige Schweine verliehen worden.

Diese Kuhweide war eine Lebensbedingung für die Neuansiedelungen; die Existenz der auf dem armen Boden angesetzten Kolonisten war im wesentlichen dadurch erst ermöglicht. In dem sorgsam gepflegten Walde ist die Weide sehr auskömmlich und erlaubte das Halten von Rindvieh. Der Dünger diente zur Verbesserung des geringen Sandbodens, der einer Zufuhr von außen dringend bedarf.

Der geringe Bodenwert des dortigen Bezirks ist leichtlich nachgewiesen. Es wird im Kreise Ruppin der Reinertrag für den Morgen geschätzt:

	4.	5.	6.	7.	8. Kl.
Ackerland	480	360	210	90	30 Pfg.
Weide	240	120	60	30	10 „
Wiese	480	300	180	120	60 „

Wie sieht es nun in den Fridericianischen Siedelungen aus? Greifen wir einige heraus: In Baßdorf betrug 1882 bei 14 Besitzern der Gesamtbesitz 87 Morgen 8. Klasse, dessen Reinertrag 30 Pf. beträgt; Wiesen und Weiden besitzen sie überhaupt nicht. Für die Gerechtigkeit, eine Kuh und zwei Schweine weiden zu können, bot der Fiskus zwei Morgen Land im Anschlusse an die Feldmark. Das macht also, da der Boden als Waldboden ohne jegliche Kultur ist, der Grundsteuerbonitierung genau entspricht, man also den Grundsteuerreinertrag als den wirklichen Bodenwert ansehen kann, bei 30 Pfg. für den Morgen 60 Pfg., was zu 4 Proz. berechnet einen Kapitalwert der gebotenen Ablösung von insgesamt 15 Mk. ergiebt! In Binenwalde, wo 7 Kolonisten 13 Morgen Land, 1 Morgen 7. Klasse zu 90 Pfg. Reinertrag, 12 Morgen 8. Klasse zu 30 Pfg. Reinertrag besaßen, wo Wiesen und Weiden ganz fehlten, wurde das Auf-

hütungsrecht jedes Kolonisten (eine Kuh und zwei Schweine) mit 300 Mk. abgelöst. In Gühlen-Glinike ist der Boden noch schlechter als in Baßdorf und Binenwalde. Der Fiskus bot für Kuhweide je 6 Morgen eines Landes, das zu Ackerbauzwecken durchaus nicht zu verwenden war, und dessen Anschonung als Forst die einzige praktische Ausnützung gewesen wäre. In Rheinsberge-Glinicke, wo der Boden bedeutend besser ist, ist mit Geld abgelöst worden. Als sich die Abgelösten an die Forstbehörde wandten, um gegen Entgelt Weidenerlaubnis zu erlangen, wurde sie ihnen rundweg abgeschlagen! In Steinberge hatte der Besitzer der Kunstersprungmühle ein Hütungsrecht von 8 Kühen. Er erhielt die Wahl zwischen 2400 Mk. Barabfindung und 16 Morgen Land. Er entschied sich für das letztere Das Land schließt sich an seine Feldmark an; darunter befanden sich größere Flächen, die nach mehreren Jahren unzweifelhaft zu Sandwehen werden mußten.

Der Berichterstatter von Canstein faßt das Ergebnis seiner Untersuchung dahin zusammen: „Wir glauben aussprechen zu müssen, daß abgesehen von der Ungleichheit der Ablösung in derselben königlichen Forst weder 300 Mk. Kapital noch zwei Morgen Ackerland dem Werte einer Kuhweide für diese armen Büdner auch nur entfernt entsprechen wird, daß also, wie es thatsächlich schon der Fall, die Kuhhaltung der Ziege weicht, der Dung geringer an Quantität und Qualität wird, der Acker dadurch ebenfalls zurückgeht, und die Existenz dieser Leute bedroht ist. Die Befürchtung ist wohl nicht übertrieben, daß dort ein Proletariat großgezogen wird, das dem Herrn des Waldes noch viele Beschwerden in der Zukunft bereiten dürfte."

Bedarf es nach diesen nüchternen Angaben noch einer Erläuterung? Wieanders ist das preußische Junkertum 1861 bei dem Falle der Grundsteuerfreiheit „entschädigt" worden? Mit 17100000 Mk. Und nun die Rückzahlungspflicht droht, rüsten sich nicht ohne Aussicht auf Erfolg die Harste der „Edelsten und Besten" zum Widerstande. Wer aber ists eigentlich, der „umstürzt"? **

Gemaßregelte Akademiker. Nach Professor Stengel in Marburg i. H., der wegen seines Eintretens für Huhn und gegen Istraut in der Eschweger Stichwahl nicht mehr zum Amte eines Mitglieds der philologischen Prüfungskommission berufen wurde, ist nun auch Professor Natorp in gleicher Weise gemaßregelt worden. Natorp hatte im vorigen Jahre die Studierenden zum Studium des Sozialismus angeregt und in einem lesenswerten Aufsatze über: Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik im neuesten Hefte des Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik sich für allgemeinere und tiefere Volksbildung, einen „Sozialismus der Bildung" ausgesprochen. So harmlos die letzte, so natürlich die ersterwähnte Forderung ist: für den deutschen Staat des Jahres 1895, dessen Existenz auf der Einsichtslosigkeit der Massen beruht, ist es viel zu viel. Und so „bestraft" er den vorlauten Philosophen in der erwähnten vornehmen Weise.

Am 9. Juni fand in Leipzig die diesjährige Hauptversammlung der vor zwei Jahren begründeten „Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft" statt. Die Gesellschaft bezeichnet in ihrem Programm als ihre Hauptforderungen: „Gesetzliche Regelung der Bedürfnisfrage; Umgestaltung der entscheidenden Behörden; erhöhte Ansprüche an die Zuverlässigkeit der Theaterunternehmer." Außerdem enthält das Programm noch den bemerkenswerten Satz: Seine (des Vereins) Abwehr richtet sich nur gegen Frivolität und Trivialität in der Kunst, nicht gegen irgendwelches ernste, wenn auch auf neuen Bahnen wandelnde Schaffen ehrlicher künstlerischer Gesinnung."

Dieser Satz wurde auch in der Hauptversammlung berührt. Unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Walter Harlan, als Mitglied der Gesellschaft, richtete an den Ausschuß die Frage, ob beispielsweise Halbes „Jugend“ und Hauptmanns „Weber“ als „frivol“ zu bezeichnen seien, wurde jedoch beschieden, daß der Verein sich durch derartige bestimmte Erklärungen über einzelne Stücke nur Feinde machen würde. — Sapienti sat.

Die Versammlung stand unter Leitung des Herrn Reichsgerichtsrat Stellmacher. X.

Bibliographie.

Vom 15. Juni bis zum 15. Juli sind bei der Schriftleitung der Gesellschaft folgende Werke eingegangen:

Adam Asnyks ausgewählte Gedichte. Deutsch von Ladislaus Gumplowicz. — Wien, Verlag von Carl Konegen.

Franz Adam Beyerlein: Dämon Othello. Trauerspiel. — Leipzig, Constantin Wilds Verlag. Sep.-Cto. — Preis Mk. 2,—.

Biographische Blätter. Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band I. Heft I. — Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1895. — Abonnementspreis (4 Hefte) jährlich 12 Mark. Preis des Einzelheftes 3 Mark 50 Pfg.

Jules Bois: Prière. Poème (1885—1893). — Paris; Librairie de l'art indépendant. 1895.

Le comte de Chambrun et Stanislas Legis: Wagner. Traduction avec une introduction et des notes. Illustrations par Jacques Wagrez. — 2 volumes. — Paris. Calmann Lévy, Editeurs. 1895.

Richard Dehmel: Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Mit Randzeichnungen von Josef Sattler in 1050 Exemplaren. — Berlin. 1895. Verlag der Genossenschaft PAN. — Preis Mk. 3,—, Luxusausgabe Mk. 10,—.

Max Dittrich: Deutsche Heldengräber im Reichslande. Wanderstudien über die Schlachtfelder von 1870 in Elsaß-Lothringen. Mit 4 Abbildungen. — Rathenow. Verlag von Max Babenzien. — Preis Mk. 1,—.

Ecce homo! Skizzenbuch zu einem Roman. Ihren Verächtern erzählt von einer Verlorenen. — 1895. Verlag von Karl Behrens, Bremen.

Martha Eitner: Sturm und Stille. Erzählung. Vierte Auflage. — Leipzig. A. Schumanns Verlag. — Preis geb. Mk. 4,—.

H. von Ensian: Clerikale Umstürzler. Studie zur Geschichte der ultramontanen „Volkspartei“ in Ungarn. 2. Auflage. — Berlin, 1895. Verlag von Rosenbaum & Hart.

Ernst Ewert: Tolle Novellen. — Danzig. Theodor Bertling. 1895. — Preis 3 Mark.

M. v. Ferentheil: Bergab. Agrarisches Zeitbild in drei Akten. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1,—.

Henry Gréville: Gesühnt. Roman. — Deutsch von Ludwig Wechsler. — Leipzig. A. Schumanns Verlag.

Walter Harlan: Neue Traktätchen. Mit einer Umschlagzeichnung von Walter Caspari. — Leipzig, Constantin Wilds Verlag, Sep.-Cto. — Preis Mk 2,50.

Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Herausgegeben vom Ausschuß der deutschen Studentenschaft. (Der Reinertrag fließt der Fürst-Bismarck-Stiftung zu.) — Berlin, 1895. Verlag von Julius Becker, Friedrichstr. 240 241. — Preis Mk. 1,—.

Eugen von Jagow: Randverbesserungen des Feldmarschalls Moltke. — Orla Dondy und Eine Mutter. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2,—.

Maurus Jókai: Neue Erzählungen. Autorisierte Übersetzung von Ludwig Wechsler. — Leipzig. A. Schumanns Verlag. — Preis Mk. 2,—.

Franz Koppel-Ellfeld: Der süße Fratz. Episode. (Aus der Sammlung „Unterwegs und Daheim“.) — Breslau. S. Schottlaender.

Heinrich Mann: In einer Familie. Roman. Zweite Auflage. — München. Carl Rupprechts Verlag. — Preis Mk 3,—.

Kurt Martens: Wie ein Strahl verglimmt. Drama in einem Akt. — Leipzig. Constantin Wilds Verlag, Sep.-Cto. — Preis Mk. 1,50.

Ludwig Meinardus: Eigene Wege. Eine Geschichte, nach Überlieferungen erzählt. — Bremen, M. Heinsius Nachfolger, 1895.

Peter Merwin: Pessimistische Gedichte. Zweites Bändchen. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1,50.

Emil Mirring: Paul und Katharina. Schauspiel in 4 Akten. — Berlin W. 57. Verlag von Eduard Rentzel.

Ada Negri: Schicksal (Fatalità). — Gedichte. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Zweite Auflage. — Berlin. Verlag von Alexander Duncker, Kgl. Hofbuchhändler. 1895.

Alexander Iwanowitsch Nikitenko: Jugenderinnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von R. Türstig. — VII. Band der „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten“, herausgegeben von Theodor Schiemann. — Stuttgart. 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis Mk. 3,—.

H. Palmé-Paysen: Die rote Lilia. Roman aus der Gesellschaft. — Zürich, Erfurt, Leipzig. Verlag von Eduard Moos. 1895.

Erwin Rex: Eine Mutter. Schauspiel in drei Akten. — Berlin S. W. 46. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt). — Preis Mk. 2,—.

Erwin Rex: Abwärts. Schauspiel in vier Akten. — Ebenda. — Preis Mk. 2,—.

René Maria Rilke: Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter. — Straßburg i. E. u. Leipzig. G. L. Kattentidt.

F. Roland: Ehrhard Feldmann. Poetische Erzählung. — Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von G. L. Kattentidt.

Josef Rueberer: Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Akten. — München. Carl Rupprechts Verlag. — Preis Mk. 2.—.

Gustav Schalk: Dr. Biedermann und sein Zögling. Roman. 2. Auflage. — Stolp i. Pomm. Verlag der W. Delmonzoschen Buchdruckerei. — Preis geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Hermann Schilling: Wetterleuchten. — Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kattentidt.

Das soziale Kaiserreich und das Ende der Kapitalherrschaft. Zwei Reichsgesetze aus dem Volke für das Volk. Von ?. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 50 Pf.

Ottokar Stauf von der March: Romanzero und Lieder eines Werbenden. — Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kattentidt.

A. E. Strahl: „Auge um Auge.“ Roman. — Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1895. — Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Hermann Sudermann: Die Schmetterlingsschlacht. Komödie in vier Akten. — Stuttgart. 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis Mk. 2,—.

Konrad Telmann: Trinacria. Sizilische Geschichten. Inhalt: Blinde Liebe. — Orest. — Die Gattensucherin. — Santi Pellegro. — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 4 Mark.

Gustav Wenng: Wardek. Tragödie in vier Akten und einem Vorspiel. Zeit 1594—97. Ort der Handlung: Flandern und England. — Bremen. Verlag von Karl Behrens, Buchhandlung. 1894.

Gustav Wenng: Aus Mitleid. Familiendrama in fünf Akten. — Ebenda.

Max Wundtke. Die Schule der Zukunft. Zur Kritik und Neubildung unserer Schulorganisation. Erstes bis fünftes Tausend. — Berlin W. Verlag von Ulrich Kracht. 1895. — Preis 50 Pfg.

Ernst Ziel: Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemäße Betrachtungen. — München. Karl Rupprechts Verlag. 1895. — Preis 50 Pfg.

Hugo Zürner: Frau Jutta. Ein neues lustig Spiel von Frau Jutten, welche ein gelahrtes Weibsbild in Mainz ist gewesen, in hohen Ehren zu Achen beim Kaiser hat gestanden, und nachhero zu Rom Papst ist geworden, als welcher sie ein Kindlein hat ans Licht geboren, zu großem Aergerniß allsambt der Christenheit. Gemacht vor vierhundertfunfzehn Jahr A. D. 1480 von einem Meßpfaffen, benamset Schernberk, jetzt aber neuerlich gefunden, in schöne hochdeutsche Reim gebracht, mit weisen Sprüchen und Klugreden gezieret und in Druck geben dies Jahr von Hugo Zürner. — Zürich, 1895. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Preis Mk. 1,50.

☛ **Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:**

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Druck von Carl Otto in Meerane.



Richard Muther.

Die Gesellschaft.



September 1895.

Inhalt:

Bildnis von Richard Muther.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



September 1895.

Im Zeichen des Krebses.

Eine Fastenpredigt zum 2. September von Thersites.

Liebes Volk der Dichter und Denker! Da sich heute alle Vettern und Basen zwischen Rhein und Memel versammeln, um mit Dir die silberne Hochzeit zu feiern, so gestatte auch mir gütigst, mich mit meiner Leichenbittermiene unter die Gratulanten zu mischen. Nicht daß ich Dir etwa glückwünschen wollte zu dem Vierteljahrhundert, das Du nun mit Ach und Krach unter der preußischen Pickelhaube abgedient hast. Aber auch nicht, daß ich etwa ein Reichsfeind wäre oder den Prinzen von Cumberland nach Hannover zurückwünschte oder den Nassauer von Luxemburg nach Kassel zurückholen möchte. Nein, ich habe weder einen blauweißen Separatpatriotismus wie Dr. Sigl vom Bayrischen Vaterland, noch einen grünweißen wie Fritze Bliemchen in Dresden, und meine Achtung vor der Mecklenburgischen Verfassung ist ungefähr ebenso groß, wie meine Verehrung für Majorate, Seniorate, Fideikommisse und was dergleichen mittelalterlicher Trödel noch sonst in der deutschen Reichskinderstube steht. Aber gerade weil ich so wenig Sinn für das historische Recht habe (ein Recht, das bereits der Geschichte angehört, ist allemal ein Unrecht für die Lebenden), glaube ich auch nicht, daß das deutsche Volk von der Vorsehung bloß deshalb zweitausend Jahre lang durch die Wüste der Geschichte geführt wurde, um Anno 1870 die Franzosen in die Pfanne zu hauen und späterhin alle Jahre ein paar neue Kriegervereine zu gründen. Wer lächelt nicht heutzutage über die frommen Christen, die die ganze Weltgeschichte mit dem Geburtsjahre des Rabbi von Nazareth halbieren und das ganze Mittelalter und die Neuzeit mit Dampf, Elektricität und Sozialismus bloß für den etwas lang geratenen Epilog unseres Herrgotts halten? Aber wozu über

diese theologische Geschichtsklitterung lächeln, wenn man in der vaterländischen Geschichte demselben Aberglauben huldigt? Oder wer wollte leugnen, daß den Lebendigen die rückwärts gekehrten Berserkergesichter unserer patentierten Patrioten ebenso chinesisch anmuten wie das gläubig verzückte Antlitz eines Theologen, der aus der Offenbarung Johannis berechnet, bei welchem Leuchter und beim wievielten Gesicht die Weltgeschichte angekommen sei? Vergessen wir doch nie, daß der Kultus der Vergangenheit noch niemals einem Volke über die Stürme der Gegenwart hinweggeholfen hat. Wer seine Ideale wie ein Plakat auf dem Rücken trägt, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm die Kinder allerlei Spottreden nachrufen. Die nationale Einigung der Deutschen, mag sie auch noch so unvollkommen ausgefallen sein, ist seit dem Jahre 1871 eine vollendete Thatsache, und nur ein Narr, der von den ökonomischen Ursachen des geschichtlichen Werdens keine Ahnung hat, kann befürchten, daß sie heute oder morgen wieder in Stücke gehen könnte. Betrachten wir doch die Dinge nüchtern, wie sie sind! Eisenbahn, Post und Telegraph und die Beseitigung der kleinstaatlichen Zollschranken waren Lebensbedingungen der modernen Wirtschaftsweise, und diese grobmateriellen Verhältnisse, deren die heutige Gesellschaft auch in Deutschland nun und nimmer entbehren kann, garantieren uns für absehbare Zeit die Existenz des deutschen Einheitsstaates viel nachdrücklicher als alle patriotischen Festreden und der ganze bierumnebelte Begeisterungstaumel deutscher Professoren und jüdischer Kommerzienräte. Wozu also das ewige Lirumlarum über die deutsche Einheit und den nationalen Gedanken? Ist es Geistesarmut, die stets die Vergangenheit wiederkäut, oder Furcht vor der Zukunft, deren neue Gedanken man nicht versteht oder nicht verstehen will? Ich glaube beides.

Der Michel hinkt immer etwas hinterdrein in der Weltgeschichte. Die Franzosen haben seit mehreren Jahrhunderten schon ihren Einheitsstaat. Sie konnten sich also schon vor hundert Jahren den Spaß erlauben, den großen Gedanken des Weltbürgertums in die Welt hineinzuschleudern — ein historisches Präludium der großen Zukunftssymphonie, das nur deshalb mit einer Dissonanz endigte, weil die wirtschaftlichen Bedingungen zur richtigen Orchestrierung der herrlichen Komposition fehlten. Die Deutschen dagegen hatten es, als ihnen der Franzmann diese unendliche Melodie vorspielte, noch lange nicht zur Beseitigung der kleinstaatlichen Misère gebracht. Was Wunder, daß ihnen diese Töne ganz fremdartig zu Ohren klangen? Und als nun gar fast hundert Jahre später die nationale Einigung in Deutschland zustande kam, da dachten die Siegestrunkenen, das ersehnte tausendjährige Reich sei gekommen, und verketzerten jeden, der nicht in den Erfolgen der siebziger Jahre die Erfüllung all seiner Zukunftsträume erblickte, als Reichsfeind. Ganz natürlich! Ein Erwachsener, der eine Kinderkrankheit

kriegt, fiebert gemeiniglich viel heftiger als das Kind. Kann man es daher den Deutschen verargen, daß sie im Scharlach der patriotischen Begeisterung, das sie in der vollen Kraft der Mannesjahre überfiel, so lebhaft zu phantasieren begannen? Nein, aber ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß jetzt einmal das Fieber aufhört. Solange der Kranke seine Umgebung nicht erkennt, läßt sich nichts mit ihm anfangen. Sorgen wir daher für kalte Umschläge!

Was haben wir nicht alles erlebt in den letzten fünfundzwanzig Jahren! Gründerperiode und Krach, Kulturkampf und Sozialistengesetz, kaiserliche Erlasse, in denen von Ausbeutung der Arbeiter die Rede war, und eine Umsturzvorlage, vor der den Gesetzgebern selber graute. Ich will hier keine Politik treiben. Ich untersuche nur den Geist, der heute unser öffentliches Leben beherrscht, und ich frage Dich, Volk der Dichter und der Denker, ob Du Ursache hast, Deine silberne Hochzeit mit fröhlichem Pokulieren und Hurrarufen zu feiern. Worum hast Du eigentlich gekämpft und gestritten, Anno 1813 wie Anno 1870? Haben deshalb vor fünfundzwanzig Jahren Deine besten Söhne ihr Herzblut vor Sedan vergossen, damit Du selbst ein Vierteljahrhundert später als die Franzosen unter der Ägide der Koeller, Schönstedt, Nieberding und Bosse das Sedan Deines Geistes erleben solltest?

„Freudvoll und leidvoll,
Gedanken sind frei“

sang 1848 der Heinesche Handwerksbursche in der Harzreise. Und Du kannst das alte Spottlied wieder singen. Ja, Gedanken sind frei in deutschen Landen, nur darfst Du sie beileibe nicht drucken lassen. Denn wir leben nicht nur im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, sondern auch, wie Aulus Agerius in den preußischen Jahrbüchern uns offenbarte, im Zeitalter des Staatsanwalts. Wo zwei oder drei Deutsche versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen. Die Majestätsbeleidigungsprozesse sind an der Tagesordnung; denn die Dilatoren gehen um wie zur Zeit des Tiberius und Caligula, die Wände haben Ohren und der Freund bewahrt des Freundes Briefe sorgfältig auf, um in Zeiten der Not davon Gebrauch zu machen. Geht doch die Sage, daß suspendierte Chefredakteure von solchen Briefen ihr abenteuerliches Dasein fristen.

Ja, wir haben es herrlich weit gebracht. Nicht einmal beten dürfen wir ohne polizeiliche Erlaubnis, und doch ist das heilige preußische Reich deutscher Nation auf seine alten Tage wieder so fromm geworden, daß mancher freidenkerische Hasenfuß mit Wehmut der schönen Zeiten des Kulturkampfes gedenkt, da es in gebildeten Kreisen zum guten Ton gehörte, über den Köhlerglauben der Großväter zu lächeln. Heute dürften ihm dergleichen Extravaganzen teuer zu stehen kommen. Kein Tag vergeht, da nicht der

§ 166 seine Opfer fordert. Und doch ist der liebe Gott in Deutschland noch lange nicht so gegen alle Verunglimpfung geschützt, wie der Staatsanwalt. Denn der liebe Gott kann der Unterstützung des Staatsanwalts nicht entbehren, wenn er seinen Beleidiger vor Gericht ziehen will, während umgekehrt der Staatsanwalt in gleichem Falle den lieben Gott nicht nötig hat. Man sollte kaum glauben, daß in einem so religiösen Staatswesen, wo sogar der heilige Rock von Trier vor aller bösen Nachrede geschützt ist, das Beten unter Umständen eine gefährliche Sache sei. Und doch ist dem so. Ein Mütterchen in Mecklenburg, das am Grabe des Kindes, weil der Pfarrer sie im Stiche gelassen hat, einen frommen Gesangbuchvers hersagt, erhält ein Strafmandat, weil sie ohne Genehmigung der Behörde eine — Rede gehalten hat. Daß das Schöffengericht, dessen richterliche Entscheidung die arme Frau anrief, nachträglich ein freisprechendes Urteil fällte, thut nichts zur Sache. Das Strafmandat wegen unbefugten Betens ist so bezeichnend für den staatsanwaltlichen Geist unserer Tage, daß man es unter Glas und Rahmen im Germanischen Museum ausstellen sollte. Ich erinnere mich, vor Jahren als Student im Tingeltangel ein ellenlanges Couplet gehört zu haben, bei dem jeder zweite Vers aus den beiden bezeichnenden Worten bestand: „Wird arretiert!“ Damals lachte ich darüber. Ob ich heute auch noch darüber lachen könnte? Vielleicht, aber das Lachen hätte einen pfeifenden Ton. Es mag ja ein erhebendes Gefühl sein, in diesen Tagen patriotischer Begeisterung die Wacht am Rhein zu singen, aber in das „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ scheint mir immer der frivole Refrain jenes Tingeltangelliedes hineinzuklingen:

„Wird arretiert und departiert,
Wird arretiert und deportiert,
Wird arretiert!“

Als ich in Quinta die lateinischen Genusregeln lernte, erschien mir die ganze Methode unserer Grammatiker so verkehrt wie nur möglich. Wozu diese Regeln, fragte ich mich verwundert, da doch auf jedes gangbare Wort, das unter die Regel paßt, zwei eigensinnige Ausnahmen kommen? Man drehe doch einfach die Sache um und behandle die Ausnahme als Regel und die Regel als Ausnahme! Ich glaube, diese Gymnasiastenweisheit ließe sich auch auf das deutsche Strafgesetzbuch anwenden. Wozu den armen Unterthan mit so vielen Paragraphen quälen, deren Unkenntnis nicht vor Strafe schützt? Zumal da das Reichsgericht durch seine subtile Auslegungskunst tagtäglich so mancherlei Dinge, deren Sträflichkeit unserm armen Laienverstande nicht einleuchten will, unter diesem Paragraphen unterzubringen weiß. Wer ist heutzutage, wenn er die Feder zur Hand nimmt, sicher, daß er keinen groben Unfug begeht? Und wessen Gewissen ist so rein, daß er

sich nicht in den Maschen des dolus eventualis fangen könnte? Den verantwortlichen Setzer haben wir bereits vor den Schranken deutscher Gerichte gesehn. Wer sagt uns also, daß wir nicht auch noch die verantwortliche Zeitungsfrau und den verantwortlichen Briefträger erleben werden? Wäre es daher für uns Nichtjuristen nicht besser, wenn man das ganze Strafgesetzbuch ruhig zu den Akten legte und uns statt dessen einfach ein vollständiges Verzeichnis aller Handlungen, die im deutschen Reiche nicht verboten sind, aushändigte? Ich glaube, ein Quartblatt mit Petitsatz würde dazu ausreichen, die Sache wäre viel übersichtlicher und an das Gedächtnis der Laienwelt würden keine übermäßigen Forderungen gestellt.

Im „Romantischen Oedipus" des Grafen Platen stellt sich ein Herr unter dem Namen „Verstand" als Verbannter aus Berlin vor. Da Platen diese satirische Komödie schon 1829 veröffentlichte, ist der Verdacht, als habe er auf das Jubeljahr 1895 anspielen wollen, von vornherein unbegründet. Nein, Platen wußte nichts von den geheimen Rundschreiben, mit denen Herr von Koeller Gerhart Hauptmanns „Weber" verfolgt, und er wußte nichts von dem Hoch, das die deutschen Journalisten in Kiel auf den Schöpfer des Umsturzgesetzes ausbrachten. Aber er wußte doch schon damals,

„Daß in Deutschland, wo nur Gänse werden fett,
Nichts die Bretter darf betreten, was nicht hat vorm Kopf ein Brett."

Und das ist nun 66 Jahre her, und wir haben ein einiges deutsches Reich, wir haben Soldaten die Hülle und Fülle, wir haben neue Panzer und Kreuzer, wir haben unzählige Reserveleutnants und Kriegervereine und tausend andere schöne Dinge, von denen sich die Leute von Anno dazumal nichts träumen ließen. Aber Eines haben wir nicht, das eine köstliche Gut, dem wir den stolzen Namen des Volkes der Dichter und Denker verdanken: die Freiheit des Wortes. Und solange wir die nicht besitzen, haben wir kein Recht, Feste zu feiern. Das reiche Gedankenerbe der Vergangenheit liegt brach. Keiner von uns wagt es, einen Kant, einen Fichte, ja auch nur einen Schopenhauer zu citieren, um die Gespenster des Mittelalters, die heute unter uns umgehen, mit einem kräftigen Zaubersprüchlein zu vertreiben. Und thun wir selbst den Mund auf, so stammeln wir Worte feiger Entschuldigung. Denn der Herr Staatsanwalt könnte uns belauschen. Der Herr Staatsanwalt? Ja, der Herr Staatsanwalt! Amen!



Richard Muther.

Von Dr. John Schikowski.
(Berlin.)

Seit der Zeit der großen Begründer der modernen Kunstwissenschaft, der Waagen, Rumohr, Schnaase und Kugler, war der kunstwissenschaftliche Betrieb Deutschlands in zwei Kanäle auseinandergelaufen. Auf der einen Seite stand die Philosophie der Kunst, die rein ästhetische Betrachtungsweise, welche nach ein für allemal feststehenden Regeln jedes Kunstwerk, jeden Künstler und jede Kunstströmung beurteilen zu können meinte. Die Vertreter dieser Richtung glaubten in ihrer Ästhetik einen objektiven Maßstab für alles gefunden zu haben, was zum Reiche des „Schönen" gehörte, und merkten nicht, daß ihr Urteil, je sicherer es sich auf die absolute Gültigkeit seines Kanons verließ, um so subjektiver, willkürlicher, einseitiger wurde. Als nun die Zeit kam, wo die Metaphysik als Wissenschaft immer mehr in Mißkredit geriet, da wandten sich auch die eigentlichen Fachgelehrten nach und nach von dieser Richtung ab und überließen das Feld einer Schar dilettantischer Schöngeister zum fröhlichen Tummelplatz. Positive Kenntnisse galten wenig. Ein empfindsames Gemüt und die Fähigkeit, seine ästhetischen Eindrücke in wohlgesetzte und wohlklingende Worte zu kleiden, genügten für den Kunstkenner und Kunstschriftsteller dieser Richtung. Aber während hier der Dilettantismus den kunstwissenschaftlichen Betrieb durch unwissenschaftliche Schöngeisterei immer mehr verflachte, hatte sich im Lager der offiziellen Fachwissenschaft bereits eine starke Gegenströmung bemerkbar gemacht, die aber, wie jede Reaktion, wieder weit über ihr Ziel hinausschoß. Im Anschluß an die Philologie und gefördert durch die gerade in jener Zeit außerordentlich vervollkommnete sogenannte exakte Forschungsmethode bildete sich immer radikaler eine Richtung aus, welche die Hauptaufgabe der Kunstwissenschaft lediglich in der schlichten Erforschung und Darstellung kunstgeschichtlicher Thatsachen erblickte. Erklärung und Beurteilung des rein künstlerischen Gehaltes der Kunstwerke erachtete man für nebensächlich oder überflüssig. Wer irgend ein Kunstobjekt, mochte sein ästhetischer Wert nun sehr groß oder ganz gering sein, exakt zu erklären und historisch auf seinen richtigen Platz zu stellen wußte, der war ein Meister der kunstwissenschaftlichen Forschung. So mußte es auf dieser Seite allmählich dahin kommen, daß man die Kräfte in der exakten Erforschung von allerlei gleichgültigem Kleinkram verzettelte und, da die jeweilige „moderne Kunst" kein Objekt für philologisch-historische Arbeiten bot, die Fühlung mit der lebendigen künstlerischen Gegenwart, die



notwendige Grundlage jeder kunstwissenschaftlichen Bethätigung, vollständig verlor. Wenige Größen nur waren es, die aus diesem öden Flachland des schöngeistigen Dilettantismus und der vertrockneten philologischen Stubengelehrsamkeit wirklich emporragten. Wir denken an Jakob Burckhardt und Anton Springer. Aber die gesunde Basis mangelte auch diesen höchststehenden Geistern. Ihre künstlerischen Ideale waren schon in der Vergangenheit erfüllt. Die Zeiten der Renaissance bedeuteten für sie die höchste Vollendung und damit auch eigentlich den endgültigen Abschluß der Kunstentwicklung. Ein so feines, intimes Verständnis sie den großen Künstlerindividualitäten der italienischen Renaissance entgegenbrachten, so kühl und interesselos standen sie fast allen künstlerischen Bestrebungen ihrer eigenen Zeit gegenüber. Und man kann es ihnen nicht verargen. Männer, deren Lebensarbeit dem Verständnis eines Leonardo und Michelangelo gewidmet war, mußten sich durch das fade Kastratentum der Düsseldorfer und die bombastische Theatralik eines Cornelius ebenso angeekelt fühlen, wie durch die frömmelnde Impotenz der Brüder von San Isidoro. Die deutsche Kunst ihrer Zeit befand sich im tiefsten Stadium des Verfalles, und so entbehren sie zu ihrem großen Schaden des gesundesten Nährbodens für alles kunstwissenschaftliche Streben: fröhliches Mitleben, Fördern und Mitgenießen der lebendigen künstlerischen Bethätigung der Gegenwart.

Als nun aber mit den achtziger Jahren auch in Deutschland die Vorboten einer neuen Blüteperiode eintrafen, da war die spröde Zurückhaltung der gelehrten Kunstkenner nicht mehr berechtigt. Jedoch die Zunft wollte, wie gewöhnlich, sich nicht aus den alten Geleisen drängen lassen und nach wie vor galt die Beschäftigung mit der Kunst der neuesten Zeit für „unwissenschaftlich“. Und wenn man die vereinzelten Versuche einer modernen Kunstgeschichtschreibung, wie sie von den Rosenberg und ähnlichen gemacht worden sind, betrachtet, so wird man allerdings jene Ansicht mindestens erklärlich finden. Aber die Fluten der modernen Bewegung drangen unwiderstehlich vorwärts. In der Litteratur wie in der bildenden Kunst hatten die Jungen sich allmählich eine Hochachtung gebietende Stellung errungen. Die alte Kunst- und Litteraturhistorik versagte ihnen gegenüber den Dienst; sehnsüchtig erwartete man „die neue“. Die Litteraturgeschichte harrt ihres Erlösers noch heute, die Kunstgeschichte hat ihn gefunden. In den Jahren 1893 und 1894 erschien, von einem Münchener Privatdozenten verfaßt, eine „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ in drei Bänden. Dieses Werk, das sowohl im Lager der Alten als der Jungen gewaltiges Aufsehen erregte, bedeutete einen offenen Protest sowohl gegen den Unfug der altjüngferlichen Theetisch-Ästhetik, wie gegen die Perrückenweisheit der philologischen Bücherwürmer. Es war die erste große Manifestation einer

wirklich modernen Kunstgeschichtschreibung. Der streitbare Verfasser dieses epochemachenden Werkes nun ist der Mann, dessen Porträt die vorliegende Nummer unserer „Gesellschaft" schmückt: Richard Muther, zur Zeit außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau.

Auf den überaus reichen Inhalt des großen Werkes im einzelnen einzugehen, ist im Rahmen dieser Skizze nicht möglich. Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen.

Die wenigen Ausläufer einer großen künstlerischen Blütezeit, welche bis in das achtzehnte Jahrhundert hineinragten, wurden in Deutschland und Frankreich durch die klassicistische Reaktion der Mengs, Carstens, David &c. unterdrückt. Zu dem, namentlich in Deutschland, trostlosen Verfall der Technik, welcher die Folge jener Reaktion war, gesellte sich nun im Anfange unseres Jahrhunderts, veranlaßt durch die romantische Litteratur, in der Malerei eine weltfremde, lichtscheue Flucht in die Vergangenheit. Die konsequentesten Anhänger dieser Richtung, die sie zugleich ad absurdum führten, waren die Brüder von San Isidoro, die spottweise sogenannten „Nazarener": Overbeck, Veit, Führich u. a. Ableger dieser Schule finden wir wieder in der Münchener Kunst unter Ludwig I. (Cornelius, Kaulbach) und in den Düsseldorfern (Wilhelm Schadow, Lessing, Theodor Hildebrandt, Carl Sohn). Aber schon regte sich, von Belgien ausgehend, ein neuer Geist. Die Rundreise, welche ein paar Historienbilder von Gallait und Biefve während der fünfziger Jahre durch Deutschland machten, hatte ein Einlenken der Malerei in realistische Bahnen zur Folge, welches schließlich — in Frankreich durch Meissonier, in Deutschland durch Menzel — zu einer völligen Überwindung des Pseudoidealismus führte. Nebenbei vollzog sich ein koloristischer Umschwung in Deutschland, der namentlich durch Anselm Feuerbach und Viktor Müller repräsentiert wird. Die allmähliche „Eroberung des Modernen" läßt sich nun in allen Zweigen der Malerei verfolgen: in den englischen, deutschen, französischen Zeichnern und Karikaturisten, im Militärbild, im ethnographischen Genre, im sozialistischen Tendenzbild, in der Dorfnovelle, in der Landschaftsmalerei. Den großen Wendepunkt der Entwicklung bezeichnet Jean=François Millet, der mit seinem Prinzip „le beau c'est le vrai" als der Begründer des eigentlichen modernen Realismus in der Malerei angesehen werden muß. Die neue Richtung brach sich von Frankreich aus (Courbet, der Maler des arbeitenden Volkes, Stevens, der Maler der Gesellschaft) bald auch in England und Deutschland (Lenbach, Leibl, Trübner) Bahn. Das Problem der Farbenanschauung trat immer mehr in den Vordergrund, und durch Vermittlung der japanischen Malerei erfand Edouard Manet den Impressionismus. Und jetzt, „nachdem der Realismus die moderne Malerei aus der Vergangenheit in die Gegen=

wart herübergeleitet, der Impressionismus koloristisch den Bann der Galerien gebrochen und für die neuen Stoffe die selbständige Farbenanschauung begründet hatte, beginnt die künstlich zurückgedämmte Flut modernen Lebens in ihrem vollen Umfang in die Kunst einzudringen. Eine ganze Anzahl neuer Probleme war aufgetaucht, und eine rüstige Schar moderner Geister war bereit, sie zu ergreifen und künstlerisch zu gestalten, jeder nach seiner Art, seinem Können, seiner individuellen Erkenntnis und Kraft......... Die frische Bewältigung des eigenen Natureindrucks trat an die Stelle des retrospektiven Geschmacks, der die fertige Formen- und Farbensprache der Alten als Vokabular zur Anfertigung neuer Kunstwerke benutzte. Die Natur selbst war ein Museum prächtiger Bilder geworden. Wie eine Erleuchtung, eine neue Offenbarung der Töne und Klänge, aus denen der Maler seine Symphonien zu bilden hätte, kam es über die Künstler. Sie lernten das Malerische und Poetische im engsten Familienkreise, unter den Beeten des einfachsten Gemüsegartens finden, hatten zum ersten Mal das naive Erstaunen vor der Wirklichkeit, die Freude der schrittweisen Entdeckung, der langsamen Eroberung der Welt." „Die Maler des Lebens" nennt Muther diese neue Richtung der Kunst. Aber auch sie bedeutet noch nicht die Vollendung. Der Realismus hatte gelehrt, die Eindrücke der äußeren Wirklichkeit selbständig zu verarbeiten. Auf der ihm folgenden Stufe der Entwicklung geht man dazu über, auch den Eindrücken des eigenen Innern in freischöpferischer, von den alten Meistern unabhängiger Weise Gestalt zu geben. Diese, bisher die neueste Richtung in der Malerei, der von Muther sogenannte „Neuidealismus", wird begründet durch die englischen Neuprärafaeliten (Burne-Jones, Stanhope, Walter Crane) und hat seine Hauptvertreter in der schottischen Schule, in Whistler, dem Schöpfer eines neuen koloristischen Idealismus, in den Franzosen Carrière, Besnard, Apache, Henri Martin, den Belgiern Félicien Rops und Fernand Khnopff und in den Deutschen Arnold Boecklin, Hans von Marées, Thoma, L. v. Hofmann, Erter, Stuck, Max Klinger. Das Studium des Lebens gab der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts die Freiheit und nun, nachdem der naturalistische Boden bereitet, tritt auch die Phantasie stolz in ihr königliches Recht. Aber trotzdem bleibt ein kräftiger Naturalismus das Alpha und Omega aller Kunst, ohne ihn gerät sie in schwächliche krankhafte Verirrungen. „Er wird auch bei den metaphysischen Neigungen der Gegenwart stets das Bindeglied bilden müssen zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Nur solange das naturalistische Kapital nicht angegriffen, werden dessen Zinsen einigen Wenigen erfolgreiche Reisen in lustigere überirdische Regionen gestatten." Und sollte die Phantasie in ihrer überirdischen Boecklinschen Wolkenhöhe je wieder den Boden unter den Füßen

verlieren, so „werden von neuem, wie auf einem Klingerschen Widmungsblatt, zwei Riesenhände von Oben ein Felsstück auf die Erde herabsenken, mit der Inschrift: MENZEL". Damit schließt Muthers Werk.

Richard Muther ist am 25. Februar 1860 in dem thüringischen Städtchen Ohrdruf, wenige Meilen südlich von Gotha, geboren. Über seinen bisherigen Lebensweg ist wenig zu berichten. Von entscheidendem Einfluß war für ihn, wie für so viele andere, die Leipziger Studienzeit unter der Leitung des unvergeßlichen Anton Springer. Hier trat er in näheren freundschaftlichen Verkehr zu demjenigen Manne, der heute allenthalben und mit Recht als der beste deutsche Kunstschriftsteller neben Muther genannt wird, Alfred Lichtwark. Lichtwark hat einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung seines jüngeren Studienfreundes ausgeübt. Muther selbst erzählt über jene Leipziger Zeit und sein Verhältnis zu dem jetzigen Leiter der Hamburger Kunsthalle folgendes. „Als ich vor vierzehn Jahren an der Leipziger Universität studierte und mit mehreren anderen jungen Leuten, die heute das damals Gelernte schon selbst wieder als ordentliche Professoren dozieren, an Anton Springers kunsthistorischen Übungen teilnahm, trat eines Tages in unsern Kreis ein großer, schlank gewachsener Herr mit blondem Schnurrbart und interessanter, schon ein wenig gelichteter Stirn, der sich als Alfred Lichtwark vorstellte. Wir behandelten ihn anfangs mit einer gewissen Zurückhaltung, denn er hatte so gar nichts vom deutschen Studenten. Einige Jahre älter als wir und von einem andern Berufe kommend, war er weder für die obligaten Kneipereien zu haben, noch besaß er die „Fachkenntnisse", auf die wir ältere Semester stolz waren. Ich selbst kam gerade aus Italien zurück, konnte Crowe und Cavalcaselle auswendig und Burckhardt und Schnaase. Und da ärgerte es mich oft, daß Lichtwark diese Wissensschätze nicht nur selbst nicht hatte, sondern obendrein sehr wenig davon zu halten schien. Aber allmählich lernte ich ihn doch verstehen. Wir bummelten oft zusammen im Rosenthal, durchstreiften die Friedhöfe und Kirchen, und nach ein paar Wochen fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß, wenn ich geglaubt hatte, in der Kunstgeschichte meinen Beruf entdeckt zu haben, daran eigentlich nur die Bewunderung schuld war, die ich für Springer als Redner hegte, während mir im übrigen alle Eigenschaften, die der Kunsthistoriker haben sollte, vollständig mangelten: die Schulung des Auges, das eigene Urteil, der selbständige Geschmack, überhaupt die Fähigkeit, Kunst zu empfinden. Ich kam mir plötzlich so dumm vor, als ob ich taub gewesen wäre und Musikgeschichte studiert hätte. Und wenn ich heute zurückdenke, wer mich allmählich sehen lehrte, wer mich ermutigte, in allen Dingen nicht Bücher zuerst, sondern den gesunden Menschenverstand um Rat zu fragen, wer mich anleitete, auch

bei der Kunstbetrachtung als Mensch Menschenwerk, nicht als Gelehrter Fachobjekten gegenüberzutreten, so erinnere ich mich dankbar der Abende bei Lichtwark. Mein ganzes früheres Wissen war ein Makartbouquet, eine öde Aneinanderreihung toter, verstaubter, da und dort zusammengelesener Fragmente. Lichtwark gab mir einen Strauß lebendiger Blumen dafür*)." Wir ersehen aus diesem Geständnis, daß Muther bereits als Student das überwunden hatte, was wir oben als die philologische Richtung in der Kunstwissenschaft bezeichneten. Er war kein Bücherwurm. Nicht als ob er die eigentliche Gelehrsamkeit in seinem Berufe gering geschätzt hätte: er besitzt thatsächlich mehr Fachkenntnisse als mancher seiner ehrwürdigsten Kathederkollegen, der ihn vielleicht von der Höhe seiner Citatenweisheit herab als Dilettanten betrachten mag. Es konnte ihm nicht entgehen, daß das trockene „Wissen" und „Lernen" nicht nur ein notwendiges Übel sei, sondern ein nützliches und sehr gesundes Gegengewicht gegen die Himmelsflüge der rein ästhetischen Betrachtungsweise bilde. Und wem etwa seine „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" nicht genügen sollte, um den Umfang und die Tiefe seines positiven Wissens zu erkennen, der nehme einmal seine früheren Werke zur Hand, etwa seine Schrift über „Anton Graff", über „Die ältesten deutschen Bilderbibeln" oder über „Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance". Aber auch in seinem Hauptwerke hat Muther nur wohlüberlegt und nur rein äußerlich den feierlichen Talar des Gelehrten abgelegt. Das Buch ist streng wissenschaftlich von der ersten Seite bis zur letzten. Aber er verzichtet allerdings absichtlich im Text auf alle irgendwie entbehrlichen Daten, auf das trockne Herzählen von Namen und Werken, mit denen er sich nicht näher beschäftigen will, auf speziellere bibliographische Nachweise ꝛc. Denn sein Werk soll — und das ist der ausschlaggebende Faktor — nicht nur ein Lehr- und Nachschlage-, sondern ein Lesebuch sein. Auf der anderen Seite aber ist er auch der alleswissenden Schöngeisterei und dem Schematismus der rein ästhetischen Richtung kraftvoll entgegen getreten. „Der Historiker von heute," sagt er, „will nur der Protokollführer des künstlerischen Schaffens sein, der sich hineinarbeitet in die Individualitäten, im Nachfühlen und Verstehenkönnen der Kunstwerke seinen Beruf sucht. Er glaubt nicht an ewige Gesetze, sondern ist der Ansicht, daß jeder epochemachende Künstler mit seinem Werk ein neues Gesetz aufstellt. Er weiß, daß die Kunst ein ewig rollendes Rad ist, wandelbar wie die Menschen selbst, und daß dasselbe Naturgesetz, nach dem im Juli andere Blumen blühen als im Mai, auch jeder Kunstepoche ein anderes Gesicht giebt. Er sagt nicht: die Kunst soll, sondern wartet bescheiden ab, was die Kunst will.

*) Neue Deutsche Rundschau. VI. Jahrg., Heft 2.

Er glaubt nicht an ein absolutes, unbedingtes Kunstideal, sondern hegt in rein naturwissenschaftlicher Betrachtungsart die Überzeugung, daß jede Kunstweise eine zeitliche und räumliche Begrenzung, innerhalb derselben aber ihr volles Recht besitze. Das Individuelle eines Werkes ist für ihn dessen Schönheit. Schnappt die Vernunft auch einmal über und gebiert etwas Bizarres und Tolles, so ist es immer noch weit interessanter, als der Abklatsch eines noch so guten Schulrezepts." Diesen durchaus modernen Standpunkt, der ihn in einen absoluten Gegensatz zu allen neueren Kunstgeschichtschreibern setzt, bewahrt sich Muther in allen Teilen seines Werkes. Ausschlaggebend ist dafür nicht etwa die Thatsache, daß er ein paar alte gefeierte Talmigrößen als solche für jetzt und alle Zeiten festgenagelt hat, noch daß er einige große Künstler, von denen das gebildete Bürgertum in Stadt und Land bisher nichts wußte, auf die ihnen gebührenden Ehrenplätze stellte. Diese mehr äußeren Resultate bedeuten wenigstens für die Kreise der Modernen nichts wesentlich neues. Die hohe Bedeutung des Mutherschen Werkes liegt vielmehr in der durchaus modernen Grundauffassung, die sich schon in der ganzen Anlage offenbart. Er behandelt nicht die deutsche oder französische oder russische Malerei, sondern thatsächlich die Malerei des Jahrhunderts. Denn die moderne Kunst will, wie die moderne Kultur überhaupt, als ein Ganzes begriffen sein. Vor einem solchen, die ganze Kulturwelt umfassenden Blick wird nun natürlich die Größe des einzelnen Landes sehr zusammenschrumpfen müssen. Dieses gilt namentlich für Deutschland. Auf die herkömmliche „Vollständigkeit" macht das Werk keinen Anspruch. Wer über die Kunst des großen Nathanael Sichel Belehrung heischt, wird sie bei Muther vergebens suchen. Nur die Träger der Entwicklung werden behandelt. Deutsche Größen zweiten und dritten Ranges sieht er nicht mehr, darf er nicht mehr sehen, wenn er vom Ausland nur solche ersten Ranges erwähnt. Überhaupt handelt es sich in diesem Werke weniger darum, einzelne Künstler und Kunstwerke zu schildern und zu beurteilen, als vielmehr, den Entwicklungsgang in seinen entscheidenden Momenten deutlich und knapp zu zeichnen. Dies gerade war bisher am wenigsten versucht worden, — weil es das Schwerste ist. Man irrt übrigens, wenn man annimmt, daß Muther auf ihrend eine Richtung besonders eingeschworen sei. Er steht als Historiker thatsächlich über dem Streit der Schulen. Ohne Furcht, hier oder da anzustoßen, schildert er die Dinge einfach so, wie er es für wahr und richtig hält. Sein eigenes Urteil ist sein einziger Maßstab, ist seine einzige Autorität. „Wie ich das Kunstwerk," sagt er selbst, „mit Zola als ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament, fasse, so will ich auch in meinem Buche nicht mehr geben, als ein Stück Kunstgeschichte, gesehen durch ein Temperament."

Man vergleiche damit die „moderne" Kunstgeschichtschreibung etwa eines Rosenberg. Dort der vornehme, unbestechliche, souveräne Standpunkt einer modernen Individualität — hier, bei dem „Idealisten", überall die schmutzige Maske „ad usum delphini", auf Niveau und Geschmack des Spießbürgertums wohlberechnet. Mit vielleicht allzugroßer Bescheidenheit erklärt Muther den Unterschied zwischen sich und jenen früheren Geschichtschreibern der modernen Kunst: „Wenn sogar in grundlegenden Dingen mein Urteil von dem meiner Vorgänger abweicht, kommt in Betracht, daß seit dem Erscheinen jener älteren Arbeiten Jahre vergangen sind, in denen sich unsere Anschauung über moderne Kunst wesentlich veränderte. Ibsen hat einmal im Volksfeind den Ausspruch gethan: „Eine normal gebaute Wahrheit wird zwölf, fünfzehn, höchstens zwanzig Jahre alt." Die Wahrheit der früheren Geschichtschreibung über moderne Kunst hat gegenwärtig das gefährliche Alter erreicht, wo sie, um Doktor Stockmanns Ausdruck zu gebrauchen, anfängt, eine Lüge zu werden. Jede Generation pflegt mit ihren eigenen Augen in die Welt zu sehen, und die unsrigen sind nicht mehr dieselben, für die Cornelius und Piloty malten." Diese Wahrheit hat aber nicht nur die Geschichtschreibung, sondern auch die Kunst selbst zu beachten. Jede Zeit erfordert ihren eigenen künstlerischen Ausdruck. Ein in jedem Fall absolut vernichtendes Urteil ist es — so predigt Muther immer wieder und wieder — wenn man von einem Künstler sagen muß, er ist Nachahmer. Dies ist der feste Maßstab, den Muther zur Beurteilung jeder kunsthistorischen Thatsache anlegt. Und, nach diesem Maße gemessen, treten unbeachtete Namen plötzlich in den Vordergrund der Geschichte, während einst gefeierte Größen in der Versenkung verschwinden. Namentlich über den Einfluß der Antike, als ewiges Objekt der Nachahmung, hat er wenigstens für unsere Zeit — denn vor mehr als hundert Jahren hat schon der alte Klopstock fast dasselbe gesagt — geradezu revolutionierende Thesen aufgestellt. „Nachdem so oft darüber geschrieben worden ist, wieviel die modernen Völker den Griechen verdanken — eine Thatsache, die gewiß niemand in Abrede stellen wird —, wäre es lehrreich, zur Abwechslung einmal die Kehrseite der Medaille zu betrachten: zu verfolgen, wie oft die Antike hindernd und verwirrend in die Entwicklung der modernen Kunst eingegriffen hat. Alle großen Künstler seit Giotto sind jedenfalls nicht durch die Antike, sondern trotz der Antike groß geworden. Leonardo da Vinci hat nie daran gedacht, seine Kunstlehre auf etwas anderes als auf eigene Naturanschauung zu begründen. Michelangelo hat, als er seinen Moses schuf, gewiß nicht den griechischen Zeus vor Augen gehabt, und gerade deshalb ist es ein originales Meisterwerk geworden, das würdig ist, den besten Meisterwerken Griechenlands zur Seite zu stehen. Holbein, Tizian, Rembrandt, Velazquez, Watteau haben nie vor irgend

welchen Göttern des griechischen Olymp die Kniee gebeugt, sondern sind ruhig ihres Weges gegangen und deshalb große Meister geworden. Aber sobald die Kunst eines Volkes den Kontakt mit der Natur, die eigene Naturanschauung verloren hatte, erschien jedesmal das antike Gespenst und zerrte sie in den Abgrund."

Sollen wir zum Schluß noch etwas über Muthers Schreibweise sagen? Wir haben so zahlreiche Proben von ihr gegeben, daß es eigentlich überflüssig erscheint. Einer der erbittertsten Gegner von allem Modernen in Kunst und Litteratur sagt von ihr: „Die Darstellung ist so blendend, schwungvoll und siegesgewiß, daß sich nur wenige Leser der Wirkung dieses Fortissimo entziehen werden, um sich ein eigenes Urteil zu bilden." Wir können nun im Gegenteil sagen, daß die Darstellungsweise Muthers es gerade bezweckt und erreicht, daß der Leser in den Stand gesetzt wird, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Insofern allerdings weiß Muther den Leser vollständig in seinem Banne zu halten, als wohl jeder, der die Lektüre des Werkes begonnen, es nicht früher aus der Hand legt, als bis er den letzten Band beendet hat. Ein besonderes Talent besitzt er übrigens für eine knappe, schlagende, oft epigrammatisch zugespitzte Charakteristik: „Ein Porträtmaler legt nie mehr in einen Kopf hinein, als er in seinem eigenen hat." „Die Düsseldorfer sogen nicht nach Leonardos Weisung als Kinder an den Brüsten der Mutter Natur, sondern schätzten sie nur als ihre Tante." Von dem berühmten Gérardschen Porträt der Madame Récamier sagt er: „Die große Komödiantin, die so manchem den Kopf verdrehte, blickt mit sanften Kinderaugen so unschuldig in die Welt, als wollte sie fragen, ob die Kinder der Storch bringt." „Cornelius wollte die Wände nicht, um darauf zu malen, sondern um darauf zu denken, fühlte sich ausschließlich als Dichter, als gedankenbrütender Gelehrter und achtete, mit der Ausführung dieser Gedanken beschäftigt, Form und Farbe so wenig mehr, als es einem Schriftsteller einfällt, seine Manuskripte auch noch durch schöne Schrift und stilvolle Behandlung der Tinte auszeichnen zu wollen." Alles in allem kann ich sagen, daß ich an glänzender Schreibweise außer einigen Grimmschen Essays aus der ganzen kunstwissenschaftlichen Litteratur dem Mutherschen Werke thatsächlich nichts an die Seite zu stellen wüßte.

In diesem Frühjahr hat Muther die süddeutsche Kunstmetropole verlassen und ist einem Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Breslau gefolgt. Hoffen wir, daß ihm auch das neue Amt die nötige Muße gewährt, um bald wieder mit einem Werke hervortreten zu können. Jede Zeile, die er schreibt, ist eine unschätzbare Waffe im Kampf der Jungen gegen die Alten.

Unser Dichteralbum.

Göttliche Komödie.

I.

Was will die alte Klage,
Daß sie mich weh durchschrillt!
Ich seh' ein heilig Antlitz,
Dem blut'ger Schweiß entquillt!

Mit wunden Füßen wandert
Durch Dorn und scharfen Kies,
Verspottet und verachtet,
Der sich der Heiland hieß.

Es lacht und weist mit Fingern
Die Menge auf ihn hin.
„Seht ihn! Das ist der Bastard
Der Nazarenerin!"

„Wo ist Dein Vater, Jesus?"
Fragt hämisch ihn der Hohn. —
„Mein Vater wohnt im Himmel,
Und ich bin Gottes Sohn!"

Da lacht und klatscht die Menge
Und stellt ein neues Netz.
„Was willst Du denn auf Erden?" —
„Erfüllen das Gesetz!" —

Da lacht und klatscht die Menge
Und fragt nach kurzer Rast:
„Was sagst Du?" — „Auf mich nehmen
All Eure Sündenlast!

„Auf daß Ihr sündlos werdet
Und Gott an Reinheit gleich
Und einstmals mit mir alle
Eingeht ins Himmelreich!"

Da lacht und klatscht die Menge.
„Auf stand uns ein Prophet!
Beugt Euch, singt Halleluja
Dem Narrn von Nazareth,

„Dem Bettler, der sich gnädig
Zu uns Verlornen neigt!" — —
Doch Jesus lächelt milde,
Verhüllt sein Haupt und schweigt.

II.

„O laßt die Kindlein kommen
Zu mir, denn ihnen ist
Das Himmelreich beschieden!"
Spricht lockend Jesus Christ.

„Und die Ihr arm am Geiste,
Und die Ihr Sünder seid,
Kommt zu mir, ich verheiß' Euch
Die ew'ge Seligkeit!

„Und werden die Gerechten
Nicht ihrer Tugend gram,
Daß ihre stolzen Stirnen
Färbt heil'ge Sündenscham,

„Und werden nicht die Weisen
An Einfalt Kindern gleich,
So werden sie nimmer kommen
Zu mir ins Himmelreich!" — —

Da nahen sich die Kinder,
Die Sünder und die Narrn,
Und alle, die vergebens
Des Glücks auf Erden harrn.

Sie streuen Palmenzweige
Sie breiten ihr Gewand
Zu Füßen dem Erlöser
Auf Steine, Staub und Sand.

Und Jesus Christus reitet
Zur Stadt in dürft'gem Kleid,
Und Kinder, Sünder und Narren,
Die sind des Heilands Geleit.

III.

Gedrängt ist Straß' und Gasse
Jerusalems, der Stadt,
Und Hosiannas brausen:
„Heil, der Erlöser naht!"

Drob hob sich groß' Gezeter
Rings von Altar und Thron:
„Hemmt ihm die freche Zunge!
Er spricht der Gottheit Hohn!"

Die Weisen und Gerechten,
Die hielten strenges Gericht.
Wie könnten die ertragen,
Daß man von Unschuld spricht!

Die Weisen und Gerechten,
Die sind wie Dirnen ja!
Sie schlugen den schlimmen Spötter
Ans Kreuz auf Golgatha.

Dann haben sie beraten,
Erwägt manch kluges Wort.
„Gefährlich sind Kinder und Narren,
Nimmt man ihr Spielzeug fort!"

New-York.

Die Weisen und Gerechten,
Die sind voll arger List.
Sie sangen über dem Leichnam:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

Sie nahmen seine Gewänder,
Sie stutzten sich den Bart,
Sie stutzten sich die Haare
Wohl nach des Heilands Art.

Und Kinder, Sünder und Narren,
— Die sind ja blind und taub, —
Sie warfen sich auf die Kniee
Und beteten an im Staub.

Die Weisen und Gerechten,
Sie rieben sich die Händ'! —
„Gott führt, die auf ihn bauen,
Ja stets zu gutem End'!" —

Gottlieb Steger.

Umnachtung.

Der Schleier, der Schleier! —
Reißt ihn hinweg den grauen Schleier,
Der mich von Euch trennt.
Helft mir, o helft mir! —
Machtlos greifen meine Hände in die Luft,
Ihn zu erfassen.
Aber er entgleitet mir.
Helft mir, o helft mir!
Dichter nnd dunkler
Gleich Nachtschatten, die herniedersinken,
Verbirgt er — jetzt schon
Ein großer, schwarzer Vorhang —
Euch meinen Blicken;
Euch alle, Ihr Lieben.
O Freunde! — Bald werde ich einsam stehen,
Allein!
Ich fühl' es;
Lichtlos in Nacht und Grauen
Werde ich stehen;
Getrennt von Euch;
Für ewig getrennt.
Wie eine Mauer senkt sich jetzt
Der finstere Riesenfetzen herab
Und erschreckt wende ich mich;
Wohin, wohin! —
Nur ein Weg? —

Schwankend trägt der zögernde Fuß
Mich Ermatteten weiter.
Lang und düster dehnt sich,
Unabsehbar verlaufend,
Die Doppelreihe der Bäume.
Gleich glitzernden Grabeslichtern
Tanzen und gaukeln
Phosphorleuchtende Blüten
Vor meinen Augen;
Bald verschwindend,
Dann plötzlich wieder aufflackernd.
Immer schwankender wird mein Tritt;
Schon bin ich müde.
Doch ach, ich muß die schmale Gasse gehen!
Unter blätterrauschenden, flüsternden Bäumen,
Die ihre Arme, gleich Galgen
Über mein Haupt strecken,
Muß ich gehen.
Weiter, weiter!
Gerne möchte ich rasten.
Aber hinter mir her
Flattert das schwarze Tuch;
Es folgt mir;
Es geißelt meine Fersen.
Ist es mein Bahrtuch? —

Weiter, immer weiter
Tauml' ich in wilder Flucht.
O nun weiß ich's!
Es will sich über mich legen;
Will mich bedecken. —
Es ist — der Tod! —
Ich renne;
Schon seh' ich das Ende der Allee.
Ein Punkt,
Dem Auge noch unerkennbar,
Steht ein Etwas dort.
Was will es?
Warum versperrt es mir den Weg?
Ist es ein Mensch, ist es ein Tier?
Was ist es?
Noch kann ich seine Formen
Nicht unterscheiden.
Es wird größer; es wächst,
Wächst ins Unendliche;
Riesengroß steht es nun.
Hah! — Ein Weib! —
Ein uraltes Riesenweib!
Mit hagern, ausgedörrten Gliedern;
Die dürren, fleischlosen Knochenarme ausgebreitet
Steht sie da.
Verwirrte Strähnen ihres grauen Haares
Hängen ihr wild
Um die eckigen Schultern.
Ihre grünen Augen schillern
Wie Schlangenaugen.
Horch! — Töne dringen jetzt
An mein Ohr;
Sie singt;
Hört Ihr's, sie singt ein Lied!
Sie ruft mir!
Sie winkt mir!
Sie erwartet mich! —
Ein Wiegenlied singt sie;
Es ist das Lied, das mir
Einst meine Mutter sang.
Und ich stürze vorwärts,
Willenlos stürze ich vorwärts.
Ihre Arme,
Ihre weit geöffneten Knochenarme
Locken;
Noch ein Sprung
Und gut und sicher geborgen
Ruhe ich aus
An der kalten, erloschenen Brust;
In den fest mich umkrallenden Armen.

München. Charlotte Nisle.

Was will ich mehr?

Ich lag am Herzen schöner Frauen,
Die meine Jugend mir gewann,
Wie staunt' ich in entzücktem Schauen
Die Welt und ihre Wunder an!

Manch gutes Lied hab ich gesungen,
Das gab den Takt zu festem Schritt,
Und wenn ich keck mein Glas geschwungen,
Manch wackrer Freund schwang seines mit!

Und hier in Trotz und dort in Treue,
Mit aller Welt ließ ich mich ein,
Nur einer bleichen Frau, der Reue,
Schloß ich die Thür und sagte: Nein!

Denk' ich des Süßen nun und Herben
Und wäg' ich's lächelnd hin und her —
Mir ist, als könnt' ich fröhlich sterben
Und dankbar sein — was will ich mehr?

Berlin. Carl Busse.

Magdalena.

Nur einmal noch, mit glühendem Verlangen,
Laß mich, Geliebter, Dich umfangen!
Nur einmal noch laß mich zu Deinen Füßen,
Gleich Magdalena, liebend büßen!

Nur einmal noch laß mich an Deinem reinen,
Mitleiddurchglühten Herzen weinen!
Nur einmal noch o laß in Deinen Armen
Die starren Glieder neu erwarmen!

Nur einmal noch auf lustzerwühlten Pfühlen
Die Gluten Deiner Küsse fühlen!
Nur einmal noch, dann magst Du mich verachten!
So nah dem Quell soll ich verschmachten?

Nur einmal noch o lasse hin mich sinken
Am Wollustborne! — Satt mich trinken
Nur einmal noch! — O sag' mir, ist es Sünde,
Daß ich der Schönheit Macht empfinde?

Basel. E. Meyer-Brenner.

Flußfahrt.

Seltsam schöne,
Weiche,
Zaubrische Mondnacht war es.

Schulter an Schulter glitten wir hin,
Zwischen spielenden Lichtern, —
Lachende Menschen um uns —
Und keiner wußte,
Keiner ahnte,
Daß wir uns liebten,
Du und ich.

Über uns wölbte der Wald sich,
Und drüber strahlten
Wenige glänzende Sterne —
Auf der Wiese lag breit
Wie Schaum das Dämmern des Mondlichts,
In die Ferne verlor sich das Dunkel des Waldes,
Und zwischen den Büschen
Lagerte sich weich und warm
Die Zufriedenheit,
Über die Sterne hob sie sich,
Auf das Wasser fiel sie,
Und spielte mit dem Tanzen und Irren der Lichter —
Sänge von Boot zu Boot,
Jubelnder Gruß,
Lachen und Plätschern,
Und immer und immer wieder
Tauchte vor uns auf
Geheimnisvoll
Die wechselnde Biegung des Ufers.

Da zitterte über allem,
Unvermutet,
Ein Hauch der Schwermut —
Durch die Sterne drängte er sich
Und durch die Luft,
Und zwischen die Kronen der Bäume sank er,
Langsam,
Drängend und kämpfend.
Auf das Wasser drückte und preßte er,
Die brandenden Wellen
Schob er zurück vom Ufer.

Und zwischen die Boote legte er sich, —
Da
Plötzlich
Klang das erste schwermütige Lied,
Langsam und schüchtern,
Und allen zitterte leise das Herz
Von Schwermut.
Herüber,
Hinüber
Sangen sie —
Traurig und ernst. —

Aber zwischen uns blieb ein Stück der Zufriedenheit.
Du drängtest Dich an meine Schulter
Und senktest spielend die Hand ins Wasser
Neben dem Bootsrand —

Und keiner wußte,
Keiner ahnte,
Daß wir uns liebten,
Du und ich.

Leipzig. F. E. Köhler-Haußen.

Herakles.

Aus dem Polnischen des Adam Asnyk.

I.

Herakles hießen ihn der Griechen Sagen,
Doch anders ward in Wahrheit er genannt;
Er heißt das Volk; in Sklaverei gebannt,
Hebt rastlos er den Arm zu harten Plagen.

Geduldig, stark, mit wenigem zufrieden,
Das Löwenfell um seinen nackten Leib,
Erbebt er vor dem Herrn, scheu wie ein Weib,
Und hilft die eignen Ketten willig schmieden.

Ein Held, vollbringt er spielend Riesenwerke,
Gar furchtbar anzuschaun in seiner Stärke;
Und dennoch dient und frohnt er überall,

Den Blick gesenkt zur Erd'; und seiner lachen
Ob seiner Hände Schmutz die Feigen, Schwachen,
Sehn sie ihn fegen des Augias Stall.

II.

Vor Scham erglühen oft der Muse Wangen,
Sieht sie ihn hingegeben roher Lust,
Ersäufen wild die Gluten seiner Brust
Und niederschrein sein niegestillt Verlangen;

Sieht sie, wie er, der Qualen satt, am Ende
Zu gift'gen Waffen greift verzweiflungsvoll
Und durch die Länder rast zerstörungstoll
Und in unschuld'gem Blute färbt die Hände.

Was Köstliches in heil'gen Tempeln bargen
Die Völker, ferner Zukunft es zu retten,
Vernichtet er in einem Augenblick;

Doch ist der Wahn vorbei, kehrt er zurück
Und dient in Demut wiederum den Argen
Und thut sein Werk wie sonst, ein Held in Ketten.

III.

Er weiß noch nichts von seinem Heldentume,
Er weiß nicht, was er ist und einst wird sein,
Nicht, daß er heil durch roter Flammen Schein
Wird gehen zu olymp'schem Götterruhme.

Doch wissen es in ihren Himmelshallen
Die Götter, daß der Slav' sie wird besiegen;
Drum hassen sie, verfolgen und bekriegen
Ihn immerdar, und stellen hundert Fallen.

Als er ein Kind noch, hilflos, schwach und klein,
Lag in der Wiege, schickten sie die Schlangen;
Durch tausend Tücken wollen sie ihn fangen —

Vergebens rafft ihr alle List zusammen!
Denn siegen wird er unter Blitzesflammen
Und den Prometheus wird er kühn befrein!

Graz. Ladislaus Gumplowicz.

Else.

Es war ein Mädel, ein blondes Ding,
Das kannte, wie der Schmetterling,
Nur Sonnenschein und Blüten.
Es war ein junger, junger Fant,
Der drückte ihr beim Tanz die Hand,
Daß ihre Lippen glühten.

Und als die Stimme des Frühlings klang,
Und überall die Rose sprang
In warmen Wolkennächten,
Da schlich sie zu ihm ins Gartenmoos,
Er wiegte sie auf seinem Schoß
Und spielte mit ihren Flechten.

„Sag, Else! liebst Du den Rosenduft?
Du, hörst Du, wie die Eule ruft!
Dort schwebt sie über der Heide."
„„Komm, laß die Heide, die liegt grau —
Und übers Jahr bin ich Deine Frau,
Dann geh ich in grüner Seide.""

Schwül hing das Laub am Nachmittag,
Die weiße, weiße Sonne lag
Still auf dem Diwankissen.
Die Tochter verdeckte das Gesicht,
Der Vater stampfte: „Ich will ihn nicht
Und laß es ihn morgen wissen!" . .

„Die Bahnglocke gellt! Den Koffer geschwind!
Nun komm herein, sei stark, mein Kind,
Bald gehst Du in grüner Seide!"
Die Scheiben klirrten. Sie warf hinaus
Noch einen Blick auf Busch und Haus
Und auf die weite Heide.

Es rollte der Zug in die fremde Weit.
Es rollte die Zeit, und es rollte das Geld.
Stumpf saß sie an der Wiege.
Der Nachtwind schnaubte im Kamin,
Sie fuhr empor — zur Thüre hin
Und horchte starr zur Stiege . . .

Im triefenden Schnee die Spatzen schrien,
Sie liebte her, sie liebte hin
Aus übergroßem Leide.
Nun schleicht sie bei Laternenschein
Die Winkelgassen aus und ein,
Umflirrt von grüner Seide.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

An einen englischen Poeten.

Dem Unglück nahet in Ehrfurcht der Edle,
Und so nah' ich in Ehrfurcht auch dir,
Wie einem gestürzten Könige,
Du Liebling der Götter,
Dem Götterlieblinge gleich entehrt und geächtet.
Welch tiefes Weh durchschneidet das Herz mir
Bei deinem Anblick;
Du aber stehest ruhig und mild,
Gleich dem Gekreuzigten,
Dem Weisen gleich zu Athen
An Würde und stiller Duldung
Und ihm gleich — in Ketten.
Es zürnt der Gott.
Schwer lastet deine Schuld,
Da du, der Schönheit Priester,
Von der Schönheit Adel
Jäh dich wandtest,
Und zum Verräter werdend
An dir selbst,
Wild freveltest an ihrer heiligen Majestät,
Die doch so brünstiglich
Dir Seel' und Glieder einst geküßt.

Welch' ein Dämon riß dir am Herzen
Und spaltete in heißem Kampfe
Gegen sich
Dir Leib und Seele.
Du armer Dulder —
Wie stehst du vor mir
In schimpflichem Gewande,
Des Hauptes freie Zier
Von wüster Hand geraubt,
Gebeugt von Spott und Schande.

Doch wanke nicht! —
Sieh, aus dem fauchenden Nebel
Des Hohns und des Elends
Geht's leis wie ein Flimmern
Um dein gesalbtes Haupt,
Es leuchtet,
Es strahlt
Von deiner Stirne, der gottgeküßten,
Und wie einstens flutet von ihr
Die hehre Schönheit des Gottes,
Des Wiederversöhnten,
Apollons!

Du aber stehe fest,
Raffe dich auf,
Und kehr zu dir selber zurück!
O rette dich,
Errette das Erbteil, das heilige,
Deiner Seele,
Das Erbteil der Menschheit,
Der Wahrheit, der Schönheit.
Erhebe die Stimme,
Die gewaltige,
Weithin zu tönen,
Mächtig zu dröhnen
Durch Mauern und Kerker
Von Volk zu Volk,
Von Geschlecht zu Geschlecht
Mit ehernem Klange,
Lebendig,
Wenn längst verstummt,
Die einst dich verfolgten,
Und tief versunken
Im stillen, breiten Strome
Der Zeit.

New-York. Washington Baruck.

Aus „Laskaris".

(III. Teil, II. Gesang.)

Ein Werden, Wachsen, Reifen und Vergeh'n
Ist alles Leben auf dem Erdenrunde,
Und diese ganze Welt ist ein Gescheh'n,
Nichts Dauerndes erzeugt die flücht'ge Stunde.
Nichts Bleibendes beut sich dem Auge dar,

Das ist ein ew'ges Auf- und Niederschweben
Und nichts ist morgen, weil es heute war —
Ein Wehen und ein Fluten ist das Leben,
Denn alles wandelt fühllos das Geschick;
Was uns gehört, ist nur der Augenblick.

Nichts Ewiges vermögen wir zu schaun,
Denn alles, was entstand, zerschellt in Scherben,
Zum Himmel seh'n wir auf mit tiefem Graun,
Wo Sterne bleichen und wo Sonnen sterben;
Und doch entringt sich stets dem Erdenschoße
Ein neu Geschlecht, das nach dem Dasein schmachtet,
Das jauchzend spricht: Das Leben ist das große;
Und das den Tod verhöhnt, den es verachtet,
Indem es ruft: Mir ward vergönnt zu sein,
Der Augenblick, der Augenblick ist mein!

Jedoch die Gier nach Größe, Ruhm und Macht,
Nicht jedes Volk mit Allgewalt erfaßt,
Nicht jed' Geschlecht geht in die Lebensschlacht,
Zu haschen nach dem Sieg mit wilder Hast.
Es ist, als ob der Völker Sehnen schliefe,
In ihrer Seele tiefstem Grund versteckt,
Als ob zu ihnen eine Stimme riefe,
Die sie aus ihrem langen Schlafe schreckt,
Daß sie erwachen aus dem süßen Traum:
Es reift ein Volk ja wie die Frucht am Baum.

Und wenn sein Herbst kommt, wenn mit wildem Grimme
Die Stürme brausend durch die Lande tosen,
Da redet aus den Lüften diese Stimme,
Die lockend von der Macht erzählt, der großen,
Der herrlichen, die alles uns verleiht,
Der alle Güter unterthan auf Erden,
Die uns läßt wachsen über Raum und Zeit,
Uns stark läßt wie die Himmelsgötter werden —
Ach, jedes Volk, das diese Stimme hört,
Wird jäh aus seiner Ruhe aufgestört.

Es greift dann zu den Waffen, um gewaltsam
Zu kämpfen um den wunderbaren Preis,
Es schweift hinaus ins Weite unaufhaltsam
Und ringt auf blutgetränkter Wahlstatt heiß;
Der Sieg erscheint des Lebens einz'ges Ziel,
Als könnte nur die Macht das Dasein schmücken,
Gar manches Volk dem Wahn zum Opfer fiel,
Nur der Triumph vermöchte zu beglücken,
Und hat in schmerzensreichen, blut'gen Tagen
Den Sieg, doch nicht das Glück davongetragen.

* * *

Aus der Verborgenheit voll Angst und Qual,
Die lang' dem Flüchtling ihren Schutz gegeben,
War Laskaris befreit mit einem Mal
Zurückgekehrt ins volle reiche Leben.
Ein seltsames Gefühl kam über ihn,
Er konnte nimmermehr die Wandlung fassen,
Ein farbenprächt'ges Bild vor ihm erschien,
Jedoch im Geiste sah er es erblassen. —
Verweht war ja die Zeit, da er geglaubt
An jenes Glück, das uns kein „morgen" raubt.

Es hatte Laskaris zu lang' geschmachtet
In heißer Sehnsucht nach dem gold'nen Licht,
Sein Auge hatte Finsternis umnachtet
Zu lange schon — den Tag ertrug es nicht.
In seinem Schmerze hatte er voll Glut
Geträumt von neuem, herrlichem Vollbringen,
Doch jetzt, emporgetragen von der Flut,
Da wagte er sich nicht emporzuschwingen
Zu jenen Höh'n, wo leicht das Denken weilt,
Doch die der Adler nur beherzt durcheilt.

Der Undank, der ihn jäh ins Elend trieb,
Noch immer seine stolzen Schwingen lähmte,
Er blickte auf sein Weib, das treu ihm blieb
Und das sich jetzt um seine Heimat grämte;
Er sah auf seinen Sohn, der still und bleich
Im Schlummer ruhte an der Mutter Brust
Und seufzte bang: Wie war ich einst so reich,
Als ich vom Lebensleid noch nichts gewußt!
Wer nie besiegt ward, hat es leicht zu wagen,
Durch Gram und Elend lernt man zu verzagen.

In Schonen, hart am Meeresufer, fand
Wohl Laskaris ein trautes Heim voll Frieden,
Doch ach! auch in dem neuen Vaterland
War ihm, als sei das Glück von ihm geschieden.
Irene tröstete mit edlem Wort,
Des eig'nen Leids nicht achtend, mild den Gatten,
Doch scheuchte sie von seiner Seele fort
Nur selten seine tiefen, nächt'gen Schatten,
Die ihm erzählten, was er einst besessen —
Er seufzte unmutsvoll: Könnt' ich vergessen!

Sein Auge schweifte sehnend auf dem Meer,
Wo windumbraust der weite Ozean schäumte,
Da ward ihm stets aufs neu' das Herz so schwer,
Der Jugend dacht' er, da er selig träumte
Zur Abendzeit, wenn süß die Lüfte wehten,

Wenn er aufs Meer hinausfuhr ganz allein,
Da seine Lippen heiß begehrend flehten:
Oh möchte groß dereinst mein Leben sein!
Und trauernd dacht' er seiner Jugendzeit:
„Des Lebens Schiffbruch, ach, verschlug mich weit."

Doch während alles Glück ihm schien so fern,
Daß er dem Leben und dem Schicksal grollte,
Erstrahlte vor ihm jener lichte Stern,
Der ihm die Thatkraft wiedergeben sollte:
Vom schwed'schen Heere traf die Kunde ein,
Der Polenkönig sei aufs Haupt geschlagen —
Da war's, als sei gewichen jede Pein,
Es schwiegen vor dem Jubel alle Klagen,
Ein Schrei der Freude brauste durch die Lande
Und schlug das ganze Volk in seine Bande.

Es war, als würden Wahrheit jetzt die Tage,
Die sehnsuchtsvoll die Skalden heiß begehrt,
Ein König aus der alten Heldensage
War aufgestanden und erhob das Schwert.
Vor seinem Kampfruf zitterte das All,
Dem Sturme gleich, der brausend kommt vom Meere,
Wo er entfesselt hat den Wogenprall,
Zog tosend er dahin mit seinem Heere;
Die Völker fühlten dieses Sturmes Weh'n
Und sprachen bang: ein Großes ist gescheh'n.

Die Nachricht von dem Sieg so wunderbar
Durchs ganze Reich geschäft'ge Boten trugen,
Das weite Land im frohen Taumel war
Und höher alle Männerherzen schlugen.
Das Siegerglück das ganze Volk berauschte,
Und manche alte Hoffnung neu erwachte,
In allen Häusern, allen Hütten lauschte
Man jedem stolz, der neue Botschaft brachte;
Man fühlte sich dem Lebensleid entronnen —
War doch in Polen eine Schlacht gewonnen. —

Und auch zu Laskaris die frohe Kunde
Vom Sieg des tapfren schwed'schen Heeres kam,
Da brannte ihn aufs neu' die alte Wunde,
Der nimmer er gedacht in seinem Gram.
Er sah die Menge jauchzen, die nicht kannte
Den überwund'nen Herrscher in der Fern',
Und den sie dennoch Feind voll Abscheu nannte,
Weil er gewagt zu trotzen ihrem Herrn.
Die Frage schwebte leis zu ihm hinan:
„Was that er Euch? Was hat er mir gethan?"

Die bitt're Schmach, die er so lang' geduldet,
Sie stieg vor seinem geist'gen Aug' empor,
Er dacht' an alles, was er unverschuldet
Durch Undank und durch Niedertracht verlor.
Der alte Haß im Herzen ihm erwachte,
Den einsam er verborgen trug so lang',
Der Zorn des Volkes seinen Zorn entfachte,
Den einst auf seiner Flucht er niederzwang.
Er sprach: „Bin ich mir selbst denn fremd gewesen?
Ach! hassend kann ich endlich jetzt genesen.

Weil ich mich mutlos, thatlos selbst verachtet,
Weil ich im Leid vergaß des Fürsten Schlag,
Drum war mein Dasein schmachvoll und umnachtet,
Doch jetzt erscheint vor mir ein neuer Tag!
Der junge König soll mich endlich mahnen,
Mein eig'ner Rächer in der Welt zu sein,
Die Spitze seines Degens weist die Bahnen,
Auf denen uns das Glück erblüht allein —
Ich fühl' es tief: wenn wir den Sieg begehren,
Dann müssen wir im Kampf uns tapfer wehren!

Es wäre köstlich, dürften wir erwarmen
Am Feuer echter Menschenliebe nur,
Doch ach, auf Erden tötet das Erbarmen,
Und mit den Grausamen ist die Natur,
Wer Mitleid fühlt, ist einsam und verlassen,
Wo mitleidslos die rohen Kräfte walten.
Nur der, der in der Welt vermag zu hassen,
Kann kämpfend sein Geschick sich selbst gestalten.
Weh dem, der thatlos sich vom Leid läßt knechten!
Ich wag' es, mit dem Schicksal jetzt zu rechten."

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.

Ein Idealist!

Skizze von Max Fels.

(München.)

Es wird Winter.

Die Blätter an der alten Eiche sind schon ganz runzlig und grau.

Noch ein paar Tage, dann deckt der Schnee das kleine Fleckchen grünen Boden, das er von seinem Fenster zwischen den stimmungslosen Häusern sehen kann, und dann packt ihn wieder die Sehnsucht. —

Was nicht die Sehnsucht alles vermag? —

Da sitzt er im Lehnstuhl vorm prasselnden Kamin und träumt.

Wie seltsam es doch gekommen ist. — — —

Das flackernde Feuer wirft seine roten Blitze im Zimmer umher, auf den Revolver an der Wand, auf die Manuskripte am Boden, auf die Apollobüste im Winkel und in seine müden Augen und durch die Augen ins träge Hirn und ins Herz, und dann wird's hell, — wie er auch die Augen schließt — taghell — und dann sieht er — „sie".

Das bleiche, schmale Gesicht, die dunklen, blauen Augen, verführerisch lockend, wie Irrlichter über schillernden Tiefen. —

Vor fünf Tagen hat er sie zum ersten Mal gesehen, aber aus seinen Träumen ist sie ihm wohlbekannt — und aus der Jugend.

Wo hat er es doch schon gefühlt, dies wundersame Etwas, das aus den abgrundtiefen Augen hervordämmert? —

Die Kinderjahre — — die Heimat — — der Tannenwald — und mitten zwischen den uralten Bäumen der Weiher, schwarz und schaurig, und die schweigenden Föhren spiegeln sich in der unbewegten Flut, und große Wasserrosen schimmern ihr Bild zurück, und das träumt da in wunderbarer Pracht, und man möchte hineintauchen und beugt sich doch nur scheu über die geheimnisvolle Tiefe — — — sehnsuchtsvoll. — —

Und dann in den Träumen.

Das bleiche, schöne, leblose Weib mit den schwarzen Haaren und den feuchten Augen und dem schmerzzuckenden Herzen. —

Wie er sie küssen wollte und an sich pressen und sie dann anschauen, lang — lang — — und dann vergehen in stiller, wunschloser Liebe.

Und vor fünf Tagen hat er sie gefunden und heute hat er mit ihr gesprochen, und was ist geschehen?

Er muß lachen, wenn er daran denkt.

Wie er hinschlenderte durch die hellerleuchteten Straßen, planlos, ruhelos.

Wie er jedem Mädel in die Augen gaffte.

Straß' auf, Straß' ab hatte ihn schon das Schicksal getrieben, er war ordentlich melancholisch geworden.

Wie er dahinschlich im Flockenwirbel!?

Helles Frauenlachen ließ ihn den Schritt beschleunigen. Zwei junge Mädchen nahmen an der Straßenkreuzung unter großem Wortschwall von einander Abschied.

Mechanisch folgte er der einen, die ihren Weg nach der Innenstadt nahm.

Aber der weiche Schritt, die volle Gestalt, die schwarzen Haare — so bekannt!

Sie wandte den Kopf.

Er fuhr zusammen, erregt, zitternd.

Sie war's.

Sie war's, die er seit vier Tagen suchte, ein Verschmachtender die Quelle.

Wie ein Knabe ging er hinter ihr her.

Sie merkte es und warf den Kopf schnippisch zurück, dann sah sie ihn plötzlich an, fragend, vorwurfsvoll.

Das grelle Licht einer Laterne fiel gerade auf ihn. Er ward rot, ärgerte sich, weil er sein Unbehagen fühlte, und noch im Kampf mit Zorn und Verlegenheit sprach er sie an.

Sie antwortete nicht, aber er merkte wohl, daß sie nur mühsam ein Lächeln unterdrückte.

Und nun schritt er neben ihr her, erst noch schüchtern, aber dann sah sie ihn wieder so rätselhaft an, und da schmolz auf einmal seine Befangenheit und er sagte ihr alles, was ein Verliebter eben auf dem Herzen hat, alles. — —

Sie sah vor sich hin und schüttelte leise den Kopf.

„Wie heißen Sie?" fragte sie ihn.

„Gert, Gert Andersen."

„Ich heiße Magda Werner, — — — aber es ist ja doch nutzlos," und ein Lächeln flog über ihr bleiches Gesicht.

Dann ging sie wieder schweigend neben ihm her.

Ihr schlanke Gestalt war in einen taubengrauen Pelzmantel gehüllt, ihre kleine Hand hielt nervös den Schirm, und von Zeit zu Zeit traf ihn der Blick ihrer dunkeln, blauen Augen, blitzartig.

Sie entzückte ihn.

Er lud sie ein, mit in ein Konzert zu kommen.

Sie bedauerte, nicht annehmen zu können, sie hätte sich verabredet. Und als sie ihn blaß werden sah, fügte sie, seltsam lächelnd, hinzu: „Mit einer Freundin, natürlich mit einer Freundin."

„Dann ein andermal."

„Vielleicht."

„Nein, sicher!"

„Vielleicht."

Was er auch bitten und betteln mochte, es blieb bei diesem „vielleicht".

Endlich waren sie am Ziele.

Vor einer großen Villa hielt sie inne. Er kannte das Haus. Ein entfernter Verwandter bewohnte es, der Typus eines ekelhaften, prahlsüchtigen Emporkömmlings. —

Magda Werner gab ihm die Hand. Er hielt sie fest und sah in ihre

dunklen Augen, dann verschlang sein Blick das marmorweiße, verhärmte Gesicht, und da faßte ihn auf einmal so unendliches Mitleid mit dem jungen Mädchen.

„Magda, Du bist unglücklich!“

Und da sah er, wie's ihr feucht in die Augen stieg, und dann lachte sie nervös.

„Kindskopf!“

Und auf einmal warf sie sich ihm um den Hals und küßte ihn heiß auf die Lippen. — — — —

Als er wieder zu sich kam, hörte er schon die Hausthür hinter ihr ins Schloß fallen. — —

„Kindskopf!“ — —

Er war wie berauscht. Noch zehn Minuten stand er da und sah wie verklärt das Thor an, hinter dem „sein Lieb“ verschwunden war.

Erst als die Thür wieder ging, fuhr er auf. Aber es war nicht sie, sondern eine alte Aufwärterin.

Die Frau war in höchster Aufregung und fluchte halblaut vor sich hin.

„Bleibt das Fräulein lange bei ihrer Freundin?“ fragte er, ohne zu überlegen, wie thöricht seine Frage sei.

Die Frau sah ihn grinsend an.

„Beim Fräulein? Sie meinen doch die Schwarze, die vorhin kam?“ Er nickte. „Ne, die ist nicht beim Fräulein, die ist beim alten Rat, 's ist doch die Magda Werner, die Sängerin, seine Liebste, die der Rat aushält. Sauberes Haus! Hi, hi, hi!“

Und die Alte ließ ihn stehen und wackelte davon. —

Langsam, Schritt für Schritt, schlich er heim.

Ihn ekelte namenlos. —

Unten im Hausflur traf er die Tochter seiner Wirtin, ein frisches Ding von siebzehn Jahren.

Sie ward rot, als sie ihn sah. Das arme Ding liebte ihn. Wie rührend sie dastand, wie hilflos!

Wie ein Taumel überkam's ihn.

„Käthe!“ Dies Wort nur, und das kleine, hübsche Mädchen fing an zu schluchzen und lag an seiner Brust, und sie küßten und kosten und waren so namenlos glücklich, bis sie die Mutter hörten.

„Käthe, genug!“ Und das liebe Ding hielt mitten im Kusse inne und schlich mit brennenden Wangen hinaus, überselig. — — — — —

Da war er wieder allein. —

Das Feuer prasselte, er setzte sich in den Lehnstuhl und träumte. Aber wie er die Augen schloß, da erschien ihm auf einmal eine hohe Gestalt mit dunklen, blauen Augen, die wie Irrlichter schillerten, und dann fühlte er wieder den brennenden, zehrenden, wilden Kuß! —

Arme Käthe! Du sitzt gewiß drüben auf Deinem Bettchen, von dem aus Du über den beschneiten Dächern die goldenen Sterne sehen kannst, und denkst an ihn, und suchst Dir für Deine Liebe einen Stern, einen recht großen, funkelnden Stern! —

Arme Käthe! —

Das Feuer brennt nieder.

Er starrt in die Glut, und dann hinaus in die Nacht und schließt die Augen und kann das Bild doch nicht loswerden. — — — — — —

Die taufrischen Küsse von Mädchenlippen — die Liebste des alten Rat, „die er aushält". — —

Es überläuft ihn.

Und doch: arme Käthe!

Geschichte eines Träumers.

Von Friedrich Thieme.

(Dresden.)

Florenz Allendorf war ein Träumer. Er war es von Kindheit an. Nie hatte es für ihn eine Zeit gegeben, in welcher er sich an den Spielen und Belustigungen gleichaltriger Knaben beteiligt hätte; vom Wiegenbett an — möchte man sagen — charakterisierte ihn eine merkwürdige Teilnahmlosigkeit gegen alle Äußerungen des praktischen Daseins.

Wenn seine Geschwister sich munter im blumenreichen Garten herumtummelten oder in der neutralen Kinderstube ihr naives Wesen trieben, saß Florenz still in einem Winkel, das Haupt weit vornüber geneigt und dachte nach. Doch halt, nachdenken ist wohl nicht der korrekte Ausdruck. Halten wir uns von vornherein an die ungeschminkte Wahrheit: er dachte nicht, er träumte, und lange schon, bevor er begreifen lernte, was Wollust und Sinnlichkeit sei, spiegelte seine weit vorgeschrittene Phantasie ihm reizvolle Bilder vor, deren berückende Formen ihm einen Genuß gewährten, welcher ihn bald aller ernsten Arbeit, allem nützlichen und mit Anstrengung ver-

knüpften Schaffen abtrünnig werden ließ. Zwar waren es noch ziemlich harmlose und unsinnige Geschichten, mit welchen er sich selbst unterhielt, aber sie hatten alle die eigenartige Erscheinung gemein, daß ihre Helden stets dem weiblichen Geschlecht angehörten und daß seine Erfindungskraft sich vor allem darin gefiel, sich diese Frauengebilde unter dem Einfluß der entsetzlichsten und wunderbarsten Martern und Qualen auszumalen. Und das Wohlgefallen am Schrecklichen, selbst wenn die That davor zurückbebt und nur die Phantasie sich damit beschäftigt, ist immer sinnlichen Ursprungs und häufig — wie die Geschichte nachweist — der erste Schritt zum Wahnsinn gewesen.

Seinen Eltern, Lehrern, wie überhaupt allen, die ihn näher kannten, galt Florenz als ein sehr intelligenter Knabe. Sie liebten ihn wegen seiner Bescheidenheit, die nichts als Feigheit war; sie bewunderten seine Bedürfnislosigkeit, welche doch nur in dem Umstand wurzelte, daß seine Leidenschaft für die oben geschilderte Art der Unterhaltung ihm Apathie für alles andere einflößte; sie bestärkten ihn in seinem träumerischen Hang, den sie für das erfreuliche Symptom eines früh entwickelten Geistes hielten. Und allerdings war der Knabe allen seinen Mitschülern im Lernen voraus, er faßte wunderbar rasch auf und frappierte durch treffende Schlüsse und Antworten. Aber seine Erzieher, die ihn deshalb lobten, übersahen, daß es eigentlich nicht der Verstand war, der ihn so vorgeschritten erscheinen ließ, sondern daß er die Dinge nur mittelst seiner Phantasie erfaßte und daß alle seine frühzeitigen Fortschritte auf Rechnung der geistigen Spannkraft und Klarheit sich vollzogen.

Sobald er Gedrucktes buchstabieren konnte, begann er Romane zu lesen. Welchen Inhalts, ist leicht zu erraten; nur das Excentrischste, Ungewöhnlichste, Phantastischste fesselte seine überreizten Nerven; Poe, Hoffmann, Dumas, Gerstäcker, Verne wurden seine Lieblingsschriftsteller.

Ich darf dem Leser nichts vorenthalten, denn ich schreibe Thatsachen. Es ist eine entsetzliche Erscheinung, aber es ist die Wahrheit, daß Florenz in seinem vierzehnten Jahre allen Ernstes verliebt war. Die Auserkorene seines Herzens war das Dienstmädchen seiner Eltern, Sophie, eine weniger schöne, als üppige Wendin aus der sächsischen Lausitz, eine Dirne ohne Bildung und von niedriger, gemein sinnlicher Denkungsart, welche den Liebkosungen des empfänglichen Knaben ohne Scheu den allezeit disponiblen Mund und seinen glühenden Phrasen die lüsternen Ohren preisgab.

Es war die Wirkung einer guten Regung in seinem Innern, die den Knaben, den glücklicherweise die feinfühlende Sorgsamkeit seiner Eltern bisher vor jedem Erkennen der die Weiterbildung der Menschheit bewirkenden Kräfte gewahrt hatte, nach kurzer Zeit jene Dirne ebensosehr verachten ließ,

als er sie bis dahin zu lieben glaubte. Die Reaktion trat so plötzlich ein, daß er sie selbst kaum begriff, und heftige Selbstanklagen traten an die Stelle seiner unwürdigen Leidenschaft.

Die Zeit kam, da er sich für ein Studium entscheiden mußte. Der junge Mann wählte das philologische, warum, wußte er eigentlich selbst kaum. Er fühlte dazu genau so viel oder vielmehr genau so wenig Trieb in sich, als zu jedem anderen. Er wählte es, weil er wohl oder übel etwas werden mußte. Er studierte mit wechselndem Fleiß, lag bald eifrig über den Büchern, bald ließ er sie wochenlang unberührt, war der Tollste im Kreise lustiger Verbindungsbrüder und forcierte Kraft und Lebenslust, die seinem innersten Wesen fernlagen.

In diese Periode fällt das erste Auftauchen jener rätselhaften Empfindung, welche für sein Leben so verhängnisvoll werden sollte. Mitten im eifrigsten Studium, mitten im Rausche jubelnder Vergnügungen quälte ihn jäh eine sonderbare Frage. Diesen Moment, gerade diesen, rief es in ihm, hast Du bereits einmal erlebt! In genau dieser Situation befandest Du Dich schon einmal! Diese Person ist Dir schon einmal entgegengetreten! Von alledem mußt Du schon einmal — geträumt haben.

Aber die Empfindung war eine so unbestimmte, nebelhafte, daß er nie zur Klarheit über die Realität seiner wirren Vermutungen gelangte. Für ihn war das Resultat nur eine nervöse, peinigende Unruhe, welche ihm Veranlassung wurde, den abenteuerlichsten Phantasien und Gedanken tägliche Audienz zu bewilligen. Seine träumerischen Neigungen nahmen unter der Einwirkung dieser selbstquälerischen Vorspiegelungen allmählich eine andere Form an; hatte er sich früher nur mit all dem tollen Zeug, das er sich vormalte, angenehm unterhalten, sich nur wollüstig berauscht in den abenteuerlichen Zukunftsbildern, die er erfand, so gewannen jetzt bereits viele der trügerischen Schöpfungen für seinen unklaren Geist eine beunruhigende Wahrscheinlichkeit und es bedurfte für ihn förmlich der Gewalt, die dunklen Schatten abzuschütteln.

Der Ungläubige erlebt nichts Wunderbares. Florenz, obwohl er sich schmeichelte, über dergleichen Thorheiten erhabener zu sein, als jeder andere, war dem Übernatürlichen zugänglicher, als mancher Einfältige.

Unglücklicherweise begegnete dem jungen Imaginanten ein Ereignis, das er fast für eine Bestätigung der von ihm streng geheim gehaltenen Einbildungen halten durfte.

Auf dem Wege zum Kolleg bemerkte er täglich einen jungen Mann in seinem Alter, der, von der entgegengesetzten Seite kommend, ohne ihn zu beachten, vorüberging. In der äußeren Erscheinung des Fremden sowohl, als in seinem Gebahren offenbarte sich nicht das mindeste Auffällige, trotz-

dem beschäftigte sich des Studenten irregeleitete Phantasie beständig mit ihm. Zuerst war es nur die schwer besiegbare Macht der Gewohnheit, die ihn jenes Anblick suchen ließ, und wenn er ihn zufällig verfehlte, so quälte ihn die Furcht, es werde ihn an diesem Tage irgend ein Unglück treffen, weshalb er sich auch die undenklichste Mühe gab, den rechten Augenblick nicht zu verfehlen. Später setzte er sich gar die eigentümliche Idee in den Kopf — und hielt mit durch nichts zu erschütternder Hartnäckigkeit daran fest —, daß der Fremde Thorwald heißen müsse. Wie er gerade zu diesem Namen gelangte, darüber blieb er sich selbst die Rechenschaft schuldig, der Name drängte sich ihm eben in den Sinn, wie jeder andere seiner Einfälle und wurde von ihm ebenso eigensinnig beibehalten.

Ein Zufall führte ihn eines Abends in des Fremden Gesellschaft. Freunde brachten beide zusammen. Mit atemloser Spannung erwartete Florenz das Resultat der Vorstellung. Endlich „Herr Allendorf — Herr — Thorwald,“ sagte der Unternehmer der Ceremonie. Florenz erbleichte und blieb den ganzen Abend in sich gekehrt und einsilbig. Doch von dem Augenblicke an erachtete er sich mit einem außergewöhnlichen Ahnungsvermögen begabt und grübelte allen Ernstes der wahnsinnigen Hypothese nach, ob der Mensch wirklich nur ein Leben lebe oder ob es nicht doch vielleicht in verschiedenen Gestalten und nur ohne das Bewußtsein seiner früheren Existenz auf unserem Planeten sich wiederhole.

Der Bedauernswerte griff die Wunder jetzt förmlich mit Händen. Das Natürlichste und Einfachste gewann für ihn einen mystischen Ausdruck, das Seltsamste und Ungereimteste erschien ihm natürlich und alltäglich. Die Möglichkeit besaß keine Grenzen mehr für ihn. Wenn eines Nachts ein Engel vor ihn hingetreten wäre, um ihm Grüße vom lieben Gott oder irgend einem Verstorbenen zu bringen, ich glaube, das Phänomen hätte den in einem Meere von Mysterien schwebenden Jüngling nicht mehr in Verwunderung versetzt, als das Eintreten seiner Hauswirtin mit dem allmorgendlichen Frühstück. Sein angeborener Pessimismus, der ihn ohnehin alle Begebnisse im schwärzesten Lichte erblicken ließ, alliierte sich alsbald zum Zwecke seiner vermehrten Peinigung mit diesen mystischen Hilfstruppen, so daß er, der nie im geringsten jemand zu nahe getreten war, beinahe von der innern Furcht eines verruchten Bösewichts gequält wurde. Lachten Personen, während er vorüberging, so wähnte er, sie machten sich über ihn lustig, sahen sie ihn an, so forschte er an seinem ganzen Körper nach etwas Auffälligem. Traf ihn gar zufällig das Auge eines Schutzmannes, so fürchtete er, unter der Anklage irgend eines schweren Verbrechens verhaftet zu werden, und überlegte oft stundenlang, wie es ihm in einem solchen Falle wohl möglich sein würde, seine Unschuld nachzuweisen. Das Kurioseste

aber war, daß ihn, so oft er abends nach Hause ging, die Furcht plagte, einen Doppelgänger im Bett zu finden, der ihm durch seine Erscheinung den nahen Tod verkünde. Kurz, es gab für den Armen kein Gefühl absoluter Sicherheit mehr, der Boden des Natürlichen und Realen schwand mehr und mehr unter seinen Füßen, er schwankte über die Straße des Lebens, wie ein Rückenmarkskranker über diejenige der Stadt.

Ich komme nun zu der Katastrophe seines Lebens, dem furchtbaren Ereignis, das zu schildern der Zweck meiner Erzählung ist.

Florenz beschäftigte sich von frühester Jugend an nicht nur mit dem Lesen der Romane, sondern er versuchte auch bald, selbst welche zu fabrizieren. Dem phantasiereichen Jüngling mangelte es keineswegs an Talent, aber seine träumerischen Gewohnheiten raubten ihm die Hauptbedingungen erfolgreichen Schaffens, Selbstvertrauen und Thatkraft. Er begann viel, ohne es zu vollenden, und so glühend auch der Eifer war, mit dem er sich in der Regel der Ausbeutung einer neuen Idee hingab, so konnte man nichtsdestoweniger darauf schwören, daß er sie am dritten Tage bereits wieder aufgegeben hatte. Der erste Rausch war dann vorbei, Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit traten an Stelle des schöpferischen Feuers. So kam nie etwas Rechtes zustande, eine Thatsache, für die der Kurzsichtige natürlich nicht sich selbst, sondern vielmehr die widrigen Verhältnisse und die ungünstige Zeit verantwortlich machte, worin er lebte. Nicht aus sich selbst heraus erhoffte er Hilfe, sondern von außen her, und träumte mit Vorliebe von einer rettenden Freundin, wie Rousseau sie in Madame von Warens besaß.

Tausendmal schmückte er sich im Geiste mit glühenden Farben den ersehnten Augenblick aus, wo die Göttin seines Lebens vor ihn hintreten würde. Die Umstände mußten selbstverständlich die außerordentlichsten, das himmlische Wesen selbst mußte eine junge Witwe, Französin, unerschöpflich reich und von wunderbarer Schönheit sein. Noch mehr, er reihte sie der Kategorie der Emanzipierten ein, bekleidete sie mit kurzem, einfachen und einfarbigen Kleid und Bluse, auch steckte er ihr, weil er selbst leidenschaftlich rauchte, eine duftende Cigarette in den Mund; dagegen ließ er ihr, weil er kurzgeschnittenes Haar an Damen nicht mochte, in anerkennenswerter Großmut den vollen Schmuck ihrer üppigen schwarzen Flechten und stattete ihre hohe weiße Stirn mit Simpelfransen aus, so lang man sie will. Dieses Erzeugnis seiner Sinnlichkeit verehrte er gleich einer wirklichen Gestalt als seine „geistige Freundin“, sie war das Wesen, das Harmonie mit ihm teilte, er schuf sie vorurteilsfrei und hochdenkend, er bewilligte ihr beinahe so viel Geist, als er selbst zu besitzen sich schmeichelte; ja, er war von wahrhaft edelmütiger Freigebigkeit, denn er schmückte sie außerdem noch mit

allen den Tugenden aus, die er nicht besaß, mit Willenskraft, Entschlossenheit und Ausdauer.

Sie dachte er unzertrennlich von sich, sie hing an ihm mit hingebender Treue und pflegte sein mit nie ermüdender Liebe. Sie waren ein Leib und eine Seele; das Eigentum war gemeinschaftlich, ohne daß dieser unwürdige Umstand jemals der Erwähnung für wert erachtet worden wäre; sie wohnten zusammen, sie schafften gemeinsam; Beatrice — mit diesem Namen taufte der Jüngling das liebenswürdige Produkt seiner Einbildungskraft — rüttelte ihn auf aus seiner Apathie, sie ermutigte ihn, sie stärkte ihn. Eine Heirat nach irdischen Gebräuchen war natürlich ausgeschlossen, obwohl er die Holde in jeder Hinsicht — ich sage in jeder Hinsicht — an die Stelle einer angetrauten Gattin treten ließ. Man lebte eine Musterehe, ohne durch Gesetz und Religion verknüpft zu sein. Und als er starb — er sah sich in seinen Träumen mit unbeschreiblichem Wohlbehagen immer sehr frühzeitig unter der Erde, so sehr er auch sonst den Tod fürchtete — als berühmter und hochgeehrter Dichter starb, da beweinte ihn die unzertrennliche Gefährtin seines Daseins mit heißen Thränen, schrieb seine Biographie und folgte ihm dann unverzüglich ins stille Grab. So oft und so lebhaft malte der Phantast sich diesen Lebenslauf mit allen Einzelheiten aus, daß ihm schließlich die „geistige Freundin“ nahe trat gleich einer lebenden Person und sogar bestimmend auf sein Handeln und Denken einzuwirken anfing und daß oft, wenn er in der Kette der eingebildeten Ereignisse bis zu seinem so und so vielten Ableben gekommen war, die Rührung über das eigene erdachte Geschick ihm die hellen Tropfen in die Augen trieb.

Der Augenblick kam endlich für Florenz heran, da er sich auf seine eigene Kraft angewiesen sah, ohne seine Talente genügend ausgebildet zu haben, um sie für die Erhaltung seiner Existenz wirksam zu machen. Vater und Mutter starben schnell hintereinander an einer epidemischen Krankheit, sie hinterließen so gut wie nichts, denn der Vater, ein Staatsbeamter, war auf eine Pension angewiesen gewesen, welche um so weniger Ersparnisse verstattete, als das Studium des geliebten Sohnes eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe verschlang. Von seinen Geschwistern hatte der Unglückliche ebenfalls nichts zu hoffen, sie befanden sich sämtlich nicht in besonders glänzenden Umständen, sie opferten ihm schon viel, indem sie ihm die nach Auflösung des elterlichen Hausstandes verbleibende kleine Summe von etwa 90 Thalern zum Geschenk machten. Was blieb ihm daher übrig, als sein Studium an den Nagel zu hängen und einen lohnenden Erwerb zu suchen?

Der junge Mann verzweifelte in dieser unerquicklichen Situation keineswegs, er zweifelte keinen Augenblick, daß es nur von ihm abhänge, die

Poesie zu der milchenden Kuh zu gestalten, die für seine Bedürfnisse sorgen werde. Nur die mangelnde Ausdauer, sagte er sich, habe ihm bisher den Erfolg verschlossen, es sei ganz gut, daß er durch das Schicksal gezwungen werde, zu arbeiten; nun werde er schon bald Tüchtiges leisten. Wie sehr sollte er sich enttäuscht finden! Wer schon einmal den leidvollen Versuch gemacht hat, ein erstes Manuskript in einem Journal unterzubringen oder gar einen Verleger dafür zu interessieren, der wird wissen, was das besagen will. Allenthalben Körbe, wohin man sich wendet — ungelesen, unbesehen, selbst uneröffnet gelangt das unglückselige Produkt, gleich dem bösen Geist im Glase, mit mathematischer Regelmäßigkeit in die Hände seines Erzeugers zurück. Florenz erfuhr das in vollstem Maße an seinem ersten, für die Öffentlichkeit bestimmten Opus, einem Zaubermärchen, das weiter keinen Fehler hatte, als daß es 30 Jahre zu spät kam. Die Leidenschaft des Publikums für romantische Lektüre war schon lange tot, man las jetzt den Damen- und Professorenroman, von denen der eine eine unmögliche Gegenwart und der andere eine unmögliche Vergangenheit veranschaulicht.

Florenz weinte manche bittere Thräne der Enttäuschung, teilte doch ein zweites Manuskript das schreckliche Schicksal des ersten und schmolz doch seine kleine Barschaft immer mehr zusammen!

In wilder Verzweiflung stürzte er eines Tages ins Freie, um seine Seufzer über einen eben erhaltenen, in den höflichsten Wendungen abgefaßten Absagebrief an den Himmel zu adressieren. Er hielt sich nicht auf mit der Frage: „Wohin?“, immer querfeldein lief er, wohin seine Füße ihn eben trugen. So sonderbar es klingen mag, solchen Naturen ist es Bedürfnis, ihren Kummer zu verlaufen. Das rasche Gehen, die hastige Thätigkeit bringt eine förmlich tröstende Wirkung auf das geängstete Herz, das gewissermaßen seiner Qual zu entfliehen versucht, hervor.

Schon neigte die Sonne sich gen Westen, als der Jüngling keuchend und erschöpft in einem kleinen Gehege still hielt und den müden Körper auf eine Ruhebank warf. Aber wie ward ihm plötzlich? Diesen Ort — diese Bäume in ihrer eigenartigen Gruppierung — wo hatte er sie schon gesehen? Seines Wissens war er doch noch nie hier gewesen, — und doch — er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er hier die Antwort hervorholen. Wieder einmal stand er vor dem wunderbaren Rätsel seines Lebens, dessen Lösung er nie finden sollte.

Da zuckte es plötzlich wie ein Blitz durch sein Gedächtnis.

Ha! das war ja die Stelle, wo Beatrice ihm begegnen sollte. So oft hatte dieser Platz ihm vorgeschwebt in seinen Träumen, so oft hatte er auf derselben Bank gesessen, neben ihr, der teueren Freundin, ihre schöne Hand in der seinen haltend! Wie eifrig, wie sehnsuchtsvoll hatte

er bei seinen Streifereien in der Umgegend diese Stätte gesucht, ohne sie je entdecken zu können!

Aber sie war nicht da, obwohl er sie hier treffen mußte. Dort, dort zwischen den zwei Linden, die ihre Kronen, wie zwei Liebende ihre Häupter, verlangend und zärtlich einander zuneigten, mußte sie hervorkommen. Sie mußte, mußte! sein Herz sagte ihm, daß sie kommen würde, daß die Wendestunde seines Daseins erschienen sei.

Und sieh! dort nahte sie — das waren ihre vertrauten Züge, das war ihr liebes, lächelndes Antlitz! Langsam trat sie hervor aus dem verbergenden Dicht, wie sie tausendmal für ihn hervorgetreten war — sie schien in Sinnen versunken und ihre weißen Hände spielten mit Blumen — Blumen schmückten auch ihr Haar, ein Kranz von Centifolien — oh wie schön prangte er auf den üppigen nachtschwarzen Flechten! So trat sie näher mit leisen Schritten — er eilte auf sie zu, verklärt, verzückt, wahnsinnig, und faßte leidenschaftlich ihre Hand.

„Beatrice!“ rief er, schluchzend vor Freude, „Beatrice, meine Beatrice! Gut, daß Du kommst, es ist die höchste Zeit! O, wie lange, wie lange hab' ich vergebens nach Dir ausgeforscht!“

Sie zog ihn sanft an die Brust und küßte ihn. O, es war ein süßer, erquickender Kuß, ein himmlisches Labsal! „Florenz,“ flüsterte sie leise, „still, Florenz! Noch ist die Stunde nicht da, die uns für immer verbindet. Ich darf noch nicht ganz Dein sein. Warum? fragen Deine Lippen. Das ist eine lange, traurige Geschichte, welche ich Dir das nächste Mal erzählen werde. Ich kam heute nur, um neue Hoffnung in Deine verzweifelte Brust zu gießen. Sei stark im Gedenken an mich, mein Freund; sei mutig in der Hoffnung!“

Ein Kuß noch, ein glühender, feuriger — sie schwebte davon.

„Beatrice, bleib — bleib, Beatrice!“ jammerte der Verlassene und wollte ihr nach.

„Folge mir nicht,“ rief sie zurück und hob warnend den Finger.

Da warf er sich verzagend auf die Erde. — — — —

Unzählige Male rief er sich in der Folge diese Begebenheit vor den Geist zurück — zurück mit allen ihren Einzelheiten und Empfindungen — merkwürdig, er konnte das liebliche Bild nicht zur rechten Klarheit und Deutlichkeit vollenden, das Ganze blieb unbestimmt, nebelhaft vom ersten Tage an; der Eindruck war ein so schattenhafter, wie kaum eine wirkliche Thatsache ihn zurückläßt. Sollte er das Opfer einer Sinnestäuschung, einer Hallucination geworden sein? Sollte das Porträt der Geliebten ihm nur erschienen sein, um ihn, wie die Fata Margana den Verschmachtenden in der Wüste, auf kurze Zeit über die Qual seiner Lage hinwegzutäuschen?

Unmöglich! — und doch — warum unmöglich?

Unzählige Male lenkte er seine Schritte nach der Stelle, wo die Begegnung stattgehabt, um sich zu überzeugen, ob das Gehölz wirklich vorhanden, um zu versuchen, ob sich nicht am Schauplatz selbst die Erinnerung wieder klarer auffrischen lasse — umsonst — er fand es nicht wieder, so schmerzlich er auch forschte. Er entsann sich ja gar nicht mehr, welche Richtung er an jenem Tage eingeschlagen, welchen Weg er zurückgelegt hatte. Er kannte auch den Namen des Waldes und der Gegend nicht; und bei seiner Beschreibung schüttelten, die er fragte, die Köpfe und meinten, sie könnten sich nicht erinnern, daß ein Plätzchen, wie das beschriebene, in der Nähe sei. Was kein Wunder war — denn Florenz beschrieb das Gehege nicht, wie es in Wirklichkeit aussah, sondern wie seine Einbildungskraft es ihm vorspiegelte!

So konnte nichts diesen Zweifel lösen, als der Zweifel selbst, und er that es wirklich. Gewohnt, an allem zu zweifeln, zweifelte der Ideolog an seinen Zweifeln nicht zum wenigsten. Für ihn gab es ja insofern fast keine Wirklichkeit mehr, als er sich wenige Stunden nach einem Ereignis, in dessen Mittelpunkt er gestanden, oft allen Ernstes fragte, ob er es in Wahrheit erlebt oder nur geträumt habe. Dieser Schwäche war er sich wohl bewußt und mit ihr tröstete er sich auch in diesem Falle. „Du zweifelst ja an allem," sagte er sich vernünftigerweise, „folglich konnte es nicht ausbleiben, daß Du auch diesmal der Wahrheit mißtrautest. Nichtsdestoweniger bleibt es die Wahrheit."

Inzwischen erfuhren begreiflicherweise seine materiellen Verhältnisse keine Fortschritte zum Günstigeren. Im Gegenteil, seine Barschaft teilte das Schicksal aller der Barschaften, von denen immer fortgenommen wird, ohne daß sie jemals einen Zuwachs erfahren — sie war eines Morgens nicht mehr da!

Florenz hätte darauf vorbereitet sein können, er war es aber nicht. Er hatte nicht daran denken wollen. Von einem Tag zum andern hatte er mit dem Vorsatz sich getröstet, er wolle morgen über seine Lage ernstlich nachdenken. Dabei war es geblieben. Nun stand er am Ende. Was sollte der Unglückliche beginnen? Auf den Druck seiner Manuskripte durfte er nicht mehr hoffen — Kredit besaß er nicht für drei Tage — an die Seinen sich zu wenden, empörte sich sein Stolz — was also thun? Unpraktisch, unerfahren wie er war, hielt er sich nicht lange mit Überlegen auf — er schnürte sein Bündel und marschierte nach der Hauptstadt. Wie alle schwachen Charaktere, sah er in jeder Veränderung etwas Wünschenswertes, eine Verbesserung, ja fast die Rettung selbst. Darum nur fort, fort von der Stelle, auf der er sich gerade befand — dann fiel das, das

und das Unangenehme fort, dann brauchte er hierauf und darauf keine Rücksicht mehr zu nehmen, dann würde er freier und ungehinderter agieren können u. s. w. u. s. w. Mit solchen Schlüssen seine Besorgnisse in Schlaf lullend, schritt er rüstig seine Straße dahin und langte noch am Abend des Tages, an dem er ausgezogen, in der Residenz an.

Bald sollte er indessen der traurigen Wahrheit inne werden, daß man hier keineswegs auf ihn gewartet hatte. Alle Hilfsmittel, die er hier zu finden gehofft, alle die Quellen, an denen er sich Beschäftigung versprochen, ließen ihn im Stiche. Sein karges Zehrgeld war bald aufgezehrt, das Gespenst des Hungers trat drohend an ihn heran.

Verzweiflung im Herzen, Klagen und Verwünschungen auf den Lippen, irrte er unstät zwischen den riesigen Eichen eines wohlgepflegten Parkes umher, der sich weit und prachtvoll hinter den Mauern des Königsschlosses ausdehnte. Der Arme! Heute Nacht würde er nicht einmal mehr ein Obdach bezahlen können! Ach, es ist so entsetzlich, herumzuschweifen, ziellos, in trostloser Finsternis, an fremder Stätte, durchschauert von der feuchten Kälte der schwarzen Nacht, gepeinigt von den Schreckbildern ihrer pessimistischen Kraft, die alles Furchtbare zum Gigantischen zu verzerren vermag; ohne einen Pfühl, wo der der Erschöpfung erliegende Körper neue Kräfte sammeln, wo eine Stunde wohlthätigen Schlafes das kreisende Hirn zu neuem Ausharren zu stärken vermag!

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte der Verlassene, „so soll ich hungernd mich niederwerfen auf eine dieser harten Bänke oder gar auf die taufeuchte, kühle Erde? Besser wäre mir, ich läge ganz darin verscharrt, für immer entronnen dem Elend dieser jämmerlichen Welt, für die ich nicht geschaffen bin. Oh, der Tod ist so süß —“

Ja, wohl ist der Tod eine gute Rettung für diejenigen, welche den Mut in sich fühlen, ihn zur rechten Zeit zu rufen. Florenz besaß diesen Mut nicht, er war zu feig zum Selbstmord. Lieber ertrug er alle Qualen des Hungers und Durstes, alle Schrecken der Obdachlosigkeit, alle Schlangenbisse der Verzweiflung, alle die raffinierten Folterkunststücke des grausamen Lebens! Sie alle vermochten nicht den letzten, einsamen Strahl der Hoffnung herauszureißen aus seiner Brust, der Hoffnung, die so lange Jahre in seinem Herzen ihre festeste Burg gehabt hatte! Vielleicht konnte er doch noch glücklich werden, vielleicht doch noch — nur noch einen Tag, noch eine Stunde wollte er warten, vielleicht, daß sich in dieser Zeit etwas ereignete, was ihm heraushalf aus seinen Nöten.

Es mußte sein, es mußte — wie hätte auch er, dem die Wunder so natürlich waren, daran verzweifeln sollen, daß noch im letzten Moment irgend ein wunderbares Begebnis ihn retten würde? Noch kannte er ja die

Menschen zu wenig, um ihnen zuzutrauen, daß sie einen ihresgleichen gleich einem Hund auf offener Straße verhungern lassen würden! — Als ob nicht schon ganz andere Leute verhungert wären!

Immer tiefer gelangte er auf diese Weise in den Park, auf Pfaden, deren Betreten, wie große Warnungstafeln ihn hätten belehren müssen, wenn er nur im mindesten auf seine Umgebung geachtet hätte, streng untersagt war.

Auf einmal sah er sich vor der anmutendsten Scene, welche außer einer einzigen sein Auge je geschaut. Am Ufer eines klaren Bächleins, dessen krystallhelles Wasser geschickte Hände zu einem künstlichen Fall gezwungen hatten, inmitten eines bunten Teppichs süß duftender Kamillen, Dotterblumen und Gänseröschen, lagerte nachläffig eine junge Dame von außerordentlichem Reiz; ein weites, weißes Gewand, durch einen goldenen Gürtel um ihre Hüften befestigt, umhüllte lose die schönen Formen ihres Körpers; ihre schwarzen Haare, glänzend wie die seidenen Strähnen der verkörperten Sommernacht, wallten aufgelöst um die halb entblößten Schultern — so lag sie sorglos zwischen den lieblichen Wiesenkindern und schaute träumerisch zu dem tiefblauen Himmel auf, während ihren rosigen Lippen eine einfache herzergreifende Melodie entströmte.

Der junge Phantast vergaß über dem Anblick seine ganzen Leiden. Wie gebannt blieb er vor der holden Erscheinung stehen, deren Antlitz ihm grausam noch das hohe Gras verbarg. Mit atemlosen Entzücken, seine Nähe nicht zu verraten, lauschte er ihrem weichen, schwermütigen Gesang — oh, er kannte das Lied, es war sein Lieblingslied, eine einfache seelenvolle Melodie von wunderbarem Schmelz und Wohlklang — das traurige Lied von der Welle.

„Welle, was klagest Du
Sehnsüchtig leise?
Höre so gern Dir zu,
Lehr' mich die Weise.

Träumerisch schon als Kind
Lauscht ich ihr gerne;
Sag' mir sie vor geschwind,
Daß ich sie lerne!" —

„Freu' Dich, Du kleine Blüt'
In Deinem Kreise;
Bet', daß Dich Gott behüt'
Vor meiner Weise.

Trug sie mit mir daher
Fern aus der Ferne,
Sing' sie dem Freundesheer
Blitzender Sterne.

Unstät von Ort zu Ort,
Fort muß ich eilen,
Hab' keinen Friedensport,
Darf nicht verweilen.

Falter am Uferstrauch,
Darf ihn nicht fassen;
Grüßt mich ein holdes Aug',
Muß es verlassen.

Zarten Vergißmeinnichts
Bläuliche Sterne —
Beim Schein des Mondenlichts
Küßt' sie so gerne.

Reichet die Lippen süß
Lieb mir herüber —
An meinem Paradies
Ich muß vorüber!

Muß auch vorbei an Dir
Ziehn im Gewimmel;
Tod erst giebt Freiheit mir,
Trägt mich zum Himmel!"

„Wie schön, wie göttlich!" rief der entzückte Zuhörer halblaut und trat unwillkürlich einen Schritt näher.

Einen Laut des Schreckens ausstoßend, wandte die Jungfrau sich nach dem Sprecher um.

„Beatrice, Du!" rief er, sie erkennend, „Beatrice!"

„Mein Herr —!" Sie erhob sich.

„Beatrice," fuhr er glühend fort und eilte auf sie zu, um sie mit seinen Armen zu umfangen, „endlich, endlich! Wie dankbar bin ich, Dich jetzt zu finden! O, Du, Du allein kannst und wirst mich retten!"

Er wollte sie umfassen, sie entzog sich ihm.

„Mein Herr," sagte sie entrüstet, „entfernen Sie sich unverzüglich. Sie dürften es andernfalls bitter bereuen — kennen Sie mich nicht?"

„Beatrice, es mag sein, daß die rechte Stunde noch nicht gekommen ist, aber meine Not ist so groß, erbarme Dich meiner, meine Freundin!"

„Ich kenne Sie nicht. Gehn Sie auf der Stelle!"

„Bist Du nicht Beatrice?"

„Dies ist mein Name, aber Sie kenne ich nicht."

„Oh, Geliebte, denke an unsere Begegnung im Gehege zu Y."

„Ich war nie in Y."

„Du willst mich nicht kennen, Beatrice, Du verläßest mich in meiner

höchsten Not. Oh, sei barmherzig, sei mitleidsvoll!" Er versuchte nochmals, sie an seine Brust zu ziehen, sie wehrte sich angstvoll.

„Hinweg, Wahnsinniger, der Sie sind!" rief sie im höchsten Zorn, „hinweg, oder ich lasse Sie verhaften! Ich weiß nicht, wer Sie sind!"

Dieser Ton war zu bestimmt, als daß er noch länger hoffen konnte. Bestürzt, vernichtet trat er zurück, Thränen entströmten seinen Augen, aus denen der Blitz der Hoffnung wieder verschwunden war. Seine aufgehobenen Hände sanken gelähmt zurück.

„Verzeihen Sie, Fräulein," sagte er traurig, „eine verhängnisvolle Ähnlichkeit täuschte mich!"

„Gehen Sie, dann will ich Ihnen verzeihen," erwiderte sie sanfter, denn sein blasses, kummervolles Gesicht flößte ihr Mitleid ein. „Wissen Sie nicht, daß Sie nicht hierher kommen dürfen?"

„Verzeihung," wiederholte er, „ich befand mich in großer Aufregung — ich sah — ich —"

„Es ist gut."

Sie wollte sich von ihm wenden, kehrte ihm jedoch ihr Antlitz plötzlich wieder zu und sagte mit milder Stimme: „Ihrer Rede entnahm ich, daß Sie in Not seien? Kann ich etwas für Sie thun?"

„Fräulein, ich bin kein Bettler."

„Ich will nicht fragen, woher Sie meinen Namen kennen und ob diese Scene nicht vielleicht doch ein vorbereitetes Manöver war. Ihre Erregung war zu mächtig, um erheuchelt zu sein. Ich begreife das Ganze nicht," fügte sie nachdenklich hinzu.

„Hören Sie mich an —"

„Ich darf Ihnen nicht länger zuhören. Es ist Ihr Glück, daß meine Damen nicht in der Nähe sind. Noch einmal, kann ich Ihnen helfen?"

„Nur ein Darlehen, Fräulein, ich werde es pünktlich zurückzahlen. Ich bin kein Bettler und nur das gräßlichste Elend —"

Sie winkte ihm mit der Hand, zu schweigen, reichte ihm stumm ihre Börse und entfernte sich rasch.

Er ergriff hastig das zarte, seidene Gewebe und drückte es wie wahnsinnig an sein Herz — dann stieß er plötzlich ein gellendes, wildes Gelächter hervor und stürzte wie ein Unsinniger ins Gebüsch.

Der Zustand der Deprimation, in den die furchtbare Enttäuschung ihn versetzte, war fast noch heftiger, als derjenige, in welchem die Begegnung ihn fand. Er tobte, wütete, er lachte und weinte in jähem Wechsel. Die herrlichste Hoffnung seines Lebens zertrümmert, für immer zertrümmert! Die er so heiß, so unsäglich geliebt, hatte sich kalt für alle Zeit von ihm losgesprochen. Denn es war wirklich Beatrice gewesen, an dieser Thatsache

gab es für ihn keinen Zweifel. Er kannte sie zu gut, konnte sich nicht täuschen! Was hatte nur in so kurzer Zeit, in so wenig Wochen ihren Sinn so verändern können?

Oder war er wirklich nur ein Wahnsinniger, ein armer Träumer, hatte jenes Rendezvous im Gehege gar nicht stattgefunden? Woher aber dann diese überraschende Ähnlichkeit? Konnten zwei Menschen einander so gleichen, bis auf die Stimme, bis auf die graziöse Eigenart der Bewegung, bis auf den Blick der schönen Augen? Unmöglich, undenkbar! Eine solche Annahme lag nicht im Bereiche des Wahrscheinlichen! Nein, er war nicht wahnsinnig, er erfreute sich seiner gesunden Sinne, nur sie, sie war grausam und hartherzig! Sie stieß ihn unerbittlich zurück ins Nichts, wo ein Wort von ihr ihn so unsagbar hätte glücklich machen können!

Am andern Morgen hatte sein Paroxismus einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht. „Hat sie mir nicht," tröstete er sich, „seiner Zeit selbst gesagt, die Stunde sei noch nicht da? Bin ich nicht selbst der schuldige Teil, indem ich zu früh und bevor sie ausdrücklich mich rief, ihr nahte? Kann ich denn wissen, was für triftige Gründe sie veranlassen, vor Eintreten des rechten Zeitpunktes jede Annäherung zu verbieten? Und hat sie mich am Ende nicht doch gerettet — gab sie mir nicht diese Börse als Zeichen ihrer unveränderlichen Huld und Liebe?"

Und er zog die Börse hervor und küßte sie zärtlich.

In der That schien es, als ruhe ein besonderer Segen auf dem unter so eigentümlichen Umständen dargebotenen Geschenk. Der reiche Inhalt der Börse gewährte dem Jüngling die Möglichkeit, sich einige weitere Wochen über Wasser zu halten; während dieser Periode gelang es ihm, eine wenn auch bescheidene Stellung als Korrektor in einer großen Buchdruckerei zu erhalten, deren Ertrag seine geringen Ansprüche an das Dasein vollkommen befriedigte. Mehr wünschte Florenz sich vorläufig gar nicht, er war überglücklich in der Gewißheit, in der Residenz, wo die Geliebte sich aufhielt, bleiben zu können, jederzeit ihres Rufes gewärtig und mit der kostbaren Aussicht, sie bis dahin dann und wann einmal zu sehen.

Freilich hätte er gar zu gern gewußt, wer seine geheimnisvolle Freundin sei und wo sie wohne. Der wiederholte Besuch jenes Parkes, sagte er sich, könnte ihm vielleicht Aufklärung verschaffen, allein er wagte nicht, ihrem bestimmt ausgesprochenen Verbot zuwider den Ort nochmals zu betreten.

Indessen — sein Wunsch sollte sich schneller erfüllen, als er zu hoffen gewagt.

Eines Mittags befand er sich mit einem seiner neuen Kollegen eben auf dem Wege nach dem Geschäft, als ein offener Wagen ihnen entgegenkam, dessen einzige Insassin eine schöne junge Dame war, welche die Grüße, die man ihr von allen Seiten spendete, mit freundlichem Nicken erwiderte.

Der junge Mann bemerkte sie kaum, als er errötete und zu zittern begann. Er erkannte Beatrice. Scheu vermied er ihren Blick und wandte sich, Gleichgültigkeit heuchelnd, an seinen Begleiter:

„Wer ist die Dame?“ fragte er.

„Wie, Sie kennen sie nicht? Prinzessin Beatrice, die jüngste Tochter des Königs, die Perle aller Prinzessinnen.“

Also eine Prinzessin! Florenz preßte die Hand auf sein Herz, das zu zerspringen drohte. Eine Prinzessin hatte ihn ihrer Neigung gewürdigt! Oh, nun ward es ihm ja auf einmal klar, weshalb das unvermutete Wiedersehen sie so erschreckte, weshalb sie über ihr Verhältnis zu ihm den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu breiten wünschte.

Doch er durfte sich nicht verraten. Seine Aufregung zu bezwingen versuchend, fuhr er im gewöhnlichen Konversationston, wenn auch mit etwas bedrückter Stimme in seinen Erkundigungen fort:

„Sie ist zwar schön, doch ebenso bleich. Ist sie leidend?“

„Leider ja. Die Arme verzehrt sich unter den Wirkungen einer unheilbaren, rätselhaften Krankheit, welche dem Einfluß des Mondes zu unterliegen scheint und sich des öfteren sogar zu epileptischen Anfällen steigert.“

„Die Unglückliche!“ Florenz legte so viel Bestürzung und aufrichtigen Schmerz in diese Worte, daß sein Kollege ihn erstaunt anblickte.

„Ja, sie ist sehr unglücklich. Das Bewußtsein ihrer Kränklichkeit und Hilflosigkeit raubt ihr jeden Genuß des Daseins, verdammt sie rettungslos zu einer freudlosen Einsamkeit. Gewiß würde das schöne, geistvolle und liebenswürdige Geschöpf der auserlesensten Freier die Menge finden, wenn ihr fürchterliches Leiden nicht jedermann abschreckte.“

„Wie alt ist sie wohl?“

„Ich glaube, fünfundzwanzig.“

„So alt schon — man schätzt sie kaum so hoch. Doch da fällt mir ein — ich muß die Prinzessin schon einmal gesehen haben.“

„Wohl möglich, sie fährt oft und gern aus.“

„Nicht hier; ich meine in Y.“

„Das müßte lange her sein, denn Prinzessin Beatrice hat, soviel ich weiß, seit Jahren die Residenz nicht verlassen.“

„Undenkbar — ich kann mich nicht irren — ich entsinne mich sogar des Datums noch ganz genau. Es war am 10. Mai dieses Jahres.“

„Bestimmt am 10. Mai?“

„Bestimmt!“

„Nun, dann kann ich Ihnen ebenso bestimmt versichern, daß dies nicht der Fall gewesen sein kann. Der 10. Mai ist merkwürdigerweise der Prinzessin Geburtstag — an jenem Tage hab' ich sie selbst im Schloßgarten gesehen.“

„Aber Y. ist nicht allzuweit, könnte sie nicht —"

„Trotzdem dort gewesen sein? Ich glaube es nicht. Wann wollen Sie ihr begegnet sein?"

„Als die Sonne eben unterging."

„Merkwürdig, allerdings merkwürdig. Als ich sie sah, war es um dieselbe Zeit. Sie stand mit einer ihrer Damen an dem Goldfischteich und vergnügte sich damit, den Fischen Brosamen zuzuwerfen. Eine große Menschenmenge hatte sich um sie versammelt und beglückwünschte sie jubelnd. Plötzlich — und das ist der Grund, weshalb ich mich der Scene noch gar so genau entsinne — plötzlich fiel sie zu Boden und wand sich in Krämpfen. Der Anfall trat gerade in dem Augenblick ein, als die Sonne, eine rote, glänzende Feuerkugel, am Horizont versank. — Er dauerte indessen nicht lange, schon nach wenigen Minuten wich die übernatürliche | Erregung einer tiefen und langen Ohnmacht."

Florenz blickte immer finsterer — sein Begleiter entriß ihm — nicht wissend, wie tief er ihn treffe — eine Hoffnung nach der andern mitleidlos. Noch ein Gedanke stieg auf in ihm. —

„Herr Kollege," sagte er, mühsam seine Niedergeschlagenheit verleugnend, „da scheine ich allerdings das Opfer einer Selbsttäuschung geworden zu sein. Ich habe bis jetzt in dem definitiven Glauben gelebt, am 10. Mai dieses Jahres dieselbe Dame, welche heute an uns vorüberfuhr, gesehen zu haben."

„Vielleicht eine Ähnlichkeit —"

„Das glaube ich nicht, aber ich ahne eine andere Möglichkeit als den Schlüssel des Rätsels: Befanden Sie sich nicht schon einmal im Leben in einer Lage, in der Sie schon einmal gewesen zu sein vermeinten? Vielleicht beim Anblick einer Person, einer Landschaft, eines Gemäldes — drängte sich Ihnen nicht manchmal plötzlich die Gewißheit auf, sie müßten diese Person, diese Landschaft, dieses Gemälde in Ihrem Leben schon einmal gesehen haben, obschon es Ihres Wissens gar nicht möglich ist?"

Der andere schüttelte den Kopf.

„Nicht, daß ich wüßte," erwiderte er lächelnd. „Doch bin ich nicht maßgebend, ich bin eine durchaus trockene Geschäftsnatur. Indessen sind Sie nicht der erste, welcher mir derartige Geständnisse macht. Daraus schließe ich, daß nervösen oder phantastisch zerstreuten Personen dergleichen wohl begegnen mag. Solchen prägen sich nie die Details einer Sache als Marksteine des Wiedererkennens ein, sie nehmen nur das Ganze, das Allgemeine in seinem Gesamteindruck wahr; sie besitzen eine ganz eigene Auffassung, einen sonderbaren Blick, welcher die Dinge nicht sieht, wie sie sind, sondern wie sie sie haben wollen. Daß ihnen infolgedessen sehr oft bei ähnlichen Gelegenheiten die früheren einfallen, da sie beide nicht durch Einzelheiten,

die sie gar nicht bemerkten, welche sich aber dem Gedächtnis des praktischen Menschen stets einprägen, auseinanderzuhalten wissen, finde ich sehr natürlich und begreiflich."

Während dieses Gespräches hatten beide das gemeinsame Ziel erreicht. Florenz folgte seinem voranschreitenden Kollegen nachdenklich in das Haus.

Von nun an war er ein anderer. Nicht etwa, daß er von seinen wunderlichen Illusionen Abschied genommen, oder sich von der Unwahrscheinlichkeit seiner Phantasien überzeugt hätte — im Gegenteil, sein Verhältnis zur Prinzessin Beatrice ward bei ihm zur fixen Idee, und der in der That seltsame Zufall, daß der Tag, an dem sie sich ihm zuerst gezeigt, mit ihrem Geburtstag und der Stunde ihrer Ohnmacht zusammentraf, machte es ihm zur unumstößlichen Gewißheit, daß sich ihr Geist damals von dem leidenden Körper getrennt und zu ihm begeben hätte, um ihm zu Hilfe zu kommen in seiner fürchterlichen Verzweiflung. Er hatte von solchen Vorkommnissen ja sehr oft gelesen — warum sollte eine ähnliche Erscheinung nicht auch in diesem Falle eingetreten sein?

Fleißig arbeitete er täglich in seinem Geschäft, ohne je nach einer Aufbesserung seiner Stellung zu verlangen, und glücklich und zufrieden in der frohen Hoffnung, daß seine Beatrice ihn zur rechten Zeit rufen würde. Alle freie Zeit füllte er mit dem Denken an sie aus, nur selten erhob sich sein schlaffer Geist noch zu einem poetischen Versuch, er lebte und atmete nur in den seltsamen Irrtümern, die seine kranke Phantasie ihm vorsetzte, er trieb den weitgehendsten Kultus mit ihrem Bildnis, das er sich mit schweren Opfern von einem Hofbediensteten verschafft hatte.

Die größte Freude aber war es für ihn, wenn es ihm vergönnt war, sie dann und wann zu sehen. Solche Gelegenheiten herbeizuführen, wachte seine schlummernde Energie zu kurzem Leben auf; stundenlang im unfreundlichsten Wetter promenierte er auf der Straße, welche ihr Wagen passieren mußte.

So schwanden Wochen auf Wochen, Jahre auf Jahre. Anfangs versuchten seine Genossen wohl öfters, den Träumer aufzuheitern, bald aber ließ man ihn gewähren und niemand bekümmerte sich mehr um ihn. Man lachte wohl manchmal über seine einsiedlerische Lebensweise und flüsterte sich einander die Vermutung zu, daß er ganz entschieden einen Sparren zu viel habe, im übrigen aber lobte man ihn als einen harmlosen, gutmütigen Gesellen, und was die Hauptsache war, als fleißigen, gewissenhaften Arbeiter.

Eines Morgens überraschte die Bewohner der Residenz die Nachricht, daß in dem unheilbaren Leiden der Prinzessin Beatrice eine gefährliche Veränderung eingetreten sei. Die sonst nur in langen Pausen eintretenden

Anfälle wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen, ja, folgten manchmal einander so schnell, daß die Besinnung der armen Kranken in der freien Zeit gar nicht zurückkehrte. Mit Teilnahme verfolgten die Residenzler, welche die freundliche und wohlthätige Königstochter über alles liebten, den Gang der heimtückischen Krankheit, mit Spannung erwartete, mit Schmerz las man die immer ungünstiger lautenden Bulletins, und bittere Thränen wurden vergossen, als man endlich aus dem Mund der Ärzte erfuhr, daß die Auflösung der Kranken nahe bevorstehe.

Florenz war der betrübteste von allen. Seine gewöhnliche Apathie verließ ihn völlig, er benutzte jeden freien Augenblick, um nach dem Schlosse zu eilen und sich bei den Bediensteten nach dem Befinden seiner geliebten Beatrice zu erkundigen. Nur mühevoll verbarg er seine Aufregung und wenn er daheim in seinem kleinen Zimmer war, ließ er ihr um so ungehinderter freien Lauf. Verzweifelnd und laut schluchzend warf er sich dann wohl nieder vor dem Bildnis der Geliebten, das seine Hand mit einem wehmütigen Kranz weißer Rosen umgeben hatte, und flehte bald in heftigen und vorwurfsvollen, bald in glühenden und inbrünstigen Worten den Gott der Christen um Hilfe und Rettung an.

Sein Zustand verschlimmerte sich noch, als gar die Nachricht von dem Hinscheiden des teueren Mädchens sein Ohr traf. Es war eines Nachmittags um die Stunde der scheidenden Sonne, als auf dem Schlosse die schwarze Trauerfahne aufgezogen wurde und ein dem Säuseln der Trauerweiden ähnelndes Geflüster die Todesbotschaft von Ohr zu Ohr trug. Wie ein Rasender eilte er nach seiner Wohnung, sich dort auf den Boden zu werfen, zu fluchen, zu weinen, ihr Bild an die Lippen und an die Brust zu drücken und den geliebten Namen in den zärtlichsten Tönen sich vorzuseufzen. Der Unglückliche! War er doch fest überzeugt, daß nur der Tod sie verhindert habe, ihr Versprechen einzulösen! Daß ihre Auflösung zugleich die Katastrophe seines Lebens sei, welches jetzt keinen Zweck mehr habe, daß er nunmehr verdammt sei, die traurige Existenz, die er so lange geführt, bis an das Ende seiner Tage zu behalten!

Wenn er sie nur noch einmal gesehen hätte! Wenn er sie nur noch einmal sehen könnte, bevor die schwarze Eisenthür des dunklen Mausoleums sich auf ewig hinter ihr schloß! Das war sein letzter, sein einziger Wunsch. Ein vergeblicher Wunsch, denn die Leiche wurde auf Grund ärztlichen Anratens nicht öffentlich ausgestellt. Florenz wendete alle Mittel an, er versuchte sogar die Lakaien und Beamten des Schlosses zu bestechen — alles erfolglos!

Nach drei Tagen wurde sie begraben! Ein unabsehbarer Zug folgte ihrem Sarge. Die Straßen, welche er passierte, waren in ein wogendes

Meer von Köpfen verwandelt. Mit Aufbietung aller Körper- und Seelenkräfte wußte sich der junge Mann einen Platz in der Nähe des Grufthauses zu verschaffen, so nahe wenigstens, als die polizeilich angeordnete Straßensperrung es verstattete. Als der in Blumen ruhende Sarg hinter der Eisenthür verschwunden war, hielt unser Träumer sich nicht mehr. „Laßt mich hindurch! laßt mich hindurch!“ schrie er mit der schrillen Stimme eines Wahnsinnigen, „laßt mich an ihre Seite, wo mein Platz ist!“ Er wollte sich durch die dichte Menge hindurchdrängen, man hielt ihn zurück, umsonst quälte er sich ab, sich loszureißen, man packte seine Arme, er tobte, wütete und schlug um sich, da ergriffen ihn Schutzleute und brachten den vermeintlich Betrunkenen auf einem Karren nach der Wache. Der Kommissar sah bald ein, mit wem er es zu thun hatte und ordnete seine Überführung ins Krankenhaus an, aus dem er indessen, da sich die Ärzte von seiner völligen Ungefährlichkeit überzeugt zu haben glaubten, nach wenigen Tagen wieder entlassen wurde.

Sein erster Gang nach seiner Befreiung war nach dem Mausoleum. Mit den Augen eines Argus betrachtete er das düstere Haus von allen Seiten, durch alle Fenster, alle Löcher spähte er, ob nichts die Möglichkeit eines Eindringens gewähre! Thorheit! Die starken Gitter spotteten seines schwachen Armes, die festen Schlösser widerstanden seinem ohnmächtigen Rütteln. Und doch gab er seinen tollen Plan nicht auf. Sein ganzes, kleines, sauer erspartes Vermögen ließ er es sich kosten, den Aufseher der Gruft zu veranlassen, ihm einen Blick, einen einzigen, in das Antlitz der Prinzessin zu gewähren. Der Wächter, von dem reichen Gebot verlockt, tröstete sich mit der Ungefährlichkeit der ganzen Sache — der Fremde hatte ihm ja versichert, daß er nichts Böses beabsichtige, sondern nur die Königstochter noch einmal sehen wolle — er, der Aufseher, dürfe gegenwärtig sein und nie solle eine menschliche Seele ein Sterbenswörtchen davon erfahren.

Es war eine finstere, kalte Nacht, als Florenz fiebernd und schauernd an der Seite des Wächters die düstere Halle betrat, welche das barg, was ihm das Liebste war auf der Welt. Leise, ganz leise trat er auf, die heilige Ruhe des Ortes nicht zu stören, zitternd trat er an den Sarkophag, der ihm von seinem Führer als die Ruhestätte der Prinzessin bezeichnet wurde und der der letzte in der langen Reihe war. Gewaltige Anstrengung verursachte es, den schweren eichenen Deckel zu heben, endlich gab er nach und fiel mit schauerlichem Knarren zurück — der Schein der Blendlaterne, die der treulose Totenwächter mit sich führte, fiel voll auf die zwischen den weißen Atlaskissen ruhende Gestalt.

Schön und weiß lag sie da, als lebte sie noch — es lag fast noch ein Ausdruck von Seele in diesen erstarrten Marmorzügen — ja, dem entzückens-

trunkenen Florenz, der mit hörbar klopfendem Herzen vor der Leiche auf den Knien lag und die thränenvollen Augen unverwandt auf sie geheftet hielt, erschien es fast, als hebe sich die weiße, volle Brust in langsamer Bewegung.

Scheu und furchtsam berührte er endlich ihren schneeweißen Arm — entsetzt zog er seine Hand zurück vor der schweigenden, schrecklichen Kälte, die sein eben noch so heiß wogendes Blut fast zu Eis erstarrte.

„Sie hat nichts ihresgleichen, die Kälte des Todes," sprach er mit klappernden Zähnen zu seinem Führer, der ihn ungeduldig am Ärmel zupfte, denn er fror und wünschte zurückzukehren; „sie ist eine andere als die des leblosen Steins, des gefrorenen Wassers. Keine andere Berührung vermag ein ähnliches Gefühl in uns hervorzubringen, als die eines Toten."

„Schweigen Sie und kommen Sie endlich," flüsterte der alte Mann. „Mir ist nicht wohl des Nachts unter diesen Leichen."

„Noch einen Augenblick." — Florenz beugte sich nieder zu ihrem Antlitz. O dieses Engelsgesicht! Lag nicht ein seliges Lächeln auf ihren Lippen? Wie damals, als er sie zum ersten und einzigen Male an seine aufjauchzende Brust gedrückt! Wie schön und frisch sie war, der Tod hatte nicht gewagt, diese Himmelszüge zu entstellen. Fast fühlte der Phantast einen Hauch seine Wangen fächeln — „meine Beatrice, meine süße, liebe Beatrice!" rief er traurig und preßte einen leisen, seligen Kuß auf ihren Mund.

„Was wollen Sie? Lassen Sie das," rief der Wächter entsetzt. „Das ist gegen unsere Verabredung!"

Er machte eine Bewegung, den Jüngling zurückzuhalten, aber erschreckt bebte er zurück vor der wut- und leidenschaftgrinsenden Fratze, welche dieser, sich umdrehend, ihm entgegenwendete.

„Verabredung?" kreischte der Jüngling, in dem dieser verhängnisvolle Kuß den wütenden Wirbelsturm seiner rasenden Leidenschaften entfacht hatte, mit hohnvollem Lachen, indem er mit gierigen Fingern die zarte Hand der blassen Jungfrau ergriff und sie ungescheut der Umarmung der Schwester entzog, mit der sie sich zusammengefaltet hatte wie zum Gebet. „Verabredung, alter Narr? Diese Tote ist mein, es ist meine Geliebte, meine Verlobte, mein Weib! Mir allein gehört sie, ich habe das Recht, bei ihr zu sein. Geh Du zum Teufel mit Deiner Warnung und laß mich hier! Was willst Du in der Brautkammer meiner Frau, Schurke?"

„Wahnsinniger, halt ein!" schrie der Aufseher in Verzweiflung und stürzte sich auf Florenz, aber sein Alter war den Kräften des halb wahnsinnigen Träumers nicht gewachsen. Roh und wild schüttelte ihn dieser von sich ab und warf sich mit einem Geschrei wahnwitziger Wollust auf die Leiche der Geliebten, ihren Mund, ihre Stirn, ihre Brust, ihren Leib mit heißen, glühenden Küssen bedeckend.

„Ich will das Feuer des Prometheus wieder in Deine Adern gießen, feins Liebchen," rief er im Paroxysmus einer Sinnlichkeit, für die der Ausdruck „bestialisch" nur eine ungenügende schwache Bezeichnung ist; „ich will Dich noch im Tode mir vereinen, meine Beatrice; ich komme, komme zu Dir, mein Lieb, mein Schatz, meine süße, süße Braut!"

Es war eine Scene, die kein Beispiel hat in der Geschichte der Lebendigen und Toten. Die dunkle, kalte Halle mit ihren morschen Pfeilern und den grauen, mit grotesken Bildern und Figuren verzierten Wänden; der schreiende, kreischende Alte, der mit angstvoller Heftigkeit bald den treulosen Begleiter von der frevelhaft entehrten Ruhestätte der armen Beatrice hinwegzudrängen sucht, bald voll Verzweiflung sein graues Haar zerrauft; der tollwütige Jüngling, der mit der Löwenkraft des Krampfes sein wehrloses Opfer umklammert hält und die leblose, starre Gestalt in wahnsinniger Liebesglut an sein Herz preßt, dabei wilde, schrille, grausige Rufe ausstoßend, die nichts Menschenähnliches haben, und als stumme und schreckliche Zeugen die Toten in ihren schwarzen Katafalken, deren heilige Unverletzlichkeit, seit Jahrhunderten von pietätvollen Nachkommen gewahrt und erhalten, die ruchloseste Wollust schändlich zertrümmert. Das Ganze fürwahr ein Schauspiel so unerhört und furchtbar, daß der Lebende vor seiner unaussprechlichen Entsetzlichkeit schaudernd die Augen schließt und die kühnste Phantasie davor zurückbebt, wie vor einer Blutschande!

Plötzlich erblickte der alte Mann, was ihn erzittern machte bis in die tiefsten Tiefen seines Wesens. — — —

Da überwog das Grauen die Furcht selbst vor Strafe und Entdeckung.

„Leichenschänder!" schrie er mit furchtbarer Stimme, den Wahnsinnigen mit beiden Armen umschlingend, und „Hilfe! Hilfe!" gellte sein lauter Ruf durch die Stille der Nacht, von dem Echo des Gewölbes so grausig zurückgeworfen, als kämen die Töne von den verzerrten Lippen der Toten, die der unaussprechliche Frevel aus ihrem Leichenschlaf emporgeschreckt!

Einen verzweiflungsvollen Kampf kämpften die beiden Entehrer des Totenhauses über dem Körper der armen Beatrice. Vergeblich suchte diesmal der Jüngling den Greis von sich abzuschütteln, dieser, dem die Aufregung die Kräfte fast bis zum Grad der seines Gegners gesteigert hatte, zerrte Florenz mit sich zu Boden, nieder auf die Leiche, welche die erbitterten Kämpfer schonungslos unter sich zertraten, indes die Faustschläge, welche sie auf einander zielten, zum Teil das herrliche Antlitz trafen, das im Leben so viele Herzen und Augen entzückt und gerührt hatte!

Immer lauter, immer toller schrie der Alte. — „Schweig, Schurke, oder stirb!" knirschte Florenz im Paroxysmus des Zorns und packte seinen Gegner an der Kehle. Wütend preßte er mit beiden Händen den Hals

des armen Mannes zusammen, daß dieser vergeblich nach Atem rang — schon fühlte der Unglückliche es Nacht werden vor seinen Blicken, schon quollen die funkelnden Augen weit hervor aus ihren Höhlen — — da wurden Lärm und Tritte vernehmbar, die verrostete Thür knarrte in ihren Angeln, der Schein von Fackeln erhellte die trübe Dämmerung der Gruft und der letzte, ersterbende Blick des so schwer Gestraften fiel auf einen Haufen Bewaffneter, welche ungestüm und lärmend in das Gewölbe eindrangen. — — — — —

Ein wildes Getümmel entstand; die neuen Ankömmlinge, welche den Fremden wahrscheinlich für einen Leichendieb hielten, der von dem Aufseher überrascht worden war, rissen den sich heftig sträubenden Florenz von seinem Opfer los und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen.

Schon wollte man ihn abführen, da geschah das Unerhörteste — die Leiche auf dem Boden richtete sich halb empor, schlug die Augen auf und begann, die Hand nach dem Gefangenen ausstreckend, zu sprechen:

„Laßt ihn frei," sagte sie so sanft, wie sie gewesen war in jener Stunde, als sie verheißungsvoll sich an seine Brust warf, „laßt ihn frei, er hat mich gerettet."

Erschrocken flohen die Männer davon — sie aber stand auf, trat auf ihn zu, löste seine Fesseln und reichte ihm die Hand. „Die Stunde ist da, Florenz," flüsterte sie mit lieblichem Lächeln, „komm mit mir."

„Beatrice, meine Retterin, mein Engel!"

Er warf sich an ihre Brust, die nun wieder voll Wärme und Seele war und sich ungestüm hob und senkte unter dem weißen Leichenhemd; er küßte ihre Lippen, welche wieder die Glut des Lebens ausströmten, er tanzte, er lachte, er geberdete sich wie unsinnig.

„Aber Du frierst, mein Lieb," rief er, plötzlich ihre Blöße bemerkend, besorgt, „Du frierst; die Nacht ist so kalt —" er warf seinen Mantel über sie und Arm in Arm verließen beide, der glückliche Jüngling und die glückliche Prinzessin, das öde Totenhaus.

Und nun begann eine glückliche Zeit. Die Träume seiner Jugend wurden von der Wahrheit übertroffen. Der König verzieh ihm um Beatricens willen. Ein Werk, unter dem Einfluß ihrer Liebe geschrieben, machte ihn berühmt, brachte ihm den Adel und ihre Hand ein. Auf einem Jagdschloß, wohin er sich mit ihr zurückzog, schlürften sie selig aus dem Becher des Glückes. Eine lange, lange Zeit verging, Florenz wußte nicht, wie lang sie nach Tagen, Wochen oder Jahren sein mochte. Eines Morgens befand er sich im Schloßgarten an der Seite seiner Gemahlin, die noch so jugendfrisch und schön vor ihm stand, wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Plötzlich fesselte ein ungewohntes Geräusch seine Aufmerksamkeit.

Er blickte um sich — mehrere Männer mit Schaufeln und Äxten traten auf ihn und Beatrice zu.

„Was wollt Ihr?“ fragte er zornig.

„Nichts,“ antwortete lachend einer der Männer, indem er einen heftigen Schlag mit seiner Axt nach der Prinzessin führte.

„Schändlicher, morde mich, aber schone mein Weib!“ rief Florenz angstvoll und umfaßte sie schützend mit seinen Armen.

„Hinweg, Narr,“ schrie der Mann, ihn roh anpackend und ein anderer der Angreifer holte zu einem zweiten Schlage auf die arme Prinzessin aus.

In höchster Angst sah der Schloßherr zu der Geliebten auf — aber was war das? Ihr Körper wurde plötzlich kalt und starr in seiner Umarmung, ihr Leib verwandelte sich in harten, gefühllosen Stein und statt in die teuren Züge der Geliebten schaute er in das ausdruckslose Antlitz einer Statue —

Entsetzt sanken seine Arme zurück und er selbst weinend auf den Boden.

„Was fehlt dem hier?“ fragte in diesem Augenblicke ein Fremder einen der Männer.

„Ach,“ entgegnete dieser, „der hat eine sonderbare Geschichte. Man verhaftete ihn vor langen Jahren im königlichen Mausoleum an der Leiche einer Prinzessin. Es war ihm auf irgend eine Weise gelungen, in das Gewölbe einzudringen, den Aufseher, der ihn überraschte, hat er erwürgt. Man schleppte ihn ins Gefängnis, da sich jedoch bald herausstellte, daß man es mit einem Irrsinnigen zu thun hatte, brachte man ihn hierher. Anfangs soll er höchst unglücklich gewesen sein, er raste und mußte in die Zwangsjacke gesteckt werden. Später entdeckte er im Garten diese Statue und deren Anblick entzückte ihn so, daß er von Stund' an sanft wie ein Lämmchen war. Den ganzen Tag ging er nicht von der Stelle und schäkerte und sprach mit ihr, wie mit einer Person. Ich hab es selbst oft genug gehört, wie er sie seine liebe Beatrice nannte. Nun haben wir seit einigen Wochen einen neuen Arzt, der interessiert sich für die Eigentümlichkeit des Menschen und will versuchen, ob nicht vielleicht die Entfernung des alten und unschönen Steinklumpens eine heilsame Wirkung auf sein zerrüttetes Gehirn hervorbringen kann. Deshalb hat er uns aufgetragen, die Figur zu zerschlagen.“

Der Fremde schüttelte verwundert den Kopf, warf einen halb neugierigen, halb mitleidigen Blick auf den Unglücklichen und ging weiter.

Mit fieberhafter Spannung lauschte Florenz den Worten des Arbeiters — dann sprang er auf, ergriff des Mannes schwielige Hand und rief bittend: „Und wie lange ist das her? Um des barmherzigen Gottes willen, Herr, wie lange ist das her?“

Der Arbeiter betrachtete ihn erstaunt, antwortete aber doch:

„Siebzehn Jahre."

„Siebzehn Jahre!" Florenz bedeckte das Gesicht mit den Händen. Bittere, schmerzliche Thränen enströmten seinen Augen. Siebzehn Jahre im Irrenhaus! Was hinter ihm lag, war ein Leben voll Schein und Trug, es war eine Selbsttäuschung gewesen, dieses himmlische Dasein voll Ruhm und Liebesglück — er hatte im stolzen Schloß zu wohnen geglaubt und ihn umschlossen die Mauern eines Narrenhauses, er hatte eine Prinzessin umarmt und den toten fühllosen Leib eines Steines umfangen!

Und vorher? O, das entsetzliche Schicksal seines Lebens lag offen vor ihm ausgebreitet. Nichts als Täuschung, als Blendwerk alles — schon damals, als er noch auf Beatricens Wiederkunft hoffte, hatte der Wahnsinn seine schwarzen Arme nach ihm ausgebreitet — nichts als eine armselige Hallucination war die erste Erscheinung der Geliebten, das erste Glied in der langen Kette von Selbsttäuschungen, die nun folgten — immer tiefer und tiefer hatte sein Geist sich verstrickt in den Netzen des Wahnsinns, Schein und Wahrheit bunt durcheinander werfend. Und am Sarge der Toten war die Katastrophe eingetreten, die furchtbare Katastrophe, welche dem Leben seines Geistes ein Ziel setzte. Und nun — nun wand er sich wie ein zertretener Wurm auf der Erde seines Gefängnisses und weinte verzweiflungsvoll über ein verfehltes Leben! — — — —

Eine vertraute Erscheinung in den Straßen meiner Vaterstadt war ein alter Mann mit blödem Gesichtsausdruck und silberweißem Haar, um den sich die Schulkinder, sobald er sich sehen ließ, versammelten und der von ihnen geschimpft und verspottet wurde. Anfangs ruhig, geriet er schließlich in den possierlichsten Zorn, gebrauchte die unflätigsten Schimpfworte und schlug nach den kleinen Peinigern mit seinem Stocke. Dann hieß es: „Der dumme Florenz ist wieder einmal betrunken," und ein Schutzmann nahm ihn beim Arm und schleppte ihn nach dem Polizeigebäude.

Damit endet die Geschichte eines Träumers!



Spreu im Winde!

Gedanken eines Achtzigjährigen.

Von Karl Guntram.

(Graz.)

Der Mensch ist nicht zum Glücke geboren; halte daran fest, was dir jeder Umblick in Welt, Natur und Leben, und jeder Einblick in dich selber traurig bestätigt; aber freue dich darum nicht minder, ja freue dich aus diesem Grunde noch um so mehr, wenn und was dir Gutes geboten ist; freue dich der schönen Natur und lerne sie verstehen; freue dich dessen, was die äußere oder deine innere Welt dir zur frohen Betrachtung bietet; freue dich der Kunst, des Wissens, deines nützlichen Berufs, der elastischen Bewegung deines Leibes; freue dich jeder Blume im eigenen Gemüte; tummle dich in kühlender Flut; jage auf frischen Rossen; und laß es deine Aufgabe sein, unverdrossen zu schaffen und zu wirken für dein Glück und das Glück anderer. Ja, freue dich, freue dich und genieße! Und erweitere, vermehre noch das Gebiet deiner Lebensfreuden, indem du auch Arbeit und Kampf darein einzubeziehen lernst und die rühmlichen Siege, die du auf diesem Felde erfochten. Das ist zugleich die moralische Aufgabe des Lebens. Sei kein Duckmäuser, schaue mit offenem Auge um dich; entziehe dich nie der Einsicht, wie vieles besser geworden und vieles noch immer besser werden wird. Doch was du auch immer noch erringen magst, verzettle nicht Denkkraft und Lebenslust in theosophischen Phantasmen über Natur und Wesen des Menschengeschlechts.

*

Zu den besten Errungenschaften der modernen Zeit zähle ich die Vermehrung und Erweiterung unsrer Liedertafeln, des Turnerwesens, der Touristik, des Naturgenusses. Den Naturgenuß hat eigentlich erst der moderne Mensch gewissermaßen erfunden und der allgemeinen Empfindung näher gebracht. Wer denkt hier nicht der Schillerschen Ideale: Es fühlet ihn der Baum, die Rose, ihm singt der Quellen Silberfall. Ach, die Natur in ihrem tieferen Verständnis soll sich nicht bloß dem schwärmerischen Jüngling und Dichter, sondern auch dem Durchschnittsmenschen wie ein Erquickungstrank in seinem gehetzten Leben darbieten.

*

Wir mögen eine Menge Dinge unendlich schön, anmutend, im höchsten Grade poetisch finden, wir mögen jeder von uns gern irgend ein Winkelchen reservieren, worein wir uns manchmal zurückziehen, wir mögen uns wie in den blauen Nachthimmel auch in eine Welt außer uns und über uns hineinträumen, aber was nützt das alles? Was kann der Allgemeinheit ein Glauben frommen, den der leiseste Anhauch des denkenden Menschenhirns über den Haufen wirft? Das Beste in der Kirche, in' allen Religionen ist das, was Sie von Poesie in sich haben, sagt Berthold Auerbach. Und er hat recht. Herzensbildung braucht er. Man schreibt der Dogmatik Wirkungen zu, die sie durchaus nicht hat, worüber uns schon die Geschichte des nächst besten italienischen Banditen Aufschluß geben könnte.

*

Wahrheit! Wahrheit! o nur Wahrheit! Und mit allem hinaus, was diesen Sinn vergiftet! Und so auch in der Erziehung! damit das Kind nicht über kurz oder lang zu der traurigen Erkenntnis gelange, wie viel ihm in der Schule vorgelogen wurde. Die erste Grundlage bilde gutes Beispiel, Entfernung aller Roheit und Gemeinheit, leichte Gewöhnung, Frohmut und Genügsamkeit!

*

Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich der Ovidischen Metamorphosen und ihrer Lektüre aus meiner Jugendzeit. Und doch ist es uraltes, verwittertes Heidentum, womit uns in der Schule aufgewartet wurde. Warum hat sich noch kein Ovidius redivivus an eine Fortsetzung späteren Datums gemacht? Metamorphosen. Nicht um sie lächerlich zu machen. Beileibe. Im Gegenteil. Um sie uns lieb und heilig zu erhalten als das was sie sind — Metamorphosen.

*

„Sei bestrebt, deinem Leben das Höchste, dir Erreichbare, abzuringen." Die weise, in diesen Worten enthaltene Lehre mag jeder erwägen und befolgen. Es wird bei wahrem Verständnis allen, dem einzelnen wie dem ganzen, frommen und von Nutzen sein. „Das dir Erreichbare!" Darüber mußt du ins Klare kommen, und Schule und Erziehung mögen dir bei dem Herausfinden und Erkennen des dir Erreichbaren treue Geleiter sein. Zugleich lerne dich bescheiden und flatternde Wahnbilder eitlen Glücks von dir ferne halten.

*

Auch ich bete, ja ich gestehe, daß ich vielleicht seit mehr als dreißig Jahren nicht schlafen kann, wenn ich nicht vor dem Einschlafen einige Worte mit dem Unbekannten wechsle, den wir oben oder hinter den Coulissen vermuten; freilich ist dieses Gebet ein sehr eigentümliches, mehr eine Zwie-

sprache zur guten Nachtzeit; am meisten noch hat es mit der landläufigen Vorstellung von Gebet Ähnlichkeit, wenn mich Dank dazu treibt; denn ich bin von Natur aus dankbaren Gemütes, dankbar für das Kleinste, und Undank erscheint mir als das Schändlichste im Menschenleben; und so kann ich nicht umhin, aus vollem Herzen meinen Dank auszusprechen, wo mir ein seltner Lichtblick ins Leben fiel; zuweilen ist es ein Wunsch, der in mir laut wird zwischen den Lippen oder in der Tiefe meines Herzens; ein Wunsch, der sich auch zu einer Bitte steigert, freilich ohne allen und jeden Glauben, daß darauf gehört werde; zuweilen aber auch eine Äußerung der Unzufriedenheit mit der Weltregierung, wenn ich mich auch nicht zu Äußerungen versteige, wie man sie von einem heiligen Manne in Ägypten, einem Bogdaschi, erzählt, der, als ihn der Khedive an das Krankenbett seines erkrankten Töchterleins berief, lästerlich zu fluchen anfing und äußerte, er habe mit dem Alten droben — er wies auf den Himmel — einen Streit gehabt, aus reiner Bosheit thue er immer das Gegenteil von dem, was man verlange! — Guter Bogdaschi! oft scheint es wirklich so.

*

Bête humaine! Du hast's getroffen, Zola, mit dem Titel deines Romans. Zum Glück kommt die Bestie in ihren schlimmsten Auslassungen doch nur in seltenen Exemplaren zur vollen Erscheinung, und schlummert in der übrigen Menschenwelt nur im verborgenen Winkel. Zur Vorsicht mahnend. Das gilt für sich und andere. Die Schule, das gute Beispiel und die gleichmäßig gehandhabte Gerechtigkeit sind die besten Tierbändiger. Um Gotteswillen nur keine geistlichen Quacksalben.

*

Hilfreich sei der Mensch, edel und gut, sagt unser größter Dichter und bezeichnet mit wenig Worten die Richtschnur für Erziehung und Leben. Es allen Menschen gut, ja nur erträglich zu machen, ist freilich eine Aufgabe, an der sich Theorie und Praxis vergeblich die Zähne ausbrechen; genug, wenn wir, was an uns ist, mithelfen am Werke des Besserns und Erleichterns, und nie ermüden, mit Wort, Beispiel und That vernünftigem Fortschritt die Pfade zu ebnen.

*

Das Leben ist eine aufgedrungene Einladung. Keiner wurde gefragt, keiner kann ablehnen, keiner auch erfährt oder wird es erfahren, warum er geladen wurde. Man ist geladen, und es ist unschicksam, sich aus der Gesellschaft zu entfernen, so lang es einer darin aushalten kann. Eine kleine destinguierte Elite findet sich darin ganz behaglich und die Kosten der Unterhaltung tragen die übrigen.

*

Mit der Anerkennung des Prinzips des Rechts auf Arbeit und mit fortschreitender Erweiterung des großen Ringes humaner Reformen, durch welche der ehrlichen Arbeit kräftiger Schutz und der schuldlosen Invalidität Hilfe gewährleistet ist, ohne hohle Sentimentalität, können wir auch in gährender Zeit mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen. Es geht ein eigner Zug des Schreckens durch die Welt vor gänzlichem Umsturz der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und das internationale Gespenst beunruhigt auch oft ganz vernünftige Leute. Wir teilen diese Furcht durchaus nicht. Die menschliche Kulturgeschichte kennt wohl viele Perioden des Rückwärtsgehens, jahrhundertjährigen Schlafs und Stillstands und furchtbarer Erschütterungen. Alles hat seine Ursachen. Die Veranlassungen des Angriffs und der Abwehr sind aber heutzutage andre als sie waren. Der vernünftige Fortschritt ist sich in wichtiger Erkenntnis der Dinge, auch seiner Kraft und den Waffen, die ihm zu Gebote stehen und wozu nicht bloß die Bajonette zu rechnen sind, selbstbewußt geworden. Den widerlichen Aposteln der Zerstörung und der Lehre, auf einer erst noch zu schaffenden tabula rasa zu experimentieren, ist der Unterbau entzogen. Aber die Präventivmittel, auf welche unselige Angst vor der Sozialdemokratie gerät! Man denke nur an die konfessionelle Schule mit all ihren Keimen der Intoleranz, der Unduldsamkeit, der Schürung einfältigsten Hasses und geistiger Beschränkung! Am Eingang des zwanzigsten Jahrhunderts!!!

*

Die ethische Bewegung in Deutschland sei uns freudig begrüßt, auf allen Wegen, wo sie sich kundgiebt! Aber der großen weltumfassenden Friedens-Mission muß, wenn sie von Erfolg sein soll, noch eine rauhere Arbeit vorausgehen. Es gilt die Beiseiteschaffung gewisser Hindernisse, die einer gemeinsamen Versöhnung von vorne herein sich entgegenstellen, im Wesen wie in der Form ihrer Erscheinung. Mit fast unglaublichem Terrorismus, oft unter schillernder Maske oder Tarnkappe unlauterste Zwecke verfolgend. In dieser Richtung sind blöder Rassenhaß, Antisemitismus und die ecclesia militans unsere bittersten und schlimmsten Feinde.

*

Je größer der Einfluß der Dichtung auf des Volkes Bildung und geistiges Leben, desto fester stehen auch seine gesetzlichen Ordnungen. Nichts schützt, wie Karl Gutzkow sagt, den Geist des Volkes mehr vor den Ausschreitungen der Parteileidenschaften als die Liebe zur Poesie, und eine solche, aus der Freiheit geboren, ist in ihrem innersten Wesen immer religiös, selbst wenn sie von kirchlichen Formen noch so wenig an sich trägt. Das

Horazische emollit mores nec sinit esse feros ist auch seit nahezu zwei Jahrtausenden eine Wahrheit geblieben, die wir zu richtiger Nutzanwendung immer wohl im Auge behalten und mit treuem Herzen kultivieren sollen.

*

Staat und Gesellschaft können und sollen die Bahnen ebnen und jedem die Schranken offen halten. Das übrige giebt das Glück, das für den einen schon beim Eintritt ins Leben die goldene Wiege, für den andern die zerrissenen Windeln bereit hält, dem einen als Empfehlungsbrief ein rosig frisches Antlitz mitgiebt, den andern siech und krüppelhaft sich schon im Mutterleib bilden läßt, und das von Anfang bis zum Ende des Lebens gar wunderbar oft die Karten mischt. Auf der Ungleichheit und Unterordnung beruhen Bestand, Zusammenleben und Fortschritt, und wo nicht einige weniger genießen, genießt niemand. Ringe, strebe, miß die Kraft der Flügel, die dir gegeben, und bescheide dich, wo diese nicht ausreichen. Fordre dein Recht, aber lerne frühzeitig die Grenzen der Menschheit kennen und den Gesetzen dich fügen, die Weisere als du für notwendig befunden. Die größten Männer des Altertums und der Neuzeit vereinigten sich wenigstens am Abschluß ihres Lebens in der Überzeugung von seiner Verächtlichkeit, eine Lebensanschauung, welche nicht hindern kann und soll, in dasselbe, so lange wir uns darin befinden, zum eigenen Wohl und zum Besten unserer Mitmenschen aktiv einzugreifen und es selber mit möglichster Freudigkeit zu genießen, immer aber mit dem Gedanken des großen Mark Aurel, daß alles Körperliche ein Strom, alles Seelische Traum und Wahn, und das Leben ein Kampf und Wandern in der Fremde ist.

*

Ein gesunder Realismus hat auf so vielen Gebieten befreiend gewirkt. Er hat mit vielen Thorheiten und vielem Wahnwitz aufgeräumt, den Bann und Zauber dummer Ammenmärchen behoben, unser Auge geschärft und unsere Muskeln gestählt. Wenn er hierbei hie und da, wie z. B. in der Kunst, zu weit gegangen, besonders wo er etwas exklusiv seine Ellbogen einsetzte, so wäre dafür nach mancher Seite zu wünschen, daß er noch kräftiger eingriffe; die menschliche Gesellschaft braucht praktisch tüchtige Menschen in Anschauung, Wort und That! Weg mit den Weichlingen! Säubern wir die Gesellschaft mit ausgiebiger Hand von allem, was Ordnung und Recht bedroht! Seien wir unbarmherzig zur rechten Zeit! und am rechten Orte! es ist die wahre Barmherzigkeit, die wir dem anständigen Teile der menschlichen Gesellschaft schuldig sind.

*

Der Glaube an die Vernunft, den Segen und die Dauer der bestehenden Einrichtungen heutiger Strafrechtspflege ist uns innerhalb und außerhalb der Schule längst abhanden gekommen. Leider im eigentlich wesentlichen geschieht nichts und in einer Sache, die neben der Erziehung zu dem Wichtigsten gehört, dem wir in unserer Zeit Aufmerksamkeit zu schenken haben, wird nur gestümpert, ohne sich an die Wurzel des Übels zu wagen.

Stuart Mill hat es als Grundprinzip der Freiheit aufgestellt, daß jede Handlung, die nur den einzelnen berührt, frei sein sollte und daß die Gesellschaft nur allein jene Handlungen mit Gewalt zu verhindern ein Recht hat, welche anderen Schaden bringen. Und wieviel, wieviel ist aus unsern Strafgesetzen noch auszuscheiden und nur der Ahndung der öffentlichen Meinung oder polizeilicher Korrektur zu überlassen. „Der wahrhaft sittliche Staat verbietet und gebietet nur weniges, aber bei dem, was er gebietet und verbietet, ist er als echter und oberster Erzieher unerbittlich*).“ Nie darf der Strafe des Verbrechers der ernst sittliche, imponierende Charakter verloren gehen, den sie dringend bedarf, um ihren Zweck zu erreichen: Abschreckung auf der einen, möglichst Beruhigung der bedrohten Gesellschaft auf der andern Seite.

*

Das Zweckwidrige, das Unsummen Verschlingende, das geradezu Absurde langer Freiheitsstrafen ist längst anerkannt, aber sie halten sich, da eigensinniger Doktrinarismus noch daran festhält und gegen die gänzliche Umänderung des Systems reagiert. Umkehr braucht es und Rückkehr zur Vernunft, zur einfachen Vernunft.

Keine Freiheitsstrafe länger als etwa vierzehn Tage, und nur für kleine Delikte. — Nach Umständen mit angemessener Verschärfung. — Verwendung zu gefährlichen und doch für das Gemeinwesen notwendigen Verrichtungen. — Sehr, ja sehr empfindliche Geldstrafen, und Entschädigung im großen Maßstab. — Zwangsarbeitshäuser für die Vagabondage. — Für Hochstapler und andere internationale Verbrecher zur bleibenden Kennzeichnung entsprechende Tättowierung. — Für die größten Verbrechen: Brandlegung, Mord, qualifizierte Attentate u. s. w. der Tod. — Im übrigen für alle, welche nach der Natur des begangenen Verbrechens und der Eigenart des Verbrechers der menschlichen Gesellschaft mit dauernder Gefahr drohen, Deportation und Strafkolonieen auf einer einsamen, entsprechend situierten Meeresinsel. Die Strafkolonieen wohl organisiert. Unerläßliche Arbeitsthätigkeit. Ernste, durchgehends

*) Aus B. Carneviš: „Der moderne Mensch.“

humane Behandlung. Aber auf diesem Platze kein wie immer gearteter sozialer Unterschied. Keine Rehabilitation in die bürgerlichen Rechte nach Verlauf einer voraus fixierten Zeit mit Tag und Stunde, sondern nur über individuellen besonderen Spruch der bestimmten Behörde oder des Landesfürsten.

*

Man braucht sich nicht eben in der Handhabung der Rute zu gefallen, aber wo sie angezeigt ist, soll man sie handhaben. In gewissen Fällen, wie z. B. Bosheit, Diebereien in der Jugend, freche Lüge, unbändiger Trotz u. s. w., sind der Bakel des Schullehrers und die Rute des Polizeirichters das heilsamste, ja oft einzige Korrektiv und ein unentbehrliches Erziehungsmittel, um das uns eine falsche Philanthropie hoffentlich nur vorübergehend und für kurze Zeit gebracht hat. „Wiederherstellung der Prügelstrafe, mehr körperliche Züchtigung und weniger Freiheitsentziehung ist ein volkstümliches Postulat".

*

Der große Kant hat die Schwärmerei des Marchese Beccaria gegen die Verhängung der Todesstrafe als teilnehmende Empfindelei und affektierte Humanität bezeichnet, und gewiß mit vollem Recht. Die Todesstrafe überhaupt ist eine Notwehr des civilisierten Staates. Selbstverständlich darf sie lediglich in Fällen ausgesprochen werden, wo jeder Zweifel an der Schuld geradezu ausgeschlossen ist, daher nicht ein bloßes Zusammentreffen von Verdachtsgründen allein, sondern ein Geständnis oder unanfechtbarer Zeugenbeweis in voller Übereinstimmung mit dem Thatbestand vorliegt.

*

Rationelle Utilisierung unserer Missethäter für das Gemeinwohl wäre ein sozialistisches Problem. Es giebt so viele Dinge, sie müssen geschehen, sie sind für die allgemeine Wohlfahrt absolut notwendig, oder doch gedeihlich, wenn auch Leben und Gesundheit vielgestaltig dabei gefährdet ist. Man denke an tiefe Schächte, an Entwässerung großer Landstrecken, Entsumpfungen, Kanalbauten, Bewältigung wilder Gebirgs-Abstürze u. s. w. Langwierige Arbeiten; oft leidet's nicht einmal Aufschub. Wer soll daran? — Der ehrliche Mensch wird sich am Ende auch schlimmster Arbeit bequemen, um seine darbende Familie zu erhalten. Aber könnte man nicht viele Kategorieen unserer Verbrecher hier ins Mittel ziehen? Zwangs-Arbeit als Strafe? Warum nicht? Im großen Stil. Selbständige Strafe. Durch das Gesetz geordnet. Nicht bloß von sozialer und volkswirtschaftlicher, sondern auch von hoher sittlicher Bedeutung. Zugleich ein ausgleichender Akt, der die härtesten

Obliegenheiten der unverschuldeten Armut abnimmt und sie auf die Schultern des Verbrechers lastet. Eine Strafe, verständlich für das Volk in allen ihren Folgen, übrigens längst dagewesen zu allen Zeiten, für die nur erst eine neue Gestaltung und Form der Anwendung wieder geschaffen werden müßte!

III.

Seit einigen Jahrzehnten hat das Duell an trauriger Ausbreitung in Deutschland und Österreich zugenommen, ist in Schichten der Gesellschaft gedrungen, worin man es sonst nur aus französischen Romanen kannte, ja, man will ihm in unserer fabulierenden Zeit sogar eine Art sittlicher Berechtigung vindizieren. Gegen diesen Schwindel sollte die freie fortschrittliche Presse ihre Pflicht thun. Aber sie thut es nicht; oder zu wenig; oder mit ungeschickten Händen; ja, sie umkleidet noch häufig ihre raufenden Ajaxe mit romantischem Schimmer; oder gefällt sich am Ende noch wie zum Sport in Stellungnahme gegen solche, die ein Duell ablehnen. Das ist groß gefehlt. Denn nur die Presse, die Presse allein kann hier helfen durch beißenden Spott, Humor, Witz. Mit strengen Strafen ist der Sache nicht beizukommen. Und was soll auch der Strafrichter? Wenn A den B herausfordert und der B die Herausforderung annimmt und A oder B dem anderen die Eingeweide schlitzt, so war mit der Annahme des Duells ausgesprochen, daß sie sich gegenseitig das Recht dazu einräumten. Also habeat sibi. Aber die Presse sollte ein Treibjagen eröffnen! Die anständige Gesellschaft muß aufgerüttelt, das Duell in seiner vollen Unvernunft, in seinem Widerspruch gegen alle Civilisation und Recht, in seiner widerwärtigen Abgeschmacktheit bei jeder Gelegenheit an die Öffentlichkeit herangezerrt und gezeichnet werden. Auf, auf, Presse, zum allgemeinen Sturm! Von allen Fronten zum Angriff geblasen! Laß deine besten Trompeten schmettern! Keine Schonung der Persönlichkeit! Das bodenlos Dumme und Lächerliche, das für den gesunden Menschenverstand hinter jedem Duelle steckt, soll schonungslos gezüchtiget werden. Das würde für den Augenblick etwas Staub aufwirbeln, aber bald die ganze vernünftige Welt auf der Seite haben und nach und nach die soziale und gesellschaftliche Anschauung in der Sache beeinflussen und ändern.

*

Ich begegnete heute einem Bekannten, den ich lange nicht gesehen. Er ging am Arme seiner jungen lieben Frau, den Kopf traurig gesenkt, und als ich anhalten und ihn um sein Befinden fragen wollte, winkte er mir abwehrend und sagte nur mit etwas unverständlichen Lauten, indem

er einen entsetzlich jammervollen Blick zu mir emporhob: „Ich möchte nur sterben — aber sie erlauben mir's nicht." Dann schlichen sie vorüber, beide mit Thränen im Auge. Aufs Tiefste ergriffen erfuhr ich später, daß er unrettbar am Zungenkrebs erkrankt sei und unendlich leide. O euthanasion! rief ich unwillkürlich, euthanasion! Und ich dachte für den armen Unglücklichen, der keinen anderen Wunsch mehr hat, als mit einem rettungslos verfallenen furchtbaren Leben so bald als möglich abzuschließen — ein blumengeschmücktes Gemach, das sich ihm freundlich eröffnet — die Thüre schließt sich über dem Eintretenden — schmeichelnde Lüfte wehen ihm entgegen — ein unüberwindlicher Schlaf umfängt ihn — das Bewußtsein flieht — er hat geendet — o euthanasion! — Wir begegnen der fürsorglichen Thätigkeit werkfreudiger Menschenliebe auf allen Stadien des menschlichen Lebens. Sie prosperiert mit der fortschreitenden Bildung. Sie spürt allen Gebieten nach, wo sie helfen und erleichtern kann; sie denkt des bedürftigen Kranken, des schweißtriefenden Arbeiters, der hilflosen Armut; sie hilft dem Alter unter die Arme; sie gefällt sich in Invaliden- und Unfall-Versicherungen, bekämpft gemeinschädlichen Aberglauben, die Intoleranz, sie sorgt für Licht und Luft auf allen Wegen — warum hat sie noch nicht ihre Aufmerksamkeit auch dem Ausgang des Lebens in Förderung ruhiger philosophischer Anschauung zugewendet? Das patet exitus muß eine Wahrheit werden. Ein Euthanasion, die Ermöglichung des Sterbens in mildester Form dort, wo freier, eigener, entschiedener Wille hierzu vorhanden ist. Ein solches Euthanasion müßte eine heilige, nie zu entweihende Friedensstätte für den Unglücklichen werden und dem Mißbrauch von vorne herein möglichst vorgebeugt sein. Nie dürften sich seine Hallen dem Verbrecher eröffnen, nie unreifer Mutlosigkeit, nie feiger Scheu vor unbequemen Pflichten! Ein geweihter Ort, eine Heimstätte der Unglücklichen, die lebensmüde hier eingekehrt, um ruhig und ohne Schmerz ihre Augen zu schließen.

*

(Eine Aschermittwoch-Phantasie.) Noch klingen uns die Geigen in den Ohren und die Trompeten, die ihre letzten Töne verschnauften, noch duften die Bouquets, noch sind die Champagnerstöpsel nicht vom Boden aufgelesen, und durch die leeren Säle vibriert es noch gespensterhaft von ausgehauchten Liebesseufzern, ja das letzte Kopfweh ist noch nicht verschlafen, die Schminke noch nicht abgewaschen, und die weggeworfene hohläugige Larve liegt zerknittert neben abgelegten Gewändern. Und in den anbrechenden Morgen hinein brennt und flackert das erlöschende Wachsstümpfchen, das mir zu Bette leuchtete.

„Warum bei deinem trüben Schein
„Fiel ihm das Menschenleben ein,
„Du Irrlicht über Moder!" —

Kommt, ich will euch predigen. Kapuzinade! ruft ihr verwundert. Kapuzinade? Meinetwegen. Was ist Kapuzinade? Du triffst sie überall: im Parlament, auf der Kanzel, auf dem Katheder, und das Leben selbst mit seinem ewigen Refrain: contenti estote, begnügt euch mit eurem Kommißbrote, was ist es? eine Kapuzinade, ein aufgeputztes Nichts, ein verunglücktes Pensum irgend einer dämonischen Macht, für welches wir als Prügelknaben herzuhalten haben, eine traurige Burleske, in welcher die gebungenen Auguren, die sich vergeblich für den Beweis seiner Vernünftigkeit ereifern, sich gegenseitig belachen, oder auch eine Thräne zerdrücken, und in der nur der Zigeuner recht behält, der, wenn das Leben ihm nachtet, es verraucht, verschläft, vergeigt und es dreimal verachtet. Ob es ist Hamlet in mir erwacht, der über sich selber philosophiert, der seine Mutter Natur liebt, aber längst das buhlerische Weib mit der grob aufgelegten Schminke in ihr erkannte, die ihm und andern gelogen hat. „Sträube dich wie du willst, verschmachte, schmeichle, verzweifle, Wurm! das eiserne Rad geht schnarrend über dein Leben, niemand vernimmt deinen Schrei . ." Überall die mephistophelische Fratze, die dir entgegenglotzt; Karikatur im Erhabensten; Keim des Todes in der Fülle des Lebens; jede Tugend endend in den Fischschwanz eines Lasters; neben dem Herrlichsten widerwärtige Lüge, und schnell der Verwesung verfallen, was eben noch schön war, so weiß und rein wie eine Blüte. Wo hört die Ergebung auf, und wo beginnt die Schwäche? Kraft und Mannesmut bevölkern die Schlachtfelder mit Leichen. Das Gefühl, das uns zu etwas über den Wolken drängt, dort Hilfe suchend, oder im Triebe, heißen Dank auszustammeln, jetzt noch staubentstrebend und himmlisch, und im nächsten Augenblick verzerrt es sich zum Fanatismus, mit dem man sich und andre belügt und verfolgt, oder zum Blödsinn, welcher jedem menschlichen Geistesleben mit Tode droht und Umnachtung. Die süße Empfindung, die den Mann zum Weibe zieht, „was wäre seliger als Jugend, was wäre heiliger als Liebe," und zugleich der Quell aller Thorheit und alles menschlichen Elends, der Keim jeder Verlotterung, der Sumpf der Sünde und des Verderbens! C'est pourtant le meilleur monde, ruft Candide in naiver Unschuld. O Optimismus! es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als einem denkenden Menschen die Vortrefflichkeit dieser Welt aufzuschwätzen. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!" Der Optimismus ohne Grund ist berechtigt und giebt sich selber sein Recht wie das Glück. Er hat keine Philosophie und er braucht keine. Der philosophische Optimismus ist philosophische Lüge

und Heuchelei. Jede Religion, die in die Tiefen des Menschenlebens hinabsteigt, rückt dir in mystischen Bildern oder in nackten Worten die trübselige Beschaffenheit dieses Lebens vor Augen; ja alle Religionen wurzeln nur in der Unbegreiflichkeit unsers Leidens, und so sucht jede nach Trost für die leidende Menschheit auf den verschiedensten Wegen, und beschäftigt mit Orkus und Himmel und Elysium, auf fernen Sternenbildern, wie im wesenlosen Raume die müßige Phantasie, oder verweist auf die ewige Ruhe des Nichtseins — an end devoutly to be wished .. das Wahrzeichen des Lebens aber bleibt die Trostlosigkeit.

*

Erwartet nichts vom Leben, wenig von den Menschen. Laßt euch die Stimme des allgemeinen Menscheuschicksals, den ewigen Gesang: entbehren sollst du, sollst entbehren, nicht umsonst an die Ohren klingen, sondern beherziget diese Stimme und wappnet euch mit stählerner Resignation, und ihr werdet so Leben wie Tod beherrschen. Lernt arbeiten und euch beschränken; es giebt kein Heil außer der Selbstbeschränkung. Bezähmt vor allem die Bestie, die in jedem Menschen steckt; bekämpft den Narren und den Schurken in eurer Brust, die euch zu Boden ringen, wenn ihr sie nicht, wie Herkules den Antäus, in freien Lüften erstickt. Kultiviert euren Intellekt. Wohl wärmen sie nicht immer „und geben, ach, nicht immer Glut — der Wahrheit helle Strahlen", aber sie erhellen den Weg, um vorwärts zu schreiten. Vorwärts! Vorwärts! ist die Devise und Aufgabe des Lebens.

*

Und du, besserer und edlerer Mensch, hüte die reine Flamme des sittlich Guten auf dem vestalischen Herde deines Herzens. Im übrigen freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; es ist eine triviale Weisheit, die selbst auf der Folie des Pessimismus gedeiht, dabei liebet euch, vertragt euch untereinander und erleichtert euch das Dasein, bis ein Komet an unsre Erde streift und ihr praktisch demonstriert, daß es besser ist, daß sie nicht bestehe!

Verschließe nicht dein Auge dem Erkennen
Und suche Trost nur auf der Wahrheit Spur,
Was du erkannt, das scheu nicht zu bekennen,
Und nimm's als Offenbarung der Natur;
Der Zeichen viele giebt sie uns zu lesen,
Zum Ganzen gipfelt alles, Groß und Klein;
Was lebt, das lebt, was war, das ist gewesen,
Und nur ein Todesringen alles Sein.

So schiebt die Welle fort. Auch du bist Welle,
Wie sie geschoben, und wie sie zerschellt.
Wie herrlich liegt um uns mit Nacht und Helle,
Wie herrlich, herrlich rings um uns die Welt!

Und doch dem Menschen eine Welt voll Wehe;
Das höchste Ziel die Ruh und Wiederkehr
Ins All — ins ewige Nichts wie vor und ehe —
Und nie gewesen, ob's nicht besser wär'?

Du suchst das Glück nur, um es nie zu finden,
Durchstreifst das Land, ein Pilger ohne Heim,
Es mißt das Dasein sich nur am Entschwinden
Und im Entstehn ruht der Verwesung Keim;
Ein Widerspruch, wohin du blickst und schreitest,
In allem, was du mußt und sollst und kannst,
Schwingen von Wachs, wenn du die Flügel breitest,
Dünkel und Schwäche, wo du dich ermannst.

So lang du atmest — Kampf; Kampf im Beginnen;
So lang der Funke zittert durch den Draht!
Kampf überall; nach außen Kampf, nach innen;
Durch mußt du; schlag dich durch wie ein Soldat.
Doch hoffe nicht — was dich im Mondscheinglänzen
Der Jugend einst berückte — auf Trophän;
Ein Gladiator, lerne dich bekränzen,
Und frohen Mutes fallend untergehn.

So zwischen Vorwärtsstreben und Ergeben,
Vor allem lerne nur auf dich vertraun,
Und wie im Traum erweckt zum flüchtigen Leben,
Der ewigen Isis in das Auge schaun.
Wie herrlich liegt um uns mit Nacht und Helle,
Wie herrlich, herrlich rings um uns die Welt . . . .
Dich schiebt die Welle fort, bist selber Welle,
Wie sie geschoben und wie sie zerschellt.



Kameraden.

Von Helene von Kahlenberg.

(Eberswalde.)

Der Zufall hatte ihn zu ihrem Stubennachbar gemacht in dem alten dunklen Hause der rue des écoles. Wenn er ihr auf der Treppe begegnete, nahm er den Hut ab, wie es Sitte ist — und sie neigte den Kopf, ohne ihn weiter zu beachten. Er hätte gerne ein Gespräch angefangen. Er war neu angekommen in Paris und langweilte sich, aber es bot sich keine Veranlassung und er wagte nicht, sie vom Zaune zu brechen. Sie

hatte doch etwas Sprödes, Zurückhaltendes an sich bei all ihrer studentenhaften Ungeniertheit.

Der Zufall kam seinen Wünschen abermals zu Hilfe. Er verstand noch sehr wenig Französisch damals; bei einem Streit mit dem Concierge machte sie, die gerade die Treppe herunterkam, den Dolmetscher für ihn. Seitdem sprachen sie zusammen, wenn sie sich begegneten. Zuerst nur gleichgültige Sachen — über das Wetter — die Restaurants, in denen man billig speiste — die Professoren, die man gehört hatte. Sie studierte dasselbe Spezialfach wie er: Frauenkrankheiten. Und allmählich wurden sie gute Kameraden.

Die Wand, die seine Kammer von der ihren trennte, war so dünn, daß er jeden Atemzug hören konnte. Wenn er des Morgens zu lange schlief, pochte sie, um ihn zu wecken. Er holte Wasser und Kohlen die fünf Treppen herauf. Sie hatten einen gemeinschaftlichen kleinen Vorrat im Keller. Das war billiger, als sich jede Woche einen Korb voll herauftragen zu lassen, wie sie's früher gemacht hatte. Wenn sie den Thee auf ihrem Petroleumkocher bereitet hatte, frühstückten sie zusammen in ihrem Zimmer. Sie zog nicht einmal einen Vorhang vor ihr zerwühltes Bett und er kam in Hemdsärmeln, wie er grade war. Aufgeräumt wurde erst, wenn sie aus dem Cours zurückkamen gegen Mittag. Sie halfen sich gegenseitig dabei. Sie machte rasch ein paar Eier oder ein Kotelette zurecht — sehr oft hatten sie auch nur geröstete Kartoffeln, die sie unterwegs in der Straße gekauft hatten und aus der Düte verzehrten.

Des Nachmittags dinierte man in irgend einem wohlfeilen Restaurant. Jedes bezahlte für sich. Darin verstand sie keinen Spaß. Das erste Mal, als er sein Portemonnaie gezogen, um die Rechnung zu begleichen, schob sie rasch dem Kellner ihren Anteil zu: „Keine Carambolage! Ich kann das nicht leiden“ . . . Er hatte sich gefügt.

Des Abends gingen sie ins Theater auf einen Galerieplatz oder in irgend eins der zahllosen Tingeltangel des Quartier latin, wo getanzt und Musik gemacht wird. Meistens kamen sie erst nach Mitternacht nach Hause von ihren Exkursionen in das Pariser Leben, dieses Leben des Genusses und der Eitelkeit, das sie interessierte, ohne sie zu reizen.

Am Sonntag unternahmen sie dann gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend, nach Ville d'Avray und St. Cloud oder nach Fontenay les Roses und Charenton. Die jungen Künstler und Studenten mit ihren kleinen Mädchen waren da. Sie lachten und sangen und trieben allerlei tollen verliebten Unfug im Grünen. Sie saßen mitten dazwischen, rauchten und unterhielten sich: Medizin, Philosophie, Litteratur, und zuletzt gerieten sie regelmäßig ins Politisieren. Beide waren sie natürlich Radikale, inter-

nationale Menschen ohne Vaterland, ohne Religion und Familie. Sie war phantastischer, großartiger angelegt wie er. Sie hätte sich kreuzigen lassen für ihre Ideen von Freiheit und Menschlichkeit. Er lächelte oft über ihren Eifer, ihren unausrottbaren Idealismus. Er war Skeptiker durch und durch, eine kühle, egoistische Natur, aber er hörte ihr gerne zu. Sie sprach gut, vielleicht mit etwas zuviel Phrase, zuviel Ungeduld, wie die meisten Frauen. Dabei lehrte sie ihm ihre Sprache und lernte die seine spielend. Es wurde ihr alles erstaunlich leicht. Sie faßte viel schneller wie er und besaß ein vorzügliches Gedächtnis. Er beneidete sie oft darum. Er lernte langsamer, aber er drang tiefer ein. Er war systematischer und vor allem einseitiger. Sie zersplitterte sich gerne und verwirrte fortwährend Empfindungen mit Gedanken. Es ist diese Subjektivität, von der sie sich nicht freimachen können, die Frauen für praktische Berufe so viel ungeeigneter macht als Männer. Er hatte sie bei schwierigen und widerlichen Operationen gesehen. Da war sie sicherer und kaltblütiger gewesen als er selbst.

Er erkrankte am Typhus, den er sich im Hospital geholt hatte. Nun pflegte sie ihn Tag und Nacht, Arzt und Krankenwärter vereinigend. Als er ihr danken wollte, lachte sie ihn aus: „Das versteht sich von selbst unter Kameraden. Sie würden im umgekehrten Falle dasselbe gethan haben.“ Dabei drückte sie ihn in die Kissen zurück und strich ihm mit der großen kühlen Hand über den Kopf: „So, jetzt müssen Sie aber ganz stille liegen und schlafen, mein Kleiner. Um sechs Uhr bringe ich Ihnen Ihr Diner und dann dürfen Sie mich fünf Minuten lang ausfragen.“ Sie war wirklich wie ein sorglicher Bruder für ihn die ganze Zeit über. Manchmal nannte er sie scherzweise: „Großer Bruder“, und der Name gefiel ihr.

Kurze Zeit darauf war ihr Geburtstag. Er hatte es ganz zufällig erfahren und es kam ihm die Idee, ihr etwas zu schenken. Er war sehr unerfahren in solchen Dingen und ging deswegen in das erste beste Modemagazin: „Irgend etwas Hübsches für eine junge Dame. Zwei Louis dürfte es kosten.“

„Schön, sehr schön!“ . . Der Verkäufer lächelte verständnisinnig und öffnete seine Schachteln und Fächer. Es gab da Sachets, Nippesfigürchen, Vasen, spinnwebdünne Seidengewebe in allen Farben des Regenbogens, tausend schillernde und glitzernde Sächelchen, von denen er nicht wußte, wie man sie anfaßte und welchem Zwecke sie dienen könnten. Er stand ganz dumm und verlegen in all dem Duft und Farbenglanz. „Das ist nichts, das ist alles gar nichts für sie,“ stotterte er.

„Aber doch, mein Herr. Gewiß. Das sind lauter Sachen, die den jungen Damen Vergnügen machen. Ich verstehe mich darauf. Versuchen Sie es einmal mit diesem Arbeitskörbchen, das ist ein Bijou. Sie finden

das nur in Paris. Sehen Sie doch nur dies entzückende, geschliffene Spiegelchen, feinstes Krystallglas, die Schere mit Perlmuttergriff und das Fingerhütchen, wie geschaffen für hübsche, kleine Fingerchen."

Er kam sich unbeschreiblich albern vor unter all dem bunten Tand. Nur um loszukommen, nahm er einen kleinen bemalten Lampenschleier, der ihm das billigste schien und auch acht Francs kostete. Dann ging er in eine Buchhandlung und kaufte ein selteneres, medizinisches Werk über Unterleibsleiden, nach dem sie einmal einen Wunsch geäußert hatte. Das würde ihr gefallen. Er wollte noch ihren Namen hineinschreiben und das Datum. Er hatte schon die Feder angesetzt, als ihm mit einem Male einfiel, daß er ihren Vornamen gar nicht wußte. Er hatte sie zuerst immer „Fräulein" genannt und dann kurzweg mit ihrem Familiennamen, wie es junge Leute unter sich thun. Jetzt wunderte er sich fast, daß sie überhaupt einen Vornamen hatte. Sie mußte doch irgend einen haben: Marguerite, Marthe, Madeleine. Irgendwie kam es ihm vor, als paßte keiner für sie, keiner von all den Frauennamen, die er wußte. Zuletzt fragte er sie. Sie war Natalie getauft. Er sagte es ein paar Mal vor sich hin: „Natalie! . . Natalie . . das ist ein hübscher Name."

„Ich mag ihn nicht. Sie sollen mich nicht so nennen, kleiner Bruder. Es klingt so albern."

Sie gingen zusammen auf den Boulevard. Eine alte Frau bot ihm Veilchen an: „Für Ihre schöne Dame, mein Herr!" Sie hielt ihm lockend die halberfrornen Blüten hin: „Sehen Sie doch, blau wie die Augen von Madame —"

Er blieb stehen und kaufte das Sträußchen. Sie war schon einige Schritte vorausgegangen und drehte sich nun ziemlich ungeduldig nach ihm um: „So kommen Sie doch. Wo bleiben Sie denn so lange?" Er antwortete nicht. Er sah sie an. Wahrhaftig! Sie hatte hübsche Augen, große, tiefblaue und das Profil war sehr schön geschnitten. Was für prächtige Zähne sie hatte, und dieser Halsansatz unter dem dichten, kurz verschnittenen Haar — — diese Schulterlinie . . . .

Zum ersten Male sah er das alles. Sie machte eine ungeduldige Bewegung nach ihm hin: „Nun?"

Er reichte ihr die Veilchen. Sie nickte kurz und steckte das Sträußchen in die Tasche ihres grauen Paletots. Sie trug immer solch einen schäbigen, grauen Männerpaletot, der die ganze Figur verhüllte wie ein Sack. Er sah sie noch immer an: „Wissen Sie, daß Sie eigentlich sehr hübsch sind, Natalie?"

Sie zuckte die Achseln. „Ah bah. — Warum nicht gar. Wie kommen Sie auf solchen Unsinn?"

„Oh, ich dachte nur so, und —“ Er wußte selbst nicht, wie er darauf kam, aber plötzlich fuhr er heraus damit: „Sagen Sie doch, Natalie, waren Sie schon einmal verliebt?“

„Verliebt? Ich?“ Sie lachte laut auf. „Oh, aber Sie sind komisch heute, mein Bester!“

Er war etwas pikiert über ihre Heiterkeit: „Mein Gott, das ist doch weiter nicht komisch. Wenn man jung, hübsch,“ er wollte sagen „ein Weib ist,“ aber sie unterbrach ihn, die Hand auf seinen Arm legend, in ihrer familiären, halb gönnerhaften Manier: „Und ich glaube, Sie haben heute Morgen ein Gläschen über den Durst zu sich genommen, mein Junge, oder es ist die Frühlingsluft, die Ihnen zu Kopfe steigt Sehen Sie sich doch lieber mal den wunderbaren Fötus im Fenster da an. Ich wollte Sie schon längst darauf aufmerksam machen . . . .“

Sie zog ihn mit sich fort vor das Schaufenster, hinter dem Skelette und Präparate in Gläsern ausgestellt waren. Sie gerieten sofort in eine eifrige Debatte über den Fötus.

So lebten sie zwei Jahre miteinander en garçons und waren ganz glücklich dabei in ihrer Weise. Er kannte immer noch niemanden in Paris. Er schloß sich überhaupt nicht leicht an und da er sie hatte, empfand er gar kein Bedürfnis nach Umgang. Wenn er allein gewesen wäre, hätte er sich jedenfalls auch eine Geliebte genommen wie alle seine Kameraden. Man lernt die Sprache und lebt billiger so. Mit ihr hatte er dasselbe und er scheute die Aufregungen und Störungen, die der Verkehr mit einer Frau notwendiger Weise in seine arbeitsame geregelte Existenz gebracht hätte. Eigentlich verachtete er die Frauen als tief unter sich stehend, mit der schönen Verachtung der Jugend, die sie nicht kennt. Aber sie reizten und verwirrten ihn doch. Der Anblick ihrer weißen, angemalten Gesichter, das Froufrou ihrer seidnen Kleider und der Parfüm, den sie ausstömten, ließ sein Blut rascher wallen, wenn er in ihrer Nähe war, auf der Straße oder in der Pferdebahn. Bei ihr empfand er nichts dergleichen: Neugier, Aufregung oder gar Verlangen. Sie war eben ein Neutrum für ihn, ein geschlechtsloses Wesen. Er dachte nie darüber nach. Manchmal, wenn sie über ihren Cigaretten auf das Thema kamen und er unruhig wurde und sich verwirrte —:

„Oh, Ihr Männer seid alle gleich in dem Punkte,“ sagte sie gleichmütig, „Deutsche, Russen, Franzosen. Das ist Eure schwache Seite . .“

„Und die Frauen . . und Sie . . ? . .“

„Ich!“ — Sie zuckte die Achseln. „Was geht mich das an. Ich studiere es, das ist alles!“

Eines Sonntags nachmittags, als er wie gewöhnlich herüberkam, um

den Thee bei ihr zu nehmen, fand er eine kleine Kousine da installiert, ein niedliches, blondes Geschöpfchen von siebzehn Jahren. Sie war Waise und hatte eine Stelle in Paris als Kinderfräulein, die ihr die Priester verschafft hatten, bei denen sie erzogen war. Sie fühlte sich sehr unglücklich bei den Leuten. Die Kinder waren ungezogen und die Madame hochmütig und geizig. Mariette hatte viel zu leiden und nie einen Menschen, dem sie ihr Leid klagen konnte. Zuletzt brach sie in strömende Thränen aus über ihr hartes Los. Er versuchte sie zu trösten und erzählte allerlei Lustiges, bis sie anfing zu lachen. Das stand ihr allerliebst zu den rollenden Thränchen und entzückte ihn. Er bestand darauf, sie an ihren Omnibus zu bringen nach dem Boulevard St. Germain. Es war ein großes Getriebe in den Straßen und er mußte ihren Arm nehmen, um sie sicher hindurch zu steuern. Ein Betrunkener taumelte lachend und juchzend vorüber. Sie schmiegte sich entsetzt an ihn. Grade unter seiner Brust fühlte er sie warm, weich und zitternd wie ein verschüchtertes Vögelchen. Es gab ihm ein eignes, wohliges Gefühl der Kraft und Kühnheit. Aber seine Stimme nahm unwillkürlich einen weicheren, zärtlichen Ton an, seine Bewegungen wurden sehr behutsam, fast mütterlich. Er hätte sie am liebsten ganz bis nach Hause geleitet, aber sie wollte ihn nicht weiter mitnehmen. So verabschiedeten sie sich an der Station. Er fragte, ob sie nächsten Sonntag wiederkommen würde und sie flüsterte: „Auf Wiedersehen! Ich werde es versuchen."

Er fand Natalie in recht übler Stimmung, als er zurückkam. „Dies Mädchen ist mir fatal!" erklärte sie. „Ich hasse solche thörichten, sentimentalen Zierpuppen. Wie kann man sich so albern anstellen!"

Natürlich verteidigte er die Kleine. Er fand es hart, daß ein so zartes junges Geschöpfchen allein in der Welt stehen mußte.

„Pah!" machte sie verächtlich. „Ich habe auch allein gestanden, unter anderen Verhältnissen. Die Zunge hätte ich mir abgebissen und ihnen ins Gesicht gespieen, eh einer einen Klagelaut von mir gehört hätte. Und ich war jünger wie sie und tausendmal verwöhnter!"

Sie biß die Zähne zusammen. Ihre Augen waren hart geworden. Sie sprach nie von der Vergangenheit . . . aber sie schien zu wissen, was Hunger und Gefangenschaft war und an ihrer Schulter hatte er häßliche Narben bemerkt — nach deren Ursprung er nicht zu forschen gewagt.

„Ja, Sie!" sagte er. „Sie sind aber auch gar kein Weib, Natalie!" . . .

Sie sah ihn an. — Dann warf sie den Kopf zurück: „Sie haben recht. Es ist mein Stolz, daß ich keins bin. Keins von diesen niedrigen, elenden Geschöpfen, die nichts können als die Sinne erregen und Kinder in die Welt setzen. Ich verachte sie! Sie sind Tiere in meinen Augen. Tiere — Tiere!" — — —

Die kleine Mariette kam doch wieder. Sie fühlte sich so einsam des Sonntags, wenn die Herrschaft draußen in Passy bei der Großmutter dinierte und Natalie war doch eine Verwandte. Irgendwie traf es sich bei den Besuchen jedesmal, daß er grade nichts Besseres zu thun hatte, als bei Natalie Thee zu trinken, in Mariettes blaue Augen zu schauen und ihren kindischen Lamentationen zuzuhören. Natalie gähnte ungeniert und warf spöttische Bemerkungen dazwischen. Er fand sie unausstehlich und antwortete für die Kleine — in gereiztem Tone.

Mariette fürchtete sich vor ihr: „Sie ist genau wie ein Mann! Haben Sie gesehen, daß sie einen Bart hat — und ihre Hände! Ich glaube, sie hat gar kein Herz.“ Das sagte sie ihm auf dem Nachhauseweg und hing sich dabei sehr fest an seinen Arm: „Es ist wohl am Besten, wenn ich gar nicht wieder hinkomme.“

Sie ließ das Köpfchen hängen; es kam ihm vor, als schluchzte sie leise. „Dann kommen Sie zu mir, Mariette,“ entschied er. „Gehen Sie gerne ins Theater?“

„Ach, so schrecklich gerne — aber —“

Sie hatte Skrupel, die Madame und Schwester Severine .... Er brachte sie bis vor ihre Hausthür in der Avenue Kleber. Das letzte Stück gingen sie zu Fuß unter den blühenden Kastanien an der Seine entlang.

Natalie war noch auf, als er spät in der Nacht heimkam. Sie rief ihn an, als er leise an ihrer Thür vorübergehen wollte. Er fand sie in ihrem grauen Paletot, den sie halb aufgeknöpft hatte, ein loses rotes Tuch um den Hals geschlungen, die Cigarette zwischen den Lippen. Sie stieß mit dem Fuße ein paar schwere Bücher vom Stuhle herunter, um Platz zu machen für ihn: „Sie haben viel Zeit gebraucht, um Ihr Lämmchen sicher in den Stall zu geleiten. Es stolperte wohl oft — wie?“ Ihr spöttischer Ton ärgerte ihn unbeschreiblich. Sie mißfiel ihm überhaupt: ihre ganze Erscheinung, die Nachlässigkeit in ihrem Anzug, ihrer Umgebung. — Diese burschikose Manier, mit der sie die Beine übereinanderschlug und sich in den Stuhl zurückwarf. — Er wäre am liebsten gleich wieder gegangen, aber sie ließ ihn nicht. Sie schien es darauf abgesehen zu haben, ihn zu reizen. Zuerst schwieg er. Schließlich fing er auch Feuer: „Ich verbitte mir Ihre Taktlosigkeiten,“ fuhr er auf. „Mischen Sie sich doch nicht in Dinge, die Sie nichts angehen, von denen Sie gar nichts verstehen.“ —

Einen Augenblick funkelten ihn ihre Augen drohend an. Sie erhob sich halb, wie um etwas schneidendes zu erwidern .... Plötzlich brach sie in Thränen aus. — Er stand wie versteinert vor Überraschung. — Ihr Gesicht hatte sich verzogen, aus ihrer Brust kamen schluchzende, gepreßte Laute. Sie weinte thatsächlich .. Und er betrachtete sie, ohne eine Spur

von Mitleid, mit einer gewissen brutalen, anatomischen Neugier, wie man eine merkwürdige Naturerscheinung beobachtet.

Sofort faßte sie sich wieder: „Ach Gott! Ich bin so nervös und abgespannt heute. Das kommt von der verdammten Gewitterluft.“ Sie wollte sich totlachen über ihre hysterische Anwandlung. Er lachte schließlich auch. Aber die kleine Scene hatte ihn doch unangenehm berührt .. gab ihm zu denken.

Den folgenden Sonntag brachen sie schon in aller Frühe nach Fontainebleau auf. Sie war ausgelassen lustig während der ganzen Fahrt und im Walde, pflückte Blumen für ihren Strohhut und steckte sie ihm ins Knopfloch. Jedermann hielt sie für ein Liebespaar. Ein junger Bursch, der im Wirtshausgarten sein kreischendes Schätzchen schaukelte, rief ihnen eine anzügliche Neckerei zu. Sie lachte und amüsierte sich darüber; ihn ärgerte es. Er fand, daß sie fremd und verändert aussah. Irgend etwas an ihr genierte ihn. Es mochte wohl sein, daß sie statt des ewigen grauen Paletots heute eine helle Sommerbluse anhatte. Ja, das war es auch und gleich fiel ihm ein, daß Mariette einmal eine ganz ähnliche Bluse getragen hatte, die er hübsch gefunden an ihr. Diese Ähnlichkeit verstimmte ihn, er wußte selbst nicht weshalb. Er fand, daß ihr die helle Farbe schlecht stand. Sie war zu verbrannt im Gesicht und nicht schlank genug in der Taille. Es war ihm nie vorher so aufgefallen, wie männlich sie doch aussah . . sogar einen Anflug von Bart entdeckte er über ihrer Lippe und diese Lippen selbst waren hart und spröde. Er roch den Tabaksdunst, wenn sie ihm beim Sprechen nahe kam. Mariette hatte weiche rote Kinderlippen mit kleinen Grübchen an beiden Mundwinkeln. Ach ja, Mariette! . . Er schämte sich seiner Begleiterin, ihrer burschikosen Manieren und lauten Stimme. Sehr einsilbig kehrten sie zurück.

Irgend etwas war nicht mehr so wie früher zwischen den Beiden. Er bemühte sich ver[illegible]bens, den alten unbefangenen Ton wiederzufinden Sie war launenhaft, zerstreut neuerdings. Er ertappte sie zuweilen, daß sie ihm gar nicht zuhörte, wenn er ihr einen interessanten Fall auseinandersetzte, obgleich ihre Augen an seinem Gesicht hingen mit einem seltsamen saugenden Ausdruck, der ihn nervös machte.

„Was haben Sie eigentlich? Was fehlt Ihnen denn nur.“

„Nichts, gar nichts!“ Er zuckte ungeduldig die Achseln. Wahrhaftig, sie ermüdete ihn. Jeden Tag kamen jetzt kleine Scenen, plötzliche Stimmungswechsel, die ihn verstimmten und langweilten. Früher war sie sich stets gleich geblieben. Das gerade hatte ihn an ihr angezogen und den Verkehr so unendlich bequem gemacht.

Jetzt vermied er es geradezu, mit ihr zusammen zu sein. Aber er ging fast alle Tage in den Tuileriengarten, wo Mariette mit den Kindern

jeden Nachmittag sitzen mußte. Sie war jetzt schon sehr zutraulich geworden und errötete, wenn sie ihn von weitem kommen sah. Wenn die Kinder hinter den Büschen spielten, durfte er auch mit ihr sprechen. Immer nur ein paar Sätze, zärtliches dummes Zeug. Dabei steckte er ihr verhohlen ein Sträußchen in die Hand: „Ach, Monsieur! wie gütig Sie sind.“ Sie war allerliebst zuthunlich und schmiegsam wie ein Kätzchen.

Einmal als er gerade den Arm um ihre Taille gelegt hatte und ihr die blonden Löckchen hinten am Halse küßte — sah er eine hohe, graue Gestalt mit einem ihm wohlbekannten Herrenfilzhut zwischen den Sträuchern auftauchen und gleich wieder verschwinden. Natalie! — Mariette zuckte erschrocken zusammen: „Ich habe solche Angst vor ihr! Sie haßt mich und paßt uns auf. Ach, sie ist eifersüchtig!“

Er lachte. Natalie eifersüchtig. Der Gedanke war zu bizarr. „Närrchen Du! Als ob die sich mit so etwas befaßte.“ . .

„Aber Sie haben sie doch gerne?“ wollte die Kleine wissen.

„Sie ist mein guter Kamerad. Ich habe sie sehr gerne.“

„Und mich? . .“

„Ach Du? . . Das ist doch etwas ganz anderes, Du bist mein Schätzchen, meine kleine, süße Frau.“ Er küßte sie.

„Haben Sie Natalie auch schon mal geküßt?“

„Nein, ich habe es noch nie probiert. Ich hätte auch nicht die Courage dazu.“ Sie lachten beide sehr über die drollige Idee.

Er ging sehr selten zu Natalie jetzt, nur wenn sie ihn rief, und eigentlich zankten sie sich jedesmal, wenn sie zusammen waren. Sie hatte einen höhnischen, nörgelnden Ton des Widerspruchs gegen ihn angenommen, den er sich nicht gefallen lassen wollte. Er schwieg lieber und blieb weg. Dann versuchte sie auf jede Weise wieder anzubändeln und wenn er auf ihre Avancen einging, war es dieselbe Geschichte. Zuletzt brachte sie es durch ihre ewigen Sticheleien doch zu einer Katastrophe. Er sagte ihr sehr höflich, daß er eine andere Wohnung nehmen würde: „Da ich Ihnen nicht mehr zu passen scheine, können wir auseinandergehen. Wir sind ja beide frei, Gott sei Dank.“

Sie hörte ihm ruhig zu, ohne ihre Cigarette aus dem Munde zu nehmen. „Gehen Sie doch, mein lieber Junge. Gehen Sie . . Ich halte Sie nicht.“

Zuerst wollte er das auch, einfach die Thüre zuschlagen und fortgehen. Sie schien das auch zu erwarten so; sie rührte sich nicht. Aber er zögerte — und wie er sich in dem engen, kahlen Zimmer mit dem einzigen kleinen Mansardenfenster umsah, kam ihm die Erinnerung an alles, was sie ihm gewesen und für ihn gethan hatte während seiner Krankheit.

Er wurde weich. Nein, er durfte so nicht von ihr scheiden. Warum mußten sie überhaupt auseinander gehen? Warum war sie so ganz verändert gegen ihn? „Haben Sie mich denn gar nicht mehr ein bißchen gerne, Kamerad? — —“

Sie antwortete nicht. Er drang in sie. Er trat ganz dicht an sie heran und nahm ihre Hand: „Großer Bruder? —“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Ich kann nicht so von Ihnen fortgehen, Natalie,“ bat er. „Denken Sie, wie glücklich wir zusammen waren. Ich weiß nicht, was ich Ihnen gethan habe, aber ich will es wieder gut machen. Ich will alles thun, was Sie verlangen. Ach, Sie sind mir sehr teuer, Natalie, wirklich. Ich habe viel gelitten — — —“

Er suchte nach einem Ausdruck, aber er stotterte ohne ihn zu finden. Es war, als würge ihn etwas an der Kehle. Das Blut stieg ihm siedend ins Gesicht.

In ihren Augen glühte es auf, raubtierartig. Er hörte ihren Atem schnaubend und stoßweis. Sie zog mit heftigem Ruck ihre Hand zurück: „Aber so gehen Sie doch. Gehen Sie schnell — schnell — um Gotteswillen..“

Er hörte gar nicht. Er sah nur, wie sie ihn ansah mit erweiterten, funkelnden Pupillen. Der Schweiß perlte ihm in hellen Tropfen von der Stirne. „Natalie — liebe — liebe Natalie,“ murmelte er — ihre Hand liebkosend.

Auf einmal sank sie an ihm herunter in die Kniee: „Liebe mich! Liebe mich!“ schrie sie auf. „Du sollst mich lieben — hörst Du — mich — mich . . .“

Er stand wie betäubt. Sie lag vor ihm auf dem Boden zuckend, sich windend vor Leidenschaft, und während sie mit beiden Armen seine Kniee umklammert hielt und ihre brennenden Augen suchten in seinem Gesicht: „Wie ich Dich liebe!“ murmelte sie. „Wie ich Dich liebe! Alles an Dir — jede Faser Deines Leibes.

„Deine Gedanken sind meine Gedanken. Dein Geist ist meinem Geiste verwandt. Fliege so hoch wie Du magst, ich folge Dir — ich trage Dich himmelhoch auf den Flügeln meiner Liebe! Und die Welt soll uns zujauchzen. — Ihre Könige werden wir sein — Du und ich — Du und ich! . . . Und ein neues Geschlecht soll aus uns erstehen und herrschen — nicht Männer und Weiber mehr — Vollmenschen — Götter . . .“

Er hörte das alles, wie in einem Fiebertraum. Er sah, daß sie schön war in ihrer Leidenschaft, er fühlte ihre verzehrenden Küsse auf seinen Händen, den rasenden Pulsschlag ihres Blutes . . . Und dann sah er sie wieder, wie er sie alle Tage gesehen hatte, kalt, häßlich, brutal, mit auf-

gestreiftem Ärmel, das blutige Seziermesser in der Hand und er hörte ihr Lachen, ihr altes cynisches Lachen: „Liebe! was ist Liebe?! . . .“

„Dich lieben,“ — — er schauerte zusammen und dann lachte er plötzlich gellend auf: „Dich — Dich!“ . . . Es lag alles in der einen Silbe, Hohn, Wut, Grauen! . . und wie sie ihn dennoch fester umklammerte und er ihren zuckenden, glühenden Leib an seinem fühlte — stieß er sie mit dem Fuße von sich: „Ungeheuer! Scheusal! Laß mich los — laß mich los!“ . . . .

Laut schreiend wie ein Wahnsinniger stürzte er zur Thüre hinaus . . Er ging zu Mariette. Er mußte an sich halten, um nicht zu taumeln wie ein Betrunkener. Er hatte solch ein wirres, wüstes Gefühl im Kopfe. Die Zähne schlugen ihm zusammen — er schnitt Grimassen und seine Glieder zuckten wie im Veitstanz, trotz der Gewalt, die er sich anthat.

Mariette war sanft und zärtlich wie immer. Aber es beruhigte ihn nicht. Ihre Liebkosungen machten ihn ungeduldig. Er fand sie geziert — läppisch. Ihr Gesicht hatte etwas wachspuppenhaftes, dummes. Sogar ihre Stimme kam ihm fade und zirpend vor. Er hätte sie schlagen können, er wußte nicht weshalb. Schließlich hielt er es nicht mehr aus, sprang auf und ließ sie sitzen — sehr verängstet und in Thränen gebadet.

Bis in die späte Nacht hinein trieb er sich in den Straßen umher. Es war ihm immer, als hätte er mitten in den Flammen gestanden und nun glühte und zehrte der Brand in ihm fort. Ein unendlicher Durst folterte ihn. Er stürzte Glas auf Glas hinunter — aber der Durst wurde immer wahnsinniger — immer unerträglicher . . . .

Er schlich sich leise die Treppe hinauf bis an ihre Thüre. Sie schloß immer ab. Er wußte es . . aber plötzlich gab die Klinke nach unter dem Drucke seiner feuchten, bebenden Hand. Er stand mitten im Zimmer. Der Mond schien ganz hell und beleuchtete jeden einzelnen Gegenstand. Den Tisch mit drei Beinen, das steife, kattunbezogene Sofa — die ausgebrannte, schwarze Höhlung des Kamines . . . . Der Vorhang vor ihrem Bette war zurückgezogen. Es stand mitten im bläulichen Schimmer weiß, unberührt mit lang herunter hängender Fransendecke wie ein riesiger Sarg. Auf dem Tische lag ein Zettel, er konnte die steile, große Schrift ohne Licht lesen: „Ich wußte, daß Du wiederkommen mußtest. Suche mich nicht. Ich will nicht gefunden werden.“ . .



Maurice Barrès.*)

Von Dr. S. S. Epstein.

(Bern.)

Tout roman, à le bien prendre,
est une autobiographie.
Anatole France.

Ich verfahre nach einem bewährten Rezept des Anatole France.
Also.

„Messieurs, je vais parler de moi à propos de M. Maurice Barrès . . . . C'est une assez belle occasion.“

Und in der That!

Will man über Barrès sprechen, diesen neuesten Apostel des „égotisme“, so kann dies nur in der Weise geschehen, daß man dem Leser einfach ein Protokoll dessen giebt, was man beim Lesen der „idéologies“ durchempfindet.

Er ist jedenfalls eine der originellsten Erscheinungen der französischen Moderne. Originell darum, weil weder die brutale Formel des Zolaismus, noch die nervöse Suggestibilität der Goncourts, noch endlich der Bourgetismus auf ihn von Einfluß waren.

Von außen nahm er nichts auf, als den „dégoût“ vor der Gemeinheit des Alltagslebens.

Alles übrige hat er aus seiner „susceptibilité cérébrale“ heraus geschaffen.

Während Bourget, Huysmans, Rod ꝛc. eine Evolution durchmachten und erst langsam zu dem wurden, was sie sind, trat Barrès sofort mit einer abgeschlossenen Weltanschauung, mit einer fertigen Formel auf. Die anderen sind, wie ein Palimpsest, bei dessen Entzifferung man noch immer Spuren einer früheren Schrift entdecken kann, Spuren, die dem denkenden und empfindenden Leser nicht entgehen können. Barrès fühlt man sofort als Ganzes, bei ihm stört kein Mißton, man empfindet, daß er in seine erste Ideologie gleich Keime für alle seine übrigen Werke hineingelegt hat.

Sie nennen ihn gerne einen extremen Individualisten, wobei man sich bei dieser Benennung entweder nichts denkt, was ja ohnehin der günstigere Fall ist, oder aber sich so eine Art verknöcherten Egoisten, einen rechten „je m'en fiche“-Menschen vorstellt.

*) „Sous l'oeil des Barbares“, „Un homme libre“, „Le jardin de Bérénice“, „L'ennemi des lois“, „Du sang, de la mort et de la volupté“, „Trois stations de psychothéraphie“, „Toute licence, sauf contre l'amour“.
Alles in Paris bei Charpentier.

„Assurément, le moi seul existe.“

Das ist der Grundton aller Werke von Barrès.

Und dieser Grundton ist es auch, welcher ihm den Vorwurf des Egoismus, Individualismus, ja sogar des Anarchismus eintrug.

Individualismus!

Er ist allerdings eine spezifische fin-de-siècle Erscheinung.

Aber fin-de-siècle überhaupt und nicht speziell fin du XIX. siècle.

Eine Erscheinung, die man gemeiniglich mit dem Begriff der Décadence eng verknüpft.

Sonderbare Metathesis, die mit diesem Begriff geschah.

Es erinnert mich lebhaft an den Spottnamen „Geusen“, welchen die tapferen niederländischen Edlen dann als Ehrentitel auf ihr Banner schrieben.

Ähnlich mit der Décadence!

Anstatt, daß der Namen für den gegenwärtigen morschen Gesellschaftszustand gelten soll, wird er von den Philistern auf diejenigen angewendet, die durch ihre ganze Individualität, durch ihre Kunst einen Protest gegen eben diese ablebende Gesellschaft bilden. —

Überall dort, wo eine Epoche zur Neige geht, überall dort, wo eine gesellschaftliche Klasse im Begriffe steht, abzuwirtschaften, wo die geistigen Güter einer Nation in den Händen „lendenlahmer Epigonen“ ruhen, welche diese geistigen Güter als Pfründe auffassen, — überall dort müssen auch eine Anzahl Individuen entstehen, die unfähig sind, den gesellschaftlichen Karren mitschieben zu helfen.

Es entstehen Individuen, die ihrer Zeit voraus und infolge erhöhter Sensibilität von der Gemeinheit des Alltagslebens mit Ekel und Widerwillen erfüllt sind.

Kurz — es entsteht ein Zwiespalt zwischen dem Individuum und seiner Umgebung, seiner äußeren Welt.

Aber nicht nur ein Zwiespalt, sondern direkt ein Kampf.

Die Bedürfnisse des Individuums und die Realität der äußeren Welt werden umso weiter von einander abstehen, je sensitiver, d. h. je civilisierter, receptiver, nervöser das Individuum angelegt ist.

Was Wunder nun, wenn solche Individuen für die bestehende gesellschaftliche Organisation keine Arbeiter sind. Und daß es den Philistern, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, darum zu thun sein muß, den bestehenden gesellschaftlichen Organismus von solchen „Bacillen“ zu befreien.

Eines der beliebtesten Desinfektionsmittel ist in diesem Falle der Vorwurf, daß die sogenannten „Dekadents“ samt und sonders nicht auf den Parnaß, sondern auf die psychiatrische Klinik gehören.

Es ist ja ein dickes Buch geschrieben worden, worin all das haar-

scharf bewiesen wird und es ist beinahe eine Anmaßung, wenn man anders empfindet und einen Künstler aus sich heraus erklären will.

Eine Frage, die sich mir unwillkürlich aufdrängt.

Liegt denn der Wert eines Kunstwerkes darin, daß es zufällig dasjenige trifft, was uns gerade gefällt, daß es unsern momentanen Appetit befriedigt?

Oder vielmehr darin, daß es uns eine rein persönliche, subjektive, individuelle Äußerung des Künstlers darstellt; daß es uns den produktiven Künstler zeigt, wie er lebt, wie er liebt, wie er atmet; kurz, daß es uns dasjenige Bild vorführt, in welchem der Künstler seiner sensiblen und intelligiblen Welt Ausdruck verleiht?

Von einem Künstler allgemeingültige Wahrheit beanspruchen, kommt mir ähnlich vor, wie wenn man von einem Apfelbaum verlangen würde, daß er auch Birnen und Pflaumen trage.

Und überdies!

Ich stelle mir einen Künstler vor, dem es gelungen wäre, die Welt „sub specie aeternitatis“, von irgend einem hohen Planet aus, zu betrachten.

Was wäre das Resultat?

Mir scheint, ein höchst klägliches!

Denn Eines steht fest!

Und zwar, daß das Bild, welches wir von der Außenwelt empfangen, uns durch Vermittelung unserer Sinnesorgane zugeführt wird; und ebenso, wie diese Sinnesorgane, ist auch das Bild der Welt für jeden von uns ein anderes.

Es ist daher schwer anzunehmen, daß die supponierte „objektive Wahrheit“ irgend einen Menschen voll befriedigen würde; diese Befriedigung fiele umso geringer aus, je sensitiver angelegt das Individuum wäre; während die rein persönliche Weltauffassung des Künstlers durch ihre suggestive Kraft allein ästhetischen Genuß verschaffen kann — — — — — — —

Wozu ich all das sage?

Weil das Vorhergesagte vollkommen genügt, um die Psychologie von Barrès zu konstruieren und weil man sie ohne das Vorhergesagte nicht konstruieren kann. Ich habe das Gefühl, als ob Barrès sich plötzlich darüber klar wurde, daß er mitten drin in einer alternden Civilisation stehe, daß er durch seine Sensibilität mit den hergebrachten Formen der Civilisation in Zwiespalt geraten war.

Kurz, daß seine innere Welt der äußeren nicht mehr entspricht.

Und hier ergeben sich von selbst die Antinomien „de la pensée et de l'action“, ein Kampf zwischen dem Individuum und der Außenwelt, ein Kampf, welcher den Gegenstand des „Sous l'oeil des Barbares“ bildet.

Eigentlich und im Grunde genommen, giebt es ja doch keine Außenwelt.

Schon Kant hatte es ausgesprochen und die moderne Psychophysik zweifellos dargethan, daß die Gegenstände und Vorgänge „an sich“ für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Alle Empfindungen und Vorstellungen werden mir durch meine Sinnesorgane zugeführt, und dann durch die psychische Thätigkeit wieder nach außen projiziert.

Es müßten danach „pensée“ und „action“ identisch sein.

Und dennoch glauben die meisten Individuen an die Existenz einer von ihrem Inneren ganz unabhängigen Außenwelt.

Diese Illusion, welche ihren Ursprung einer falschen Entwicklung des Denkprozesses zu verdanken hat, ist daran schuld, daß die Antinomien zwischen Gedanken- und Außenwelt zum Vorschein kamen. Es ist einmal zweifellos, daß die Außenwelt eine Erfindung unseres „Ich“ ist. Aber diese Erfindung nahm mit der Zeit und dem Lauf der Jahrhunderte, infolge Vererbung und anderer Faktoren, derartige Formen an, daß wir nicht mehr imstande sind, sie zu bannen und mit der von uns selbst geschaffenen Fiktion rechnen müssen.

Wir befinden uns vollständig im Falle des Goetheschen Zauberlehrlings, der um alle Welt die Geister los werden möchte, die er gerufen, es aber nicht imstande ist.

Im selben Augenblick aber, wo es mir, dem sensiblen Individuum, klar wird, daß die Außenwelt mein eigenes Werk ist, welches mir jedoch über den Kopf zu wachsen droht, im selben Augenblick sage ich mich von der Vaterschaft los.

Die ganze reale Welt, alle gesellschaftlichen Institutionen erscheinen mir fremd und nur dazu angethan, meine Individualität zu unterdrücken.

Die Menschen haben mit mir, insoferne ich nicht nach ihrer Pfeife tanze, nichts Gemeinsames.

Kurz, mein ganzes äußeres Leben ist eine Existenz „Sous l'oeil des Barbares“. Ich glaube, Barrès hätte einen bessern Titel gar nicht wählen können.

„Parmi les Barbares“ hätte z. B. lange nicht das gesagt.

Denn das mit seiner Umgebung in Widerspruch geratene Individuum lebt faktisch unter der fortwährenden Aufsicht der Barbaren, die sozusagen das arithmetische Mittel der Menschheit bilden.

Je civilisierter das Individuum wird, desto eher stellt es die Forderung, daß die Dinge sich nach seinem Empfinden richten sollen.

Dies geschieht aber umso seltener, je verfeinerter das Empfinden ist.

Und das heillose Unglück kommt zum Vorschein: Alles, was außerhalb meines „Ich“ liegt, wird zu Barbaren „qui veulent briser nôtre individualité“.

Gebildet oder roh, hoch oder nieder — alles, was nicht im Bereich meines „Ich" liegt, ist „Barbar".

Selbst, wenn sie mich verstehen wollten, müßten sie mich zergliedern, befühlen, betasten, wobei sie mir wehthäten, ohne deswegen in mein Inneres einzudringen ..... Aber das wäre an den Barbaren noch das Ärgste nicht.

Das Schlimmste an ihnen ist die „action", d. i. der Drang, auf die Außenwelt einzuwirken, sie nach ihrem Muster zuzuschneiden, und da liegt die Hauptquelle des Kampfes zwischen mir und den Barbaren. „Si vous n'agissez pas en Barbares, les Barbares vous écraseront."

Diese Barbaren!

Ich möchte sie beinahe Philister nennen, trotzdem sich Barrès dagegen so verwahrt.

Mit welchem Raffinement verstehen sie jede ideale Regung, alles, was außerhalb ihres Gesichtskreises liegt, in den Kot zu ziehen.

Sie geben allen Dingen ihre Namen, sie haben ganz genau die Regeln und Zeiten festgestellt, wann man lachen muß und wann es sich zu weinen geziemt. Treffen sie mit einem ihnen fremden Individuum zusammen, so wird es vor allem klassiert, kotiert, geschätzt, dann gehobelt, geformt, umgegossen, bis es von Tausenden seinesgleichen nicht mehr zu unterscheiden ist.

Dann — aber erst dann — bekommt es den Segen der Barbaren als Viatikum und darf nun versuchen, die Leiter des gesellschaftlichen Ruhmes emporzuklimmen.

Gesellschaftlicher Ruhm!

Kann er denn unserem sensiblen Individuum wirklich Befriedigung, Glück verschaffen?

Was ist denn eigentlich Ruhm?

Doch jedenfalls etwas völlig außerhalb meines „Ich" liegendes.

Eine gewisse Meinung der anderen über uns, weil sie uns für reich, mächtig, Künstler oder Gelehrte halten.

Und wenn der Ruhm wirklich nichts anderes ist, als diese Kombination, wozu sollte ich ihn dann begehrenswert finden, ihn überhaupt anstreben?

Wenn der ganze gesellschaftliche Apparat nur dazu dient, um den Widerspruch zwischen mir und der Außenwelt nur noch zu vergrößern, wozu sollte ich dann mithelfen, diese Maschine zu treiben?

Das ist der Grundton des „Sous l'oeil des Barbares".

Der Konflikt zwischen unseren inneren Bedürfnissen und der Realität der äußeren Welt liegt klar vor uns.

Was ist nun aber die Folge dieses Konfliktes?

Die Melancholie, „l'isolement", das Kehren nach dem Inneren.

Die Barbaren wollen uns unterdrücken, aber wir suchen uns von ihnen durch eigene Kraft zu befreien.

Trotzdem ich „sous l'oeil des Barbares" lebe, will ich „Un homme libre" werden.

Wieso?

Indem ich in fortwährendem engen Kontakt mit meinem „Ich" bleibe. Und zwar negativ und positiv.

Negativ.

Ich muß danach trachten, alle Triebfedern menschlicher Handlungen, alle Affekte, alle Leidenschaften zu begreifen, ohne mich selbst von einer beherrschen zu lassen.

Dadurch werde ich mich von jenen unterscheiden, welche meinen, ihre Art zu empfinden sei die einzig richtige, alles andere Dummheit oder Heuchelei.

Ich werde ferner aufhören, selbst Barbar zu sein, weil mir nun die Möglichkeit gegeben ist, nicht nur eine, sondern alle Seiten einer Erscheinung zu begreifen. Aber auch positiv muß ich in stetem Kontakt mit meinem „Ich" bleiben. Alle äußeren Eindrücke muß ich in meinem Innern verarbeiten, und zwar so, daß sie mein eigenstes Eigentum werden. Denn es giebt keine Wahrheit, die zur Bereicherung meines inneren Lebens beitragen soll, insoferne der forschende Geist sie nicht durch eigene Kraft gefunden.

Will ich von meiner Umgebung, von der Außenwelt wirklich unabhängig sein, so muß ich mich in mein eigenes „Ich" vertiefen und nicht an die unvollkommenen Bilder meiner Seele klammern, welche dann in die Außenwelt projiziert werden. Die Pflege meines Innern, meiner geistigen Welt muß ohne Ziel und Zweck sein; einzig und allein die Entwickelung meines „Ich" um meines „Ich" willen selbst.

Nur in mir selbst kann ich das Glück finden, ein Glück, welches mir niemand nehmen, niemand zerstören kann. Eine ganz neue Welt wird mir dann aufgehen, eine Welt, in der Ursachen und Wirkungen unbekannt sind.

In der mir alles eitel erscheint, was nicht ewig ist; und einzig dieses Ewige in mir ist das Ziel meiner Pflege.

Dieses selbst erworbene Glück wird auch ein unbegrenztes sein, wenn ich keinen Augenblick aufhöre, in stetem Kontakt mit meinem „Ich" zu bleiben, wenn ich dieses „Ich" fortwährend erneuere.

Die seltsamsten Widersprüche werden sich dann in meinem Innern versöhnen.

Ich werde mächtig und stark sein. Mächtig, weil ich mir allein vollständig genüge, weil ich keiner Ergänzung meines „Ichs" von außen bedarf, weil ich ein „freier Mann" bin.

Stark, weil ich, trotz meiner Einsamkeit, alle Leidenschaften verstehe,

alle Affekte mitfühle, die ganze Welt in mir umschließe, kurz ein Mikrokosmos in des Wortes wahrster, schönster und edelster Bedeutung bin.

Aber es giebt auch solche, die behaupten: „Unsere Sinne können alle Sünden begehen, die sie nur wollen, diese Dinge sind viel zu häßlich, als daß wir unsere Seele beschmutzen sollten, sie zu überwachen.“

Eine sehr bequeme, aber für den „homme libre“ nicht acceptable Maxime; denn im selben Augenblick, wo er Sklave seiner Sinne wäre, hört er ja schon auf, ein freier Mann zu sein.

Und die Sinne vom Geist vollständig loslösen zu wollen, hieße ja den influxus physicus leugnen, der eben eine nicht abzuleugnende Thatsache ist.

Im Gegenteil!

Gerade weil er mit seiner Seele alle Leidenschaften der Welt umfaßt und versteht, wird er imstande sein, keiner einzelnen Sklave zu werden, das Reich der allumfassenden Liebe wird in sein Inneres Einzug halten.

Aber nicht der Liebe zum einzelnen Menschen, sondern zur Menschheit im allgemeinen und ganzen.

„Il n'y a qu'une loi: l'amour.“

Doch sind wir als sensible Individuen, vermöge der Wechselwirkung des Geistes und der Sinne, viel zu sehr an die Außenwelt gebunden, als daß wir in einem fortwährenden Quietismus verharren könnten.

Ein Gefühl ist es hauptsächlich, das uns nicht zur Ruhe gelangen läßt.

Es ist das, was Barrès „l'énergie créatrice“ nennt.

In welcher Weise haben wir nun diese Energie zu bethätigen, ohne deswegen „le développement de mon moi“ zu beeinträchtigen?

Indem wir vor allem — sagt Barrès in seiner dritten Ideologie „Le jardin de Bérénice“— alles Individualinteresse auf den rückwärtigen Plan versetzen.

Jedes Individuum ist für mich Barbar und steht mir als solcher feindlich gegenüber.

Und da wir uns von der Außenwelt doch nicht vollständig loslösen können, so müssen wir danach trachten, daß auch die anderen aufhören, Barbaren zu sein.

Wird einmal die Menschheit so weit kommen, daß sie alle Formen des Lebens begreift, alle Leidenschaften und Affekte mitfühlen kann, dann — aber erst dann — wird sich die Individualität frei entwickeln können.

Vor allem wird dann dem Individuum die Möglichkeit offen stehen, seine Affekte von den vielen Roheiten zu befreien, die ihnen anhaften.

Diese Affekte werden sich alsdann vollständig im Innern des Menschen abspielen und umso intensiver sein, je weniger extensiv sie sind.

Die Extensität der Affekte hat aber zur notwendigen Folge, daß ihre Befriedigung sehr selten vor sich geht, ohne daß dadurch dem Nebenmenschen Schmerz verursacht wird.

Woher kommt es aber, daß unseren Leidenschaften so viel Roheit anhaftet?

Es sind — sagt Barrès — die Leiden, Bedürfnisse, kurz die ganze Misère des Kampfes um die Existenz, welche es mit sich bringen, daß wir eine Menge Dinge thun, die wir niemals begehen würden, wenn wir ökonomisch unabhängig wären.

Die Misère des Alltagslebens ist wie ein spanischer Stiefel, in dem unsere Individualität gewaltsam zusammengepreßt wird und verkümmert.

Um also nicht nur ein „homme libre“ zu sein, sondern auch ein „homme libre“ zu bleiben, genügt es mir nicht, selbst materiell unabhängig zu sein — was ja die Basis für die Entwickelung der Individualität ist — sondern ich muß meine Thätigkeit, meine „Enérgie créatrice“ darauf richten, auch den großen Massen diese Basis zugänglich zu machen.

„Que l'heureux s'épanouisse, que nous saisissions avec aisance la direction particulière de sa vie, on le conçoit.

„Mais les misérables! Pour qu'auprès d'eux je profite, pour qu'ils s'entr'ouvrent et deviennent une fleur utile du jardin de Bérénico, soyons à même de les libérer; qu'ils cessent d'être des opprimés!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Das ist die Quintessenz der Lehre des Maurice Barrès, die ich aus der Symbolik seiner drei Ideologien herausempfand.

Er selbst nennt seine Lehre Egotismus. Doch wäre es vollkommen unrichtig, sie mit dem zu verwechseln, was man gemeiniglich unter Egoismus versteht. Die aufmerksame Entwickelung der verschiedenen Qualitäten meines „Ich“, das unentwegte Streben nach Vervollkommnung — das sind die notwendigen Prämissen des Egotismus, der von dieser Seite aus zu altruistischen Konsequenzen führt.

Die Grundthese des Maurice Barrès ist nicht neu.

Der Individualismus Fichtes, Schopenhauer, Hartmann waren zweifellos von Einfluß auf ihn; und auch in Nietzsche finden wir eine äußerlich — aber nur äußerlich — ähnliche Erscheinung, obwohl Barrès ihn kaum zu kennen behauptet.

Dadurch, daß Barrès als Zweck des Sensitiven hinstellt, die verschiedenen Zustände der menschlichen Seele begreifen zu lernen, alle Leidenschaften mit zu empfinden, ohne sich von einer einzelnen beherrschen zu lassen, ist er eigentlich mehr Ethiker, denn Ästhetiker; es ist ihm weniger um die pittoreske Form, als um das innere Wesen der Dinge zu thun.

Und noch etwas speziell Interessantes hat Barrès für mich.

Ich habe stets die Überzeugung vertreten, daß die Aufgabe der Kunst einzig darin besteht, ästhetisch zu wirken; jeder Versuch der Versöhnung zwischen Ästhetik und Ethik müsse scheitern.

Ich schäme mich nicht einzugestehen, daß, trotzdem ich an meiner Überzeugung im allgemeinen festhalte, ich doch nicht umhin kann, vor dieser gewaltigen Synthese mein Haupt zu beugen.

Ich glaube nicht, daß sich mir so bald Gelegenheit bieten wird, ein Gleiches zu thun.

Die Lehre des Maurice Barrès ist endlich eine eudaimonistische; denn sie bezweckt das Glück der gesamten Menschheit; schon dadurch unterscheidet sie sich von derjenigen Nietzsches, mit welcher man sie so gerne vergleicht.

„Das Glück liegt in- und nicht außerhalb uns," das ist das Alpha und Omega der Lehre Barrès'!

Und nicht nur ethisch, sondern auch ökonomisch läßt sich seine Offenbarung deuten; „qu'ils cessent d'abord d'être des opprimés"; „soyons à même de les libérer".

Daß es ihm aber gelungen ist, aus dem Egoismus heraus, aus der Unabhängigkeit des „Ich" eine Lehre zu entwickeln, die dem Paria der Gesellschaft zugute kommt, darin liegt etwas Großes, an Spinozas Ethik Erinnerndes. Wie gesagt, seine Grundthese ist nicht neu!

Neu und originell ist die Art der Begründung des Individualismus in seiner ersten Ideologie.

Und hier kommen wir vom Philosophen zum Künstler.

Seine Sprache, seine Darstellungsart ist lauter Symbolik und nicht sehr leicht entwirrbar.

Barrès setzt bei seinem Leser nicht nur seinen Verstand, sondern auch seine Nerven voraus.

In einer Reihe von Bildern zeigt er, wie die Masse, der Pöbel stets und immer jeder idealen Regung fremd war.

Diese Bilder sind von einem unvergleichlichen Schwung und Poesie der Sprache.

Ich erinnere nur an die symbolische Scene, in welcher die Zerstörung des Serapaeums geschildert wird, wo die schönheitstrunkene griechische Antike, die römische Décadence und der wütende, alles zerstörende Pöbel sich gegenüberstehen.

Diese einzige, stilistisch geradezu unvergleichliche Schilderung schließt Barrès mit den Worten:

„Ainsi mourut pour ses illusions, sons l'oeil des Barbares, par le bâton des fanatiques, la dernière des Hellènes." — — —

Barrès möchte gerne der Arzt der Seele sein, der Psychotherapeut seiner kranken Mitmenschen, ähnlich wie Seneka, mit dem er sich selbst gerne vergleicht. Er glaubt, die Krankheitsursache des absterbenden Jahrhunderts liege in dem Widerspruch zwischen dem inneren Leben und der äußeren Welt.

In seinen drei Ideologien trachtet er diesen Widerspruch zu konstatieren und zu versöhnen.

Wie weit die Lehre Barrès vom Anarchismus entfernt ist, den man Barrès vorwirft, brauche ich das nach all' dem Gesagten erst besonders hervorzuheben?

Eine Lehre der unbeschränkten Freiheit, wohl! aber auch der schrankenlosen Liebe.

Maurice Barrès faßt sie selbst in die Worte zusammen:

„Il n'y a qu'une loi: l'amour."

„Il n'y a qu'une barrière: faire la peine à un autre."



Die grosse Müdigkeit.

Von Curt Heinrich.

(Genf.)

Ob wohl die Julihitze mich so müde macht, die durch die halbgeschlossenen Jalousien in mein Arbeitszimmer strömt? Oder ist der Haufen meist französischer Bücher und Zeitschriften daran schuld, der vor mir aufgestapelt liegt, zum Teil schon durchblättert, zum Teil auch noch unaufgeschnitten? Ich weiß es nicht recht und grüble nach, während von draußen, gegenüber aus dem Keller, das monotone, unverdrossene Gehämmer eines Schustergesellen herüberschallt. Ja, die große Müdigkeit ist es, die aus allen diesen Bänden, Broschüren und Heften spricht, die große Müdigkeit, die nicht länger kämpfen will für Freiheit und Fortschritt aus frohem, instinktivem Kampfesmute heraus, für die Wissenschaft und Menschengeist für immer Bankerott gemacht haben, und die, besiegt von der „absurdité de la vie humaine", abgestumpft gegen die Narkotika der Leidenschaft und Genußsucht, jetzt eine letzte Antwort, einen letzten Halt im Glauben suchen, im Schoße der alleinseligmachenden Kirche. On revient toujours à ses premiers amours. Und die Franzosen sind eine galante Nation.

Das sind die Großen im Geiste, die Unsterblichen der Akademie, die alles haben, nur nicht Kraft und Gesundheit, wie es ein „überwundener"

Emile Zola in einer Rundfrage der „revue internationale“ über Paul Bourget klar ausgesprochen hat, und so hoch ich diesen als Künstler und Psychologen schätze, so muß auch ich leider meinen Glauben aussprechen, daß er schon in seinem nächsten Romane ganz dort stehen wird, wo Ferdinand Brunetière heute steht, der in seiner famosen und außerordentlich gelesenen Broschüre „La science et la religion“ eben jenes Dogma vom Bankerott der Wissenschaften lehrt und dem großen Papste Leo XIII. Hymnen singt. Diese neueste Strömung in der französischen Litteratur ist ja nicht mehr unbekannt, man hat auch schon darauf hingewiesen, daß selbst Zola unter ihrem Banne stand, als er nach Lourdes wallfahrte. Aber welche gewaltige Ausdehnung die Bewegung (auch außer Frankreich) schon genommen hat, ahnen noch die wenigsten.

Von litterarischem Standpunkte liegt es mir nun fern, einseitig zu verurteilen. Im Gegenteil, nach meiner Meinung haben gerade die jüngeren Franzosen Roman und Kritik außerordentlich vertieft; Bourget, Anatole France, Huysman, Rod, Margueritte u. a. entfalten meist eine grandiose Psychologie.

Aber dies ist heute nicht mein Thema, sondern die etwas weitertragenden Fragen. Was für Folgen muß eine solche Strömung auf das ganze Geistesleben unserer Zeit haben, oder ist sie gar vielleicht nur symptomatisch für dasselbe? Und dann, was müssen wir in Deutschland für unser Teil thun, um verderblichen Einflüssen entgegenzutreten?

Die Antworten sind nicht ganz leicht. Wer will bei Ideen und Geistesströmungen genau ihr Woher und Wohin bestimmen? Wir werden sagen, daß eine solche religiös-mystische Neigung der besten Köpfe einer Nation weitere Kreise unzweifelhaft reaktionär beeinflussen wird, aber wir werden auch zugeben müssen, daß eine solche Neigung nicht wohl entstehen konnte, wenn nicht das sie umgebende Milieu die Keime dazu schon in sich getragen hätte und wenn nicht die ganze Zeitatmosphäre ihr günstig wäre. Und diese Wechselwirkung zwischen Schriftsteller und Publikum, welche sich besonders in Frankreich heute vollzieht, ist eben das Gefährliche, denn sie verstärkt die große Müdigkeit der Gebildeten, d. h. sie führt langsam und sicher zu einer völligen Reaktion.

Und wir dürfen uns auch keiner Täuschung hingeben. Ihr schwüler, trüber, erschlaffender Hauch streicht heute schon überall durch die Luft. Wenn ich bis jetzt von Frankreich und seinen Schriftstellern gesprochen habe, so geschah es, weil hier die Züge am markantesten und bei dem immer noch vorherrschenden Einfluß der französischen Litteratur am auffälligsten hervortreten und wohl auch, weil sie bei den Nachfolgern eines Taine, Renan, Zola am befremdendsten erscheinen müssen.

Aber sehen wir uns einmal bei uns um! Herrscht nicht dieselbe unheilvolle Strömung? Haben wir nicht eine Volksschulgesetz-, eine „Umsturz"-vorlage gehabt, und weiß man, ob die dritte im Bunde, würdig der Geschwister, nicht schon unterwegs ist? Nur der schöne Unterschied besteht, daß es bei uns nicht die Ersten, nicht die geistige Elite ist, welche kampfesmüde zur Retraite bläst, sondern das Gros der „Gebildeten", das „liberale" Bürgertum, das in den letzten Jahrzehnten etwas schneller als gewöhnlich hat marschieren müssen und nun wahrscheinlich das böse Seitenstechen bekommen hat. Und dann, bei uns tritt, unserer Tradition gemäß, auch die Reaktion als plumper Michel auf, der überall gleich mit der Thüre ins Haus fallen möchte, während man drüben, jenseits der Vogesen, in elegantem Stil über den Bankerott der Wissenschaften philosophiert, der „Gaulois" in geistreichen Leitartikeln alle Sünden der Republik und der demokratischen Aufgeklärtheit herzählt und Madame la baronne Deslandes in Ermangelung eines eigenen, gottgesalbten Herrschers dem deutschen Kaiser ihre Huldigungen darbringt.

Daß diesem Manko abgeholfen werden möge, ist heute schon der geheime Herzenswunsch so mancher, die wohl wissen, daß erst der Hof und seine Wissenschaft ihnen das richtige Relief verleihen können und, que voulez-vous? wir haben schon solange einen Präsidenten der Republik, c'est la variété, qui fait notre plaisir.

Ach, leider kann man es heute auch dem ernsteren Geiste nicht übel nehmen, wenn er nach der unerhörten parlamentarischen Mißwirtschaft der letzten Jahre die Republik ein wenig satt bekommen hat und wenn am Schlusse des Panamaskandals, dem dann als effektvolles Nachspiel „Carnot und Caserio" folgte, schwere Bedenken in ihm aufstiegen, ob denn die moderne Lebensauffassung wirklich wohl die richtige sei, d. h. wenn die question morale und mit ihr das religiöse Wiedererwachen ihren Einzug hielten. Man vergißt dann eben die „Tugenden" des zweiten Kaiserreiches und die „Integrität" der Restauration, deren Gedächtnis uns unter anderen auch Heinrich Heine aufbewahrt hat, man vergißt, daß die gar nicht mehr unbekannte Wurzel des großen Übels ganz wo anders liegt, nämlich in der ungesunden Übertreibung der Centralisation, welche bewirkt, daß unendlich viele wertvolle Kräfte brach bleiben und daß fast ebenso viele in dem großen Hexenkessel der Pariser Politik entnervt und verdorben werden. Aber hieran zu denken und mutig die Initiative der Reform zu ergreifen, das verhindert die große Müdigkeit, welche wie ein langsames Gift jetzt überall hindurchsickert und es eben bequemer erscheinen läßt, da man auf dem Wege nach „vorwärts" einen Sumpf angetroffen hat, einfach wieder „rückwärts" zu gehen.

In Deutschland herrscht dieselbe politische Weisheit. Herr Constantin Rößler hat nur offen ausgesprochen, was vieler Herzensmeinung ist. Was haben wir denn mit unserer vielgerühmten freien Verfassung, mit dem allgemeinen, direkten Wahlsystem erreicht? philosophiert Herr Biedermeier; was mit dem Kulturkampf, was durch Eugen Richters unermüdliche „freisinnige“ Kritik? Nichts, als daß uns die Sozialdemokratie jetzt auf dem Nacken sitzt, und daß auch bei dem Volke der Unglaube nebst „respektloser“ Roheit und Frivolität sich zu verbreiten beginnt. Auf zum Kampfe für Religion, Sitte, Eigentum und — Kaiserreich! —

Die Biedermeiersche Philosophie paßt den Herren am grünen Tische nur zu gut in ihren Kram. Auch sie haben ja manchmal einige „Jugendeseleien“ zu bedauern, man hat sogar hier und da mit liberalen Allüren kokettiert. Jetzt weiß man, wohin das führt. Also: „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo . . .“ Und Rodrigo macht heute gerne kehrt.

Kennzeichnend für unsere Tage ist auch der Schrei nach dem „Idealen“, die moralische Phrase, die in dem Bürgerhause heute, besonders wo höhere Söhne und Töchter vorhanden sind, mehr als je spukt. Und das ist auch wieder die große Müdigkeit, eine geheime, nicht eingestandene Angst, eine nervöse Unbehaglichkeit — die Stille vor dem Sturm. Denn, was sind diese Ideale, welche man gerne als Retter und Bewahrer vor dem drohenden unheimlichen Etwas heraufbeschwören möchte, das man herannahen fühlt und das man doch nicht mehr mit wirksamen Waffen bekämpfen kann? Nun, kurz gesagt, es sind die Ideale einer vergangenen Zeit, deren Lebenskraft mit dieser dahingegangen ist, es sind die Ideale der Denk- und Geistesmüden, welche aus ihren Träumen satter Selbstgenügsamkeit durch ferne Sturmglocken aufgeschreckt, sich ihrer Kindesgebete erinnern, es sind die Ideale der Reaktion.

Und doch auch mit einigem Unterschied. Achtzehnhundertneunzehn feierte die „idealistische“ deutsche Jugend das Wartburgfest, 1833 schmachtete sie ihrer „Ideale“ wegen in den Kasematten, 1848 stand sie mit auf den Barrikaden, 1872 jubelte sie dem entschlossenen Falk zu und heute — schreit dieselbe „deutsch begeisterte, idealistische Jugend“ ihr patriotisches Hep Hep oder klatscht frenetischen Beifall den idealen Forderungen eines Herrn Stöcker. Tempora mutantur. — —

Die große Müdigkeit gähnt uns aus den Lücken der Reichstagbänke entgegen und so manche Sitzung beider hohen Häuser scheint unter dem Banne eines grinsenden „Wozu? Es nützt ja doch nichts mehr“ — zu stehen. Fürst Hohenlohe selbst, das ehrwürdige Kanzlerhaupt des jungen deutschen Reiches, kann er nicht als Symbol für die rückwärts, in die Vergangenheit gerichtete Tendenz des neuesten Kurses gelten?

Ja, das ewige Wechseln der Anschauungen und Regimes, das kostspielige Herumexperimentieren mit neuen Prinzipien und neuen Männern, was will das denn anderes heißen, als: „Wo geht der Weg? wir wissen es nicht."

Nun giebt es wohl hier und da einen offenherzigen Ratgeber, der mit klarer, nicht mißzuverstehender Stimme die neuen Ideale und das neue Ziel lehrt. Aber einerseits scheint es heute sehr viel Schwerhörige zu geben und dann, Rat anzuhören, ist manchmal ärgerlich, Rat anzunehmen also einfach unmöglich. Wirklich, selbst wenn man wollte, es ginge nicht. Es bliebe ja wohl kein Stein auf dem andern. Auf zum Kampfe für Religion, Familie, Eigentum! — — —

Und doch, wer seine Ohren hat und aufmerksam lauscht, wer zu sehen und zu lesen versteht, der weiß, daß es nicht nur die große Müdigkeit ist, welche heute erschlaffend, beängstigend in der Luft liegt, nicht nur der „große Katzenjammer", welchen die Wissenschaften mit ihren ungehaltenen Versprechungen zurückgelassen haben, nicht nur der stille Verfolgungswahnsinn, welchen das rote Gespenst rückwärts in die Arme der Reaktion jagt. Es ist noch etwas anderes, was wenigstens die Herzen der Besseren still erbeben läßt und ihre Geister in einer fremdartigen, erwartungsvollen, suchenden Spannung erhält, noch ein anderes, das besonders in der modernen deutschen Litteratur — aber auch in der französischen teilweise — seinen Ausdruck gefunden hat. Ich erinnere hier nur an Gerhard Hauptmann. Das ist die große Sehnsucht nach neuem Leben, nach neuen Idealen, nach neuen Werten und Werken. Man ist müde, ja, müde des Alten, Greisenhaften, Unwahren, das seine unnatürliche Herrschaft immer länger aufrecht erhalten möchte und dabei vor keinem Mittel zurückschreckt und man sehnt sich nach dem jungen Tage, der bringen wird, was doch einmal kommen muß, die Herrschaft dessen, das als wahr und zeitgemäß von den Besten erkannt worden ist.

Und während Minister und Junker über neuen Umsturzvorlagen brüten, während glanzvolle Betäubungsfeste abgehalten und immer neue Grundsteine zu Kirchen feierlich gelegt werden, da sammelt sich die kleine Gemeinde derer, die einst zuerst bereit sein werden, wenn die „Zeit vollendet sein wird", d. h. wenn der Mann an ihre Spitze treten wird, der nötig und — wer weiß? — vielleicht schon geboren ist.



Ein neuer Hinterweltler.

Kritik des „Illusionismus" Panizzas.

Von Josef Steinmayer.
(München.)

In einem kleinen, dem Andenken Stirners gewidmeten Schriftchen von 62 Seiten, betitelt „Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit"*), hat Dr. Oskar Panizza den Versuch gemacht, eine Weltanschauung zu skizzieren, die auf einer eigentümlichen Auffassung und Kombinierung der drei Begriffe Illusionismus, Dämonismus und Individualismus beruht. Dieser Versuch ist ebenso interessant als bedenklich ausgefallen: interessant deshalb, weil es ein moderner Artist und Protestant ist, der sich hier eine neue Hinterwelt aufbaut; bedenklich aus eben demselben Grunde, als philosophischer Atavismus. Panizza mag ja wohl Freigeist sein, aber er ist noch lange kein freier Geist; daran hindert ihn sein Protestantengemüt und sein Artistengemüt. Sein Protestantengemüt mag noch so sehr gegen den Katholizismus ankämpfen, es ist doch selber in den Fesseln einer heimlichen Theologie befangen; und sein Artistengemüt findet inniges Wohlgefallen an dem „farbigen Rauch", den eine sublimierte Theologie vor seine Augen malt, an dem Gespenst, das ihm „aus der eigenen Asche und Glut" gekommen ist. Panizzas Weltanschauung ist eine Philosophie des Gemütes; das Gemüt aber ist, mit Feuerbach zu reden, das kranke Herz . . .

I.

Im „Vorwort" schildert Panizza zunächst, wie ihn das Treiben der Katheder-Psychophysiker immer abgestoßen habe, wie umgekehrt die Lektüre Stirners auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und ihn zur Abfassung des Schriftchens aufgemuntert habe. In der That ist Stirner, das Bindeglied zwischen Fichte und dem Rembrandt-Deutschen, so ganz der rechte Mann nach dem Herzen der Halbmodernen vom Schlage Panizzas, — jener wunderlichen Heiligen nämlich, die sich heute noch irgend ein Weltsystem nach altem Schnitt und Muster aufbauen und dabei doch auch „modern" bleiben möchten: modern nämlich sind sie in ihrem individualistisch-revolutionären Willens- und Gefühlsdrang, unmodern und rückständig dagegen in den Dingen der Erkenntnis, in ihren Denkformen und Anschauungsweisen. Dieser Zwiespalt ist das Kennzeichen des Protestantismus über-

*) Leipzig, 1895. Wilhelm Friedrich.

haupt: welcher die ganze persönliche Gemütskraft und Willenskraft der nordischen Völker verkörpert, aber zugleich auch den dicken Nebel, der vor den Augen dieser „Barbaren" ausgebreitet liegt: die Protestanten können nicht sehen, das nächstbeste Gespenst ist ihnen volle Realität, diese nordische Religion ist ein Kultus des Nebelhaften; je geheimnisvoller und nebuloser, desto lieber, vorausgesetzt natürlich, daß das „Innere" möglichst stark betroffen wird; je mehr und gründlicher es einen umwirft, desto besser; man zieht sich wollüstig ins „Innerste" zurück, man fühlt und belauscht „Sich" selber, man schließt seine Augen vor der blendenden Welt der Sinne, man sieht nur mehr Spukgestalten und Schattenbilder vor den halbgeschlossenen Augen herumhuschen, man „abstrahiert" zuletzt Raum und Zeit; so ist endlich alle „Außenwelt" ausgelöscht, man hat seine Sache auf nichts gestellt, man ist ins Bodenlose gesunken, ins schrankenlose Meer der Innenwelt getaucht, man ist nunmehr ganz „Ich" geworden und lebt sein Ich aus, — oder auch, man träumt und spinnt es aus. ... Der Fichteanismus war die germanische Philosophie par excellence; aujour-d'hui il faut méditerraniser la pensée; „der wahre Philosoph muß gallo-germanischen Geblütes sein" (Feuerbach) ... Vergebens bekämpfte Feuerbach, im Interesse einer „Philosophie des Menschen", die abstrakte und phantastische Ich-Meierei des „Einzigen" als „excentrisch, einseitig, unwahr fixiert", als „unverdauten Rest des alten christlichen Supranaturalismus"; seine Mahnung verhallte ungehört, wie seine herrliche sensualistische Philosophie überhaupt; und jetzt, nach einem halben Jahrhundert fast, wird der „Einzige" wieder ausgegraben und auf den Thron gehoben, — und zwar, in abenteuerlicher Verkennung, als angeblicher Vorläufer Nietzsches, als vermeintlicher Vater des „Übermenschen"! So will's die demi-modernité von heute; und warum? „Die naturwissenschaftliche Richtung hat abgewirtschaftet." Freilich, wer nach metaphysischem Trost begehrt, wer eine Seele in sich fühlt, die nach Rettung und Erlösung schmachtet, grob physiologisch gesprochen: wer an inneren Beklemmungen und Krämpfen leidet, — dessen „Gemüt" kann allerdings die beste Verstandestheorie der naturwissenschaftlichen Richtung nicht befriedigen, für den mag allerdings diese Richtung „abgewirtschaftet" haben. Aber wie, wenn das „metaphysische Bedürfnis" heute nur mehr das Bedürfnis von einzelnen wäre, nur eine individuelle Rückständigkeit oder Rückfälligkeit, nur das Zeichen, unter dem sich einzelne Scharen von ermüdeten Nachzüglern sammeln? Und wenn gerade die Geister, auf die es hier zunächst ankommt, die hier den Ausschlag geben, nämlich die Philosophen selber, heute samt und sonders die Bahnen der Spekulation auf immer verlassen hätten und auf dem neuen Wege der naturwissenschaftlichen Methode vorwärts eilten? Und in der That: eine

Philosophie, die den Sensualismus als heuristisches Prinzip aufstellt, eine Chemie der Begriffe und Empfindungen schaffen und die Physiologie der Religion, Moral und Ästhetik erschließen will, mit dem Grundgedanken, daß das, „was überhaupt heute vom Menschen begriffen ist, genau so weit geht, als er machinal begriffen ist", — eine solche Philosophie steht notwendig im engsten Bund mit der Naturwissenschaft, fern von allem Dunst und Nebel der Spekulation. Aber Panizza kennt nur ein jämmerliches Zerrbild der heutigen Philosophie, er kennt sie nicht als einheitliches Ganzes, sondern nur die eine oder andere zweifelhafte Hypothese, und zudem gilt ihm „ein Funke Gemüts mehr als die beste Verstandes-Theorie"! Ja, ja, ein „Funke Gemüts!"

II.

Der erste Abschnitt, „Illusionismus" betitelt, beginnt mit einer Kritik der materialistischen Erklärung des menschlichen Denkens: der Grundfehler der materialistischen Erklärung bestehe darin, daß der Sprung von der Materie zur Idee, zum Absoluten unausführbar sei (Panizza hält nämlich das Denken für etwas „Absolutes"); von der Materie aus sei die Erreichung des Denkens ausgeschlossen! Die Antikritik ist nicht schwer: Panizzas Gegenüberstellung von Materie und Denken beruht auf der bekannten Ansicht, daß zwischen beiden eine unüberbrückbare Kluft bestehe. Die Philosophen sind lange Zeit auf das Abenteuerliche und Bedenkliche dieser Ansicht gar nicht aufmerksam geworden, ein Umstand, der sehr bedauerlich ist (da er den Fortschritt in philosophischen Dingen um mehrere Jahrhunderte verzögerte), aber leider nur allzuleicht erklärt werden kann: diese Philosophen kamen alle aus der religiösen, christlich-jüdischen Welt des Mittelalters und brachten aus derselben, nebst manchem andern Aberglauben, auch die Fiktion des „reinen Geistes" in die moderne Philosophie herüber; sie vergaßen hier den Anfang der Philosophie, nämlich den Zweifel, die Grundfrage, die man sich vor jeder überlieferten Ansicht stellen muß, bevor man sie acceptieren darf: „Auf welchem Standpunkt der Menschheitsentwicklung, auf welcher physiologischen und psychologischen Basis ist diese Ansicht entstanden und ausgebildet worden, welches ist ihre Genealogie?" Hätten sie die Ansicht vom „reinen Geist" daraufhin untersucht, so hätten sie gefunden, daß dieselbe dem Zustand der primitiven Unwissenheit einerseits und der Korruption andrerseits ihre Entstehung und Ausbildung verdankt (als den beiden Zuständen, die der phantastisch-religiösen Interpretation der Dinge am günstigsten sind), nicht aber einer durch wissenschaftliche Beobachtungen gewonnenen und streng geprüften Erkenntnis; während doch nur die Resultate der wissenschaftlichen Erkenntnis die Grundlage der Philosophie bilden dürfen! Läßt man aber die Fiktion des „reinen Geistes" fallen, so fällt

damit auch die Fiktion eines Wesensgegensatzes zwischen Materie und Denken, da dieser Wesensunterschied ja nur ein Spezialpunkt jener Hypothese ist; und man wird zur Ablehnung des schroffen Dualismus und zur Aufstellung einer andern Hypothese hingedrängt, die beim heutigen Stand der Wissenschaft noch nicht durch Demonstration erweisbar, aber doch heute bereits methodisches Postulat ist: daß nämlich dem Denken und der Materie dieselben Urbestandteile zu Grunde liegen, nur in verschiedenen Graden und verschiedenen Zusammensetzungen, daß die Elemente des Denkprozesses aus demselben Grundwesen entsprungen sind wie die Materie, nämlich der gemeinsamen Mutter Natur, daß der Unterschied zwischen Materie und Denken lediglich ein chemischer ist und vielleicht dereinst von der Wissenschaft eruiert werden kann, vorausgesetzt, daß wir über den heutigen provisorischen Zustand der Chemie hinaus zu einer fortwährenden Verfeinerung und Vertiefung der chemischen Forschung fortschreiten, die vielleicht eine ganz neue Basis der Chemie herbeiführen wird, eine Basis, von der aus man dem Lebensprozesse wie dem Denkprozesse dereinst wird beikommen können! Daß dieser Satz von dem gemeinsamen Ursprung der Materie und des Denkens aus der Natur heute noch nicht demonstriert werden kann, das liegt, wie gesagt, an der Unvollkommenheit unseres heutigen Wissens überhaupt, das ja so manchem Probleme noch immer nicht beikommen kann; daß er aber heute bereits methodisches Postulat ist, hätte Panizza nicht entgehen können, wenn er sich nicht weiterhin in eine absonderliche Auffassung der „Außenwelt" verrannt hätte. Die Außenwelt ist nämlich nach Panizzas theologischer, d. h. idealistisch-spiritualistischer Optik nicht eine außerhalb und unabhängig von unserem Denken gegebene räumliche Welt, sondern für das Denken eine Hallucination, für die Sinne eine Illusion, nämlich ein im Psychischen beschlossener Kern, ein mit dem Psychischen Gegebenes; „die gesamte Außenwelt steckt in meinem Innern, — der ganze Aspekt der Außenwelt liegt in der Funktion der Sinnesorgane beschlossen". Und warum? „Von der Materie aus kann ich die Idee nicht konstruieren, noch viel weniger die Materie von der Idee aus; bleibt nur übrig, daß ich Idee einer Sache und die Sache selbst in der Außenwelt als einen Prozeß in meinem Innern setze. Der Baum in der Außenwelt und die Idee des Baumes in meinem Innern sind identisch, sind ein und derselbe Prozeß, gehen an ein und demselben Orte vor sich." Die Sache klingt zwar originell, aber nichts weniger als glaubwürdig; auf jeden Fall ist es einer der extremsten unter den idealistischen Versuchen, als „Grund der Erscheinung des Weltbildes eine kreierende Eigenschaft unserer Psyche aufzudecken", – lauter Versuche, die ebenso überflüssig als überspannt sind: überflüssig, weil diese „kreierende Eigenschaft" der Seele und ihr Einfluß

auf die Gestaltung des Weltbildes auch von der naturalistischen Psychologie vollkommen anerkannt wird, so weit es sich dabei um beweisbare psychische Thatsachen handelt; — überspannt, weil diese kreierende Eigenschaft vermöge ihrer ganzen Konstitution gar nicht imstande ist, aus ihrem angeblichen „Urgrund" heraus die ganze Außenwelt zu projizieren, wie ihr dies von seiten der Idealisten in ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf die unbeschränkte Allmacht der Seele imputiert wird. Und hiermit kommen wir auf den Kardinalpunkt im Fall Panizza: auf den Theologen Panizza. Der alte Gottesglaube that, wie Feuerbach zeigte, weiter nichts, als daß er den theologischen Grundirrtum, den Glauben an die Unendlichkeit des menschlichen Wesens, nach außen projizierte, in ein außerhalb des Menschen gedachtes Wesen hineinversetzte, in Gott. Dieser Glaube an den außermenschlichen Gott wurde durch die protestantische Bewegung erschüttert, durch die naturalistische Aufklärung vernichtet; aber jener theologische Grundirrtum selber, der Glaube an die Göttlichkeit des menschlichen Wesens, wurde durch diese beiden Strömungen nicht beseitigt; er erlag erst in unserm Jahrhundert dem vereinten Ansturm der Psychologie und Naturwissenschaft, erst der Sprosse dieses Bundes, die naturalistische Psychologie, hat „den Menschen unter die Tiere zurückgestellt". So kam es, daß seit den Zeiten der Reformation und Aufklärung jener theologische Grundirrtum in anderen Verkleidungen auftrat: vor allem als „idealistische Philosophie", und einer der letzten Ausläufer dieser Richtung ist (neben Du Prel und anderen) auch Panizza. Aber die Herrschaft der idealistischen Philosophie war von dem Augenblick an gestürzt, als die naturwissenschaftlichen Methoden auch in der Philosophie angewandt wurden, als die naturalistische Psychologie herauskam; dem modernen Philosophen ist es nicht mehr erlaubt, „Idealist" zu sein, so wenig als er Theologe oder überhaupt Christ sein darf: es ist ihm nämlich nicht mehr erlaubt, in psychologicis Unfug zu treiben . . .

Denn es ist nur Unfug und Mißbrauch der Worte, wenn Panizza die Hallucination als die das Weltbild kreierende Eigenschaft der Seele bezeichnet. In der Hallucination wird nichts neu geschaffen, sondern sie schafft nur nach, sie bildet nur um; sie setzt bereits eine reale Außenwelt voraus, ohne welche es weder einen Inhalt der Hallucination noch eine Gelegenheit zur Projektion gäbe. Der Hallucinant nimmt innerhalb der bereits gegebenen Außenwelt noch ein Plus wahr, das für den Nicht-Hallucinanten nicht existiert; aber dieses Plus ist nicht möglich, ohne daß bereits die ganze Summe der Außenwelt vorhanden ist, ohne daß der „Rahmen" der Außenwelt, Raum und Zeit, existiert, in den nun das Plus noch eingeschmuggelt wird, und der Inhalt des Plus besteht immer nur aus Elementen, die der Außenwelt angehören; kurz: ohne Außenwelt keine Hallucination. Das

Gleiche gilt von der ganzen „kreierenden Eigenschaft“ oder „plastischen Kraft“ der Seele, welche immer nur eine nachschaffende und umbildende Kraft ist, keineswegs aber, wie die gerne in dies asylum ignorantiae sich flüchtenden Spiritualisten wähnen, der deus ex machina, der die ganze Welt aus seiner eigenen Allmacht, d. h. aus dem Nichts hervorzaubert; sie ist nicht die Schöpferin der Natur, sondern selber nur ein winziges Stück Natur, welches ein anderes Stück Natur beständig in sich aufnimmt, überwältigt, verarbeitet, zurechtlegt, abschwächt oder verstärkt, und dergestalt umgebildet wieder nach außen projiziert und produziert: die vis plastica ist die ästhetische Grundform des „Willens zur Macht“, ein psychologisches, nicht aber ein metaphysisches Prinzip.

Panizza betont, daß die Hallucination „eine nur im Innern, central, im Vorstellen sich abspielende Erregung“ sei: aber wo es ein Inneres, ein Centrum giebt, da ist notwendig auch ein Äußeres; wo es ein Vorstellen giebt, da ist notwendig auch ein Vorgestelltes; wir kommen also immer auf die Realität der Außenwelt, die Realität von Raum und Zeit als Grundbedingung der Hallucination zurück. Wer Raum und Zeit zurücknimmt, der nimmt auch das Denken, auch das menschliche Sein zurück; wenn vor mir alles ausgelöscht ist, so ist auch hinter mir alles ausgelöscht, so bin ich selber ausgelöscht; ohne Raum und Zeit giebt es auch kein Prinzip und keinen Dämon, ohne Diesseits kein Jenseits: vom Diesseits aus wurde das Jenseits geschaffen, nicht umgekehrt; der Mensch schafft sich seinen Dämon, nicht aber kreiert ein Dämon den Menschen; erst die „Idealisten“ haben die Wahrheit auf den Kopf gestellt, als die Falschmünzer vom Grunde aus . . .

III.

Kaum ist der alte Gott gestorben, so kommt er, seiner Gespenster-Rolle getreu, als „Dämon“ wieder. Panizza versichert freilich, daß man unter seinem „Dämon“ beileibe nichts Mythologisches oder Theologisches verstehen dürfe: aber ein drittes Metaphysisch-Transcendentales giebt es eben gar nicht, alle Metaphysik ist entweder Mythologie oder Theologie oder beides zusammen; und Panizza hat über die mytho-theologische Natur seines „Dämons“ leider keinen Zweifel übrig gelassen:

„ . . . das, was nach Abzug meiner Sinne dort drüben (d. h. in der Natur) übrig bleibt, der Geist, das Kreatorische in der Natur, der Dämon.“

Und das soll weder Mythologie noch Theologie sein! Hören wir darüber einen antitheologischen Denker:

„Der „reine Geist“ ist eine reine Dummheit: rechnen wir das Nervensystem und die Sinne ab, die „sterbliche Hülle“, so verrechnen wir uns — weiter nichts!“ (Nietzsche, Antichrist 14.)

Das Prinzip Panizzas ist überhaupt weiter nichts als eine Reihe von Rechenfehlern. Panizza fordert ein transcendentales Prinzip, um die „durch Einbruch ins Denken entstandenen Bewußtseins-Inhalte" zu erklären. Nachdem aber unser ganzes Denken innerhalb der Erfahrung liegt, nachdem auch diese Sonderart der Bewußtseins-Inhalte der Erfahrung angehört, ist es ein methodisches Postulat, auch die empirische Thatsache des „Einbruches" auf eine empirische, in der ganzen Natur des Denkprozesses begründete Ursache zurückzuführen. In der That sieht sich Panizza gezwungen, sein Prinzip von vornherein zum großen Teil empirisch aufzufassen: er legt ihm den Charakter des Kreatorischen, Hallucinatorischen und Individuellen (Genius-Artigen) bei: lauter Dinge, die nicht nur dem Namen, sondern der Sache nach innerhalb der Erfahrung liegen; er faßt es als „psychischen elementaren Zwang", Inspiration, Eingebung, innere Erleuchtung, innere Stimme, — lauter psychische Zustände, die sich vollkommen befriedigend aus der empirisch gegebenen Konstitution unseres Seelenwesens erklären; und so ist Panizzas Prinzip, wie alle idealistischen Prinzipien, ein jämmerliches Zwitterding, halb transcendental und halb empirisch, ein halbes Jenseits und ein halbes Diesseits, nach dem alten idealistischen Rezept:

„Was man nicht recht erklären kann,
Sieht man als Transcendentes an."

Es wird dabei bleiben: Panizza hat sich einfach verrechnet, ebenso wie auch alle anderen Idealisten. Daß seine Rechnung von vornherein falsch wurde, liegt an seiner verfehlten, weil christlich-spiritualistischen Optik; daß er aber hinterdrein an der falschen Rechnung Gefallen fand und daran hängen blieb, liegt an seiner Gemütsart, die einen ausgeprägt artistischen, individualistischen, pessimistischen Charakter aufweist. Der Artist hatte seine Freude an dem pittoresken Charakter des Maskenspieles, welche die Welt nach seinem System vorstellt; der Pessimist fühlte sich erleichtert, als er „hinter" die ganze Gaukelei, hinter den ganzen Spuk und Stuß gekommen war, die ganze Quälerei als Marionettenspiel erkannt hatte; der Individualist war endlich zu „sich" gekommen, an einem Punkt angelangt, von dem aus sich die Ketten von Staat, Gesellschaft, Religion, Moral als „Illusionen" ergaben, von dem aus ein neuer Lebenszweck sich aufthat, der mit dem geheimsten Drang des revolutionären Protestantengemütes übereinstimmte:

„Vorausgesetzt, daß Du auf Deinen Dämon hörst und so Deine Seele rettest, so darfst Du, so mußt Du den Spuk der Welt zerstören, so darfst Du zur Befreiung von Deiner Illusion alles wagen. Du darfst die Welt anpacken und sie verzehren, Du darfst gegen die Illusionen ankämpfen und sie zerstören. Wenn Du's kannst. Wenn Du mußt. Wenn

Dich Dein Dämon treibt, Deine letzte Instanz, auf die Du hören mußt.. Was war die Stärke Luthers gegen den vermeintlich unzerstörbaren Fels Petri? Sein Dämon, den er „Gott“ nannte. Dagegen konnte der Papst nicht aufkommen; Stärkeres konnte er nicht bieten. Was war die Stärke Sokrates', als er die griechischen Götter in den Staub warf? Sein Gott, den er „Dämon“ nannte. Was war die Stärke Savonarolas, als er den Florentinischen Staat zerstörte? Seine Eingebung, die er „Stimme“ nannte. Die mußt Du haben, Deinen „geheimen Alliierten“, dann bist Du gefeit und kannst Dein Zerstörungswerk — oder Dein Aufbauen — hier vollbringen... Und nur dann darfst Du am Schluß Deines Lebens Deine Mission erfüllt sehen, wenn Du Dir sagen kannst, Du hast Deinen Dämon in der Welt zum Ausdruck gebracht. Das ist Dein kategorischer Imperativ: Handle, wie Dir Dein Dämon vorschreibt. Schreckst Du vor den Konsequenzen in der Welt der Erscheinungen zurück, dann ist sie stärker wie Du. Setzt Du Dich durch, dann bist Du Obsiegender. Du gehst vielleicht zu Grund. Aber zu Grunde zu gehen in der Welt der Erscheinungen ist ja das Los von uns allen.“

* * *

Damit bin ich mit meiner Aufgabe zu Ende: ich habe angedeutet, auf welch verfehlter Basis Panizzas Erkenntnistheorie beruht, ich habe ferner angedeutet, aus welchem psychologischen Zustand heraus Panizza mit Hilfe jener Erkenntnistheorie sich eine ebenso überspannte, idealistische Ethik zurechtgelegt hat. Es bleibt mir nur noch übrig, einen bestimmten Punkt dieser Ethik einer bestimmten Klasse von Lesern gegenüber zu besprechen: diese Leser sind die Juristen, jener Punkt ist Panizzas Stellungnahme zum Anarchismus. Panizza hat nämlich die Anarchisten in den Kreis des Dämonismus hineingezogen und die Ansicht ausgesprochen, daß die philosophische Beurteilung der Anarchisten à la Caserio und Ravachol und die von Männern wie Luther, Savonarola, Sokrates gleich ausfallen müsse, da beide Gruppen psychisch gleichgeartet seien, insofern sie nämlich beide unter dem ungeheuren Drucke des dämonischen, also unter einem elementaren psychischen Zwang gehandelt hätten, auf den die Moral keine Anwendung mehr finde. Wenn irgend jemand in dieser Ansicht eine Stellungnahme zu Gunsten der Anarchisten erblicken sollte — eine solche Auffassung wäre ja heute, wo man Nietzsche als den „Philosophen des Bestialismus“ anzusehen sich nicht schämt, nicht im geringsten verwunderlich (bei Gott und dem deutschen Michel ist alles möglich) —, so ist einer solchen Auffassung gegenüber von vornherein zu bemerken: entweder hat Panizza mit der Annahme des „psychischen Zwanges“ bei den Anarchisten recht (und in einigen Fällen

scheint das zuzutreffen), dann wird auch die Rechtsprechung über kurz oder lang genötigt sein, den betreffenden Anarchisten als „Besessenen“ zu behandeln; oder aber, Panizza hat mit dieser Annahme unrecht, so liegt die Schuld daran, daß er ein schlechter Psychologe und ein mittelmäßiger Philosoph ist: beides Eigenschaften, die schon aus dem Grunde kein juristisches Delikt bilden können, weil sonst 99 Prozent des deutschen Volkes ihr Lebenlang nicht aus dem Gefängnis herauskämen; „verführen“ aber können die Phantastereien Panizzas zu weiter nichts, als zum Schlafen oder zum Lachen oder zur Kritik. —



Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Über den ersten Teil des letzten Spieljahres am hiesigen königl. Hoftheater habe ich im Märzheft der „Gesellschaft“ berichtet. Die einzige einer genaueren Kritik würdige Première der zweiten Hälfte war Carl Weitbrechts fünfaktige Tragödie „Sigrun“. Der Herr Verfasser hat Helge, den Hundingstöter, in die Zeit des Arminius, ins Jahr 9 nach Christo auf geschichtlichen Boden, und zwar nach Oberschwaben in die Gegend des Bodensees versetzt. Ich gestehe es offen, mit geringen Hoffnungen bin ich an diesem Abend in das Theater gegangen, um so größer war meine Freude, als ich mich gründlich enttäuscht fand durch den kräftigen Hauch, welcher aus vielen Partien dieser „Sigrun“ weht. Der Dichter führt uns mittels markiger dichterisch abgerundeter Gestalten, deren Charakteren und Umgebung die Sprache meist trefflich angepaßt ist, in die Anfangszeit der germanischen Befreiungskämpfe gegen die Römer. Die Könige Hagen und Hunding schwören den Römern aufs neue Eide. Sigrun, König Hagens Tochter, wird durch den Machtspruch ihres Vaters dem Hunding verlobt. Die Königsmaid, fest und hehr im Glauben an die Götter und die alten Sitten, weigert sich dessen, sie haßt die Römer, wie es sie die Mutter gelehrt hat und ist ihrer eigenen Sippe gram ob ihrer Freundschaft mit dem Cäsar. So lehnt sie sich auf gegen des Vaters Recht der Mundschaft. Im hohen zerklüfteten Waldgebirge hausen Helge und Ottar, des verstorbenen Königs Sigmund Söhne. Auch sie sind treu dem Glauben der Väter und schlagen auf Römerschädel, wo sie solche finden. Zu ihnen drängt Sigrun ihr banges Herz: ilmflossen von der Glut der Abendsonne erscheint sie dem im Halbschlummer auf seines Vaters Totenhügel ruhenden Helge und ruft ihn zum Kampf wider die Römer und Römerfreunde; dem Helge ist es, als rufe ihn eine Walküre zum Streit, erst als er gänzlich erwacht ist, nachdem er ihren Ruf vernommen, erkennt er sie. Sie ist und will frei sein über sich selbst und so verlobt sie sich dem Helge, an der Sonnwendfeier soll er sie sich holen, wenn ihre Sippe sie auf Hundings Burg bringen werde, um sie in die Arme des Verhaßten zu zwingen. Dort lohen die Feuer von den Bergen, fernher leuchtet das Wetter und mit dem los-

brechenden Gewitter naht Helge mit seiner Schar. Hunding fällt durch Helges Schwert, dieser kehrt aus der Schlacht zurück, um sich mit Sigrun zu schwingen im Fackeltanz. Hagbart, Sigruns älterer Bruder, fordert Blutrache von Helge für seinen Vater Hagen und den Bruder Herbrant, denn auch diesen hat Helge geschlagen im Kampf. Der König wirft Hagbart und bietet ihm wiederholt Buße, die Hälfte seines Königreichs: Dem Flehen Sigruns giebt der Bruder nach und nimmt den Frieden aus Helges Hand. Aber sein Geist wird die blutenden Wunden von Vater und Bruder nicht los und so bringt er den Göttern Opfer um Opfer im alten Hain, bis sie nach seinem Empfinden ihn des Eides lösen, den er Helge zum Frieden geschworen hat, dieser aber weigert ihm den Kampf, zu dem er fordert, und wutentbrannt fällt er den Mann seiner Schwester von hinten zu Boden und wirft der klagenden Sigrun alle Schuld zurück:

„Wer hieß Dich Norne und Walküre spielen,
Wenn Du das Aug' nicht hast, den letzten Bruder
Vor Deines Helden Fuß im Blut zu sehen
Und mit der Wimper nicht zu zucken.
— — — — — — — — — — — — — — —
Nun fluche wem Du willst, die Schuld trägst Du!"

In der Königshütte trauert Sigrun an Helges Leiche. Draußen tobt der Kampf mit den Römern. Die Königswitwe weigert dem Bruder Eintritt und Zwiesprach, um die er bittet, dann eilt er zu Ottars Mannen in den Kampf, wo es ihm nicht unrühmlich dünkt, von den Spießen der Römer zu fallen. Die Römer fliehen; auf den Tod verwundet bringen sie Hagbart aus der Schlacht; nun naht sich ihm Sigrun, welche diese That dem Bruder versöhnt, aber noch bedroht ihn nach Sitte und Recht Ottars Blutrache, dem er Helge, den Bruder, erschlug. Diesen Lauf will Sigrun aufhalten:

„Vernehmt mein letztes Wort, Ihr alle jetzt.
Nicht ich gebiete! Der dort liegt, der Tote,
Gebietet mit der stummen Wunde Euch.
Hier sei jetzt Friede! Dieses blöde Wüten
Kurzsicht'ger Rache wütet schon allzulang.
Soll Sipp' um Sippe, Mann um Mann sich morden,
Die Edelsten, hört Ihr das Hohngelächter,
Mit dem der Römer Euren Grenzhag bricht.
Wo Wolf den Wolf zerfleischt, reißt ihn herab,
Den Leichenfresser und seid Männer, Ihr,
Nicht tolle Wölfe, Ottar! Ja, ich war's,
Die all dies Unheil schuf! Ich weiche jetzt
Und weiche gern. Ein Weib regiert das Volk
Doch schwerlich länger als das junge Gras
Zum Wachsen braucht auf König Helges Hügel.
Sein Leben spare, wer's nicht ausgelebt!
Doch wer in eine That sein ganzes Leben
Wie Königsgold in einen Schild geschüttet,
Ist Bettler oder stirbt in Königsort.
Der Becher, der an Königslippen hing,
Taugt nicht zum Milchgeschirr der Mägdekammer
Bruder! Leb wohl! Ottar, thu, was Du darfst.
Mich ruft mein König dort, ich komme, Helge!"

So stürzt sie sich neben Helges Leiche in dessen Schwert, dem sterbenden Hagbart reicht Ottar die Hand und gebietet den Königsfrieden:

„Den Königsfrieden ruf ich übers Volk!
Vertragen sei jedweder blut'ge Zwist,
Bis daß kein Römerfuß das Land mehr tritt!"

Ein düsteres und dem modernen Geschmack vielleicht ein etwas zu blutiges Stück ist Weitbrechts „Sigrun“. Immerhin, es hat große und packende Momente. Aufbau und Entwicklung der Handlung sind ohne Zwang, natürlich und fließend gearbeitet, ohne die Störung irgend eines retardierenden Elementes. Ausführung und Ausstattung machten dem Leiter Karl Skraup alle Ehre. Das Spiel war gut. Luise Dumonts Sigrun war ihrer Hjördis in Ibsens „Nordischer Heerfahrt“ ebenbürtig. Freiburg, der nun wieder zurückgekehrt ist, zeigte durch seinen Helge, daß Herr Kirch kein Ersatz für ihn gewesen war. Salomon war ein vortrefflicher Hagen und Leo Connard gab sich viele Mühe mit Hunding. Nach dem dritten, dem wirkungsvollsten, und nach dem fünften Aufzug wurde der Dichter wiederholt gerufen und mit mehreren Lorbeerkränzen ausgezeichnet. Ich behalte mir vor, „Sigrun“ noch einmal eingehender zu behandeln, als es mir hier Raum und Zeit gestatten.

Nach Blaubeuren und auf den Hohenasperg in die Zeit von 1777—1787 versetzt uns Graf Lentrum von Ertingen in seinem vieraktigen „vaterländischen Zeitbild“ „Schubart“. Die Arbeit zeugt von vielem Fleiß und ist durchzogen von allen möglichen bekannten und unbekannten Anekdoten und Anekdötchen. Für Stuttgart und für Württemberg überhaupt hat dieses dramatisierte Kapitel aus der Litteratur-, Kultur- und Landesgeschichte des 18. Jahrhunderts manchen Reiz und bietet manches lokale Interesse. Über den schwarz-roten Grenzpfählen wird es sich freilich dauernde Freundschaften zu gewinnen kaum Gelegenheit finden. Beschäftigt waren in dem Stück nahezu alle Kräfte des Hoftheaters.

„Eine Momentaufnahme“ nennt sich ein vieraktiges Lustspiel von Wolfgang Alex. Meyer. Diesem „Stück“ wünsche ich von ganzem Herzen und von ganzem Gemüte die möglichst baldige überhaupt letzte Aufführung. Als alter Student erinnere ich mich an Fastnachts- und andere Kneipaufführungen, bei welchen von der Fuchsentafel weit Besseres und Witzigeres geboten worden ist, als in dieser vom königl. Württemb. Hoftheater aufgeführten Posse. Sollte ich den Inhalt wiedergeben, so würde mich das Papier der „Gesellschaft“ ebenso dauern als die Künstler und Künstlerinnen, welche gezwungen werden können, ihre Gaben an solchen Nichtigkeiten zu prostituieren.

Nun zu Hans von Hopfen, welcher sich mit den beiden Einaktern „Der König von Thule“ und „Hexenfang“ im vergangenen Halbjahr beim hiesigen Theaterpublikum als Dramatiker eingeführt hat. Das erstere ist ein romantisches Schauspiel aus der Übergangszeit vom germanischen Heidentum zum Christentum. König Magnus hat sein Reich fest gegründet, achtunggebietend und gefürchtet steht es im Norden. Aber der König ist alt und seine Recken verlangen von ihm, daß er sein Herrscherschwert niederlege in die Hände seines Sohnes. Dies heißt nichts anderes, als er solle sich selbst den Tod geben, denn nur wer auf der Wahlstatt fällt oder freiwillig zu Odin geht, zieht ein in Walhalla, wer aber in Alter und Krankheit dahinsiechend den Strohtod stirbt, der fährt hinab zur Hel. Trotz seiner 60 Jahre fühlt Magnus noch seine volle Manneskraft in sich:

„Noch quillt das Haupt mir von Gedanken
In schöpfrischer Begeisterung,
Ich kenn' kein Zagen und kein Schwanken,
Ich bin noch jung.
Noch strafft im Arm sich jede Sehne,
Noch pfeift mein Hieb im scharfen Schwung.
— — — — — — — — — — — — — — —

Noch schlägt mein frohes Herz nicht schwächer,
Und manch ein Mägdlein, hold und zart,
Kost mir verliebt den grauen Bart.
Mich freut die Minne, freut der Becher,
Ich steh noch lang nicht auf dem Sprung,
Und tausche nicht mit Dir, Du Schächer,
Ich bin noch jung.

So stellt er sich im Gefühle unverwüstlicher Reckenkraft dem Ansinnen seiner Mannen entgegen. Aber Oger, sein undankbarer Sohn, der seinem ungebundenen wüsten Leben die vollen Zügel schießen lassen möchte, verlangt mit schnöden Worten selbst von ihm, er solle zu — Odin gehen. Diese bittere Empfindung bricht dem Heldengreis das königliche Herz, und der dem Anprall der Jahre widerstanden, der sich noch kräftig fühlte, dem ganzen Norden zu widerstehen, den zu bestehen „kein Degen lebt", an ihm frißt schnell wirkend das scharfe Gift — Kindes Undank. —

„In dieser Stunde bin ich Greis geworden." Er will gehen, dem Knaben seinen Willen zu thun. Jetzt greift der heidenbekehrende Mönch Helmeran ein; ihm gelingt es, den alten König zum Christentum zu bekehren und nun strebt dieser darnach, seinem Volke statt dem sittlichen Bankerott, welchem es unter der Regierung des wüsten Oger zweifellos verfallen würde, dem Christentum, als dem neuen reinigenden Glauben der sittigenden Weltanschauung einer neuen kommenden Zeit entgegenzuführen. Von Heimeran geleitet besteigt er den Turm, Oger und den Mannen den Glauben lassend, er werde sich dort den Tod geben, um einzugehen nach Walhall. Aber nicht sich richtet der König, sondern seinen Sohn Oger: Olaf, ein treuer Anhänger des Königs, erzählt den Mannen, wie es geschah:

„Mit blitzenden Augen der König schaut
Das Werk seines Lebens, dann spricht er laut:
„Wohl hab ich gezimmert ein herrliches Reich,
Hier seht ihr's zu Füßen, wer that's mir gleich,
Wer will mich verweisen vorzeitig zur Ruh'?""

Oger stellt sich wider ihn und will dem „Gerede" ein Ende machen:

„Da griffen des Königs beide Hände
Den eigenen Sohn gar fest um den Hals,
Und warfen ihn über des Turmes Zinnen
In hohem Bogen ins Blaue von hinnen.
Er schien zu fliegen, bis jähen Falls
Er niederschlug auf des Saalbaus Dach,
Und sein Hirn verspritzt und die Glieder zerbrach."

Magnus kehrt in den Hof zurück, ergreift von neuem das Königsschwert und die Mannen schwören ihm wieder Treue und Gefolgschaft. — Dieser romantische Einakter ist nicht frei von Schwächen, namentlich in der Motivierung des Entschlusses des Königs, nun plötzlich sich tausen zu lassen, aber daß diese Stelle so unverständlich sich ausnahm, ist in erster Linie die Schuld des Herrn Kirch, der statt zu reden murmelte und seinen Mönch Heimeran nicht spielte, sondern wie ein Automat „machte". Was das Stück hervorhebt und seine Schwächen zum größten Teile überbrückt, das ist die Pracht und der Klang der Sprache, welche in Salomons Magnus zu packender Wirkung gelangte; den wüsten Oger charakterisierte August Ellmenreich aufs Beste mit seinem Spiel. Trotz war ein guter Olaf. Miranda, die Prinzessin aus dem märchenhaften Goldland Goleandalas, die des Kronprinzen Gemahlin werden sollte, fand in Olga Doppler eine anmutige Meisterin, und der edle Ritter Florestan, dem sie ihre Liebe schenkt, in Hugo Jessen einen passenden Vertreter.

In eine romantische Zaubersphäre führt uns mit einer poetischen von köstlichem Humor durchwehten Sprache „Hexensang". Albert, eine Art Duodezfaust und weiser Magier, hat im Rauchfang seines Hauses eine Hexenfalle gestellt, und richtig fangen sich auch dort in der Walpurgisnacht von den zum Brocken ziehenden Hexen zwei Exemplare, welche Magnus mit seinen Zaubersprüchen festhält, so daß sie ihm wollend oder nicht wollend die Nacht mit ihrer Kurzweil vertreiben müssen: er fährt mit ihnen zum Kamin hinaus über die Dächer der im Mondschein daliegenden Stadt — ein

prächtiges Bild aus dem späteren Mittelalter! — Dabei sehen wir Marie, ein schlichtes Bürgermädchen, deren Mutter Magnus geheilt hat und die von tiefer Liebe zu ihm erfaßt nun im Halbschlummer reizend in ihrem Bettlein liegt und träumt, ihr Albertus fahre eben mit den Hexen zum Brocken. Dieser kehrt mit seinen Schönen zurück, der Hahn verkündet den Morgen, die niedlichen und hübschen Hexlein verwandeln sich beim Tagesgrauen in häßliche keifende wirkliche Hexen. Vor des Magiers Hause entsteht ein großes Gedränge. Da kommt Marie und feit mit Weihrauch und Weihwedel das Haus gegen die Hexen, die vor ihr, der reinen keuschen Jungfrau, entfliehen. Nun bietet ihr Albertus Herz und Hand, er will fürder keine Hexen mehr locken und will abschwören allem Teufelsunfug:

„Nie kommt mir wieder solch Gelüste nah!
Von all dem Unsinn bin ich weit zurück;
Ich lernte viel und weiß nun ganz genau:
Das beste Los ist eine brave Frau,
Ein stilles Heim und ein bescheidnes Glück.“

Die Darstellung war reich an reizenden Bildern und phantastischen Verwandlungen. Wie mit Zauberschlag verwandelt sich die Studierstube in einen Rosengarten und dann öffnet sie sich nach oben und nach hinten und wir sehen das lustig verwegene Trio über die Dächer schweben. Ich muß hier rühmend hervorheben sowohl die Dekorationen von Hoftheater-Dekorationsmaler Wilhelm Plappert, als auch die Maschinerearbeiten von Maschinenmeister Groß. August Ellmenreich war ein humorvoller Albertus, mit seinem flotten munteren Spiel Otto Mayer, ein noch junger, aber vielversprechender Komiker, dessen gut getroffener Famulus. Die Marie ist eine ansprechende Rolle für Olga Doppler. Die jüngere Hexe fand in Elsa Häderle eine recht gute Darstellung, nicht minder die ältere zungenfertige, welche jedenfalls schon längere Zeit auf den Blocksberg fährt, in Louise Dumont.

In „Dorf und Stadt“, dessen „Lindenwirt“ ihm wie auf den Leib geschnitten sitzt, verabschiedete sich am 4. Juli Ludwig Wallbach, eines der ältesten und langjährigsten Mitglieder der königl. Hofbühne. Der König hat ihn zum Ehrenmitgliede des Hoftheaters ernannt. Mit Wallbach, welcher durch seine hübschen Kompositionen auch in weiteren Kreisen wohl bekannt ist, scheidet wieder eine jener alten schlichten Künstlernaturen, wie sie leider immer seltener werden, aus dem Bühnenleben. Sein einfaches bescheidenes Wesen hat ihm viele Freunde und manch guten Gesellen erworben. Dem langjährigen Spielgenossen zu Lieb hatte Eleonore Wahlmann-Benzinger die Rolle der Ida von Felseck übernommen. Olga Doppler war als Lorle in ihrem Element, Louise Wentzel eine Bärbel, wie sie nur im Schwabenland wachsen. Daß der schwäbische Dialekt von geborenen Schwaben gesprochen wurde, machte das alte Rührstück aus der Reaktionszeit für einen Abend einmal wieder genießbar. Wilhelm von Hoxar gab sich mit dem Maler Reinhardt viele Mühe. Allen Mitspielenden merkte man es an, daß sie ihrem scheidenden Kunstgenossen zu Ehr und Lieb etwas Besonderes thun wollten. Der Jubilar wurde mit warmem Beifall von dem überaus zahlreichen Publikum begrüßt und mit reichlichen Blumen und anderen Spenden ausgezeichnet. Tiefgerührt trat er in seiner Abgangsscene vor die Rampe und verabschiedete sich kurz und schlicht:

„Für so viel Nachsicht und Geduld,
Für so viel Ehre, so viel Huld
Sag' ich als Lindenwirt zum Schluß
Von dieser Stell' den Abschiedsgruß:
Bhüat's Gott!“

Kritik.

Romane und Novellen.

„Tout en croyant autant que personne au génie et aux œuvres dominantes, je ne suis pas de ceux qui ne s'inquiètent que du grand; et les hommes, les œuvres secondaires m'intéressent singulièrement en bien des circonstances. C'est pour moi véritablement affaire d'équité.“ (Sainte-Beuve, Nouveaux portraits, I, 14.) Wir sind weit entfernt, den letzten Satz dieses Ausspruchs zu acceptieren, so groß auch unser Interesse für die „Menschen und Bücher zweiten Ranges“ ist. Aber dies Interesse ist uns durchaus **nicht** Sache der Billigkeit, der berühmten Wissenschaftlichkeit und Objektivität; nein, solche Werke sind typischer, instruktiver, sie repräsentieren einen größeren Kreis der jeweiligen Gesellschaft, man erfährt mehr von ihnen über den augenblicklichen Stand der âme contemporaine. Zu sehen, wie die großen Probleme der Zeit von den nachahmenden und weniger impulsiven Geistern zweiten Ranges aufgefaßt werden; zu horchen, wie die begabteren Provinzkapellmeister sich nicht enthalten können, die Themen der großen einsamen Meister auf ihre Weise zu variieren; zu beobachten, wie die Unterhaltungsschriftsteller drittletzten Rangs in ihren gleichgültigen und fast ohne ernsthafte litterarische Prätentionen geschriebenen Dutzendbüchern unbewußt und wider Willen den modernen Strömungen ihren Tribut entrichten: — all das ist wohl einiger Aufmerksamkeit wert und mag manche Frage lösen, manche nach bedeutsamere Frage aufwerfen.

Um mit einer Äußerlichkeit zu beginnen, wobei allerdings noch sehr zu forschen ist, was diese Äußerlichkeit eigentlich **bedeutet**: Es ist meines Wissens noch von niemanden darauf aufmerksam gemacht worden, daß alle unsere Romane das **Format** des französischen Romans zu 3 fr. 50 und auch annähernd seinen Preis anstreben: Der Drei-Mark-Band ist das erst seit etwa fünf Jahren auch in Deutschland übliche Format. Er geht besser, weil er billiger ist; er liest sich besser, weil er kürzer ist. Nur England ist noch immer das Land der drei- und vierbändigen Romane. Nicht mehr die breiten Gesellschaftsausschnitte à la **Gutzkow**, noch der wundervoll gedehnte Tiefsinn wie bei **Kellers** Grünem Heinrich, noch die lang vorbereitete und kompliziert durchgeführte Handlung wie bei **Spielhagen** ist das Ideal des zeitgenössischen Romans in Deutschland. Dadurch wird der moderne Roman einfacher zugleich und handlungsreicher (plus touffu, wie Alphonse Daudet sagt), sein Milieu wird kleiner, aber dieses Milieu sorgsamer studiert, eingehender dargestellt; weniger Episodenfiguren; nur **ein paar** Hauptfiguren; mehr Reflexion, aber nicht, wie früher, Reflexion des Autors, sondern der Personen selbst; mehr Lyrismus, aber nicht, wie ehemals, lyrische Ergüsse des Dichters, sondern Analyse der „Seelenstände“. Vergleichen wir z. B. **Peter Nansens** Roman „**Juliens Tagebuch**“ mit dem Ich-Roman Spielhagens, aber mit dem Ich-Roman Kellers: Wir werden zugestehen müssen, daß der Ich-Roman entschieden unkünstlerisch ist, insofern es unmöglich ist, die Fiktion erstens wirklich getreu zu machen, zweitens sie festzuhalten. Man erinnere sich der Ausführungen von Otto Brahm über diesen Punkt: (Gottfried Keller, pag. 48.) „So begründet es einen entschiedenen Mangel, daß der Leser nicht von Anbeginn an erfährt, wann, und in welcher Situation, der Urheber dieser Autobiographie sich entschlossen hat, sie niederzuschreiben . . . . . Wenn das Buch zu so verschiedenen Zeiten, in so durchaus ungleichen Stimmungen abgefaßt ist — muß nicht diese Verschiedenheit sich in der Darstellung spiegeln? *rc.*“ Nansen nun hat das schiefe und gezwungene

der Ich-Form vermieden, er hat die reine Tagebuchform genommen. Aber auch da laufen noch manche Unmöglichkeiten nebenher. Wir legen weniger Gewicht auf solche Fälle, wie sie der Kritiker der „Zeit“ in einer sehr lesenswerten Besprechung angreift (Nr. 38, Seite 188): „Ein junges, gebildetes Mädchen zeichnet seine täglichen Erlebnisse in sachlicher, manchmal sogar unnatürlich sachlicher Reihenfolge auf. Sie berichtet stellenweise, als hätte sie den Inhalt und Plan des Romans vom Dichter erfahren: sie betont im voraus an der richtigen Stelle.“ Das stört uns nicht, wie gesagt. Wer je selbst einmal ein Tagebuch geschrieben hat, wird sich erinnern, wie unwillkürlich man seine Erlebnisse als Künstler aufzeichnet, wie gerne man abrundet, komponiert, die Erlebnisse eines Tages als Novellist resumiert. Anders wird die Sache, wenn die betreffende junge Dame eine Freundin, die sie seit Jahren kennt, ganz genau beschreibt, noch dazu in einem Augenblick des Zweifels, ob die Memoirenschreiberin zu einem Rendezvous gehen will oder nicht. „Das gehört zu meinem besseren Verständnis,“ merkt der Leser. (Sehr oft merkt ers auch nicht.)

Was ist nun der Inhalt von Juliens Tagebuch?

„Eternelle et tragique rencontre d'un sexe qui a sa fin en lui-même, et de celui qui n'est créé que pour l'autre! . . . Le cœur se serre en présence de cette tragédie aussi vieille que le monde: le sort d'une femme aimante, fidèle, qui a tout donné, qui s'est donnée elle-même, et désormais délaissée froidement comme une fantaisie épuisée.“ (E. Schérer, Etudes sur la littérature contemporaine, Bd. 3.) Es ist nicht nur die Geschichte der Julie Magens, die vom 13. Februar bis zum 6. August mit dem Schauspieler Alfred Mörck ein Verhältnis hat, es ist fast die Geschichte des liebenden Weibes par excellence. Auch der Absagebrief ist nicht von Mörck geschrieben, — niemals würde dieser Bonvivant so unheimlich klar sehen — er ist das schwere und schwermütige Fazit Nansens selber über das Verhältnis: „Wir liebten einander; aber unsere Liebe war verschieden geartet. Ich war verliebt wie ein erfahrener Mann und wie ein Mann mit künstlerischem Freiheitsdrang. Dir war die Liebe das Ein und All Deines Lebens, und Du hattest keinen andern Wunsch, als Dich hinzugeben und mich ganz ohne jegliche Beschränkung zu lieben. Ich wollte unser Verhältnis genießen gleich Oasen in der Wüste des Alltagslebens. Du wolltest, daß es unser ganzes Leben ausfüllen sollte. Und so kam es ganz natürlich, daß Deine junge, heftige und starke Liebe meine weniger ausdauernden Gefühle müde lief. Unser Verhältnis bildete sich zu etwas Größerem, Ernsterem aus, als ich gewillt und imstande war durchzuführen. Und das machte mich allmählich bange. Ich sah, wie Deine Liebe von Tag zu Tag wuchs; ich fühlte, wie Du Dich fester und fester an mich klammertest . . . Ich fing an, Unbehagen zu empfinden bei dem Gedanken, für das Leben eines andern Menschen verantwortlich zu sein; ich fühlte mich in meinen Bewegungen gehemmt, gefesselt, unfrei. Und der Augenblick kam, wo ich mich losreißen mußte, wo mich das unwiderstehliche Verlangen überkam, Platz nach allen Seiten hin zu haben, wieder allein, wieder frei zu sein. Auch peinigte und verstimmte mich das Gewohnheitsmäßige, das allmählich in unser Verhältnis gekommen war. Menschen wie ich und meinesgleichen fürchten gerade die Ehe, weil sie die regulierte und in ein System gebrachte Liebe ist. Aber unser Zusammensein, das im Anfang den Reiz des Unerwarteten, des Zufälligen, des Abenteuerlichen hatte, gestaltete sich bald zu einem mehr und mehr geordneten, musterhaften Pflichtverhältnis.“ Ein sehr lehrreicher Beitrag zur Psychologie des modernen Mädchens scheint uns die Antwort Juliens: „Ich bin nicht das vornehme, überlegene Mädchen, zu

dem Du mich in Gedanken gemacht hast. Hinter meinem kühnen Handeln hat, anfänglich unbewußt, später bewußter, die feige bürgerliche Absicht gelegen, eine legitime, kirchliche Weihe unserer Verbindung zu erlangen." Mit einer Heirat schließt auch der Roman: Julie läßt sich von ihrem Vetter, einem braven, etwas spießbürgerlichen Jungen, heimführen. Wie viele solcher Romane werden wohl noch geschrieben werden, bis die Ehe aus dem bisherigen Übergangsstadium herausgekommen sein wird. „Aus unserer Übergangszeit" —! Das ist auch der Untertitel des Buches von Rudolf Golm „Der alte Adam und die neue Eva". (Dresden, Pierson.) Im Titel liegt die These bereits; und in der These das πρῶτον ψεῦδος: Es ist immer unangenehm, wenn ein Roman eine „Frage" lösen will: Man muß sich dann mit ihm nicht nur als Kunstwerk, sondern auch als Problem-„Lösung" befassen und auseinandersetzen. Wenn aber das Problem von vornherein falsch gestellt ist, giebt's nicht mehr viel zum auseinandersetzen. Ist es denn der Gegensatz von „alt" und „neu", wenn ein Mann ein brutaler Kerl und ein Weib „von eminentem Freiheitsdrang erfüllt ist"? Ist es eine Lösung des Problems, wenn wir erfahren, „daß es für die sittlich hochstehende Frau in der Jugend, wo das Blut noch tosend in ihr schäumt, nur eine Freiheit giebt: die freiwillige Aufgabe ihrer Freiheit in Liebe" —? Wir sind gegen jede unerlaubte Generalisierung, gegen diese falsche Art, Typen zu konstruieren. Numa Roumestan und seine Frau sind Typen, Herr von Buggenrieth und Käthe sind es nicht: Nur mit biologischen Typen läßt sich etwas anfangen und beweisen. Ach, wann wird man es einsehen, daß es für jede Art von Urteil und Problemstellung Realitäten, die ohne Rücksicht auf die biologischen Fundamente hingestellt sind, einfach nicht giebt! (Technisch ist der Roman übrigens recht gut und wir bitten den Verfasser nur um eines: keine schiefen Konflikte zu erkünsteln, keine Personen, denen der Weltanschauungszettel aus dem Munde hängt, zu erklügeln.)

„Mittagssonne" von Leo Hildeck (Dresden, Minden) erzählt mit sicherer und lebhafter Technik die Geschichte einer jungen talentierten und bekannten Schriftstellerin, die ihr Lebensglück in der Ehe findet und darum aufhört, Schriftstellerin zu sein. „Warum sollten andere nicht ebenso glücklich werden wie ich" — ruft die ehemalige Kämpferin für die Unterdrückten am Schlusse aus. Das ist Frauenlogik, aber es ist richtig beobachtet und nicht tendenziös. Gertrud hat „die Gabe des Schmerzes verloren", sie gehört zu den Individualitäten, die erst getreten sein müssen, bis sie schreien; wenn man sie liebkost, werden sie hingebend, aber stumm. Ob das nicht das Geheimnis des weiblichen Geschlechts überhaupt ist, wenn es schriftstellert? Wir können uns keine verheiratete Kämpferin für die Frauenemanzipation denken. Vielleicht steckt gerade in den berühmtesten Romanen, die von Frauen geschrieben sind, eine gute Dosis Rankune als Fond — die gute, feine, kluge Ebner-Eschenbach immer ausgenommen.

Fannie Gröger ist, wenn ich mich recht erinnere, im vorigen Jahre durch Reicher erst bekannt geworden. Die vier Novelletten; die der Band „Abhimukti" (Berlin, Fischer) vereinigt, sind alle miteinander von einer ganz übermütigen und zugleich gutmütigen Frechheit, mit einem starken Hang zur Persiflage. Es steckt etwas von den Japonnerien des Strathmann in diesen antigeistlichen Geschichten. Von ihrem Inhalt wollen wir nichts verraten, wir empfehlen sie nur allen, denen Rüttenauers Legenden und Anzengrubers schalkhafte Pointen auf die Klerisei lieb sind.

„Die rote Lies" von P. C. von Areg (Mannheim, Bensheimer) ist ein ganz simpler, leidlich spannender und unleidlich moralinsaurer Unterhaltungsroman, an dem uns nur sehr interessant war, daß sogar diese sanfte und frumbe Seele dem

bitteren Thema der letzten Weibespsychologie (sie ist zugleich die älteste) nicht entgangen ist: Das Weib als Fatum, als die Verderbnis par excellence, als „Das Schädliche", wie eine jüngst erschienene geniale Novelle der Ebner betitelt ist —: Carmen in die deutsche Forsthausatmosphäre übertragen.

Fast dieselbe litterarische Physiognomie vertreten Irene Reyer Prokesch („Aus Nah und Fern", Graz, Moser) und Eberhard Kraus: Germanenblut im Osten. (Leipzig, Pierson). — Die Sachen können ja meinetwegen alle wahr sein, — glauben kann ich's den Verfassern nicht: Es fehlt die Atmosphäre, der Geruch, der grollende und verworrene Lärm des Lebens, die Dialoge sind nicht von Menschen, sondern von Romanfiguren geführt, manches an sich vorzügliche Thema (z. B. „Chamäleon") ist durch die zu wenig originelle Behandlung verpfuscht. Ein Kunstwerk interessiert uns erst dann, wenn es mit ungeheurer Energie erlebt, vielleicht sogar erlitten ist; dieser Fond muß da sein, es muß sich uns mit aller Gewalt die scheue Überzeugung aufdrängen, daß der Dichter, wenn auch nur einen Augenblick lang, Medium, Halluzinierter, Visionär war. Visionär der Realität, wohlverstanden! Das „wie" kann dann sehr verschieden sein: mag das Werk klassisch streng, groß und klar oder überunruhig und nervös sein — wenn es nur erlebt und geschaut ist!

Auf die uns vorliegenden zwei Romane, die der Verlag für freies Schrifttum bis jetzt veröffentlicht hat, werden wir zurückkommen, sowie der erste Jahrgang fertig ist. Einstweilen nur so viel, daß „Die Bildungsmüden" von Oskar Mysing bei aller überhetzten Nervosität doch ein starkes und originelles Talent verraten, während Hansteins „Aktien des Glücks" uns allzusehr nach dem Schreibtisch riechen. Wir hoffen, daß Bleibtreu, Bierbaum, Conrad und Falke der neuen Gründung eine bestimmte Physiognomie verleihen werden. Bis jetzt fehlt sie noch.

„Was aus dieser poetischen Prosa bei der Schar seiner (Jakobsens) Nachahmer geworden ist und noch werden dürfte, daran läßt sich nur mit Grauen denken . . . Es geht mit diesem Stil wie mit einigen der größten Koloristen der Welt, Correggio zum Beispiel. Sie haben in der von ihnen eingeschlagenen Richtung den Kulminationspunkt erreicht. Noch einen Schritt, und sie führt zur Krankhaftigkeit oder Affektiertheit. Was ein Suchender von diesen Meistern lernen kann und soll, das ist gleich ihnen, er selbst zu werden." (Georg Brandes in „Menschen und Werke" über Jakobsen.) Ernst Ewert ist offenbar durch Jakobsen zu seinem Buche „Toile Novellen" (Danzig, bei Bertling) angeregt worden. In der vorletzten Novelle des Bandes heißt es einmal: „Sie hat ein Buch in den Händen — es ist das Meisterwerk des Dänen Jakobsen, „Niels Lyhne"; aber sie liest es nicht, sie träumt und lauscht." So unbehaglich mir das Buch Ewerts ist, ich hätte ihm selbst dennoch nicht den Rat gegeben, dem Beispiel seiner Heldin zu folgen, den „Niels Lyhne" nicht zu lesen, sondern zu träumen und zu lauschen — auf die Stimmen seiner Seele; ich hätte es nicht gethan, weil ich vermute, daß erst die Bekanntschaft mit Jakobsen dem jungen Autor die Sprache gegeben hat, daß er dem berückenden Einflusse des Dänen erliegen mußte, um seine eigenen müden, überreizten, nervösen Stimmungen festhalten zu können. Es wäre schade gewesen, wenn wir so um dieses höchst interessante Denkmal der litterarischen Décadence in Deutschland gekommen wären. Dieses Buch ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Psychologie der Entartung überhaupt. Sein Autor hat eine sehr bestimmte Physiognomie, denselben litterarischen Charakter wie sein Held Stephan Gram, den er vorzüglich schildert: „Seine Seele kannte zwei Pole: den der Müde und den der Extase. Dazwischen gab es bei ihm nicht gar so viel Nuancen, dazwischen lag ein breites, stilles Meer,

mit dem weder der Künstler, noch der Mensch etwas zu thun hatte oder etwas zu thun haben mochte. Sein Naturell war zwiespältig und geborsten: hier farbige Trauer, scheues, sensitives Stimmungsleben, Sehnsucht nach etwas Köstlichem, Fernem, Dämmerndem — dort aber satanische Lüste und Süchte und ein unbändiger, nicht zu zähmender Titanenwille. Dem Alltage und Normalsein war er fern und fremd. Er war einer jener Unglücklichen, die das Leben peitscht, weil sie nicht die Macht haben, das Leben zu peitschen. Sein grandioses Wallen wurde stetig in Fesseln gehalten durch schlaffe Seelenmüde, durch jene Mattigkeit, die nur ein stilloses, bizarres Träumen kennt, nicht aber zielbewußtes Handeln, nur ein Schwanken, Tasten und Suchen, nicht aber ein festes, sicheres Greifen. Die Kraft fehlte ihm. Das Fehlende ersetzte er durch Brutalität." Kennen wir ihn nicht allzugut und allzunahe, diesen Typus? Denn es ist ein Typus, man mache sich nichts vor! Es ist fast nicht nur ein Typus, sondern der Typus — des modernen Künstlers. In der Poesie, in der Musik, in der Malerei, ja, wenn man genauer zusieht, in allen Teilen des Lebens, die einen gewissen artistischen Verstand voraussetzen, also auch im ganzen großen Gebiete der Kleidermoden, in der Art, unsere Zimmer zu möblieren und zu schmücken, in unsrer Baukunst sogar, und last not least in der charakteristischen Art, wie wir uns zu den Denkmälern und Künstlern vergangener Jahrhunderte verhalten: — Wir schwanken zwischen zwei Extremen, wir kennen und können fast nur mehr die zwei Extreme: das Intime, Zarte, Leise, Köstliche und das Brutale, Agacierende, Umwerfende, Erwürgende. Unser Auge liebt gleichermaßen die goldigen und violetten Japanerieen und Nippes, wie die grellen bunten und schreienden Pariser Fabrikate, die so mancher unschuldsvolle Käufer als echtorientalisch erwirbt und beglückt nach Hause trägt. Wir lieben „die bizarren und bequemen Möbel aus dunklem Mahagoniholz, welche, in London angefertigt, neuerdings auch in Paris in Aufnahme kommen, alle mit dem Gepräge dieses amüsanten, etwas verirrten Geschmacks von jenseit des Kanals, in dem sich unsre moderne Eleganz gefällt, die sich an den reinen und entzückenden Stilarten des vorigen Jahrhunderts satt gesehen, zierliche Stühle von gebogenem Holz, weiß oder mattgrün lackiert, übertrieben breite Fauteuils aus Mahagoni, eingelegt mit westindischen Holzarten und mit flachen Polstern aus Saffianleder statt der weichen, seidenen Daunenkissen, Vorhänge und Draperien aus einfarbigem Carabstoff oder leichtem Krepp, gemustert mit großen orangegelben, malvenfarbigen und meergrünen Blumen, kurzgeschorne Filzteppiche von gelblichgrüner Moosfarbe, wie eine gleichmäßige Grasfläche, der frischgemähte Rasen eines englischen Parks." (Marcel Prévost, Les Demi-Vierges.) Den Geschmack unsrer modernen Zeit in seiner verwirrenden Ausartung und seiner alles durchdringenden Einheit einmal mit einer Balzacschen oder Gautierschen Lust am bric à brac und mit der unermüdlichen Spürfreude der Goncourts zu schildern, die Gründe dieses Geschmacks zu studieren, seine Wirkungen nachzuweisen — welch eine lockende und lohnende Aufgabe! Aber — wieviel hundert neuer Worte müßten wir unserm Wörterbuch erwerben, um hier „die Dinge beim Namen nennen" zu können!

Georg Brandes hat seiner Essaysammlung „Menschen und Werke" einen Aufsatz einverleibt, den er „Das Tier im Menschen" betitelt. Er plaudert darin von Bourget, Zola, Maupassant, Tolstoj, wie sie von der Liebe und von der Ehe und vom Weibe reden, wie sie dieses „Tier im Menschen" verschieden auffassen, die einen als ein Rudiment aus den grauen Zeiten der Barbarei, die andern als ein Produkt unsrer alten und mürben Kultur. Wir rechnen die Dokumente, die uns dieser unbekannte Ernst Ewert über dasselbe Thema bringt, zu den stärksten, eindring-

lichsten und deutlichsten, die darüber existieren. Es sei uns erlaubt, ein paar der charakteristischsten Sätze zusammenzustellen. (Man entschuldige uns, wenn wir in diesem Aufsatz sehr viel Citate bringen. Aber wir sind der gewiß nicht unbescheidenen Ansicht, daß Dokumente besser geeignet sind, Strömungen zu konstatieren, als die umschreibenden Wendungen des Kritikers selbst.) „Es ist nicht wahr, daß die Liebe edel ist, rein und erhaben. Die Liebe ist eine geile, lüsterne Flamme, die aufzuckt und heißhungrig lodert. Und sie berauscht in Flammen und Lodern. Nur Rausch ist sie, nur Rausch. Und der Rausch geht vorüber, die Flamme erstirbt, — eine müde Schwermut tritt an ihre Stelle, grenzenlos müde. Viele Seelen betäuben sich in neuen Räuschen, in feineren, raffinierteren Lüsten, in den bizarrsten Nüancen des Lasters, — andere Seelen aber kommen nicht mehr hinweg über den lebensfeindlichen Ekel, über die graue Theorie der Dämmerung, des Abends, — — und diese Seelen sind die edelsten, die tiefsten und die reichsten. Sie zittern und sehnen und trauern in der Einsamkeit. Halbschatten sind ihre Welt, Düfte und Farben ihr köstlichstes Gut. Ihr ganzes Sein nur Stimmungen, die nicht ineinander verfließen, sondern sich hart und scharf und schroff abgrenzen." (Seite 23.) Hier also wieder jene Zweiteilung der Typen: die einen, die von der Begierde zum Genuß taumeln und im Genuß verschmachten nach Begier, und die andern, die das Leben fliehen, die *nicht* die Kraft zur Begier, geschweige zum Genuß haben, die vor der Realität nicht stand halten, die eine nicht idealisierte, ungefälschte Realität nicht ertragen können. Diese Flüchtlinge vor der Realität, wie werden sie ihre Not zur Tugend machen, ihre Einsamkeit als Auszeichnung aufputzen, in lebensfeindlicher Rankune sich als die „Besseren" empfinden? Aber man höre: „Es giebt Seelen, die stark und frei und kühn sind, die das Dunkel zwingen, so daß ihnen das Dasein nicht anders ist als ewige Helle, flutendes klingendes Sonnenleuchten. (Man beachte das wollüstige Herbst-Ressentiment!) Solche Seelen hassen das Weib. Ihre Liebe gilt der Kunst und der Einsamkeit, sonst kennen sie nur Verachtung. Und ihre Verachtung ist grenzenlos: Sie verachten alles Kleine, Niedrige, Gemeine, sie schreiten unbefleckt durch den Schmutz. Und sie lachen in ihrer weltfremden Adlereinsamkeit. Sie lachen und verachten. So sind die Großen, die Größten." Nein, mit Verlaub: So sind die Kranken, die Kränkſten! Liebe zur Kunst: — als ob eine Kunst ohne biologischen Hintergrund existierte! Liebe zur Einsamkeit: als ob die Flucht des mißratenen Asketen und die frohe, sieghafte Bergeslusteinsamkeit Zarathustras dasselbe wären!

„Sie hatte das Köstlichste des Lebens kennen gelernt und sie mochte nicht mehr davon lassen. Das Köstlichste aber ist nicht Liebe, noch Geschlechtsgenuß, noch Tanz oder Spiel, sondern Einsamkeit mit ihrer heiligen Stille, mit ihrem weichen Land der Träume, ihrer Flut halbtoter, zitternder Erinnerungen, die flattern und weben, leise und zagend, wie Sonnenstrahlen hinter verhängten Fenstern. Scheu stehlen sie sich hindurch, — und plötzlich sind sie da, die goldig zitternden Träume mit ihrer Anmut und Schwermut, und ihren stillen, klagenden Tönen, die zart und leise wie Duft und Farbe." (pg. 78.) Man beachte, wie hier mit geradezu unheimlicher Vergegenwärtigung Luft und Licht eines — Krankenzimmers charakterisiert sind! Wenn Ewert (S. 89) einmal sagt: „Selbst die Schwäche, die Krankheit hat Großes geschaffen. Erst die Leiden schaffen Nüancen," — so hat er unbewußt zur Umkehrung des Satzes herausgefordert, und diese Umkehrung *richtet* seine Kunst, *verurteilt* diese Art von Nüance, denn sie richtet und verurteilt die Décadence! Aber — da die Décadence in unserer künstlerischen und künstlichen Kultur mehr und mehr zur Herrschaft gelangt, haben

wir nichts Besseres zu thun, als sie zu studieren, sie nachzuweisen, wo sie sich „unter den heiligsten Namen und Wertformeln versteckt“ ...... Dieses letztere ist ja hier gewiß nicht der Fall, denn Ewert ist eher ein artistischer Immoralist, aber sein Immoralismus ist der eines Degenerierten; er ist die Unfähigkeit zur alten Moral ohne die Kraft zu einer neuen; nicht starkes, blühendes Fleisch, sondern Verwesung; eine Art moralischer Erkrankung des Sexualsystem. Er kann sehr wohl mit einem gewissen aus artistischem Raffinement geborenen sinnlichen Katholizismus Hand in Hand gehen; Beweis: Baudelaire, Verlaine, Huysman. Doch nehmen wir Abschied von Herrn Ewert! Wir haben ihn ausführlich behandelt, weil er eine Note, die bis jetzt in unserer deutschen Litteratur nur zaghaft angeschlagen wurde, zum erstenmale bewußt und voll anschlug; er ist ein lehrreicher Autor, denn er ist aufrichtig bis zum Cynismus. Und Aufrichtigkeit thut uns not: Wir lachen heutzutage über einen Autor wie Paul Heyse oder Felix Dahn. Nur die Werke, die mit souveräner Offenheit geschrieben sind, können wir noch ernst nehmen.

Gerade wird mir ein neues Buch des „Vereins für freies Schrifttum“ gebracht, des Jules Vallès autobiographischer Roman „Vingtras' junge Leiden“, der von Herrn Karl Schneidt prächtig übersetzt worden ist. Wir begrüßen diesen echten und wundervollen Humoristen, diesen starken Verwandten eines Claude Tillier und Alphonse Karr. Wieder einmal ist der volle und herzgewinnende Ton des großen Humors angeschlagen. Dem „Verein für freies Schrifttum“ aber rufen wir zu: In hoc signo vinces! Möglichst bald den zweiten Teil der Autobiographie, Herr Schneidt! Vielleicht wird auch der verstorbene Vallès, gleich dem Autor des „Onkel Benjamin“, in Deutschland sich seine Gemeinde erobern. Es macht uns Vergnügen, nach so viel unbedeutenden oder krankhaften oder schiefen Werken mit einem Hinweis auf dies köstliche, gesunde, bei allem Geist und Witz einfache Buch schließen zu können.

J. Hofmiller.

Franz Koppel-Ellfeld: Der süße Fratz. (Breslau, S. Schottlaender.)

Alfred Stoeßel: Brandung. (Leipzig, Robert Friese.)

O. Gayer: Esther. Novellen. (Berlin, S. Fischer.)

Doris Freiin von Spättgen: Lose Blätter. Neue Novellen. (Leipzig, F. A. Berger.)

Marie Silling: Sie lebt. Ein Frauenschicksal. (Derselbe Verlag.)

„Ecce Homo.“ Romanskizzen von einer Verlorenen. (Bremen, Karl Behrens.)

Ich könnte nicht sagen, daß mich die Lektüre dieser Bücher überanstrengt hätte. Sie sind bestimmt, uns über die drückende Hitze der Sommertage hinweg zu helfen, und wenn ich mir einbildete, ich lehnte in sausender Eisenbahn, die der frischen Seeluft entgegeneilte, oder ich sei mit meinem Buch auf blendendem weichen Dünensand hingestreckt, so kann ich mir wohl denken, daß mir die Bücher manchen Genuß bereitet, manche Stunde verkürzt hätten, die ich in Leipzigs schwüler Luft ihnen nur ungern lieh. Da fällt zunächst Koppel-Ellfelds Büchlein durch ebenso geschmackvolle wie praktische Ausstattung auf. Das Bändchen ist absichtlich für die Reise geschaffen, obwohl es einer besseren Muße wert ist. Feinsinnige Beobachtung und lebenswahres plastisches Gestaltungsvermögen zeichnen es aus. Das wird jeder zugeben, der die Schilderung des Durcheinander auf dem Freiberger Bahnhof in kalter stürmischer Winternacht, der die prächtig nachempfundene Schilderung des Studentenlebens liest. Nirgends erscheint die Sprache gemacht — aber immer geistreich. Der Autor will nie geistreich sein, in völlig ungekünstelter Plauderei hat er all jene Gedanken berührt, die er — selbst Kritiker — sich über litterarische und Kunst-Anschauungen gemacht, über alles, was er gesehen, über

all die Lebensfragen, die uns bewegen. Aber nur eine Plauderei soll es sein, jede künstlerische oder soziale Tendenz liegt dem Büchlein fern, und dabei hat es eine löbliche Tugend von Anfang bis zu Ende, es spannt, unterhält. Es reißt uns nicht mit fort, es plaudert nur, oft ruhen wir aus, genießen wir. So genügt es seinem Zweck und erscheint mir wohl geeignet, den Cyklus von Reiseunterhaltungsbüchern einzuleiten, den die Verlagsfirma damit begonnen hat. Die Liebeshandlung ist ja freilich höchst einfach. Ein Jüngling der oberen 10000 — ich schreibe es absichtlich in Zahlen, rettet ein unglückliches Geschöpf aus den Fluten der Elbe und erlebt dabei seine eigene Wiedergeburt. Bisher ohne Lebenszweck, erkennt er jetzt eine Lebensaufgabe, erkennt er, „wozu sein Vater soviel Geld zu viel habe“. Er sieht sich unter den Arbeitern nach tüchtigen, braven Leuten um, unter denen, die zur Sozialdemokratie nur schwören, weil es eben für sie nichts besseres giebt, und entreißt diese dadurch dem Bankerott mit sich selbst. Bei so liebenswürdiger Lektüre wird auch ein Kritiker liebenswürdig und mag kleine Unwahrscheinlichkeiten nicht gesehen haben.

Die Erfindung des Wortes „Großheit“ wird dem Verfasser den Grad zur Unsterblichkeit weder abkürzen, noch versperren.

Stoeßels Brandung versetzt uns nun schon mit dem geschmackvollen Titelbilde mitten hinein ins Badeleben von Scheveningen. Der Autor hat sich kein schweres seelisches Problem gewählt, wenn er sich auch die Gedankenführung manchmal etwas schwer macht. So verliebt er sich — er schreibt in Ich-Form — in eine schöne Frau und liest dazu Julius Dubois' „Psychologie der Liebe“. Dies Buch verhilft dem Liebenden zu folgenden schönen vernünftigen Grundsätzen: „die Frau ist doch nicht das Eigentum des Mannes, auch wenn er sie gekauft hat, und dann erst recht nicht;“ und ferner: „wie kann man jemand etwas stehlen, was er gar nicht besitzt, was er niemals besessen? Wie kann man einem ungeliebten Manne die Liebe seiner Frau stehlen?“ und ein andermal: „wer wahrhaft liebt, muß um jeden Preis die Realisierung seiner Liebe durchsetzen, die sinnlich-seelische Vereinigung mit der Geliebten, ohne jede Rücksicht auf Pflicht und Gewissen, auf Gefühle der Pietät, oder auf Vorstellungen, die einem sonst für heilig und unverletzlich gegolten.“ — — Und dazu der Schluß. Die Liebenden gelangen endlich zur Aussprache, heiße, üppige Küsse werden getauscht; Maria empfindet noch lange den Druck seiner Arme, und dann — läßt er sie abreisen — Thränen — —. Das glaubt einfach niemand, und wenn man's glauben wollte, dann müßte man sich übers ganze Buch ärgern. Doch den Schluß kann sich ja, Gott sei Dank, jeder schöner ausdenken, als ihn der Autor geschrieben, — laßt uns nur träumen auf weißen Dünen beim Rauschen der Brandung.

Da wagt denn doch O. Gayer eine ganz andere Sprache. Mutig spricht sie aus, was sie denkt, was wir alle denken, mit einer Kühnheit, die ich bei Frauen noch nicht bewundert. Sie hat scharfe Augen, und unerschrockenen Blicks schaut sie ins Leben tief hinein, in eine Welt voller Vorurteile und in alle jene Kämpfe von Sein und Schein. Dubois' Ideen sind die ihrigen, aber mutig läßt sie ihre Personen, wie sie denken, auch handeln, aus — Naturnotwendigkeit — schade, daß dies Wort so abgegriffen. Esther, ein Künstlerkind, gerät durch übereilte Heirat mit einem Professor der Rechtsgeschichte in eine Welt voll Vorurteile. In der Not des Herzens erwacht in ihr die Künstlerin. Das sprengt alle Bande. Auch einmal „Liebe“ gehört zu ihrem Glück. In den Armen eines Musikers findet sie — was sie beim Gatten vergebens gehofft. Alle Personen sind meisterhaft gezeichnet. Weniger meisterhaft ist die zweite Novelle, die wohl schon in einer Zeitschrift erschienen war: „Ultima Thule“. Sie ist wohl früher geschrieben als Esther und das Phantastische überwiegt noch

etwas zu stark vor dem einfachen, logischen, natürlichen. Doppelehebruch beider Gatten. Nun läßt aber hier O. Gayer ungerecht wie der liebe Gott das Paar, das unsere Sympathien gehabt, den Mann mit dem jungen Mädchen, durch einen Balken erschlagen werden. Das klingt allerdings recht romantisch. Wichtiger ist mir aber, daß auch Esther, nachdem sie Liebe und Glück genossen, in einem Teiche den Tod suchte und fand. Die Verfasserin versteht, was ich meine. Es wäre mir lieb, auch einmal, etwa in einer neuen Novelle, ihre Meinung zu hören: wie würde sie nun zwei solche, in Liebe freie Menschen sich mit dem Leben abfinden lassen? Einmal sterben lassen, das lasse ich mir gefallen, aber dreimal nicht. Es ist sonst ja so bequem, Novellen zu schreiben, tragische Konflikte zu ersinnen, wenn man sich um die Konsequenzen so wenig Sorge zu machen brauchte. Nun, wie dies Buch zu den anregendsten gehört, die ich auf belletristischem Gebiete gelesen, so wird wohl O. Gayer auch gewiß in dem von mir angedeuteten Sinne etwas anregendes bringen. Den Schluß des Bandes bildet eine entzückend erzählte Novelle: Der erste Schnee, — wohl zur Versöhnung für prüde Geister beigelegt.

Ebensowenig wie ich bei der Gayerschen Novellensammlung die Beweggründe verstehe, warum drei Novellen zu einem recht umfangreichen Band (362 Seiten) zusammengeschmiedet worden sind, kann ich bei der Novellensammlung: Lose Blätter ein geistiges Bindeband herausbekommen. Hier wirkt die Ungleichheit viel unangenehmer. Die beiden ersten Novellen sind entzückend, mit einer Zartheit empfunden und erzählt, die allein schon eine Damenhand verrät. Dabei befinden wir uns nur in guter Gesellschaft. Daß ich in der ersten mit meiner Phantasie nach Amerika mußte, hat mich erschreckt. Ich habe es nicht gern, wenn unsere Autoren — besonders ist das Damengeschmack — mit ihren Stoffen und ihrer Phantasie in weite Ferne ausrücken. Das giebt allerdings Gelegenheit, mit Fremdwörtern zu prunken. Nun, das hat Doris von Spättgen denn auch reichlich gethan, wahrlich, nicht daß es immer nötig gewesen wäre. Dieselben Bemerkungen, nicht aber leider dasselbe Lob, treffen aber auch bei den anderen vier Novellen zu: „Aus Großtantchens Hofdamenleben", eine dumme Napoleonkultgeschichte; „Zahnschmerzen", eine Indianergeschichte im Geschmack des „Lederstrumpf". In den „Amerikanischen Existenzen" vermag uns die hier wieder recht glückliche Erzählungskunst nicht über das allzu abenteuerliche des Sujets hinwegzuhelfen.

Von ernsterem Inhalt und tieferer Lebensauffassung entsprungen ist Marie Ellings Briefsammlung „Sie lebt", das Schicksal einer deutschen Lehrerin von der Jugend bis zum Tode, in ungezählten Briefen. Im ganzen wirkt die Sammlung recht eintönig, ich will nicht sagen langweilig; möglich, daß Damen mehr bei der Lektüre empfinden, als ich es vermochte. Die Briefschreiberin hat Stellungen bei einem Gutsbesitzer, in einem reichen Kaufmannshause. Dann geht sie nach England, besucht Paris. So lernt sie natürlich das Leben kennen — die Briefe erscheinen zu alltäglich lebenswahr — etwas besonderes erlebt sie nicht. Und als sie dann etwas besonderes erlebt, etwas höchst absonderliches — nun, man lese es selbst — mir war's mit einem Male nicht mehr recht geheuer.

Nun liegt noch ein Heft von „Damenhand" auf meinem Tisch „von einer Verlorenen". Ob es wohl angeht, die „Verlorene" wegen meiner bei der Lektüre ihres „Ecce homo" verlorenen Zeit zu belangen?

Unter dem Titelbilde steht zu lesen: „Wer dies Buch liest, der spare sein Urteil, bis er ganz gelesen." Ich spare es mir auch dann noch. Johannes Kleinpaul.

Blutender Lorbeer. Roman von Fürst Friedrich Wrede. (Leipzig, Verlag von W. Friedrich.)

Auf den fürstlichen Autor wurde ich

aufmerksam durch die zarte Novelle „Traurige Liebe", die seinerzeit in der „Gesellschaft" erschien. Was mich darin so anzog, das war die Intimität in der Darstellung seelischer Stimmung, die strenge Wahrheitsliebe und über dem Ganzen wie ein leises verklärendes Licht der warme Anteil des Dichters an seinen eigenen Gestalten. Bald darauf las ich das Novellenbuch „Der Liebe Weh" und fast zu gleicher Zeit fiel mir desselben Autors Schauspiel „Entnervt" in die Hände, und aus beiden Werken resultierte für mich die Gewißheit, daß Fürst Wrede eines der beachtenswertesten Talente moderner Dichtung ist. Der mir nun vorliegende Roman „Blutender Lorbeer" war für mich nicht mehr das Werk eines litterarischen homo novus, sondern eines liebgewordenen Bekannten. Und er wurde mir noch lieber.

Der Roman spielt in Aristokraten- und Künstlerkreisen. Kurt Walden, der Sohn einer verarmten Gräfin, soll durch die Heirat mit Ellen Trotzberg, der Tochter eines Millionärs, seine Familie wieder restaurieren. Infolge seiner Ehrlichkeit aber — er gesteht Ellen, die er mittlerweile aus vollster Seele lieben gelernt hat, daß er sie nur ihres Geldes wegen anfangs heiraten wollte — zerschlägt sich das Heiratsprojekt und Kurt Walden wird Schauspieler. Hochtalentiert, arbeitet er sich bis zum gefeierten Künstler empor und wirbt nun aufs neue um Ellen. Sie wird sein Weib. Aber beide verstehen sich nicht mehr, denn in Kurts Seele steht als gleichwertiger Faktor neben der Liebe die Kunst. Die Liebe zu dieser, wunderschön charakterisiert in der Liebe zu seinem Freunde, dem armen Schauspieler Josef Ehrlich, treibt Ellen von Kurts Seite, der sich nun gebrochen in die Einsamkeit eines tyroiischen Thales zurückzieht, wo er mit seinem jungen Schützling Kay sinnend durch die Lorbeerbüsche dahingeht, aus deren Zweigen ihm seine Kunst eine Dornenkrone geflochten hat. Blutender Lorbeer!

Auch in diesem Roman erweist sich Fürst Wrede als tiefblickender Seelenforscher. Eine Unzahl fein beobachteter Züge beweist dies. So z. B. wenn er zeigt, wie mit Kurts echtesten Gefühlsausbrüchen sich ganz unbewußt schauspielerische Pose verbindet. Wahre Prachtgestalten sind Ellen Trotzberg, Josef Ehrlich und dessen unglückliche Mutter. Überhaupt wird man keine einzige Person nennen können, die nicht auf vollste Wirklichkeit Anspruch erheben könnte. Und auch hier verschönt das Ganze ein inniger Gefühlston, der an vielen Stellen ergreifend vorklingt. — „Blutender Lorbeer" ist nichts für sensationswütigen Lesepöbel — wiewohl der Roman vom Anfang bis zum Ende höchst spannend ist — wer aber mit der Fähigkeit künstlerischen Genießens an ihn herantritt, der wird sich belohnt finden und gleich mir das Buch in seiner Bibliothek dorthin stellen, wo die besten ihren Platz haben. Karl Bienenstein.

Robert und Mary Misch. Misch-Masch. Berlin. 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Dieses Buch enthält 11 kurze Geschichten, leichter, liebenswürdiger Natur. Ein bißchen Schalkhaftigkeit, ein bißchen Schwermut, große Gewandtheit, aller tieferen Seelenergründung mit feinem Lächeln aus dem Wege zu gehen, machen dieses Buch zur geeignetsten Lektüre für Reisen und Siestastündchen in der Sommerfrische.

Karl Bienenstein.

Lyrik und Epos.

Franz Held: „Trotz alledem!" — „Tannhusaere recidivus." (Berlin, 1894. Fresko-Verlag.) Wir brauchen's, denke ich, nicht erst zu beweisen, daß Kunst und Poesie nicht den Endzweck haben, für Jungfern und Backfische, überhaupt für Krämer da zu sein. Aristokratin, wie jede Kunst, wendet sich auch die Dichtung zunächst an die Aristokraten des Geistes — und vulgus plebs hat überhaupt keine Meinung zu äußern! Ich habe daher immer eine besondere Genugthuung, wenn

ich einem begegne, der nicht für die Menge, für Philisteria schreibt, sondern der überall das Künstler-Individuum so ungeniert herauskehrt, als wenn es gar keine Professoren der gestrengen Dame „Ästhetik“ und keine alten Jungfern gäbe ..... Von dieser Art ist Franz Held: modern bis in die äußersten Nervenfasern. Trotz seiner dreiunddreißig Lebensjahre hat er schon manches auf dem Kerbholz. Da sein Erstlingswerk: Die in mancher Hinsicht prachtvollen epischen „Gorgonenhäupter“. Dann „Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan“, ein Roman in Versen, der kraft seiner echten Poesie und — Realistik natürlich nicht für Backfische und Familienzirkel beschieden war. Anschließend hieran die feuchtfröhliche Weinmär „Don Juans Ratskellerkneipen.“ Und wie konnte es Held auch wagen, einen so geistprickelnden, humor- und farbensprühenden Roman zu schreiben, wie „Tartarin in Paris“? Ja, wäre er Franzose oder Engländer gewesen, würde er durch dies eine Buch mit einem Schlage einer der erfolgreichsten Schriftsteller geworden sein. Als Deutscher aber — ja, Bauer, das ist was anderes! Jedenfalls steckt auch in Helds Revolutions-Tragödie „Ein Fest auf der Bastille“ sowie in dem sozialen „Manometer auf 99“ bei allen Schwächen mehr Kraft und Eigenart, als ein Dutzend der landläufigsten Dramatiker zusammen aufzuweisen vermögen. Mir liegt daran, mich über Franz Held hinsichtlich seiner beiden zuletzt erschienenen Werke auszusprechen. Seiner lyrischen Gedichtsammlung „Trotz alledem!“ läßt Held die folgenden sehr bezeichnenden Strophen vorausgehen:

„Wos ist des „deutschen Dichters“ Los?
Bewitzlung, Hunger, Einsomkeit.
Mein Sohn, verkaufe Stoff zur Hos'!
Wer Verse mocht, der thut mir leid.
Und wenn dos einer je erfuhr,
Wor ich's. Ich hott' es nicht bequem.
Doch steh' ich fest auf der Mensur
Und kneife nicht — trotz ollebem!

Trotz allebem und allebem!
Trotz heuchlerischer Unnotur!
Trotz Geldsacks plumpem Diodem!
Trotz Säbelrasseln! Trotz Censur!
Trotz gift'ger Tanten Tugendwut!
Trotz Zeitungsvolk und allebem!
Ihr könnt mich foltern bis aufs Blut —
Ich knete doch aus eignem Lehm!

Wenn mich der Weihe Wildstrom schwellt,
Denk ich an euch wahrhaftig nicht.
Mir schwant, es giebt wo auf der Welt
Doch noch ein menschlich Angesicht,
Auf das der Andacht Adel fällt,
Wenn es mit meinen Augen schaut —
Trotz Boykott, Vehm' und allebem,
Ich hab' mir nicht umsonst vertraut!“

Es ist ein merkwürdiges Gedicht-Buch: strotzende Individualität auf jeder Seite, in jeder Piece. Direkt Abstoßendes, Ruppiges, Garstiges, neben hinreißender Dichterkraft und weihevoller Schöne. Rein lyrische Klänge sind wenige vorhanden; aber dann waltet in ihnen eigengearteter Stimmungszauber. Man lese „Volkslied“ — „Maigewitter“ — „Nachtgesang“ — „à la Tristan“ — „Geheimnis“ — „Ein Reh-Kuß“ — „Quartett“ — „Abends am Strande“ — „Unterirdische Quellen“ — „Alpenrosen“ — „Abendahnung“ — „Resignation“ — „Schwerter der Erde“ — „Mondliebe“ — „Wolkenpalast“ — „Weizensturmflut“. Und dann Impressionen und Augenblicksbilder wie „Faust-Phiolen“ — „Am Scheidewege“ — „Mondflimmer“ — „Barcarole“ — „Zuversicht“ — „Nacht-Echo“, die prachtvolle überaus feine „Hummer-Moral“. Uninteressant, glatt, nüchtern ist keine Piece in dem Buche. Was ich wünschte: weniger sich-gehen-lassen in sprachlicher und formeller Hinsicht, mehr die Phantasie im Zügel halten, als sie maßlos schießen lassen, mehr kritische Einsicht und ästhetisches Feingefühl beim Gestalten. So würde es nicht passieren, daß neben wahrhaft blendender Pracht des Kolorits und tiefen Gefühlsausbrüchen, neben lyrischem Schmelz und Stimmungszauber Freund Diabolus das schönste Bild zerschlüge, die weihevollste Wirkung teuflisch zerstörte. Also es mangelt nicht zu selten an Selbst-

zucht der Phantasie, der dichterischen Kraft, der Vollreife, der Ausgeglichenheit — Mängel freilich, die nur eine aus dem Vollen schöpfende dichterische Groß-Natur haben kann, kein Dutzend-Lyriker! Und es ist auch nicht zu leugnen, daß Dutzend-Talente selbst aus Helds schwächsten Gedichten noch eins begreifen lernen müssen: daß sie sich an ihn nicht heranwagen dürfen! Das ist's, was den wirklichen Poeten, das Vollblut, vom Bastardgeschlecht unter den „Dichtern" unterscheidet. Trotzdem ist die Sturm- und Drangperiode eines echten Dichterkünstlers nicht die reifste — wenn auch die schönste. Im Interesse des Künstlers liegt der erste Wurf, die unmittelbarste Skizze als das nächste, als das höchste. Kunst aber ist nur, was ausgereift, was vollendet sich darstellt. Das ist das punctum saliens, worauf es ankommt, das aber nur zu leicht übersehen wird. Nun kommt freilich hinzu, daß Held die Auswahl seiner Gedichte unter persönlicher Beziehung auf die Dichter getroffen hat, denen er sein Buch gewissermaßen zu widmen gedachte. Es sind: Max Halbe, Julius Schaumberger, Heinrich Ritter von Reder, Detlef Freiherr von Liliencron, Otto Erich Hartleben, Adolf Schafheitlin und Ludwig Scharf: — Dichter-Charaktere von ausgeprägter Art. Und man kann sagen, daß Held sich zu ihnen allen in eine direkt korrespondierende Position zu setzen vermocht hat. Das mochte aber andererseits den kritischen Nähe- und Fernbild des Dichters in Bezug auf den Wert oder Unwert seiner Poeme schwächen. Und das muß betont werden! — Ungleich an Wert sind auch seine epischen Gestaltungen in „Tanhusaere recidivus". Da ist gleich das plainairistische „Chider": brillant im Einzelnen, schlotterig als Ganzes. Es giebt zugleich den Ton an, auf welchen alle anderen Dichtungen gestimmt sind: Psychopathia sexualis! Das ist an sich kein Vorwurf. Für Held ist es nur bezeichnend, insofern seine Persönlichkeit sich hier auf breiten schwülen Polstern auslebt: glutvolle Sinnlichkeit, die nach sinnlichen Motiven greift, vor keinem Problem zurückschreckt. Erscheint der Dichter hier weniger modern hinsichtlich der Wahl der bald sagenhaften, bald historischen oder anekdotischen Stoffe, so ist er doch ganz modern in der Art, wie er sie behandelt. Aber schon das Herausgreifen eines engbegrenzten — sexuellen — Motivs muß als verfehlt betrachtet werden, noch mehr, wenn dies Motiv nicht gründlich genug herausgearbeitet ist, nur zumeist als poetische Skizze sich darstellt. Und dies ist der Mangel, der den meisten dieser Dichtungen anhaftet. Auch selbst dem Hauptstück: „Tanhusaere", so eminent, so großartig, so prachtvoll einzelne Passagen sind, so reizvoll einige Pieeen ausgestaltet, so farbenglühend andere aufs Papier geworfen sind aus ureigenster Dichterkraft. Manches wirkt geradezu unheimlich-dämonisch: so stark weiß der Dichter zum Herzen zu reden, die Phantasie des Lesers in Bann zu schlagen! Das glänzendste Stück ist doch das Epos: „Jephtas Tochter". Die Bezeichnung „Epos" ist hier am Platze: die Hauptcharaktere: Tamar und ihr Vater Jephta, sind mit Sorgfalt gezeichnet, die Situationen klar und anschaulich, der Grund der Handlung breit und plastisch. Man merkt es nur zu bald, daß dieser alttestamentliche Stoff dem Dichter unmittelbarst am Herzen gelegen. Die Glut der Leidenschaft in Liebe und Haß, die aus Tamars ganzem Wesen hervorbricht, ja sie phosphoreszierend durchflammt, hat Größe und Trauer zugleich; noch mehr: sie atmet unverkennbar echtes, altbiblisch-orientalisches Gepräge. Daß die Phantasie des Dichters hie und da übers Ziel hinausschießt, daß er im löblichen Bestreben psychologischer Zergliederungskunst zu grell malt, zu fanatisch wütet in dem Problem des Hasses und der Liebe, kann man sich diesmal wohl gefallen lassen. Nur die geschilderten menstrualen Vorgänge sollte der Autor sich und den Lesern erspart

haben. Dergleichen mag vielleicht (?) psychologisch erklärbar sein; künstlerisch ist es auf keinen Fall gerechtfertigt, daher überflüssig und geschmacklos. Den Abschluß dieses Buches bildet ein Poem, welches die „Jupiteraugen“, den „käseraufspießenden (!) Attilablick“, den „Imperatorenkopf“ und — man staune! — den noch gar nicht gegrabenen „Karpfenteich“ eines Dichterfreundes besingt ... Ich frage: was kümmern den Leser solche nichtssagenden Privatissima? Obendrein hatte Held Schweifwedelei nicht nötig. Er ist Poet genug, um ein Dutzend „Karpfenteich“-gradender Lyrikusse auszustechen. Ja, ich halte ihn für den kraftvollsten unter allen: er gebietet über eine erstaunliche Phantasie, über ein Versifikations- und Schilderungstalent ohnegleichen und hat unstreitbar originelle Züge. Wenn er diese Kräfte konzentriert und mit dem Auge des strengen Richters zügeln lernt, dann, ja dann! Und der stärkste Mann ist nach Ibsen doch der, welcher allein steht! Held kann allein stehen, er braucht keine Freundschaftskrücken! Und er muß allein stehen, will er zur allseitigen Geltung durchdringen. Aber jede Freundschafts- und Cliquenhuderei ist ein Hindernis: sie verwehrt dem Autor die Aus- und Einsichten! Ernst Kreowski.

Philosophie und Ästhetik.

Litterarische Essays von W. E. Backhaus. Braunschweig. Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895.

Backhaus steht als Philosoph auf den Schultern Schopenhauers und damit auch Kants. Seine Weltanschauung ist ein ästhetischer Monismus, den er in seinen Grundzügen so ausdrückt: „Alles im Weltganzen, das Größte, wie das Kleinste, das Allgemeine, wie das Individuelle, besteht aus Seele und Körper, Kraft und Materie, und diese beiden kosmischen Grundgewalten sind in jeglichem Weltdinge einheitlich und unauflöslich mit einander verbunden: sie sind die Wahrheit. — Und weil die Form der Weltdinge ihrem Inhalte in jedem Einzelwesen völlig entspricht, das Reale mit dem Idealen durchaus übereinstimmt, das Ideale und das Reale wesenseins sind, so muß die Weltwahrheit in ihrer äußeren, beständig wechselnden Erscheinung, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen betrachtet, Schönheit sein. Und in ihrer Wahrheit und Schönheit ist Allmutter Natur alles in allem die einzige Lehrerin und Gnadenspenderin der Menschen, Königin und Priesterin zugleich.“

Von diesem Standpunkt aus betrachtet Backhaus in dem ersten Essay das Kunstschaffen Schillers und kommt zu dem Resultat, daß Schiller ein wahrhaft universeller Geist, ein großer Dichter sei, denn er schaut mit seinen Sternenaugen überall die ewige Idee in holder Vereinigung mit dem ewigen Stoff in all den wechselnden, zahllosen Erscheinungen, wie es andere Geisteskönige vor und nach ihm gethan.

Denselben Standpunkt will er auch von jedem anderen Künstler gewahrt wissen. Diese Anforderung stellt er in „Die Kinder der Idee und ein Wort an unsere Schriftsteller“. Er verlangt, daß der Schriftsteller sich von nichts anderem bestimmen lasse, von keiner Partei, keiner Schulweisheit, sondern nur von der ewigen Wahrheit der Weltdinge. Und diese Wahrheit soll er in allen Werken zum Ausdruck bringen, unerschütterlich, er soll somit ein echter Ketzer seiner Zeit, ein Abtrünniger, Vereinsamter sein. — Eine herrliche Forderung, um so herrlicher und erfreuender, als sie von den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit befolgt wird.

Einer der beachtenswertesten Aufsätze ist der über „Menschenverehrung, Menschenvergötterung und klassische Curiosa“. Dieser von wärmster Begeisterung für unsere großen Dichter und ehrlichem Zorn gegen ihre Vergötzer erfüllte Essay ist aber den Lesern der „Gesellschaft“ aus dem Dezemberheft 1893 ohnehin bekannt.

Der Aufsatz über „Das Entwicklungsgesetz in der Litteratur“ ist besonders den

professionellen Plagiatriechern zu empfehlen. Backhaus betont darin nämlich, daß die ewige Wahrheit, welche von großen Dichtern und Denkern ausgesprochen wurde, durchaus nicht derselben unveräußerliches Gut bleiben soll; im Gegenteil, wie der Mensch die ganze Kultur seiner Vorfahren sich zu eigen macht, um auf ihr weiter zu bauen, so sollen auch die großen Wahrheiten von jedem Dichter wieder aufgegriffen und weiter gestaltet werden. „Es muß ein kleiner Geist sein, der sich Wahrheiten zu borgen schämt!" sagt Lessing.

Eine tiefdurchdachte Arbeit ist die „über den Ursprung der Sprache und Poesie". Den Schluß bildet der Aufsatz: „Das Erdenwallen des Genius". Backhaus zeigt uns in demselben den ganzen Marterweg, den die freien großen Geister zu wandeln haben; kein Stein ist vergessen, kein Dorn und keiner bleibt ungenannt, der ihn gegangen ist von Anaxagoras bis Richard Wagner.

Ich nenne die „Litterarischen Essays" ein vorzügliches Buch, denn mit dem sehr gediegenen und äußerst interessanten Inhalt verbindet sich eine Form von seltener Schönheit. Backhaus' Stil ist ein Krystall, der die Lichtstrahlen eines vornehmen hohen Geistes und eines lauteren, kunstbegeisterten Gemütes reflektiert. **Karl Bienenstein.**

Deutsche Poetik von Dr. Karl Borinski. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1895. Geb. 80 Pfg.

Die knappen Ausführungen Dr. Borinskis enthalten so ziemlich alles wesentliche, was heutzutage in den landläufigen Lehrbüchern der Poetik mehr oder weniger weitschweifig vorgetragen zu werden pflegt. Man kann ja über den Wert solcher Arbeiten verschiedener Meinung sein. Wer Zeit genug hat, sich in die deutsche Dichtung zu vertiefen, bedarf kaum solcher Eselsbrücken, um sich über das Formgerippe notdürftig zu unterrichten. Wem aber die Gelegenheit fehlt, die Poesie an den Quellen aufzusuchen, für den sind alle Poetiken der Welt ein überflüssiger Ballast. Immerhin können sie, wenn sie gut geschrieben sind, hier und da zum Denken über das Wesen der Kunst anregen. Natürlich nur, wenn der Verfasser selbst dichterisches Empfinden besitzt. Das ist aber leider gewöhnlich nicht der Fall, und dann wirken die schulmeisterlich trockenen Regeln, in die die Kunst hier hineingezwängt wird, auf ein unbefangenes Gemüt eher abschreckend.

Dr. Borinski ist nicht frei von solcher Pedanterie. Er hat, wie schon die ausführlichen Litteraturangaben beweisen, viel über seinen Gegenstand gelesen, aber er steckt noch ganz in der alten, wenn ich so sagen darf, scholastischen Anschauung, die die Gesetze des Schönen, unbekümmert um das geschichtliche Werden, für alle Zeiten wähnte feststellen zu können; er arbeitet noch viel zu viel mit allgemeinen Begriffen, die oft (man denke nur an Idealismus, Realismus, Naturalismus!) nichts weiter als recht schillernde Worte sind, hinter denen jeder etwas anderes versteht. In der Metrik huldigt er zwar dem musikalischen Erklärungsprinzip, allein trotzdem skandiert er, um Heines Kurzzeiler als Reimprosa zu brandmarken, gegen jedes musikalische Gefühl:

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land:
Komm zu mir und setze dich nieder! (4 Hebungen)
Wir kosen Hand in Hand.

Aber, Herr Doktor! Kennen Sie denn Schuberts bekannte Melodie nicht? Der große Musiker merkte nichts von Heines Reimprosa und ihren 4 Hebungen, sondern betonte frisch:

Komm zu mir und setze dich nieder!

Doch das nur nebenbei. Was endlich die Lehre von den verschiedenen Dichtungsarten betrifft, so kommt der Roman dabei wieder recht stiefmütterlich weg. Er gilt dem Scholastiker einfach als der Zerfall der epischen Dichtkunst. Als ob z. B. Cervantes unsterblicher Don Quixote nicht Virgils Aeneis, Torquato Tassos Befreites Jerusalem und noch ein ganzes Dutzend antiker Heldengedichte — aufwöge!

E. Steiger.

Soziale Litteratur.

„Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre." Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte vermehrte Auflage. (Gotha, G. Schloßmann, 1895. — 268 S. 4 Mk.)

Als Friedrich Engels vor nunmehr fünfzig Jahren seine „Lage der arbeitenden Klassen in England" herausgab, war sich der damals vierundzwanzigjährige Verfasser wohl kaum bewußt, daß er mit diesem Werke eine neue fruchtbare Methode in das Gebiet der Gesellschaftswissenschaften einführte: die deskriptive Monographie. — Die eigentliche Volkswirtschaftslehre hat sich diese neue Form schnell zu eigen gemacht, und eingehende Einzeldarstellungen ökonomischer Lokaltypen bilden heute eine kaum mehr entbehrliche Ergänzung der abstrakten Statistik und Enquete. Dagegen hat die Sozialwissenschaft in weitem Sinne bisher diese Art der Darstellung fast völlig ignoriert. Von den Lebensverhältnissen und der Lebensauffassung, dem Denken und Fühlen der breiten Massen des Volkes wissen wir so gut wie nichts, Dank der vortrefflichen Kasten-Erziehung, in der der moderne Mitteleuropäer aufzuwachsen pflegt.

Zola hat uns in der gigantischen Sozialpsychologie seiner Rougon-Macquardt-Serie zum ersten Male ein Bild davon entrollt, wie verschiedenartig sich die Welt und das Leben im Prisma eines verschiedenen Klassen-, Standes-, Berufs-Milieu spiegelt. Wissenschaftliche Behandlung aber hat das Problem erst in allerletzter Zeit gefunden, und zwar sind es zwei deutsche Theologen, deren wir hier an erster Stelle gedenken müssen: Paul Göhre, der Autor von „Drei Monate Fabrikarbeiter" und H. Gebhard, der anonyme Verfasser des oben genannten Buches.

Vom Standpunkt des uninteressierten Kulturhistorikers aus betrachtet, weist dieses selbstverständlich eine ganze Reihe von Mängeln auf. Daß die Stellung des Bauern zur Kirche und zum Christentum den Löwenanteil davonträgt, ist bei der ursprünglichen Gestalt eines vor Amtsbrüdern gehaltenen Vortrags zu nahe liegend, als daß wir dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen wollten; wir müssen im Gegenteil anerkennen, daß der orthodoxe und reaktionäre greise Autor sich eine dankenswerte Objektivität bewahrt hat, und bei aller Aufrechthaltung seines Standpunktes und seines manchmal etwas schiefen und einseitigen Urteils, doch den Thatsachen nirgends Gewalt anthut. Was wir aber wünschen möchten, das ist, daß er diesen Überfluß auf der einen Seite in den späteren Auflagen, die das Buch voraussichtlich noch erleben wird, kompensiere durch ein liebevolleres Eingehen auf die realen Lebensverhältnisse des Bauernstandes, den er uns vorführt: Wohnungs- und Besitzverhältnisse, Berufsarbeit und Lebenshaltung, kurz die gesamte materielle Lage und Thätigkeit sind Dinge, die in der vorliegenden Schrift nur sehr, sehr flüchtig gestreift werden, — in Übereinstimmung mit dem Titel allerdings, — aber doch als die notwendige reale Grundlage des geistigen Lebens größeren Interesses und ausführlicherer Erörterung wert sind. Als anerkennenswert möchten wir dagegen hervorheben, daß der Autor seine Studie ausdrücklich auf den thüringischen Kleinbauer beschränkt; er vermeidet damit den groben Fehler, dem ein anderer Theologe in einem jüngst erschienenen Schriftchen nah verwandten Inhalts*) verfallen ist, die verschiedenen Schichten der ländlichen Bevölkerung, Bauer, Käthner, Tagelöhner 2c., unterschiedslos durcheinander zu werfen und lokale Typen leichtfertig zu verallgemeinern. — Wesen, Leben und Charakter dieses mitteldeutschen Dorfbauern in seiner „eigentümlich bäuerlichen Denk- und Sinnesart" hat der Verfasser in den langen Jahren seiner Amtsthätigkeit vortrefflich beobachtet und sine ira et studio dar-

*) C. Wagner: „Die Sittlichkeit auf dem Lande." Berlin, 1895.

gestellt. Schul- und Bildungswesen, Religiosität und Kirchlichkeit, Liebes- und Familienleben, Stellung zu politischen Fragen und Formen, das sind so etwa die Centralpunkte des Buches. Eine systematische Bearbeitung desselben wäre dringend zu wünschen; in der vorliegenden Auflage liegt der Stoff ziemlich kunterbunt durcheinander, — was Verfasser übrigens selbst zugiebt —; nicht einmal durch deutlich markierte Abschnitte sind die kleineren Unterabteilungen getrennt, ein Übelstand, dem das ausführliche Inhalts-Verzeichnis nur notdürftig abhilft. Des weiteren dürfte die Anwendung von zweierlei Druck die Übersichtlichkeit bedeutend steigern: große Lettern für die allgemein gehaltenen Ausführungen, kleinere für die oft seitenlangen Belege durch Redensarten, Episoden, Beispiele 2c.

Alles in allem: Ein äußerst dankenswerter, reichhaltiger Beitrag für die Kenntnis des deutschen Volkslebens, voll schätzbaren Materials für den Kulturhistoriker, wie auch für den Sozialpolitiker. Das Schlagwort unserer Agrarpolitik lautet ja: „Erhaltung des Bauernstandes", und selbst die sozialdemokratische Partei, die geschworene Bekämpferin sowohl des Kleinbetriebs wie des Privatbesitzes, beginnt in ihrer neuesten Mauserung aus parteitaktischen Gründen verschämte Koketterie mit dem beides als Essentialien in sich vereinigenden kleinen Bauern. Wir unsererseits halten nach wie vor unseren heutigen deutschen Bauernstand — gleich seinem städtischen Klassen- und Leidensgenossen, dem Handwerker — für eine dem nahen Tode geweihte, versinkende Kulturschicht (selbst wenn er vorübergehend auf den Trümmern des noch überlebteren ostelbischen Junkertums eine scheinbare Neubelebung erfahren sollte), und aus diesem Grunde glauben wir dem Autor besonderen Dank schuldig zu sein, daß er diesen echten Erdgeruch bäuerlich-mitteldeutschen Volkslebens aufbewahrt hat, ehe der Sturmschritt unserer Zeit seine ökonomische Verwitterung und kulturelle Durchsetzung mit fremden modernen Elementen vollendet hat.

A. Insel: „Die Krisis im landwirtschaftlichen Gewerbe und unsere ‚notleidende' Krautjunkerschaft." Ein allgemein verständlicher Beitrag zur Agrarfrage. — (R. Weißleder, Leipzig, 1895. — 32 S. 0,50 Mk.)

Der bekannte Renommier-„Landwirt" der freisinnigen Partei legt in dieser, in erster Linie wohl auf agitatorische Wirkung abzielenden, kleinen Broschüre ziemlich erschöpfend und eingehend die Ursachen des Ruins unserer ostelbischen Agrarier, die tieferen Zwecke ihrer wirtschaftlichen Forderungen und deren Unerfüllbarkeit dar. Das Schriftchen ist recht flott und klar geschrieben und dem, der sich über die Krise unseres preußischen Großgrundbesitzes und den Bund der Landwirte orientieren will, wohl zu empfehlen. Zuweilen scheint es allerdings, daß der bekämpfte Gegner mehr das feudale Junkertum als der wirtschaftliche Großgrundbesitz ist, wie denn überhaupt an einigen Stellen die Parteistellung über das objektive wissenschaftliche Denken siegt. Beispielsweise ist es doch mehr als naiv, die schweren Folgen des russischen Handelsvertrags für den ostdeutschen Landwirt mit der durch ebendenselben erhöhten Kaufkraft des Großindustriellen kompensieren zu wollen.

Constantin Rößler: „Eine Weltkrisis und ihre Ärzte." (Walther, Berlin, 1895. — 72 S. 1 Mk.)

Eine neue Broschüre des bekannten Journalisten Bismarckscher Observanz, die sich an schönrednerischer Inhaltslosigkeit, seichter Ignoranz und Versprechen der Haupterörterung in der nächsten Schrift ihrer Vorgängerin gleichwertig anreiht. Von eingehenderer Besprechung des wertlosen Geschreibsels glauben wir Abstand nehmen zu dürfen.

Ida von Kortzfleisch (J. Pillen): „Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauenhochschule." (C. Meyer, Hannover, 1895. — 39 S. 60 Pf.)

Ein weibliches Kadettenkorps, wo Backfische der höheren Stände nach Absolvierung der höheren Töchterschule Haushaltungsführung neben „christlichem Sinn der Unterordnung und wohlerzogensten Form" lernen, in „Maidschaften" unter patriarchalischer Leitung der „Altmeisterin" und des Anstaltspastors. Auf ausführlichere Erörterung der utopistischen Ideen und der ökonomischen Unwissenheit der Verfasserin (sie rät z. B. den Frauen event. zur Erlernung eines Handwerks, wie Uhrmacherei, Hutmacherei u. ä.!!) wollen wir uns nicht weiter einlassen, geben ihr aber den guten Rat, die praktischen Lebensverhältnisse erst etwas genauer kennen zu lernen, ehe sie mit Reform-Vorschlägen, wie diese zahmste und phantastischste aller „Damen"-Emanzipationen, in die Öffentlichkeit tritt.

P. Gisbert: „Eine Sache für sich." Sozialpolitische Studie, der Handelswelt zugeeignet. (Hornberg, Berlin, 1895. — 16 S.)

Verfasser wendet sich mit scharfen Worten gegen die angeblich durchaus unzulängliche und zum Teil von bösen Folgen begleitete Thätigkeit unserer modernen Auskunfts-Bureaus und giebt Ratschläge für eine notwendige Reform dieser für den Handelsverkehr unentbehrlichen Institute.

R. H. Greinz: „Moderne Erdsünden." Ein Zeitspiegel. (Schupp, Leipzig, 1895. — 40 S. 30 Pf.)

Wie ein Vortrag in der „Gesellschaft für Ethische Kultur" oder ein Traktätchen aus der „Inneren Mission" berührt die Lektüre dieser Schrift. Zunächst wird die grandioseste, weitenschaffende „Sünde" der Selbstsucht mit den üblichen moralischen Entrüstungsphrasen bedacht, dann wird ausführlich erzählt, daß die Prostitution eine schmutzige Zeiterscheinung, der Büreaukratismus ein verwerfliches System sei, — Frauenemanzipation, Individualismus, Lakaientum, Titelsucht u. s. w., cum gratia de omnibus et quibusdam. Und alles das mit einer komischen Wichtigkeit und einer so beneidenswerten Unschuld, als ob Verfasser die gesamte soziale Pathologie unserer Zeit zum ersten Male entdeckt und alle Heilmittel in der Tasche hätte. — Ein Dorfkirchenbild der „Hölle" hat ihn, laut Einleitung, auf die Frage gebracht: Was ist Sünde? Man merkt die Herkunft aus der Dorfkirche. Vor Franz Stucks gewaltigem Gemälde hätte er vermutlich eine reifere Antwort gefunden.

E. Gnauck-Kühne: „Ursachen und Ziele der Frauenbewegung." (Lesser, Berlin-Einbeck, 1895. — 50 S. 1 Mk.)

Unter der reichlichen Menge litterarischen Schunds, den gerade die Frauenfrage gezeitigt hat, ist es doppelt erfreulich, auf ein Schriftchen zu stoßen, dem ein gewisser Wert nicht abgesprochen werden kann, und in der Verfasserin, die durch ihr sympathisches Auftreten letzthin auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, auf eine Frauenrechtlerin, die nicht nur mit leeren Phrasen und Appellen an die Moral ꝛc. kämpft, sondern in der wirtschaftlichen Entwicklung, in der Soziologie und Ethnologie erfreulich Bescheid weiß. Daß dieselbe bei nüchternem und konsequentem Denken auf sozialpolitischem Gebiete sich auf religiösem zum strengen Christentum bekennt, mag einigermaßen überraschen, taktisch betrachtet kann es in den Kreisen, an welche sich die Broschüre wendet, und in welchen man geneigt ist, die Frauenbewegung für einen absurden Ausfluß antireligiöser Décadence anzusehen, nur günstig wirken, wenn das eindringlich redende Zahlen- und Thatsachen-Material der Verfasserin darthut, daß selbst eine rückständige Weltanschauung dem Auge jedes ernst die Wahrheit suchenden die zwingende Logik des praktischen Lebens und seiner Postulate nicht verdunkeln kann. Die beiden ersten Abschnitte, welche mit Hilfe eingehender Statistik die gegenwärtige Lage der Verhältnisse schildert und einen fesselnd geschriebenen Überblick über die Entwicklung der sozialen Stellung des Weibes und deren Abhängigkeit von der Produktionstechnik bietet, sind jedem

als Lektüre zu empfehlen, der sich über das Problem schnell und klar orientieren will; aus der kleineren zweiten Hälfte spricht eine beschränktere Anschauung. Unseres Erachtens kann es nur durch sophistische Dialektik gelingen, die modernen Forderungen des weiblichen Geschlechtes mit dem Wortlaut des Neuen Testamentes in Einklang zu bringen, das den Zeitverhältnissen seiner Entstehung gemäß zweifellos derartigen Bestrebungen widerspricht. Frau Gnauck-Kühne hätte vielleicht besser gethan, nachzuweisen, daß die einschlägigen Citate eben historisch bedingt und berechtigt waren, ohne aus dem Geist des Christentums notwendig zu folgen, und daß sie demgemäß auch für den Christen heutzutage keine Richtschur des sozialen Handelns sein müßten. Wenn Verfasserin endlich im IV. Abschnitt das Stimmrecht auf die unverheirateten (soll heißen: erwerbsthätigen?) Frauen beschränkt wissen will, so ist dies ein unseres Erachtens zwar unhaltbarer, aber immerhin diskutierbarer Standpunkt.

Heinz.

Glänzendes Elend. Eine offene Kritik der Verhältnisse unseres Offiziercorps von Rudolf Krafft, k. bayr. Premierlieutenant a. D. (Stuttgart, Robert Lutz).

Die mutige und höchst lesenswerte Schrift richtet sich nicht gegen den Militarismus, ebensowenig gegen den Offizierstand als solchen, deckt aber mit großer Offenheit und mit sehr scharfem Blick für die realen Verhältnisse der Dinge, die inneren Schäden des Systems auf. Der Verfasser zeigt, wie der Grund zu der ganzen verkehrten Lebensweise der Offiziere schon in der Kadettenschule gelegt wird. Er zeigt dann, wie es um die sogenannte „Bildung" des Durchschnittsoffiziers bestellt ist, und verlangt, als Gegengewicht gegen den geistlosen Drill eine Erweiterung der Kriegsschulen nach der Richtung der allgemeinen und humanistischen Bildung hin, damit dem jungen Offizier Gelegenheit geboten werde, in ähnlicher Weise für seine geistige Entwicklung zu sorgen, wie beispielsweise der Student an der Universität. Besonders aber sollen die Gehälter der Subalternoffiziere aufgebessert, dagegen die übermäßigen Dotierungen und vielfachen Rationierungen der höheren Chargen beschnitten werden, was nach der Meinung des Verfassers ohne Schädigung der Stellung und der Repräsentation geschehen könnte. Ferner verlangt er Abschaffung des Kasinozwanges, der den jungen, schlecht dotierten Offizier zum Schuldenmachen nicht nur verleitet, sondern geradezu dazu zwingt. Schließlich sollen die Vorschriften für die Beschwerdeführung und das Qualifikationswesen und ebenso diejenigen für die Ehrengerichte einer gründlichen Reorganisation unterzogen werden; der Duellzwang soll, besonders für verheiratete Offiziere, abgeschafft werden und speziell für Preußen wäre noch Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens zu verlangen. Sehr richtig erkennt der Verfasser den wirtschaftlichen, d. h. den Geldpunkt als den Urgrund aller Übelstände. Aus der wirtschaftlich schwachen und unsicheren Stellung des Offiziers gehen, wie Premierlieutenant Krafft schlagend nachweist, nicht nur die widrigen und unmoralischen Geldheiraten hervor, die im Offizierstand die Regel bilden, sondern hier liegt auch der Urgrund zu der unwürdigen Liebedienerei nach oben und indirekt sogar zur Soldatenmißhandlung. Die Kapitel 7—9, wo gerade diese Dinge abgehandelt werden, sind von zwingender Logik und gehören zu den interessantesten der Schrift. Die Broschüre ist lebendig geschrieben. Angenehm berührt es, daß der Verfasser nirgends in hohles Schimpfen verfällt und, ohne jede Animosität, das Gute anerkennt, wo er nur irgend kann. Er geht nicht mit Personen ins Gericht, sondern lediglich mit der Sache, mit dem System. Möge dieses offene Wort eines Offiziers an rechter Stelle Gehör finden und nicht von dem eintönigen Geplapper alter Vorurteile übertönt und erstickt werden.

R. R.

Holländische Litteratur.

Es geht mächtig bergab mit der holländischen Litteratur. Das ist eine Thatsache, die sich jetzt nicht mehr länger leugnen läßt. Es gab eine Zeit, wo es den Anschein hatte, als ob die neue Litteratur Hollands dazu berufen wäre, unter den modernen Litteraturen eine ähnliche Rolle einzunehmen, wie die holländische Litteratur in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in der Weltlitteratur. Aber es war nur ein Anlauf ohne nachhaltiges Resultat. Die Dichter, die gegen Ende der achtziger Jahre in Holland auftraten mit Werken, die zwar noch vielfach unreif waren, aber für die Zukunft das Beste hoffen ließen, täuschten insgesamt diese Hoffnungen. Ihre Schaffenskraft ist gelähmt; obgleich noch jung an Jahren, hat keiner von ihnen in der letzten Zeit etwas litterarisch Bedeutendes mehr geleistet, sie schweigen sich alle aus und machen, wie van Deyssel, ihrem Herzen nur noch Luft in verbissenen Kritiken, die sich mehr durch Originalitätssucht und Effekthascherei in Stil und Urteil auszeichnen, als durch Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. Und wenn einer von den alten Jungen, wie Frederik van Eeden, litterarisch hervortritt, so bedeutet dieses Hervortreten fast immer eine Enttäuschung. Wenn ich die Erscheinungen des letzten Jahres überblicke und auf ihren litterarischen Wert prüfe, so komme ich zu einem recht traurigen Resultat und die Thatsache läßt sich kaum noch verschweigen, daß die holländische Litteratur gegenwärtig auf dem besten Wege ist, wieder in den alten Schlendrian von Langeweile und Ungenießbarkeit zurückzuverfallen, der sie bisher so unvorteilhaft von den Litteraturen der anderen Völker unterschied. Mit der Lyrik, die einen so prächtigen Anlauf nahm, ist's völlig aus. Etwas wirklich Neues und Bedeutendes hat die Litteratur Hollands hierin schon seit Jahren nicht mehr hervorgebracht. Helene Swarth, neben Pol de Mont das größte poetische Talent, das Holland gegenwärtig aufzuweisen hat, gehört bereits der Litteraturgeschichte an. Neues und Großes ist kaum noch von ihr zu erwarten. Seit ihren beiden großen, an dieser Stelle angezeigten Sammelbänden: „Poezie" und „Verzen", ist nichts von ihr erschienen. Ihre Märchensammlung „Sprookjes" (Haag, Loman & Funke), die im letzten Jahre erschienen ist, zeigt, daß die Dichterin auch auf dem Gebiete der Prosa eine große Beherrscherin der Form ist und über ein selten tiefes Gemütsleben verfügt, aber eine weitergehende Bedeutung kann den „Sprookjes" nicht zugeschrieben werden.

Von denen, die von Anfang an in der vordersten Reihe der Lyriker standen und die auch heute noch sangesfreudig sind, ist Pol de Mont in erster Linie zu nennen. Von ihm liegt eine neue Gedichtsammlung vor: „Iris" (Antwerpen, J. E. Buschmann). Die Werke Pol de Monts präsentieren sich fast immer in einer sehr vornehmen äußeren Form. Die von der Elzeviergesellschaft herausgegebene Gedichtsammlung „Vlinders" war ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst, auch das letzte Werk des Dichters, „Claribella", zeigte eine sehr würdige Ausstattung, aber die äußere Gestalt von „Iris" übertrifft alles Vorhergegangene. Das Buch ist geschmückt mit Bildern von Fritz von Uhde, Rochegrosse, Karel Mertens, Henricus und Khnopff und bildet in seiner seltenen Vereinigung höchster Kunst im Buch- und Illustrationsdruck einen Genuß für Auge und Herz, wie er uns nicht oft geboten wird. Glücklicherweise entspricht diesmal der äußeren Ausstattung der innere Gehalt vollständig. „Iris" ist von allen Werken Pol de Monts dasjenige, das uns die Eigenart des Dichters, seine volle mächtige Persönlichkeit, die Ausgereiftheit seines Talentes am deutlichsten erkennen läßt. Pol de Mont zeigt sich in diesem neuen Bande von einer Vielseitigkeit, die in Erstaunen setzt, aber immer ist es derselbe große Künstler, immer schöpft er aus dem Vollen. Es ist nichts Unfertiges

mehr in seinem Dichten, man hat nirgends mehr den Eindruck, als ob sein Wollen größer sei als sein Können. Gedanke und Form haben sich bei ihm in seltener Harmonie vereinigt, und wir bekommen, was wir auch in dem Buche aufschlagen, stets den Eindruck des Fertigen, auf der Höhe künstlerischer Vollkommenheit Stehenden.

Die mannigfachsten Gegenstände bilden den Inhalt des Buches. Da haben wir „Boerenrozen", kleine, reimlose Erzählungen, Idyllen aus dem Leben mit jenem gemütvollen Ins-Einzelne-gehen, wie sie der holländischen Litteratur eigentümlich sind und die uns moderne Menschen wie Klänge längst vergangener Zeit anmuten. Ganz anders entsprechen unserm Empfinden schon die „Dansstudies". Da steht das vlämische Landvolk vor uns, wie es zur Kirmes singt und tanzt und trinkt und liebt. Das vlämische Volksleben bietet in seiner Derbheit und Ursprünglichkeit eine so unendlich reiche Fundgrube für den realistischen Dichter und wird verhältnismäßig so wenig zur dichterischen Darstellung benutzt, daß jeder Versuch, es uns näher zu bringen, mit doppelter Freude zu begrüßen ist. Daran schließen sich Scenen aus dem Leben von Tänzern und Tänzerinnen; der Dichter führt uns mit Vorliebe nach dem Osten und aus den Schilderungen weht uns die ganze sinnliche Glut des Orients entgegen. In der Legende von „Jeschoea ben Josef" führt uns Pol de Mont nach Palästina, in den „Visioenen uit de Fromsche Revolutie" giebt er uns hochdramatische Zeichnungen aus der bewegtesten Epoche der Weltgeschichte. Was mich an dem Buche am meisten anzieht, sind indessen neben den lebenskräftigen Studien aus dem vlämischen Volksleben vornehmlich die Balladen. Hier zeigt sich Pol de Mont in seiner höchsten Meisterschaft. Die Ballade vom Ritter Halewin gehört zu dem Schönsten, was ich je gelesen. Es ist nicht gut möglich, aus den zahlreichen Gedichten einzelnes herauszugreifen, man würde das Nichterwähnte dadurch ungerechterweise in den Schatten stellen. Nur eines Prachtstücks möchte ich noch gedenken, der Erzählung aus dem deutsch-französischen Krieg: „Die Kürassiere von Canrobert."

Mit Pol de Monts „Iris" ist die poetische Ausbeute auf lyrischem Gebiet des letzten Jahres aber auch vollständig erschöpft. Was sonst noch erschienen ist und in holländischen Blättern als weitstürmende Talentprobe gepriesen wird, hält die Probe fürder nicht aus.

Über Frederik van Eedens dramatische Dichtung: „De Broeders. Tragedie van het recht", das einzige Werk, welches unter den poetischen Schöpfungen des letzten Jahres noch hervorragt, sowie über die ebenfalls recht spärliche Auslese auf dem Gebiete des Romans im nächsten Heft.

Paul Raché.

Englische Litteratur.

Das Hauptereignis der litterarischen Welt Englands war in den letzten Monaten natürlich der Prozeß Wilde. Doch brauche ich gerade darüber kaum zu berichten, da die deutsche Presse den Fall beinahe noch eifriger abgehandelt hat, als die englische. Man weiß, daß die gute Gesellschaft, nachdem der Skandal öffentlich bekannt geworden, sich schroff von ihrem früheren Liebling zurückgezogen. Sogar wenn ein Stück Wildes gegeben wurde, mußte der Name des unglücklichen Verfassers auf dem Theaterzettel unterdrückt werden. Oscar Wilde soll ganz ausgewischt sein aus dem Gedächtnis aller Edlen und Guten. Ja, die Engländer sind eben ein prüdes Volk, und besonders die gute Gesellschaft ist gar erschrecklich tugendsam, sie hält sich bei der geringsten Kleinigkeit die Hand vors Gesicht und ruft shocking!, obgleich man sich zuflüstert, daß gerade in ihrer Mitte die Schwäche, die Wilde ins Zuchthaus gebracht, ziemlich stark verbreitet sei; die Londoner Postboys sollen z. B. interessante Aufschlüsse darüber geben können. Jedenfalls ist das Los, das den beklagenswerten Dichter getroffen, ein außergewöhn-

lich hartes, und man mag nun über seine perversen Verirrungen noch so streng urteilen, das Zuchthaus ist jedenfalls nicht der geeignete Ort für solche Patienten. Man fürchtet denn auch, daß der Ärmste dem Wahnsinn verfallen werde. Wenn man gerecht sein will, muß man anerkennen, daß Oscar Wilde, trotz seiner vielen und teilweise sehr lächerlichen Absonderlichkeiten, im Grunde doch ein hochbegabter und auf seine Art auch ein ehrlicher Mensch war, und es ist nur erfreulich, daß es trotz allem noch Leute giebt, die diese Meinung auch jetzt noch offen zu bekennen wagen. So schreibt Arthur Newman in der Mainummer der „Free Review“: „Ich glaube mich keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß er (Wilde) zu den klarsten und tiefsten Geistern Englands gehört. Mr. Wildes Prosa ist zugleich sinnlich und spröde, von großzügiger Plastik und zierlich. Zu der feinsten Unterscheidungsgabe für alle Abstufungen des Schönen kommt bei ihm noch eine große Präzision des Gedankens. In seinen zerstreuten Essays findet sich Material genug, um daraus eine treffliche Abhandlung über Ästhetik zu gestalten. Mr. Wildes Geschmack — das darf man wohl sagen — ist unfehlbar. Niemals hat er ein schlechtes Werk gelobt, niemals ein gutes zu loben unterlassen.“ Aber was hilft das nun alles? Der arme Wilde steckt doch in der Tretmühle.

Die Romanflut ist in England beinahe noch größer als in deutschen Landen. Und die novels sind meistens sehr umfangreich. Während der deutsche Autor in letzter Zeit den knappen Zwanzigbogen-Roman immer mehr bevorzugt, thut es sein englischer Kollege selten unter den traditionellen drei Bänden. Der Gesamtheit der Neuerscheinungen zu folgen, ist geradezu unmöglich. Ich greife daher nur einzelne Bücher heraus, die sich durch irgend einen originellen Zug auszeichnen.

Zuerst drei Werke von Frank Frankfort Moore, der als ungemein fruchtbarer Schriftsteller, dabei aber auch als trefflicher Erzähler bekannt ist. Von seinen Büchern sind besonders „I forbid the banus“ und „One faire daughter“ beliebt. Beide werden durch seine unlängst bei Hutchinson & Co. erschienene Erzählung „The sale of a Soul“ übertroffen. Die Handlung ist sehr einfach und der ganze Reiz liegt allein in der Ausführung. Die hübsche junge Frau des Herrn Hadley, Mitglied des Parlamentes, will mit ihrem Liebhaber, einem Mr. Forrest, durchgehen. Die beiden geben sich Rendezvous auf einem Westindienfahrer. Aber wie erstaunt die junge Frau, als sie auf dem Schiffe auch ihren Gatten entdeckt und erfährt, daß seine Kabine der ihrigen gerade gegenüber liegt. Der Mann macht keine Scene, er behandelt die ganze Fluchtgeschichte wie einen Krankheitsfall, er läßt seiner Frau volle Freiheit, und eben dadurch fesselt er sie wieder an sich, und Mr. Forrest, der Entführer, muß mit langer Nase abziehen. Gerade die Art, wie der Mann seine Frau auf dem Schiffe behandelt, ist vorzüglich geschildert; auch der kindliche, fast kindische Charakter der Frau, die beim ersten Zusammensein mit dem Geliebten auf dem Schiffe nur ihre Hunde beweint, die sie zu Hause hat zurücklassen müssen, ist trefflich gezeichnet.

In seinem ebenfalls bei Hutchinson & Co. erschienenen Roman „The Call it Love“ sucht Frankfort Moore das Streben der modernen Frauenwelt nach höherer und gelehrter Bildung ad absurdum zu führen. Fräulein Lily Cosway, die Tochter eines Historikers, der sich hauptsächlich mit der Erforschung des zweiten Jahrhunderts beschäftigt, hat mit gutem Erfolg wissenschaftlichen Studien obgelegen, als sie plötzlich von einem unüberwindlichen Ekel vor allem Lernen und Studieren ergriffen wird und dagegen eine nicht mehr zu unterdrückende Sehnsucht nach Liebe und Mutterglück empfindet. Sie verliebt sich denn auch bald in einen Mr. Willie Paßmore, einen jungen Mann, der

das Consilium abeundi von seiner Universität erhalten und die höhere Weisheit ebenfalls an den Nagel gehängt hat, dafür aber ein gewandter Fechter, flotter Tänzer, fixer Kerl und keineswegs auf den Mund gefallen ist. Und diese Liebe kuriert sie von allen Emancipationsgelüsten. Das Buch ist mit Geist und Humor geschrieben. Die einzelnen Charaktere, auch Lily und ihr geschichtsforschender Vater, sind vielleicht ein wenig übertrieben, doch nimmt man dies gerne mit in den Kauf, da der Autor es versteht, uns seine Personen in drolligen Situationen vorzuführen und die stark tendenziös gefärbten Gespräche witzig und unterhaltend zu gestalten. So vergißt man denn auch während der Lektüre ganz, daß der Erzähler mit seiner Geschichte gegen die Nützlichkeit und Berechtigung des Frauenstudiums im Grunde gar nichts beweist, und daß es eben ganz andere Faktoren, und zwar vornehmlich solche wirtschaftlicher Natur, sind, die heutzutag die Frauenwelt in die wissenschaftliche Karriere hineintreiben; und diese Faktoren lassen sich eben nicht durch die Liebe zu einem flotten Studio aus der Welt schaffen. — Der dritte Roman des selben Autors spielt in das Gebiet des Phantastischen. An Absonderlichkeiten und Übernatürlichkeiten war die englische Erzählungslitteratur stets sehr reich. So werden hier immer noch Romane geschrieben und gelesen, deren Handlung auf das physisch Unmögliche, auf das Wunder aufgebaut ist. Auch Frankfort Moore begiebt sich auf dieses Gebiet in seinem bei Hutchinson erschienenen Roman „The Secret of the Court“. Die Geschichte handelt wieder von einem Gelehrten, der sich prähistorischen Forschungen widmet und eben dabei ist, eine uralte Stadt auszugraben. Bei dieser Arbeit treffen ihn verschiedene Schicksalsschläge. Seine Braut verläßt ihn, um seinen Bruder zu heiraten, stirbt aber bald nachher. Darauf bringt Rodney Seston, so heißt der Held, den Leichnam des jungen Weibes nach den „Höfen des Lebens“, einem von ihm entdeckten unterirdischen Tempel, in welchem vor Jahrtausenden ein altes Priestergeschlecht geheimnisvolle Mysterien gefeiert. Hier erwacht der Leichnam zu neuem Leben, aber es ist nur ein Scheinleben, denn die Seele kehrt nicht mehr in den einmal von ihr verlassenen Körper zurück. Wir haben also hier statt eines „umgehenden“ Geistes einen spukenden Leib. Man sieht, die Geschichte ist absonderlich, unmöglich, gratesk; aber sie ist mit vielem Geschick erzählt.

Da wir nun einmal bei Spukgeschichten sind, so mag hier gleich noch ein ähnlicher Roman, und zwar ein ziemlich verrückter, folgen: „Haundet by Posterity“ von W. Earl Hodgson (Adam & Charles Black). Die merkwürdige Geschichte ist in der ersten Person erzählt, und der Erzähler ist — ein Geist, der Geist eines Vorfahren des Helden. Dieser Geist, der sich Sir Richard Talgarth aber kurzweg „Old Dick“ nennen läßt, bethätigt sich auch persönlich an den Ereignissen durch allerlei Spuk; er stört dem Lord Charlton, dem Vater der Geliebten seines Nachkommen George Wayne, das Jagdvergnügen, verscheucht das Wild und ergeht sich in ähnlichen geistreichen Scherzen. Aber auch noch andere Geister treiben ihr Wesen in spiritistischen Sitzungen. Schließlich treten nicht nur die Geister verstorbener, sondern auch solche noch nicht geborener Personen, die Geister der Nachkommenschaft auf. Das sind der Geister denn doch allzuviele, und der Autor würde sein offenbar hübsches Schilderungstalent besser an realeren Persönlichkeiten bethätigen, besonders da es ihm auch nicht an Witz und Humor fehlt, wie das lustige Kapitel beweist, wo er uns den Redaktionsstab der St. Georges Review schildert; eine eigentliche Satire auf den Spiritismus ist das Buch doch nicht — es ist eigentlich nur eine englische Excentricität.

Vom Spiritismus zur Theosophie ist kein allzugroßer Schritt. Die theosophische Bewegung zieht in England viel weitere

Kreise als in Deutschland, das kann man schon daraus ersehen, wie leidenschaftlich die Engländer z. B. für oder wider Frau Blavatsky oder Frau Anny Besant, die verstorbene und die heutige Führerin der theosophischen Gemeinde, Partei ergreifen. Eine Frucht dieser Bewegung ist der anonym bei Downey erschienene Roman „The Mahatma“. Mahatmas werden von den Theosophen jene geheimnisvollen Weisen genannt, die als mehrere hundert Jahr alte Greise irgendwo in Tibet oder sonstwo leben und die ganze Sache auf übernatürliche Weise leiten sollen. Ob aber der Verfasser des vorliegenden Romans „Mahatma“ ein gläubiger Theosophist ist oder nicht, das läßt sich aus dem Buche nicht recht ersehen. Er schildert offenbare Betrüger und Betrügerinnen, aber auch wieder Gestalten, bei denen es dem Leser nicht klar wird, ob er an ihre übernatürlichen Kräfte glauben soll oder nicht. Im ganzen ist es eine ziemlich trübselige Geschichte, die in einem gewöhnlichen, farblosen Stil erzählt wird.

Walter Besant, der bekannte Verfasser des Buches „All sorts and conditions of man“, das seiner Zeit den Anstoß zur Gründung des People Palace in London gab, gehört nicht nur zu den fruchtbarsten, sondern auch zu den besten englischen Romanschriftstellern. Doch will mir sein neuestes Buch „Beyond the Dreams of Avarice“ (Chatto & Windus) nicht so gut gefallen, wie manche seiner früheren Arbeiten. Das Thema, das sich um die Erlangung eines großen Vermögens dreht, streift ein wenig an das Sensationelle. Doch ist die Handlung, wie bei Besant nicht anders zu erwarten, trefflich durchgearbeitet, wenn auch die Charaktere etwas schablonenmäßig behandelt sind.

„The Infant“ von Frederick Wicks. Illustriert von A. Morrow (Remington & Co., Ltd.) ist ein Buch, das in seiner ganzen Art und Weise an Dickens erinnert. Wie der unsterbliche Schöpfer der Pickwickier sucht auch Wicks seine Modelle unter den Originalen, an denen das englische Leben heute noch ebenso reich ist, wie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Sein Mr. Boodle-Chubb erinnert geradezu an Mr. Pickwick. Wie Dickens möchte Wicks aber vornehmlich ernst, d. h. moralisch wirken, daher sucht er in seiner Vorrede die Aufmerksamkeit des Lesers auf die ernsten Motive zu lenken, die seiner Geschichte zugrunde liegen. Doch wird er damit wenig Glück haben; denn was an seinem Buche reizt und anzieht, ist eben die Kunst des Karikaturenmalers, der die absonderlichen Eigenschaften seiner Gestalten immer ein ganz klein wenig übertreibt und eben dadurch seine komische Wirkung erzielt. Dabei darf man niemals vergessen, daß gerade in dieser komischen Wirkung auch wieder ein erzieherisches Moment liegt, und daß der Leser von einem Buche, das er lachend aus der Hand legt, oft mehr wirklichen moralischen Gewinn zieht, als aus manchem vergrübelten „tiefgründigen“ Werke, das man nur mit tiefen Denkerfalten auf der Stirn zu lesen vermag.

Ein junges, kraftvolles und für die Zukunft sehr viel versprechendes Talent ist Morley Roberts, der mit einer leidenschaftlich geschriebenen Erzählung „The Degradation of Geoffrey Alwith“ (Downey & Co.) auf den Plan tritt. Dieses Buch gehört keineswegs zu den schön ausgeglichenen. Im Gegenteil, es tobt und stürmt darin, und manche Stellen erscheinen unfertig oder überstürzt. Die Komposition ist nicht immer tadellos und man sieht es dem Buche an, daß der Autor kein Freund von Korrigieren, Ausstreichen und Feilen ist. Doch werden diese Fehler von den Vorzügen reichlich aufgewogen; denn Morley Roberts packt seinen Stoff mit festem Griff, und seine Gestalten leben. Geoffrey Alwith hatte herbe Kämpfe durchzumachen, bevor er von seinem Vater die Erlaubnis erhielt, sich der Künstlerlaufbahn zu widmen. Die Alwiths waren seit vielen Generationen solide trockene Geschäftsleute gewesen, und

darum jagte Geoffreys Vorliebe für Pinsel und Palette dem Familienoberhaupt anfänglich keinen geringen Schrecken ein. Mit Ach und Krach wird schließlich die Erlaubnis erteilt, und der junge und sehr begabte Künstler macht schöne Fortschritte. Er bleibt den zweifelhaften Vergnügungen des Zigeunerlebens fern und führt bei strenger und unermüdlicher Arbeit ein wahres Asketendasein. In dieser unnatürlichen Enthaltsamkeit liegt der Schlüssel zu seinen ferneren Schicksalen. Die erste unglückliche Liebesgeschichte wirft all die schönen Grundsätze über den Haufen; aus dem Asketen wird ein alle Herrschaft über seine Sinne verlierender Genußmensch. Dazu kommt noch, daß er in dem Augenblick, wo er sein langersehntes Glück zu halten glaubt, eine schleichende Krankheit in sich entdeckt und sein nahes Ende vor Augen sieht. Nun giebt es kein Halten mehr. Mit flammender Sehnsucht verlangt der dem Tode verfallene junge Künstler nun nach den Genüssen dieser Welt, die er sich so lange Zeit versagt hatte; nun möchte er noch alles auskosten. Vergeblich sucht die Mutter diesem Leben Einhalt zu gebieten und ihren Sohn aufzuhalten auf der abschüssigen Bahn. Geoffrey sinkt immer tiefer, das Unglück legt die Hand schwer auf ihn, bis er schließlich im Elend stirbt. Aber an seinem Sterbelager kniet die wahre Liebe in Gestalt eines armen Modells, der Nellie, die er früher mit Verachtung behandelt hatte, und die ihm treu geblieben bis ans Ende. Aber nicht dieser einfache Gang der Handlung macht den Wert des Buches aus, sondern die elementare Kraft, die gesunde große Leidenschaft, die uns daraus entgegenleuchtet. Das Werk ist reich an packenden Scenen, interessanten Charakteren und feinen psychologischen Analysen. Es ist eine wahre Erquickung nach dem vielen Zuckerwasser der englischen Weiberlitteratur.

„A Study in Prejudices“ von George Paston (Hutchinson & Co.) behandelt die in unseren modernen Litteraturen immer wieder auftauchende Geschichte vom „Vorleben“. Ein Mann, dessen Vergangenheit selbst keineswegs allzu rein ist, heiratet ein schönes junges Mädchen, das ihn aufrichtig liebt. Nun erfährt er, daß sie, vor der Ehe, schon in Liebeshändel verwickelt gewesen und trennt sich in brutaler Weise von ihr. Das Buch ist lesenswert, die Charaktere sind scharf herausgearbeitet.

Dead Leaves. A Sketch of Three Souls. Von M. L. Leone. (Digby, Long & Co.) In Form eines dreifachen Tagebuches wird die Geschichte dreier Menschen erzählt, nämlich eines etwas cynischen jungen Engländers, eines feurigen für weibliche Schönheit entflammten italienischen Grafen und einer berückenden Italienerin, die bereits eine „Vergangenheit“ aufzuweisen hat. Die beiden Männer bewerben sich um die Gunst der Dame, bei welchem Wettbewerb der ruhigere und beharrliche Clarence Ashton über den heißblütigen Giuliano den Sieg davon trägt. Das Buch ist in kräftiger Sprache geschrieben und in warmes südliches Kolorit getaucht. Auch die oft so langweilige Tagebuchform ist mit großem Geschick angewandt.

Zur Kategorie der „spannenden“ Erzählungen gehört der Roman „An Unknown Power“. Von Charles Reginold Bellairs. (Digby, Long & Co.) Der Autor ist zu loben, daß er wenigstens nicht mit dem ganz plumpen Apparat von düsteren Geheimnissen und grausigen Örtlichkeiten arbeitet, sondern die Spannung wesentlich durch sehr geschickten Aufbau der Erzählung erreicht. So kann das Buch zu den besten seiner Gattung gezählt werden. Dagegen ist der im gleichen Verlag erschienene Roman von A. S. Heawood: „Brenda“, harmlos bis zur Albernheit; die selige deutsche Marlitt hätte eine solche Geschichte von der „wahren und einzigen Liebe“ nicht besser schreiben können zur Freude aller alten Tanten.

Ein sehr hübsches Buch ist „Some Every-Day Folks von Eden Phill-

potts (Osgood Mcllvaine & Co., 6 s.), in welchem uns der Autor eine Anzahl fein beobachteter und trefflich gezeichneter Provinzialtypen vorführt. Es passiert nicht viel in dem stillen Winkel, und das aufregendste, was sich in dem kleinen Dorfe etwa ereignen kann, ist ein gelegentlicher Zusammenstoß mit ein paar Wilddieben; aber gerade solche engen Verhältnisse können, wie der Autor selbst sagt, zu einer wahren Goldmine werden für denjenigen, der eben die hier verborgenen Schätze zu heben versteht. Und Phillpotts scheint sich darauf zu verstehen; denn seine „Alltags-Leute" sind zum Teil eine recht unterhaltende Gesellschaft. Nur darf man nicht mit übertriebenen Ansprüchen an das einfache und liebenswürdige Buch herantreten.

„The Secret of Wardale Court" betitelt sich ein bei Wilsons & Milne erschienener Band sogenannter short stories von Andrée Hope. Der Autor, der eine nicht zu unterschätzende Erzählergewandtheit besitzt, scheint das Krankhafte und Perverse zu lieben, wenigstens hat er Freude an solchen Problemen, zu denen ihm Lombroso, Krafft-Ebing oder Nordau die Modelle liefern könnten. Seine Geschichten erinnern so zum Teil an Novellen Oskar Panizzas. Es geht denn auch in dem Buche recht bunt und grausig her. Wir lernen eine freundliche alte Dame kennen, die an Mordmanie leidet, kleine Kinder abschlachtet und sie in einen Brunnen wirft. In einer anderen Geschichte tritt ein Russe auf, der ein Schoßhündchen mit Wollust bei lebendigem Leibe brät, um die Besitzerin des Tierchens zu ärgern; dann zeigt sich eine Witwe, die ihren Liebhaber mit der eigenen Tochter verkuppelt. Die Stoffe sind abstoßend, aber die Kunst des Autors verdient Bewunderung. Percy.

Bibliographie.

Das Berlinertum in Litteratur, Musik und Kunst von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Dr. Moritz Brasch, Die Fakultäten-Frage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

K. Franihauser, Liebe und Leben. Moderne Gedichte. Straßburg i. E. Selbstverlag. Geb. Mk. 1,20.

Girod de L'Ain; Grands Artilleurs Drouot-Senarmont-Éblé, avec 4 Portraits. Ouvrage couronné par l'Académie française. Nancy, Berger-Levrault et Cie. 8 frcs.

Dr. Hermann Hoffmeister, Ewiger Jude und deutscher Michel. Eine zeitgemäße Parallele. 1 Teil: Litterar-Historische Begründung. Gießen, Karl Krebs. 50 Pfg.

Paul Lindau, Eine Yachtfahrt nach Norwegen. Tage und Nächte im wilden Norden. Breslau, S. Schottlaender. Geb. Mk. 1,—.

A. von Perfall: Die Sünde. Novelle. Berlin, R. Eckstein Nachf.

„Rolla"-Reuschel, Moderne Raubritter. Enthüllungen über die Schlittenfahrer-Schwindler in London. Mit zwanzig Abbildungen und Dokumenten. Köln, J. P. Bachem. Br. Mk. 3,—.

Josef Ruederer: Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Akten. München, Carl Rupprecht.

Dr. L. Schipper: Shakespeare und dessen Gegner, namentlich Appleton Morgan, Mrs. Pott und Donnelly. Münster i. W. Theißing.

Rudolf Stegmann: Fürst Bismarck und seine Zeit. Festgabe zum achtzigsten Geburtstage unseres eisernen Kanzlers. Zweite Aufl. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Konrad Telmann: Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Carl Rupprecht. Br. Mk. 3,—.

Konrad Telmann: Hagar. Novelle. Breslau, S. Schottlaender. Geb. Mk. 1,—.

Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.



Jahrgang 1895.

Viertes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:

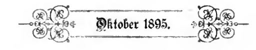






Friedrich Engels

Die Gesellschaft.



Inhalt:

Bildnis von Friedrich Engels.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



Eine merkwürdige Historie aus Ozeanien,

oder:

Wie die Polynesier die soziale Frage lösten.

Von Michael Flürscheim.

(Lugano.)

Im fernen stillen Ozean ist eine Insel, deren Lage nur sehr Wenigen bekannt war, als ich zuerst hinkam, deren Geschichte aber so viel des Lehrreichen bietet, das ich mir erlauben will, sie in kurzen Zügen vorzuführen.

In ihrer Urzeit lebten die Einwohner sehr primitiv, aber auch ohne Not; denn die Insel brachte alles hervor, was sie brauchten. Das Land gehörte allen gemeinsam und jeder bebaute davon was er wollte. Jeder machte sich selbst seine Kleider, baute sich seine Hütte, fertigte seine primitiven Haushaltungsgegenstände, kurz trieb die vollkommene Naturalwirtschaft.

Das wurde freilich anders, als die Leutchen Fortschritte in der Technik zu machen anfingen, deren erstes Ergebnis, oder gewissermaßen sogar deren Quelle die Arbeitsteilung war. Jeder machte die Dinge, die er am besten machen konnte, und tauschte mit den anderen. Von der Naturalwirtschaft war man zum Tauschhandel gekommen. Je größer aber die Fortschritte der Technik wurden, umso unbequemer wurde das Tauschsystem. Man mußte nicht nur jemand suchen, der das Objekt zu verkaufen hatte, dessen man bedurfte, sondern der Betreffende mußte zugleich Abnehmer für das eigene Produkt sein, das man an Tausch zu bieten hatte. Da machte man den Fortschritt, eine Ware zu bestimmen, die jeder an Zahlung nahm, die für alle Geltung hatte, und darum nannte man sie Geld. Im Anfang waren die Rinder und die Schafe Geld. Ein Rind galt zehn Schafe; das

war die Viehwährung. Dann fand man gewisse gelbe und weiße Steine, Gold und Silber genannt, und weil man sie wertschätzte, machte man sie zum Geld. Zuerst zahlte man mit bestimmten Gewichtsteilen davon, später prägte man sie in gewisse Formen und Größen von gleichem Gewicht und Feingehalt aus und zahlte mit diesen Stücken, Geldstücke genannt. Das war viel bequemer als die Viehwährung; denn man konnte jetzt sein Geld im Portemonnaie nachtragen, während früher eine Insulanerin, wenn sie Einkäufe machen wollte, jemand mitnehmen mußte, der eine Viehherde hinter ihr hertrieb; und manchmal mußte sie außer der gekauften Ware noch eine größere Herde mit heim nehmen als sie mitgebracht, wenn sie z. B. nur Großgeld (Rinder) hatte und man ihr eine Partie Kleingeld (Schafe) herausgab. Aber schon tauchte ein kleines Wölkchen am Glückshorizont der Insel auf. Viehgeld hatte jeder; denn alle trieben ein wenig Viehzucht und stellten sich also ihr eigenes Geld her. Gold und Silber aber hatten nur ein paar Leute, als man diesen Metallen das Währungsrecht verlieh; denn diese Metalle wurden nur an ganz wenigen Orten der Insel gefunden und die, welche sich das Eigentumsrecht an den Fundplätzen gesichert hatten, besaßen das Monopol der Edelmetallproduktion. Ich muß hier nämlich einflechten, daß ungefähr um die gleiche Zeit das Gemeinbesitzsystem, welches bis jetzt auf der Insel in Bezug auf den Grund und Boden geherrscht hatte, dem Privateigentum Platz gemacht hatte. Das Land war gleichmäßig unter alle Einwohner verteilt worden, und jedem war sein Teil zum ewigen (!) Eigentum gegeben worden. Man behauptete, daß die bisherige Methode der Auslosung der Parzellen jeden Agrikulturfortschritt ausschließe, weil der fleißige Ackerbauer, der sein Feld gut gedüngt hatte, bei der nächsten Auslosung das Feld eines Nachbarn bekommen konnte, auf dem die Disteln wuchsen. Daß man das Gemeineigentumssystem beibehalten konnte und doch einem jeden die volle Frucht seiner Arbeit zu sichern imstande war, durch ein gut eingerichtetes Pachtsystem nämlich, das wußten unsere Insulaner noch nicht. Sie lernten das Pachtsystem erst kennen, nachdem sie das Land schon verteilt hatten.

Also Gold und Silber gehörten einigen wenigen und doch hatte man diese zwei Waren, und später sogar nur eine davon, zum ausschließlichen Geld gemacht. Sie waren das einzige gesetzliche Zahlungsmittel, und das war sehr bedenklich. So lange es sich nur um das Geld als Tauschmittel handelt, ist die Sache nicht so schlimm, wenigstens nicht in so primitiven Verhältnissen, wie sie immer noch in gewisser Beziehung auf unserer Insel herrschten. Die Naturalwirtschaft war nämlich noch nicht ganz aufgegeben worden. Die meisten erzeugten immer noch das Notwendigste selbst, und der Dinge, derer man aus zweiter Hand bedurfte, waren nicht so sehr

viele. Auch waren es meist solche Waren, die man allenfalls entbehren konnte. Hatte man kein Metallgeld dafür an Zahlung zu geben, so offerierte man Vieh oder andere Waren, und wohl oder übel kam ein Geschäft zustande. Anders verhielt sich die Geschichte aber mit den Zahlungen, welche aus anderer Ursache zu machen waren, als infolge eines Kaufes, z. B. Gerichtstrafen, Steuern, Pachtgelder, Zinsen für Hypotheken und andere Schulden, und Zurückzahlung der Schulden selbst.

Ich muß hier wieder einen kleinen Abstecher machen, um kurz zu erklären, wieso der Pacht- und Geldzins seinen Einzug in unserer Insel gehalten hatte. Das war sehr einfach. Das Land war zwar gleichmäßig verteilt worden, aber der Besitz war kein gleichmäßiger geblieben. Der eine hatte viel Kinder, und da gab es kleine Stücke bei der Vererbung, der andere hatte wenige und vergrößerte noch die Teile der wenigen, indem er Land von denen kaufte, die zu wenig geerbt hatten, um erfolgreich Ackerbau darauf zu treiben und die daher ein Handwerk vorzogen. Auch gab es liederliche Wirte, die ihr Hab und Gut verthaten, d. h. es in die Hände Fleißigerer oder Schlauerer brachten. Bald gab es Landlose und Landreiche, und wenn die Landlosen arbeiten wollten, mußten sie von den Landreichen Land pachten, denn ohne Land kann der Mensch überhaupt nicht arbeiten. Sogar der Künstler und Schriftsteller muß ein Stück Boden haben, auf dem er seinen Arbeitstisch aufstellen kann. Mit dem Pachtzins entstand aber auch der Kapitalzins; denn man konnte ja Land mit seinem Kapital kaufen und dafür Pacht erlangen und wäre dann ein Narr gewesen, sein Kapital, für das man sich auf diese Weise Zins verschaffen konnte, andern ohne Zins zu leihen. Früher war das anders gewesen. Wer sich Waren erspart hatte, war froh, wenn er einen Entleiher fand, von dem er die Ware bei Eigenbedarf wieder erhielt; denn wenn er sie selbst aufhob, wurde sie schlechter und konnte schließlich ganz verderben oder abhanden kommen. Alles, was man beim Ausleihen erlangen konnte, war eine Vergütung, welche der durchschnittlichen Verlustgefahr infolge Insolvenz des Schuldners entsprach. Man nannte es wohl Zins; es war aber nur Kreditversicherungs- oder Gefahrprämie, Kapitalerhaltungsgebühr. So lange der Zins und die Pacht in beliebigen Waren bezahlt werden konnten, war die Sache nicht so schlimm; denn wenn man fleißig arbeitete und kein besonderes Unglück hatte, konnte man schon irgend ein Arbeitsprodukt erstellen und sich damit von der Schuld befreien. Anders war die Sache aber, nachdem das Metallgeld das einzige gesetzliche Zahlungsmittel geworden war. Mochte die Schuld entstanden sein, wie sie wollte, mochte es eine Zins-, eine Pacht-, eine Steuerschuld sein, oder eine aus Warenlieferung entstandene, es gab nur ein Tilgungsmittel: das Metallgeld. Mochte ein Produzent

vom anderen irgend eine Ware empfangen haben, wenn die Schuld fällig war, durfte er nicht die gleiche Ware oder irgend ein anderes Produkt seiner eigenen Arbeit an Zahlung geben, sondern nur ein einziges Produkt, die gelben Kiesel nämlich, welche nach und nach zum ausschließlichen Zahlungsmittel gemacht worden waren, weil man zu viel von den weißen fand, was den Geldwucherern nicht paßte; denn Wucher setzt Seltenheit voraus. Die gelben Kiesel waren aber in sehr beschränkter Menge vorhanden und im Besitz einer Minderheit der Insulaner, die gerade deswegen, weil die größere Häufigkeit des Silbers ihr Monopol wertloser gemacht hätte, es durchgesetzt hatten, daß das Gold zum ausschließlichen Zahlungsmittel gemacht worden war. Es hätte übrigens auch wenig geholfen, wenn man das Silber beibehalten hätte; denn nach und nach wuchsen die Schulden durch die Zinslast so ungeheuer an, daß weder die Gold-, noch die Silbervorräte zu ihrer Tilgung hingereicht hätten. Es war ein heilloser Zustand auf der Insel entstanden. Zu dem Landbesitz als Zinsquelle war noch das Geldmonopol gekommen, d. h. das Monopol, Gold als einziges Zahlungsmittel verlangen zu dürfen, trotzdem schon längst die Forderungen der Gläubiger um ein vielfaches höher waren, als die gesamten Goldvorräte der Insel. Wenn alle auf einmal ihr Geld verlangt hätten, so wäre der allgemeine Bankrott die unausbleibliche Folge gewesen. Die Geldersatzmittel, welche man erfunden hatte, die je nach ihrer Form und gesetzlichen Eigenschaft verschiedene Namen hatten, wie Banknote, Schatzschein, Wechsel, Check, Gutschein u. s. w., konnten die Lücke nicht ausfüllen; denn auch sie waren kein endgültiges Schuldentilgungsmittel, sondern nur Ansprüche auf Gold, die nur so lange Wert hatten und im Verkehr angenommen wurden, wie man mit Sicherheit auf den Bezug des Goldes bei Fälligkeit rechnen konnte. Sonst waren es nichts als wertlose Zettel. Das wußte aber auch jedermann, und darum konnten die Goldbesitzer für die Darleihung ihres Goldes hohe Zinsen verlangen. Aber auch diese wieder in Gold zahlbaren Zinsen konnten unmöglich gezahlt werden, weil nicht so viel Gold auf der Insel vorhanden war. Man weiß ja, welche Riesensummen der Zinseszins nach und nach erzeugt, so daß z. B. ein Pfennig, seit Christi Geburt zu fünf Prozent auf Zinseszins gelegt, heute den Wert mehrerer Erdkugeln aus purem Gold darstellen würde. Unter solchen Verhältnissen mußte es bald sehr traurig auf der Insel aussehen. Auf der einen Seite waren die Goldgläubiger, deren Einkommen so enorm groß war, daß sie schon längst nur einen kleinen Teil davon verzehrten, d. h. das ihnen gutkommende Gold wieder für Produkte der Arbeit ausgaben, mittels deren sich die Goldschuldner auslösen konnten. Den weitaus größten Teil aber legten sie wieder zinsbringend an, d. h. sie verlängerten ihren Schuldnern die Schuld gegen entsprechende

Erhöhung derselben, wodurch also die Neuanlage nicht einmal Arbeitsgelegenheit gewährte, sondern im Gegenteil diese Arbeitsgelegenheit noch weiter verringert wurde, weil die Schuldner sich mit ihrem Verbrauch und also Kauf von Arbeitsprodukten entsprechend einschränken mußten, je tiefer sie in die Kreide gelangten.

Die Lage wurde noch schlimmer durch die riesigen technischen Fortschritte, welche gerade in dieser Periode gemacht wurden, und durch die immer mehr Waren mit immer weniger Menschenarbeit erstellt werden konnten. Es war ein verrückter Zustand. Die Schuldner produzierten mit fieberiger Hast unter ständiger Verbesserung der Produktionsmethode darauf los, um ihre Gläubiger befriedigen zu können. Dies wäre ja auch sehr leicht gewesen, wenn diese die betreffenden Produkte hätten an Zahlung nehmen müssen. Es wurde aber immer unmöglicher, weil diese Schulden nur mittelst der einzigen Goldware gezahlt werden durften, welche immer schwerer aufzutreiben war, je mehr die Produzenten gegenseitig den Goldpreis ihrer Waren hinunterdrückten. Es herrschte Überproduktion auf allen Gebieten und doch für Tausende der größte Mangel an diesen überproduzierten Waren; denn wer kein Gold auftreiben konnte, hatte nicht die Macht, sich Waren zu verschaffen, weil die Produzenten des Goldes dringend bedurften, um ihre Goldschulden bezahlen zu können, während die, welche Gold im Überfluß besaßen, zu wenig Warenbedarf hatten, um die Lücke, welche die mangelnde Kauffähigkeit der Massen gelassen hatte, auszufüllen. So nahte eine furchtbare Katastrophe. Aber wo die Not am größten ist, ist auch die Hilfe am nächsten.

Eine Anzahl Männer standen auf und hielten folgende Ansprache an die Insulaner: „Männer, sind wir nicht verrückt geworden? Gott hat uns mit allem gesegnet, was wir nur wünschen könnten. Inmitten des Friedens und des freundschaftlichen Verkehrs der Menschen, wie ihn die Welt noch nie gekannt hat, genießen wir die Früchte der wunderbarsten Erfindungen, wie sie unseren Vorfahren der kühnste Traum nicht vorgegaukelt hätte. Eine einzige Arbeitsstunde aller Arbeiter genügt heute bei bester Organisation, um für alle das Notwendige zu schaffen, sechs Stunden würden allen Überfluß gewähren und noch Millionen Arbeiter für geistige Arbeit übrig lassen, besonders zur weiteren Entwicklung der Technik, um mit noch weniger Arbeit noch mehr zu erreichen. Was hindert uns, die Früchte dieser Segnung wirklich zu genießen? Nicht unsere Produktionsweise, denn die wird sich von selbst so ordnen, wie sie den Menschen am bequemsten und praktischsten erscheint. Nein, unsere unsinnige Austauschmethode ist es, die uns ruiniert. Man hat uns vorgegaukelt, daß wir diesen Austausch nicht vollziehen können, ohne die Dazwischenkunft eines

der wertlosesten Produkte der Insel, des Goldes. Warum? Weil es eine Zeit gegeben hat, in der die Annahme dieses Goldes als Tauschmittel ein Fortschritt war. So lange man ohne Vertrauen und Credit arbeitete und der Tausch Zug um Zug erfolgen mußte, da war die Herbeiziehung einer bequemen und handlichen Ware, die jedermann annahm, ein Fortschritt. Seit aber diese Ware selbst in den wenigsten Fällen cirkuliert, seit das ganze Weltgeschäft mittelst Papier gemacht wird, das zum Bezuge des Goldes berechtigt, trotzdem nicht ein Zehntel so viel Gold vorhanden ist, wie Papierberechtigungen zu seinem Bezuge, seitdem ist das Gold überhaupt überflüssig geworden. Laßt uns folgende Einrichtung machen. Ihr wißt, daß wir über die ganze Insel zerstreut unsere Konsumvereine haben, welche ihrerseits eine Einkaufscentrale besitzen*). Gut, laßt diese Centrale ein Bankgeschäft eröffnen, welches Noten und Checks ausgiebt, die nicht in Gold zahlbar sind, sondern in Waren zum Tagespreis. Die Centrale macht bekannt, daß jene ihrer Lieferanten, welche solche Noten oder Checks an Zahlung nehmen, den Vorzug erlangen, auch wenn ihre Preise etwas höher sein sollten, als die der Barzahlung verlangenden Lieferanten. Diese Noten und Checks werden in allen Konsumvereinen an Zahlung genommen und die Konsumvereine bezahlen wieder damit ihre Bezüge bei der Centrale. Alle welche damit zahlen, erhalten wohl die gleichen Preise wie die, welche mit Bargeld zahlen, aber sie sollen nicht dividendenberechtigt sein. Die ihnen zukommende Dividende wird unverteilt bleiben und soll zum Ankauf von Land und Produktionsmitteln für Produktivgenossenschaften Verwendung finden, deren Produkte gegen Warennoten an die Centrale zu liefern sind. Diese besorgt ihnen natürlich alle Rohmaterialien und auch das Geld, welches sie für Steuern oder sonstige Bedürfnisse, die noch nicht mittelst der Warennoten befriedigt werden können, benötigen. Das so gekaufte Land soll nicht wieder verkauft werden, sondern bleibt ewiges Eigentum der Genossenschaften. Die Pacht wird zum weiteren Land-

*) Die britischen Konsumgenossenschaften haben 1¼ Million Mitglieder, 350 Millionen Mark Kapital, eine Milliarde Jahresumschlag und 75 Millionen Jahresnutzen. Die englische Einkaufscentrale hat verschiedene eigene Fabriken, worunter eine Mahlmühle, die 6000 Sack Mehl per Woche liefert, und sieben eigene Schiffe, welche ihr die Waren zuführen. Sie schlägt jetzt allein über 200 Millionen Mark per Jahr um. Mittelst der Einrichtung einer Warenbank, wie sie hier vorgeschlagen wird, ließen sich diese Ziffern bald vervielfachen, bis die Arbeiter Englands mit Hilfe ihres wertvollsten Kapitals, ihrer Kundschaft, die ganze Produktion und alle Produktionsmittel in ihren Besitz gebracht hätten, bis auf diese Weise ohne Revolution auf organischem, friedlichem Wege ein Sozialstaat entstanden wäre. Ob wir so etwas so bald in Deutschland erhoffen dürfen, wo die politische Agitation den Kern unseres arbeitenden Volkes derart hypnotisiert, daß der Weg der wirtschaftlichen Selbsthilfe beinahe ganz außer Augen gelassen wird?

kauf verwandt, denn ohne Land ist Produktion unmöglich, und die Beschaffung von freiem Land ist daher die wichtigste Aufgabe der Genossenschaften."

So sprachen diese Männer. Ich will es kurz machen und nur mitteilen, daß sie mit ihren Vorschlägen durchdrangen, daß sich der Umschlag der Konsumvereine in dieser Weise nach und nach mehr als verhundertfachte, bis schließlich alle Produzenten und Konsumenten der Insel ihre Geschäfte durch das Warenbankdepartement der Centrale machten, d. h. bis die Warennoten und Checks im ganzen Lande an Zahlung genommen wurden.

Alle hatten vollauf Arbeit, weil alle nun Geld genug hatten, um nach Wunsch kaufen zu können, und alle erhielten weit mehr als früher für ihre Produkte, denn die Parasiten, welche bis dahin die Arbeit aussogen, hatten ihre Macht verloren. Die Geldwucherer konnten ihr Gold, das man entbehren konnte, jetzt ruhig sammeln, und die Drohnen, welche den Preis der Produkte durch den Aufschlag im Zwischenhandel verdoppelt hatten, waren gezwungen worden, ihre Lädchen und Bazare zu schließen und sich produktiver Arbeit zu widmen. Hatten sie auch im Anfang sehr auf die Konsumvereine geschimpft — und mit Recht, so lange ihnen diese nur das Brot wegnahmen, ohne ihnen Ersatz zu bieten —, so hörte das bald auf, nachdem jene ihnen gute Preise für beliebige Arbeitsprodukte und die Hand zur Einrichtung der betreffenden Gewerbsbetriebe boten, was infolge der neuen Währung ein Leichtes war. Daß der Staat selbst schließlich dem Gold den Laufpaß gab und die Warennoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhob, ist selbstverständlich. Die Zinsherren wurden dadurch bald völlig abbezahlt, und der Zins hörte auf; denn da das Geld nicht mehr eine Monopolware war, sondern alle Waren umfaßte, so konnte jeder Produzent sich sofort selbst Geld prägen, indem er Arbeitsprodukte an die Centrale, oder an die einzelnen Konsumvereine für jene ablieferte. Da nun aber die Zinsherren keinen Bedarf für soviel Waren hatten, so mußten sie ihre Guthaben zinslos in der Centrale stehen lassen, bis sie es einst konsumieren konnten. Bis dahin lieh es die Centrale zinsfrei in Form von Produktionsmitteln an die Produktionsgenossenschaften aus. Auch die Staatsschulden wurden durch die Vorschüsse der Centrale schnell gedeckt und mittelst einer kleinen Umschlagsteuer bald zurückbezahlt, wonach diese Steuer mit der staatlichen Grundrente zusammen alte Staatsausgaben deckte. Diese Grundrente bildete nämlich auch ein sehr wichtiges Einkommen des Staates und der Kommunen, denn der Staat hatte mit Hilfe der Warencentrale nach und nach alles Land kaufen können, das er den Bürgern verpachtete, dafür sorgend, daß niemand zu viel, niemand zu wenig erhielt. Andre Inseln ahmten bald unserer Insel nach, und der gegenseitige Aus-

tausch zwischen den Inseln fand durch internationale Clearinghäuser statt, in denen die verschiedenen Centralen ihre gegenseitigen Guthaben verrechneten. Das Warengeld wurde so allmählich zur Weltwährung; das Gold wurde schließlich nur noch für technische Zwecke verwandt und war auf einem Zehntel seines einstigen Wertes angelangt, als wir die Insel im Jahre 19 . . besuchten. Man lacht auf der Insel nie unbändiger, als wenn jemand erzählte, wie man einst behauptet hatte, daß Gold unentbehrlich als Wertmesser und Werteinheit (Standard of value) sei, und wie man nicht wußte, daß sich die Werte gegenseitig messen, und daß absolut kein Grund vorhanden ist, warum der Gedankendollar, der jetzt die internationale und nationale Werteinheit bildet, ein schwankenderes Wertmaß gewähren solle, wie s. Z. eine einzige immer weniger dem Bedarf genügende Ware. Seit dieser Fetisch, das Gold, für immer abgesetzt worden ist, herrscht Glück und Zufriedenheit auf unserer Insel und auf allen anderen Inseln und Ländern, die ihrem Beispiel gefolgt sind. Es giebt keinen Sozialdemokraten mehr, seitdem infolge der Unifizierung des Vertriebs, des Wegfalls des Monopolgeldes, sowie der Durchführung der Bodenverstaatlichung jeder Arbeiter den vollen Ertrag seiner Arbeit genießt und soviel Arbeit haben kann wie er will, sei es im Lohn oder selbständig als Mitglied der mittelst der Ein- und Verkaufscentrale verbundenen Produktivgenossenschaften.

Bakunin, Krapotkin, Netschajew und die anarchistisch-nihilistische Bewegung.*)

Von Alexander Rosanow.

Als die ersten anarchistischen Schriften in Europa erschienen, da hielt man sie für das Werk von Narren oder Verbrechern, für Ausgeburten einer tollgewordenen Phantasie und jedenfalls für ein Doktrin, mit der man nicht ernsthaft rechnen zu müssen glaubte. Die Abschaffung des

*) Einen äußerst interessanten Einblick in die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Anarchismus und Nihilismus, sowie in die Lebensschicksale und den Geist seiner Haupt-Matadore gewährt der soeben erschienene „Sozialpolitische Briefwechsel Michail Bakunins mit Alex. Iw. Herzen und Ogarjow." (A. d. Russ. übs. v. Prof. Dr. B. Minzès. — Cotta, Stuttg. 1895; 4208. — Bd. VI. der „Bibl. Russischer Denkwürdigkeiten.") Das Buch erhält einen besonderen Wert durch

Privateigentums zu diskutieren, war man allmählich gezwungen worden. Aber die Aufhebung des Staates, des Privat- und Strafrechtes; das Leugnen aller Gesetze der gesellschaftlichen Moral, die Propaganda der That durch Volksaufstand, Meuchelmord mit Kugel, Dolch und Gift; die sogenannten Konfiskationen durch großartige Einbruchsdiebstähle und Erpressungen; endlich die Erhebung des internationalen Verbrechertums zum idealen Repräsentanten des modernen Sozialrevolutionärs; das waren doch Dinge, die kein vernünftiger Mensch ernst nehmen konnte! Aber der Anarchismus wurde bald ein Faktor, der sehr ernst genommen werden mußte, mit dem die europäischen Regierungen rechnen mußten, und in einem Lande Europas, in Rußland, wurde er eine Macht, welche der Regierung einen Kampf auf Tod und Leben anbieten konnte. Aus dem Geist des russischen Staates ging seine Doktrin hervor, aus der Kampfweise der russischen Regierung entwickelte sich seine eigene Taktik. Es war die Reaktion gegen die bis zum Wahnsinn überspannte Centralisation des russischen Staates, die die ernsthafte Erfüllung aller seiner Aufgaben im Innern unmöglich macht, welche zur Verneinung des Staates überhaupt führte. Es war die Reaktion gegen die russische Gesetzgebung und Gesetzanwendung, welche in Wahrheit nur empörende Willkür ist, die zur Leugnung jedes Rechtes führte. Es war die Reaktion gegen die ungeheure Lüge und Hohlheit der modernen gesellschaftlichen Moral, welche zur Leugnung jeder Moral führte, und es war endlich die Reaktion der unter der eisernen Faust ihres Erwürgers verröchelnden Gesellschaft, welche die Propaganda der That ins Leben rief. Auf religiösem, philosophischem und litterarischem Gebiete mußte der Nihilismus, auf politisch-sozialem der sozialrevolutionäre Anarchismus mit Naturnotwendigkeit in Rußland entstehen. Die ungeheure Lüge, in ein politisches, religiöses, rechtliches und moralisches System gebracht, ist das Geheimnis der Existenz des Staates. Daher genügt die Vernichtung des

---

eine vortreffliche ca. 100 Seiten umfassende historisch-biographische Einleitung von Prof. M. Dragomanow, sowie durch eine große Anzahl wertvoller — teils bisher unbekannter, teils schwer erhältlicher — Beilagen: Reden, Aufrufe, Programme, Broschüren, Flugschriften, Proklamationen und dergl., darunter das Programm und die geheimen Statuten der Alliance de la Démokratie Sociale, Nedschajews berühmter Katechismus der Revolution u. a. Lobend erwähnen möchten wir das eingehende Namensregister, tadelnd das höchst überflüssige Vorwort des Herausgebers, Th. Schiemann, dessen echte deutsche Spießbürger-Seele der russischen Bewegung mit einer rührenden Verständnislosigkeit gegenübersteht und sich nicht entblödet, das Andenken der Dekabristen, — jener wie eine Herde wilder Tiere zusammen getriebenen und von den Schergen eines brutalen Gewaltregiments elend niedergemetzelten Revolutionäre, fast durchweg edele und hochherzige Männer der obersten Gesellschaftsklassen und höchsten Bildung, — in byzantinischer Regierungstreue mit Kot zu bewerfen.

einen oder anderen dieser Trugschemen nicht, sondern auf allen Gebieten des politischen, sozialen und geistigen Lebens müssen sie bis auf die letzten Keime ausgerottet werden. Das ist das Facit, welches die russische Jugend aus dem Wesen ihres Staates zog, und welches sie zum 15jährigen Kampfe auf Tod und Leben mit der Regierung trieb. Auf den Verlauf dieses Kampfes in Rußland einzugehen, ist nicht meine Absicht. Die einschlägigen Werke von Thun und Stepnjack bieten auch dem deutschen Leser genügendes Material. Ich will nur die drei Repräsentanten des russischen socialrevolutionären Anarchismus herausgreifen, die für die Ausbildung der anarchistischen Theorie und Propaganda die größte Bedeutung erlangt haben, nämlich **Bakunin**, **Krapotkin** und **Nedschajew**, die wegen ihrer Beziehungen zu Westeuropa auch wohl dem deutschen Leser am bekanntesten von den russischen Revolutionären sind.

* * *

Bakunin wurde 1814 im Gouvernement Twer geboren. Er stammte aus altadliger Familie, die einen ziemlich bedeutenden Grundbesitz hatte, sich aber in steter Geldverlegenheit befand. Mit 20 Jahren trat er in die Petersburger Artillerieschule ein, mit 21 Jahren verabschiedete er sich vom Militär und mit 24 Jahren trat er in den litterarisch-philosophischen Kreis ein, den B. Stankjewitsch um sich versammelt hatte. Die Namen, welche später zu den berühmtesten Rußlands zählen sollten, finden wir bei ihm vereint: Katkow, Herzen, Ogarjow, Bjelinski, Botkin und Bakunin. Im Mittelpunkte des Interesses stand die Hegelsche Philosophie, deren Herrschaft sich zwei Jahrzehnte lang in Rußland unbestritten auf alle Gebiete des geistigen Lebens erstreckte. Aus Immermanns und Platens Satiren können wir einen ungefähren Begriff davon gewinnen, welch sonderbare Blüten sie in Deutschland einst getrieben hat. Wie weit ihre Macht damals in Rußland ging, sieht man aus der Thatsache, daß Bakunin, der spätere Anarchist sans phrase, in seinen Aufsätzen über die Realität und Vernünftigkeit des Nicolaitischen Systems der russischen Despotie zu Gunsten Hegelscher Logik Weihrauch streute. Bakunin war damals überhaupt noch unberührt von allen radikalen Ideen. Er stärkte Bjelinski im rechten, religiösen Glauben, bekämpfte Herzens und Ogarjows politischen und sozialen Radikalismus und lebte im unbefleckten Reiche der Hegelschen Idee.

Einen mächtigen Wendepunkt in seinem Leben bedeutete seine Reise ins Ausland, von der er erst nach langen Jahren als zum Tode verurteilter Gefangener in die Heimat zurückkehren sollte. Von 1840—1842 hielt er sich in Berlin auf. Zunächst fesselten ihn seine philosophischen Studien völlig. Aber bald ergriff ihn das politische Leben Deutschlands, welches

ihm damals noch gegenüber der Totenstille in Rußland des Kaiser Nicolaus wild bewegt, aufregend und anziehend genug vorkam. Er trat in nähere Beziehungen zu Ruge und Herwegh und gehörte bald der äußersten Linken der Hegelianer an. Werder, dessen Logik ihn bei seiner Ankunft in Berlin begeistert hatte, warf er in die Ecke, und die Politik, der er bisher ziemlich skeptisch gegenüber gestanden hatte, zog ihn in ihre Kreise, um ihn nie mehr loszulassen. Den Bruch mit den Anschauungen seiner Jugendzeit vollzog er 1842 in einem Aufsatz in den Rugeschen Jahrbüchern „Die Reaktion in Deutschland“. Alle seine späteren Theorien sind in ihm bereits im Keime enthalten. Es entrollt das Banner „Liberté, Fraternité, Egalité, welches ihm gleichbedeutend ist mit der Zerstörung der bestehenden politischen und sozialen Welt. Sein anarchistisches Ideal taucht in verschwommenen Umrissen, schamhaft verhüllt vor dem Rotstift des Censors, unter dem Schleier Hegelscher Dialektik in die Höhe: „Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust.“ Sein ganzes Programm ist in diesen Worten enthalten. Die Wirkungen seiner politischen Thätigkeit blieben nicht aus. Er wurde von der Regierung aufgefordert, nach Rußland zurückzukehren, und wurde, als er nicht gehorchte, vom Senate aller seiner Rechte für verlustig erklärt. Es begann jetzt für Bakunin jenes unstäte Leben, das ihn in allen Ländern Europas als überall beargwohnten Flüchtling herumwarf, ohne festes Heim, ohne Subsistenzmittel, ohne Vaterland und eigentlich auch ohne festen Rückhalt an Freunden und Familie. Ein einziger Gedanke beherrschte sein ganzes Leben: die Revolution. Wo sie auch immer ausbrach, ob in Rußland oder in Spanien, in Polen oder Italien, ob es die Proklamierung der Kommune in Paris oder die Erhebung der Balkanslaven in der Türkei war; stets begeisterte ihn der bloße Wortklang zu den überschwenglichsten Hoffnungen, Reden und — Briefen. Es ist eine merkwürdige Schwäche Bakunins, die eigentlich seine ganze litterarische Thätigkeit ausmachte. In seinem langen Litteratenleben, das so ereignisreich, wie wenige andere, war, sind einige zum Teil unvollendete Broschüren und eine nicht allzu große Anzahl von Zeitungsartikeln und Proklamationen sein ganzes litterarisches Vermächtnis geblieben. Alle Energie seines glänzenden Geistes, all seine hinreißende Beredsamkeit, alle Begeisterung für seine Idee verpuffte in diesen oft dreißig Bogen langen Briefungeheuern, die er nach allen Enden der civilisierten und uncivilisierten Welt sandte. Aus ihnen lernen wir seinen Charakter besser kennen, als aus den Berichten und Schilderungen seiner Freunde, und da er im wesentlichen derselbe geblieben ist bis an sein Lebensende, will ich bereits hier in flüchtigen Strichen ein Bild von demselben zu geben versuchen.

Drei Züge treten vor allem an ihm hervor: Ein unbegrenzter San=

guinismus, der ihn trotz aller Schicksalsschläge bis kurz vor seinem Ende festhalten ließ an dem Glauben an den schließlichen Sieg seiner Sache; eine tiefe, manchmal fast kindliche Gutmütigkeit und ein bodenloser Leichtsinn, der ihn selbst, wie seine Freunde, oft in die fatalsten Situationen brachte. Die „alte Liese" pflegte ihn Herzen bis zu seinem Tode zu nennen. Er besaß eine große, stattliche Gestalt und zwei Eigenschaften, die ihn zum Volksmann ersten Ranges schufen: Eine hinreißende Rednergabe und die Fähigkeit blinder, glühender Begeisterung für sein Ideal. Diese Begeisterungsfähigkeit machte ihn blind für die trübe Wirklichkeit. Sie ließ ihn stets die eigene Sache im rosigsten Lichte sehen, sie ließ ihn den tollsten Übertreibungen seiner Parteigenossen aufrichtigen Glauben schenken und verlieh seinen Worten, selbst wenn sie die tollsten Lügen waren, und seinem Wirken, wenn es die vollendetste Don-Quixotterie war, jenen hinreißenden Schwung, dem sich nur wenige Menschen in der ersten Zeit der Bekanntschaft mit ihm entziehen konnten. Bei längerer Dauer derselben erfolgte allerdings unfehlbar die Ernüchterung. Denn all diese Begeisterung, all diese tönenden Worte setzten sich nicht in Thaten um. Die glänzenden Gedanken und kühnen Entwürfe, durch welche er oft seine Hörer in Bewunderung versetzte, flatterten wild und ungeordnet in seinem Kopfe durcheinander. Außer der Hegelschen Philosophie hatte ihn nie irgend ein Gebiet der Wissenschaft interessiert, und seine positiven Kenntnisse waren gleich Null. Durch sein unstätes Zigeunerleben wurden aber alle diese Eigenschaften erst recht zu voller Entwickelung gebracht.

Von 1842—1844 treibt er sich in Dresden und in der Schweiz herum, überall Bewunderer seines politischen Radikalismus, seiner Hegelschen Dialektik und seines Finanzgenies hinterlassend. Jammernde, um ihre Gelder geprellte Philister und pflichtschuldige Polizeiberichte der Behörden an die russischen Gesandtschaften kennzeichnen die Route seiner Reise, die 1844 in Paris für einige Jahre endigt.

Hier warf er sich mit ganzer Seele in den gesellschaftlichen Strudel der politischen Emigrantenkreise und des französischen Radikalismus. Marr, Herwegh, Ruge, der Musiker Reichel und der kürzlich verstorbene Karl Vogt tauchen unter seinen näheren deutschen Bekannten auf; von Russen treten Herzen, Ogarjon, Bjelinki und Ssaronow hervor; von Franzosen hauptsächlich Proudhon, der einen tiefgehenden Einfluß auf seine ganze spätere Entwicklung gewann. Auch mit den polnischen Emigrantenkreisen stand er in Fühlung, wie seine Rede zur Feier des Jahrestages der polnischen Revolution vom 29. November 1847 beweist, in welcher er zum Bündnis des polnischen und russischen Volkes zum Sturze der tartarisch-preußischen Despotie in Petersburg aufforderte. Infolge dieser Rede wurde er auf die

Forderung des russischen Gesandten ausgewiesen. Aber beim kurz darauf erfolgenden Ausbruch der Februarrevolution erscheint er wieder in Paris. Herzen schreibt von ihm aus dieser Zeit: „Er verließ nicht die Kasernen der Montagnards, pflegte dort die Nacht zuzubringen, mit ihnen zu essen. In einem fort predigte er den Kommunismus, die Nivellierung im Namen der Gleichheit, die Revolution en permanence, den Kampf bis zur Ausrottung des letzten Feindes.“ Selbst dem Barrikadenpräfekten Cossidière, der Ordnung in das allgemeine Chaos bringen sollte, wurde dies Übermaß anarchischer Begeisterung zu viel. „Quel homme, quel homme,“ soll er von Bakunin gesagt haben, „am ersten Tage der Revolution ist er ein Schatz, am zweiten muß man ihn einfach erschießen.“ Um ihn los zu werden, gab ihm die revolutionäre Regierung in Paris dreitausend Francs, um Deutschland oder die slavischen Länder zu revolutionieren; und Bakunin reiste ab, in der festen Überzeugung, diese seine Aufgabe mit Leichtigkeit erfüllen zu können. Er durchreiste Deutschland, auf dessen „Spießbürgerrevolution“ er mit tiefster Verachtung herabsah, und tauchte Anfang Juni in Prag auf als Repräsentant des russischen Volkes auf dem großen Slavenkongreß. Bald erlangte er dort eine führende Rolle. Er wurde Mitglied des diplomatischen Centralcomités und arbeitete im Verein mit dem Mähren Zach und dem preußischen Polen Libelt den Entwurf des Aufrufes an die europäischen Völker aus. Er war derjenige, welcher nach dem Zeugnisse Springers Leben und große leitende Gesichtspunkte in die Sektionssitzungen brachte. Seine Anschauungen über die Lösung der slavischen Frage waren wohl im wesentlichen die der Dekabristen. Bakunin zum Panslavisten moderner russischer Richtung zu stempeln, wie dies neuerdings häufig geschieht, halte ich für völlig verfehlt. Damals und oft in späteren Jahren sprach er mit größter Verachtung von den Fastenölslavophilen in Moskau. Bakunins Ideal ist die Aufrichtung der slavischen Föderation, die, auf der Zertrümmerung Österreichs und der Türkei basierend, die Gleichberechtigung der einzelnen slavischen Stämme, also z. B. auch die Unabhängigkeit der Ukrainer und Litauer von den Großrussen, zur Voraussetzung hat. Es umschließt sie kein festeres Band, als das absolute Verbot des Bruderkrieges und das Gebot gegenseitiger Hilfe und Unterstützung gegen äußere Feinde. Ob die einzelnen Stämme monarchische oder republikanische Staatsform erwählen wollen, bleibt ihnen selbst überlassen. Allgemein anerkennen müssen sie aber: Aufhebung der Leibeigenschaft und Gleichberechtigung sämtlicher Volksgenossen, das Recht derselben auf Grund und Boden, die Abschaffung der Adelsprivilegien und der stehenden Heere. Von Vernichtung und Ausschluß der west-europäischen Kultur ist nicht die Rede. Wie sich diese Anschauungen mit den Idealen der Aksakow und

Chomjäkow vereinigen lassen, mit ihrer chinesischen Abschließung von aller europäischen Kultur, mit ihrem mittelalterlich-patriarchalischem Zarentum Moskau, dessen Volk und Kirche die übrigen slavischen Stämme allmählich aufsaugen und sich assimilieren soll, oder gar mit dem Konservativismus Katkows, der sogar den Petrinischen Beamtenstaat bereitwillig acceptiert, ist mir rätselhaft. Meiner Ansicht nach hat die Aufrollung der slavischen Frage für Bakunin nur insofern Interesse gehabt, als sie geeignet war, die Petersburger Despotie stets daran zu erinnern, daß es Kräfte im russischen Reiche gäbe, die der brutalen Unterdrückung und Uniformierung widerstrebten, und Volk und Regierung an den Gedanken einer allgemeinen Volkserhebung gegen den Petrinischen Staat zu gewöhnen. Und in der That war bis zum Aufstand von 1863 die Furcht vor einer polnischen Revolution und einer damit verbundenen Volkserhebung in Rußland stets ein schwer wiegender Faktor in der inneren und äußeren Politik Rußlands. Diesen Gedanken hat Bakunin selbst in seiner Pariser Polenrede ausgesprochen, und seine ganze Handlungsweise 1848 und 1863 entspricht dieser Auffassung. Sie ist ein Protest gegen das System der beiden nicht slavischen Dynastien in Rußland und Österreich, welches die slavische Rasse gewaltsam unterdrückte und ihre politische und soziale Weiterentwicklung unmöglich machte.

Indessen nahmen die Dinge in Prag ihren unvermeidlichen Lauf. Die gewitterschwüle Spannung löste sich in dem Pfingstaufstande von 1848. Bakunin leitete als Seele und Führer des Ganzen vom Clementinum aus die Erhebung. Der klägliche, planlose Verlauf derselben ist bekannt. Nach der bedingungslosen Übergabe der Stadt flüchtete Bakunin nach Deutschland. Fast ein Jahr irrte er unter ziemlich abenteuerlichen Verhältnissen umher. Im Mai 1849 tauchte er in Dresden auf, dessen Barrikaden ihm noch einmal Gelegenheit gaben, die Erhebung und revolutionäre Verteidigung einer großen Stadt zu leiten. Und in der That, er erledigte sich diesmal seiner Aufgabe besser. Es hat nicht viel gefehlt, daß die Dresdener Revolution den zerstörenden Charakter des Pariser Kommuneaufstandes annahm. Doch der preußische Entsatz zerstörte jäh alle Hoffnungen der Revolutionäre. Am 10. Mai wurde Bakunin mit den Waffen in der Hand in Chemnitz gefangen genommen, und die nächsten elf Jahre seines Leben verfließen im Kerker und in der Verbannung in Sibirien. Bis zum Mai 1850 saß er auf dem Königsstein, wurde dann vom sächsischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt, aber wegen des Prager Aufstandes an Österreich ausgeliefert. Das Ende des Jahres 1850 verlief mit fruchtlosen Verhören. Bakunin nannte keine Namen und ließ sich auch über die Prager Ereignisse nicht aus. 1851 wurde er aus Furcht vor einem Befreiungsversuche nach Olmütz

gebracht. Hier begnügte man sich nicht, ihn wie bisher nur in Ketten zu schlagen, sondern schmiedete ihn fünf Monate an die Wand seines Kerkers. Dann wurde er auch von der österreichischen Regierung zum Tode verurteilt, schließlich aber an Rußland ausgeliefert. Und nun kommt eine Episode, die geradezu charakteristisch ist für die handelnden Personen und die geistige Atmosphäre im Nicolaitischen Rußland. Der Selbstherrscher aller Reußen wendet sich an den verlorenen Sohn seines Volkes und verlangt von ihm eine Beichte, „wie sie ein geistlicher Sohn an seinen geistlichen Vater schreiben soll". Und Bakunin schrieb ihm diese Beichte, „ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, eine Schilderung seines ganzen Lebens im Auslande mit allen seinen Plänen, Eindrücken und Gefühlen, wobei es nicht ohne viele belehrende Bemerkungen über die innere und äußere Politik des Kaisers abging". Diese Beichte änderte freilich in nichts die Lage des Gefangenen. Nach dreijährigem Aufenthalt in der Peter-Paulsfeste wurde er nach Schlüsselburg gebracht. Er bekam den Mundbrand, die Zähne fielen ihm aus, Schlaflosigkeit und Schmerzgefühle in Herz und Leber quälten ihn und vor allem eine rasende Sehnsucht nach seiner Befreiung. Nicolaus starb, aber Alexander strich eigenhändig von der Amnestieliste den Namen Bakunins, weil er in dem Schreiben an seinen Vater „keine Spur von Reue gefunden hätte". Erst im März 1857 gelangte er aus der Festung und wurde zur Verbannung nach Sibirien begnadigt. Hier endigte seine Leidenszeit. Der Generalgouverneur von Ostsibirien, Murajew Amurski, war sein Vetter, und diese Verwandtschaft verschaffte ihm jede gewünschte Freiheit. Diese seine Machtstellung benutzte er allerdings in ziemlich unanständiger Weise, um Geld von allen möglichen Unternehmern, die sich seinem Vetter erkenntlich erweisen wollten, zu erlangen; und um seinem Gegner Petrarchewski, dem alten Revolutionär von 1848, und einigen seiner Genossen, mit denen er in kleinliche Zänkereien geraten war, die Verbannung zu erschweren. Nicht zufrieden damit, denunzierte er sie auch bei den Londoner Emigranten als Spione der dritten Abteilung und schrieb ungeheure Briefe voll von den überschwänglichsten, geradezu widerlichen Lobhudeleien seines hochgestellten Vetters an alle seine Freunde. Als er endlich 1861 das Land verließ, entstand allgemeine Erleichterung unter den Verbannten. Er selbst hatte kein reines Gewissen, denn er äußerte bei seiner Ankunft in London: „Ich schäme mich, denn ich habe selbst Freunde hintergehen müssen, um mich frei zu machen." Die Flucht selbst war nicht allzu abenteuerlich; abgesehen davon, daß er um die halbe Erdkugel reiste, ohne irgendwie ausreichende Mittel zu besitzen. Weder Verfolgung noch besondere Hindernisse hatte er zu überwinden. Am 27. Dezember gelangte er via Wladiwostock, Yokohama, St. Francisco, New-York nach London und stürzte

sich sofort mit der früheren, unverwüstlichen Begeisterung auf sein altes Steckenpferd, die Revolutionierung Europas. —

In seinen nachgelassenen Werken zeichnet Herzen ein amüsantes, aber naturgetreues Bild von Bakunin und der ganzen internationalen Emigrantengesellschaft. All diese berühmten Revolutionäre Louis Blanc und Ledru Rollin, Kossath und Klapka, Mazzini und Garibaldi, die zahlreichen polnischen Emigranten, von den Deutschen Ruge und Marx werden uns in ihrem intimen Stillleben in London vorgeführt, und eine bösartige Fülle von Klatschsucht, Aufgeblasenheit, kleinlicher Eitelkeit und Bosheit tritt uns hier entgegen. Es sind wahre Kabinettstücke für eine politische Satire in jenen Werken aufgespeichert. Bakunin war einer der gutherzigsten von ihnen allen und stand sich mit den meisten ganz gut, mit Ausnahme „der deutschen Juden", welche er sein ganzes Leben hindurch gründlich haßte. Bei Tag und Nacht konspirierte er mit Russen, Polen, Ungarn, Deutschen und Italienern und setzte seine Londoner Wirtin in geheime Ängste und offenes Erstaunen durch seine wild dröhnende Stimme und die ungeheuern Quantitäten von Thee und Cigaretten, die er vertilgte. Doch der polnische Aufstand nahte heran, und mit seinem Ausbruch verwandelte sich doch ein gut Teil der eitlen Eigenliebe und Aufgeblasenheit der Londoner Gesellschaft in wirkliche Begeisterung und Aufopferung. Bakunin riß Herzen und Ogarjow, ersteren sehr gegen seinen Willen, mit sich fort. Er revolutionierte die „Glocke", brachte sie zur offenen Parteinahme für den polnischen Aufstand und vernichtete damit ihren Einfluß in Rußland. 1863 ist das Geburtsjahr von Katkows Herrschaftsstellung auf publizistischem Gebiete, der mit einem Schlage den ungeheuren Einfluß, den Herzen bisher auf die öffentliche Meinung in Rußland ausgeübt hatte, durch sein Eintreten für die russische Weltmission in der Zeit des nationalen Bruderkrieges eroberte. Die alten verschwommenen, internationalen Ideale der 1848er Revolutionäre behagen der jungen Generation nicht mehr. Sie ist in jeder Richtung radikaler und spaltet sich in zwei Lager: In die panslavistisch-konservative Partei Katkows und in die sozial-revolutionäre, welche endgültig an der friedlichen Lösung der sozialen Frage in Rußland verzweifelt. Auch für Bakunin ist das Jahr 1863 ein Scheidepunkt. Seine verhängnisvolle Thätigkeit an der „Glocke", seine kläglich oder vielmehr lächerlich verunglückte Seeexpedition zur Unterstützung des polnischen Aufstandes, und das Erkalten seiner bisherigen politischen Freunde ihm gegenüber vernichten sein Interesse gegenüber politischen Bestrebungen. Seitdem er in Italien sich dauernd niederläßt, erkennt er nur noch den sozial-revolutionären Anarchismus für daseinsberechtigt an. Alle anderen Parteien und Bestrebungen sind für ihn reaktionär.

Die äußeren Lebensschicksale Bakunins sind von nun an sehr einfach. Bis 1868 hielt er sich vorwiegend in Süditalien auf, von da bis an sein Lebensende in Locarno und Lugano. Er hat aufs schwerste mit pekuniären Sorgen zu kämpfen. Herzen scheint ihn nicht mehr unterstützt zu haben. Einige Jahre lebte er auf Kosten der in den russischen Emigrantenkreisen weitbekannten Fürstin Oblonskaja; als die Not aufs höchste gestiegen war, half der Bachmetjew'sche Revolutionsfonds und schließlich die Auszahlung seiner Erbschaftsquote durch seine Brüder. Er scheint ziemlich glücklich mit seiner Frau (einer Polin, die er in Sibirien geheiratet hatte) gelebt zu haben; doch merkt man auch bei ihm die Fesselung des Unternehmungsgeistes durch das Familienleben. Der leichtlebige, um nichts besorgte Revolutionär, der ohne alles Handgepäck um die halbe Erde gereist war, setzt alle seine Bekannten Monate lang in Unruhe mit Bitten, Aufträgen und Anfragen wegen seiner Übersiedlung von Locarno nach Genf und giebt sie schließlich, sehr gegen seinen Wunsch, auf, weil — er dort keine ihm ganz zusagende Wohnung findet! Aber dafür fand er jetzt auch die Zeit, seine Gedanken und Pläne zu sichten und zu klären. Das Ergebnis liegt zwar auch nicht etwa in einem abgeschlossenen systematischen Werke über den Staat vor, sondern in den Statuten und Programmen der revolutionären Gesellschaften, die er in dieser Zeit gründete, und in den Reden und Aufrufen, die er an sie richtete. Auf diesem Gebiete liegt überhaupt der Schwerpunkt seiner ganzen Thätigkeit.

Schon im Jahre 1866 schrieb Bakunin an Herzen von Jochia aus, daß die ausschließliche Thätigkeit der drei letzten Jahre seines Lebens in der Gründung und Organisierung internationaler, revolutionär-socialistischer Gesellschaften bestanden habe. Er schien sich zunächst in die ländlichen Organisationen Mazzinis in Süditalien eingenistet und ihnen sein antiautoritäres, atheistisch und anarchistisches Programm aufgenötigt zu haben. Es war dieselbe Taktik, welche er später gegenüber der Friedensliga und der Londoner Internationale verfolgte, d. h. er knüpfte an eine bestehende radikale Organisation an, suchte in ihr einen esoterischen, anarchistischen Sonderbund zu gründen und sprengte dann die Mutterorganisation, wenn er die genügende Anzahl von Rekruten geworben hatte. Die oberitalienischen Brüdersektionen verfielen bald, aber die süditalienischen, von Gambezzi, Fanelli und Frencia geleitet, gediehen vorzüglich; selbst nachdem der unvermeidliche Bruch mit den Mazzinisten erfolgt war. Im September 1867 finden wir Bakunin als Mitglied des Generalrates der Genfer Friedens- und Freiheitsliga, die im wesentlichen eine radikale Bourgeoisieorganisation war. Auch in ihr gewann er bald eine ihm fest ergebene Minorität, auf die er unbedingt rechnen konnte. Er strebte aber weiter. Er wollte sich

in der von Marx gegründeten Internationale mit seinem ganzen Anhang einnisten. Der Versuch, die Friedensliga mit der Internationale zu verbünden, scheiterte an dem Widerspruche von Marx. Nun warf Bakunin vor der ersteren seine Maske ab und legte ihr nach dem bewährten Rezept: „Friß Vogel oder stirb!“ sein anarchistisches Programm vor, welches natürlich von den braven Bourgeois mit der größten sittlichen Entrüstung verworfen wurde. Bakunin trat darauf mit seinen Anhängern aus der Liga aus und sprengte sie dadurch ins sanfte Reich des Todes oder Schlafes hinüber.

Jetzt fühlte er sich stark genug, eine eigene internationale Gesellschaft ins Leben zu rufen. In Italien besaß er bereits einen festen Rückhalt; mit Russen und Polen hatte er gleichfalls eine Menge von Beziehungen; Réclus und Richard warben ihm Anhänger in Frankreich und in der Schweiz; und in Spanien fand sein Programm, das im geheimen den dortigen Führern der Internationale mitgeteilt war, bei denselben so unbedingte Annahme, daß die Leitung der spanischen Sektionen der Internationale in kurzer Zeit in seine Hände gelangte. Mit diesen Elementen gründete er nun 1868 seine Alliance internationale de la Démocratie socialiste. Von Anfang an hatte er im Auge, durch dieselbe Einfluß auf die Marxische Internationale zu gewinnen, was dadurch erleichtert wurde, daß ihr die meisten Mitglieder seiner Alliance bereits angehörten. Bakunin selbst war schon seit 1867 auf den Kongressen der Internationale aufgetreten und Mitglied der centralen Propagandasektion Genf. Aber diesmal hatte er es mit schlauen und vorsichtigen Gegnern zu thun. Die Aufnahme der Alliance als solcher, als selbständiger Bund, in die Internationale wurde trotz vielfacher, eifriger Bemühungen der Bakunisten von den Marxisten rundweg verweigert. Erst sollte die Alliance aufgelöst und dann ihre Mitglieder einzeln aufgenommen werden. Nach mehrmonatlichem Zögern entschloß sich Bakunin, die officielle Alliance aufzulösen und seine Sektionen zum Eintritt in die Internationale aufzufordern. Doch die Marxisten hatten trotz aller Vorsicht damit den Keim der Zerstörung in ihre Organisation aufgenommen. Die Alliance hatte nämlich außer den offenen Sektionen, die sich zum größten Teil aus den Kreisen des städtischen und ländlichen Proletariats rekrutierten, eine geheime Organisation in dem Centralcomité und den sogenannten „frères internationaux“. Diese setzte sich aus den zielbewußten Führern der anarchistischen Sektionen der einzelnen Länder zusammen, unterhielt die Verbindung der verschiedenen Länder mit einander und hatte die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu leiten, ohne daß auch nur ihre Existenz nach außen hin bekannt wurde. Gerade diese geheime Organisation verlieh der Alliance ihre Stärke. Sie ermöglichte

die unbeschränkte Herrschaft der Führer über die einzelnen Sektionen, ohne daß diese je erfuhren, daß und von wem sie geleitet wurden. Daher war es auch für Bakunin ziemlich gleichgültig, daß die offenen Sektionen der Alliance aufgelöst wurden. Die Führer, die nun in die Internationale eintraten, blieben in der geheimen Organisation vereint, fanden jetzt aber für ihre Agitation einen viel weiteren Spielraum wie vorher. Bald merkten auch die Londoner Führer, daß ein zersetzendes Element in ihre Reihen gekommen war. In Spanien, Italien, Frankreich, Belgien und in der Schweiz fanden in den Comités fédéraux öffentliche Spaltungen statt, deren einheitlicher Verlauf auf eine einheitliche, gemeinsame Leitung schließen ließ. Das Losungswort war stets, daß man zu Gunsten der Selbständigkeit der einzelnen Sektionen die Kompetenz des Londoner Generalrates beschränken müsse. Nach dem Plane der Bakunisten sollte er zu einem internationalen statistischen Bureau herabgedrückt werden. Damit wäre natürlich von selbst die Leitung der Internationale auf die straff centralisierte, geheime Alliance übergegangen. Der Londoner Generalrat, an seiner Spitze Marx, kam dem zuvor. Auf dem Haager Kongreß wurde Bakunin von der Internationale ausgeschlossen, und die Autorität des Generalrates verstärkt. Aber die Internationale hatte sich selbst damit den Gnadenstoß gegeben. Die Minorität, die auf Bakunins Aufforderung austrat, umfaßte die ganze spanische und italienische Organisation; Länder, in deren Bevölkerung seither der Anarchismus überhaupt die festesten Wurzeln gefaßt hat; und den größten Teil der französischen, schweizerischen und belgischen Sektionen. Die Rolle der Internationalen war ausgespielt. Selbst daß sie durch den russischen Gegner Bakunins, Nic. Utin, seine Beziehungen zu Nedschajew an die Öffentlichkeit zerrte, half ihr nichts. Sie starb dahin, während der Aufstand Carthagenas, das in den Flammen des Kommuneaufstandes auflodernde Paris, die italienischen und spanischen Agrarunruhen und die russischen Verschwörungen der Welt Zeugnis ablegten von dem Erstarken des anarchistischen Geistes in Europa. Die Leitung der Bewegung lag freilich nicht mehr in den Händen Bakunins. Der kläglich verlaufene Versuch, in Lyon 1870 die Kommune zu proklamieren, war seine letzte Bethätigung der Propaganda der That. Sein immer schwerer werdendes Leiden legte ihm Schonung auf. Er setzte die litterarische Propaganda noch bis 1874 fort. Dann zog er sich todkrank, ein gebrochener Mann, von der Politik überhaupt zurück. Seine Abschiedsworte an einen jungen, ehemaligen Parteigänger: „Begreife doch, daß man auf jesuitischer Spitzbüberei nichts lebendiges aufbauen kann, daß die revolutionäre Thätigkeit zum Erfolge der Sache nicht in niederträchtigen und niedrigen Leidenschaften ihre Stütze zu suchen hat, und daß ohne höhere,

selbstverständlich menschliche Ideale keine Revolution zum Siege gelangen kann!" sind ein vollständiger Widerruf seines Programms. 1876 erlag er endlich in Bern seinem langjährigen Leiden.

Zum Schluß bleibt mir noch übrig, einen Überblick über Bakunins Theorie des Anarchismus zu geben. Vorausschicken möchte ich, daß er, wie in der slavischen Frage den Dekabristen, so hier Proudhon die leitenden Gesichtspunkte entlehnt hat, mit dem er Jahre lang in Paris und London in engstem Verkehr gestanden hat, und dessen Werke er bei Abfassung der eigenen bis an sein Lebensende zu studieren pflegte. Ausscheiden möchte ich ferner seine für das russische Publikum bestimmten Proklamationen aus den Jahren 1869—70, da mir die Autorschaft Bakunins an ihnen zum Teil überhaupt sehr zweifelhaft erscheint, und da sie jedenfalls unter dem dominierenden Einfluß Netschajews entstanden sind, und mehr dessen Ideen als Bakunins widerspiegeln.

Der Grundstock allen Übels, welches die menschliche Gesellschaft bedroht, ist nach Bakunin die Unterwerfung unter eine fremde Gewalt, die Sklaverei in jeder Form. Diese Sklaverei tritt heute in zwei Haupterscheinungsformen zu Tage: In der Existenz der centralisierten Staaten und des Privateigentums. Welche Gestalt diese beiden Feinde der menschlichen Gesellschaft annehmen: Ob sie patriarchalischer Absolutismus oder sozialistisch-kommunistische Republik heißen, ob die Feudalherrschaft oder der Kapitalismus das Scepter schwingt, ist gleichgültig. Das Resultat bleibt stets dasselbe: Die Unterdrückung und Herabwürdigung des freien Individuums. Eine friedliche Beseitigung dieser Herrschaft ist unmöglich, jedenfalls unendlich langwierig. Darum ist es für das Volk am besten, durch Nichtausübung seiner politischen Rechte gegen den bestehenden Zustand zu protestieren. Helfen kann nur die universelle Revolution, die sich nicht auf das politische Gebiet beschränkt, sondern auch die ökonomische und soziale, religiöse und politische Sphäre ergreifen muß. Zerstören will er, daß kein Stein auf dem andern bleibt, alle Staaten und Kirchen, ihre Religion, ihre Rechtsprechung, ihre Gesetze, ihre offizielle Bildung, ihre soziale und ökonomische Gliederung. Freie Entfesselung aller sogenannten schlechten Leidenschaften zur Umstürzung der sogenannten guten Ordnung; der Aufruf an sein Volk zur schaffenden Lust der Zerstörung, das ist sein Ziel.

Hiermit ist auch der bestimmte Teil seines Programms abgeschlossen. Die übrigen Punkte desselben sind nebelhafte, gestaltungslose Begriffe. Nur eins steht bei ihm unerschütterlich fest, daß diese völlige Zerstörung notwendig die Keime völlig neuer Gebilde in sich trägt, deren Entwicklung aber spontan, aus eigener Kraft, nicht durch das Eingreifen irgend einer mit irgend welchen Machtmitteln ausgestatteten Centralgewalt, wie z. B. des

sozialistischen Staates erfolgen soll. Seine neue Gesellschaft soll im diametralen Gegensatz zur kommunistisch-sozialistischen von unten nach oben bilden und organisieren, vor allem sich aber stets vor der Erzeugung einer staatsähnlichen Gewalt hüten. Das Volk, d. h. die Summe der revolutionären Individuen, expropriiert die Besitzenden und vereint sich dann, ganz nach Belieben der einzelnen Individuen, zu freien Associationen, um die Produktivmittel der Gesellschaft auszunützen. Diese freien Associationen, die stets nur auf dem freien Konsens ihrer Mitglieder beruhen, sind die Zellen der neuen Gesellschaft und können sich daher auch zum Austausch ihrer Erzeugnisse mit anderen Associationen verbinden.

Das Individuum ist frei; frei von jeder Verpflichtung gegenüber seinen Mitmenschen, und frei von allen Verpflichtungen gegenüber irgend einer höheren Einheit. Die neue Gesellschaft kennt kein Privatrecht, kein öffentliches und kein Strafrecht. Das Verbrechen ist nur Ausfluß der schlechten gesellschaftlichen Organisation. Darum trägt die Gesellschaft zunächst selbst die Verantwortung für die Verbrechen, und andrerseits werden diese von selbst verschwinden, wenn ihre gesellschaftlichen Ursachen fortfallen. Die freien Vereinigungen der Individuen sind natürlich an keine nationalen Grenzen gebunden. Mit dem Begriff des Staates fällt für Bakunin derjenige der Nationalität.

Dies sind in kurzen Zügen die Grundanschauungen Bakunins. Man hat ihnen, was den positiven Teil angeht, Unvollständigkeit und klar zu Tage tretende Unerfüllbarkeit entgegengehalten. Dazu scheint mir schon hier nötig, auf eine Eigentümlichkeit der russischen Nihilisten hinzuweisen. Sie haben vor allem die primitiven Verhältnisse der russischen, bäuerlichen Gemeinde vor Auge. Hier fällt natürlich die Frage nach der Notwendigkeit der Organisation und Regulierung der Produktion, nach der Abgrenzung der frei sich bildenden Gemeinden und der Vorwurf der Unmöglichkeit der Selbstgenügsamkeit der höchstens durch den Austausch ihrer Erzeugnisse verbundenen Associationen fort, infolge der von Untergebenen, nicht wesentlich zu ändernden Organisation und ökonomischen Verfassung derselben bei gleichem Besitzstand der einzelnen. In diesen Verhältnissen ist die Theorie Bakunins nicht ohne weiteres die lächerliche Utopie, als die sie gewöhnlich hingestellt wird. Welch wichtige Rolle diese Anschauungsweise bei Krapotkin spielt, werde ich später zeigen.

Die Taktik Bakunins ist nicht diejenige des modernen westeuropäischen Anarchisten. Er verwirft zwar auch die Beteiligung des Volkes am politischen Leben; aber sein hauptsächliches Propagandamittel ist der Volksaufstand, die Kollektiverhebung, nicht der Einzelmord. Er erklärt geradezu die Zerstörung von Menschenleben für unnütz und verwerflich. „Die Zer-



störung der ökonomischen und gesellschaftlichen Stellung der herrschenden Klasse ist ein besseres Mittel zu ihrer Vernichtung, als ihre Niedermetzelung, die doch nie völlig zum Ziele führt. Er verhehlt sich nicht, daß seine Revolution eine Menge Blut und Menschenleben kosten wird. Doch das ist ihm ein unvermeidliches Unglück, wie es die Verheerungen des Unwetters sind, welches die Luft reinigt. Dies ist in kurzem die Lehre Bakunins, die von den Anarchisten der romanischen Länder Europas adoptiert und in den siebziger Jahren angewendet wurde. Auch in Rußland fand er im Anfange der siebziger Jahre zahlreiche Schüler und Anhänger, die seine Lehre verbreiteten und weiterbildeten. Der bedeutendste unter ihnen ist Fürst Peter Krapotkin, der 1876 glücklich die abenteuerliche Flucht aus seinem russischen Kerker in Genf endigte. Er ist eine der interessantesten und jedenfalls sympathischsten Erscheinungen in der ganzen Partei.

Krapotkin wurde 1842 in Moskau geboren*). Er stammte aus einer der ältesten russischen Adelsfamilien, so daß er früher oft im Scherz zu seinen Freunden sagte, er habe mehr Anrecht auf den russischen Thron, als die regierende Dynastie. Schon in seiner Jugend scheint er von einer excentrischen Liebe zu dem Volke ergriffen gewesen zu sein. In der Hütte seiner Amme soll er, nach Thun, bereits geschworen haben, das Unrecht gut zu machen, das seine Väter an ihren Leibeigenen begangen hätten. Mit seiner reichen Bildung, seinem großen Vermögen, seiner Abstammung und seinen Verbindungen eröffnete sich ihm eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste. Aber er nahm bald seinen Abschied als Kavallerieoffizier und studierte auf der Petersburger Universität Geologie und Geographie. Er machte Reisen nach Sibirien und China, wurde Mitglied der geographischen Gesellschaft in Petersburg, dann ihr Sekretär, schließlich Kammerherr der Kaiserin und Ritter vieler Orden. Den Wendepunkt in seinem Leben führte auch für ihn seine Europafahrt von 1872 herbei. Er lernte auf ihr seinen gelehrten Freund Réclus, den berühmten Geographen, der eifriger Bakunist war, persönlich kennen und wurde von ihm zum Anarchismus bekehrt. Als er nach Rußland zurückgekehrt war, schloß er sich der geheimen Gesellschaft der Tschaikowzy an, agitierte unter falschem Namen unter den Petersburger Arbeitern, und beabsichtigte endlich, als Maler „unter das Volk zu gehen". Doch die Polizei war ihm bereits auf der Spur: Nach langem Suchen wurde er durch Verrat eines Arbeiters entdeckt und in den Kerker geworfen, wo er drei Jahre gefangen gehalten wurde, bis ihm am 29. Juni 1876 dank geschickter, aufopfernder Mithilfe seiner Genossen ein Fluchtversuch glückte. Die tollkühne Flucht endete erst in Genf, wo er sofort wieder eine fieber-

*) cf. Thun, S. 32.

hafte Agitation entfachte, die er mit Hilfe der glänzenden Beredsamkeit seines Genossen Gauthier auch nach Frankreich übertrug. Nunmehr wuchsen die anarchistischen Klubs im ganzen südlichen Frankreich, sowie in Paris, wie Pilze aus der Erde. Aber die Lyoner Bewegung und die — durch den Polizeipräfekten Andrieux geförderten — Pariser Klubs schlugen bald eine so energische, gewaltthätige Bahn ein, daß die Regierung einschritt. Die Klubs wurden geschlossen, die Presse unterdrückt, die Führer auf Jahre eingekerkert, unter ihnen wiederum Krapotkin. — Einen so weitgehenden Einfluß, wie Ende der siebziger Jahre, hat er auf die praktische Bewegung später nicht mehr ausgeübt, jedoch ist seine litterarische Thätigkeit von dauernder Bedeutung geblieben.

In seinen Schriften verleugnet Krapotkin niemals seine aristokratische Abstammung und seine vorzügliche Bildung. Sie sind in einem eleganten Französisch verfaßt und in der Form so milde, vornehm, fast kühl gehalten, daß jede hochkonservative Zeitung, zu deren Richtung es gehörte, über die Sünden des Kapitalismus zu jammern, sie abdrucken könnte, wenn nicht diese milden, philanthropischen Ausführungen stets plötzlich in den mit derselben philanthropischen Wärme vorgetragenen Gedanken ausliefen, daß — die ganze heutige Welt, die Staaten, die Religionen, die Moral und Gesellschaftsordnung, reif sei zur völligen Vernichtung für alle Zeit, daß sie nur noch als Schemen, als einstürzende Ruinen ihr Dasein fristeten, die keinen ihrer ursprünglichen Zwecke mehr erfüllen könnten, daß sie nur noch hohle, lügnerische Formen, keine neugestaltenden Kräfte mehr seien. Das Gleichnis von den übertünchten Gräbern bildet den Grundton seiner Ausführungen. Diese Kritiken der bestehenden Gesellschaftsordnung sind vielleicht das Beste, was die anarchistische Litteratur hervorgebracht hat. Als Beobachtungsobjekt hat die dritte französische Republik gedient, und wenn auch die Generalisierung der dort entdeckten Symptome oft zu weit geht, so finden wir doch bei ihm die einzelnen Erscheinungsformen des **Marasmus senilis**, an dem unsere Zeit krankt, mit wahrer Meisterschaft zu einem Gemälde der allgemeinen Décadence vereinigt.

Er zeichnet zuerst die innere Lage des modernen Staates. Eine tiefe Unruhe geht durch die Welt, die bei den Herrschenden das Gefühl der Unsicherheit, bei den Unterdrückten Unzufriedenheit und das Streben nach aufwärts hervorruft. Es ist bisher nur noch ein wirres, vages Durcheinander von Wünschen und Befürchtungen. Der entscheidende Schritt aber ist gethan. Es ist klar und bestimmt die Frage dahin formuliert worden: *Ist der Staat mit seinen Zwangseinrichtungen und das Privateigentum mit seiner Lohnsklaverei eine notwendige Voraussetzung jeder entwickelten menschlichen Gemeinschaft, oder sind beide nur un-*

vollkommene Durchgangsstufen zu einer höheren gesellschaftlichen Organisationsform? Mit Notwendigkeit wird das Volk zu dieser Fragestellung gedrängt, denn der Staat kann keiner seiner Aufgaben mehr gerecht werden. Er fordert Achtung vor dem Gesetz. Aber in der fieberhaften Anstrengung, die Risse und Sprünge seines Aufbaues zu verkleistern, arbeitet der Gesetzgebungsapparat so hastig, daß selbst der Richter kaum noch weiß, was Gesetz ist. Er straft den Verbrecher auf Grund seines Strafrechtes und müßte sich selbst strafen, weil nur die von ihm verteidigte Organisation der Gesellschaft Ursache des Verbrechens ist. Er schützt das Privateigentum, aber erlaubt die Ausbeutung von Millionen zu gunsten einiger Tausende. Er tritt als Hüter von Sitte und Moral auf und dispensiert sich selbst von den Gesetzen derselben. Er fordert Achtung vor den Leitern und Beamten des Staates, während das Volk nur zu oft sieht, wie diese sich als Diebe und Betrüger die Taschen mit fremdem Gute füllen. Er will die Produktivkraft seines Volkes heben und ruft die Überproduktion und die Krisen hervor, welche nicht mehr wie früher temporär, sondern chronisch auftreten. Dies bizarre Bild der modernen Krise, die den russischen Bauern verhungern läßt, während Deutschland zu Schleuderpreisen von russischem Getreide überschwemmt wird; die den Kohlengrubenbesitzer, der seine Vorräte nicht absetzen kann, zum Bankerott treibt und daneben Tausende von frierenden Proletarierfamilien im kältesten Winter ohne Heizung, Licht und Wärme läßt; die den Produzenten zwingt, den Negern und Chinesen seine Baumwollgewebe à tout prix zu liefern, und die Kinder seiner Arbeiter in den elendesten Lumpen einherlaufen läßt: Dies bizarre Chaos der modernen Produktion schlägt unbarmherzig allen Prätensionen des Staates ins Gesicht, Hüter der guten Ordnung sein zu wollen. Der Staat hat auch gar keinen freien Willen mehr. Er steht unter der Herrschaft eines stärkeren Herrn, des Kapitalismus. Dieser diktiert ihm die Gesetze, welche die Ausbeutung befestigen; dieser treibt ihn in die Kriege, um neue Absatzgebiete zu erobern; dieser zwingt ihn zu der geisttötenden, alles uniformierenden Centralisation, um den Verkehr zu erleichtern, und der Kapitalismus schließlich stürzt ihn in die Schuldknechtschaft, unter der die modernen Staaten zusammenzubrechen drohen, durch die Notwendigkeit für alle diese Dinge ungeheure Ausgaben zu machen. Die haute finance herrscht heute über die Welt. Sie kommandiert Heere und Flotten zum Schutze ihrer Zinscoupons herbei und betrachtet Staat und Volk nur als Ausbeutungsobjekt für ihre Finanzoperationen.

Aber in den modernen Staaten hat doch das Volk das allgemeine Wahlrecht, die Preß-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit? Sollte es sich von dieser Tyrannei nicht durch Ausübung seiner politischen Rechte

befreien können? Das ist eine schöne Illusion, die von der Bourgeoisie selbst früher geteilt wurde, jetzt aber schon lange von ihr als unberechtigt aufgegeben ist. Sie hat jetzt selbst die politischen Rechte des Volkes zur besseren Befestigung ihrer Herrschaft als Abschlagszahlung an die Massen in ihren politischen Katechismus aufgenommen. Kommt einmal der Tag, wo das Volk von diesen Rechten einen unangenehmen Gebrauch zu machen droht, so wird, wie die Geschichte zeigt, das Gespenst des Umsturzes heraufbeschworen, und die unbequemen Rechte werden einfach auf gesetzgeberischem Wege kassiert. Dazu ist ja die Gesetzgebungsmaschine an Massenproduktion gewöhnt, und der moderne Parlamentarier, das lebende Konversationslexikon, ist stets bereit, für Recht und Sitte eine Lanze zu brechen. Er spricht in einem Atem über Zollpolitik, Litteratur, Religion und hohe Diplomatie; entscheidet, ob man in Tonking Krieg führen soll, und ob die kleine provençalische Landstadt ein neues Postgebäude braucht. Er weiß eben alles. Gott sei Dank hat diese Allwissenheit aber keinen Einfluß auf seine Beschlüsse. Die werden ihm von der Interessenwirtschaft seiner Partei diktiert, und die ganzen schönen Parlamentsreden werden zum Fenster hinaus gehalten, sind nur Komödie. —

In dieser Weise kritisiert Krapotkin unser ganzes modernes Staats-, Gesellschafts-, Geistes- und Wirtschaftsleben, und das Endergebnis ist stets: Alles Bestehende ist eine große Lüge, ein Aberwitz oder eine schreiende Ungerechtigkeit. Er analysiert alle Staatsformen von der russischen Despotie bis zur schweizerischen Kantonalverfassung, und überall treten ihm dieselben Erscheinungen entgegen: Die Hohlheit der alten Formen; ihre Unfähigkeit, den Forderungen der neuen Zeit zu genügen.

Aber diese verfallende Gesellschaft führt einen Verzweiflungskampf gegen alle Revolutionäre. Darum ist der Weg friedlicher, sogenannter gesetzlicher Propaganda unbedingt zu verwerfen. Nicht in zweihundert oder fünfhundert Jahren vielleicht will das Volk von seiner Knechtschaft frei werden. Was dem Tode verfallen ist, soll bald den Gnadenstoß erhalten. Die Propaganda der That, der Volksaufstand, ist das einzige Befreiungsmittel. Der ganze Aufbau des Staates und der Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen und Gesetzen, mit ihrer Religion und Moral sind der gleichen radikalen Vertilgung vom Erdboden für ewige Zeiten geweiht. Als Apostel der Zerstörung ist Krapotkin ebenso erbarmungslos, wie Bakunin. Und ebenso sieht er die Möglichkeit einer neuen Gesellschafts-Bildung in dem Aufbau von unten nach oben, lediglich durch den freien Willen der Individuen, unbeeinträchtigt durch irgend eine reglementierende übergeordnete Gewalt. Nur ist er noch strengerer Individualist wie Bakunin.

Nach ihm hat jedes Individuum nicht nur ein Recht auf Benutzung

der vorhandenen Produktionsmittel, sondern er gestattet ihm auch, frei zu nehmen, was es an Existenz- und Genußmitteln braucht. Jedem wird auch ein Recht auf diese zuerkannt. Andrerseits vergesellschaftet er nicht einmal unbedingt die Produktionsmittel, sondern nur soweit, als zu ihrer Ausnutzung die Kräfte des einzelnen nicht ausreichen, und die Ausbeutung fremder Arbeitskräfte durch die Besitzer zu ihrer Verwertung nötig wären. Er nimmt dem Großgrundbesitzer alles Land, welches er nicht mit seiner und der Arbeitskraft seiner Familie zu bestellen vermag, er expropriiert den Fabrikanten; aber er rührt nicht an den Fetzen Land, den der Bauer im Schweiße seines Angesichtes bestellt oder an den kleinen Kram des allein arbeitenden Handwerkers. Jeder kann so viel okkupieren resp. behalten, wie für seine Arbeitskraft ausreicht. Das Recht und die Pflicht zur Arbeit ist die Grundlage seiner Gesellschaft. Er überläßt es völlig dem Belieben des einzelnen Individuums, selbständig zu arbeiten oder sich mit anderen zum kollektiven Betriebe zu vereinigen, obgleich er im Grunde ein begeisterter Anhänger des kollektivistischen Großbetriebes ist. Die Freiheit des Individuums steht ihm eben unbedingt über allen sonstigen Rücksichten. Dies zeigt sich besonders in der Behandlung der Agrarfrage, die meiner Ansicht nach der interessanteste Punkt seines Programms, und deren Lösung überhaupt die Grundlage und den Endzweck seiner ganzen Theorie bildet.

Eine ungeheure Frage, so beginnt er, erhebt sich gegenwärtig vor Europa: die Landfrage; die Frage, welche Besitzform und welche Bebauungsform des Grundes und Bodens uns die nächste Zukunft bringen wird. Denn die jetzigen Zustände erscheinen ihm unhaltbar. In allen Ländern Europas zeigt sich ihm das nämliche Bild: Der drohende oder bereits eingetretene Ruin des platten Landes. In England ist die Landwirtschaft, vor allem der lebensfähige Kleinbesitz, vernichtet: $^4/_5$ des pflugbaren Landes in ganz England sind in der Hand von 2340 großen Eigentümern, 710 Lords besitzen allein $^1/_8$ des Landes. Noch schlimmer liegen die Verhältnisse in Schottland und Irland. Die Folge davon ist, daß die ländliche Bevölkerung auf 13% der Gesamtbevölkerung zurückgegangen ist, und daß ungeheure Landstrecken überhaupt nicht angebaut werden oder zu Weideland liegen. Die furchtbaren Agrarunruhen in Irland und die Reaktion gegen dies System in den weitesten Kreisen von England selbst zeigen, daß dort die Landfrage ihre Bedeutung hat. In Italien und Spanien erhebt sich jährlich mit größter Regelmäßigkeit in weiten Gebieten die bäuerliche Bevölkerung. Die Fackel wird in die Herrenschlösser oder in die Zollhäuser der Regierung geworfen, die Ölbäume der Herrschaft werden umgehauen, die Ernte verwüstet, das brach liegende Herrenland von den brot- und arbeitslosen Bauern einfach okkupiert. Der Staat

steht dem allem machtlos gegenüber. Es ist eben eine Bewegung der ganzen bäuerlichen Bevölkerung. Die Führer sind in weit verzweigten Geheimbünden, wie die irischen Fenier, organisiert und werden daher überhaupt selten erwischt. Werden sie wirklich vor die Geschworenen gestellt, so werden sie von diesen, die vielleicht im geheimen ihre Handlungsweise geteilt haben, meist freigesprochen. Die fortwährenden Bauernunruhen in Rußland, und die furchtbaren Hungersnöte, welche unter der Bevölkerung der schwarzen Erde, der Kornkammer Rußlands wüteten, während Deutschland über Überschwemmung mit russischem Getreide jammerte, zeigen dort das Vorhandensein derselben Kalamität. In Deutschland kämpft die Landwirtschaft den Verzweiflungskampf um ihre Existenz, und in Frankreich fristet sie nur durch den weitgehendsten Kredit und die Ersparnisse der fünfziger und sechziger Jahre ihr Dasein. Rußland, Spanien und Italien, deren Stärke noch auf der Landwirtschaft beruht, werden natürlich von der Agrarkrise viel stärker erschüttert, als z. B. England. Aber gleich ist überall die Erbitterung des Landvolkes, die Sehnsucht nach Land, nach eigenem Grund und Boden. Land und Freiheit lautete das Programm der russischen und polnischen Revolutionäre; Nationalisation des Bodens die Forderung der englischen Arbeiter von den Chartisten bis zu den modernen Trades unions; Expropriation des Großgrundbesitzes, Parcellierung lautete die Losung in Italien, Spanien und Deutschland. Und doch ist dies ein überwundener Standpunkt! So lange der moderne centralisierte Staat mit seinen ungeheuern Anforderungen an die Steuerkraft seiner Angehörigen, solange der moderne Realkredit, und so lange die Verödung des Landes zu Gunsten der großen Industriecentren besteht, sind all diese Reformprojekte nutzlos. Erst auf der Asche der großen Städte, auf den Trümmern des modernen Staates, aus der Zerstörung des Privateigentums und der heutigen Gesellschaftsordnung kann eine lebensfähige Landbevölkerung entstehen, die den Grund und Boden zu ihrem eigenen Vorteil und nicht wie die heutige für den Staat, den Grundherrn und den Hypothekengläubiger bestellt. Krapotkin predigt den Bauern: Einst gehörte uns aller Boden; die Gemeinde und nicht der Grundherr und Wucherer beherrschte ihn. Nehmt daher zurück, was jene usurpiert haben, und laßt ihnen soviel, wie ihre Väter einst mit eigner Hand bearbeiteten. Organisiert Eure Gemeinde zur freien Kommune und zahlt dem Staate einfach die Steuern nicht, die Euch erdrücken; den Hypothekengläubigern die Zinsen, die sauern Früchte Eures Schweißes, Eurer Arbeit. Wenn Ihr alle geschlossen und einig vorgeht, so ist ja jede Gewalt Euch gegenüber machtlos. Seht auf Eure Vorfahren von 1789. Nicht die Dekrete der Nationalversammlung, sondern die einfache Thatsache, daß der Bauer nicht mehr den Grundzins zahlte, daß er den

Grundherrn vertrieb, veranlaßte den „edelmütigen“ Verzicht der grands seigneurs in jener denkwürdigen Augustnacht. Wozu braucht Ihr den Staat? Wollt Ihr einen Weg bauen? Das besorgen die beteiligten Gemeinden besser als der Minister der öffentlichen Bauten. Wollt Ihr einen Kanal, eine Eisenbahn haben? Da gilt das Gleiche. Wollt Ihr Schulen? Warum könnt Ihr die nicht eben so gut einrichten, wie die Herren aus Paris? Wollt Ihr Maschinen und Werkzeuge? Die geben Euch die städtischen Arbeiter gegen Euer Korn billiger, als die wucherischen Zwischenhändler. — Macht Eure eigene Revolution. Verjagt die großen Eigentümer und nehmt einfach von ihrem Lande soviel, als jeder mit seiner Familie bebauen kann, stellt die Steuer- und Zinszahlungen ein, erklärt Eure Gemeinde für unabhängig und verbündet Euch, wenn Ihr wollt, mit den Nachbargemeinden. Hütet Euch nur vor einem: Laßt Euch nicht Eure Revolution von anderen Leuten, die sich als Eure Führer und Wohlthäter aufspielen, wegnehmen. Nehmt Euer Land allein in Besitz und wartet nicht auf das Eingreifen von fremden Leuten.

Das ist allerdings eine Theorie, die jedem Bauernschädel besser einleuchtet, als die sozialistische von der Vergesellschaftlichung des Grund und Bodens. Die Perspektive wird keinen Bauern zur sozialen Revolution begeistern. Die Agitationsweise Krapotkins dagegen ist eine altbewährte. Schon 1789 wurde sie angewendet, und ohne die Jacquerie, welche sechs Jahre hindurch das ganze platte Land in Bewegung erhielt, wäre die Revolution in Paris nie zum Siege gelangt. Sie findet auch heute ihre praktische Anwendung in Italien, Spanien und Irland; und die Folge ist, daß die anarchistische Bewegung das Land erobert, an dem alle sozialistischen Agitationen bisher fruchtlos abprallten. Die Expropriation der Latifundien, die primitive Organisation der Landgemeinden, mit ihrer von der Natur in enge Schranken geschlossenen Produktionsweise und Abgrenzung, mit ihrer natürlichen Selbstgenügsamkeit, mit ihrer von der grauesten Vorzeit bis in unsere Zeit kommunistischen Färbung: sie ist das Vorbild gewesen, nach dem sich Krapotkin seine universelle Expropriation, seine universelle Kommune aufgebaut hat. Die anarchistische Theorie und Propaganda ist nicht auf komplizierte Verhältnisse der Industrie, sondern für das platte Land geschaffen. Land und Freiheit, Ausgleichung von Stadt und Land, Nutzbarmachung der überschüssigen Kräfte der großen Städte für den Landbau, das ist Krapotkins Programm. Merkwürdig, wird mancher Leser zweifelnd fragen. Die Anarchisten, deren furchtbare Aufstände in den Flammen und Blutströmen von Paris und Carthagena unterdrückt wurden, die Prediger der Bombenattentate, die Zarenmörder und Dynamitpolitiker wollen sich in friedliche Ackerbauer verwandeln. Ja, das ist wenigstens das Ideal aller

russischen Anarchisten gewesen. Sie wandten sich an den Bauern, wenn sie zum Volke sprachen, sie hatten seine Bedürfnisse vor Augen, wenn sie die Umwälzung der bestehenden Verhältnisse erstrebten. Selbst Nedschajew, den man mit besserem Rechte, als Bakunin und Krapotkin, den Vater des westeuropäischen Bombenanarchismus nennen kann, hat nie ein anderes Ziel vor Augen gehabt.

Nedschajew gehörte der zahlreichen Klasse der Rasnotschinzi, der Deklassierten an, die überhaupt das Hauptkontingent der russischen Revolutionäre in den siebziger und achtziger Jahren gestellt haben. Sein Vater soll Hofbedienter, nach anderen Dorfgeistlicher gewesen sein. Mit sechzehn Jahren erst erlernte er Lesen und Schreiben, suchte sich aber dann mit größter Energie weiterzubilden. Er gehörte wirklich seiner Abstammung und Gesinnung nach zu dem Volke, welches die „weißhändigen Revolutionäre, die Herrensöhne“ erst mühsam suchen und kennen lernen mußten. Er besaß daher auch jenen ursprünglichen, blinden und darum hinreißenden Fanatismus, der nur dem Mann aus dem Volke eigen ist, welcher noch seine ursprünglichen Instinkte und eine durch keine Bildung und Überkultur geschwächte Willenskraft besitzt. Er kann als die Verkörperung von Nietzsches schwarzer Bestie der Zukunft gelten, mit seinem völligen Mangel an Verständnis für jede Forderung der Moral, mit seinen wilden Raubtierinstinkten und seinem eisernen, wahrhaft unheimlichen Egoismus, der überhaupt nicht mehr die eigene Person von der Sache, für die er lebte, zu scheiden vermochte. Seine ganze politische Thätigkeit drängt sich in ein Jahr zusammen; aber sie ist für die russische Revolution und den westeuropäischen Anarchismus bedeutungsvoller geworden, als die jahrzehntelange Thätigkeit Bakunins und Krapotkins.

Als 1869 infolge der brutalen Willkür der Regierung in St. Petersburg wieder einmal Studentenunruhen ausbrachen, trat Nedschajew, der damals als Repetitor und Religionslehrer an der Sergiusschule angestellt war, unter ihnen auf; angeblich als Delegierter der Litteraten. Jedoch, er wurde damals wegen seiner mangelhaften Bildung bald entlarvt und mußte unter Hohn und Spott das Feld räumen. Er verschwand aus Rußland und tauchte im Mai in Genf auf, wo er sofort einen ganzen Roman über sich verbreitete. Er sei bei den Studentenunruhen verhaftet worden. Dann aber aus der Peter-Paulsfeste entflohen und nun als Delegierter der russischen Studenten beauftragt, mit den russischen Emigranten Verbindungen anzuknüpfen. Auf die meisten machte sein unheimliches, heimtückisches Wesen einen so abstoßenden Eindruck, daß sie ihn für einen Spion der Regierung hielten. Bakunin aber wurde durch seine wilde Energie angezogen und machte ihn bald zu seinem nächsten Freund und Vertrauten. In

unglaublich kurzer Zeit zog ihn Nedschajew völlig in den Bann seiner Persönlichkeit. Trotzdem er ihn von Anfang an belog, betrog, bestahl und mit seinen Freunden zu entzweien suchte, war sein Einfluß auf Bakunin so stark, daß noch Bakunins Schriften aus dem Jahre 1870 völlig den Ideenkreis Nedschajews wiederspiegeln. Er verschaffte Nedschajew auch Geldmittel und stellte ihm folgende Legitimation aus: Le porteur de ce certificat est un des chargés-représentants de la branche russe de l'Alliance révolutionnaire universelle. No. 2771. Michel Bakunin. Mit dieser Empfehlung versehen, tauchte Nedschajew bereits am 3. September 1869 in Moskau auf. Dort suchte er sofort den Buchhändler Nopenski auf, der ihm von Bakunin als Gesinnungsgenosse bezeichnet war. Jetzt war er nicht mehr der verachtete und verlachte Popensohn. Die Verbindung mit den berühmten Revolutionären Europas umgab sein Haupt mit einer geheimnisvollen Aureole. Mit unglaublicher Energie und Geschicklichkeit rief er in zwei Monaten eine geheime Gesellschaft unter den Petersburger und Moskauer Studenten ins Leben, knüpfte Verbindungen mit Jaroslaw und dem Industriedorf Iwanowo bei Moskau an, besorgte falsche Pässe, verbreitete anarchistische Schriften und begann eine eigene Zeitung herauszugeben, die, mit roten Lettern gedruckt, das Programm seiner Gesellschaft entwickeln sollte. Wenn diese Organisation auch verhältnismäßig klein blieb, so zeugt sie doch von der bewundernswerten Energie und Geschicklichkeit Nedschajews, der sie in zwei Monaten, fast ohne alle Mittel, auf völlig unbekanntem und unbearbeitetem Boden, unter den Augen der russischen Geheimpolizei ins Leben rief. Er gab vor, Abgesandter des geheimen Centralcomités der russischen Abteilung der Internationale zu sein, das freilich eine rein fiktive Größe war. Mit Hilfe dieser Erfindung scharte er einen Kreis junger Leute um sich, die einen lokalen Mittelpunkt bildeten. Jeder von diesen mußte wieder aus seinen Freunden einen neuen Cercle zu bilden suchen, ohne daß diese erfuhren, wer zu dem Mutterzirkel ihres Organisators gehöre. Diesen Revolutionären zweiten Grades fiel wieder die Bildung geheimer Gesellschaften nach demselben Organisationsprinzip zu u. s. w. Die Gliederung war also rein hierarchisch. Kein Mitglied konnte wissen, durch wie viele Muttercercles er mit dem geheimen Centralcomité verbunden war. Die einzelnen Gruppen waren machtlos. Nur durch die Verbindung mit dem allmächtigen Centralcomité, das freilich eine rein fiktive Größe war und aus Nedschajew allein bestand, erhielten sie Leben. Es ist dies ein Gedanke für die Organisation geheimer Gesellschaften, der von der terroristischen Partei Rußlands seit 1878 allerdings in wesentlich modifizierter Form aufgenommen ist, und dem das Exekutivcomité einen großen Teil seiner Erfolge verdankt.

In der Nedschajewschen Organisation nahmen die Dinge allerdings bald einen verhängnisvollen Lauf. Nedschajew beherrschte sie mit einer Tyrannei, die keine Grenzen kannte, terrorisierte sämtliche Mitglieder und duldete keinen Widerspruch. Widerstand gegen die Befehle des Centralcomités oder gar das Verlangen, aus der Organisation auszutreten, wurden mit dem Tode bedroht. Dieser letztere Fall wurde praktisch. Iwanow, ein Mitglied der Moskauer Agrikulturakademie und einer der tüchtigsten Genossen der Organisation, wurde mißtrauisch gegenüber Nedschajews Mystifikationen. Er fiel ihm mit unbequemen Fragen lästig und weigerte sich, zu Gunsten der Organisation Gelder zu unterschlagen. Schließlich drohte er mit Austritt aus der Gesellschaft. Nedschajew war keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun hatte. In seiner Lage mußte jeder Widerstand verhängnisvoll werden. Er lockte Iwanow nachts in den Park der Akademie, überfiel ihn rücklings, suchte ihn zu erdrosseln und jagte ihm schließlich eine Kugel durch den Kopf. Den Leichnam versenkte er in einen nahegelegenen Teich, nachdem er ihn ausgeplündert hatte. Im Innern der Organisation verstummte jeder Widerspruch. Aber der Mord Iwanows bedeutete doch ihr Ende. Die politische Polizei wurde durch denselben auf ihre Fährte geleitet. Nedschajew selbst flüchtete zwar, von einem unbegreiflichen Glück begünstigt, ins Ausland, aber seine Organisation wurde gesprengt. Ungefähr dreihundert Personen wurden eingezogen und von diesen einige achtzig zur Bergwerksarbeit, Kerker und Verbannung von zwei bis fünfzehn Jahren verurteilt. Nedschajew irrte zwei Jahre lang, von allen Emigranten gemieden, in der Schweiz und England umher und wurde 1872 an Rußland ausgeliefert. Sein ferneres Schicksal ist unbekannt.

Nedschajew hinterließ zunächst keinen Freund, keinen Anhänger. Selbst Bakunin hatte wegen seiner unglaublichen Schurkereien mit ihm brechen müssen. Die schmählichen, halb furchtbaren, halb lächerlichen Enthüllungen des Prozesses seiner Genossen schadeten zunächst sogar entschieden der anarchistischen Bewegung in Europa und Rußland. Aber als die ersten peinlichen Eindrücke verwischt waren, begann allmählich die Gestalt des verurteilten Agitators der jungen Generation in einem andern Lichte zu erscheinen. Man sah in ihm den ersten Mann, der über den Bereich der Phrasen hinausgegangen und wirklich mit eiserner Energie und unheimlichem Fanatismus den Kampf gegen Staat und Gesellschaft aufgenommen hatte. Er hatte stets die Theorie in die Praxis umgesetzt. Er lebte stets, trotzdem er später durch Auslieferung des Bachmetjewschen Revolutions-Fonds ziemlich bedeutende Mittel erlangt hatte, geradezu ärmlich, und verwandte sie völlig zur Propaganda. Er schreckte auch nie vor den tollsten Schurkereien, wie z. B. Raub und Diebstahl selbst an seinen nächsten Bekannten,

Verführung ihrer Angehörigen, Denunziation von lauen Anhängern an die Polizei ꝛc. zurück, wenn er es seiner Sache für dienlich hielt. Er verherrlichte nicht nur theoretisch das Verbrechertum, sondern war selbst der Typus des geborenen, skrupellosen und vorurteilslosen, modernen Verbrechers. Seine kalte Grausamkeit, gepaart mit großer Schlauheit, einem vorzüglichen Organisationstalent und einer wahrhaft eisernen Energie ließen ihn allmählich der späteren Zeit als den vollendeten Führer der geheimen, terroristischen Propaganda erscheinen, und so kam es allmählich, daß aus Abscheu und Verachtung Bewunderung, und aus dieser wahrhaft abergläubische Verehrung des „Nedschajewtums" bei einer weit verbreiteten Richtung der Propagandisten der That hervorging.

Da seine Lehren bis heute die leitenden Gesichtspunkte für die Propaganda der That, namentlich in Spanien, Frankreich und Österreich, geliefert haben, will ich hier noch eine kurze Zusammenstellung derselben geben. Sie bilden die Kriegsartikel und in Form und in Inhalt die logischsten Erzeugnisse der Theorie der terroristischen Propaganda:

Der Revolutionär darf nur einen Lebenszweck haben, die Zerstörung der bestehenden Welt. Für ihn ist sittlich nur, was zu ihrer Zerstörung dient, unsittlich alles, was die bestehende Ordnung stützt. Der Revolutionär verachtet Bildung und Wissenschaften, soweit sie ihm nicht die Mittel zur Zerstörung des Bestehenden in die Hand geben. Sie können ihn nur auf Abwege führen. Sein Studienobjekt ist der lebendige Mensch, den er nie anders wie als Mittel für seinen einzigen Zweck, die Zerstörung, ansehen darf. Elternliebe, Freundschaft, Frauenliebe dürfen für ihn nicht vorhanden sein. Vor allem muß er sich vor jeder sentimentalen Anwandlung von gesellschaftlicher Moral und Empfindsamkeit hüten. Nicht einmal persönlichen Haß, persönliche Rachsucht darf er hegen. Alle seine Gefühle muß er kalt und unerbittlich seinem Lebenszwecke, der Zerstörung, opfern.

Jeder Revolutionär handelt allein für sich, nach vorhergängiger Benachrichtigung seines Comités. Es stehen ihm die ihm untergebenen Brüder niederen Grades für seine Aktion zur Verfügung, die er als einen Teil des ihm anvertrauten revolutionären Kapitals betrachten muß. Er darf sich selbst nur als Teil dieses revolutionären Kapitals betrachten, das dazu bestimmt ist, für den Sieg der guten Sache aufgeopfert zu werden, und kann daher über sich selbst nur mit Zustimmung seiner Obern verfügen. Ist ein Genosse in Gefahr, so darf kein persönliches Gefühl bei Erwägung eines Rettungsversuches mitsprechen. Er darf nur vorgenommen werden, wenn er weniger Opfer an revolutionärem Kapital erfordert, als der Genosse selbst repräsentiert. Da der Genosse gezwungen ist, in der bestehenden Welt zu leben, so muß er versuchen, in alle ihre, selbst höchsten Positionen

einzudringen. Die ganze Welt ist überhaupt nur da, um den Zwecken der Revolution nutzbar gemacht zu werden. Die gesamte Gesellschaft ist in verschiedene Klassen zur Ausbeutung für den Revolutionär eingeteilt. Die gefährlichen Feinde trifft unverzüglicher Tod jeder Art. Die Mittel der ungefährlichen werden durch Raub, Diebstahl und Bedrohung der Revolution dienstbar gemacht. Die lauen Anhänger der Partei müssen durch Güte oder Gewalt in entschlossene verwandelt werden. Im übrigen muß es das Bestreben der Revolutionäre sein, darauf hinzuwirken, daß möglichst viele Individuen aus der bestehenden Gesellschaft ausgeschlossen werden. Dazu kann unter anderem Denunciation bei der Polizei, Verführung ihrer Frauen und Töchter, Vernichtung ihrer ökonomischen Existenz dienen. Unschätzbare Werkzeuge bilden Frauen und Verbrecher. Hier zeigt sich zum ersten Male das Bündnis zwischen internationalem Verbrechertum und Anarchismus. Der Verbrecher, der Räuber wird von Nedschajew als wahrer Repräsentant des unerbittlichen Kämpfers gegen Staatsidee und Gesellschaft gefeiert. Er hat die Bahn betreten, die man beschreiten muß, um zum ersehnten Ziele zu gelangen: Mord, Raub, Diebstahl, Erpressung und Brandstiftung. Der Endzweck dieses furchtbaren Zerstörungswerkes ist das Glück der Menschheit. Aber der Weg dahin kann nur blutig sein. Die Revolutionäre müssen daher alle ihre Kräfte darauf konzentrieren, das Elend, das Unglück, die Leiden des Volkes zu vermehren. Nur auf diese Weise kann der allgemeine letzte Aufstand hervorgerufen werden, der die alte Welt zerstört und aus ihren Trümmern die neue Welt der Gleichheit, des Individualismus und Amorphismus entstehen läßt. Über diese ideale Welt der Zukunft hat sich Nedschajew nie näher ausgelassen. Er teilte darin, soviel wir wissen, völlig die Ansichten Bakunins.

* * *

Ich habe versucht, einen Überblick über die anarchistische Theorie und über die Lebensschicksale ihrer Hauptrepräsentanten zu geben. Die industriellen Fortschritte Westeuropas haben allerdings in der Proudhonschen und Mostschen Theorie eine Menge verfeinernder Einzelheiten erzeugt. Diese konnten aber für mich hier nicht in Betracht kommen, da ich mich auf die russischen Theoretiker beschränken wollte und keine Kritik der anarchistischen Theorie zu geben beabsichtigte. — Ich möchte zum Schluß noch einmal auf die Bedeutung aufmerksam machen, welche der Anarchismus für die Agrarfrage gewinnen kann, an der die Sozialdemokratie infolge ihres für das Land völlig unbrauchbaren Programms bisher im wesentlichen gescheitert ist. Auf diesem Gebiete wird vielleicht einst der Kampf zwischen diesen beiden

Weltanschauungen ausgefochten, welche die denkbar schroffsten Extreme repräsentieren. Theoretisch betrachtet steht beiden die bestehende Gesellschaftsordnung näher, als sie sich unter einander. Was zwischen ihnen ein gewisses Zusammenhängigkeitsgefühl unterhalten hat, ist nur der Kampf gegen die bestehende Welt gewesen. Aber, wo sie sich wirklich gegenseitig ins Gehege geraten sind, da hat sich bisher stets ein Krieg bis aufs Messer entsponnen, der meist beide Gegner tot auf dem Felde ließ. Wer war der tertius gaudens? Herr Andrieux würde lächeln. Warum unterstützt wohl ein Pariser Polizeipräfekt die anarchistische Bewegung? —



Unser Dichteralbum.

Hymnus an das Leben.

Golden ein Stern Dir erglänzte,
Aber Du sahst ihn nicht.
Schimmernden Wein Dir kredenzte
Lächelnde Frauenhand.
Purpurne Rose verblühte,
Aber Du brachst sie nicht.
Goldene Flamme versprühte,
Während die Jugend schwand.

Warum hast Du erträumet,
Was es nicht geben kann?
Warum hast Du versäumet
Goldene Gegenwart —
Wolltest nach Sternen trachten,
Sahst nicht den Frühling an,
Während Dich Nebel umnachten,
Während es Winter ward. —

Dir nur will ich mich lassen,
Wogende Lebensflut!
Kann Dich noch halten und fassen,
Strahlendes Lebenslicht,
Frag' nicht nach Müssen und Dürfen,
Sterbend in Deiner Glut
Will ich Dich in mich schlürfen,
Bis mir das Auge bricht.

Möcht gleich dem Blitze verglühend
Sprengen des Himmels Haft,
Ewig ins Dunkel versprühend
Leuchten im Tode noch —
Haben sich Ruhm die Genossen,
Weisheit errafft und erschafft,
Habe ich mehr doch genossen,
Hab' ich gelebet doch! —

Notturno.

Unsre kleine Lampe brennt,
Schau im Blau den Abendstern —
Niederglühn vom Firmament
Lichter Gottes — weltenfern.

In den Bergen rauscht der Nacht
Nebelzartes Samtgewand.
Dunkler Erdenlaut erwacht,
Wenn das letzte Rot entschwand.

Wenn das letzte Rot verbleicht,
Kommst zu Deiner Rast auch Du —
Alles hat sein Ziel erreicht,
Alles, alles kommt zur Ruh.

Wenn des Vogels Lied auch schweigt,
Singt noch Wasser immerzu,
Wie sich Nacht zur Erde neigt
Neig Dein dunkles Haupt mir zu.

Wie an ferner Firne Eis
Düftewarm ein Nachthauch ruht,
Wind' um meine Stirne leis
Deiner Locken irre Flut.

Sternensegen, mild und gut,
Wird auf uns ergossen sein,
Und wo Aug' im Auge ruht,
Muß der Ring geschlossen sein.

Alle Menschen in der Welt
Finden ihren Ruheort,
Und am blauen Himmelszelt
Glühn die stillen Sterne fort —

Lichter Gottes — weltenfern,
Leben, glühen ohne End' —
Schau im Blau den Abendstern.
— Unsre kleine Lampe brennt. —

München. Theodor Lessing.

Die Rute.

Wir saßen unter offner Thür und sogen
Den gelben Wein des Südens. Und ein Duft
Von blitzenden Tropfen und von neuen Knospen
Quoll frisch heran.
Der Freund wies mit dem Finger
Auf eine Weidenrute, die schon lang
Uns um die Augen baumelte und sagte:
„Die dumme Rute da erinnert mich
An einen Sommertag. Der Waldsee schlief;
Ich suchte nackt mir einige Wasserrosen
Mit lichten Kronen. Und ich wollte sie
Dem Liebchen bringen, das mir abgeschrieben,
Als letzten Gruß.
Die Sonne rieselte und blendete
Mir meine Schwermut . . . Als ich mit der Beute
Dem Ufer zuschwamm, leuchtete mir rot
Ein leeres Kleid entgegen, und ich hörte
Ein leichtes Plätschern hinterm Weidenbusch,
Der ganz im Wasser saß. Ich stahl mich hin
Und hielt den Atem: auf geknickten Binsen
Liegt süß ein Mädchen, und das dehnt die Glieder
Und läßt die Wellen seine Brüste streicheln
Und lacht. Da zupfte mich der Schalk am Ohr,
Daß ich mir heimlich eine Rute beiße,
Davon die Blätter bis zur Spitze streiche
Und mit dem Büschel durch die Zweige kitzle
Das liebe Ding. Ein Zucken und ein Schrei!
Dann liegt es still mit halberstarrten Lippen,
Und nur die Blicke fliehen scheu umher
Wie Rehe. Und das wurmte mich im Herzen.

Ich lugte vor und gab ihr zu verstehen,
Ich sei kein Dieb und sie ein schönes Kind,
Und kitzelte sie wieder, und sie murrte,
Und ging ein Schmollen über ihr Gesicht,
Und dieses war wie Blut. Doch blieb sie liegen;
Und als ich heiß mich zu ihr niederbeugte,
Da ging ein Schauer über den jungen Leib,
Und ihre Augen schlossen sich, und erst
Nach meinem Kusse hob sie rasch die Lider
Und schlang mir beide Arme um den Nacken.
Ich flocht ihr zitternd meine Wasserrosen
Ins dunkle Haar, wo sie auch blieben ..."
Es trank der Freund.
"Und dann?" warf ich dazwischen.
"Dann?" lachte er, "dann blühte rings der Sommer,
Und dicht am Ufer lockte weiches Gras!"

Wir stießen an, daß unsre Gläser klangen.
Ich aber schnitt mit ungestümen Pulsen
Die Rute ab, ließ einen Büschel dran,
Nahm jenen um den Arm und riß ihn fort,
Fort in die Stadt und ihre blanken Straßen
Und schwang die Angelrute ohne Angel.
Und eben schwammen aus der Abendkirche
Die Mädchen in den hellen Maigewändern.

Damals.

Da hast du mir um Mitternacht
So still die Sammetrose,
Die rote, dunkle, große,
An deine Gartenthür gebracht.

Dort flohst du wieder meinen Kuß.
Und ich, in Zorngedanken,
Verfluchte all dein Schwanken,
Zertrat die Rose mit dem Fuß.

Ich habe damals nicht gewußt,
Daß du so kalt und bange,
Weil dich die Todesschlange
Gebissen in die junge Brust.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Mignon.

Sougy, den 2. Dezember 1870.

Nacht schon war es dort bei Sougy,
Als noch die Kanonen blitzten,
Kalt war's, und ein Ofenfeuer
Wäre lieber uns gewesen.
Weil Gefahr, so mußten bleiben
Alle Truppen unter Waffen,

Und wir gingen auf und nieder
Im Biwak, vom Frost gequält.
Endlich doch die nächsten Häuser
Durften wir zum Obdach nehmen,
Während der Kam'raden Hälfte
Wache hielt bei den Geschützen.

Nach dem nächsten, besten Hause
Liefen wir mit langen Schritten.
Drinnen saßen am Kamine
Weiber, auf dem Schoß die Kinder.
Auf den Boden ward gebreitet
Stroh als ein erwünschtes Lager,
Und wir machten's uns behaglich
In dem engen, dunst'gen Raum;
Tranken Rotwein, Rum und Cognak,
Was noch in den Flaschen übrig,
Kauten zu dem harten Zwieback
Schnitte von dem grauen Speck.

Sprach da einer: Diese Weiber
Samt dem vielen jungen Zeuge
Sollt' man weisen aus der Bude,
Die für uns schon viel zu eng.

Neben mir stand grad ein kleines,
Liebes, herziges Französchen,
Freute sich der Uniformen,
Wußte nichts vom Schreck des Kriegs.
Öfter zwinkernd mit den Augen,
Denn es hätte gern geschlafen,
Sah es nach dem breiten Bette
In der Ecke an der Wand.

Draußen war es kalt, das wußt ich,
Und ich sprach darauf gelassen:
Weiber, Kinder bleiben hier,
Besser räumen wir die Stube.
Jeder mußte sich behelfen
Und mir ward zu teil das Bett,
Weil ich war im Rang der Erste,
Also ist's Soldatenbrauch.
Und ich nahm die kleine Mignon,
Der ich Chokolade gegeben,
Mit mir nach dem breiten Bette,
Daß sie mir zur Seite schliefe.
Ihre Mutter ließ es schweigend
Ihrem Kind zu lieb geschehn.
Und die Mignon schlief und träumte
Wie in ihrer Mutter Arm,
Halb bedeckt vom Mantelkragen,
Während eins von ihren Händchen
Hielt gefaßt den Säbelkorb.

Sonsten ist mir's nie begegnet,
Daß mir solch ein Glück geworden
In dem wunderschönen Frankreich,
Bei den wunderlieben Mädchen.
Keiner glaubt dem Prahlhans, der sich
Abends geckenhaft am Stammtisch
Brüstet mit der Gunst, die gerne
Frankreichs Töchter ihm gezollt.
Höflich war stets die Französin,
Doch auch stolz und edeldenkend,
Nicht zu mengen mit Cocotten
Vor den Mauern von Paris.

München. Heinrich v. Reder.

STABAT PSYCHE DOLOROSA.

In den Lüften schwamm die Nacht . . .

Da trat meine Seele zu mir und strich mir mit leisen Fingern über die Wangen und küßte mir die Augen . . .

Und ich sah, wie sie zitterte, sah, wie langsam Thränen aus ihren Augen quollen, und fühlte sie auf meiner Brust brennen.

Meine Seele weinte . . .

„Warum weinst du, meine Seele?" . . .

Da sah sie mich an und lächelte, aber ihre Thränen quollen heißer . . .

Das krause, wirre Braunhaar — — die zarten, weichen Brüste — — und ihr junger, schneeiger Leib — —!

„Du meine Seele, du bist so warm und weich wie die Sommernacht und so süß wie der Duft welker Rosen!" . . .

Und ich umarmte meine Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ekelte mich meiner Seele.

„Du Hure!“ sagte ich und stieß sie mit dem Fuße.

Und sie lag im Staube vor mir, und ihre Augen und Hände flehten empor . . .

Die Augen mit den Wahnsinnslichtern und Wehmutsschatten . . . und der bleiche Mund mit den welken, stummen Lippen . . . und der qualgebrochne Leib . . .

Sie ließ nicht noch mit Flehen und Bitten in Händen und Augen . . .

Da packte mich der Zorn, und ich nahm ihr Strähnenhaar und schlang es um ihren Hals und würgte sie.

Dann grub ich ihr ein tiefes Grab — — —

Bremen. Hans Schenk.

Aus „Erotikon“.

I.

O käm' ich nach durchschwelgter Nacht
Nur einmal liebessatt nach Haus',
Wie dankt' ich's Deiner tiefen Macht:
Ich pilgerte zu Dir hinaus
Mit himmelseligem Gebet;
Ich dankte Dir mit frommem Kuß,
Was ich bis nun umsonst erfleht,
Gesättigten Genuß.

Denn sieh, mein Kind, verlaff' ich Dich
Nach wollustvoller Liebesnacht,
Dann schmeichelt sich aufs neu an mich
Die schlanke, warme Leibespracht,
Und der begier'ge letzte Kuß
Rast auf der wunden Lippe fort
Als unersättlicher Genuß,
Als ew'ger Schmerzenshort.

II.

Kein Ton, kein Laut. In schwüler, dunkler Pracht
Des üppigen Gemachs, von leisem Licht
Der Rosaampel überflutet, lehnt
Ein junges Paar in kosender Umarmung
Auf weichgeschwelltem Pfühl. Ihr Auge ruht
Mit satter Seligkeit auf ihm, doch sein's
Bohrt sich begierdelodernd in die schlanke Fülle
Des jungen, keuschen Weib's. Noch wagt er's nicht,
Zu flehn. Nur dann und wann in wilder Scheu
Preßt er die Lippen auf die weiche Hand. —
Da plötzlich leise, leise öffnet sich die Thür,
Und höhnisch grinst ein rabenschwarz Gesicht
Auf das in sich verlor'ne Paar. Und sachte, sachte
Schlebt sich die nächtige Gestalt wie eine dunkle Welle,
Auf üppigem Teppich, der den Laut verhüllt,
Zur matten Ampel vor. Dort reckt sie sich
Gleich einem mächt'gen Schatten an die Decke
Und drückt mit dürren, kohl'gen Fingern
Den letzten Lampenschimmer nieder. Ringsum
Nur schwüle Sommernacht, kein Laut, kein Ton,
Doch aus der Ecke dort, wie leises Wimmern
Der windgefüllten Aolsharfe,
Ein zitternd Ja.

III.

Der Teufel sitzt an der Pfanne und schmort
  In grünen Flammen die Herzen,
Die liebessiech im Wollustkampf
Ihr irdisches Glück verscherzen.

Er schleudert den wilden, zischenden Gischt
Hinab ins Menschentreiben,
Und dem es sich in die Seele mischt,
Rast hin in brünstigem Leiden.

Und haust er in Lust und wüstet sich satt,
Dann lacht sich der Teufel toll,
Daß er mit Zinsen ein Herze hat,
Das ewig zum Laster schwoll.

Berlin-Friedrichshagen. Otto Fischer.

Salondame.

Ich höre Deine wunde Seele wimmern,
Wenn Deines Kleides Atlasseide knittert,
Und Dein Gemüt ist heimlich tief verbittert,
Daß Du gehörst zu „solchen Frauenzimmern".

Ich sehe, wie in Deiner Augen Flimmern
Ein Nachglanz müder Frauenwürde zittert,
Doch glaubst Du jeden Rettungspfad vergittert
Und siehst Erlösung nur im Tode schimmern.

Du mußt mit jedem Atemzuge lügen,
Mit jedem Lächeln falsche Blicke spenden,
Und eitle Schminke prahlt von Deinen Zügen —

O reiß die seidne Lüge von den Lenden!
Und wirst Du auch gepeitscht mit scharfen Rügen,
So kannst Du doch in Wahrheitslumpen enden!

Karlsruhe. Adam Heid.

Tiergeschichten.

I.

Venus im Pelz.

1.

Im Rattenloch sitzt Prinz Pipi,
  Bald denkt er an jene, bald denkt er an die.
Die Rattenfräulein sind sehr schön,
Er mag sie nicht leiden, er mag sie nicht sehn.
  Wohl sind sie zierlich, hübsch und aimable,
Doch keiner Leidenschaft capable.
  Um diese Gänschen keiner verrückt wird,
Kein Meuchelmordküchenmesser gezückt wird.
  Er fühlt sich innerlichst wahlverwandt
Der Weiblichkeit, die imposant,
  Der Weiblichkeit, die beißen kann,
Die peitschen, kratzen, zerreißen kann.
  Ihm ist das Unbeschreibliche
Das ewig Überweibliche.
  Er leidet ein wenig am Rückenmark,
Sonst fühlt er sich wie ein Kater so stark.
  Wann darf ich anblinzeln, umschwänzeln einmal,
Seufzt er, mein großes Ideal?
  Die Onkel und Tanten wollen mich warnen,

Ich solle mich niemals lassen umgarnen
Von diesem weißen Katzengebild
Mit Augen so ruchlos teufelswild . . .
Ach, nie begreift ihr Realismus
Des Jünglingsbusens Idealismus,
Der mit den Tätzchen vom Himmelskleide
Ein Sternchen reißt als Edelgeschmeide
Für seines Liebchens Busen und Stirn,
So schneeweiß wie der Alpenfirn.
Die Augen, die euch Hölle drohn,
Verheißen mir süßen Himmelslohn.
Um solche Hüften, solch Hinterteil
Verkauf' ich gern mein Seelenheil.
In solchen Gliedern, so kolossal,
So phänomenal, so monumental,
Da sollt' ein rattenfeindlich Herz
Nur wohnen, eiskalt gleichwie Erz?
Ha, wer das Große will begreifen,
Der darf nicht messen nach Rattenschweifen.
O weißer Katzenpelz, unsymbolisch,
Bisweilen machst du mich höchst melancholisch,
Dann wieder so wild und entsetzlich ekstatisch,
Dann wieder apathisch und stumm wie ein Bratfisch . . .
Im Rattenloch singt Prinz Pipi
Nach einer volkstümlichen Melodie:
Große Katze, weiße Katze,
Liebe Katze Miaau,
Glücklich wäre Prinz Pipi,
Wärst du seine süße Frau!
Glücklich wäre Prinz Pipi,
Wärst du seine süße Frau,
Große Katze, weiße Katze,
Liebe Katze Miaau!

2.

Auf dem Fensterbrett sitzt Miaau
Und blickt sehnsüchtig zum Himmelsblau.
Ein Katerjüngling einsam und fern
Wimmert das Lied an den Abendstern.
Noch ferner zirpt im Gras eine Grille:
Guter Mond, du gehst so stille . . .
Ein Schmetterling in ihrer Nähe
Singt leise von seinem großen Wehe:
O blasse Lilje, wer hätt' es gedacht,
Daß du mich grade krank gemacht?
So wollustschwül die Lüfte wehn —
Die Klapperstörche zu Bette gehn.
Und wieder blinzelt die Katze vergnüglich,
Gar höchst anzüglich, höchst anzüglich!
Eine Thräne, wie mir deucht,
Schwimmt ihr im Auge liebefeucht.
Die eine Thräne scheint umsponnen
Vom Licht aus tausend Fixsternen und Sonnen.
Wie süß ist Liebe, die endlich Ruh' fand!
Doch Katzensehnsucht? Rasender Zustand!
O rasender Zustand, tolle Sehnsucht,
Wenn eine Katze diesen und den sucht!
Das zu schildern, ist nicht mal gelungen
Wagner in seinen Nibelungen.
Isold' und Tristan auf ihren Wegen
Sind auch nur schwach und engbrüstig dagegen.
Wo bleibt er? seufzt sie tief und schwer,
Das Hausdach ist noch immer leer.
Wann hör' ich wieder sein süßes Gestöhn,
So rückenhaarsträubend, wonneschön?
O Mondesgöttin, o bleiche Tanit,
Ist denn von grauem Straßengranit
Ein Katerherz? Er läßt mich warten —
Buhlt er am Ende mit andern im Garten?
Ich kenne die Tücken der schwarzen Mimi,
Umfang' ich zu fürchten die Mimili.
Nicht bloß den Männern, auch Katern darf
Und muß man sehn auf die Tatzen scharf.
Sie greifen bald hier, bald dorten hin,
Sei's Dienstmagd oder Königin.
Wir Katzen kennen das Sprüchlein genau:
Im Dunkel sind alle Katzen grau.
Kommt er nicht schnell wie ein Mondenstrahl —
Wähl' ich mir einen andern Gemahl.
So schmollt sie trutzig, als seufzerbeschwingt
Es aus dem Rattenloch erklingt:
Große Katze, weiße Katze,
Liebe Katze Miaau,
Glücklich wäre Prinz Pipi,
Wärst du seine süße Frau!
Glücklich wäre Prinz Pipi,
Wärst du seine süße Frau,
Große Katze, weiße Katze,
Liebe Katze Miaau!

3.

Vom Fensterbrette springt sie schnelle,
Umarmt ist der kleine schwindsücht'ge Geselle.
Er blickt sie so gefühlvoll an,
Als wollt' er sagen: O süßer Bann!
Mir wird — aufgeh' ich vor Liebesglut —
Arabisch-spanisch-galizisch zu Mut.
An deiner weißen, weißen Brust
Ist Lieben und Sterben eine Lust.
Ha, milde Madonna, du beglückst mich —
Ach, grausam Wilde, du zerdrückst mich!
Schon fühl' ich meiner Rippen Gekrach,
Halt ein, halt ein! Genug! Ach! Ach! —
Doch Katzen wie ihre Göttin Venus
Haben Verständnis nur für das Genus,
Können platonische Rattenideen
Von Herz und Liebe nur wenig verstehn.
Und Arthur Schopenhauer zumal —
Was der sagt, ist ihnen ganz egal.
(Und schwärmen trotzdem für Meister Richard
Und merken nicht, daß er einen Stich hat
Von Schopenhauer .....) ja, ja, die Katzen,
Sie lieben inbrünstig und haben zwei Tatzen.
O hochgebildeter Prinz Pipi,
Nun hat sie dich, nun hast du sie.
Keine Elisabeth kann dich erretten
Aus dieser Venus spitzigen Ketten.
Abbeißt sie ihm stracks den prinzlichen Kopf:
Der arme, sentimentale Tropf!
In seinem Hirne der „Bildung" Wortwust
Bändigte nimmer der Katze Mordlust...
Wenn man bewundert die schönen Pelze —
Was hilft es, brechen sie uns die Hälse?
Wenn man kulturbeleckt auch ist,
Was hilft's, wenn uns die Katze frißt?
Sich selber verflucht er zuvor noch empört,
Als er vom nächsten Hausdach hört:
Kleines Kätzchen, weißes Kätzchen,
Liebes Kätzchen Miaau,
Still', o stille meine Sehnsucht,
Komm, o kleine, süße Frau!
Still', o stille meine Sehnsucht,
Komm, o kleine, süße Frau —
Kleines Kätzchen, weißes Kätzchen,
Liebes Kätzchen Miaau!

II.

Tristan und Isolde.

Im Wald auf der Wiese wandelt der Hirsch,
Kein Kgl. preußischer Kommerzienrat,
Nein, der vierfüßige Fürst des Waldes,
Ein Achtzehnender urahnigen Stammbaums.
Er zuckt mit den Zähnen, gedenkt er der Zacken,
Des Stirnschmuckkranzes, der krachenden Krone.
Wonnige Weiber, die selbst er sich wählte,
Erhöhen dem Helden sein herrliches Dasein.
Doch wehe des Gatten — zu gerne vergißt er,
Daß alt er im Wald bei den Weibern geworden.
Sie tragen ihm Treu noch, wähnt er, sich trügend ...

Umringt von den Seinigen ruht er nun rastend,
Lieblich gelagert auf lachendem Waldgrund.
Ein pfiffiges Vöglein pfeift wohl nas'weis:
Hüte dich, hüte dich, Herrscher der Weiber!
Keinen verjüngen die jagenden Jahre,
Hirschkühegemahl, ohnmächtiger Marke! —

Von neuem pfeift pfiffig das naseweise Vöglein:
Horch, hörst du nicht den herrlichen Junghirsch
Wie brausende Brandung schon fern durchbrechen
Die knisternden Zweige gleich knackenden Knochen?

Der Hirsch hört nichts, der blinde Herr!
Aufhorcht nur der Hindinnen holdest' und hehrste:
O naht sich mein trauter und treuester Tristan?
Kein trister Trauthahn, der treue Tristan?
Beim Trunk aus dem Waldquell trank ich ihm Treu' zu:
Stets bindet der Zauber, entzündend, verzehrend —
Wasser, Wasser in wonnigen Wellen! . .
Und wieder seufzt sie süß sinnig: O Greis,
So stolz du dich stellst, so stolz du auch stehst,
Nicht kannst du mehr mich küssen und kosen.
Hin starb dir die Stärke, die stählerne Kraft.
Jungleben nur beut mir belebende Labe —
So liebehungrig hauchet die Hindin . . .

Nah und näher aus Waldesnacht
Wallt der Gewaltige windgleich heran.
O Braut, weltbrüstige, seufzt er inbrünstig,
Ich komm' und erlös' dich in kühnlichem Kampf! —
Heil hauen zusammen der Hirsche Geweihe!
Sie schnauben und schnalzen und schnappen nach Luft.
Hirschkühegemahl, ohnmächtiger Marke,
Mußt flüchten und fliehn vor Junghirsch, dem flinken,
Und hörst noch wie Hohn von der holden Hindin,
Daß lang sie in Lüften schon liebte den Jüngling
In heimlichen Stunden, wo fern du standest,
Um wachend zu lauschen im Wald auf der Wiese,
Daß keiner, o König, von deinem Glück koste . . .
Wie Hohn noch erhallt dir sein heller Gesang,
Die weiche, wildwogende, Wagnerische Weise:

Sind alle besäuselt, selbst dann, dann nur —
„Bin ich die Welt,
Liebeheiligstes Leben,
Wonnehehrstes Weben,
Niewiedererwachens
Wahnlos
Hold bewußter Wunsch!"
Holdrio, holde, hehre Isolde — — —
Aber nun laß uns vernünftig genießen!

Berlin. Oscar Linke.



Die Blitztoni.

Eine Hofgeschichte von Rudolf Eichfeld.

(Baden-Baden.)

I.

Se. Durchlaucht der regierende Herzog von N. war ein aufgeklärter Fürst. Vorsichtig und gewandt in der Wahl seiner Ratgeber, huldigte er einem gemäßigten Liberalismus, sprach selten bei öffentlichen Gelegenheiten; aber wenn er es that, stets gut, und hatte es verstanden, Anno 66 so geschickt durch die Stürme und Wirren der Zeit zu steuern, daß sein Land der Einverleibung entgangen war, und er noch immer unentwegt auf dem Throne seiner Väter saß.

Wenig war dem begabten Manne fremd. Er bewegte sich mit Leichtigkeit und Verständnis auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens und hatte aus seinem kleinen gottgesegneten Lande eine Art Musterstaat gemacht, in welchem Künste, Handel und Gewerbe florierten und es sich recht angenehm leben ließ.

Seine Residenz konnte sich mit Stolz rühmen, eine der ersten Bühnen Deutschlands, ausgezeichnete Bildungsanstalten, Musik- und Maler-Akademien zu besitzen, eine Stätte zu sein, wo allen Musen gehuldigt wird . . .

Weniger glücklich war er an seinem Hofe. Die Erfolge, welche ihm in der Politik und öffentlichen Verwaltung treu geblieben, ließen ihn zu Hause hie und da im Stiche. Das kam, weil er es hier mehr mit dem Ewig-Weiblichen zu thun hatte, welches sich bekanntlich nicht leicht regieren läßt und seit Anbeginn der Welt dem sogenannten Herrn der Schöpfung viel Kopfzerbrechen verursacht.

Da war vor allem die Herzogin, seine Gemahlin, eine gar gütige, liebevolle Herrscherin; aber sie hatte ein zu weiches Herz und befand sich bei der geringsten Veranlassung im Zustand der Rührung. Obgleich nun die hohe Frau gelernt hatte, sich zu beherrschen, und nur gelegentlich eine verstohlene Zähre, rasch weggewischt, Zeugnis ablegte von den Gefühlen, die sie bewegten, so machte ihn diese Rührseligkeit, wie er es im Herzensgrunde nannte, und die er stets bemerkte, doch sehr nervös. Eine Frau weinen zu sehen, war ihm schrecklich. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo auch diese sanfte, nachgiebige Gattin ihren Willen durchzusetzen wünschte, brauchte sie nur einige Thränen zu vergießen, und sie war ihres Erfolges sicher.

In zweiter Linie kam die thatendurstige Prinzessin Eulalie, Seiner Durchlaucht unverheiratete, achtundvierzigjährige Schwester.

Auch sie war, gleich ihrem Bruder, um Anno 66 herum, sitzen geblieben; nur daß es in ihrem Falle kein Glück, sondern ein Malheur war, welchem selbst Prinzessinnen hie und da unterworfen sind. Jetzt litt sie an einer unheilbaren Krankheit, der sogenannten Gründungswut. Sie hatte schon unzählige Suppenküchen, Stifte, Martha-Häuser und Kleinkinderschulen ins Leben gerufen. Fast schien es, als sei das ihr vorschwebende Ideal, aus dem N.'schen Lande eine einzige, große Wohlthätigkeitsanstalt zu machen. Konnte sie doch in Bezug auf dasselbe mit Gretchen ausrufen:

„Ich habe schon so viel für Dich gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt."

Es zeigte sich aber regelmäßig, daß dennoch zu thun übrig blieb und die fieberhafte Thätigkeit der Prinzessin stets neue Nahrung fand.

Der Hof und die Gesellschaft murrten zwar insgeheim, denn es wurden immer wieder Ansprüche an deren Geldbeutel gemacht. Die Wohlthätigkeitskonzerte, lebenden Bilder, Bazars, Theatervorstellungen zu edeln Zwecken wollten kein Ende nehmen, und man fand nachgerade das alte Sprichwort: „Noblesse oblige" recht lästig. Die Prinzessin hatte es sogar verstanden, ein „Position et fortune obligent" daraus zu machen, und man seufzte schwer unter der oft recht unfreiwilligen Steuer. Allein, die Urheberin derselben verfügte über eine glühende Beredsamkeit und hatte die Herzogin und ihre guten Absichten für sich. Beide waren unangreifbar. Stellten sich Hindernisse in den Weg, so appellierte sie an das weiche Herz der Landesmutter. Hatte letztere erst einige Thränen vergossen, so war das Feld gewonnen. Der Herzog widerstand in solchen Fällen nur selten seiner Gemahlin, niemand widerstand dem Herzog, und somit setzte die Prinzessin meist ihren Willen durch.

Doch diesen großen Einfluß mißbrauchte sie nur im Interesse der von ihr ins Leben gerufenen Anstalten. Das Allgemeinwohl lag ihr am Herzen. Ihre historischen Ideale waren ein Vincentius von Paulus, eine heilige Theresa. Pflichtgetreu, streng gegen sich selbst und gegen andere, haßte sie prinzipiell Intrigue und Protektionswesen, und das einzige, was man der jungfräulichen Eulalie vorwerfen konnte, war, daß sie zuviel unternahm und all diese Gründungen ihr über den Kopf zu wachsen drohten.

Im allgemeinen erfreute sie sich bei Hofe keiner besonderen Beliebtheit. Selbst der Herzog war ihr oft gram und soll einmal gelegentlich der Gründung eines Heims für alleinstehende Konfektionsdamen sehr ungnädig gewesen sein, in Bezug auf die Durchlauchtigste Schwester, und in den Bart gemurmelt haben: „Verwünschte alte Jungfer!"

Allerdings war die ihm damals zunächst stehende Oberhofmeisterin, welche behauptete, diesen Ausspruch gehört zu haben, am linken Ohre etwas taub. Ihr Bericht konnte also nicht ganz zuverlässig sein, und man nahm an, es könne auch geheißen haben: „Wer wünschte allen Jungfern — zu helfen!" oder vielleicht: „Erwünscht wenn alles Jungfern!" oder am Ende hatte die Äußerung gar keinen Bezug auf das Heim. Kurz, man blieb in Zweifel über die Gefühle des hohen Herrn, und jedenfalls bekam die Prinzessin die Bewilligung zu ihrer neuen Gründung.

Eine weitere Blüte dieses Hofes war die kleine Antonie von Hohenadlersburg, auch hie und da die „Blitztoni" genannt. Sie war sehr jung, aber von uraltem Adel, sehr lebenslustig, aber ohne alle Mitgift. Die Hohenadlersburg waren von jeher sehr lebenslustig gewesen. Es lag in ihrem Blut. Leider war das Resultat dieses Atavismus, daß die letzte ihres Stammes kein weiteres Erbe besaß, als ein stark verschuldetes Familiengut.

Die Fürstin hatte sie aus Pietät für ihre Vorfahren zur Hofdame ernannt und dem lieblichen, originellen Mädchen bald ihre ganze Huld geschenkt. Sie hatte gehofft, daß es in dieser Stellung gelingen werde, der schönen Antonie eine passende Partie zu finden. So manches wenig begüterte Fräulein hatte sich schon als Hofdame verheiratet, daß der Eintritt in diese Stellung dem in eine Versorgungsanstalt schier gleichbedeutend war; allein diesmal sollte das Oftbewährte nicht zutreffen. Die Blitztoni blieb trotz ihrer blonden Locken, ihrer dunkeln Augen und übermütigen Laune unbegehrt.

„Man lachte und scherzte gern mit ihr,
Doch nahm sie keiner von allen."

Das kam in erster Linie, weil sie gar keine Mitgift hatte. In zweiter Linie aber allerdings auch, weil sie für sehr fin de siècle galt und im Geruch der Unzuverlässigkeit stand. Es war nicht unbekannt, daß ihre selige Mutter und ditto Großmutter — von den Urahnen gar nicht zu reden — der Skandalchronik ungewöhnlich viel Material zur Verarbeitung geliefert hatten, und es schien höchst unwahrscheinlich, daß die schöne Antonie einem so edeln Beispiele nicht folgen werde.

Aber wie es im grauen Altertum Ritter gab, welche bestanden, was keiner besteht, ja sogar den Kampf mit dem Drachen, dem Tod und dem Teufel aufnahmen und — siegten, so gab es auch am herzoglichen Hofe Kavaliere ohne Furcht und Tadel, welchen das Unternehmen, die wilde Toni zu zähmen, „eitel Freud' und Lustbarkeit" bereitet hätte. Den Kampf mit dieser kleinen Brunhilde wäre mancher gerne eingegangen, der schwierigere Kampf mit ihren Gläubigern jedoch schreckte zurück. Sie schien auch ganz

dazu angethan, das väterliche Schuldenerbe späterhin nur noch zu vermehren, und auch diese Aussicht hatte wenig Verlockendes für eventuelle Freier.

Die gutmütige Herzogin würde zwar gerne die nötige Mitgift gespendet haben; allein, das ging nicht wohl an. Dadurch wäre ein Präcedenzfall geschaffen worden, der sämtlichen vermögenslosen, vornehmen Mädchen des Landes Hoffnungen auf die fürstliche Kasse gemacht hätte. Man hatte ihr diese Umstände auseinandergesetzt, und sie war vernünftig genug, einzusehen, daß es ebenso thöricht als ungerecht wäre, hier die Vorsehung zu spielen.

Doch der gütigen Herrin lag das Wohl ihrer Lieblings-Hofdame sehr am Herzen, und sie ersann immer wieder neue Heiratsprojekte, welche sie dem Gemahle spät abends, in der Stille ihrer Privatgemächer vorzulegen gewohnt war. Diese erwiesen sich stets als illusorisch, und da dem erfahrenen Herrscher, trotz seiner Weisheit, die Kunst, ein adeliges Fräulein ohne Mitgift standesgemäß unter die Haube zu bringen, nicht geläufig war, so fing das Mädchen Toni nachgerade an ihm fürchterlich zu werden.

Die Herzogin, die Prinzessin Eulalie und Fräulein von Hohenadlersburg verstanden es somit, den sonst so heiteren Horizont Seiner Durchlaucht zeitweise zu trüben; allerdings ganz ohne, oder doch nur mit lobenswerter Absicht, und deshalb war hier wenig zu thun, und der kluge Herrscher betrachtete diese häuslichen Widerwärtigkeiten als eine Art Prüfung, welche er ohne allzuviel Murren in Geduld hinzunehmen habe.

II.

Fräulein von Hohenadlersburg stand vor dem großen Spiegelschrank ihres Toilettezimmers und betrachtete aufmerksam ihr eigenes reizendes Bild, das sich ihren Blicken darbot.

„Nun, wir wären ja ganz passabel," meinte sie, sich langsam umdrehend. „Der Jakobsohn hat Geschmack, das muß man ihm lassen, und dann drängt er nicht zum Bezahlen — wiederum ein Zeichen von Geschmack. Wir werden noch einige Grad mehr Bewunderung ernten, als gewöhnlich: „Gnädiges Fräulein sehen heute Abend ganz besonders entzückend aus. Haben wohl den Gürtel der Frau Venus entwendet! — Immer im Superlativ, Baronesse!" . . . Ha, ha, ha! **Mille grâces mes beaux Messieurs**, wir sind an Komplimente gewöhnt, wir sind immer entzückend, auch ohne semitische Nachhilfe. Unsere christlich-adeligen Reize deutscher Nation genügen . . . Aber lustig ist es doch, wenn einem alles die Cour macht! Das Leben ist überhaupt wunderhübsch:

„„Oh, Schönheit, Wein und Sommernacht!" wie der Kollendorf neulich ausrief . . . Wohl ein Citat? Aber wo er es her hat, wollte er mir doch

nicht sagen. Aus dem Tannhäuser?! Als ob ich ihn nicht oft genug gehört hätte, um nicht zu wissen, daß kein derartiger Ausruf darin vorkommt . . . Ja, das Leben ist wirklich nicht übel, besonders wenn man neunzehn Jahre zählt, alle Toiletten von Jakobsohn bezieht und Ursache hat, mit dem Spiegel zufrieden zu sein.

„Oh, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen — Liebe!"

„Das ist nicht aus dem Tannhäuser, das ist von Schiller, und ich weiß, was es heißen soll, aber . . . in wen bin ich denn verliebt? — Eigentlich in niemand, oder in alles: in das Leben, die Blumen, die Musik, in alles was schön und bezaubernd ist. Ach Gott, mir schwindelt oft, so wunderbar erscheint mir die Welt, und ich möchte laut aufjauchzen wie die Lerche und singen und lobpreisen, daß das Leben so unaussprechlich herrlich und berauschend sein kann."

In diesem Augenblick klopfte es leise an die Thüre, und die Kammerfrau der Baronesse erschien mit einem kunstvollen Blumenkörbchen.

„Von Fräulein von Kollendorf," sagte sie, das Körbchen auf den Tisch stellend und ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich lasse dem gnädigen Fräulein herzlich danken, erwiderte die kleine Toni verschmitzt lächelnd, und entnahm dem Körbchen eine Rose, die sie an ihrem Gürtel befestigte.

Die Kammerfrau hatte sich wieder entfernt, und während die jugendliche Hofdame die durch ihren Raub entstandene Lücke auszufüllen suchte, fiel ihr ein kleines Briefchen in die Hände. Lachend öffnete sie es.

„Wollen doch sehen, was das gnädige Fräulein zu melden hat."

Der Umschlag enthielt ein Gedicht — ein längeres Gedicht, in welchem mit glühender Begeisterung eine schöne Schäferin besungen ward:

. . . „Und ihrer dunkeln Augen Pracht
Erglänzet wie Edelstein in der Nacht"

deklamierte Toni, auf das Blatt blickend.

Es klopfte nochmals, wieder trat die Kammerfrau ein, in der Hand ein herrliches Bouquet.

„Von Komtesse Wartenstein," meldete die Dienerin, indem sie die Blumen in eine Vase that, und da sie keine Befehle erhielt, das Zimmer wieder verließ.

„Wie bequem, daß meine Verehrer Schwestern und Cousinen haben. Hier finden diese angenehmste Verwendung. An diesem gestrengen Hofe dürfen ja selbst ein Paar harmlose Blüten nur unter falscher Etikette eingeschmuggelt werden. Und was ist denn daran? Nichts, gar nichts.

Ich acceptiere sie ja alle höchst unparteiisch. Auch aus diesem Strauße soll mich eine Rose schmücken."

Gesagt, gethan. Dann zeigte ein Blick auf die Boule-Uhr an der Wand der jüngsten Hofdame, daß jetzt die Pflicht gebiete, bei ihrer Durchlauchtigsten Gebieterin zu erscheinen. Ein letztes Vorübergleiten an dem liebenswürdigen Spiegel, der ein so reizendes Bild zurückwarf, ein letztes Zurechtlegen der rebellischen, blonden Löckchen, und die schöne Toni flatterte hinaus, huschte gleich einem lieblichen Elfenkinde lautlos über die Teppiche und verschwand in den hellerleuchteten Korridoren.

III.

Die Herren und Damen des Hofes hatten sich in einer Suite von Salons versammelt, noch in der Hauptsache im Rokokogeschmack möbliert, dem Stile der Periode, in welcher das Residenzschloß erbaut worden war. Nur da und dort erinnerten moderne Nippsachen, kostbare Empire-Vasen, oder ein von der Preuschen gemalter Wandschirm, daß man sich nicht mehr in der guten, alten Zeit befand, wo es bei Hofe noch möglich war, das Leben mehr von der idyllischen Seite aufzufassen.

Spiegel waren in reicher Fülle und so eigentümlich berechnet angebracht, daß man, richtig placiert, in einem Salon ganz gut sehen konnte, was in einem andern, entfernteren vorging, ohne selbst darin zu sein. Infolgedessen blieb sogar hinter den Wandschirmen ein tête-à-tête mit Schwierigkeiten verbunden. Es war recht unbequem.

Kandelaber und Lampen spendeten ein mildes, angenehmeres Licht als die großen Lüster, welche nur bei Festlichkeiten benutzt wurden. Ein Duft frischer Blumen und englischer Parfüms wehte dem Eintretenden entgegen, und das ganze sich darbietende Bild mußte auf den unbefangen Zuschauenden den wohlthuendsten Eindruck machen. Diejenigen freilich, welche hinter die Coulissen zu schauen vermochten, wußten, daß diese harmonische Außenseite nur der Triumph vollendeter Lebensformen ist, der glänzende Schleier, unter welchem Neid, Eifersucht und Intrigue ihr Wesen treiben.

Wenn nun auch die Empfangsäle des Residenzschlosses so ziemlich dieselben geblieben waren, wie zur Zeit der Schönpflästerchen und Allongeperücken, so ging doch aus der Konversation der Gäste sattsam hervor, daß man sich am Ende eines andern Jahrhunderts befand.

Erstaunt blickten die gepuderten Ahnenbilder an den Wänden auf die Prinzessin Eulalie hernieder, welche einem kleinen Kreise von Verehrern ihre Ansichten über die erfolgreiche Bekämpfung der Sozialdemokratie auseinandersetzte, während gleich nebenan einige Kammerherren, im Flüsterton,

die Theorien der Darwinschen Zuchtwahl besprachen, und eine andere Gruppe soeben vom Pessimismus auf den Impressionismus und die Plainair-Malerei gekommen war.

Das herzogliche Paar selbst war bereits erschienen und lauschte im dritten Saale, umgeben von den obersten Hofchargen und zahlreichen Repräsentanten der ersten Familien der Residenz, mit Interesse den Erzählungen eines berühmten Reisenden, der vor kurzem von einer größeren Expedition zurückgekehrt war.

Nur in dem ersten Saale, wo die Jugend vorherrschte, gab man sich einer etwas ungebundeneren Laune hin, die besser zu der Rokoko-Umgebung paßte. Sogar die Gespräche dieser Jugend erinnerten einigermaßen an die Tage Cagliostros und Mesmers; denn Baron Kollendorf wußte seine Zuhörerschaft durch Erklärungen über Hypnotismus und den Verkehr in der vierten Dimension sehr zu begeistern.

Auch Fräulein von Hohenadlersburg, welche die Herzogin für den Abend huldvollst ihres Dienstes enthoben hatte, war entzückt. Das wollte sie näher kennen lernen. Kollendorf mußte ihr das Buch, aus welchem er seine Weisheit geschöpft hatte, leihen. Bei der ersten Gelegenheit würde sie ihn darum angehen, und dann wünschte sie sich noch sehnlichst, selbst hypnotisiert zu werden, um aus eigener Erfahrung einen so hochinteressanten Gegenstand beurteilen zu können.

Es schlug neun Uhr. Aus dem kleinen Tanzsaale ertönten die Klänge einer aufmunternden Polonaise — die Einladungen für den Abend hatten auf einen „thé dansant" gelautet — und die Jugend, oder was sich noch dazu rechnete, schritt paarweise, fröhlich weiter plaudernd, jenem Raume entgegen.

Obgleich die älteren Repräsentanten der Hofgesellschaft sich vorerst nicht den Tanzenden zugesellten, so waren die jungen Damen dennoch chaproniert; denn erstens dauert des Lebens Mai bei Hofe viel länger als in der Stadt, wo ein Mädchen mit sechsundzwanzig Jahren kaum noch zu tanzen wagt, während hier mit sechsunddreißig der jungfräuliche Lenz noch immer blüht, und zweitens giebt es gar manche wohlkonservierte Mama, welche trotz der hochaufgeschossenen Töchter, die vielleicht schon in der nächsten Saison vorgestellt werden sollen, nach wie vor mit Enthusiasmus dem Kultus der Terpsichore huldigt.

Fräulein von Hohenadlersburg war sehr begehrt. Sie war die gesuchteste Tänzerin und gab sich mit ausgelassener Lebensfreudigkeit dem Vergnügen hin.

Das neue Meisterwerk Jakobsohnschen Geschmacks hatte, wie seine Trägerin vorausgesehen, ihr noch mehr Komplimente eingetragen als ge-

wöhnlich; allerdings aber auch den Neid verschiedentlicher junger Damen in der zweiten oder dritten Periode ihrer Blütezeit erregt und ebenso die betreffenden Mütter schwer gekränkt. Die natürliche Folge davon war, daß die schöne Toni scharf beobachtet und unter Schwestern einer strengen Kritik unterzogen wurde. Doch da man die Schwäche der Herzogin für diesen Irrwisch leider nur zu gut kannte, waren die ausgetauschten Bemerkungen mehr orakelhafter Natur und nur dem Eingeweihten deren richtige Auslegung geläufig . . . .

Es war allgemach etwas warm geworden. Die Saison nahte ihrem Ende, und der Luftheizungsapparat, sowie eine für die Jahreszeit ganz ungewöhnlich milde Temperatur erzeugten eine Atmosphäre, die den Tanzenden schwül vorkam.

Fräulein von Hohenadlersburg hatte im Laufe des Abends bereits zwei Portionen Gefrorenes durch die schönen Lippen gleiten lassen, und doch glühte sie wie eine Centifolienknospe. Herr von Kollendorf, ihr augenblicklicher Kavalier, hielt es für seine Pflicht, die verschmachtende Tänzerin ans Büffet zu führen, wo sie mit Entzücken rasch einige Gläser frappierten Champagner trank. Ihr Kavalier seinerseits sprach dem erfrischenden Naß noch viel energischer zu. Dann riefen aber die Klänge eines gar verführerischen Galopps wieder in den Saal zurück.

Kein anderer Tanz war der schönen Toni so entzückend vorgekommen wie dieser. Sie neigte ihr blondes Köpfchen auf eine Seite, schloß halb die dunkeln Augensterne, kam sich so elfenhaft leicht vor und sah nur tausend bunte Lichter im Fluge an sich vorbeiziehen.

Es ist vielleicht unvorsichtig, starken Wein so rasch zu trinken, besonders wenn man gleich darauf tanzt.

Herr von Kollendorf blickte auf seine Tänzerin, lächelte und raste nur wilder weiter.

„Oh Schönheit, Wein und Sommernacht!“ citierte unwillkürlich die kleine Bacchantin, als das Paar am offenen Fenster vorbeisauste und eine milde Nachtluft erfrischend ihre Wangen streifte.

Das Lächeln, welches um die Mundwinkel des Hofjunkers zuckte, accentuierte sich; doch hielt er es für unnötig, etwas zu erwidern.

„Herr von Kollendorf, Sie müssen mir das Buch leihen!“ sagte plötzlich die junge Dame in bestimmtem Tone.

Dieses Ansuchen wirkte lähmend auf den stürmischen Tänzer. Es war ihm in die Beine gefahren, denn er glaubte, es handle sich um das sehr verpönte Buch, aus welchem jenes Citat stammt. Die Verantwortung, einer jungen, höchst unvorsichtigen Hofdame den „Neuen Tannhäuser“ zu leihen! Wenn es die Herzogin erführe! Er schauderte.

„Aber, gnädigstes Fräulein, das Buch ist — nicht mehr in meinem Besitz."

„Dann verschaffen Sie es sich. Ich will es studieren, das Ding an mir selbst erproben."

„Bei Gott! Sie ist toll geworden!" murmelte der junge Mann und hörte jetzt ganz auf zu tanzen. „Das Ding an sich selbst erproben!!" ... Er war ein flotter Kavalier, ein Mann von vielen Graden; aber so etwas war ihm noch nicht vorgekommen ... Wer jenes Buch kennt, wird übrigens begreifen, daß er Ursache hatte, verblüfft zu sein.

Unterdessen stand die schöne Toni neben ihm, ein Bild unbefangenster Jugendlust. Sie gebrauchte eifrig den Fächer und schaute beglückt und selig vor sich hin.

„Haben Sie es schon einmal probiert?" frug sie nach einer Pause den jungen Mann.

„Probiert ... ich? Bitte, wie verstehen Sie das?"

„Nun, ganz einfach, ob Sie sich schon in den beschriebenen Situationen befunden, ob Sie nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch geübt haben."

Der junge Mann wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Allerdings," stotterte er verlegen, während ihn die schöne Toni groß und voll anschaute, gespannt seinen Antworten lauschend.

„Und hatten Sie einigen Erfolg?"

Es ward dem sonst so sattelfesten Kavalier immer schwüler.

„Oh ja ... gewiß ... einigen Erfolg."

„Sie könnten also auch mich hypnotisieren?"

Herr von Kollendorf antwortete nicht gleich. Es war ihm etwas schwindelig geworden. Dann atmete er tief auf.

„Bitte, Baronesse, wovon sprechen wir denn eigentlich?"

Die Angeredete sah ihn erstaunt an.

„Wovon? Nun vom Hypnotismus, von Suggestion, dem Buche, aus welchem Sie Ihre Weisheit geschöpft haben."

„Ja so!" erwiderte er gedehnt, sehr erleichtert, wenn auch nicht ohne einen leisen Anflug von Enttäuschung. „Ja freilich, ... ich habe das Buch und werde mir erlauben, es Ihnen morgen zuzuschicken."

„Da sehen Sie!" sagte Toni, und schalkhaft lächelnd fügte sie, mit dem Fächer drohend, hinzu: „Ich glaube, ich glaube, der Champagner ist Ihnen etwas zu Kopfe gestiegen."

IV.

Am folgenden Tage hatte Herr von Kollendorf Gelegenheit, den Fluch der bösen That an sich selbst wahrzunehmen. Es war sehr unpassend gewesen, den „Neuen Tannhäuser" vor Damen zu citieren; besonders vor

so jungen. Toni hatte sich das Citat gemerkt, und infolge ihres unwillkürlichen Ausrufs war jener verhängnisvolle Irrtum entstanden. Er konnte ihn unmöglich erklären und galt nun dafür, ein geübter Magnetiseur zu sein; obgleich er bisher absolut nichts magnetisiert hatte.

Ein moralischer Katzenjammer hatte sich seiner bemächtigt. Mißmutig nahm er das Buch über Hypnotismus zur Hand und las das Kapitel, welches von den nötigen Manipulationen handelte, um den magnetischen Schlaf hervorzubringen, aufmerksam durch.

Im Grunde schien das alles sehr einfach. Am Ende würde es doch gehen.

Er pfiff seinem schwarzen Pudel, der ihm gegenüber auf einen Stuhl springen mußte, hielt die Hände an die Vorderpfoten desselben, sah ihn scharf an und suchte seine ganze Willenskraft darauf zu konzentrieren, daß er einschlafen solle. Doch was Herr von Kollendorf auch versuchte, der sonst so folgsame Hund wollte sich absolut nicht hypnotisieren lassen. Er gähnte wohl nach einiger Zeit und zwar recht herzlich, es war aber leider kein Zeichen der beginnenden Narkose. Er gähnte immer, wenn er sich langweilte; auch stand in dem ganzen Buche nichts von Gähnen.

Vielleicht konnte man den tierischen Magnetismus nur auf Menschen anwenden! Allerdings sollen die Schlangen imstande sein, die Willenskraft ihrer Opfer allein durch den Blick zu lähmen; aber dafür sind es eben Schlangen. Herr von Kollendorf besaß weder die Klugheit dieses Reptils, noch hatte er sonst etwas schlangenartiges an sich.

„Glücklicherweise steht in diesem Buche, daß nicht jedermann empfänglich ist, und daß es Individuen giebt, die absolut nicht zu beeinflussen sind. Sollte ich also jemals in die verwünschte Lage kommen, meine Kunst ausüben zu müssen, so sind die Betreffenden einfach negative Naturen, die nichts annehmen. . . Allerdings könnte dann schließlich der ganze Hof negativ beanlagt sein, und das geht doch nicht. . . Nun, ist es erst so weit, so muß mir eben Wartenstein den Liebesdienst erweisen, sich in den magnetischen Schlaf versetzen zu lassen. Im Zustand der höchsten Extase kann er dann meinetwegen auch einigen geheimnisvollen Unsinn stammeln, und wer dann nicht befriedigt ist, den nenne ich wirklich difficil."

Nachdem der jugendliche Hofjunker diese Reflexionen gemacht hatte, fühlte er sich sehr beruhigt und begab sich beinahe so leichten Herzens wie gewöhnlich in das fürstliche Vorzimmer, um seinen Dienst anzutreten.

Als ihn kurz darauf der Herzog zu sich beschied, bemerkte er Gewitterwolken auf der Stirn seines durchlauchtigsten Gebieters. Letzterer sah sehr ungnädig aus, schob dem jungen Manne ein oppositionelles Zeitungsblatt zu, und auf einen angestrichenen Artikel deutend, befahl er:

„Lesen Sie das.“

Mit Erstaunen und mit Grauen las Herr von Kollendorf einen sehr boshaften Bericht über das neugegründete Heim der Prinzessin Eulalie für alleinstehende Konfektionsdamen. Da hieß es unter anderem:

„Leider waltet in diesem Hause nicht der Geist des positiven Christentums, welcher die erlauchte Gründerin beseelt. Wir möchten eher behaupten, daß heidnische Tendenzen vorherrschen. Grazien und Amoretten sollen in diesen Räumen ihr Wesen treiben, und die Göttin, welcher hier mit Vorliebe gehuldigt wird, ist Aphrodite, die Schaumgeborene ....“

Mit dem Ausdruck vorzüglich gespielter Indignation legte der junge Mann das Blatt nieder und bemerkte:

„Sicherlich eine infame Verleumdung. Befehlen Durchlaucht, daß hier eingeschritten werde?“

„Eingeschritten? Und wenn nun alles auf Wahrheit beruht? ... Nein, Kollendorf, noch nicht. Suchen Sie der Sache ganz unter der Hand auf den Grund zu kommen. Ich enthebe Sie Ihres Dienstes für heute und rechne auf Ihre Gewandtheit und Diskretion. Morgen früh berichten Sie mir über das Resultat Ihrer Nachforschungen.“

Herr von Kollendorf verneigte sich tief, hochbeglückt über das allerhöchste Vertrauen in seine Fähigkeiten. Er hatte den leichten Anflug von Ironie nicht bemerkt, der über die Züge des Herzogs glitt, als er ihm den Auftrag erteilte, und da er immer gesucht hatte, bei seinem Herrn sich eines würdigen Auftretens zu befleißigen, so zweifelte er nicht, daß es ihm gelungen sei, den gewünschten Eindruck hervorzubringen. Überhaupt schien Durchlaucht die Sache sehr ernst zu nehmen; was er aus dem Umstand schloß, daß unmittelbar nach ihm ein hoher Polizeibeamter vorgelassen wurde.

Herr von Kollendorf begab sich nach Hause, legte sich unterwegs einen Feldzugsplan zurecht und beschloß, unter der Etikette eines auswärtigen marchand de nouveautés, das ominöse Heim zu besuchen.

Einige Änderungen in seinem Äußeren waren unerläßlich. Dann füllte er eine kleine Reisetasche aufs Geratewohl mit etwas zusammengeballter Wäsche, ließ eine Droschke kommen und fuhr seinem Ziele entgegen.

Das fragliche Asyl befand sich in der Altstadt, im Hinterhause einer ziemlich winkeligen Straße, drehte aber dem Vorderhause sozusagen den Rücken und ging mit der Front auf ein hübsches Gärtchen.

Herr von Kollendorf ignorierte die Schelle. Er zog es vor, sich einstweilen etwas in den Lokalitäten umzusehen.

Gleich rechts im Gang befand sich eine Thüre, welche der junge Forscher öffnete. Das Zimmer war geräumig, niemand befand sich augenblicklich darin, und es schien wohl der Speisesaal zu sein. Außer den Öldruck-

bildern des herzoglichen Paares befanden sich nur ein großer Tisch, Stühle und ein Harmonium in dem Raume. Letzteres diente offenbar auch als Serviertisch; denn es stand noch einiges ungewaschene Kaffeegeschirr darauf. Zu stehlen gab es da nicht viel; deshalb war auch wohl der Eintritt nicht weiter erschwert.

Eben wollte er seine Inspektionen fortsetzen, als plötzlich ein flotter Gesang in der Nähe erschallte. Es blieb ihm knapp Zeit genug, sich rasch wieder gegen den Eingang zu retirieren, als sich auch schon ein Gemach am Ende des Ganges öffnete und eine große, stattliche Person von ungefähr fünfundzwanzig Jahren heraustrat, gerade dem Eindringling entgegen.

„Doch es kam vor, doch es kam vor,
Daß sich die Lieb' dabei verlor"

schallte es ihm entgegen.

„Man scheint Millöckers Muse hier zu verehren," dachte der improvisierte Geheimpolizist, indem er auf die Sängerin zuschritt, welche beim Anblick eines Besuches zu singen aufhörte.

„Was wünschen der Herr?" fragte sie mit starkem Berliner Accent, den Ankömmling auf seinen Wert musternd.

„Ich möchte die Frau Hausmutter sprechen."

„Die Hausmutter! Na, die is jestern zu ene Hochzeitsfeierlichkeit jefahren und man noch nich retour jekommen. Kann ich vielleicht etwas bestellen?"

„Pflegt die Hausmutter oft abwesend zu sein?"

„Sie pflegt ... Ja, pflegen thut sie sich. Jeden Morjen um zehne läßt sie sich Chokolade machen und um vier Uhr jenehmigt sie ene Flasche Bier; aber wir kriegen nischt."

„Das ist ja sehr bedauerlich. Die Hausordnung ist wahrscheinlich auch sehr streng und bindend?"

„I was! Ne, jebunden is hier niemand, höjstens Hektorn; aber nur, wenn er bellt. D'rum wedelt er auch bereits alles an. Sehen Sie, bei einen Herrn macht er man nie enen Radau, nur noch bei die Canaille."

„Kommt die denn auch hierher?"

„Na, ich meine Hausierer, Bettler und derjleichen Jewürm."

„Ah so ... Aber an wen muß ich mich in Abwesenheit der Hausmutter denn wenden? Ich bin Kaufmann Leerbach aus Frankfurt und wünsche einige Damen für mein Geschäft zu engagieren."

„Wünschen der Herr Direktricen, Verkäuserinnen, Taillenarbeiterinnen?... Ich selbst könnte mir als Probierdame empfehlen. Lucinde Schwarz aus Berlin," fügte sie, mit einem Knix sich vorstellend, hinzu.

Herr von Kollendorf wußte nicht, welche Funktionen einer Probier-

dame obliegen. Nur aus der russischen Geschichte erinnerte er sich ähnliches. Doch die Erfahrung vom vorhergehenden Abend mit Fräulein von Hohen-adlersburg machte ihn vorsichtig. Er wollte sich nicht wieder durch falsche Auslegungen blamieren.

„Für Probierdamen haben wir gegenwärtig keine Verwendung;“ antwortete er, aber Sie würden sich wohl eventuell auch als Verkäuferin placieren?“

„Eventuell, sehr eventuell . . . Mit diese Figur! Bedenken Sie doch, mein Herr!“ und dabei drehte sie sich langsam herum, um von allen Seiten eine Gestalt bewundern zu lassen, welche Qualität und Quantität in gleichem Maße in sich vereinigte.

„Allerdings, allerdings;“ . . . erwiderte Herr von Kollendorf, der sich auf einen Sklavenmarkt versetzt glaubte, etwas nervös, „aber wie gesagt — keine Verwendung, bedauere unendlich; dagegen würden Sie mir einen wirklichen Gefallen erweisen, wenn Sie mich einigermaßen über Moralität und Fähigkeiten der betreffenden Verkäuferinnen rc. aufklären wollten.“

„Moralität und Fähigkeiten? Is man in Frankfurt sehr für Moralität? . . . Ja . . . Na, ich jratuliere. Die Fähigkeiten von die Damen sind jroßartig; aber die Moralität is ene mittlere. Wenn Sie ene mit die Tugendrose jeschmückte wünschen, müssen Sie man anderswo vorsprechen.“

Das war positiv, sehr positiv. Arme Prinzessin Eulalie! Welch vernichtender Schlag. Arme alleinstehende Konfektionsdamen! Wir haben Euch in unserer Wage gewogen und zu leicht erfunden.

Aber Herr von Kollendorf mußte noch mehr wissen, und Lucinde Schwarz machte ihm bereitwilligst die Honneurs des Heims, wobei besonders die abwesende Hausmutter sehr schlecht wegkam; doch auch die Streiche ihrer Kolleginnen wußte sie des Breiteren zu berühren.

Schließlich, aufgemuntert durch des Kaufmanns ausgesprochenes Wohlwollen, ward die schöne Lucinde immer zutraulicher, und da die Kollendorfsche und die herzogliche Wage nicht einerlei Gewicht haben, so war der empfängliche Hofjunker persönlich keineswegs hierüber entrüstet; wenngleich er im Interesse der Prinzessin Eulalie mehr Zurückhaltung gewünscht hätte. Kurz, am folgenden Morgen konnte er seinem gestrengen Gebieter mit gutem Gewissen melden, daß der fragliche Artikel wirklich in keiner Weise übertrieben habe.

V.

Die Atmosphäre bei Hofe war eine etwas schwüle geworden.

Zum ersten Male war es nicht die Herzogin, sondern die Prinzessin Eulalie, welche verweinte Augen hatte. Gewitterwolken schwebten in der Luft und verfehlten ihre Rückwirkung weder auf die diensthabenden Hof-

chargen, noch auf die Dienerschaft und Lakaien; ja, bis hinunter zum kleinsten Küchenjungen ward empfunden, daß ein Wind der Ungnade wehte.

Das Staatsoberhaupt arbeitete in seinem Kabinett. Höchstdessen Gemahlin hatte ihre Damen entlassen und den Wunsch ausgesprochen, allein zu sein. Die Prinzessin Eulalie verfaßte in fieberhafter Eile einen Reformplan, ihr Heim betreffend, hatte der hochzeitlich angeheiterten Hausmutter sofort den Abschied geben lassen und eine garantiert strenge Frau aus einer Brüdergemeinde verschrieben. Aber ihrer Gründungswut war ein Ziel gesetzt. „Bis hierher und nicht weiter!" hatte der Machtspruch gelautet.

Fräulein von Hohenadlersburg, welche den Befehl erhalten hatte, sich in der Nähe aufzuhalten, saß in einem kleinen Salon, der durch eine Enfilade offener Flügelthüren auf der einen Seite zum herzoglichen Kabinett, auf der andern zu den Gemächern der Herzogin führte.

Sie langweilte sich sehr, hatte versucht, den neuesten Roman von Miß Braddon zu lesen, wäre aber beinahe darüber eingeschlafen und belebte sich erst wieder, als ein Diener ihr das versprochene Buch über den tierischen Magnetismus brachte.

Aber je mehr sie darin las, je schwüler ward es ihr. Da kamen Wörter vor, welche sich ganz schauerlich ausnahmen und von denen sie absolut nicht wußte, was sie eigentlich bedeuteten.

„Hypotaxie", „Amnesie", „Anästhesie"! Was konnte das wohl sein? Hätte man der jungen Hofdame gesagt, es seien die Namen dreier Dämonen der Nacht, sie hätte es beinahe geglaubt; obgleich es doch wohl nicht gar so schlimm war . . . Und „dynamische Neurosen"? Welch mysteriöse Krankheit! Dynamit ist ein Sprengstoff, Neurosen sind Nervenzustände; also vielleicht eine Nervenkrankheit, bei welcher der Patient das Gefühl hat, als könne er jeden Augenblick in die Luft springen.

Freilich kamen auch wieder ganz verständliche Stellen. Da hieß es unter anderem:

„Es sind vorzugsweise blasse, anämische Individuen, welche dem Hypnotismus verfallen."

Sie hielt inne, blickte in den ersten besten der zahlreichen Spiegel und gewahrte eine durch Spiegelung hervorgerufene lange Reihe junger Baronessen von Hohenadlersburg; aber sie sahen alle sehr blühend aus, gar nicht anämisch. Schade, jammerschade! Sie seufzte und las weiter:

„Zu den altbewährten, sichtbaren drei Dimensionen des Raumes ist eine vierte, unsichtbare hinzugekommen, in welche hinein dreidimensionale Objekte, wie Tische und dergleichen, vor den sehenden Augen verschwinden, und aus welcher heraus, von unsichtbaren Händen geworfen, Kohlenstücke dem erschreckten Zuschauer um den Kopf fliegen, Glieder ohne Rumpf auftauchen"...

„Entsetzlich!" Ein Schauer durchrieselte die wißbegierige, junge Dame. „Also kann man durch den Hypnotismus gewiß auch Geister beschwören! Wie grausig und doch wie anziehend! Gottlob, daß es nicht Nacht ist! . . . Hat da nicht eben etwas geknistert? . . . Doch wohl nicht. Man wird leicht nervös, wenn man sich mit solchen Dingen beschäftigt."

Von neuem in ihr Buch vertieft, las sie:

„Mit Hilfe des Mediums Slade wurden Geister citiert und deren unsichtbare Fußstapfen photographiert."

„Unsichtbare Fußstapfen photographiert!" . . . Es kam der begeisterten Adeptin doch etwas sonderbar vor, daß man imstande sein könne, etwas zu photographieren, das unsichtbar ist. Bisher hatte sie stets der Meinung gehuldigt, zum photographieren müsse etwas Sichtbares vorhanden sein. Sie seufzte abermals. Es gab offenbar noch viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich ihre Hofdamenweisheit nichts träumen ließ.

„Knisterte es eben nicht wieder? Es war so stille im Schloß, daß das geringste Geräusch eigentümlich beängstigend wirkte. Auch die vielen Spiegel, in welchen ihr eigenes Bild ein fremdartiges, unabhängiges Leben zu führen schien, machten einen unheimlichen Eindruck. War es doch, als sei die Dame da drin gar nicht sie selbst, sondern eine geheimnisvolle Doppelgängerin. Allein eine Hohenadlersburg hat Mut. Die Hohenadlersburg sind leichtlebig, verschwenderisch, aber ohne Furcht, wenn auch nicht immer ohne Tadel. Der letzte Sprößling dieser Recken schüttelte also das überhandnehmende Gruseln als etwas seiner Unwürdiges ab und versenkte neuerdings die Gedanken in die spannende Lektüre.

Jetzt folgte eine Beschreibung über die Art, wie der magnetische Schlaf hervorgebracht wird:

„Hansen läßt bekanntlich seine Versuchspersonen zuerst auf ein stark funkelndes Glas hinstarren. Nach dieser Vorbereitung führt er mit der Hand einige Streiche über das Gesicht, ohne dasselbe zu berühren, und drückt ihnen sodann, leise die Haut streifend, Augen und Mund zu, letzteres unter gleichzeitigem Streichen der Wangen."

Die Leserin hielt inne. Wiederum jenes Knistern. Über den Spiegel ihr gegenüber glitt es wie ein Schatten. Unwillkürlich schloß sie die Augen, öffnete sie aber gleich wieder; denn gewiß war das alles nur ein Spiel ihrer erregten Einbildung.

„Also unter gleichzeitigem Streichen der Wangen," sagte sie halblaut und suchte die betreffende Stelle in ihrem Buche.

In demselben Augenblick fühlte sie, wie zwei unsichtbare Hände sanft über ihre Wangen glitten.

Trotz dem berühmten Hohenadlersburgschen Mute fuhr die junge

Dame, mit einem halbunterdrückten Schrei, entsetzt zurück, wendete sich um und sah — Herrn von Kollendorf, der sich höflich vor ihr verneigte und beteuerte, er habe nur versuchen wollen, sie von rückwärts zu hypnotisieren.

„Kollendorf, Sie haben mich furchtbar erschreckt," erwiderte die schöne Toni mit höchst ungnädigem Stirnrunzeln. „Ich verbiete Ihnen ein für allemal, je wieder den Versuch zu machen, mich, ohne meine Zustimmung, zu hypnotisieren."

„Aber gnädigstes Fräulein haben ja selbst den Wunsch ausgesprochen..." meinte der Hofjunker mit heuchlerisch zerknirschter Miene.

„Ach was! Ich habe nie den Wunsch ausgesprochen, auf unpassende Weise erschreckt zu werden. Zur Strafe setzen Sie sich mir da gegenüber und erklären Sie mir einiges... Was ist Hypotaxie?"

„Hypotaxie? ... Es ist ein griechisches Wort. Griechische Wörter sind nicht immer verständlich, auch in der Übersetzung... „Hypo" heißt... Schlaf, „Taxie" ... nun das wird wohl die Taxe, die Gebühr sein, welche man dem Hypnotiseur zu entrichten hat."

„So! ... Ich hatte geglaubt, „Hypnos" heiße Schlaf... Nach ihrer Erklärung ist aber das Wort gar nicht schwer verständlich... Verlangen Sie auch eine Gebühr?"

„Nein, mein gnädigstes Fräulein, ich thue es auch ohne Hypotaxie; besonders für Sie. Ein gütiger Blick aus Ihren schönen Augen ist Lohn, der reichlich lohnet."

„Sagen Sie keine Dummheiten und antworten Sie auf meine Fragen... Sie wenden also auch die Hansensche Methode an?"

„Wieso? Nicht daß ich wüßte."

„Nun, Sie streichen doch die Wangen, und hier steht ausdrücklich, daß Hansen dies auch thut. Lesen Sie selbst: ... „letzteres unter gleichzeitigem Streichen der Wangen"."

Der galante Hofjunker hatte sich tief herabgebeugt, um die betreffende Stelle genauer lesen zu können. Sein parfümierter Schnurrbart streifte das liebliche Gesichtchen des Fräuleins, und dieses empfand bei der Berührung ein so außergewöhnliches Gefühl, daß es ihr vorkam, als müsse sie trotz ihres blühenden Äußeren doch ein ganz passables Medium abgeben.

„Allerdings, das stimmt," erwiderte Herr von Kollendorf, der die Stelle unnötig lang studiert zu haben schien. „Ich wußte nur nicht, daß Hansen eine ähnliche Methode anwendet. Ich sage ähnlich, denn meine ist einfacher."

„So, ist sie das? Haben Sie denn noch andere Werke über diesen Gegenstand studiert, als dieses eine hier?"

„Die schwere Menge."

„Nun, um so besser ... Und wie machen Sie es denn?"

„Ich kann das, wenn gnädiges Fräulein einmal hypnotisiert zu sein wünschen, am besten in der Praxis erklären."

„Ja, wissen Sie, mein lieber Herr von Kollendorf, ich möchte gar zu gerne hypnotisiert werden; . . . aber es schickt sich doch gewiß nicht, daß wir hier, so allein . . ."

„Allein müssen wir sein, unter allen Umständen; wenigstens das erste Mal. Die größte Sammlung und Stille ist nötig. Ich bin kein Magnetiseur von Profession, Sie kein geübtes Medium, und somit müssen wir die äußerste Vorsicht anwenden, um auch nur den kleinsten Erfolg zu erzielen."

„Wie fängt es denn an?" fragte die neugierige Evastochter, noch halb zögernd und doch schon fast überzeugt.

„Oh, für den zu Hypnotisierenden ganz einfach. Derselbe streckt sich, zum Beispiel auf diesem Sofa, bequem aus, als wolle er sich, in halb sitzender Stellung, zur Ruhe begeben. Sehen Sie so . . . Dann setze ich mich auf den Rand des Sofas, lasse mit sanftem Druck die Hände ihre vollen, runden Arme entlang gleiten, erfasse hierauf Ihre beiden allerliebsten, kleinen Händchen und blicke Ihnen scharf in die großen, dunkeln Augen, indem ich Ihnen befehle, einzuschlafen."

„Lassen Sie doch die vielen Eigenschaftswörter weg, entgegnete Fräulein von Hohenadlersburg etwas ungeduldig. Sanft, voll, rund, klein, groß ist ganz überflüssig."

„Meinen Sie?"

„Gewiß, ich meine es. Sagen Sie mir lieber, was sich ereignen wird, wenn ich einschlafe. Kann ich die Zukunft voraussagen, geschlossene Briefe lesen? Wird etwas aus der vierten Dimension oder am Ende gar ein Geist erscheinen?" fragte die schöne Toni erregt.

„Das kommt alles auf Ihre Fähigkeiten als Medium an. Es sollte sich allerdings etwas ereignen; aber ob schon nach der ersten Sitzung, ist doch sehr fraglich. Vielleicht sind Sie auch eine negative Natur und überhaupt nicht hypnotisierbar."

„Das wird sich zeigen ... Herr von Kollendorf, ich bin bereit," sagte die junge Dame würdevoll, indem sie ihren Mut zusammennahm, auf das Sofa zuschritt und sich regelrecht ausstreckte. Sie fuhr aber alsbald wieder empor.

„Nein, es geht doch nicht. Ich bekomme Herzklopfen."

„Das vergeht bald. Bitte, bleiben Sie nur ganz ruhig liegen. Geben Sie mir Ihre beiden kleinen Händchen und schauen Sie mich an . . . So, jetzt ist es recht . . . Gott, was haben Sie für wundervolle Augen."

Die schöne Toni lachte. — „Sie hatte wohl kein Herzklopfen mehr."

„Aber, Herr von Kollendorf, wir sollen ja nicht sprechen."

„Es geschah auch bloß, um Sie wegen des Herzklopfens zu beruhigen.“

Es erfolgte nun eine längere Pause. Der verliebte Hofjunker hätte ewig dasitzen mögen, so reizend erschien ihm die Situation, so berückend war die Schönheit der vor ihm Liegenden. Nicht sie, sondern er war hypnotisiert. Dieser wunderbare Blick hatte es ihm angethan.

Herr von Kollendorf war erst fünfundzwanzig Jahre alt, im Besitze eines unabhängigen Vermögens und eines reichen Erbonkels. Die jugendliche Hofdame war die Primadonna seines Herzens; aber verschiedener Gründe halber dachte er nicht ans Heiraten. Erstens, weil er überhaupt nicht dafür war — das lag noch in nebelgrauer Ferne — und zweitens, weil er sich auch dann nur unter gewissen Bedingungen ins Joch der Ehe begeben wollte. Die entzückende Toni erfüllte indes nur wenige dieser Anforderungen. Es konnte ihm also nicht einfallen, sich wirklich um sie zu bewerben; doch sie war ein kleines Meisterwerk der Natur, das er als solches sehr zu schätzen wußte, und eine harmlose Flirtation ist ja nicht bindend.

Plötzlich schloß das Fräulein die Augen; nicht weil sie Schlaf empfand, sondern weil der feurige Blick ihres Magnetiseurs sie genierte. Er war in ihren Anblick völlig verloren, war fasciniert von den vor ihm ausgebreiteten Reizen.

Wie verführerisch winkten doch diese goldenen Löckchen, — um den halbgeöffneten Mund schien noch ein Lächeln zu spielen, und die schwellenden Lippen lockten so verheißungsvoll. Und nun gar diese Grübchen! Man sollte sich mit solchen Grübchen wirklich nicht hypnotisieren lassen . . . Herr von Kollendorf fing an, den Kopf zu verlieren, vergaß allmählich die Ursache der Situation, vergaß das Gefährliche derselben, und da er kein starker, willenskräftiger Jünger Mesmers war, sondern nur ein verliebter Hofjunker, so widerstand er nicht lange der Versuchung, beugte sich hernieder und preßte einen glühenden Kuß auf die kirschroten Lippen, die ihn zu rufen geschienen.

Fräulein von Hohenadlersburg war durch die tiefe Stille ringsum, die geschlossenen Augenlider, nach und nach in eine Art lethargischen Zustand verfallen, der sie unfehlbar in die Arme des mohnbekränzten Gottes geführt hätte, wenn sie nicht unterwegs in andere Arme gekommen wäre.

Im Nu war der schöne Zauber von Hypnose und Somnambulismus verschwunden. Das Opfer schnöden Verrats schlug heftig um sich. Es war unmöglich, zu schreien; denn selbst, wenn dies im Palais angegangen wäre, so bildete doch die allzu intime Nähe des Kollendorfschen Schnurrbarts ein schier unüberwindliches Hindernis. Schließlich gelang es jedoch, dieses endgültig zu beseitigen. Die empörte Toni war sehr rot im Ge-

sicht, ihr Atem ging stürmisch und sie öffnete soeben die Lippen zu einer vernichtenden Strafpredigt, als sie unwillkürlich einen Schreckensruf ausstieß und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Sie hatte eine Gestalt bemerkt, die regungslos unter einer der Thüren stand — offenbar etwas aus der vierten Dimension. Auch Herr von Kollendorf drehte sich jetzt rasch um und — fuhr entsetzt zurück.

Was er gesehen hatte, war jedoch keine geisterhafte Erscheinung aus einer andern Welt, sondern etwas viel Schrecklicheres. Es war — der Herzog.

Verwirrung, Schrecken und Verlegenheit malten sich auf den Zügen des Hofjunkers.

„Ich störe wohl,“ sagte endlich der Herzog mit wohlwollendem Lächeln.

„Durchlaucht verzeihen, tierischer Magnetismus,“ stotterte der junge Mann, der vollständig die Fassung verloren hatte.

„Ja, ich weiß, der Magnetismus, welcher gleichgestimmte Seelen zusammenbringt . . . Eine reizende, kleine Braut, mein lieber Kollendorf. Gratuliere von Herzen zur Verlobung, Kinder,“ und damit schritt der hohe Herr an den beiden vorbei und reichte ihnen huldvollst die Hände. „Wie wird sich die Herzogin freuen! Ich eile, ihr die Neuigkeit mitzuteilen.“

Mit einem gnädigen Winken der Hand verschwand die Erscheinung. Es hatte sich also doch etwas ereignet, und zwar schon nach der ersten Sitzung, und sogar etwas sehr Wunderbares. Der Hypnotismus hatte der schönen Toni einen Bräutigam verschafft! Was sind die photographierten Geister des Medium Slade im Vergleich mit dieser greifbaren Thatsache, diesem materiellen Erfolg der Hypnose!

Im Zeitraum weniger Tage war es also dem weisen Herzog gelungen, durch geschickte Benutzung der Gunst der Verhältnisse, der Gründungswut der Prinzessin einen unüberwindlichen Damm zu setzen und die Blitztoni unter die Haube zu bringen: eine höchst bemerkenswerte Leistung. Ob aber die dergestalt improvisierte Ehe auf solider Grundlage beruht, scheint doch noch fraglich;

> „Denn es kam vor, denn es kam vor,
> Daß sich die Lieb' dabei verlor.“



Der böse Wunsch.

Skizze von Helmar Friedemund.

(Frankfurt a. M.)

Er war Schullehrer in einem lumpigen Nest, ganz hinten im dicksten Odenwald. Da ging er auf in christlicher Übung der Armut und marterte seine Nerven in „Berufsfreudigkeit“. So wurde er immer dürrer und blasser. Böse Menschen sagten, seine Nase sei schon so eingehutzelt, daß die Brille gar nicht mehr sitzen bleiben wolle und jede Woche mindestens ein Millimeterchen abwärts rutsche ....

Es wäre ihm übrigens ein leichtes gewesen, sein Gelübde der Armut zu brechen, denn bei neunhundert blanken Mark Gehalt und einer Frau und sechs Kindern, da läßt sich's doch leben —! Und wie leben! Aber doch deklamierte der arme Schulmeister von Dingskirchen tagtäglich, wenn er auf der kahlen Höhe stand, an der großen Eiche, wo die Touristenwege zusammenlaufen und so viele vornehme Herrn aus den Städten so stolz und wohlgenährt an ihm vorübergingen: „Ja, wer sich heitigen Dags zum Schulmaster versteht, hot vun vornerein des Gelibd der Aarmut abgeleht.“ Wie oft hatte er dies Verschen drüben in Rheinhessen, im gesegneten Rheinhessen, wo er seine Jugendzeit verlebt hatte, sagen hören. Damals lächelte er dazu und wollte dem schalkhaften Lennig aus Mainz, der das gedichtet hat, nicht glauben. Damals träumte er von goldnen Zeiten und sah den Himmel voller Baßgeigen und hörte die Engel, all die wohlgenährten, pausbackigen Engel ein Tedeum singen. „Mein Sohn werd Schulmaster,“ prahlte sein Alter. „Des is emol e Kerl, der hot's fauschtedick hinner de Ohren. Soll mer aach was Rechtes wern — un wann drei Johr de Wein druff geht — — Schulmaster!“ —

Dem Schullehrer von Dingskirchen gab's einen Stich in die Seele, wenn er daran dachte. Und sein Magen knurrte. — Ob er wohl nun nach Hause trollte, um den Quäler zur Ruhe zu bringen? Auch im Hungern kriegt man bald einige Übung und erfindet allerhand dagegen, wenn man das Radikalmittel nicht anwenden kann. . .

So lebte der dürre Schullehrer schon seit Jahren in seinem lumpigen Nest, ganz hinter der Welt. Und da hockte er nun fest. Früher hatte er sich ein paarmal fortgemeldet, an bessere Stellen, gar einmal nach einer Kreisstadt. Aber es war ihm nie gelungen. Er wußte eigentlich selbst nicht warum. Seine Pflicht that er wie jeder andere. Einen ernstlichen Rüffel hatte er auch noch nicht bekommen. Auch die schlechtesten Zeugnisse

hatte er nicht gerade. Aber es gelang ihm doch nie. Es war halt immer so eine Sache, wenn seine Meldung aus dem armseligen Nest kam. Bald gab er das Melden auf und sagte sich in frommer Resignation: Ich habe halt kein Glück. Und dann kam er in die Jahre, wo so ein einfaches Gemüt sein Heim und seinen Halt sucht. Er kam sich unter den seßhaften Odenwälder Bauern wie ein Vagabund vor, der immer herumfliegt. Dem wollte er ein Ende machen. Und er heiratete. Eine dralle Bauerndirne aus dem Dorf, die gescheitste nicht und die dümmste nicht, auch nicht die ärmste, aber auch nicht die reichste. Reiche waren überhaupt keine da.

So hatte denn der Schulmeister auch seinen Halt und sein Heim. Und nun kamen auch bald Kinder in das Heim. Jedes Jahr eines, und einmal sogar Zwillinge. Wie die Orgelpfeifen kamen sie. Einige starben bald. Und als das Kinderkommen endlich anscheinend aufhörte, waren's gerade sechse. Das Jüngste war nun zwei Jahre. Jetzt war's sicher vorbei. . . .

Das Jüngste aber war nicht ganz gesund. Die Schullehrersleute hatten viel Last mit ihm. Doktor- und Apothekerkosten! Und die Rechnungen fielen immer gehörig aus. Der Schullehrer hielt etwas auf Ehre. Lieber litt er Hunger, als daß er die Rechnungen nicht bezahlte. Und doch galt der Schullehrer von Dingskirchen bei seiner Behörde und bei seinen Kollegen als versackt und verkommen. Dem äußeren Schein nach zu urteilen. Es war gut, daß er da hinten in Dingskirchen hockte — da hinten, hinter der Welt, wo er mit den anderen nicht in Berührung kam. Sie mieden ihn übrigens geflissentlich. Das wußte der Schullehrer, und das nagte auch noch in seiner Seele. Denn eigentlich war er nicht verkommen. . .

Der Schullehrer kam müd und matt von seinem Spaziergange am Abend heim. Frau Grete hatte schon das Essen aufgetragen: Gesottene Kartoffeln und Schmierkäse. Die fünf „Freßsäcke“, wie die Mutter die Kinder gelegentlich nannte, saßen schon um den Tisch und erwarteten den Vater.

Er legte seinen Rock ab, hängte den Hut vorsichtig an den Haken und sagte dann zum Ältesten: „Beten, Karl!“

Der Junge stellte sich und plapperte das Vaterunser herunter. Dann wurde gegessen.

„War jemand da?“ — fragte der Schullehrer seine Frau.

„Em Herr Parre sein Knächt,“ lautete die Antwort.

„Und was wollte er?“

„Du müßt morje Mittag um ein Uhr in Heimdingsen sein, do wär' Leich.“

Dem Schullehrer fiel's zwar ein, daß er da gleich nach seiner Schule fortspringen müsse, ohne vorher etwas essen zu können, daß er eine Stunde hin und eine her auf schlechtem Wege zu gehen habe, daß er sich in Heimdingsen höchstens ein Käsebrot leisten könne, des Kostenpunkts wegen, aber

er machte nur: hm, hm. Denn er hatte sich daran gewöhnt, zu allem nichts anderes mehr zu sagen.

Dann aß er seine Kartoffel weiter.

Am anderen Tage, gleich nach der Schule, machte sich der Schullehrer auf nach Heimdingsen. Die Grete hatte ihm doch ein Stück Brot und Wurst eingewickelt. Er war ordentlich froh. Wie seine Grete doch so besorgt war! —

Als die Leiche gehalten war, winkte der Pfarrer den Schullehrer zu sich.

„Morgen haben Sie Kreisschulkommissionsprüfung, Herr Lehrer. Ich habe es die ganze Zeit vergessen. Wird ja wohl nichts zu sagen haben, Ihre Schule ist ja wohl in Ordnung."

Dem Schullehrer wurde das Herz schwer. Das kam zu unverhofft. Daß es der Pfarrer auch vergessen hatte! —

Er stammelte so etwas wie Dank; und daß es nicht zu spät sei. Er wußte selber nicht, was er sagte.

Wie immer, wenn's die Schule anging, war er heftig erregt. Alles wippelte und zappelte in ihm. Dann eilte er nach Dingskirchen hinunter. Er brauchte höchstens eine halbe Stunde.

Er lief direkt in die Klasse. Da lag noch ein Stoß Hefte. Aufsätze, die noch nicht korrigiert waren. Und ein Stoß Diktate. Er nahm sie unter den Arm, steckte seine rote Tinte ein und lief nach Hause. Da fiel ihm ein, daß er in seinen Listen noch etwas nachzutragen hatte. Er eilte wieder in die Klasse, sah alles nach, trug ein, legte und rückte dann alles in Ordnung, nahm ein frisches Stück Kreide, stäubte das Kruzifix ab, stellte sich dann mitten ins Schulzimmer und musterte alles.

— In Ordnung — gut so! —

Dann ging er.

Er sprach daheim kein Wort. Sogleich fiel er über seine Hefte her und arbeitete fieberhaft. Es wollte ihm ganz schwindelig werden. Aber er bezwang sich. Ein roter Strich nach dem andern — da ein Wort eingeflickt — da einen ganzen Satz ausgestrichen — dann überblickte er das Ganze noch einmal und schrieb dann die Note darunter. So bei jedem Heft.

Die Zeit rückte weiter, ohne daß er's merkte.

Seine Frau rief zum Nachtessen. Er winkte ab, ohne aufzusehen.

Seine Frau brachte ein Licht.

Er arbeitete weiter, immer weiter.

Schlag zwölf Uhr war er fertig.

Aber wie war ihm nun. Er spürte in seinem Kopfe ein Stechen, wie wenn Nadeln darin wären. Er mußte sich den Kopf halten und drückte ihn. Darauf wurde es ein bißchen besser.

„Eß noch was!“ rief die Grete vom Bett aus.

Aber er konnte vor lauter Aufregung nichts essen.

Er legte sich. Aber an Einschlafen war gar nicht zu denken. Er war zu aufgeregt. Und alle Augenblicke schrie das Jüngste. Es war eine harte Nacht.

Ganz abgespannt stand der Schullehrer bei guter Zeit auf und trug seine Hefte in die Klasse.

Schlag sieben trat der Schulinspektor mit dem Ortsschulvorstand ein.

Die Prüfung begann.

Der Schullehrer zitterte am ganzen Leibe.

„Lesen!“ — befahl der Inspektor.

Das Lesen ging so leidlich. Dem Lehrer wollte es ein bißchen leichter werden.

„Kopfrechnen!“ befahl der Inspektor.

Der Lehrer gab eine Aufgabe. Nach einer Weile gingen die Finger in die Höhe.

„Wieviel? — Du? — Du? — Du?“

„Falsch!“ — rief der Lehrer mit seiner dünnen Stimme nach jeder Antwort.

Er spürte es ganz heiß, daß ihn der Inspektor scharf ansah.

Die Aufgabe wurde vorgerechnet. Das Resultat war das der Schüler. Dem Lehrer hämmerte es in den Schläfen. Er gab eine zweite Aufgabe. Die fiel ihm schwer; er verschluckte, verbesserte sich, die Aufgabe war nicht recht klar. Auf den Gesichtern in der obersten Bank erschien ein Lächeln. Der Lehrer wiederholte dieselbe Aufgabe noch einmal. Jetzt war's ihm gelungen.

Es gab verschiedene Antworten. Der Lehrer wurde ganz verwirrt. Er konnte sich nicht entscheiden.

„Wir wollen die Aufgabe vorrechnen,“ stammelte er.

„Wer hat 253?“ fragte der Inspektor.

Die Finger gingen in die Höhe.

„Die haben's recht,“ sagte der Inspektor, dann führte er das Kopfrechnen weiter.

Er machte sich einige Notizen in sein Büchelchen.

Mit dem Lehrer ging alles herum. Er sah alles grün. Über die Gesichter seiner Schüler ging ein grüner Schein. Und er hörte ein leises Geflüster und Gekicher neben sich und hinter sich.

Der Schweiß wurde ihm kalt. Seine Zähne klapperten. Er fror.

„Geographie, bitte,“ sagte der Schulinspektor sehr freundlich. Er hatte wohl Mitleid mit dem armen, blassen, zitternden Lehrer.

Als der Inspektor sprach, ging es ihm wie ein elektrischer Strom durch

den Körper. Er rappelte sich auf und fing an zu prüfen. Aber in seinem Kopfe war alles verwirrt, alles lag durcheinander. Ein Name jagte den andern. Und alles waren nur noch Namen. Er fragte, und wußte selbst nicht was. Er fühlte nur so dunkel, daß alles falsch war. Da hörte er den Schulinspektor mit der Zunge schnalzen. Er fühlte es deutlich, jetzt schüttelte er wohl den Kopf. Aber es mußte, mußte gehen. Er that noch ein paar Fragen und verhaspelte sich immer mehr. Die Schüler lachten hell auf.

Der Inspektor berührte ihn an der Schulter.

„Das ist ja gräßlich, lassen Sie es, bitte."

„Herr Inspektor — ich — — — —"

„Sie sind wohl unwohl — ich sehe es ihnen an — — oder — —?"

„Ach Gott," seufzte der Lehrer.

Dann besprach sich der Inspektor mit dem Ortsschulvorstand. Sie betrachteten die Hefte. Der Lehrer merkte deutlich, der Pfarrer trat für ihn ein. Der Schulinspektor widersprach. Er erhitzte sich nun sogar.

Dem Lehrer wurde nun alles gleichgültig.

„Nun denn," hörte er den Inspektor sagen, „wollen wir es beschließen. Unter solchen Umständen — — also" — wandte er sich an den Lehrer — Schluß für heute — ich sehe bald wieder nach — unbegreiflich . . . Ihr könnt' gehen, Ihr Kinder."

Und nach und nach leerte sich das Schulzimmer. Der Schulinspektor sagte dem Lehrer noch etwas, aber das hörte er gar nicht. Er war ganz abwesend. Ihm war, als sei er geköpft worden, oder doch wenigstens, als sei ihm mit einem schweren Hammer auf den Kopf geschlagen worden, gerade vorn oben hin, wo die Stirne anfängt. Denn da spürte er noch den Druck.

Er stand allein in seinem Schulzimmer. Noch eine kurze Weile nur, und er ging auch.

Wohin er gehen wollte, wußte er selbst nicht. Er ging nur. Zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und dann die Straße weiter. Er schritt dem Walde zu. Als ob der Weg ganz eben wäre, so leicht schritt er die Höhe hinauf. Ziellos ging er weiter. Und endlich stand er vor der großen Eiche.

Ein scharfer Wind ging da. Er nahm seinen Hut ab. Die Kühlung that ihm wohl.

Und er ging weiter. Allmählich verlor sich der Schmerz in seinem Kopfe, und er fühlte sich kräftiger.

Auch die Erinnerung seines heutigen Erlebnisses begann sich zu verwischen. Bald war es ihm, als habe er einen Kater. Nur noch ein schwaches Brummen im Kopfe. Und nun dachte er an seine Frau und seine Kinder.

Er trat den Heimweg an.

Er kam gerade recht zum Nachtessen. Die Grete wußte schon alles; aber sie sagte nichts. Der Pfarrer hatte es ihr ausdrücklich verboten — ihr Mann sei überarbeitet, hatte er gesagt. Obgleich sie zuerst darüber ungläubig gelacht hatte, denn von Überarbeiten begriff sie nichts, folgte sie doch dem Rate des Pfarrers und schwieg.

Die Schullehrersleute legten sich früh ins Bett. Sie hatten ja immer schlechte Nächte mit dem Jüngsten. Das ließ gar nicht ruhen. Frau Grete, um ihren Mann nicht zum Legen überreden zu müssen, legte sich zuerst. Ihr Mann that ihr alsbald nach. Er saß noch im Hemd auf der Bettkante und zog seinen Strumpf aus, als das Jüngste schon anfing zu schreien.

„Ach Gott!“ — stöhnte die Grete.

„Bsch — wsch — wsch“ — sang der Schullehrer.

Aber das Jüngste schrie immer ärger.

Nun sang die Grete:

„Feierche, Feierche brennt —
Mein Kind des friert an de Händ',
Mein Kind des friert am linke Fuß,
Daß des Feierche brenne muß.“ . . . .

Geschrei und Singen dauerten eine Weile. Endlich hörte der Gesang auf.

„Ach Gott, was en Last, was en Last!“ — seufzte die Mutter. Der Vater machte nur „hm, hm“.

„Tag und Nacht kein Ruh,“ fuhr die Mutter fort. „Und das viele Geld, was es kost! Ach Gott, ach Gott!“

Nun kam wieder eine unheimliche Erregung über den Schullehrer. Tausenderlei schwirrte ihm durch den Kopf. Unglück — Krankheit — Brotlosigkeit — Not — Elend — ohne Stelle — —! Wo das nur all auf einmal her kam!? Er dachte nun sogar ans Sterben . .

„So en Last wie mir, so en Last wie mir,“ fing die Grete wieder an. „Des saure Lewe — is denn beim liewe Herrgott gar kein Erbarmen!“

Das kam mitten in des Schullehrers Gedanken vom Sterben hinein.

Rasch, ohne daß er's eigentlich merkte, stieg ein schlimmer Wunsch auf und schlüpfte über seine Lippen: „Ja, wenn er es zu sich nähme, der liebe Gott —.“ Er erschrak heftig, und nun war's ihm, als ob er erwache — —.

Er lag nun im Bette. In einem fort hörte er wie drohend den argen Wunsch. Das ließ ihm keine Ruhe.

Das Jüngste war nun still. Die Mutter schlief. Aber der Vater konnte den Schlaf nicht finden. Immer und immer wieder der arge Wunsch. Er stand auf und sah nach seinem Kinde. Es schlief ruhig. Aber ihm

war doch so sonderbar. Es schien ihm, als sei's noch blasser als sonst, als gehe sein Atem schneller. Er sah genauer und horchte. — Nein, doch nicht — beruhigte er sich. Er legte sich wieder. Das Wort „Erfüllung" ging ihm durch den Sinn. Eine unheimliche Angst faßte ihn. Er weckte seine Frau.

„Grete, sieh mal nach dem Kind!"

„Loß mich schlofe," — knurrte die. „Wann mer emol ruhe kennt." — Sie schlief schon weiter.

Der Schullehrer stand wieder auf und sah nach seinem Kinde. Alles wie vorhin. Er legte sich wieder.

Jetzt zitterte er am ganzen Körper. Schweiß trat auf seine Stirne. Eine Last legte sich auf seine Brust. Das nahm ihm fast den Atem. Nun wurde es ihm zum Ersticken heiß. „Erfüllung" — das gespenstische Wort wieder und wieder.

Er sah eine Gestalt auf sich zukommen, halb Habicht, halb Mensch. Die Hände waren mächtige Fänge, die Augen glühten, in dem krummen Schnabel staken spitze, blutige Zähne. Dieses Untier würgte alles Leben. Und ein junges, liebes, blasses Kind spielte da am Wege. Sein Kind. Und der Habichtmensch griff schon nach ihm . . . . .

Eine stöhnende Angst . . . Und das Kind hob das Auge, sah seinen Vater an, so gehorsam-vorwurfsvoll, so traurig . . . . Welch ein Schmerz! — Und er lief davon, weit fort, über Steine, über Felsen — immer den Berg hinauf . . . . Aber es heftete sich etwas an seine Fersen. Er trat nach hinten . . . Er hörte das Weinen seines Kindes, als habe es den Tritt bekommen . . . . Aber es hielt ihn fest, fest wie mit einem scharfen Haken . . . . Und es lief an ihm hinauf . . . . Das Leben war's, das junge Leben, das nicht vergehen wollte . . . .

„Du Mörder, Du Egoist!" schrie's ihm gellend ins Ohr.

Nun saß es ihm fest im Genick — und es drückte seine Nägel in seinen Hals . . . Es überlief ihn starr, kalt . . .

„Gleiches Recht — Recht zu leben wie Du — oder Kampf!" — schrie's. Er konnte nur noch stöhnen.

„Kampf! — Kampf!! jubelte es.

Da drückte es ihn nieder, nieder auf einen Felsengrat über einem dunklen Abgrund. — Er schlug sich die Schläfe auf — da fühlte er einen schnellen scharfen Schnitt, noch einen blutigen Riß im Gehirne — — — alles war auseinander . . . .

„Leben, Leben!" — schrie's über ihm — „Triumph!" . . . . Da brach er in sich zusammen zu einem morschen Klumpen . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Johann! — Johann!“ — rief die Grete.

Aber er rührte sich nicht.

Sie schüttelte ihn. Da lallte er etwas und sang: „Wsch — wsch — wsch — — wsch“ — und zog's immer länger.

Die Grete sah ihm in die Augen. Die waren erloschen, beinahe wie bei einem Toten.

Sie griff sich in die Haare. — —

* * *

Draußen rappelte eine Chaise. Der Kreisarzt fuhr am Hause vorbei. Er war ins Dorf gekommen, um die Impfung vorzunehmen. Die Grete rief ihn herein.

Er betrachtete den Schullehrer, — fragte ihn dies und das, — konnte aber nichts aus ihm herausbringen.

Dann murmelte er etwas vor sich hin — Nervenschlag! — Gehirnerweichung? — so etwas murmelte er . . . .

Bis Mittag riefen sich die Kinder, die froh waren, daß sie keine Schule hatten, auf der Straße zu: „Unser Schullähre is närrischt worn . . . . ja — er is närrischt worn . . . .“



Friedrich Engels.

Von Edgar Steiger.

(Leipzig.)

Karl Marx und Friedrich Engels — diese beiden Namen werden stets zusammen genannt werden, wo man auch immer, sei's innerhalb der Partei, die sie gegründet, sei's im Lager der Gegner, über den modernen Sozialismus redet oder schreibt. Von so manchem berühmten Freundespaare die Geschichte alter und neuer Zeit auch zu erzählen weiß, der lebenslangen Waffenbrüderschaft dieser siamesischen Zwillinge des Sozialismus dürfte sich wohl kein anderer Zweibund vergleichen lassen. Nicht nur, daß ein vierzigjähriges, ungetrübtes, nur durch den Tod unterbrochenes Zusammenarbeiten im Dienste derselben Idee selbst bei Charakteren allerersten Ranges zu den größten Seltenheiten gehört; nein, noch verblüffender ist die geradezu

unheimliche Übereinstimmung im ganzen Denken, die die beiden so reichbegabten Naturen in früher Jugend zusammenführte und durch alle Kämpfe des Mannesalters hindurch bis an ihr Lebensende aneinanderfesselte. Ja, diese geistige Harmonie geht so weit, daß es uns heute schwer fällt, ja geradezu unmöglich scheint, im einzelnen bestimmten Falle zu entscheiden, in wessen Hirn sich der oder jener ökonomische Gedanke zuerst zur Klarheit des Bewußtseins durchgerungen hat. Und dem Biographen kommt es bisweilen vor, als hätten diese beiden Männer nur einen Kopf gehabt, der bald unter dem Namen Marx, bald unter dem Namen Engels dachte.

Ist es Zufall, daß gerade zwischen den Begründern der sogenannten materialistischen oder, besser gesagt, ökonomischen Geschichtsauffassung diese seltsame Übereinstimmung des ganzen Denkens und Wollens herrschte? Oder wollte die Weltgeschichte uns Mitlebenden einen kleinen Fingerzeig geben, indem sie an den Entdeckern der neuen Wahrheit selbst die Probe aufs Exempel machte? Man vergesse nicht, daß Marx und Engels, obwohl durch Rasse und Abstammung geschieden, beide Söhne des Rheinlandes waren, jenes Rheinlandes, wo die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft am gründlichsten in ganz Deutschland den Boden für revolutionäre Geister beackert hatten. Aber noch mehr! Abgesehen davon, daß hier die feudalen Bande am frühesten gesprengt wurden und ein freiheitlicher Geist Justiz und Verwaltung ummodelte, hatte auch die Natur durch die Reichtümer an Eisen und Kohle dafür gesorgt, daß der moderne Industrialismus sich hier frühzeitiger als anderswo entwickelte. Und zugleich warf sich die jugendliche bürgerliche Gesellschaft, die nun im Rheinland emporblühte, im ersten Übermut mit wahrer Wollust auf die Ausbeutung der Frauen und Kinder. Die ökonomischen Bedingungen, die scharfblickende Geister und warmfühlende Herzen auf die Bahn des Sozialismus wiesen, waren also gegeben, und es kann uns daher nicht wundern, daß Marx und Engels beim Ausbruch der deutschen Revolution nicht in der politischen Phrase der meisten Achtundvierziger stecken blieben.

Allein der Barmer Patrizierssohn, der zum Entsetzen seiner frommen konservativen Familie Sozialist wurde, sollte vorher noch eine bessere Schule durchmachen. Der Widerwille gegen die preußische Bureaukratie, die im Rheinlande damals allgemein verhaßt war, bestimmte Friedrich Engels, nach bestandenem Abiturientenexamen sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Und so kam er, nachdem er sich 1838 in einem Bremer Kaufhause als Volontär ausgebildet und 1841 in Berlin bei der Gardeartillerie gedient hatte, als Zweiundzwanzigjähriger nach Manchester, dem Centrum der englischen Industrie, wo sich sein Lebensschicksal endgültig entscheiden sollte. Hier wurde ihm in einer Fabrik, deren stiller Teilhaber sein Vater war,

ein zweijähriger Anschauungsunterricht zu teil, der ihn über die Lage der arbeitenden Klasse gründlich aufklärte und seinem sozialpolitischen Denken eine ganz neue Richtung gab.

Aber als gründlicher Deutscher blieb er nicht bei der rohen Anschauung stehen, sondern suchte den spröden Stoff, der sich ihm darstellte, philosophisch zu bemeistern und die Widersprüche, die er sah, mit Hilfe der Hegelschen Dialektik aufzulösen. Man darf nicht vergessen, daß damals der Jung-Hegelianismus Kirche und Staat seiner zersetzenden Kritik unterwarf und die Jugend Deutschlands einem Feuerbach, dem Entgötterer der Welt, begeistert zujubelte. Gewappnet mit den schneidigen Waffen dieser deutschen Philosophie, suchte Engels das Anschauungsmaterial, das er auf englischem Boden gesammelt hatte, zu sichten und zu zergliedern, um auf diesem Wege zu festen ökonomischen und sozialen Begriffen zu gelangen. Und siehe da! Es dauerte nicht lange, so hatte er die Einseitigkeiten der beiden sozialen Strömungen, die damals in England herrschten, die des humanitären Sozialismus, der von oben herab, mit Hilfe der herrschenden Klasse, die Lage des arbeitenden Volkes heben wollte, und des Chartismus, der den Arbeitern politische Rechte erkämpfen und durch den Druck von unten der sozialen Not ein Ende machen wollte, überwunden und sich zum revolutionären Sozialismus durchgearbeitet, der im Kapitalismus die Ursache alles sozialen Elendes und im Klassenkampf das einzige Mittel zur Befreiung der Arbeit erblickt. Diese Grundanschauung, die sich wie ein roter Faden durch alle Schriften von Engels und Marx hindurchzieht und gleichsam das ABC der sozialdemokratischen Theorie darstellt, hat der junge Denker bereits mit vierundzwanzig Jahren in seinen „Umrissen zu einer Kritik der National-ökonomie" niedergelegt, einem gedankentiefen Aufsatze, den er von Manchester aus für die von Marx und Ruge redigierten „Deutsch-französischen Jahrbücher" schrieb, und von dieser Zeit an datiert auch der denkwürdige Briefwechsel zwischen Marx und Engels, der diese beiden congenialen Männer zuerst einander näher brachte. Was war natürlicher, als daß Engels auf seiner Heimreise von Manchester Marx in Paris besuchte? Sie sahen sich und schlossen sogleich jene einzigartige Waffenbrüderschaft, die allen Stürmen des späteren Lebens standhielt. Und als wollten sie sogleich aller Welt zeigen, daß sie nunmehr, mit Plato zu reden, *μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν* seien, veröffentlichten sie, bevor sie sich trennten, gemeinsam ihre berühmte Streitschrift wider die Brüder Edgar und Bruno Bauer, „Die heilige Familie", in der sie den bürgerlich-sentimentalen Sozialismus mit beißendem Spott geißelten.

Kaum aber war Engels in die Heimat zurückgekehrt, als er die deutsche ökonomische Litteratur um ein Werk bereicherte, das bis heute auch bei den

Gegnern des Sozialismus als unübertroffenes Vorbild der deskriptiven Nationalökonomie gilt. Niemand, der die „Untersuchung über die Lage der arbeitenden Klassen in England" liest, wird dieses Buch, das sich ebenso sehr durch wissenschaftliche Gründlichkeit wie durch klassische Gedrungenheit und Anschaulichkeit des Stils auszeichnet, für das Werk eines Vierundzwanzigjährigen halten.

Allein Engels war zu begeistert für sein Ideal, als daß er sich bei der geräuschlosen Thätigkeit des Gelehrten beruhigt hätte. Er wollte seine Mitbürger durch die Macht des Wortes zum Sozialismus bekehren und veranlaßte zu diesem Zweck den Sozialisten Moses Heß in Barmen, öffentliche Vorträge zu halten. Allein es ging damals, wie es — heute geht. Die empörte Bourgeoisie drängte die Wirte, ihre Säle zu verweigern, und schließlich verbot der Bürgermeister in einem an Engels, Heß und Köttgen gerichteten Ukase ein für allemal derartige Versammlungen.

Was blieb Engels, der in der Barmer Gesellschaft verfehmt war, weiter übrig, als den Staub von den Pantoffeln zu schütteln und nach Brüssel, ins Asyl der politischen Flüchtlinge, zu reisen, wo auch der auf Betreiben der preußischen Regierung aus Paris ausgewiesene Karl Marx weilte? Hier lebten die beiden Freunde mitten unter den Arbeitern und wußten durch ihren Einfluß binnen kurzer Zeit den sogenannten „Bund der Gerechten", eine Verschwörergruppe, die dem Weitlingschen Sozialismus huldigte, für ihre kommunistischen Ideen zu gewinnen. Die Folge war, daß schon auf dem ersten Bundestag in Paris im Jahre 1847 diese Geheimgesellschaft den Namen **Bund der Kommunisten** annahm und auf dem zweiten Kongreß in London Marx und Engels den Auftrag erhielten, zur Propaganda der kommunistischen Ideen ein Manifest auszuarbeiten. Und so erschien denn kurz vor Ausbruch der Februarrevolution das berühmte **Kommunistische Manifest**, eine geniale programmatische Darstellung des wissenschaftlichen Sozialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung, die in gedrängtester Kürze die sozialpolitischen Anschauungen von Marx und Engels wiedergiebt und bis heute unter den programmatischen Schriften der Sozialdemokratie die erste Stelle einnimmt.

Wenige Wochen später brach in Paris die Revolution aus, und bald geriet ganz Europa in fieberhafte Zuckungen. Marx und Engels, die auf die Nachricht des Berliner Straßenkampfes ihre Zeit gekommen glaubten, eilten in die Heimat. Die „Neue Rheinische Zeitung" wurde gegründet, aber nur allzubald machte der preußische Säbel der deutschen Preßfreiheit den Garaus. Engels vertauschte die Feder mit dem Schwert und schlug sich zu den Aufständischen am Oberrhein. Allein was half die heldenhafte Tapferkeit der kleinen Schar? Am 11. Juni 1849 mußte der junge



Revolutionär als einer der letzten badischen Flüchtlinge den Schweizer Boden betreten.

Es folgte die lange trübe Zeit des englischen Exils. Während Karl Marx für sein „Capital" das britische Museum durchstöberte, trat Engels wieder als Kommis in jene Fabrik in Manchester ein, in der er früher thätig war. Allein sein wissensdurstiger Geist hatte keine Ruhe. Mit einem wahren Heißhunger warf sich der dreißigjährige auf das Studium der verschiedensten Wissenschaften, aber nicht etwa als neugieriger Dilettant, sondern als ernster Forscher, und wirklich gelang es ihm, ein Wissensgebiet nach dem andern gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln zu durchlaufen, so daß er am Schlusse seines Lebens, einem Aristoteles oder Leibniz vergleichbar, als der letzte große Polyhistor der modernen Zeit dastand. Wer daran zweifelt, der lese nur einmal „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", diese geistsprühende Streitschrift, in der er den dilettantenhaften Professorendünkel des Berlinischen Professorenfressers mit der ganzen ironischen Überlegenheit des wissenschaftlichen Denkers geißelt und sich mit derselben verblüffenden Gewandtheit und Grazie auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft, Mathematik und Philosophie, wie auf dem der Geschichte und Nationalökonomie tummelt.

Doch genug! Es würde zu weit führen, wollten wir alle die kleineren, stets geistreichen und anregenden Gelegenheitsschriften, zu denen der Mann neben seiner Propagandathätigkeit Zeit fand, der Reihe nach aufzählen. Als 1864 die Internationale gegründet wurde, war Engels bis zu deren Zusammenbruch im Jahre 1872 unermüdlich als korrespondierendes Mitglied für Belgien, Italien und Spanien thätig. Und später, als die sozialdemokratischen Parteien in den verschiedenen Staaten sich bildeten, unterhielt er nach aller Herren Länder (er beherrschte etwa ein Dutzend Sprachen) einen regen Briefwechsel, stets bemüht, anzufeuern, anzuspornen, zu raten und zu warnen. Das Hauptwerk aber, das er an seinem Lebensabend noch vollendete, war die Bearbeitung und Herausgabe des zweiten und dritten Bandes von Marxens „Capital". Nur ein congenialer Kopf, nur der vertraute Waffengefährte von Karl Marx konnte aus den zerstreuten Notizen und dem massenweise aufgestapelten Material, das erst der Bearbeitung harrte, ein Ganzes zusammenstellen, das in jeder Zeile den Geist von Karl Marx atmet. Und es gehörte die ganze Jugendfrische eines Friedrich Engels dazu, um sich überhaupt an diese schwierige Aufgabe heranzuwagen. Und wie glänzend hat er sie gelöst, er, der selbstlose Waffengefährte des großen sozialistischen Denkers, der stets in rührender Bescheidenheit nur für den Ruhm seines größeren Freundes wirkte! Aber als er am 5. August die Augen schloß, durfte er auch mit Stolz auf sein fünf-

undsiebzigjähriges Leben zurückschauen. Aus den paar Compagnien von Klassenkämpfern, denen der Jüngling die Parole gegeben hatte, ist im Laufe der Jahrzehnte eine gewaltige Armee geworden, und der Schlachtruf des Marxismus: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ findet heute bereits diesseits und jenseits des Oceans millionenstimmigen Widerhall.

Schopenhauers Kunstanschauung.

Eine kritische Beleuchtung derselben.

Von K. Frankhauser.

(Strassburg i. E.)

Noch nie hat die Kunst unter den Philosophen solch einen begeisterten Verehrer gefunden, wie Schopenhauer. Noch nie hat ein Philosoph ein solches Verständnis für ihre Werke gezeigt und ihre hohe Stellung unter den Geistesprodukten, sowie ihre große Bedeutung für die Menschheit in dem Maße erkannt und anerkannt, wie er. Noch nie haben aber auch Philosophie und Kunst in so nahen Beziehungen zu einander gestanden, wie in seinem Systeme.

Diese Beziehungen sind schon rein äußerlich an der Form, in welche er seine Gedankenwelt gezwängt und gebannt hat, zu erkennen. Seine Sprache ist so durchsichtig, so klar und so anschaulich, daß die seinen Gedanken zu Grunde liegenden Erscheinungen oder deren Beziehungen sofort plastisch, mit so scharfen und deutlichen Umrissen in die Augen springen, daß ihnen nichts Dunkles oder Verschwommenes mehr anhaftet. Diese Vollkommenheit erreicht er dadurch, daß er seine Gedanken zu Ende denkt, „daß er nicht rastet und sich nicht zufrieden giebt, solange irgend ein Teil eines von ihm betrachteten Gegenstandes nicht reine, deutliche Kontur zeigt“. (Brief an Goethe, 11. November 1815.) Ein Gedanke ist aber erst dann vollkommen klar, wenn man die ihm zu Grunde liegenden Anschauungen und deren Beziehungen vollkommen erfaßt hat. Daher liegt es nahe, das Verständnis eines klaren Gedankens durch Herbeiziehung der Anschauung, welche immer gegenwärtig, zu erleichtern, und es wird ein jeder, der etwas zu sagen hat und verstanden sein will, instinktiv die Anschauung zur Hilfe nehmen und sich, wenn möglich, bildlich ausdrücken.

Dieser Bilderreichtum ist es denn auch, dem die Schopenhauersche

Sprache und Darstellungsweise ihre Vorzüge zu verdanken hat. Ihn haben seine Werke gemein mit denen der Kunst, mit denen der Dichter, unter welchen man die größten Stilisten und klarsten Denker zu suchen hat. Seine Werke lesen sich daher wie diejenigen eines Dichters, sie sind ebenso unterhaltend, anregend und belebend. Schopenhauer hat gezeigt, daß man philosophieren kann, ohne unverständlich, trocken und langweilig zu sein. Er war ein philosophierender Künstler. Diese Vorzüge seiner Sprache und Darstellungsweise wird besonders derjenige zu schätzen wissen, der von der Lektüre anderer Philosophen kommt, die oft nichts weniger als große Stilisten und klare Denker sind. Während einem bei dem Studium der letzteren oft zu Mute wird, als tappte man in einem dichten Nebel, der die einzelnen Gegenstände nur in verschwommenen, unklaren Umrissen erkennen läßt, während man sein Gehirn vergebens quält und martert, um den Nebel zu durchdringen, fällt es einem bei der Lektüre der Werke Schopenhauers wie Schuppen von den Augen, es wird einem zu Mute wie auf hohen Bergen bei vollkommen klarer Luft, wenn man eine schöne, weite Aussicht genießt, und selbst die entferntesten Gegenstände noch deutliche Umrisse zeigen.

Die Beziehung der Philosophie Schopenhauers zur Kunst ist jedoch nicht bloß äußerlich und scheinbar, sie tritt nicht bloß in dichterischem Gewande auf, sie ist vielmehr auch ihrem innersten Kerne nach der Kunst verwandt, ebenso wie das Schaffen des Philosophen dem künstlerischen. Er selbst betrachtete seine Werke als Kunstwerke. In den Dresdner Aufzeichnungen sagt er: „Meine Philosophie soll von allen bisherigen sich im innersten Wesen dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie jene alle, eine bloße Anwendung des Satzes vom Grunde ist und an diesem als Leitfaden daherläuft, was alle Wissenschaften müssen. Daher sie auch keine solche sein soll, sondern eine Kunst. Sie wird sich nicht an das, was zufolge einer Demonstration sein muß, sondern einzig an das, was ist, halten.“ Nach seiner Anschauung sind eben Philosophie und Kunst ihrem Wesen nach gleich. Beide haben die Aufgabe, die Ideen zu erkennen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die Philosophie das Erkannte in Begriffe zu bringen, die Kunst es anschaulich darzustellen hat (Welt als Wille und Vorstellung, 461 f., 463, 3. Aufl.). Ob er beide für gleichwertig hielt, oder ob er der einen einen höheren Rang und eine größere Bedeutung zuschrieb als der andern, ist schwer zu erkennen. Wenn er über Kunst spricht, scheint er dieser den Vorzug zu geben. Nach seiner eigenen Lehre ist ein Mensch um so höher entwickelt, je größer seine Fähigkeit ist, anschaulich zu erkennen, je intensiver seine Anschauung ist. Die intensive anschauliche Erkenntnis ist es, welche das Genie vom gewöhnlichen Menschen unterscheidet. „Denn

nur, was aus der Anschauung, und zwar der rein objektiven, entsprungen, oder unmittelbar durch sie angeregt ist, enthält den lebendigen Keim, aus welchem echte und originelle Leistungen erwachsen können: nicht nur in den bildenden Künsten, sondern auch in der Poesie, ja, in der Philosophie*)." Dieses „ja" läßt deutlich erkennen, daß er an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange ganz entschieden den Vorrang der Künste anerkennt. An andern Stellen jedoch scheint er der Philosophie den Vorrang zu geben. So sagt er z. B. einmal, Philosophen wären seltener als Dichter (Parerga u. Paralip., II, 8), eine Behauptung, die man wohl nicht gelten lassen kann. Dichter ersten Ranges sind ebenso selten, wenn nicht seltener als Philosophen ersten Ranges. Hinwiederum sind unbedeutende Philosophen mindestens ebenso häufig, wie unbedeutende Dichter. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er Kunst und Philosophie für ebenbürtige Schwestern hält, da er sie an vielen Stellen ohne Rangunterschied nebeneinander stellt. So nennt er auch große Philosophen und Dichter in einem Atemzug nebeneinander, ohne einen Unterschied zu machen; an einigen Stellen z. B. Kant und Goethe. Ja, seine Verehrung für letzteren scheint noch größer zu sein, als die für Kant. Dessen Werke kritisiert und tadelt er zum Teil ganz schonungslos. An einer Stelle wirft er ihm sogar Windbeutelei vor. (Kritik d. Kant. Philos., 557, 3. Aufl.) Über Goethe läßt er nie den leisesten Tadel laut werden. Er spricht stets mit großer, bei Schopenhauer fast frappierender Ehrfurcht von ihm, und seine Auslassungen über ihn strotzen von Lobeserhebungen. Einen Vorwurf kann man höchstens darin erblicken, daß er an einer Stelle sagt (Parerga u. Paralip., I, 318), Goethe hätte seine Unabhängigkeit nicht ganz gewahrt.

Dieser Umstand macht es gleichfalls wahrscheinlich, daß er Philosophie und Kunst für gleichwertig hielt. Er mußte es ja auch schließlich nach seinen Definitionen. Ob diese erschöpfend sind, ob sich unter ihrer Zugrundelegung eine scharfe Grenze zwischen Philosophie und Kunst ziehen läßt, ist sehr zweifelhaft. Die Kunst soll das Erkannte darstellen. Zur Darstellung braucht aber die Poesie Worte und Begriffe ganz ebenso, wie die Philosophie. Andrerseits wird auch die Philosophie das Erkennen dadurch zu erleichtern suchen, daß sie es, ebenso wie die Poesie, in Bildern darstellt. Dies thut Schopenhauer selbst durchweg. Dennoch wird es keinem einfallen, Poesie und Philosophie für identisch zu erklären, was man nach diesen Definitionen müßte. Ebensowenig wird jemand die Werke Schopenhauers für reine Kunstwerke halten; ein jeder wird sie zu den philosophischen rechnen. Es geht daraus hervor, daß diese Definitionen allenfalls noch für die bildende

*) Welt als Wille und Vorstellung, II, 422, 3. Aufl.

Kunst und die Philosophie, niemals aber für diese und die Poesie Unterscheidungsmerkmale genug bieten.

Nehmen wir nun auch mit Schopenhauer noch an, daß das Wesen der Kunst, ebenso wie dasjenige der Philosophie, das Erkennen sei, so kann es nicht die Reproduktion des Erkannten sein, durch welche sie sich scharf von einander trennen lassen, wie wir eben gesehen, sondern es muß das Erkennen schon selbst sein, durch welches sie sich von einander unterscheiden. Um aber festzustellen, ob das Erkennen beider verschieden ist oder nicht, müssen wir das Erkennen selbst etwas näher untersuchen. Stellt sich dabei heraus, daß das Erkennen des Philosophen und des Dichters nicht verschieden ist oder, wenn auch verschieden, prinzipiell nicht verschieden zu sein braucht, so kann sich auch dieser Teil der Schopenhauerschen Definition nicht halten, und das Wesen der Kunst besteht dann ganz bestimmt in etwas anderem, da das Erkennen anerkanntermaßen das Wesen der Philosophie ausmacht.

Um rein erkennen zu können, ist es erforderlich, daß wir uns durch die zu erkennenden Erscheinungen nicht unmittelbar, sondern nur durch die Anschauung affizieren lassen, da wir sonst unser Augenmerk nicht auf die Erscheinungen selbst, sondern nur auf ihre Beziehungen zu unserm Wohl und Wehe richten. Um aber für eine interesselose Affizierung durch die Außenwelt empfänglich zu sein, muß man sich derjenigen durch die uns unmittelbar umgebenden Erscheinungen entziehen, weil unser Intellekt sonst ganz in Anspruch genommen wird durch die Beseitigung oder Herstellung von Beziehungen zwischen denselben und uns. Hierauf beruht der Satz Schopenhauers, daß sich der Intellekt, welcher für gewöhnlich dem Willen dienstbar ist, von diesem losreißen muß, um rein erkennen zu können. Ist der Intellekt den Affektionen der ihn unmittelbar umgebenden Dinge entrissen, so richtet er sich auf die ferner liegenden. Der Gesichtskreis erweitert sich immer mehr, bis er die ganze Welt und ihre Erscheinungen umfaßt. Durch diese Erweiterung des Gesichtskreises entsteht ein unbehagliches, unsicheres und auf die Dauer unerträgliches Gefühl in uns. Der Wille wird aufs neue erregt. Diese Erregung ist jedoch wohl zu unterscheiden von den unmittelbaren Erregungen, da sie nicht durch unmittelbare Beziehungen der Erscheinungen zu uns, sondern erst durch ihre Anschauung ins Leben gerufen wird. Der Wille treibt nun den Intellekt an Mittel und Wege zu ersinnen, um dieses Gefühl zu beseitigen. Dies geschieht meist dadurch, daß wir Zerstreuungen suchen, daß wir uns durch die Dinge wieder unmittelbar affizieren lassen, oft aber auch dadurch, daß wir die Erscheinungen zu erkennen suchen, da sie, wenn erkannt, nichts Vexatorisches mehr für uns haben. Das Schopenhauersche Gesetz von der Willens-

abhängigkeit des Intellekts erleidet demnach keine Ausnahme. Der Satz aber, daß der Intellekt, um rein erkennen zu können, sich vom Willen losreißen muß, wäre so zu fassen: Um rein zu erkennen, muß der Wille den Intellekt antreiben, die unangenehme Affektion durch die interesselos angeschauten Erscheinungen dadurch zu beseitigen, daß er sie erkennt.

Das Erkennen sucht zunächst Ordnung in das Chaotische und Mannigfaltige der Erscheinungen zu bringen. Dies geschieht dadurch, daß es das Verschiedene und das Gleiche der Erscheinungen auffaßt, dieselben darnach zusammenfaßt und in unbewußten oder bewußten Begriffen unterbringt. Alle Erscheinungen sind in Raum und Zeit. In beiden müssen sie geordnet werden. Demnach giebt es ein Erkennen im Raum und ein Erkennen in der Zeit. Das Erkennen im Raum sucht uns einen Überblick über das Nebeneinander der Erscheinungen zu verschaffen. Es kann lokal genannt werden.

Die lokale Erkenntnis ist bezeichnend für das Kindesalter. Das Kind hat noch keine deutliche Vorstellung von der Zeit. Es lebt stets im Raume, stets in der Gegenwart. Daher hat es wohl Schmerzen, aber keine Sorgen. Das treffendste Beiwort für das Kindesalter ist demnach: das sorgenlose. Es ist viel bezeichnender als das oft gebrauchte: das glückliche. Denn wenn das Kindesalter von Krankheiten heimgesucht wird, so ist es keineswegs glücklich.

Die lokale Erkenntnis ist auch bezeichnend für das Kindesalter der Wissenschaft. Dieses war auch nur bestrebt, das Nebeneinander der Erscheinungen zu ermitteln. Im Kindesalter stand z. B. noch die Botanik vor den großen Fortschritten der Geologie und vor Lamarck. Das lokale Erkennen wird überhaupt immer einen wichtigen Bestandteil, gleichsam die Grundlage aller Wissenschaften bilden. So muß der Astronom die einzelnen Sterne, der Physiker die einzelnen physikalischen Erscheinungen, der Botaniker die einzelnen Pflanzen, der Mineraloge die einzelnen Gesteine kennen und unterscheiden können, ganz abgesehen von ihrer Entstehung oder historischen Entwicklung.

Das Erkennen in der Zeit sucht uns einen Überblick über das Nacheinander der Erscheinungen zu verschaffen. Es kann kausal genannt werden.

Die kausale Erkenntnis ist bezeichnend für das Knabenalter. Der Knabe sieht zum ersten Mal in die Vergangenheit und in die Zukunft. Am meisten beschäftigt ihn die Zukunft. Er malt sie sich in den schönsten Farben aus. Daher kennt auch er die Sorge meist noch nicht; er hofft immer das Beste. Das passendste Beiwort für das Knabenalter ist demnach: das hoffnungsvolle.

Die kausale Erkenntnis bezeichnet auch das Knabenalter der Wissen-

schaften. Gegenwärtig spielt sie in denselben bei weitem die wichtigste Rolle. Der Astronom wäre vollkommen zufrieden gestellt, wenn er die Entwicklung der verschiedenen Systeme vom ersten Urnebel bis zu ihrer jetzigen Beschaffenheit verfolgen und ihre verschiedenen Konstellationen zu einander, sowie die der Sterne in denselben berechnen, der Physiker, wenn er alle Erscheinungen auf die der Bewegung zurückführen, der Botaniker, wenn er die verschiedenen Entwicklungsstufen der Pflanzen von der ersten Urzelle an bis zum heutigen Tage empirisch erkennen, der Mineraloge, wenn er alle Gesteine auf ein Urgestein zurückführen könnte.

Viele können sich eine andere, als die lokal kausale Erkenntnis gar nicht denken. Für sie hat das einzelne Ding nur eine Bedeutung als Glied einer Reihe, in welcher die Erscheinungen entweder neben oder hinter einander gebracht sind. Reißt man aber ein solches Ding aus der lokalen und der endlosen kausalen Reihe heraus, so bemerkt man, daß es daran immer noch etwas zu erkennen giebt. Man erkennt seine Zweckmäßigkeit, seine Vollkommenheit, die Art und Weise seines Wirkens, man erkennt den dem Wirken zu Grunde liegenden unbewußten Gedanken, man erkennt sein Wesen, seine Idee. Die wilde, ermüdende und oft verzweifelte Jagd nach dem unmöglichen ersten Glied in der endlosen, kausalen Reihe hat aufgehört. Das Wesen, die Idee einer Erscheinung ist erkennbar, ohne daß man über ihre Stelle in Raum und Zeit das Geringste weiß. Die Idee ist also gleichsam außerhalb von Raum und Zeit. Ihre Erkenntnis kann die **ideale** genannt werden.

Die **ideale Erkenntnis** ist bezeichnend für das Jünglingsalter. Den Jüngling interessieren das Neben- und Nacheinander der Erscheinungen nicht mehr in dem Maße wie früher. Er sucht jetzt ihre Ideen zu erfassen. Er tritt vor die einzelnen, so wie vor das Gesamte der Erscheinungen und fragt sich: „was soll das, was folgt aus dem allen für mich, und was soll schließlich ich". Er bildet sich seine Weltanschauung, er wird sich seiner Pflichten gegen sich und andere bewußt. Liegt keine fertige Weltanschauung vor, oder behagt ihm diese nicht, so muß er sich selbst eine schaffen. Er wird melancholisch, grüblerisch, finster und verschlossen. Er ringt und ringt, und ringt sich entweder durch, oder er geht zu Grunde. Ohne Weltanschauung kann er nicht leben. Er hat keinen Halt, keine Stütze, keine Regeln, nach denen er sich in seinem Handeln richten soll. Er schwebt wie in der Luft. Ein solcher Zustand ist jedoch unerträglich, und er führt schließlich zum Selbstmord. Hat er sich aber hindurchgerungen, so stellen sich die alte Freudigkeit und der alte Lebensmut wieder ein. Passende Beiwörter für das Jünglingsalter sind demnach: **das grüblerische, finstere, düstere, melancholische.**

Die ideale Erkenntnis bezeichnet auch das Jünglingsalter der Wissenschaft. Hat sie dies Stadium erreicht, so heißt sie Philosophie. Die Philosophie interessiert sich nicht für das Neben- und Nacheinander der Erscheinungen, wenigstens nicht in erster Linie. Sie sucht vielmehr die Idee der einzelnen Erscheinungen, sowie die des Ganzen zu ermitteln (theoretische Philosophie), oder sie untersucht, was sich aus dem Ganzen für Folgerungen ziehen lassen für das Verhalten der Einzelnen (praktische Philosophie).

Haben wir eine Erscheinung lokal, kausal und ideal erkannt, so sind wir unter Umständen zufriedengestellt, unter Umständen aber auch nicht. Hingegen sind wir es oft schon, wenn wir eine Erscheinung nur lokal und kausal erkannt haben. Dies ist z. B. der Fall bei den Mineralien. Es kommt ihnen eben nicht mehr zu als ihre Stelle in Raum und Zeit, wenigstens scheinbar nicht. Ihre Idee springt so ohne weiteres nicht in die Augen, d. h. wenn man sie aus ihrer lokalen und kausalen Reihe herausnimmt und für sich betrachtet, so bleibt nicht viel mehr daran zu erkennen. Bei einer Pflanze sind wir zufriedengestellt, wenn wir sie lokal, kausal und ideal erkannt haben. Außer ihrer Stelle in Raum und Zeit kommt ihr noch eine deutlich in die Augen fallende Idee zu. Nun giebt es aber auch Erscheinungen, denen außer ihrer Stelle in Raum und Zeit und außer ihrer Idee noch Gefühl und Intellekt zukommt. Diese sind es, deren lokale, kausale und ideale Erkenntnis uns nicht befriedigt. Bei diesen sind wir erst dann zufrieden gestellt, wenn wir auch ihren Gefühls- und intellektuellen Zustand erkannt haben. Diese Art von Erkenntnis kann die sensuale und intellektuale genannt werden.

Die sensual-intellektuale Erkenntnis ist die praktisch wichtigste, zugleich aber auch schwierigste von allen. Wenn wir eine Erscheinung sensual-intellektual erkannt haben, so haben wir gleichsam unser Bewußtsein auf sie ausgedehnt. Sie ist uns ebenso bekannt, allerdings auch ebenso unbekannt, wie wir uns selber. Dieser Umstand ist besonders wichtig für das thätige Leben. Wenn wir einen Menschen sensual und intellektual vollständig erkannt haben, was nur dann möglich ist, wenn wir intellektuell über ihm stehen, so ist er gleichsam in unserer Gewalt. Wir kennen seine Fähigkeiten; wir wissen, was er unter Umständen zu leisten vermag, was nicht; wir wissen, wie er sich gegebenen Falls verhalten wird. Seine Persönlichkeit ist uns ganz vertraut. Sie ist gleichsam ein Teil von uns selber und uns unterthan.

Was man unter lokaler, kausaler, idealer und sensual-intellektualer Erkenntnis zu verstehen hat, wird man sich aus folgendem leicht klar machen können. Man stelle sich eine Statue oder ein Gemälde vor, welches einen

an einen Pfahl gebundenen, von Pfeilen getroffenen, in den letzten Zügen liegenden Mann darstellt.

Diejenigen, welche nur lokal erkennen, werden, wenn sie vor das Kunstwerk treten, sich folgende Fragen stellen: „Wer hat das gemacht, was hat es gekostet, wo ist es geschehn, ist es eine geschichtliche Persönlichkeit?" Diejenigen, für welche vor allen Dingen die kausale Erkenntnis von Interesse ist, werden sich fragen: „Warum ist das geschehn, was hat der Unglückliche verbrochen, welches sind die Motive der That?" Diejenigen, welche hauptsächlich ideal zu erkennen suchen, kümmern sich den Teufel um das Wo und Warum. Sie fassen das Bild selbst ins Auge und fragen sich: „Ist das Kunstwerk zweckmäßig angefertigt, ist es vollkommen, ist es schön, ist die Lage des Sterbenden, die Schlaffheit des Körpers, der Ausdruck des Schmerzes, der Verzweiflung vollkommen dargestellt?" Diejenigen, welche sensual-intellektual zu erkennen bestrebt sind, erkennen die Vollkommenheit des Kunstwerkes auf einen Blick dadurch, daß ihr sensual-intellektuales Erkennen durch die Anschauung desselben in Bewegung gesetzt wird. Sie vergessen den Künstler über dem Kunstwerke und suchen allein den sensual-intellektualen Zustand des Sterbenden zu erkennen. Sie werden sich die Frage stellen: „Was für Schmerzen, was für Gedanken hat er in seinen letzten Augenblicken gehabt?"

Während sich also die ersten beiden für das Kunstwerk überhaupt nicht, die dritte hauptsächlich für den Künstler interessierte, interessiert sich die vierte Gruppe für das Kunstwerk ganz allein. Sie allein aber ist es auch, welche das Kunstwerk vollkommen erkannt hat.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß hier bemerkt werden, daß es solche schroffen Unterschiede in den Intellekten, wie die hier vorgeführten, nicht leicht giebt. Die verschiedenen Arten des Erkennens finden sich in jedem Intellekt, sie unterscheiden sich jedoch nach dem Überwiegen der einen Art über die andere, und sie lassen sich nach dem Überwiegen einer höheren über eine niedere klassifizieren.

Die verschiedenen Arten des Erkennens bedingen auch die verschiedenen Grade des Verstehens. Einen jeden, welcher sagt: „Ich hab's verstanden," sollte man fragen: „Wie hast du's verstanden, lokal, kausal, ideal, sensual-intellektual?"

Die meisten Menschen verstehen die Erscheinungen nur lokal. Sie interessieren sich nur für lokale Erkenntnisse, für kausale nur dann, wenn die Erscheinungen in unmittelbaren Beziehungen zu ihnen stehen. Da aber die unmittelbaren Beziehungen der Dinge zu uns eine reine Erkenntnis unmöglich machen, und wir hier nur das reine Erkennen untersuchen, so geht uns diese Art von kausaler Erkenntnis jetzt nichts an. Sie findet sich übrigens auch schon beim Tiere. Die Unterhaltung der meisten Menschen

bezieht sich daher auch nur auf das Lokale der Erscheinungen. Sie erzählen sich Ereignisse aus ihrem Leben, oder sie unterhalten sich über die Neuigkeiten des Tages. Sie reihen Thatsache an Thatsache, ohne an einen kausalen Zusammenhang zu denken. Selbst in denjenigen Kreisen, in welchen die Unterhaltung über den kausalen Zusammenhang der Erscheinungen die Regel sein sollte, ist sie selten. So werden z. B. Studenten, die sich über denselben auch außerhalb ihres Studiums unterhalten und an dem ewigen Gerede über Bierlokale, Kellnerinnen und Schmisse keinen Gefallen finden, unbedingt auffallen und sich oft genug den Spottnamen: „Philister" gefallen lassen müssen. Die lokale Kenntnis ist es auch, welche am ersten auffällt, am meisten im gewöhnlichen Leben imponiert und am leichtesten in Gesellschaft Bewunderung findet. Für wirklich geistreiche Gespräche hat das gewöhnliche Volk meist kein Verständnis. Das wechselseitige Verständnis bedingt aber das Interesse und die Lebhaftigkeit einer Unterhaltung. Daher ist auch eine lebhafte und interessante Unterhaltung zwischen zweien, die verschieden erkennen, nicht leicht möglich. Ein jeder wird den andern langweilig und geistlos finden. Daher kommt es auch, daß manche, je nach ihrer Umgebung, auffallend schweigsam und ruhig oder auffallend redselig und lebhaft sind. Sie sind das eine oder das andere, je nachdem der geistige Horizont der sie Umgebenden enger oder weiter als der ihre oder gleich demselben ist. Das Verhalten in Gesellschaft bildet oft den Maßstab, nach welchem man einen Menschen beurteilt. Hieraus kann man ersehen, was man unter Umständen von solchen Urteilen zu halten hat.

Diejenigen, welche nur lokal erkennen, werden eine Erscheinung eher verstehen, als diejenigen, welche sie auf alle Arten verstehen wollen. Daher kommt es, daß oft die ausgesprochensten Dummköpfe es sind, welche alles am ersten verstehen. Geht man der Sache auf den Grund, so findet man, daß sie nur lokal erkannt haben. Es kommt z. B. oft vor, daß mathematische Sätze bewiesen werden, ohne daß der Beweisende die geringste Einsicht in den kausalen Zusammenhang des Beweises hätte. Er hat ihn nur auswendig gelernt, er hat ihn nur lokal erkannt. Daher ist nicht selten einer in der Mathematik, wo das kausale Erkennen die Hauptsache ist, der schlechteste, in der Geschichte hingegen, wo man mit lokalem Verständnis zur Not auskommt, der beste Schüler. Der ideale Historiker wird natürlich die geschichtlichen Erscheinungen auch kausal zu erkennen suchen. Wer kausal zu erkennen bestrebt ist, wird für lokales Erkennen wenig Interesse zeigen; umgekehrt wird derjenige, der nur lokal erkennt, für diese Erkenntnis dasselbe Interesse zeigen, wie der andere für die kausale; er wird diesen daher in der lokalen Erkenntnis überflügeln. Daher kommt es, daß oft auch der beste Mathematiker der schlechteste Historiker ist.

Wer ideal erkennen kann, für den wird hinwiederum die kausale Erkenntnis wenig Interesse besitzen. Daher zeigen Philosophen und besonders Künstler oft wenig Interesse für die Mathematik. Umgekehrt glänzen zuweilen hervorragende Mathematiker dadurch, daß sie für Kunstleistungen absolut kein Verständnis haben. Wer jedoch sensual-intellektual erkennen kann, für den wird diese Erkenntnis den höchsten Wert haben, da sie ihn zu den höchsten Leistungen im Leben und in der Kunst befähigt. Diese sensual-intellektuale Erkenntnis ist daher bezeichnend für das Genie. Im Genie ist die sensual-intellektuale Erkenntnis in hohem Grade entwickelt. Der Intellekt eines Genies umfaßt denjenigen aller andern Das Genie ist daher der Herr, alle andern sind seine Diener. Der Typus eines Genies ist Napoleon. Was ihm zu seinen Siegen verhalf, war die sensual-intellektuale Erkenntnis seiner Feinde. Er erkannte die Pläne seiner Gegner und war ihnen gegenüber daher immer im Vorteil. Sein Plan bezweckte dann die Vereitelung der Pläne seiner Gegner. Darum siegte er. Infolge seiner hochgradig entwickelten sensual-intellektualen Erkenntnis war er der Herr und die ganze Welt ihm unterthan.

Auch alle hervorragenden Leistungen eines Fürsten, Diplomaten und Reformators sind bedingt durch eine hohe Entwicklung der sensual-intellektualen Erkenntnis.

Die Hauptaufgabe eines Fürsten ist es, die richtigen Männer an die richtige Stelle zu bringen. Hat er dies gethan, so hat er genug gethan, er kann seine Hände müßig in den Schoß legen. Um aber dieser Aufgabe gerecht werden zu können, muß seine sensuale und intellektuale Erkenntnis gut entwickelt sein. Geht ihm diese ab, so wird er seine Unterthanen nur nach dem äußern Schein beurteilen, und da bekanntlich gerade diejenigen auf das Äußere am meisten Wert legen, denen der innere Wert abgeht, so wird seine Wahl solche dummdreiste, renommierende Phrasenhelden und Flachköpfe treffen. Solch ein Fürst wird ein merkwürdiges Geschick darin zeigen, daß er gerade die unfähigsten Leute an die wichtigsten und bedeutungsvollsten Stellen bringt.

Die sensual-intellektuale Erkenntnis eines Fürsten muß auch stark entwickelt sein, wenn er seine nächste Umgebung überschauen, bis zum Volke durchdringen und dieses verstehen will. Bei herrschender Unzufriedenheit wird er nicht gleich mit Gefängnis und Gewehrfeuer drohen. Er wird den sensual-intellektualen Zustand der Unzufriedenen zu erkennen suchen und auf Grund dieser Erkenntnis Abhilfe schaffen. Die richtige Abhilfe kann er wiederum nur dann schaffen, wenn er den sensual-intellektualen Zustand der Unzufriedenen erkannt hat.

Vom Diplomaten gilt dasselbe wie vom Feldherrn. Er muß die Pläne seiner Kollegen durchschauen und darnach seine Pläne einrichten.

Vom Reformator gilt dasselbe wie vom reformierenden Fürsten.

Aus dem allen geht hervor, daß die sensual=intellektuale Erkenntnis bezeichnend ist für das Mannesalter. Der Mann darf keine Zeit mehr mit der Bildung einer Weltanschauung verlieren, er muß sich im Leben praktisch bethätigen. Zur erfolgreichen praktischen Thätigkeit gehört Menschenkenntnis. Diese ist bedingt durch die sensual=intellektuale Erkenntnis. Das passendste Beiwort für das Mannesalter ist demnach: das thätige.

Die sensual=intellektuale Erkenntnis bezeichnet auch das Mannesalter der Wissenschaften. Sie haben jedoch bis jetzt dies Stadium kaum erreicht. Die sensual=intellektuale Erkenntnis war aber von jeher im Schwunge in der Kunst. Wenn der Künstler Menschen darstellen will, so muß er sie sensual und intellektual erkannt haben, sonst stellt er Puppen dar. Dies gilt besonders von denjenigen Künstlern, welche Handlungen der Menschen darstellen, von den Dichtern, vor allem von den dramatischen. Daher sind auch große Dichter so selten. Sie sind ebenso selten wie große Fürsten und Feldherren. Die Leistungen beider haben dieselbe Voraussetzung und zwar die einer hochgradigen, sensual=intellektualen Erkenntnisfähigkeit.

Der erste, welcher die sensual=intellektuale Erkenntnis in die Wissenschaften eingeführt hat, ist Schopenhauer. Dies ist seine Großthat, sein bleibendes, noch wenig gewürdigtes Verdienst. Er wandte die sensual=intellektuale Erkenntnis nicht bloß auf die Menschen, sondern auf alle Erscheinungen an. Er machte sich den sensualen und intellektualen Zustand aller Erscheinungen, von den primitivsten an bis zu den höchsten hinauf, an sich selbst klar. Er erweiterte gleichsam sein Bewußtsein auf die ganze Welt. Er machte auf eine neue Quelle von Erkenntnissen, nämlich auf diejenige in uns aufmerksam und lehrte uns die Natur von innen heraus durch Beobachtung der in uns wirkenden, allgemein geltenden Gesetze, sowie unserer sensualen und intellektualen Zustände erkennen. Er machte auf die Verwandtschaft aller Erscheinungen mit unserer eigenen aufmerksam; er brachte uns dadurch der Natur näher und leistete so auf geistigem Gebiete dasselbe, was Lamarck und Darwin auf materiellem geleistet haben. Er verdient deshalb den Namen eines Vaters einer neuen Epoche in der Philosophie. Dieser Ehrentitel wird ihm auch nicht vorenthalten werden, wenn man einmal seine Verdienste voll und ganz erkannt hat.

Der erste, welcher die ideale Erkenntnis in die Philosophie eingeführt hat, ist Plato. Dieselbe war aber wieder ganz außer Mode gekommen. Es war dies die Folge einer berühmt gewordenen Fragestellung des Descartes. Dieser hatte auf die Ähnlichkeit der Traumzustände während ihrer Dauer mit den wachen aufmerksam gemacht. Seitdem beschäftigt sich der größte Teil der neueren Philosophie mit der Frage: ob wir auch im Wachen

träumen, ob den Dingen, die wir im Wachen sehen, nicht auch dasselbe Sein zukommt, wie den Dingen im Traum, ob die Dinge bloß im Gehirn oder auch außer dem Gehirn sind, und ob ihnen, wenn das letztere der Fall ist, dasselbe Sein zukommt wie im Gehirn oder ein anderes, und zwar dasjenige des berühmten und berüchtigten Dinges an sich.

Die Wert-, fast möchte ich sagen Sinnlosigkeit aller dieser Fragen zu beleuchten, ist hier nicht der Ort. Es würde zu weit führen. Das eine kann aber bemerkt werden, daß es für die ideale Erkenntnis der Dinge ganz egal ist, ob sie eine wirkliche oder nur traumhafte Existenz haben.

Der erste, der die ideale Erkenntnis wieder in ihre Rechte einsetzte, war Schopenhauer, es war derselbe, der auch die sensual-intellektuale in die Philosophie einführte.

Diese sensual-intellektuale Erkenntnis ist es auch, welche den gesuchten inneren Berührungspunkt der Schopenhauerschen Philosophie mit der Kunst bildet. Die Gleichheit seiner Erkenntnis mit der künstlerischen kannte Schopenhauer sehr gut. Diese Gleichheit veranlaßte ihn, die Kunst ihrem Wesen nach für identisch zu halten mit der Philosophie. Hierin ist er offenbar zu weit gegangen. Denn wie wir sehen, kann die sensual-intellektuale Erkenntnis in die Wissenschaften eingeführt werden, ohne ihr Wesen zu ändern. Schopenhauers Philosophie ist trotz der sensual-intellektualen Erkenntnis, welche in dieselbe eingeführt ist, noch lange keine Kunst. Da also Kunst und Philosophie trotz der Gleichheit ihres Erkennens dennoch verschieden sind, und da es das Wesen der Philosophie unzweifelhaft ist, zu erkennen, so muß das Wesen der Kunst unbedingt in etwas anderem bestehen.

Betrachten wir das Schaffen eines Künstlers etwas näher, so sehen wir, daß es ihm gar nicht darauf ankommt, das Erkannte darzustellen. Das überläßt er ruhig dem Philosophen. Für ihn ist das Erkennen nur Mittel zum Zweck. Er erkennt nur, um auf Grund des Erkannten zu wirken und seine Gestalten zu schaffen. Diese läßt der dichtende Künstler bei Gelegenheit erkannte Wahrheiten aussprechen. Diese Wahrheiten sind aber dann so klar, so deutlich, so bezeichnend und treffend ausgedrückt, daß daraus hervorgeht, daß er sie zum mindesten ebenso klar, wenn nicht klarer erkannt hat, als der Philosoph, welcher oft zur Klarlegung einer Wahrheit einen dicken Band schreibt und uns schließlich dennoch im Unklaren läßt. Solch eine von einem Dichter in knappe Worte gefaßte Wahrheit enthält oft die Quintessenz eines dicken philosophischen Werkes, und sie hat vor letzterem, ganz abgesehen von der Mühe und Arbeit, noch den Vorzug, daß sie meist ein blitzschnelles Verständnis in uns hervorruft, während jenes uns oft nur noch mehr betäubt und verwirrt und uns dadurch das Verständnis einer Wahrheit erschwert, statt es zu erleichtern.

Das Erkennen beschäftigt den Künstler auch nicht sein Lebenlang. Er ist bestrebt, dasselbe zu einem gewissen Abschluß zu bringen, und wenn er dies gethan, betrachtet er sein übriges Leben als reinen Gewinn. Und das mit Recht. Denn das Erkennen ist nur das Anpassen an die Welt. Eine jede Erscheinung sucht sich aber nicht bloß anzupassen, sondern auch weiter zu entwickeln. Die Anpassung erfolgt infolge der Unlust, und sie hat nur den Zweck, diese zu beseitigen. Die Weiterentwicklung ist aber unmittelbar lustbringend. Umgekehrt ist das Streben nach Lust identisch mit dem Streben nach Weiterentwicklung.

Die Weiterentwicklung kann entweder eine individuelle oder eine generelle sein. Für die generelle Weiterentwicklung sorgen wir durch den Geschlechtsakt. Da jene für den Haushalt der Natur viel wichtiger ist, als die individuelle, so ist dieser mit der größten Lusterregung verbunden. Wäre dem nicht so, so wäre eine generelle Weiterentwicklung wegen des allen Individuen eingepflanzten Egoismus nicht gut möglich. Daß aber die Fortpflanzung eine Weiterentwicklung ist, geht aus der Entwicklungsgeschichte der Pflanzen und Tiere deutlich hervor. Beim normalen Menschen besteht ein harmonisches Verhältnis zwischen dem Streben nach individueller und genereller Weiterentwicklung, und dasselbe ist auch erforderlich für sein Wohlbefinden. Die individuelle Weiterentwicklung kann aber auch auf Kosten der generellen in den Vordergrund treten oder umgekehrt. Im ersten Falle haben wir Enthaltsamkeit oder absolute Keuschheit, im zweiten Ausschweifung. Im letzteren Falle ist zwar das Streben nach Lust mit individueller Schädigung verbunden, nicht aber mit genereller, und der Satz, daß das Streben nach Lust identisch ist mit dem Streben nach Weiterentwicklung, behält seine Gültigkeit.

Nachdem der Künstler das Erkennen hinter sich hat, wird er daher suchen, sein Leben zu genießen. Dies ist jedoch in der Regel nicht möglich, da seiner freien Bethätigung meist unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen, und nur die aus freiem Antrieb erfolgende Thätigkeit lusterregend ist. Um der Langweile zu entgehen, wird er zur Betrachtung der Erscheinungen zurückkehren, oder er wird die seiner Thätigkeit im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen suchen. Die Erscheinungen wird er jedoch nicht mehr zu erkennen suchen; es wird vielmehr der in ihm unterdrückte Trieb zur Thätigkeit und Weiterentwicklung aufs neue erwachen, und da er nicht für seine eigene Weiterentwicklung sorgen kann, so wird ihn das Verlangen erfassen, die Erscheinungen weiter zu entwickeln, zu vervollkommnen, so wird er vervollkommnete Erscheinungen und so in gewissem Sinne Vollkommeneres schaffen als die Natur selbst. Der in der Natur wirkende geheimnisvolle Trieb wird in ihm ein bewußter, während er sonst immer unbewußt bleibt.

Der Künstler kann aber deshalb Vollkommeneres schaffen als die Natur außer ihm, weil es den in seinem Gehirn vegetierenden Erscheinungen, den Vorstellungen, wegen der großen Feinheit der Gehirnsubstanz leichter fällt, sich zu entwickeln und zu vervollkommnen als den Erscheinungen in der Außenwelt, die eine viel gröbere Substanz ihren Trieben entsprechend zu formen haben. Hieraus geht ferner hervor, daß eine Vervollkommnung einer Erscheinung nur dann möglich ist, wenn sie anschaulich genau und scharf erkannt ist, weil sie dann erst im Gehirn lebendig wird. Eine Vervollkommnung durch Begriffe ist nicht oder nur durch Elimination von Unvollkommenheiten möglich.

Da der im Künstler wirkende Trieb derselbe ist, wie derjenige in der Natur, so wird sein Schaffen mit dem der Natur Ähnlichkeit haben. Wie die Natur erkenntnislos Zweckmäßiges und Vollkommenes schafft, so schafft auch der Künstler vollkommene Gestalten, ohne sie vorher erkannt zu haben. Er ist ebenso wie die Natur imstande, Neues, noch nie in dieser Vollkommenheit bisher Geschautes zu schaffen. Dasselbe verdankt jedoch sein Dasein keiner Erkenntnis, denn nur das schon Vorhandene, schon Geschaffene ist erkennbar, sondern einem Triebe. Die Vollkommenheit des Geschaffenen erkennt er erst, nachdem es geschaffen.

Beim Nachahmer verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Er bestimmt zuerst die Vollkommenheit, welche seine Gestalten haben sollen, und darnach schafft er sie. Da bei ihm das Schaffen durch das Erkennen bestimmt und nur das schon Geschaffene erkennbar ist, so kann ein Nachahmer niemals originell sein, wenn dies auch sein sehnlichster Wunsch ist. Ohne daß er es will und weiß, bleibt er, weil er vom Erkennen, also vom schon Geschaffenen ausgeht, immer ein Nachahmer. Er arbeitet immer, meist unbewußt, nach „berühmten Mustern“.

Das natürliche, triebartige Schaffen des Künstlers macht es auch erklärlich, daß er Vollkommenes schaffen kann, ohne auch nur ein Gesetz der Ästhetik zu kennen, und daß ein Ästhetiker mit einem Künstler gar nichts gemein zu haben braucht. Eine Ästhetik ist überhaupt erst möglich, wenn Kunstwerke schon vorhanden sind, sie setzt diese voraus und ist daher für den Künstler von gar keinem Nutzen. Derjenige aber, welcher Ästhetik studiert und dadurch ein Künstler zu werden hofft, ist einem Blinden zu vergleichen, der sich in der Theorie des Lichtes unterrichten läßt, in dem Glauben, dadurch ein Sehender zu werden.

Das künstlerische Schaffen ist, weil es in einer Weiterentwicklung und Vervollkommnung der Erscheinungen besteht, unmittelbar genußreich, während es das philosophische nur mittelbar ist durch die Beseitigung der Unlust. Zu diesem Satze paßt ausgezeichnet ein Selbstbekenntnis Schopenhauers im zweiten Bande seines Hauptwerkes, Seite 463, 3. Auflage. Dort heißt es:

„Dafür macht sie (die Philosophie) nicht bloß an den, der ihre Werke schaffen, sondern auch an den, der sie genießen soll, abschreckende, schwer zu erfüllende Anforderungen."

Das künstlerische Schaffen entspricht den Handlungen, die wir vollbringen, um Lust durch sie zu erzielen, das philosophische denjenigen, die wir vollbringen, um Unlust zu beseitigen. Das Bedürfnis nach Lust ist aber nicht etwa Unlust, es ist selber schon Lust, es ist das Vorgefühl derselben. So ist das Verlangen eines Jünglings nach seiner Geliebten, welches ihn zu Handlungen veranlaßt, selbst schon genußreich, es ist ein Vorgefühl des Glückes, das ihn erwartet. Dieses Verlangen ist demjenigen vergleichbar, welches den Künstler zum Schaffen hinzieht. Die Stimmung eines Philosophen hingegen ist derjenigen eines Menschen zu vergleichen, den die Not an die Arbeit treibt.

Wenn die Kunst nur bestrebt ist, die in der Natur gegebenen Erscheinungen zu vervollkommnen, so wird sie ideal genannt.

Nun kann aber der Künstler, wie wir sahen, anstatt zur Betrachtung der Erscheinungen zurückzukehren, auch die seiner Thätigkeit im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen suchen. Die ihm im Wege stehenden Hindernisse sind meist veraltete Einrichtungen und Vorurteile. Natürlich ist an eine unmittelbare Beseitigung derselben niemals zu denken. Der Dichter selbst wird nie die Veränderung der Verhältnisse erleben. Seine Arbeit kommt nicht ihm, sondern der Menschheit zu gute. Während der Durchschnittsmensch nur für sein Heil besorgt ist, und alle seine Handlungen in der Regel egoistisch sind, arbeitet der Dichter vollkommen selbstlos. Er ist nur um das Heil seiner Mitmenschen, um das Heil der künftigen Generationen besorgt. Sein Schaffen ist nur dadurch zu erklären, daß er nach vollkommener, intensiver Erkenntnis der Wirklichkeit von dem allen zukommenden, im Künstler aber besonders stark entwickelten Trieb nach Vollkommenheit erfaßt wird und nun an der Vervollkommnung der Verhältnisse aus rein künstlerischem Interesse arbeitet, ohne daß dieselben Beziehungen zu seinem Wohlergehen hätten oder je haben könnten. Im Dichter verkörpert sich gleichsam, infolge seiner reinen, sensual-intellektualen Anschauung, die ganze Menschheit, sie wird sich in ihm ihres Daseins bewußt und ist daher um ihr Wohlergehen, um ihre Entwicklung besorgt. Der Dichter leidet, denkt und handelt also im Dienste der und für die Menschheit.

Der Trieb, der ihn zum Schaffen anhält, sowie sein Schaffen selbst ist demjenigen eines Insekts vergleichbar, welches oft sein Leben damit zubringt, für die kommende Generation zu sorgen, ohne diese zu kennen, ohne nur eine Vorstellung von ihr zu haben. In beiden wirkt ein und derselbe Trieb nach Entwicklung, nach Vollkommenheit.

Das dichterische Schaffen ist aber dennoch nicht so selbstlos, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Das Wirken eines Dichters besteht nicht im Erkennen, sondern im Schaffen, es ist ein künstlerisches und als solches unmittelbar genußreich. Ferner wird seine Beschäftigung mit zukünftigen Dingen und Zuständen ihn oft veranlassen, sich durch die Vorstellung in diese hinein zu versetzen und so schon jetzt des Glückes, das jene idealen Verhältnisse bringen sollen, teilhaftig zu werden. Er schwelgt im Vorgenusse des zukünftigen Glückes und wird also für sein Schaffen reichlich belohnt. Er ist in der seltenen Lage, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden zu können.

Die Verrottung der Verhältnisse und Einrichtungen wird der Dichter deshalb erkennen, weil er sein Thun und Lassen nicht durch überlieferte Normen bestimmen, weil er sich nicht am Gängelbande führen läßt, sondern immer das Weltganze und seine Stellung und Bedeutung im Weltganzen im Auge hat, was ihn befähigt, natürliche Wünsche, natürliche Triebe und ihrer Befriedigung entgegenstehende Hindernisse als solche zu erkennen, eine Erkenntnis, die ihn vor Bethörung oder Einschüchterung durch verderbliche und niederträchtige Scheinlehren bewahren wird.

Der Dichter ist demnach der aus der Hand der Natur hervorgehende, unverdorbene und ursprüngliche Mensch. Er ist es deshalb, weil er ganz allein von der Natur und den natürlichen Verhältnissen beeinflußt wird, während der gewöhnliche Mensch immer mehr oder weniger ein Sklave seiner Umgebung ist. Daher ist in allen Dichtern der Freiheitsdrang ein so großer. Sie fühlen es instinktiv, daß sie nur wenn sie frei sind, nur wenn sie sich nicht von den sie umgebenden Verhältnissen, sondern ganz allein von der Natur beeinflussen lassen, Natürliches und daher Unsterbliches leisten können.

Die Dichter sind demnach die Vorbilder, die Erzieher der Menschheit.

Um die Beseitigung der einem natürlichen Leben entgegenstehenden Hindernisse zu erzielen, werden nun die Dichter entweder ideale Verhältnisse schaffen und darstellen, um den Wunsch, das Verlangen nach ihrer Verwirklichung ins Leben zu rufen, oder aber sie werden die bestehenden ins rechte Licht setzen, um die Erkenntnis ihrer Abscheulichkeit und Unhaltbarkeit dadurch zu erzielen. Wenn die Zustände häßliche sind, so müssen sie auch das Häßliche darstellen, und wir ersehen hieraus, daß das Gekläffe in unserer Zeit gegen diese Kunstrichtung gar keine Berechtigung hat.

Das Häßliche an und für sich ohne Zweck und Ziel darzustellen, dazu hat man allerdings keine Berechtigung. Darstellungen solcher Art sind aus den Erzeugnissen der Kunst auszuschließen. Da das Häßliche meist in den Vorurteilen, Zuständen und Verhältnissen liegt, so wird sich seine Darstellung

wesentlich auf die Poesie zu beschränken haben. Die bildenden Künste werden selten in die Lage kommen, das Häßliche darzustellen. Denn wenn sie auch reale Situationen schaffen, welche eine Folge häßlicher Zustände sind, so brauchen die diese Situation bildenden Menschen nicht häßlich zu sein. Sie können sogar idealisiert werden. Der Ausdruck der Verzweiflung, des Schmerzes, der Angst kann ein idealer sein.

Wenn die Kunst wirkliche Verhältnisse darstellt und ins richtige Licht setzt, so wird sie real genannt. Die reale und die ideale Kunst sind jedoch ihrem Wesen nach gleich. Sie haben beide dasselbe Ziel, sie suchen es nur auf verschiedenen Wegen zu erreichen.

Welcher von beiden der Vorzug zu geben, ist schwer zu entscheiden. Die ideale Kunst verleidet einem oft das Leben, die reale oft die Kunst. Schließlich ist es aber besser, wenn einem die Kunst, als wenn einem das Leben verleidet ist. Geradezu verderblich ist die ideale Kunst für die Jugend, da diese ihre Ideale für real hält, sich ganz verkehrte Vorstellungen über die Wirklichkeit macht und daher später gräßliche Enttäuschungen durchzumachen hat. Die ideale Kunst erfüllt ihren Zweck nur bei denjenigen, welche die Wirklichkeit schon kennen. Sie versetzt sie für Augenblicke aus derselben heraus und regt sie zugleich auch an, ihre Ideale mit verwirklichen zu helfen. Die reale Kunst ist hingegen am geeignetsten für diejenigen, welche die Wirklichkeit noch nicht kennen. Diese bekommen dann einen Vorgeschmack derselben und treten mit reformatorischen Plänen in die Welt. Enttäuschungen haben sie keine durchzumachen, und sie werden daher dem Pessimismus nicht so leicht in die Arme fallen wie die ideal erzogenen. Am besten eignete sich demnach die reale Kunst für die Jugend.

Auch die ideale Kunst muß in gewissem Sinne immer real sein, sie muß immer Beziehungen zur Wirklichkeit haben, ihre Ideale müssen zu verwirklichen sein, sonst haben sie gar keine Bedeutung. Kunstwerke, in welchen dies nicht der Fall ist, wirken nicht bildend, sondern unterhaltend. Derart sind die sogenannten, aber nicht so zu nennenden Kunstleistungen der Alltags-Dichter und -Schriftsteller, die zahllosen, ungemein weit verbreiteten und vielgelesenen Alltags-Romane.

Umgekehrt muß auch die reale Kunst in gewissem Sinne immer ideal sein. Sie darf ihr ideales Ziel nicht aus den Augen lassen. Sie darf das Häßliche nur darstellen, um die Erkenntnis desselben zu fördern, nicht um Gefallen daran zu erregen. Werke, in welchen letzteres geschieht, sind keine Kunstwerke mehr. Sie sind nicht nur nicht nützlich, sondern sogar schädlich. Derart sind die Produkte der sogenannten Hintertreppenlitteratur. Diese blüht besonders in unseren Tagen, wo die reale Kunst die herrschende ist. Ihre Produzenten haben absolut kein Kunstverständnis, sie freuen sich

am Schmutz, statt ihn zu verabscheuen, sie gebrauchen die Mittel der realen Kunst ohne jede Zwecke, und sie zeigen dadurch, wes Geistes Kinder sie sind.

Aus diesen Untersuchungen geht nun deutlich hervor, daß das Wesen der Kunst nicht nur im Erkennen, sondern im Wirken und Schaffen besteht. Die Kunst soll die Menschheit erziehen, sie soll ihren Sinn für Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit, Schönheit und Natürlichkeit erwecken und Vorurteile und Mißstände aus der Welt schaffen, sie soll, um mit Shakespeare zu sprechen, der Natur gleichsam den Spiegel vorhalten: der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen.

Die Aufgabe und die Stellung der Kunst ist demnach eine höhere als diejenige der Philosophie, welche nur erkennt. Das Volk fühlt dies auch instinktiv. Seine Dichter ehrt es am meisten. Der Dichter Werke sind am verbreitetsten. Der Dichter Name ist in aller Munde. Den Dichtern errichtet es die meisten und prächtigsten Bildsäulen.

Hieraus ersehen wir, daß Schopenhauer das Wesen der Kunst nicht vollkommen erkannt hatte. Für ihn war die Philosophie in gewissem Sinne Kunst, die Kunst in gewissem Sinne Philosophie. Was diese Meinung in ihm verursachte, haben wir gesehen; es war die sensual-intellektuale Erkenntnis, welche beide gemein haben. Daß Kunst und Philosophie ihrem Wesen nach nicht gleich sind, daß sich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden ziehen läßt, ist soeben gezeigt worden.

Diese Ausführungen über die Kunst werfen auch noch einiges Licht auf den Pessimismus Schopenhauers. Wie wir sahen, ist das Erkennen eine Anpassung an die Außenwelt. Eine jede Anpassung erfolgt, um die Unlust zu beseitigen. Sie erzeugt nur Lust durch Aufhebung von Unlust. Nun verhielt sich aber Schopenhauer sein Lebenlang erkennend. Er vermied eine jede Thätigkeit, er vermied die Gesellschaft und liebte die Einsamkeit. Es ist demnach ganz natürlich, daß für ihn die Unlust das Positive, die Lust das Negative war. Dementsprechend mußte denn auch seine Lehre ausfallen, in welcher er die Lust geradezu leugnet und die Unlust für das einzig reale Gefühl hält. Die Lust ist darin weiter nichts als die Aufhebung der Unlust.

Daraus, daß sich Schopenhauer sein Lebenlang erkennend verhielt, erklärt sich auch sein Widerwillen gegen Utopien und gegen die sozialistischen Bestrebungen. Ihn beschäftigte niemals die Vervollkommnung, sondern nur die Erkenntnis der Erscheinungen. Er beschäftigte sich daher auch nie damit, die Verhältnisse zu idealisieren. Ja, er hielt es für unnütz, denn die Unlust war nach seiner Ansicht doch nicht aus der Welt zu schaffen. Er

hielt ihre Existenz für unbedingt notwendig. Leben und Leiden war für ihn ein und dasselbe. Während die Künstler die Unlust zu beseitigen suchen durch Beseitigung der Willenshemmungen, sucht Schopenhauer umgekehrt durch die sich selbst aufgelegte Willenshemmung die Unlust zu bekämpfen. Die Willensverneinung ist nach seiner Lehre der einzig mögliche Weg, auf welchem man die Unlust los werden und zu einem schmerzlosen Zustande gelangen kann.

Schopenhauer hat sich, obwohl ein geborener Künstler, nicht früh genug bis zur Kunst hindurchgerungen. Die Verhältnisse, in denen er lebte, waren aber auch höchst ungünstige. Die Philosophie war in die größte Unordnung geraten, und es war eine Riesenenergie und ein Riesenintellekt dazu erforderlich, um sich in dem Wirrwarr der Systeme zurecht zu finden und die Philosophie wieder auf das richtige Geleise zu bringen. Diesen Dienst hat Schopenhauer der Philosophie geleistet. Er weihte ihr sein Leben und sein Glück. Hätte er unter anderen Verhältnissen gelebt, wir hätten in ihm vielleicht, statt eines großen Philosophen, einen großen Dichter zu verehren und zu bewundern.

An seiner Größe hat er dadurch nichts eingebüßt. Die Größe hängt ab von der Tiefe der Erkenntnis. Bei ihm hatte sie ihre größte Tiefe erreicht, er war ein Meister in der sensual-intellektualen Erkenntnis. Daher wird er auch immer zu den größten Männern aller Zeiten zu zählen sein.

Auch haben wir keineswegs zu bedauern, daß Schopenhauer Philosoph geworden. Denn hierdurch gelangten wir in den Besitz der großartigen Weltanschauung eines Künstlers. Er hat dadurch andern die Bildung einer solchen so wie die Durchringung zur Kunst und zum heiteren Lebensgenuß erleichtert. Seine Philosophie ist gleichsam eine Propädeutik der Kunst. Es ist deshalb auch zu erwarten, daß die Kunst, unter dem Einflusse seiner Philosophie, zu einer großen Blüte gelangen wird. Ob aber diese Hoffnungen berechtigte sind, kann uns erst die Zukunft zeigen.



Englische Maler.

Kritische Studien von George Eller.

(London.)

Als ich nach London kam, um die moderne englische Malerei kennen zu lernen, ging ich zu einem der Altmeister und fragte ihn: Wer sind, Ihrer Meinung nach, die Führer der modernen Malerei in England? Er gab zur Antwort: Als solche sind zweifellos Edward Burne-Jones und John E. Millais zu betrachten. — Keiner der beiden ist in Deutschland anders als durch Reproduktionen einzelner seiner Werke bekannt. Es mag deshalb für manchen interessant sein, wenn ich ein längeres über diese beiden Künstler sage.

Edward Burne-Jones, obwohl er als einer der Präraphaelisten gilt, ist durch und durch Romantiker, der ziemlich mystisch veranlagt, abseits vom Alltagsgetümmel, in seiner eigenen Welt lebt; begabt mit einer überaus lebhaften Phantasie, künstlerisch und kunsthistorisch gebildet wie die meisten der englischen Maler, ein Denker und Sinner, dazu ein überaus geschickter, sicherer Zeichner und vielseitig in der Anwendung seiner künstlerischen Gaben. Er ist in England ungemein populär und hat, trotzdem er sich von der Royal Academy, der offiziellen Kunstherberge Englands, ganz zurückgezogen und schon vor Jahren seine Demission als einer ihrer Associates gegeben und seitdem die Jahresausstellung dieser Malerzunft nicht mehr beschickt hat, alle jene äußerlichen Ehrenbezeugungen erlangt, welche an der Themse Strand als die Apotheose einer Künstlerlaufbahn gelten; er ist Baronet geworden, d. h. hat den vererblichen Adel erhalten.

Edward Burne-Jones ist ein rastloser Arbeiter. Außer seinen großen Bildern hat er alles gemalt, gezeichnet und gethan, was mit der Malerei in irgend einem Zusammenhang steht. Im Verein mit William Morris, dem bekannten Kunstindustriellen, hat er teilweise den Geschmack, gewiß aber die Teilnahme am Kunstgewerbe mächtig gefördert. Außer Entwürfen zu den Glasmalereien in der St. Philippskirche in Birmingham, in der Pfarrkirche zu Middleton Cheney in der Grafschaft Northampton, Zeichnungen für die Gobelins (von William Morris ausgeführt) in der Kapelle des Exeter-College zu Oxford, hat er alles und jedes gezeichnet, was sich zeichnen läßt, Möbel, Klaviere, Orgeln, Teppiche, Stickereien, Schmiedearbeiten, Basreliefs, Illustrationen zu Virgil und anderen Autoren, Theaterdekorationen und Kostüme für Irwings Lyceumtheater u. s. w. Ursprünglich zum Pastor bestimmt, ist er Künstler, und die Kunst ihm zur Religion geworden.

Seine bekanntesten Bilder sind: „The Golden Stair“, junge Mädchen,

langleibig, primitiv und etwas übertrieben unschuldig, die als wandelnde Sinnbilder der Jugend eine langgewundene Marmortreppe herabsteigen. „The Mirror of Venus“, wissende Weiber, in ihrer Mitten Venus, nackt und schönheitstrahlend, eine etwas langbeinige beauté, die sich allzusammen in einem ganz kleinen, spiegelglatten Teich beäugeln. „Chant d'amour“, die ideale Liebe darstellend, im Ganzen langweilig wirkend, wie alles übertrieben seelisch, künstlerisch Dargestellte. „Love amongst ruins“, — ein Liebespaar, zwischen den Ruinen des zerstörten oder niedergebrannten Heims, in einer Ecke kauernd, sich umschlungen haltend, Trost in der Liebe findend. „Star of Betlehem“, eine Variation des alten Themas „Die Weisen aus dem Morgenlande“. „Wood nymph“, eine Waldnymphe, ins Gestrüpp fliehend, die ganz und gar konventionell wäre, wenn sie nicht in Burne-Jones Manier behandelt wäre, und andere tiefmystische, aber wenig verständliche Bilder, wie eine Vestapriesterin, vom Maler „Flamme Vestalis“ betitelt, eine mir ganz unbegreifliche „Sponsa di Libano“. Einige Studienköpfe von herrlicher Schönheit beweisen, was Burne-Jones zu malen imstande ist, wenn er zeitweilig seine Manier vergißt und unbewußt natürlich malt. Sein aus sieben Bildern bestehender Cyklus „St. George and the Dragon“, wenn ich recht unterrichtet bin, sein letztes größeres Werk (es war im vergangenen Frühjahr bei einem Londoner Bilderhändler ausgestellt), hat auf mich keinen günstigen Eindruck gemacht. Weder in der Komposition, die allzu gezwungen einfach erscheinen will und dabei aber unendlich kompliziert gedacht ist, noch im Kolorit, das legendenhaft gewollt, aber trotz Präraphaelitischer Malweise doch modern dekorativ wirkt und eben durch diese dekorative Wirkung das Innige, Sagenhafte nicht durchdringen läßt, ist diese siebenteilige Schöpfung Burne-Jones ein Kunstwerk. Künstlich ist es, darüber kann kein Zweifel herrschen, aber künstlerisch, so wie es Meister Schwinds Legendencyklen sind, ist es keineswegs.

Es sei fern von mir, über einen ernsten Streber nach künstlerischer Reinheit, wie Burne-Jones es sicherlich ist, eine leichte Äußerung durchschnittlicher Mißbilligung zu machen. Ich verkenne sein Verdienst durchaus nicht, aber ich kann und werde niemals einsehen können, wozu es gut sein soll, wenn ein Künstler, dem die Natur doch ein unantastbares Heiligtum sein soll, sich darin gefällt, dieses Meisterwerk der Allmacht, die heilige Natur, in seine Manie einzudrechseln. Dergleichen Ausschreitungen des künstlerischen Thuns und Könnens mögen für eine Spanne Zeit die durchschnittlich unverständige Masse ähnlich anreizen, wie eine neue Mode, sie werden aber niemals und nie und nimmermehr gelten und gefeiert werden als Werke echter wahrer Kunst, die verständlich sein soll und ist jedem, der Herz und Sinn hat fürs Große, Edle, Schöne!

John E. Millais ist durch und durch englischer Gentleman —, ein Künstler in weißer Krawatte und glänzenden Lackschuhen, eine feine vornehme Natur, der alles Unschöne ein Greuel ist, die aber die Schönheit nur dann anerkennt, wenn sie vollkommen korrekt auftritt. Dazu gesellt sich eine unwillkürlich zum Ausdruck gelangende Vorliebe für das Diaphane, leicht Angekränkelte, für das Zarte, Hüstelnde und ein ebenso unwillkürlich ausgedrückter Widerwille gegen das Kräftige, Reiche, Mannbare, Männliche, eine gewisse Koketterie im Kolorit, eine Zartheit des Malens, die mitunter ins Zögernde und Zagende übergeht und im großen und ganzen eine Poesie, wie sie lieb ist all den Schreibtischdichtern, die den Blumenduft beschreiben, nachdem sie ihn aus den konzentrierten Essenzen parfümfabrizierender Hoflieferanten eingesogen haben. Manchmal, freilich nur selten, findet John E. Millais wirkliches warmes Sonnenlicht auf seiner Palette, so etwas wie Lerchengesang in seinem Pinsel. Da war in der Guildhall (dem Stadthaus der City of London), gelegentlich einer Ausstellung von Privateigentümern geliehener Bilder, eine „Regenbogenlandschaft“ John E. Millais' zu sehen, die eines der anmutendsten, naturgetreuesten Landschaftsbilder ist, die ich je gesehen. Wie anders dagegen sind seine Bilder in der diesjährigen Academy-Ausstellung! Da ist vor allem ein „St. Stephan“, dem der Künstler das Motto widmet: „He fell asleep.“ Und dieses Motto ist bezeichnend für das „schläfrige“ Bild. Da ist keine Kraft, kein Saft; nicht Ergebenheit ins Unvermeidliche; kein Märtyrer, der mit festem Glauben an den Erlöser den gräulichen Tod erduldet; keine Hoffnung aufs Ewige; nichts, wie ein Schlafengehender. Mit demselben Ausdruck mag auch der müde Greis aus dem Leben scheiden, der, altersschwach, in einem bequemen Bett, sich in's Jenseits hinüberschläft. „Speak! Speak!“ ist der Titel eines anderen Bildes. Ein blasser, allem Anschein nach schwindsüchtiger junger Mann liegt im Bett, und, auch allem Anschein nach, träumt von der verstorbenen Geliebten. Die aber, die erscheint als schwebender Engel, im weißen Geistergewand am Bettrand. Er erhebt sich, streckt die Arme aus und scheint rufen zu wollen: „Rede! Rede!“ Das Bild machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck, nicht einen weihevollen, wehmütigen, mitfühlenden. Es war mir geradeso zu Mute, wie vor Jahren, wo ich, damals ein junger Skeptiker, einer Geisterbeschwörung angewohnt, ohne daß mich ein Gruseln überfallen, weil ich meine ganze Scharfsichtigkeit angewandt hatte, um die feinen Drähte zu entdecken, an welchen die Geistgestalt durchs Zimmer schweben konnte. Ist solch ein Bild ein Kunstwerk?

Ein anderer in England vielgepriesener und vielgefeierter Maler ist der Präsident der königlichen Akademie, Sir Frederik Leighton. Er zeichnet gut, seine Kompositionen sind reiflich erdacht, malerisch gruppiert, sein

Kolorit ist gefällig und im großen Ganzen, ohne irgend eines seiner Bilder in besondere Beurteilung zu ziehen, mag man ihn gerne als den richtigen und rechten Professor bezeichnen, dessen Werke ranggemäß hingenommen werden.

Laurence Alma=Tadema, der verengländerte Nachniederländer, ist nebst Hubert Herkomer der in Deutschland am besten bekannte Maler Englands. Seine kunstfertigen Illustrationen des griechischen und römischen Lebens —, anders wie Illustrationen vermag ich seine ideal=sauber gemalten Bilder nicht zu nennen —, sind so mannigfach, sie sind so oft vervielfältigt worden, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man ihr kulturhistorisches Verdienst neuerdings herausstreichen. Eines zeichnet ihn aus, diesen fleißigsten, genauesten, beredtesten Schilderer der Schönheiten der klassischen Weltperioden: seine Zierlichkeit. Jedes Blättchen einer Granatblüte, jedes Börtchen eines Peplums, jede Gravierung eines Schmuckes, jede Patina einer Bronzevase, jede Franse eines Vorhanges, alle und jede Kleinigkeit sind mit einer liebevollen Sorgfalt, mit einem hingebenden Eifer, mit einer strengen aber anmutvollen Natürlichkeit gemalt, daß jedem römisierenden Georg Ebers dabei das Herz im Leibe lachen muß. Seine Werke sind das gemalte Zeugnis für ein nimmerrastendes Studium der antiken Welt, und wenn sie auch nicht emporsteigen zu jenen ewigen Höhen, in welchen Goethe seine Iphygenie auf die Gottheit gesetzt, so sind sie doch kreuzbrave, ehrliche Leistungen, die selbst dem Anti=Akademiker wirkliche Achtung abzwingen. Sein in der Akademie ausgestellter „Frühling“ ist, in diesem Sinne betrachtet, ein schätzenswertes Bild.

Hubert Herkomer ist mit vollem Recht als ein Charakteristiker bekannt. Er hat das Professorliche so ziemlich abgeschüttelt und malt, mitunter, keck und frisch darauf los. Ein treffliches Männerbildnis, energisch gemalt und typisch konzipiert, ist das Porträt des Ministerpräsidenten der Kap=Kolonie, Cecil Rhodes. Dagegen will mir sein für Landsberg gewidmetes großes Bild, „Bürgermeister und Ratsherren von Landsberg“, nicht so ganz gefallen. Dergleichen „Programm=Bilder“ bieten allemal Schwierigkeiten für den Maler, und richtig und gerecht beurteilt können sie erst dann werden, wenn sie an ihrem Bestimmungsort aufgestellt sind. Unleugbar ist in diesem Werke Herkomers der feste Wille, gutes zu schoffen.

Der 78jährige George Frederik Watts vergißt die Wucht seines Alters, wenn er den Pinsel führt. Da ist noch immer das alte Schrot und Korn, die alte Kraft, — ich sag's g'rad' heraus! — das alte Genie! Sein Bildnis des berühmten Sprachforschers Max Müller ist ein Meisterwerk der Porträtierkunst. Es ist eine würdige Fortsetzung von Watts berühmten Männerporträts, deren einige, wie die von Walter Crane, Bulwer, Lytton und

andere mehr einen Weltruf errungen haben, so kühn, wahr, treu und recht sind ihre Charakteristik, ihr sauberes und doch so lebenswarmes Kolorit. Ich war seit langem der Ansicht, daß dieser noch im Greisesalter nach Vervollkommnung rastlos strebende Künstler einer der ersten, wenn nicht der bedeutendste der zeitgenössischen englischen Maler ist und jedesmal, wenn ich ein neues Werk dieses genialen Alten sehe, finde ich neuen Grund für meine Meinung.

Ein ebenso bedeutender Künstler ist W. Q. Orchardson, von dessen in Paris zur Ausstellung gebrachten Bildern ich zu wiederholten Malen in der „Gesellschaft" gesprochen habe. Da er aber Schotte ist und ich die Absicht habe, diesen genialen Neuerer, so die Kaledonier als Maler sind (siehe Guthrie, Melville und andere mehr), eine spezielle Studie zu widmen, so sei betreff Orchardson auf den bald zu veröffentlichenden Artikel verwiesen.

Gute Künstler im überdurchschnittlichen Sinn sind Stanhope S. Forbes, Arthur Hacker und Solomon J. Solomon. Über den ersten hab ich in meinen Pariser Berichten bereits mehrfach gesprochen. Er scheint mir jetzt in der Vollkraft seines Könnens zu stehen. Sein Lieblingsthema sind Feuerarbeiter. Er hat die Lichteffekte gründlich studiert und malt effektvoll ohne Ostentation, versteht es, seine Puddler und Schmiede kräftig auf die Füße zu stellen. Er ist ganz und gar Realist, aber er sieht das Wuchtige, Gewaltige mit dem Auge eines Künstlers; er wirkt mächtig, ohne derb zu werden und hat so viel Feinfühligkeit, daß die Kontraste seiner Feuerlichter nicht verletzend wirken. In Summa ein wirklicher Künstler.

Arthur Hacker ist ein Sensueller, d. h. ein Sensueller im vornehm englischen Stil. Seine Nacktheiten sind sorgfältig gemalt, vielleicht zu sorgfältig, aber gewiß nicht lüstern. Trotzdem sind die Fleischtöne seiner Bilder warm; die Zeichnung seiner Weiber ist tadellos, vielleicht zu tadellos, aber immer anmutend. Seiner in der Akademie ausgestellten Daphne wäre ein wenig mehr Blutbewegung zu wünschen, dann würde dieses sonst ausgezeichnete Bild jeden Kunstkenner zu langem Betrachten fesseln. So aber ist sie einigermaßen kühl.

Solomon J. Solomon ist ein orientalisch leidenschaftlicher Maler. Einer, der viel kann, eigentlich zu viel kann, ohne tief genug gelernt zu haben; einer, den die Pariser Ungebundenheit, zu der er sich unwiderstehlich hingezogen fühlt, einigermaßen verdorben hat. Ein allerdings interessantes Bild „Echo und Narcissus" hätte zum wirklichen Kunstwerk werden können, wenn Solomon es verstanden hätte, seiner Leidenschaftlichkeit poetische Zügel anzulegen. Was hier betreffs der Komposition dieses begabten Künstlers gesagt, das gilt auch, aber unter erschwerenden Umständen, von seiner Malweise, die mir vorkommt, als vereinigten sich die Farben nicht zum harmonischen Reihentanz, sondern zum tollen ausgelassenen Cancan.

John S. Sargent, der geniale Amerikaner, hat in diesem Jahre nur mehrere seiner keck gezeichneten, rasch gemalten, aber imponierend charakterisierenden Porträts ausgestellt. Über seine große Dekorationsarbeit für die Bostoner Universität werde ich ein andermal berichten. Dieses Riesenrundbild ist bisher nicht ausgestellt gewesen.

Von den älteren, hierorts angesehenen Figurenmalern ist nicht viel Interessantes zu sagen. Briton Riviere, W. B. Richmond, ein Nachklassiker, Dicksee, Val Prinsep, Calderon, Goodall, Quleß, Marcus Stone und viele andere sind eben Maler, wie es deren überall giebt. Die können zeichnen, leidlich komponieren, anständig malen, haben mehr oder weniger Ehren erworben, gehören aber zum größten Teil jener Masse an, die da kommt und geht, ohne daß die gute alte Erde davon die leiseste Erschütterung verspürt.

Unter den jüngeren, aufstrebenden Malern sind einige, welche dem ehrlichen Teilnehmer an künstlerischem Ringen rechte und wahre Freude verursachen. Allerdings sind die Schotten den Engländern weit überlegen. Aber unter diesen ist doch so mancher, der, so er will, einer bedeutenden Zukunft entgegengeht. Da ist Frank Bramley, sentimental aber poesieerfüllt, feinfühlig und zart. Frank Braugwyn, der zwar noch nicht weiß, was er eigentlich will, in seinem Tasten und Suchen nach individueller Ausdrucksweise dem oberflächlichen Beschauer pretentiös erscheint, der seine Palette noch nicht klar zu behandeln versteht, aber, der dramatische Empfindung und wirksamen Farbensinn und vor allem den unerschütterlichen Glauben an die Heiligkeit der Kunst besitzt. Das leuchtet aus allen seinen Bildern, die ja viele Fehler haben, aber nur solche Fehler, welche das kennzeichnende Wesen wirklichen Talentes in sich enthalten. Sein heuer ausgestellter „St. Simon, der Stylit“ ist ein fesselndes Bild, gemalter Glaube!

In diese Kategorie der Werdenden mögen auch, ohne Ungerechtigkeit für ihre bereits anerkannte Erfahrung, W. L. Wyllie, ein Malerpoet, John Seymour Lucas, Greiffenhagen und andere eingereiht werden. Eine nähere Besprechung dieser Künstler würde den Rahmen dieser Studie überschreiten.

Allenfalls könnte man noch die Schlachten-, Militär- und Napoleon-Maler flüchtig erwähnen. Die Nennung ihrer Namen mag genügen. Dieses Genre der Malkunst, das seinen richtigen Platz in illustrierten Wochenzeitungen finden sollte, entzieht sich der Beachtung in einer kunstkritischen Studie. Caton Woodwille und Lady Butler sind Schlachten- und Militärmaler; Crofts und Eyre Crowe sind Napoleonmaler.

Einen bedeutenden Rang unter den englischen Malern nehmen die Landschafter ein. Allen voran möchte ich Henry Moore nennen, der mit der Wärme eines Enthusiasten, mit der Sicherheit eines scharfen Beobachters

und mit der vollen Liebe eines großen Künstlers die Natur schildert, wie sie von Stürmen und vom Sonnenschein, vom Nebel und vom Mondenlicht heimgesucht wird. Ein Mondlichtbild in der diesjährigen Akademieausstellung ist eine echte Perle. Mac Whirter ist weniger selbständig in seiner Auffassung der Natur wie Moore; er ist einer der Nachfolger Constables, aber ein überaus tüchtiger, gewissenhafter Maler, dem nichts fehlt, als die Energie, wahr zu sein. Seine Landschaften, insbesondere „Ein Abend im Walde“, sind durchwegs sehenswerte, angenehme Bilder. Ein gleiches oder zum mindesten ähnliches mag für Ernest A. Waterlow gelten, in dessen Bildern jedoch, trotz mehr angewöhnter als angeborener Süßlichkeit, ein sichtbares Streben nach Wahrheit zu erkennen ist. Auch Alfred East verdient es, unter den zeitgenössischen Landschaftern mit Anerkennung genannt zu werden. Einer ganz besonderen Erwähnung scheint mir Clara Montalta würdig zu sein. Ich habe nur ein Bild von ihr, „Salzschiffe in Venedig“, in der diesjährigen Akademieausstellung gesehen —, es ist ein kleines Meisterwerk, einfach, wahr, keine Übertreibung in dem vielfach mißbrauchten Venetianerkolorit, klar, richtig, naturgetreu.

Von außerhalb Englands lebenden Malern stellen nur wenige in der Londoner Akademie aus, einige Franzosen, Bouguereau, Carolus Duran und hin und wieder ein Deutscher. Unter diesen ist mir ein gutes Bild aufgefallen, „Memories“ von Ernst Oppler, einfach gemalt, etwas dunkel im Kolorit, aber brillant gezeichnet und, last not least, von Seele und Herz packender Empfindung.

Es ist bedauernswert, daß die deutschen Maler so wenig in England ausstellen. Bedauernswert nicht vom künstlerischen Standpunkt aus —, im allgemeinen versteht das Publikum in England spottwenig von Kunst —, aber bedauernswert dessenthalben, weil England noch eines der wenigen Länder ist, wo Bilder gekauft werden. Und am Ende muß doch der beste Künstler, wenn er nicht zufällig Renten besitzt, dann und wann ein Bild verkaufen.

Über die nach allen Richtungen hin künstlerisch hochbedeutenden englischen Aquarellisten soll in einem späteren Artikel eingehend die Rede sein.



Hermann Vogels Märchenillustrationen.

Von Karl Bienenstein.
(Wieselburg a. d. Erlaf.)

Wie's halt immer geht, wenn man zu gescheit wird! Und wir sind verdammt gescheit worden. Erst haben wir den Dampf eingefangen, ihn in eiserne Kessel und kupferne Rohre gesperrt, und nun tobt drinnen der übertölpete Riese und weiß gar nicht, daß uns sein Toben Arbeit erspart. Dann zeichneten wir dem Blitze schnurgerade Bahnen vor, und da muß er nun laufen und laufen bis ihm in einem klappernden Apparat die Puste ausgeht und er die Botschaft, die er überbringen sollte, nur mehr durch Zeichen abgeben kann. Die Entfernung ist kein Hindernis mehr, uns von Mund zu Mund zu unterhalten, und bald wird man auch die gesammelten Reden eines zukünftigen Hutten, der uns, nebenher gesagt, sehr not thut, auf Cylindern um ein paar Pfennige bekommen, und der Phonograph schnarrt sie uns zur beliebigen Zeit herunter.

Eisen, Eisen, das ist die Parole unserer Zeit! Und dieser Parole haben wir uns in allem gefügt. So auch, als man uns riet, statt der Schreibtische Seciertische zu gebrauchen, um auf ihnen Welt und Menschen zu prüfen. Denn es gehört wirklich ein eisernes Herz dazu, einem das fiebernde Hirn, die zuckenden Nerven, das zappelnde Herz aus dem Leibe zu schneiden, nur zu Beobachtungszwecken, und dabei gar nicht mitzufühlen, wie der unter unseren Händen leidet. Doch unsere Wissenschaft förderte es, und wenn uns eine solche Untersuchung gelungen war, dann jubelten wir.

Wie wir aber so vor lauter Naturwissenschaft die Natur vergessen hatten, da fing irgendwo in einem versteckten, heimlichen Erdenwinkel ein Lied an zu klingen, und das war so lieb und lockend, so friedebringend, daß wir bezaubert dem Klang nachgingen. Da fanden wir zwischen blühenden Hecken in großen, dunklen Blumen sitzend ein Kind, das uns mit seinen blauen Augen süßerschrocken ansah und errötete, offenbar, weil es gar nicht wußte, was ihm die Ehre verschaffe, von so grundgelehrten Leuten aufgesucht zu werden. Und wir rieben uns Stirne und Augen. — — Ja, wo hatten wir denn die Kleine schon einmal gesehen? Wo denn nur? Wir grübelten vergebens, aber eine Ahnung dämmerte in uns auf, es müßte in der Zeit gewesen sein, da uns der Gebrauch des Sacktuches noch nicht ganz geläufig war, da wir am Mutterherzen unsere ersten kleinen Schmerzen ausgeweint hatten. Und da nahmen wir aus lauter Jugend-

freundschaft, aus herzinniger Freude und vielleicht auch ein bißchen deshalb, weil es wieder was Neues ist, das Kind und führten es fort in unsere Welt, in unsere Schauspiel- und Opernhäuser.

Deutlich gesagt: Der wissenschaftliche Materialismus und sein Kind, das er mit der Kunst zeugte, der Naturalismus, konnten uns für die Dauer nicht befriedigen. Eine bloß verstandene Natur- und Kunstauffassung ließ eine Hälfte unseres Wesens leer. Wir wollten die Natur auch wieder mit dem Gemüte, der Phantasie schauen. Aus den schwarzen Finsternissen mußten uns wieder fahl erglimmende Augen anstieren, im säuselnden Heidewind mußten Geisterstimmen klagen, aus den grauen Nebeln der Erlkönig vorreiten, aus den Dünsten über dem Sumpfe die Moorfrau steigen, im tosenden Wasserfall der Nöck harfen, und das Meer mußte sich mit Nixen und Tritonen bevölkern. Zuerst war es die bildende Kunst, die sich dieser neuen Romantik hingab, allen voran Böcklin und Hendrich, dann Stuck, Thoma. Während sich diese aber mehr auf den Gebieten der Mythologie, Legende und Heldensage bewegten, wandte sich die Dichtkunst direkt zum Märchen, dem eigentlichsten Schoßkinde der Romantik. Da kam Ludwig Fulda mit seinem vielgenannten „Talisman“, der die Märchenfabel mit der Zeitsatire verquickt, dann Humperdinck mit seiner Märchenoper „Hänsel und Gretel“, welche die ganze Welt gefangen nimmt, und ferner Holger Drachmann mit „Es war einmal . . . .“ Die Zukunft wird uns mehr von dieser Art bringen, denn gewiß wird sich die Geschäftsklugheit dieses gangbaren Artikels bemächtigen.

Wie ein Zufall von symbolischer Bedeutung ist es nun fast, daß gerade jetzt die unsterblichen Märchen der Gebrüder Grimm frei wurden und in den mannigfachsten Ausgaben in das Volk hinausgehen. Die schönste Ausgabe ist nun unstreitig die von Braun & Schneider in München veranstaltete, welche Hermann Vogel, der bekannte Zeichner der „Fliegenden“ mit Illustrationen schmückte.

„Illustration“ — hm, das Wort hat einen so üblen Beigeschmack! Man denkt dabei unwillkürlich an die illustrierten Heine, Lenau, Körner &c., welche von bewährten Künstlern in ausgiebigster Weise verhunzt wurden. Hermann Vogel illustriert in ganz eigener Weise, so, wie die Illustration wirklich sein soll. Seine Bilder sind nicht Nachklatsch des Textes, sondern selbständige Kunstwerke. Was sein Zeichenstift hinschreibt, ist nicht das Wort des Märchens, sondern dessen Geist, in den er sich so innig vertieft hat, wie vor ihm nur Moriz v. Schwind, Ludwig Richter und vielleicht auch Karl Gehrts. Ja, noch mehr: Vogel trägt die Märchenstimmung in sich, er hat mit seinem Pinsel das Grimmsche Märchen nicht bloß nachgedichtet, er hat es erweitert, er hat neue Märchen angehängt. Seine

Initialen, seine Titel- und Schlußvignetten erzählen neue Märchen von lebendigster Wirkung.

Was, außer dieser Märchenstimmung seiner Seele, Vogel noch ganz besonders zum Märchenmaler berufen sein läßt, das ist seine Vertrautheit mit der Natur, besonders der des Waldes, sein liebevoller Blick für die Poesie des Kleinen, Unscheinbaren und für das Leben der Tiere, sein sonniger Humor und eine Schalkhaftigkeit von bestrickender Liebenswürdigkeit.

Sehen wir seine Waldbilder an, so fängt unwillkürlich in uns der Vers zu klingen an: „Das ist der alte Märchenwald!" Mit riesigen Stämmen steht er vor uns, mit tiefen, geheimnisvollen Schatten. Über gefallene und geborstene Stämme hebt das Farnkraut seine Wedel, große Blumen neigen ihre blauen Glocken drüber, um das Gestein schlingt sich phantastisch verworrenes Wurzelwerk. Wir hören durch das raunende Waldweben das dunkle Quellenmurmeln und weit, weit in der Einsamkeit einen Vogel seltsam singen. Zutiefst aber, dort, wohin kein Sonnenstrahl mehr dringt, wo aus dem feuchten Boden giftige Pilze und Fingerhut wachsen, wo der Molch und die Kröte hockt, wo Eulen mit glühenden Augen auf den Zweigen sitzen, da dämmert in fahlem Licht das Zauberschloß, in dessen Bannkreis Jorinde und Joringel geraten sind. — Aber nicht nur in seiner Schauerlichkeit kennt Vogel den Wald, sondern auch in seiner traumhaften Schönheit. Da steht in zartgrünen Buchen das Häuschen der freundlichen Zwerge. Thürchen, Fensterchen, Bänkchen, alles so putzig und zierlich, wie zum Spiel für brave, folgsame Kinder gemacht. Man könnte Seiten füllen, wollte man alles schreiben, was uns der Künstler vor die Augen zaubert.

Dann die Tiere. Sie sind unter Vogels Stift zu Menschen geworden. Der Fuchs ist der bekannte Schlaumeier, der Wolf der blutgierige, tölpelhafte Bandit, der Dackel wird zum ehrsamen Hausvater mit Samtkäppchen und Pfeife, die Katze zur falschen Kaffeeschwester, der Esel zum biederen Bierphilister, der Hahn zum Heldentenor, der Hase ist der gute, dumme Vetter Velten, u. s. w. Köstlich ist es anzuschauen, wie der Froschkönig mit unnachahmlicher Würde auf seinem von Mäusen mit keck emporgehobenen Schwänzchen gezogenen Staatswagen dahinfährt, wenn die Frösche protzig beim Skat sitzen, ein verliebtes Igelpaar sich küßt, oder wenn Se. Majestät der Zaunkönig, mit Szepter, Krone und Hermelin angethan, vom heulenden Bären mit großen Worten verlangt, den Königskindern Abbitte zu leisten, woferne ihm nicht alle Rippen zertreten werden sollen.

Mit demselben herzentzückenden Humor faßt der Künstler auch die übrige Natur auf. Da bekommen die Baumstrünke schadenfrohe Gesichter, die Sonne, eine infernalische Alte, brät die Kinder am Spieß, während der

Mond, ein blatternarbiger, pflasterbedeckter Kerl mit Nachtmütze, das Schlachtmesser in der Hand hält. Lieb sind nur die Sternlein, diese kleinen Dingerchen im weißen Hemdchen, mit den treuherzigen großen Augen im süßen Babygesichtchen.

Und damit komme ich zu Vogels Menschendarstellung. Aus der unendlichen Fülle nehme ich nur ein Bild: Sneewittchen. Im weißen Kinderkleidchen, die blonden Locken mit einem Kranz umwunden, sitzt es auf dem Bänkchen vor dem Zwergenhäuschen und macht mit dem Zwerglein auf seinem Knie „Pferdchen, hopp, hopp", während ein anderer Zwerg zur Zither singt, ein dritter rauchend zum Fensterlein herausschaut, ein vierter sich mit einem jungen Hasen herumbalgt und die andern stillglücklich lächelnd zusehen und zuhören. Wie glücklich ist nicht der eine, daß er nur neben Sneewittchen sitzen darf. Ein wunderbarer heiterer Friede, eine innige Glückseligkeit liegt auf allen Gesichtern. Versenkt man sich in den unnennbaren Zauber dieses Bildes, dem noch viele andere an die Seite gestellt werden könnten, so wird es einem seltsam weich ums Herz, und wenn man sich nicht schämen würde, könnten einem die Augen feucht werden.

Bezeichnend für Vogel ist es, wie er die Bösen, die Hexen und Hexenmeister, die Räuber und Gespenster darstellt. Sie haben wohl lange, spitze Nasen, böse Augen, sind schreckhaft gekleidet, von schauerlichem Katzen-, Raben-, Eulen- und Schlangengetier umgeben, oder mit furchtbaren Waffen, alten Feuerflinten und Pistolen, riesigen Säbeln und Messern ausgerüstet, wenn man sie aber genau betrachtet, so muß man doch über all diese Kerle herzlich lachen, denn sie sind urkomisch und im Grunde ganz gemütliche Leute. Sie sind nur da zum Fürchtenmachen.

Der Raum geht zu Ende, und ich hätte noch soviel zu erzählen, z. B. von Vogels kleinen Schelmereien, wie: wenn er auf ein Schild schreibt: „H. Vogel, Kunstschuster", wenn er auf das Nachttischchen des sterbenden Königs P. Kneipps Malifizöl stellt, oder den Affen Tuberkulin saufen läßt. Ich hätte noch von seinen sinnigen Huldigungen an Ludwig Richter, Moriz v. Schwind und die Brüder Grimm zu reden, von den phantastischen Königsschlössern mit ihren sonderbaren Reliefs, Kapitälen, Friesen u. s. w. Aber wie gesagt, der Raum geht zu Ende, und wenn er auch nicht zu Ende ginge, ich würde doch nicht fertig, und wenn ich fertig würde, ich müßte halt wieder vom Anfang anfangen, weil ich sicher die Hälfte vergessen hätte. Und darum ist es am besten, ich höre gleich auf. Aber das weiß ich: wenn mir einmal wieder das ganze Leben zum Ekel wird, wenn ich am liebsten die ganze Welt kurz und klein schlagen möchte, nur damit sicher alle Dummheit und Schlechtigkeit hin ist, dann nehme ich die Grimm-Vogel'schen Märchen aus dem Kasten, schaue mir Bild um Bild an, langsam, recht lang-

sam, Kleinigkeit für Kleinigkeit, und gewiß, ich werde wieder ein vernünftiger, braver, frommer Staatsbürger. Ich werde wieder ein Kind, und Kinder sind ungefährlich.

Und somit reiche ich Dir, Du Hexenmeister mit dem Stift, über Berg und Thal aus überquellend dankvollem Herzen, und trotz aller ethischen Über- und jüdischen Unkultur die Hand und rufe Dir das schöne Wort unseres armen Panizza zu, das ich aus Deinen Bildern las: „Im Märchen, wie im Leben, in der Kunst, wie in der Wirklichkeit, erlöst uns nur des Herzens Einfalt.“

Dogma oder Individualismus.*)

Von Max Beyer.

(Hamburg.)

Das vierunddreißigste Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ beginnt Lessing: „Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freiwillig gewählten Charakteren selbst, es sei von seiten der inneren Wahrscheinlichkeit oder von seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie bestehen, nicht aber dieser. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus.“

*) Durch einen in Nr. 35 des „Magazins für Litteratur“ enthaltenen Aufsatz „Das historische Drama — Zukunftsdrama?“ von Paul Wilhelm, dessen verwirrt vorgetragene Ansichten ich nicht zu teilen vermochte, angeregt, schrieb ich den Aufsatz „Dogma oder Individualismus“, in dem ich meine abweichende Meinung über den Gegenstand sachlich zu begründen suchte, und sandte den Artikel der Redaktion des „Magazins“ mit dem Ersuchen um Aufnahme. Wenige Tage später erhielt ich den Aufsatz zurück, begleitet von einem Schreiben der Redaktion, das wörtlich lautete: „Sehr geehrter Herr! Ihren Artikel haben wir mit großem Interesse gelesen. Zu unserem großen Bedauern können wir ihn jedoch nicht für das „Magazin“ erwerben, da wir nur ganz ausnahmsweise nicht aktuelle Fragen erörtern.“ Ich enthalte mich jeden Kommentars, kann aber nicht unterlassen, zu erwähnen, daß mir für diesen Redaktionsmodus, welcher „nicht aktuelle Fragen“ erörtern läßt und die betreffenden Gegenartikel refüsiert, jedes Verständnis abgeht! D. Verf.

In diesen kurzen Sätzen spricht Lessing dank seiner kritischen Sehergabe bereits das aus, was erst später im Laufe der Zeit bei der Beurteilung historischer Dramen als Hauptferment für deren Lebensfähigkeit erkannt worden ist: ich meine die konsequente Durchführung der Charaktere. Diese strenge Handlungslogik ist vielleicht das wuchtigste Überzeugungsmittel, dem aufnehmenden Publikum die innere Wahrheit eines Kunstwerks als unantastbar hinzustellen, ja der Einfluß dieses Kunstmittels ist so weitreichend, daß es selbst da noch Wahrheit zaubert, wo die gesamte übrige Hilfstechnik nicht zur Anwendung gekommen ist. Wer sich an die primitive Bühne erinnert, auf der die unsterblichen Dramen von Albions größtem Sohne fast ohne allen technischen Apparat in Scene gingen, wird die Macht der Charakterlogik unschwer erkennen. Deshalb tragen auch die auf sogenannter „Wahrheit" beruhenden historischen Stoffe nur zum kleinsten Teil dazu bei, den Dramatiker vor Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung zu schützen, oder vielleicht richtiger, sie besitzen diesen Vorzug überhaupt nicht. Denn es ist nicht anzunehmen, daß ein freischaffender Künstler sich aus der gegebenen — stets episodenartigen — historischen Handlung den Charakter seines Helden konstruiert. Im Gegenteil! Der Charakter ist stets das Primäre, Übergeordnete, aus dem sich die Handlung entwickelt, diese selbst demnach das Sekundäre, Untergeordnete. Wer den Menschen kennt, erkennt seine Handlungen, wer aber umgekehrt nur seine Handlungen kennt, erkennt noch lange nicht den Menschen. Das historische Drama ist also keineswegs realistischer als irgend ein anderes; denn der Realismus eines Kunstwerks wird dadurch nicht erhöht, daß es wirklich Geschehenes zum Stoff hat, sondern er liegt lediglich darin, daß das, was der Künstler zur Darstellung gelangen läßt, unter den obwaltenden Umständen gerade so und nicht anders vor sich gehen mußte. Das muß ein armseliger Dramatiker sein, der sich aus Angst, Unwahrscheinlichkeiten zu begehen, dem geschichtlichen Drama zuwendet! Ein absolut treues Geschichtsbild wird übrigens in den seltensten Fällen geboren werden, vielmehr wird der Stoff in demselben Maße modifiziert werden, als der Dichter eine mehr oder weniger hervorstechende Eigenart besitzt. Welcher echte Dichter vermöchte sein poetisches Können auch in den Prokrustesrahmen eines Geschichtsforschers zu spannen und damit seine Phantasie mit beengenden Zäunen zu umgrenzen?

„Der Dichter kann und darf sich daher nicht darauf beschränken, Typen aus dem Leben zu zeichnen, er muß sie zu schaffen vermögen," heißt es in dem Artikel „Das historische Drama — Zukunftsdrama?". Ist denn eigentlich in der That ein Unterschied zwischen zeichnen und schaffen? Bei Lichte besehen, gewiß nicht. Der Dichter, der Menschen zeichnet, sucht in die Psychen seiner Geschöpfe einzudringen und sie mit Hilfe seiner künst-

lerischen Fähigkeit als lebend vor unser Auge zu stellen. Macht es aber der Autor, der Menschen schafft, vielleicht anders? Höchstens, daß er seine Geschöpfe nicht aus unmittelbarer Anschauung, sondern aus mehr oder weniger dickbändigen Folianten kennen gelernt hat. Erschaffen kann er seine Gestalten indessen so wenig als irgend jemand überhaupt, denn es gehört nun einmal zu den ewigen Wahrheiten, daß aus dem Nichts nichts zum Leben erweckt werden kann; seine Menschen sind also auch nur das Produkt von Anschauungen, Beobachtungen, Eindrücken und Erfahrungen, die er sich aus dem Verkehr in der menschlichen Gesellschaft anerworben hat. Es läßt sich nun einmal nicht wegleugnen, daß der Dichter, mag er nun historische oder andere Dramen schreiben, in gewissem Sinne immer ein Kind seiner Zeit ist. So ist es zu erklären, daß Poeten verschiedener Zeitepochen ein und denselben Stoff wesentlich abweichend von einander behandelt haben, wie beispielsweise Euripides und Goethe die Iphigenie.

Daß Faust (der Goethische), Manfred, Wallenstein (?) so ergreifend auf uns wirken, kommt wohl nicht daher, daß sie der Geschichte angehören und von Erz und Marmor sind, sondern hat darin seinen Grund, daß wir in diesen Gestalten Menschen erblicken, Menschen mit all den Tugenden und Fehlern, die wir den armen Erdenbewohnern nun einmal zuzuerkennen pflegen. Übrigens ist es unrichtig, den „Faust" zu den historischen Dramen zu zählen, denn der Held der Tragödie gehört höchstens dem Namen nach der Sage an. Und wie steht es mit „Gretchen", dieser Lieblingsgestalt des deutschen Volkes? Die ist doch sicher „frei nach der Natur gezeichnet", mit welchem Erfolge, ist ja genugsam bekannt.

Es erübrigt noch, auf die in dem weiter oben erwähnten Artikel enthaltenen Bemerkungen über das antike Drama einzugehen. Ohne die tieferliegenden Unterschiede zwischen dem Drama der Alten und dem unsrigen hier eingehend zu behandeln, betone ich, daß die Alten ausschließlich auf die Historie angewiesen waren, weil diese ihnen eben alles war: Religion, Kunst und Historie. Das hellenische Drama war vor allem ein nationales Drama, darum mußte es ein historisches sein; es war die Manifestation ihres Religionskultus, darum mußte es ein historisches sein. Denn der letzte Zweck des hellenischen Dramas war, das Verhältnis der Gottheit zum Menschen vermittelst der Kunst eindringlich darzustellen, und schon mit Rücksicht auf diesen Umstand gebot ihnen die Pietät, auf die Vergangenheit (d. h. meistens die Mythe) zurückzugreifen, wenn sie ihren Göttern nicht geradezu Handlungen andichten wollten, denn seit den Homerischen Gesängen war ihre Religion endgültig festgesetzt.

Was aber in diesen Dramen noch blutwarm pulst, das sind nicht die Historien, sondern die Menschen, die in ihnen atmen und leben. Der

historische Stoff gleicht der Harfe: nur wenn die Hand des Meisters über die klingenden Saiten fährt, erwacht sie zum Leben und rührt mit ihren Klängen die Herzen der Hörer. Allein es **bedarf** nimmermehr eines **historischen Stoffes**, um ein lebenskräftiges Drama zu schaffen. Nur wer kein Dramatiker ist, soll die Hand davon lassen, denn es wird ihm mit dem dramatischen Erfolg gehen, wie es mit dem Stil geht: je mehr man danach trachtet, ihn zu haben, destoweniger hat man ihn. — Allein ich bestreite endlich, daß „die modernen (?) Dichtergestalten" nicht überwältigend auf uns zu wirken vermöchten, ich bestreite, daß nur die Vergangenheit jene großen und gewaltigen Reformatoren des menschlichen Herzens aufzuweisen hat. Brauche ich Namen zu nennen? Ich greife aus der Zahl der ernsten Künstler nur Gerhart Hauptmann heraus, der mit seinen unvergleichlichen „Webern" und dem „Hannele" wohl bewiesen hat, daß ein echter Poet auf kein Dogma schwört. Freilich, freilich — — es fehlt seiner Muse noch manches, viel, viel Technik, viel, viel Kompositionseinheit — — Aber sein Talent ist so bedeutend, daß wir erwarten dürfen, bald ein vollendetes Kunstwerk von ihm zu bekommen, statt der bisher physisch schwächlichen Kinder ein seelisch und körperlich schönes Kind von dem Dichter zu erhalten. Hoffentlich läßt er uns nicht lange mehr warten.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Die Deutschen in der Secession.

Von Max Fels.

(München.)

Es war an einem Juninachmittag, als ich nach einem Gang durch die Ausstellung der Secession im großen Kuppelsaal vor dem Hertwichschen Bilde „Abendklänge" mit vollem Herzen und begeisterter Andacht nochmals kurze Rast hielt.

Die Sommersonne brütete draußen auf der hohen Kuppel, ganz leise klang das Geräusch der Pferdebahn, das Rollen der Wagen und die verwehten Töne eines kriegerischen Marsches aus dem englischen Garten in den kühlen, einsamen Ehrensaal.

Ich gehöre nicht zur Zunft, selbst in meinen schwächsten Augenblicken würde ich es nicht wagen, Kohle und Stift, oder gar Pinsel und Palette in die Hand zu nehmen, ich weiß also gar nicht, wieso ich das Recht dazu hatte, aber wie ich so dasaß und die Augen schloß, und alles nochmals an mir vorüberzog, was ich gesehen, das Treffliche

und Gereifte, kühner Wagemut neben bewußtem, gewaltigem Können, und als ich dann den Blick hob und die Hertwich'sche Offenbarung nochmals auf mich einwirken ließ, da war ich so stolz, da fühlte ich eine so feierliche, weihevolle Freude, da war ich ja so felsenfest überzeugt, dieser neue, lachende Sieg der modernen, herben Kunst müßte dem Blinden selbst die Augen öffnen, ja noch mehr, die sogar sehen lehren, die nicht sehen wollten!

Und als wir dann abends in der Osteria Bavaria saßen und beim goldenen Chianti Luftschlösser bauten!

Der Besuch der Ausstellung war ja ein sehr mäßiger, aber das war immer so gewesen im Juni.

Wenn der Juli erst käme und der August. Das war unsere Hoffnung. — Und der Juli ging, und der August kam, und mit ihnen füllten sich die Säle mit Beschauern, und das drängte sich und drängt sich noch und wird nie leer von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends.

Und was für Toiletten man da sieht, und was für schöne Frauen man da bewundert, und welche Urteile man da hört! —

Ich habe mir die Mühe gegeben zu lauschen, erst that ich es mit freudiger Erwartung, dann kam Enttäuschung und Ärger und schließlich erwachte in mir psychiatrisches Interesse.

Das Ausstellungspublikum in München ist das erste der Welt. Es ist nicht zu vergleichen z. B. mit dem in Berlin oder Paris.

Zur Zeit der Fremdensaison, eben Juli und August, drängen sich in den Sälen der Ausstellungen Vertreter und Vertreterinnen der finanziellen sicher, wahrscheinlich aber auch der geistigen Crême aller zivilisierten Nationen.

Und welchen Unverstand, welche Banalitäten, welche Plattheiten ich da auf Deutsch, Englisch und Französisch zu hören bekam!

Was ein Pietsch und ein Pecht, und wie die Pietsche und Pechte alle heißen, Schiefes und Feindseliges gegen den Popanz „moderne Kunst" geschrieben haben, unverdaut und unverstanden mußte ich es tausendmal aus dem Munde des bebädeckerten Herrn Papa, oder dem des Herrn Sohnes Germaniae (x)x, Allemaniaeque (xxx)x, ja sogar aus dem der höheren Tochter hören.

Überhaupt unsere lieben Deutschen!

Bei den Ausländern schien das Verurteilen doch wenigstens immer einem persönlichen Nichtgefallen zu entspringen.

Bei uns charakter- und gedankenlose Nachbeterei verschimmelter und mißgünstiger Autoritäten! — — — — — — — —

An dem Siege der Secessionisten ändert alles Geschrei, alles Johlen nichts, nicht das kleinste Blatt kann ihnen der blöde Schaupöbel aus ihrem Ruhmeskranz reißen. Etwas anderes ist es dagegen mit der Frage: muß sich die neue Bewegung nicht an ihren teuer erkauften Siegen verbluten?

Auf etwa drei Bilder, die der Glaspalast verkauft, verkauft die Secession eines. Das ist eine sehr bittere Wahrheit.

Da wollte z. B. ein Bekannter von mir, ein „hochgebildeter" Mann, der mit Glücksgütern reich gesegnet ist, seiner Frau zum Geburtstag ein Gemälde schenken.

Er besuchte mit mir die Secession, und ich muß sagen, er hatte einen feinen Geschmack, nur schwankte er zwischen zwei Bildern.

Als ich am Geburtstage zu ihm kam, hing an der Wand ein glattes, süßliches Gemälde, das richtige Glaspalastgenre. Auf der vorigen Ausstellung war es mir durch

seine weichlichen Qualitäten aufgefallen, später hing es lange Zeit im Schaufenster einer hiesigen Kunsthandlung.

Als ich wegging, begleitete mich der Hausherr hinaus.

„Sehen Sie, wo hätte ich denn die Bilder hinhängen sollen? Mein Salon, rot mit gold, und dann meine Frau" — — —

Ja freilich, seine Frau. — Und als ich dann auf der Straße war, da dachte ich an die beiden jungen Künstler, die wegen „seiner Frau" dem Modemaler hatten weichen müssen.

Ich kannte die beiden und ich wußte, daß sie gar oft nicht wußten, ob sie am nächsten Tage etwas zu essen hätten, ich wußte, daß sie in ihrem lustigen, kalten Atelier die langen Wintermonate hindurch geschafft und gedarbt und ihr Ideal nicht verraten hatten, obwohl sie bei ihrem großen Können leicht auch „solche Bilder" hätten malen können, die „seiner Frau" gefielen.

Und dann ging ich heim und las einen Artikel, den ein Pecht geschrieben hatte, der mit Flammenworten predigte gegen die ideallose Originalitätshascherei der Jungen, und der mit einem Hymnus schloß auf Eduard Grützner, den großen Kunsthandwerker!

Es gehört die ganze, gewaltige Idealität des ehrlichen Künstlers dazu, Herr Pecht und Herr Pietsch und Herr Kunstpöbel, jahraus-jahrein zu hungern und vor Sorgen seines Lebens nicht froh zu werden, wenn einem der allerkleinste, so ein ganz kleiner Verrat an seiner Kunst gestatten würde, Genrebilder zu malen, die sich um blankes Gold und blaue Scheine gar leicht verkaufen ließen, weil — es ist bitter zu sagen — weil sie in einen Salon, rot mit gold, passen!

Die internationale Kunst-Ausstellung des Vereins bildender Künstler Münchens „Secession" zeigt in allen ihren Sälen von hohem künstlerischen Streben und erfreulichem Fortschritt auf jedem Gebiete moderner Malerei.

Es ist ein eigenartiger, in anderen Ausstellungen stets versagter Genuß, den Jury und Hängekommission dem Beschauer verschafft haben, an jeder Wand nur einige wenige Bilder und jedes Bild im günstigsten, vorteilhaftesten Lichte.

Das Vestibül und der sogenannte Ehrensaal sind mit einem Geschmack arrangiert, wie ich ihn noch in keiner Staats- oder Privat-Gallerie gefunden habe.

Die Landschaft herrscht vor, religiöse Malerei ist nur durch einige wenige Meister vertreten, einen größeren Raum nehmen die Porträts und überhaupt das „Figurale" ein, dem Genre sind nur etwa zwanzig meist kleine Leinwanden gewidmet.

Der Hauptvorzug an der diesjährigen Sommerausstellung ist das hohe Niveau, auf dem die große Menge der Gemälde steht, einige der bekanntesten, namentlich der deutschen Meister, waren im Vorjahre z. B. besser vertreten.

So Arnold Böcklin, der mit neun Bildern erschienen ist, die mit Ausnahme wohl eines einzigen erst in diesem Jahre geschaffen wurden.

An seinem interessantesten Werke, der Venus genetrix finde ich neben wunderbaren Schönheiten in der Komposition ein Zuviel in der Farbe, das ja den ersten Eindruck kaum, wohl aber den Genuß bei längerem Betrachten entschieden beeinträchtigt.

In vier Teile zerfällt dieses Gemälde, in der Mitte die herrlich gezeichnete Gestalt der Venus, die eine silberne Triangel leise schlägt, links oben ein ruhendes, scherzendes Liebespaar, die bunten Gewänder im Stile der Biedermeierzeit, unten ein Amor, ein lustiger, kecker Bengel, der am Brunnenrande seine Pfeile schärft, und auf der andern Seite ein köstliches Idyll, der Vater, auf hoher Leiter, pflückt Äpfel vom fruchtschweren Baume, und unten sitzt die Mutter, den Säugling an der Brust, und der älteste Knabe steht neben ihr und hält einen Apfel in der Hand und ist glücklich, neidlos glücklich mit dem saftigen goldenen Apfel.

Der Apfel in seiner Hand ist golden, ebenso die Früchte im halbvollen Korb, der neben der Leiter am Boden steht, aber oben im saftgrünen Gezweig prangen sie glänzend rot, und glänzend rot ist auch die Frucht, die der Vater pflückt. Mit köstlichem Humor ist die Kleidung des Mannes koloriert, eine himmelblaue Hose und hinten darauf ein ultramarinblauer Flicken und das leuchtet in dem Grün und dem Rot und dem Gold und dem Weiß, und alle Farben sind von der bekannten Böcklinschen Tiefe.

Ein Farbenrausch ist auch die Frühlingshymne, drei Frauengestalten auf blumenreicher üppiger Wiese, aber die lachenden Töne sind abgestimmter als die auf der Venus genetrix.

Neben einer „Burg am Meere“, einer „Von Seeräubern überfallenen Burg“, einer entzückenden „Quellennymphe“ bringt Böcklin noch eine Allegorie „Die Nacht“.

Über eine mondschimmernde köstliche Landschaft schwebt die Nacht in dunklen Gewändern und aus silbernem Füllhorn gießt sie Mohn aus über die sich nach Schlaf sehnende Erde.

Die Landschaft ist von unvergleichlicher Schönheit, aber die Gestalt der Nacht ist etwas gedrückt, sie hat etwas Beängstigendes, Lastendes.

Ein „Faun“ ist noch da, der auf einer Hirtenflöte einem Staren ein lustiges Lied vorpfeift. Das kleine Bild ist von köstlicher Poesie.

Überhaupt Böcklin ist Dichter, das vergessen alle die, die Stuck einen Nachtreter des großen Meisters schelten.

Stuck malt gewiß auch Faune und Centauren, das ist aber auch das einzige Gemeinsame, was die beiden Maler haben.

Auf das „wie“ kommt es doch einzig an, nicht auf das „was“.

Ist bei Böcklin das Bevölkern der Natur mit Fabelwesen durch seine tiefe dichterische Phantasie begründet, sind sie bei ihm Symbole der Natur, so entspringen sie bei Stuck der überströmenden Kraft, der Freude am Starken, die das Persönlichste des Münchener Meisters ist.

Böcklins Centauren kann man nur im Zusammenhang mit der Natur ganz verstehen, Stucks prächtige, urwüchsige Kerle sind ganz losgelöst von dem Milieu, trotz Pferdeleibs oder Bocksbeinen, von eminenter Wirklichkeit, sie sind Menschen, reale Menschen, nur ist das Brutale, das Gewaltthätige, das Sinnliche in ihnen auf die Potenz erhoben.

Jener läppische, grinsende Centaur, der ein kleines, goldlockiges Nymphchen gefangen hat, das er nun ungeschickt in seinen mächtigen Armen hält und aus funkelnden Schweineäuglein geil anlacht, und daneben die beiden Burschen, die in viehischer Brunst um eine Centaurenschöne mit Arm und Huf kämpfen, beide Bilder sind echte, prächtige Stucks, kein Ton, kein Zug von einem anderen Maler.

Doch sind diese beiden Gemälde nur humoristische Beigaben zu einer „Sphinx“, der ersten nicht, wohl aber der besten, die der Künstler gemalt hat.

In vollendeter Weise vereinigen sich in dieser „Sphinx“ die glühende Sinnlichkeit und das zwar etwas nach dem Dekorativen neigende, aber gewiß gewaltige technische Können des Malers.

Auf schwarzem Felsen ruht das berückende Weib mit dem bleichen, rätselhaften Antlitz, in heißem, zehrendem Kusse trinkt sie die Seele des Jünglings, den sie mit ihren furchtbaren Krallen an sich preßt. Purpurrot, wie von quellendem Herzblut, schimmert es aus dem Schwarz des Gesteins, immer tiefer graben sich die lüsternen Fänge in die Seiten des Mannes, er bricht zusammen, aber auf seinem Gesichte liegt es wie seligstes Glück, während er im endlosen, lechzenden Kusse erstirbt.

Es geht ein gewaltiger, tragischer Hauch von dem Bilde aus, es ist das Beste, was Stuck jemals gemalt hat. — —

Daneben Ludwig Hertwig: „Abendklänge."

Eine Welt liegt zwischen beiden Gemälden.

Ein weißgekleidetes Mädchen sitzt unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum.

Die dunklen, schwarzen Blätter neigen sich fast bis zur Erde, ein bleierner, gewitterschwüler Himmel liegt zwischen ihnen und dem tiefbeschatteten Rasen, und das Mädchen sitzt da an den Stamm gelehnt und träumt aus großen dunkelen Augen hinaus in den dämmernden Tag.

Wie ein deutsches, liebes Märchen mutet mich das Bild an, ich habe oft und lange vor ihm geweilt, und immer wieder der alte, traute, seltsame Zauber.

Das liegt uns Deutschen im Blute, diese leise Sentimentalität, die finden wir auf gar vielen Bildern, figuralen und landschaftlichen, die haben wir mit unseren nordischen Stammesbrüdern gemein, die mutet uns so heimisch an auf den Werken der Schotten, der Paterson, Stevenson, O. Meana, Hamitton und wie die trefflichen „boys of Glasgow" alle heißen.

Ein leiser, ganz leiser Hauch von Sentimentalität liegt auch auf dem kräftigen, koloristisch fein abgestimmten Bilde Liebermanns „In den Dünen". Durch die sturmgepeitschte, einsame Düne schreitet ein alter Mann hin, gebückt unter der Last eines Korbes, den er auf dem Rücken trägt.

Der Alte ist von prächtiger Wirklichkeit, verwittert und von Runzeln durchzogen ist das charakteristische Gesicht, die reckenhafte Gestalt in dem groben, geflickten Kleid, die schweren Lederschuhe an den nackten, sehnigen Füßen. —

Neben dem grobkörnigen, energischen Liebermann mutet der glatte, geleckte Gussow, der jetzt aus Berlin nach München gezogen ist, seltsam an. Gussow ist durch drei Bilder vertreten, das beste ist eine „Portraitstudie", ein entzückendes Mädchen darstellend. „In der Dämmerung" ist fein gezeichnet, aber etwas zu kreidig in der Farbe. „Die Malerei" ist Kitsch.

Skarbinas „Nachtbild" zeigt die bekannten Vorzüge des Berliner Meisters. Im Vordergrunde der offene Kanal, eine Frauengestalt eilt auf die Böschung zu, fern erscheinen in einer geöffneten Thüre Menschen und Lichter. Die Schleier der Nacht liegen über das Bild ausgebreitet, einer unheilschwangeren, drückenden Nacht. Man ahnt nur, daß etwas Entsetzliches vor sich gehen wird, das ist der große Reiz des Bildes.

Einen gewaltigen Fortschritt hat Julius Exter mit seinem „Charfreitag" gemacht. Das Bild zerfällt in drei Teile. In der Mitte knieende Bäuerinnen und Bauern in mondheller Nacht auf freiem Felde. Eine gewaltige, tiefe, heilige Stimmung liegt auf den inbrünstig betenden Menschen, eine Stimmung, die die Vision glaubhaft, nein, sogar nötig macht. Und da strahlt es auch auf am nachtblauen Himmel, der gekreuzigte Heiland erscheint in mildem Silberlicht, die Andacht der Beter zu neuer, schwärmerischer Glut entfachend. Das Bild, hervorragend fein gezeichnet, ist ganz in einem magischen, violett-blauen Tone gehalten, und diese tiefe, satte Farbe vereinigt sich mit den zu beiden Seiten des Mittelstückes auf silbernem Grunde gemalten hellblauen, musicierenden Engeln zu einer Symphonie von entzückender, abgestimmter Tönung.

Fritz Uhde ist durch vier religiöse Bilder vertreten.

Nicht alle sind von gleichem Werte.

Den Gipfel seiner ausgestellten Arbeiten, ja vielleicht seines ganzen Schaffens, bietet sein schlichter, zu Herzen gehender „Heiliger Abend".

Auf verschneiter Landstraße in der herabsinkenden Nacht ein einsames, müdes Weib. Aber wie ist das gemalt!

So fein in der Farbe, so einfach alle Mittel und so gewaltig die Wirkung! Wahrlich, es bedurfte nicht des Heiligenscheins, der das blonde Haupt des Weibes umgiebt, das blasse Gesicht, die stillen, schmerzlichen Augen, der hoffnungslose, leere Blick erzählen eine Geschichte von Dulden und Leiden, beredter als die lichte Märtyrerkrone, mit der der Meister die Verlassene geschmückt hat.

Die „Grablegung“ zeichnet sich durch die wunderbare Abtönung der Farben aus, bietet aber neben den längst bekannten Vorzügen Uhdes nichts Neues, ebensowenig wie „Um Christi Rock“ und „Die Könige aus dem Morgenlande“.

Ernst Zimmermanns „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken“, zeigt hohe künstlerische Qualitäten, namentlich ist sein Jesus mit den großen, verwunderten, schmerzlichen Kinderaugen ein Meisterstück gemütstiefer, realistischer Malerei.

Zwei interessante Bilder sind Pietschmanns „Adam und Eva“ und Slevogts „Menschenpaar“.

Pietschmanns „Adam und Eva“ wenden dem Beschauer den Rücken zu, sie sitzen auf sonnendeschienener, blumiger Wiese und betrachten neugierig den Baum mit den prangenden Früchten, um den sich lockend die schillernde Schlange windet. Die beiden Akte sind von prächtiger, frommer Naivität, das ganze Bild ist erfüllt mit reiner, sonniger, seliger Poesie.

Und Slevogts „Menschenpaar“?

Ein nackter, niederbayrischer Bauernlackel mit frechem, brutalem Gesicht und „krumme Füß“. Eine gebrochene Rose hält er im Mund. Das Symbol hätte sich Slevogt ruhig sparen können. Aus der Haltung des Burschen und der etwas verschämten des nackten, halbreifen Dings an seiner Seite sieht so schon jeder, mit was dies „Menschenpaar“ sich im Paradies die Zeit verkürzt.

Der Mann ist trefflich gezeichnet in seiner rohen, lachenden Sinnlichkeit, auch das Weib ist nicht übel, wenn sich der Maler auch die erbärmlichsten Akte ausgesucht hat als Modelle, aber das Ganze ist einfach abscheulich! Ein schlechter Witz, bei dem man nur die ehrliche Arbeit, die er gekostet hat, bedauern muß.

Auch desselben Malers „Salomes Tanz“ ist Karikatur. Sein „Porträt eines alten Herrn“ dagegen ist von großer, künstlerischer Feinheit, trotzdem auch da der etwas weinselige Zug in dem prächtigen Oberförstergesicht mit echt Slevogtschem Cynismus sehr stark accentuiert ist.

Das Porträt ist überhaupt ganz hervorragend vertreten.

Vor allem fällt da Samberger ins Auge, der endlich einmal Bilder ohne seine Farbenfleckenmätzchen, ohne jede Fatzkerei bringt — natürlich Meisterwerke.

Sehr interessant ist sein „Franz Stuck“. Es dürfte nach bekannt sein, wie Lenbach — übrigens mit prächtiger Farbenstimmung — seinen jungen Kollegen gemalt hat: Einen weichlichen, schwärmerischen „auchmalenden“ Jüngling.

Sambergers „Stuck“ ist der Schöpfer all der liebesbrünstigen Centauren und Faune, der Maler der „Sünde“ und des „Krieges“, der gewaltige Meister der Sphinx.

Es liegt etwas Dämonisches in dem Bilde, in den brennenden, dunklen Augen, dem bleichen Gesicht unter dem tiefschwarzen Haare.

Die charakteristischen starkentwickelten Lippen, der derbsinnliche Zug um Mund und Auge des Malers sind mit packender Wirklichkeit wiedergegeben.

Das Porträt mutet uns an wie eine Schöpfung Stucks selbst!

Es trägt alle charakteristischen Merkmale seiner eigenen Bilder, und es ist von verblüffender, packender Ähnlichkeit.

Wer Stuck mühelos verstehen will, muß ihn selbst, seine Persönlichkeit sehen. Wie oft ist das wohl schon gesagt worden!

Wer Sambergers „Stuck" sieht, der fühlt, daß nichts Anempfundenes, Angenommenes in des jungen Meisters Schaffen ist, der weiß: hätte es vorher keine realistische Malweise gegeben, keinen Manet, keinen Böcklin, keinen Liebermann — Stuck hätte doch Stuck werden müssen, der kraftvolle Panegyriker siegender Gewalt und überströmender Sinneslust. —

Nächst Samberger steht Fritz Bürger, ein junger Münchener Maler, der zwei Herrenporträts von ganz hervorragender Charakteristik bringt. Bürger hat sich in Paris gebildet. Die großen Vorzüge der jüngeren Pariser Schule, die klaren, einfachen Farben, die sichere, breite Pinselführung, die umfassende, bis ins Detail gehende Ausarbeitung hat sich Bürger in glücklichster Weise zu eigen gemacht.

Dasselbe gilt von Luise Breslau. Sie bringt zwei Damenporträts von wunderbarer, sympathischer Lebenswahrheit.

Daneben Georgi mit einem derben, charakteristischen, aber etwas unsauberen Herrenbildnis und Wieland mit dem chic gezeichneten Porträt eines jungen Mädchens in Blau.

Sehr gute Porträts haben noch Ernestine Schultze-Naumburg und Paul Naum ausgestellt.

Interieurs bringen Lautenschläger, „Ein letztes Wort", ein prächtiges Boudoirbild, eine junge Dame auf weißseidenem Diwan, und darüber hin fluten die letzten Strahlen der Sonne; dann Winternitzs stimmungsvolles „Lampenlicht" und Nathans köstliches Miniaturbild „Die Alte". —

Ich habe eingangs erwähnt, daß die Landschaft am reichsten vertreten ist. Die deutsche Landschaft tritt aber in der diesjährigen Ausstellung hinter die schottische, belgische und niederländische zurück.

Peter Paul Müllers treffliche Bilder sind ebenso wie die von Gleichen-Rußwurm stark von den Schatten beeinflußt, ich kann über sie nur im Zusammenhang mit der Glasgow-Schule reden. —

Gustav Schönleber bringt ein farbenfrohes, brillantes Meerstück „Riviera di levante". Das Wasser ist von köstlichem Farbenspiel und entzückender Wahrheit.

Ein Meisterwerk von unvergleichlichem Stimmungszauber ist Dills „Frühlingsabend am Po". Übergetretene Wasser soweit das Auge blickt, blaue, schwermütige Wasserblumen und darüber die kalte, feuchte Dämmerung.

Deutsche Sujets behandeln eine Reihe von Malern, meist mit Glück. In erster Reihe sind zu nennen Havenith mit seinem jungen Mädchen im sonndurchzitterten, schattigen Buchenwald, König mit seinem „Abend im Walde", letztes, tiefes Rot zwischen den dämmernden Birken, Emmy Tischke mit ihrem melancholischen „Herbst", sturmgepeitschte, entblätterte Bäume am Rande eines Weihers und Kaiser mit einer prächtigen Kanallandschaft. Hans von Heider bringt einen „Abend im Walde". Heider ist Thomaschüler, er hat manches Gute von seinem Meister angenommen. Das Waldthal in seinem satten, tiefen Grün ist von köstlicher Frische, aber diese ungeschickt stilisierten Wolken, die darüber hinziehen! — Einkehr in Ihr eigenes Ich, Herr von Heider!

Daß es neben dem vielen Guten auch manches Minderwertige giebt, ist selbstverständlich.

Bilder wie der „Waldsee" von Leistikow sollte die Jury denn doch nicht annehmen, wenn sie auch, oder besser, gerade weil sie von einem Künstler wie Leistikow sind. Der kann besseres!

Und daß auch in der Sezession dem Cliquenwesen Thür und Thor offen stehen, das will sich die Ausstellungsleitung doch sicher nicht nachsagen lassen.



Kritik.

Romane und Novellen.

„Auge um Auge" von A. C. Strahl. (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.)

„Sturm und Stille" von Martha Eitner. (Leipzig, A. Schumann. 4 Mk.)

Als wir den Roman Strahls (Pseudonym für Carl Schrader) lasen, drängte sich uns immer mehr und mehr die Überzeugung auf, daß wir ein Schauspiel, und zwar ein sehr gut und geschickt angelegtes Schauspiel vor uns hätten, das nur durch Zufall ein Roman geworden sei. Gewiß verwerfen wir die abgeschmackte Phrase, von den novellistischen und dramatischen Problemen als solchen, die insbesondere gegen Ibsen mit wenig Geist und viel Arroganz gebraucht wurde; aber wenn einmal, wie es hier der Fall ist, die Gespräche eines Romans fast in derselben Reihenfolge, wie sie im Buche stehen, als dramatische Dialoge gelten könnten, wenn aus dem ganzen Werke ein solch starker Instinkt zur Klarheit und Vereinfachung der Konflikte spricht, eine so geschickte Kunst, den Knoten zu schürzen, — dann glauben wir ein gewisses Recht zu haben, dem Autor zu sagen: „Ihr Roman ist gut, aber als Drama würde er besser sein; verlassen Sie daher ein Genre, in dem Ihr Talent nie ganz sich entfalten kann!" Vom Inhalt des Buches verraten wir nichts, aber wir machen aufs nachdrücklichste auf Schrader aufmerksam. Wir erhalten vielleicht noch manches wirkungsvolle Stück von diesem Autor!

„Sturm und Stille" verleugnet in keinem Zuge den weiblichen Autor. Die traurigen Schicksale dieser Komtessen und solcher, die es hätten werden sollen, lesen sich anmutig und leicht. Denn diese Autorin diese rosarote, sanfte, ein wenig sentimentale Seele hat Eines los, das Eine, was notthut: Sie kann erzählen, ohne viel Umschweife, frisch und sorglos drauf los! Sie ist nicht wählerisch in der Wahl ihrer Mittel, um irgend eine Wirkung zu erzielen, aber sie erzielt sie. Ihr macht euch gar keinen Begriff, wie wohl es einem thut, einmal einem Buch zu begegnen, in dem gar nichts gelöst wird, kein physiologisches oder psychologisches Problem, nicht die Frauenfrage, nicht einmal die soziale Frage. Es wird bloß erzählt. Mögen immerhin die Figuren des Romans ein wenig Marionetten sein, — man erlaube uns ein Mal im Jahre wieder mit jener Empfindung vor dem geschlossenen Vorhange zu sitzen, die wir nur als Kinder gekannt haben, mit jener einen Frage und Neugier: Was wird sich ereignen? Wer wird wem was thun? — Doch wir fallen aus der Rolle: Wir empfehlen allen christlichen Frauen und Mädchen, besonders allen Pastorenfamilien dieses Buch aufs angelegentlichste. Aus ihrem Kreise ist es geschrieben, ihnen wird es auch sicherlich zu Herzen gehen!

Hofmiller.

Anton von Perfall: „Die Sünde." Novelle. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Man muß das Büchlein eigentlich des Kontrastes wegen lesen: vorn auf dem Titelblatt Stucks herrliche, allerdings herzlich primitiv reproduzierte „Sünde" mit ihrer ganzen schweren, schwülen Atmosphäre, und dann 127 Seiten Anton von Perfallsche Prosa. — Es ist wirklich gar nicht so uninteressant: man hat den Unterschied gleich: hier der Könner, der über den Dingen steht und an ihre Stelle Symbole setzt .. dort der Nichtkönner, der ein ganzes Menschenalter Romane und Novellen zusammengeschrieben hat und nun, da er von der neuen Kunst gehört und wohl auch selbst ein wenig darin herumgeblättert hat, auch „mitthun" möchte. Ja, er geht sogar noch weiter: er nimmt einfach eines der hervorragendsten Werke, das diese neue, speziell die neue bildende Kunst hervorgebracht hat, und versucht, es in die Worte seiner „Kunst" umzusetzen; daß dieser Versuch kläglich scheitert, ist bei einem Schriftsteller von so mittelmäßiger Begabung selbstverständlich: Aber darin liegt gerade das Interessante. — Klar und deutlich zeigt diese Novelle, was jene ganze Kunstrichtung, die Grottewitz in seiner müßigen Enquete über die Zukunft der deutschen Litteratur die „Mittelpartei" nennt, ein für allemal nicht kann; — und sie kann vieles nicht: Überall fehlt die Psychologie, wo ein Umschwung in der Handlung eintritt, sagt er einfach so und so .... und damit fertig; selbst die nächstliegenden Hilfsmittel der Psychologie sind ihm fremd. .. Dazu die krassesten Unglaublichkeiten — wer nur ein wenig umherziehende Kirmesbanden kennt, wird zugestehen müssen, daß ein so fein konstruierter prächtiger Frauencharakter in dieser Sphäre sich nicht entwickeln kann; er wird frühzeitig in Schmutz und Gemeinheit verkommen. Und sollte er sich doch einmal finden, nun, um so mehr wäre es geboten, keine oberflächliche Schablonenfigur aus ihm zu machen: es wäre ein Stoff für Przybyszewsky; denn das muß ich der Novelle denn doch zugestehen, es sind interessante Momente darin — angedeutet; allerdings scheinen sie mir in der zweifelhaften Natur des Stoffes zu liegen, nun! das wäre kein Fehler, um so reizvoller würde die Analyse sein. —

Arthur Moeller-Bruck.

C. Kühns: Harte Köpfe. Roman. (Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895.)

Ein sozialer Roman und noch dazu ein Erstlingswerk. Denn auf ein solches deutet es hin, daß der Verfasser keine Menschen, sondern nur Gesinnungsprotzen hinstellt. Immerhin zeigt es aber ein gewisses Charakterisierungsvermögen, das freilich erst durch sorgfältige Studien ausgebildet werden muß. Außerdem scheint mir der soziale Roman nicht das Gebiet zu sein, auf dem des Verfassers Lorbeeren wachsen wollen. In diesem Buche verrät er zum mindesten keine sehr große aber genaue Kenntnis der sozialen Faktoren, die in der Reichshauptstadt auf einander wirken. Sein Talent würde dem Verfasser vielmehr einen andern Weg weisen. Vielleicht ist dieser ein pointierter dramatisch bewegter Dialog ....? Jedenfalls aber muß der Verfasser noch recht sehr studieren. Die Herren sind nur zu sehr geneigt, zu glauben, daß nichts leichter sei, als einen modernen Roman zu schreiben. Es ist im Gegenteil recht sehr schwer, und es gehört ein eingehendes Studium dazu. Daß selbst große Talente infolge mangelnden Studiums immer weniger und zuletzt vielleicht gar nichts mehr leisten, sieht man an Heinz Tovote. Vielleicht also thut Herr Kühns besser, sich von der dornenvollen Laufbahn des Schriftstellers ab- und einem anderen Berufe zuzuwenden, denn für den schaffenden Künstler gilt Schillers Wort durchaus nicht: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Das gilt nur für den genießenden Künstler, dem andern heißt's: „Ernst ist das Leben, ernster ist die Kunst." H. Krepp.

Ein sehr interessantes Buch ist „Ninfa". Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Her-

mine von Preuschen und Konrad Telmann. (Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner 1895.) Warum interessant? Weil es uns zeigt, wie ein und derselbe Eindruck verschieden auf verschiedene Künstlernaturen wirkt. Die drei Autoren unternahmen einen Ausflug nach Ninfa, dem Pompeji des Mittelalters, und die Frucht dieses Ausfluges sind die drei Novellen.

Ida Boy-Ed sah hauptsächlich die gewaltigen Ruinen, auf sie wirkte das Historische; sie sah im Geiste einen Weltuntergang im Kleinen. Und wie wir, sobald wir das Wort „Weltuntergang" aussprechen, an die Menschen denken, die als letzte über die Erde gehen, so sah auch Ida Boy-Ed die Letzten Ninfas an sich vorüberziehen. Und was diese in sich trugen, sind die ersten und letzten Gefühle alles Lebens: Liebe und Haß. Diese Gedanken herauszufinden, macht uns die klare Schreibweise der Dichterin leicht. Ihre Erzählung gleicht dem Karton zu einem historischen Gemälde. Wuchtige Zeichnung, aber schwache Farbengebung.

Wie Ninfa auf Hermine von Preuschen wirken mußte, das konnte sich jeder an den Fingern herrechnen, der ihre Vorliebe für düstersatte Farben, ihre berauschende Stimmungskunst und hinreißende Leidenschaftlichkeit kennt. Für sie war Ninfa nur die große, schwüle, fieberdrückende Einsamkeit, die das wilde Sehnen gebiert. Sie sah in den öden Sumpfwildnissen nur die eine brennendrote Blume, die Leidenschaft. Darum ist auch ihre Novelle Leidenschaft vom Anfang bis zum Ende. Fieberluft weht uns daraus entgegen, und krankhaft aufgestacheltes Blut rollt darin. Diese Novelle giebt den deutlichsten Begriff von Ninfa.

Für Konrad Telmann wurde Ninfa zum Symbol versumpften Lebens. Auch er fühlt das krankhafte Leidenschaft Erzeugende des düsteren Ortes. Während aber das Weib sich den Wallungen seines Blutes vollständig überläßt und untergeht, sieht der Mann deutlich die Gefahr vor sich, in dem Sumpfe unterzugehen. Und weil er ein echter Mann ist, so weiß er sich selbst zu bekämpfen, er weiß, daß die Blume, die an seiner Seite in lockender Farbenpracht und mit bethörendem Dufte emporblüht, doch nur eine Sumpfblume ist, deren Wurzeln im Schlamme haften. Und darum nimmt er die Blume nicht an seine Brust, er bleibt nicht in der von Sumpfluft erfüllten Niederung, in der sie nur gedeihen kann, sondern steigt zu reinen klaren Höhen empor. Telmanns Novelle ist die vollendetste. Sie verbindet einen tiefen Gedanken mit glänzender Darstellung.

Ich wiederhole noch einmal: ein sehr interessantes Buch.

Karl Bienenstein.

Neue Erzählungen von Maurus Jókai. Deutsch von Ludwig Wechsler. (A. Schumanns Verlag in Leipzig.)

Gesühnt. Roman von Henry Gréville. Deutsch von Ludwig Wechsler (Ebd.).

Die Entstehung dieser beiden Bücher denke ich mir so: Herr Wechsler, laut Kürschner ein gebürtiger Ungar, wollte die Deutschen mit einigen Kabinettstückchen seines berühmten Landsmannes Maurus Jokai bekannt machen, und so ging er hin und übersetzte uns mit Liebe und Sorgfalt eine Anzahl von kleinen Erzählungen, die uns in ihrer Totalität genau die litterarische Physiognomie Jókais zeigen. Demnach sind diese Erzählungen Produkte einer innigen Lust am Fabulieren, das innerlich und äußerlich Geschaute wird flott, keck, mitunter drastisch dargestellt, ein Hang zur Romantik läßt Stoffe aus dem Orient bevorzugen, um fröhlich drauf los phantasieren zu können, ein köstlicher, oft grotesker Humor mildert das Furchtbare in einzelnen Staffen. Kurzum: Wer auf dem kürzesten Wege Jókais Eigenart kennen lernen will, der kaufe sich dieses Buch. Aus diesem Grunde und weil der Wert der Erzählungen über den bloßer Unterhaltungslektüre hinausgeht, müssen wir Wechsler für seine Übersetzung danken.

Keinen Dank hat er sich aber für die Übersetzung von „Gesühnt“ verdient. Und zwar deshalb: erstens ist der Roman kurz und deutsch gesagt ein „Schmarrn“, der das Papier nicht wert ist, das an ihn verschwendet wurde, und zweitens hat sich's der Übersetzer doch ein bißchen zu leicht gemacht. Einige Stilblüten: „In den Alleen und auf den Wegen bildeten Schlittschuhläufer und Spaziergänger lebhaft bewegte Gruppen um die vorüberrollenden Equipagen.“ — „Sein von Bitterkeit erfülltes Herz überfloß von Mitleid und Erbarmen.“ — „Er befand sich in Marseille. Zu dieser Jahreszeit konnte er nicht daran denken, sich an irgend einem Punkte der Küste des mittelländischen Meeres niederzulassen.“ Ja, zum Teufel, wissen die Ungarn oder die Franzosen nicht, wo Marseille liegt? Was man sich darunter denken soll, wenn es heißt: „Sie schien gewachsen zu sein, obschon ihre Gestalt schlank war, wie zuvor,“ weiß ich ebenso wenig, als das, was eine „dramatische Wirklichkeit der Verhältnisse“ ist. Genug. Herr Wechsler wird gerechnet haben: pro Bogen soundsoviel Mark, macht &c. Diese Kalkulation ist meines Erachtens die Genesis der Übersetzung von „Gesühnt.“

Karl Bienenstein.

Manövergäste. Original-Roman von O. Elster (Mannheim. Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1895.)

Dieser Roman ist von jener Sorte, die einen lebhaften Ärger über den Autor hervorruft, weil sich überall Ansätze zu braver, tüchtiger Arbeit zeigen. Aber eben nur Ansätze. Denn gleich fällt der Autor wieder in die Erbübel der landläufigen Romanschreiberei: ausdruckslosen reportermäßigen Stil, oberflächliche Charakteristik und bedenkliche Neigung zu den bekannten Familienblatteffekten. Es ist aber auch gar nicht anders möglich, wenn man Jahr um Jahr 5—7 Werke auf den Büchermarkt wirft. Man muß nur bedauern, daß ein so ansprechendes Talent derart verschleudert wird. Allerdings muß man andrerseits zugeben, daß künstlerisches Streben und ernste Arbeit in Deutschland nicht bezahlt werden. Und das ist vielleicht eine Entschuldigung für O. Elster.

K. Bienenstein.

Im Bann der Sünde. Novelle von Ed. Rod, Verlag von Cassirer & Danziger.

Die Verlagsfirma Cassirer & Danziger hat das Verdienst, zum ersten Male in deutscher Übersetzung eine Novelle dieser in Frankreich viel gelesenen Schriftstellerin auf den Büchermarkt zu bringen. Was die Übersetzung selbst anbelangt, so zeigt sich am Verfasser derselben, daß Sprachkenntnis und Sprachgefühl doch zwei verschiedene Dinge sind. Das Wort milieu gehört wie élan zu den unübersetzbaren Wörtern der französischen Sprache. Der Verfasser übersetzt es mit: Mitte — wir mit dem genauen Gegenteil: Umgebung. Daß er ferner femme regelmäßig mit Frau statt mit Weib übersetzt — nun jeder weiß, was das bei Novellen für einen Unterschied ausmacht. Die Novelle selbst, eine Novelle mit zwei Einleitungen, von denen die zweite in élan, Stimmung und Sprache meisterlich genannt zu werden verdiente, bietet uns Deutschen mancherlei Anregung bezüglich Goethes und des Weimarer Goethekults. Der Autor — Professor der modernen Sprachen in Genf — ist höflich genug, sich des öftern klar und deutlich über seine Absichten auszusprechen: — soziale Verhältnisse. Die Liebe im Kampf mit dem Gesetz. Leichtfertig geschlossene Ehe, Mann und Weib bleiben sich fremd. Da kommt „der Andere“. Duell — Entführung. Aber auch hier Unwahrheit, Lüge. Der Mann liebte nur den Leib, als die Frau durch Brandwunden den schönen Teint verliert, sieht er in ihr nur eine Schlacke. Und nun führt der Autor aus: „Ich kann sündige Liebe von Schuld freisprechen, Feigheit kann ich nur verachten. Zwei Wesen, die sich auf Kosten ihrer Pflichten geliebt haben, haben nur eine Entschuldigung: bis ans Ende ihrer

Schuld zu gehen. Sie adeln sich durch die Opfer, die sie ihr bringen, sodaß man ihnen, wenn man sie auch aus Respekt vor dem Gesetze verurteilen muß, doch wenigstens Achtung bewahren kann." So dürfen, müssen also diese Menschen nebeneinander verkümmern. Diese soziale Novelle enthält ungemein viel Wahres — zumeist in der zweiten Einleitung — aber es fehlt die Konsequenz — so in den Philosophemen über die Werte der Worte: Freundschaft und Liebe. Doch ich glaube, diese Worte bedeuten für Franzosen anderes als für Deutsche. Diese Werte wägen — das könnten wohl nur Deutsche — wenn sie wollten. Johannes Kleinpaul.

Lyrik und Epos.

Herr Adolf Wilbrandt ist ein sehr poetisch angelegter Mensch, wie man so zu sagen pflegt; schade, daß er kein Dichter ist. Es fehlt ihm, wie Panizza sich ausdrücken würde, der „Dämon", die fürchterliche Intuition, die den Menschen und Dingen auf den Grund sieht; er sieht, aber er schaut nicht. (Jeder Kenner Grillparzers, und Herr Wilbrandt gehört ja gewiß dazu, wird den Unterschied verstehen.) Darum liegt über den meisten seiner Werke, ausgenommen vielleicht „Marianne" und „Die Maler", ein ganz feiner, ganz leiser, ganz liebenswürdiger Duft von Dilettantismus. Daher auch seine Erfolge; der Dilettantismus steht dem Leser und Theaterbesucher näher als das ausgereifte Künstlertum. Nehmen wir ein Beispiel: Der Gedanke der Vergänglichkeit ist dem Menschen unangenehm, es liegt ein Verlangen nach ewigem Leben in ihm. Das ist nun zwar ein Gemeinplatz, aber es ist schließlich nicht unpoetisch. Nun macht aber Wilbrandt ein Drama daraus, den „Meister von Palmyra"; und das ist undramatisch; nur ein Dilettant kann auf einen solchen Einfall kommen. Nehmen wir ein andres Beispiel: Herr Wilbrandt kommt eines schönen Tages über Nietzsche; warum sollte er auch nicht über Nietzsche kommen? Er findet Nietzsche psychologisch interessant. Dagegen läßt sich am Ende auch wenig einwenden. Nun rührt sich aber sofort der Dilettant in Wilbrandt, höflicher gesagt, der poetisch angelegte Mensch. Er schreibt seinen Roman „Die Osterinsel". Der Held, Helmut Adler mit Namen, ist Nietzsche; aber was für ein Nietzsche! Ein verheiratet gewesener, der mit dem Tod seiner Frau anfangs sein ganzes Leben vernichtet glaubt, dann aber plötzlich auffährt und ruft: „Nein, das ist nicht das Ende!" Er weiß einen neuen Anfang, er sieht eine neue Zukunft und beginnt zu deklamieren: „Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und nun wär's aus?" und so fort, siehe Zarathustra während der Produktion des Seiltänzers. In welcher Verlegenheit an Stoff muß ein Dichter sein, um Zarathustra den Leuten nochmals vorzukauen, wie die Amme dem Kind den Zwieback! — Das dritte Beispiel, das wir nehmen pour illustrer le dilettantisme de Mr. Wilbrandt, ist das Werkchen, mit dem wir uns heute zu befassen haben. Wir referieren über Gedichte. Das Werkchen des Herrn Wilbrandt ist nun zwar kein Gedicht; nicht einmal Poesie; höchstens eine biographisch-psychologische Konjektur, wie wir sehen werden. Aber es sind wenigstens Verse. Wenn wir die Erscheinungen des Büchermarkts genauer mustern, wie wenig „Gedichte" sind dabei! Es bleibt schließlich nur noch die Pennäler-Definition: „Gedicht ist, wenn einer einen Vers macht." Und in diesem Sinne ist auch „Beethoven" von Wilbrandt ein Gedicht. Was behandelt der schöne Adolf in diesen 26½ Seiten? Erschrecken Sie nicht: Nichts geringeres als das Problem der neunten Symphonie!!! Ich weiß im ganzen heutigen Deutschland zwei Menschen, die es wagen dürften, an dieses Problem zu rühren: Der eine hat soeben die „Brahmsphantasie" vollendet; der andere lebt in Naumburg an der Saale und wartet — — bis die Fackel verglüht . . . Wie

„löst“ Wilbrandt das Problem? „Cherchez la femme!“ — sagt er: Beethoven erfährt, daß Amalie Sebald vermählt ist. Das wird mit Beethovenischen Aussprüchen und Erlebnissen garniert, und das „Psychodrama“ à la Meehrheimb ist fertig! Wir gratulieren, Herr Wilbrandt! Ihre „Dichtung“ ist bei Cotta erschienen, ergo wird sie in der „Allgemeinen Zeitung“ gelobt werden, ideale Jünglinge und noch idealere Jungfrauen zwischen fünfzehn und fünfzig Jahren werden sie kaufen, und eines schönen Tages wird sie Herr Ernst Possart deklamieren, und wir werden in den Journalen lesen: „Groß ist Beethoven; größer ist der Herr Wilbrandt; aber am größten, ja sogar am größesten (!) ist ERNST POSSART!“ Aaaamen! —

Wie Herr Adolf Wilbrandt, so ist auch Herr Karl Pröll ein Deutsch-Österreicher; wie Wilbrandt — auch er ein Dilettant. Wir bemerken sofort, daß wir vor der Tendenz, vor dem Kampfesmut, vor der Unermüdlichkeit Prölls ehrlich Respekt haben. Aber er ist kein Dichter. Seine neueste Sammlung „Unter alldeutschem Banner“ (Berlin, Thormann und Goetsch) beginnt mit sieben Gedichten an Bismarck. Wir gestehen, daß uns die bisherigen Bismarckandichtungen, vom Kladderadatsch angefangen bis zu Westarp, Heyse, Dahn u. s. w. langweilten. Wir sind in dieser Beziehung so geschmacklos und poesielos, daß uns eine Bemerkung Hardens über Bismarck zehnmal lieber und interessanter ist, als zehn Poëme an ihn. Ebenso lesen wir, wenn wir die Verhältnisse Österreichs geistvoll angegriffen sehen wollen, lieber einen der eines Junius würdigen Artikel des Heinrich Kanner in der „Zeit“ als die Verse des Herrn Pröll. Es scheint uns überhaupt, daß politische Satiriker im großen Stil nur möglich sind, wenn die politischen Verhältnisse auch im großen Stil korrumpiert sind. Der elende Dreck, in dem sowohl der reichsdeutsche wie der österreichische Staatskarren steckt, findet keinen Junius, keinen Anastasius Grün oder Jules Barbier ....

Wilhelm Schäfer-Dittmar ist den Lesern der „Gesellschaft“ bereits sehr vorteilhaft bekannt durch seine Westerwälder Bauerngeschichte „In die Ehe“ (Novemberheft 1895). Er hat nun auch „Lieder eines Christen“ herausgegeben (Elberfeld, Lukas). Gedichte wie „Nach der Schlacht“, „An die Wupper“, „Im Wirtshaus“, „Die beiden Häuser“ lassen aufs deutlichste erkennen, daß das soziale Gedicht Schäfers eigentliche Domäne ist. Manche Gedichte der Sammlung scheinen uns Jugendwerke zu sein. Vielleicht thut Schäfer am besten, wenn er bei den beiden Genres bleibt, in denen er sich als Meister eingeführt hat: beim Volksstück und bei der Bauernnovelle. Es steckt das Zeug zu einem Westerwälder Anzengruber in ihm!

Auch Ottokar Stauf von der March ist in dieser Zeitschrift kein Fremdling mehr: Mit manchem waffenklirrenden Vers, manchem trutzigen Litteraturbericht aus Böhmen ist er hier schon zu Worte gekommen. Nun hat er seine Gedichte gesammelt: Romanzero und Lieder eines Werdenden (Straßburg und Leipzig, G. L. Kattentidt, Jung-Deutschlands Verlag.)

„Den Kunden alter Chronikblätter
Hab' ich von je mit Lust gelauscht,“

ruft er in der Zueignung „Mein Leben und mein Lied“, und so singt er denn von Herrn Harald in der treuherzigen und anschaulichen Manier des Beowulfslieds, und vom groben Friesenhäuptling Radbot, der auf das christliche Himmelreich pfeift, weil ihm der Bischof sagt, seine Ahnen seien all mitelnander in der Hölle, von Saladin, der mit der grandiosen Noblesse des ältern Islams stirbt, und wieder vom verstockten Gorm Gamle, der lieber in Walhall Met trinkt und Schildmädchen küßt, als im christlichen Himmel singt und immer nur singt. Daneben „Aquarelle“ von der Eleganz eines René Reinicke oder Myrbach und der Treue eines Starbina — — alles in allem: Die Entwickelung dieses Ottokar Stauf von der March bietet noch viele

Möglichkeiten, jede aber wird, das hoffen wir, erfreulich und echt sein!

Fritz Wisbacher hat 34 Seiten „Gedichte“ herausgegeben (München, Knorr & Hirth), die sich durch Gleichheit der Erfindung und Empfindung auszeichnen: Ob die angesungene Dame Mila oder Mary oder Marietta oder Marianne heißt, ob Herr Wisbacher durch die Abendglocken oder den Abendfrieden zu Gefühlssekretionen veranlaßt wird, ob er über Unsterblichkeit, Vergänglichkeit oder Wechsel einige Gemeinplätze zum Besten giebt, ob er endlich „einer jungen Freundin“ „Goethes Frauengestalten“ oder ein Kochbuch oder „Frau Sorge“ schickt, das ist in Bezug auf Erfindung und Empfindung so fürchterlich egal, daß es zum Erbarmen ist. Wir sind übrigens der Ansicht, daß die Übersendung eines Kochbuchs gar kein so übler Gedanke war. Folgen dann noch Epigramme von grauenhafter Gedankentiefe, z. B.

„Sorgen sich die Menschen,
Laß' sie traurig sein!
Heiterkeit und Frohsinn
Soll die Losung sein!“

Zum Schluß wird uns Linggs „Hoegins letzte Heerfahrt“, das uns schon als Drama einfach läppisch erschien, nochmals als episches Gedicht aufgewärmt, wobei ein paar allerliebste Buschiaden mit unterlaufen:

„Hedin und Högin starrt das Blut
Und Hilde wagt als Meeresflut.“

Es ist doch wirklich eine starke Zumutung, wenn ein Autor einen so einfältigen „Schmarren“ nicht nur dem Publikum vorzusetzen wagt, sondern für derlei Gymnasiastenelaborate noch eine Kritik will! Wir werden in alle Zukunft gegenüber so ruchlosen Dilettanten aber auch nicht die allergeringste Rücksicht mehr walten lassen, so leid es uns auch thut, die Spalten dieser Zeitschrift damit vergeuden zu müssen.

Da ist Kurt von Köppen doch erträglicher: „Drei Novellen“ (Kiel, Gnevkow & Gellhorn). Die Verse sind hübsch, die Sprache wohllautend und glatt, aber die Erzählungstechnik ist noch sehr sprunghaft. Einen Rat möchten wir dem Herrn doch geben: Schreiben Sie keine so arroganten Vorreden mehr! Es macht keinen guten Eindruck, wenn der Fehdehandschuh, der mit hochtönenden Worten geschleudert worden, — ein allerliebster Modeglacé ist und die Nummer 6½ trägt!

Zwei interessantere Gedichtsammlungen habe ich mir bis jetzt aufgespart. „In Phantas Schloß“ von Christian Morgenstern (Berlin, Richard Taendler) ist „dem Geiste Friedrich Nietzsches“ gewidmet. Ich vermute jedoch, daß weniger Nietzsche bei diesem amüsanten Buche Gevatter gestanden, als vielleicht Pierrot lunaire, vielleicht Th. Th. Heine, vielleicht Strathmann. Doch — was nützt eine Andeutung? Zitieren wir lieber:

„Es ist, als hätte die Köchin
Des großen Pan
– Und warum sollte der große Pan
Keine Köchin haben?
Eine Leibnymphe,
Die ihm in Kratern
Köstliche Bissen brät
Und ihm des Winters
Gestirnpünsche
Sorglich kredenzt? —
Als hätte diese Köchin
Eine Schüssel mit Rotkohl
An die Messingwand
Des Abendhimmels geschleudert.
Vielleicht im Zorn,
Weil ihn der große Pan
Nicht essen wollte . . . .“

Oder was soll man zu einer Mondstimmung sagen wie die folgende:

„Der Mond steht da
Wie ein alter van Dyck·
Ein rundes, gutmütiges
Holländergesicht
Mit einer mächtigen,
Mühlsteinartigen,
Crèmefarbenen Halskrause.
Ich möcht' ihn wohl kaufen,
Den alten van Dyck'
Aber ich fürchte,
Er ist im Privatbesitz
Des Herrn Zebaoth'
Ich müßte den Ablaß
Wieder in Schwang bringen!
Vielleicht ließ er ihn
Dafür mir ab . . . .
Hm
Hm.“

„Hm, Hm" — das wird vielleicht auch die Empfindung manches Lesers sein gegenüber solcher Art von Gedichten. Aber — was thut das schließlich zur Sache? Es scheint fast, als ob alle Lyrik sich in die Landschaft geflüchtet habe — denn — wenn man z. B. so durch die Secession bummelt, sind das nicht lauter „Dichtergrüße"? (Allerdings nicht von der Polko gesammelt.) Nun, dann kann man sich ja auch einen Strathmann gefallen lassen, der mit Worten, statt mit Farben malt!

„Gelächter". Von Felix Dörmann. (Leipzig, Pierson.) Kennen Sie die alte Geschichte? Oh, es ist dieselbe alte Geschichte, die schon Heine in seinen gesammelten Werken irgendwo erwähnt. Erste Etappe:

„Weißt Du noch? Dort auf sonniger Haide?
Frühling! Und Veilchen! Und Sonnenschein!
Mutter verlaren wir draußen im Walde
Ich und Du — ganz plötzlich allein.
Ach, wir brauchten uns nicht erst zu fragen,
Beide haben wir's lang schon gewußt:
Nur ein Blick — und jauchzend lagen
Wir einander Brust an Brust."

Zweite Etappe:

„Blaßgrüne Sterne glimmen,
Nachtvögel huschen sacht:
Dein Antlitz will verschwimmen
Im blauen Dunkel der Nacht.

Nur Deine Augen starren
Gespenstig, riesengraß —
Wir sind zwei traurige Narren
Und werden die Liebe nicht los."

Dritte Etappe:

„Dein Blick ist fremd und kalt Dein Kuß —
Es ist an der Zeit, daß ich scheiden muß;
Das Feuer ist ausgegangen!
Lüg' mich nicht an, und sag' nicht nein, —
Mir weht ja die Kälte ins Herz hinein;
Wie tot Deine Warte klangen! — — —"

Die weitern Etappen mag man im Buch nachlesen. Denn von da ab wird's erst interessant: Die müden Revolten, die Blasiertheit, der fürchterliche Ekel ....

Lest das Buch! Und wenn ihr keine Mucker seid oder aber Abonnenten der „Deutschen Dichtung" des Herrn Karl Emil Franzos — so wird es euch gefallen.

Hofmiller.

Ada Negri: Schicksal, Gedichte. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Zweite Auflage. (Berlin. 1895. Verlag von Alex. Duncker.)

Peter Merwin: Pessimistische Gedichte. Zweites Bändchen. (Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.)

Mehr Licht! Zeitgemäßes in Versen und Prosa. Von Ew. u. Math. Im Tann. Erster Teil. (Zürich. 1895. Verlagsmagazin.)

Daß das Interesse an der Lyrik doch noch nicht ganz im lieben deutschen Vaterlande erloschen ist, davon geben uns diese drei Gedichtbücher zwei erfreuliche und einen recht unerfreulichen Beweis. Das schmale, aber poesiedurchtränkte Bändchen der jungen italienischen Volksschullehrerin liegt nun auch im deutschen Gewande schon in zweiter Auflage vor uns. Es war mir nicht mehr neu. Hatten sich doch die ersten Zeitschriften und Zeitungen mit dieser neuen europäischen Berühmtheit beschäftigt, welche unter den Auspicien von Hermann Grimm und Paul Heyse bei uns eingezogen war. Ich hatte von ihrem kümmerlichen, sorgen- und entbehrungsreichen Leben gelesen, von ihrer begeisterten Liebe zu der herben, stählenden Arbeit, von ihrer männlichen, tiefinnerlichen Verachtung alles äußerlichen, schimmernden Tandes, aller oberflächlichen, falschen Sentimentalität, welche heute in allen Litteraturen so schreckliche Verwüstungen anrichtet. Ich hatte schon damals nach ihrem Buche gegriffen. Ich kannte sie also schon.

Und als ich diesmal wieder ihre, in einem heiligen Feuer glühenden, formvollendeten Verse durchlas, da waren es zwei Empfindungen oder auch zwei stille, sehnsüchtige Wünsche, welche in mir aufstiegen neben dem ersten gewaltigen Eindruck, den wohl jeder hat, nämlich, daß man hier einer Dichterin „von Gottes Gnaden" gegenübersteht, einem Numero-eins-menschen, einer großen, starken Persönlichkeit, die in der Bergeseinsamkeit der Großen still in sich ruht und deren

Geist in heißer Umarmung doch die ganze Welt umfassen möchte. Ein Staunen, ein weiches Gefühl, ein stilles, bewunderndes Mitleid erfaßt mich, wenn ich an das Mädchen denke, welches sich mit zwanzig Jahren dem Unglück verschrieben weiß, ja welche Unglück und Schmerz als ihre Genien feiert.

.. „Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft — — —"

An das Mädchen, welches für den um sie Werbenden statt Liebeswort und Kuß, statt eines stillen Frühlingslächelns nur die herbe Frage hat: „Hast du gearbeitet?"

„Hast du gearbeitet? .... Kennst du die Nächte,
„In denen schlaflos man und ohne Ruh
„Ein ernstes Werk geschafft? ...
„Sag, welcher Glaubensfahne weihlest du
„Die blühende und schöne Jugendkraft? ....

„Du giebst mir keine Antwort .... a, so gehe,
„Kehr zu verlorner Stunden Müßiggang,
„Zum goldnen Kalb zurück;
„Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
„Mir sind nicht feil mein Herz, mein Kuß, mein Blick."

Wie muß es in diesem Mädchenherzen aussehen, was werden ihre Träume sein bei Nacht, was könnte man aus ihren Augen alles lesen? Kennt sie nicht auch die Liebe, oder ahnt sie nicht wenigstens ihr göttliches Geheimnis? Gewiß.

„O Liebe, Lieb! ... Ich fühle deine Macht
„Im freien Wahn der frischen Frühlingsluft,
„Wenn göttlich strahlt der Sonne goldne Pracht
„Und wenn die ersten Veilchen, süß und mild,
„Verhauchen ihren Duft" .....

Aber für sie kann die Liebe nie ein Lebensinhalt werden. Dazu sieht sie zu tief, dazu denkt sie zu weit. Sie liest eine fürchterliche Anklage aus unserem sozialen Leben heraus, aber sie fühlt auch, daß diese Anklage zum großen Teil sich richten muß gegen die ewig dunklen Mächte des Wechsels und Verderbens, gegen den Urwiderspruch aller Dinge, und diese Erkenntnis der Tragik alles Lebens läßt sie dann das Lob der Arbeit singen, welche allein Worte zu schaffen und empörten Herzen eine Befriedigung zu geben vermag.

Daß wir die deutsche Übersetzung Ada Negris Gedichte schon nach so kurzer Zeit in zweiter Auflage erblicken, spricht ebenso für die Übersetzerin wie für die Verfasserin. Wer weiß, wie überaus schwierig es ist, Gedichte aus fremder Sprache völlig für die eigene zu erwerben, der wird das hier Gebotene dankbar anerkennen und sich hüten, wie man es gethan hat, an einigen unvermeidlichen Härten festzukleben.

Mit Genuß habe ich auch das zweite Buch, Peter Merwins „Pessimistische Gedichte" gelesen. Es war unterwegs, durch drei Länder hindurch und das Rollen des Zuges, der ewige Wechsel der Bilder und Scenerien, in dem man aber doch zuletzt immer wieder dasselbe findet, die Rastlosigkeit einer suchenden Wanderexistenz, das alles ließ mir diesen Pessimismus so vertraut erscheinen. Und er ist denn auch im Grunde nichts anderes als eine ewige Rast- und Ruhelosigkeit, die sich männlich mutig auf die Flucht der Erscheinungen stürzt, um das Leben zu packen, das bunte, glänzende, warme Leben; aber die Erscheinungen halten nicht stand, die schillernden Seifenblasen zerplatzen und unter der bunten interessanten Oberfläche dehnt sich überall ein ödes graues Einerlei. Und ach, die Erde ist so winzig klein..

„Ha, möchtest du Sturm mir die Flamme rat
„Auf dem Heerde verlöschen? — ja, wenn sie's nur litt!
„Gern wär' ich mit ihr emporgelobt;
„Dann flammten auch meine Gedanken mit
„Aus niedriger Erdenbreite
„Hinauf in die Sternenweite!"

Es liegt etwas überaus Markiges, Männliches in diesem Pessimismus. Und markig männlich ist auch die Form der Gedichte. Die Stoffe sind scharf ergriffen und der Ausdruck ist unter allen Umständen kräftig und eigenartig. —

Und nun zu unserm Sünderpaar, zu den Gebr. Ew. u. Math. Im Tann. Als Ouvertüre citiere ich

Ich liebe Dich!

„Ich liebe Dich!
„Das klingt so hell, so rein,
„Das klingt so süß, so wonniglich
„Kann süßer wohl nichts sein.

„Und naht ein Leid, so denk ich gleich:
„Ich liebe Dich, ich liebe Dich!
„Gleich flieht's aus meinem Glücksbereich
„Wie Nebelhauch vor Sonnenschein.
„Ich lebe stets so froh dahin
„Und jede Mißgunst flieht mich bleich,
„Halt ich nur fest, wie treu ich bin
„Den Worten mit dem hohen Sinn:
„Ich liebe Dich!
„Ich lieb', ich liebe Dich!"

Erhebend, nicht wahr?

Und eine treffliche Illustration zu der göttlichen Vorrede, in welcher es wörtlich heißt: „Worte sind uns Beiden, die wir dieses Buch herausgeben, unbedingt nicht von Belang, wenn sie nicht mit bezwingender Macht die Wahrheit manifestieren. Bloße, erdichtete Lüge ist in diesen Zeilen nie enthalten."

Wer lacht?

Einige abgrundtiefe „Sinngedichte" dürfen übrigens einem größeren Publikum nicht vorenthalten werden.

„Kokettenliebe gleicht dem steuerlosen Schiff,
„Das schon beim ersten Sturm zerschellt am nächsten Riff."

•

„Wär' kein Meer, so wär kein Land,
„Keine Liebe und kein Schmerz;
„Wär kein Ernst, so wär kein Tand,
„Aber auch nicht Geist und Herz."

•

„Im Staat der Phantasterei
„Legt jede Katz' ein Ei,
„Legt sie noch eins dazu,
„Dann hat sie ihrer sogar zwei."

•

„Die Narrheit ist dem Thoren
„Von Kindheit angeboren."

•

Mit dieser letzten Weisheit wollen wir uns trösten. Aber, lieben Leute, mußte das sein? C. H.

Recht wie geschaffen zu zwangloser Sommerlektüre erscheint ferner just zur rechten Zeit Arthur Steins Buch: „Deutschland, ein Sommermärchen". (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender).

Der launige Erzähler fingiert eine in Berlin im Kaffeehause gemachte Bekanntschaft mit dem afrikanischen Häuptling und Minister Jum und dessen schöner Gattin. Als gewandter junger Mann erbietet er sich, den Fremden Berlins Sehenswürdigkeiten zu zeigen, und da er sich in seiner Mentorrolle anscheinend gefällt, begleitet er die beiden dann auch noch nach Dresden, in die Rheinlande, durch Bayerns Städte, Berge und Bierstuben, um dann beim Abschied mit dem Orden des Riesenelefanten belohnt zu werden. Das alles ist in sechzehn Kapiteln launig und in liebenswürdiger Form geschildert, so eine Art poetischen Bädekers durch die deutschen Großstädte, die Rheinlande und Süddbayern. Gelegentlich wirft der Verfasser auch heitere Schlaglichter über die deutschen Kunst- und Litteraturverhältnisse, je nachdem. Zu einem Vergleich fordert ja nun allerdings der Titel auf, aber schließlich doch auch nur dieser. Von Heine'scher Art, von Heines Geist und Witz ist im übrigen nicht viel zu bemerken.

Johannes Kleinpaul.

Gustav Bunzek: Revolution zum ewigen Frieden. Erster Teil mit einem Vorspiel. (Zürich.)

Eine Kritik dieses merkwürdigen Dinges ist nicht eher zu geben, als bis auch Teil II und III vorliegen.

Jean Paar: Weißdornblüten. Gedichte. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei ꝛc. von S. Schottlaender. 1895.)

Manieriertheiten eines nur mittelmäßig begabten Dilettanten! H. Klepp.

Dramen.

Wer ist M. v. Ferentheil? Sein Name kommt uns zum ersten mal vor. Sein Stück, „Bergab" (Leipzig, W. Friedrich. Mk. 1. —), ist ein Meisterwerk. Der bescheidene Untertitel heißt „agrarisches Zeitbild". Was das Stück so bedeutend macht, ist, daß es in diesem engen schlesischen Rahmen ein allgemein tragisches Bild von ergreifender Schlichtheit und Wahrheit giebt. Die Komposition ist schlechthin vorzüglich, kein schiefer Satz im ganzen Stück, — kurz, — auf den paßt auf! Aus dem

wird noch etwas! Die Berliner Theaterstallbesitzer werden natürlich noch lang fortfahren, ihrem ekelhaften Kokottenpublikum ebenso ekelhafte Kokottenaffenkomödien vorzuführen, anstatt ein solches, ehrliches, schlichtes, reines Kunstwerk!

Eugen von Jagow bringt gleich zwei Dramen in einem Band: „Orla Donby“ und „Eine Mutter“ (Leipzig, W. Friedrich, Mk. 2. —). Die „Randverbesserungen des Feldmarschalls Moltke“, die zum ursprünglichen Entwurf des ersten Stückes geschrieben wurden, zeigen, daß Moltke ein sehr feines, vorsichtig abwägendes Sprachgefühl besaß. Die beiden Stücke selbst lassen erkennen, daß der Verfasser ein durchaus starkes, originelles dramatisches Talent ist. „Orla Donby“ ist eine Art Nibelungentragödie auf irischem Boden, mit Wucht und Größe skizziert. Aber was thun Ausdrücke wie „diplomatisch, strategisch, Märchenprinzeß, Generalquartier, Stiefelputzer, Lakai, Festprogramm“ in einem Stück, das vor Einführung des Christentums spielt? Jagow thut das, weil er auf die historische Richtigkeit im Sinn der Meininger pfeift. Da hat er vollständig recht, aber hier handelt es sich um Stilfragen! Solche Geschmacklosigkeiten im Dialog müssen bei der zweiten Auflage weg! Und eine zweite Auflage wünschen wir dem Werk! Es verdient sie. Eine Aufführung verdient vor allem „Eine Mutter“. Das Stück müßte auf der Bühne eine ganz unglaubliche Wirkung haben. Nicht, daß es frei von Schwächen wäre, aber eben diese Schwächen, das trop voulu der Handlung, die allzu scharfen Pointen, das tempo furioso der Begebenheiten im ersten Akt, alle diese Schwächen wären auf der Bühne wirkungsvoll.

„Eine Mutter“ ist auch der Titel eines Schauspiels, das Paul Langenscheidt zugleich mit „Abwärts“ unter dem Pseudonym Erwin Rex herausgegeben hat. (Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft, Dr. P. Langenscheidt. 2 Mk.) Beide Stücke sind gut, sehr gut. Große Gewandtheit in der Scenenführung, scharfer Blick für das dramatisch Entscheidende, für das theatralisch Wirksame, vorzüglich gezeichnetes Milieu, aber eine große Schwäche: Die Figuren, nein, die Menschen (denn es sind Menschen) reden zu viel! Aber das ist auch die einzige Schwäche. Es hat uns sehr, sehr gefreut, nach all den albernen Schachtelsoldaten des edlen Paares Schönthan und Kadelburg hier einmal das militärische Leben gut und ohne Karikatur gezeichnet zu sehen. Der Husarenlieutenant Hans Joachim von Raden, Wachtmeister Kleinert, Sergeant Berg — vorzügliche Figuren. Das Ehrengericht in „Abwärts“, überhaupt die Casinoscenen sind famos. Beide Werke verdienen viel gelesen, noch mehr aufgeführt zu werden. Sie werden mehr als ein Dutzend Vorstellungen erleben.

Gustav Wengg rückt ebenfalls mit zwei Dramen an: „Aus Mitleid“ und „Warbeck“. (Bremen, Karl Behrens.) Das erste ist gut, das zweite nicht. Der alte Granbihauer Stöhr, sein etwas ordinäres Eheweib, die alte Wäscherin Lanzlhuber interessieren uns zehnmal mehr als König Heinrich VII. von England und Elisabeth Tudor. Laßt doch das historische Drama bleiben! Es sagt uns nichts mehr, es geht uns nichts mehr an! Ein anständiges modernes Stück zu schreiben ist leichter, als die Toten zu beschwören. Aber kein Mensch sieht das ein.

Da ist Ernst Krumbhaar mit seinem „Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz“ (Magdeburg, Rathke), Emil Mirring: „Paul und Katharina“ (Berlin, Rentzel), Fritz Wisbacher: „Placidia“ (München, Knorr und Hirth, M. 1.—) —: Mein Gott! was soll ich von diesen Stücken sagen? Es hat ja doch keines Aussicht, aufgeführt zu werden, es ist auch keines eine Aufführung wert. Gutzkows „Zopf und Schwert“ ist ein Meisterwerk, eine wundervolle Komödie, und wird nicht aufgeführt. Was will dann Krumbhaar?

Mirring reiht Begebenheit an Begebenheit: Du lieber Himmel, so weit waren wir schon zur Zeit der „Haupt- und Staatsaktionen". Wisbacher ist ein netter Mensch mit philologischer Bildung, aber er bringt es nicht fertig, uns seine Römer, Goten und Spanier näher zu bringen. Man glaubt gar nicht, wie schwer es ist, barbarisch zu sein: Seien Sie versichert, es ist bedeutend leichter, „gebildet" zu sein....

Richard Zoozmann ist kein Dramatiker. „Zwischen Himmel und Erde" (Berlin, Rentzel) dürfte, künstlerisch genommen, den Untertitel führen: „Zwischen Lyrik und Feerie". Beim Lesen dieser beiden Mysterien erfährt man erst an sich, wie fremd wir diesen Byronischen entzückenden Satanismen und drapierten Manfrediaden geworden sind. Es war ja ein wunderhübsch gentlemanliker Einfall, die hebräische Mythologie mitsamt dem Teufel poetisch zu nehmen, nachdem man sie etwas allzulange „tragisch" genommen hatte, aber schließlich leben wir ja doch 1895 und nicht mehr 1820. Warum soviel Wohllaut, soviel Kostbarkeiten einer berückend weichen und farbigen Sprache an ein Genre verschwenden, das tot ist?

J. M. Hofmiller.

Unter dem Tatenkapf. Drama von Otto Elster. (Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf.)

Ein Braunschweiger provinzialpatriotisches Festspiel feiert Friedrich Wilhelms von Braunschweig kühne Befreiung seiner Hauptstadt von dem Machtgebot Jérômes und die mutigen Thaten seiner freiwilligen Freiheitskämpfer, dürfte aber außerhalb der hellblau-gelben Grenzpfähle wohl kaum besonderes Interesse erwecken.

Johannes Kleinpaul.

Erziehung.

„Ich habe dein Zurückstehen, ich habe dein tiefes, dein tiefstes Zurückstehen gesehen und mich deiner erbarmt. Liebes Volk, ich will dir aufhelfen. Ich habe keine Kunst, ich kenne keine Wissenschaft, ich bin in dieser Welt nichts, gar nichts, aber ich kenne dich und gebe dir mich, ich gebe dir, was ich durch die ganze Mühseligkeit des Lebens nur für dich zu ergründen imstande war. Lies mich ohne Vorurteil, und wenn dir jemand etwas für dich besseres giebt, so wirf mich weg und laß mich auch bei dir in das Nichts versinken, in dem ich mein Leben durch lebte. Wenn dir aber niemand sagt, was ich dir sage, wenn dir das, was ich dir sage, niemand in einer für dich so brauchbaren, zusammenhängenden Darstellung sagt, so schenke meinem Angedenken, schenke meinem Leben, schenke meinem auch für dich verlornen Leben eine Thräne." (Pestalozzis Sämtliche Werke. XII, 25.) „An das niederste Volk Helvetiens" richtete Pestalozzi diese Worte, und sie geben Zeugnis vom Charakter des Mannes und von seinem lauteren Wollen, das durch alle Rousseausche Sentimentalität durchschimmert. Es ist merkwürdig, wie wenig dieser Vater der modernen Volksschule bekannt ist, wie wenig man außerhalb der Lehrerkreise von ihm, seinem Leben und seinem Lebenswerk weiß. Darum begrüßen wir die beiden Heftchen, die im Verlag von Carl Seyffarth in Liegnitz erschienen sind (Preis eines jeden 0,50 Mk.) und empfehlen sie Lehrern und Erziehern und allen Gebildeten aufs wärmste. „Pestalozzi und Anna Schultheß" vom Pastor primarius Seyffarth in Liegnitz behandelt auf Grund von 518 Briefen Pestalozzis die rührende und interessante Periode seines Lebens, in der er seine Braut kennen lernte. Auf Grund derselben Briefe giebt Dr. H. Mark eine sehr hübsche und anziehende Darstellung von „Pestalozzis Berufswahl und Berufslehre".

„Die Schule der Zukunft" behandelt Max Wundtke (Berlin, bei Kracht, 0,50 Mk.). Er spricht in dieser Schrift vom Mangel an praktischen Zielen gegenüber der öden Prinzipienreiterei unserer Schule, vom Mangel einer einheitlichen Organisation, von der Zeit und Kraftver-

geudung des Lehrers wie des Schülers. Unser Schulwesen eine Musterkarte aller möglichen Prinzipien; unsere Zeit erfordert höchste Kraftanstrengung, darum Ökonomie geboten; aufgewendete Kraft des Schülers und Leistungen der Schule stehen in keinem Verhältnis; weg mit dem pädagogischen Drill, ebenso mit dem Universalbildungsschwindel; Vermehrung der Turnstunden; keine Verpflichtung der Schule zur Erteilung des religiösen Unterrichts. Alle diese Punkte werden im ersten Abschnitt behandelt, der „zur Kritik“ überschrieben ist; positive Vorschläge macht der Verfasser „zur Reform“: Er fordert eine Grundschule, dann die Erweiterungsschule, und als Abschluß die Fachschule. Einmal findet sich ein Satz, den wir citieren, weil man ihn in neuerer Zeit ganz vergessen zu wollen scheint: „Gerade wir Deutsche haben am allerwenigsten Grund, den Staat als eine von Gott gesetzte Institution zu bezeichnen, die zusammenfällt mit den Begriffen Dynastie und Monarchie; wir wissen, daß das stark ausgeprägte Individualitätsbewußtsein unseres Volkes und die damit zusammenhängende Liebe zur Unabhängigkeit keine eigentlich monarchische Staatsform aufkommen ließ. Die Allgemeinheit, das war der Staat. Für besondere Fälle, z. B. Krieg, wählte man ein Oberhaupt, das aber nach gethaner Schuldigkeit wieder ins Privatleben zurücktrat. Die auch im Frieden festgehaltene Herrscherwürde war, genau besehen, ein stillschweigendes Gewährenlassen, dem aber die rechtliche Unterlage fehlte, und die später von der Kirche gegen entsprechende Zugeständnisse sanktioniert wurde. Man hat hinterher Sorge getragen, für das Volksbewußtsein jenen Zustand als einen von Gott gewollten hinzustellen. Schließlich thaten Gewöhnung und wohlberechnetes Regiment das übrige — das Volksgewissen verstummte allmählich.“

„Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit“ behandelt Richard Wulckow. (Gießen, Emil Roth, Mk. 1,50.) Was für ein Geisteskind der Verfasser ist, zeigt, daß er z. B. das alte Schwatzmaul Jules Simon ernst nimmt! Daß er keine Logik hat, beweist seine Ansicht, daß der Pessimismus eine Ursache unsrer Zustände sei! Daß er oberflächlich ist, beweist seine Entdeckung, Alphonse Daudet habe einen Roman „Monsieur Chauvin“ geschrieben. Im übrigen polemisiert er gegen Ibsen und ähnliche Dinge, von denen er ungefähr ebenso viel versteht, wie Herr von Stumm von Nationalökonomie, citiert fleißig „unsern großen Schiller“ und fordert ethischen Unterricht als obligaten Lehrgegenstand. Ach, diese lieben, frumben Spießbürger wären ja ganz nett, aber ihre himmelblauen Ethischegesellschaftsbiertischschmachtreden kritisieren — hol's der Teufel! Hofmiller.

Theologie, Philosophie, Geschichte.

Goethes „Geheimnisse“ und seine „Indischen Legenden“. Von Hermann Baumgart. (Stuttgart, 1895, Cotta. 110 Seiten.)

Die Einleitung zu dieser fleißigen Studie bilden einige Notizen über die Wandlungen, welche die an Frau v. Stein gerichtete Zueignung der „Geheimnisse“ durchgemacht hat; der erste Hauptteil (S. 21 bis 76) bringt, nach einem kurzen Vergleich mit Herders „Ideen“, eine ausführliche Exegese der „Geheimnisse“, deren enger Zusammenhang mit der Religionsphilosophie der „Wanderjahre“ klargelegt wird; der zweite Hauptteil (S. 76—110) enthält den eingehenden Nachweis, daß die beiden indischen Legenden zum Material der „Geheimnisse“ gehören, und eine Schlußbemerkung über Goethes Stellung zum Christentum.

Die Hauptresultate, zu denen Prof. Baumgart gelangt, sind etwa folgende: Das Fragment der „Geheimnisse“ wurde in 48 Stanzen während der zweiten Hälfte von 1784 und der ersten Monate von 1785

niedergeschrieben, also zur selben Zeit, da Herder, mit dem Goethe damals viel verkehrte, an den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ arbeitete. In der That findet sich, neben einem tiefgehenden Unterschied, auch eine beiden gemeinsame Grundanschauung in religiösen Dingen: Jener tiefgreifende Unterschied besteht darin, daß Goethe „das Wesen des religiösen Bedürfnisses, wie es im Grunde des Herzens und der Seele wohnt, frei erfaßte, dagegen die äußere Form seiner Erscheinung als minder wichtig, ja unter Umständen als hinderlich und verderblich“ betrachtete, während Herder zwischen den stärksten Äußerungen einer auflösenden, philosophischen Betrachtung und dem unbedingten Offenbarungsglauben Hamanns vermittelnd und versöhnend hin und her schwankte. Aber beide Männer teilen dieselbe Grundanschauung in betreff der Rolle, welche die Tradition in der Welt der religiösen Erscheinungen spiele: die Tradition habe sich zur Fortpflanzung der Religion einzig der Symbole bedienen können; die Priester, ursprünglich die Weisen der Nation, seien nicht immer ihre Weisen geblieben, sondern hätten den Sinn des Symbols verloren, „ein falscher Schein tritt an die Stelle der verlorenen Wahrheit: dies ist die Geschichte aller Geheimnisse auf Erden“ (Herder). Dem entspricht genau der Gegenstand der „Geheimnisse“: „das Verhältnis der geheimnisvollen Umhüllungen, der symbolischen Mythen der Religionen zu dem Kern und Wesensgehalte der Religion“ sollte in der Geschichte vom Humanus und den zwölf Rittermönchen dargestellt werden.

Die Genealogie dieser dualistischen Ansicht über die Religion ist kurz folgende: Gleichwie die Scheidung der Welt in das „Ding an sich“ und die „Erscheinungen“ auf dem metaphysischen Auflösungsprozeß beruht, der in der modernen Philosophie vor sich ging, so ist die Scheidung der religiösen Dinge in „Kern“ und „Umhüllungen“ (in welcher Scheidung, wie bei der metaphysischen, stets auch das pessimistische Degenerationsgeständnis deutlich hindurchklingt) das Resultat jenes religiösen Auflösungsprozesses, der seit einigen Jahrhunderten sich unaufhaltsam vollzieht. Goethes und Kants Gedanken sind die Symptome eines gewaltigen geistigen Auflösungsprozesses, — ein Faktum, das man heute, unter dem Banne eben dieser „klassischen Denker“ stehend, nicht genug beachtet. Aber man sehe sich nur die Kreise derer an, welche die Erbschaft dieses „klassischen Denkens“ angetreten haben: ich meine die um Schopenhauer und Wagner, die Herren Agnostiker, Mystiker, Neochristen, Pessimisten, Spiritisten, Symbolisten, Theosophen e tutti quanti . . . Es liegt auf der Hand, daß jene Scheidung nur innerhalb der Auflösung eine „Wahrheit“ ist, nicht aber außerhalb derselben, also weder für die Genealogie der Religion noch für ihre Zukunft, folglich auch nicht für uns, ebensowenig als die Scheidung der Welt in eine „wahre“ und eine „scheinbare“ für uns Antidekadenten eine „Wahrheit“ sein kann.

Das Durchschnittsmäßige, Normale der religiösen Entwicklung Goethes hat Prof. Baumgart richtig erkannt: „Die religiöse Entwicklung Goethes war — auch darin ist er eine Norm gewesen — zugleich die des Zeitalters: eine von tiefer Religiosität genährte, von strenger protestantischer Kirchlichkeit gepflegte Kindheit; ein Jünglingsalter, das mit aufgeregter Phantasie und überströmender Empfindung sich dem pietistischen Bedürfnis einer unmittelbaren Vereinigung mit den himmlischen Personen hingab; eine durch immense Geistesarbeit früh erworbene Mannheit, die ihn nicht nur aus den Irrwegen der Schwärmerei, sondern auch aus den Formen des überlieferten Kirchentums hinausführte, ohne daß er doch die Religion einbüßte.“ Auf dieser Basis und in den Fesseln des Weimarer Hoflebens konnte eben keine wahre Geistesfreiheit gedeihen.

J. Steinmayer.

Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Von Franz Brentano. (Stuttgart, 1895, Cotta.)

In der Philosophie des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit (bis Hegel) je vier parallele Stadien: erste Phase = aufsteigende Entwicklung, Charakteristik: reines theoretisches Interesse und naturgemäße Methode; zweite bis vierte Phase die drei Verfallstadien; zweite Phase: das wissenschaftliche Interesse geschwächt oder gefälscht, Vorwiegen praktischer Motive, Zug ins Breite statt ins Tiefe; dritte Phase: Skepsis; vierte Phase: unnatürlich-mystische Erkenntnisweisen und Prinzipien.

Augenblicklicher Stand der Philosophie: ein neues Kindesalter, jähes Schwanken der öffentlichen Meinung, die gestern der ethischen Mitleidslehre Schopenhauers, heute dem inhumanen Suprahumanismus Nietzsches huldigt; Postulat: erstens Emanzipation von Kant und Rückkehr zu den Errungenschaften der aufsteigenden Entwicklung; zweitens Anschluß an die übrigen Wissenschaften, besonders Mathematik und Naturwissenschaft; Resultat: geläuterter Optimismus — Freiheit und Erlösung durch das Wissen: wie einst das ganze Ceremonialgesetz, „so dürfte wieder vieles fallen, was der Augenblick für wesentlich hält: aber die drei Worte des Glaubens, wie Schiller sie nennt, werden darum nur um so mächtiger im Gemüte tönen und das innere und äußere Leben schöpferisch zum Guten ordnen. Das walte Gott! Ja, ich vertraue darauf, das wird er walten."

Dies etwa ist das Gerippe des Vortrags, der nur an einem, in diesen Dingen freilich bedenklichen Fehler leidet: daß nämlich die Probleme nur von außen und obenhin leicht gestreift werden, anstatt daß sie energisch und gründlich angepackt würden. Jene Grundeinsicht z. B., daß es Philosopheme der aufsteigenden Entwicklung und des Verfalles giebt, wird sofort wieder verdorben durch ganz äußerliche, oberflächliche Kriterien wie „reines wissenschaftliches Interesse", „naturgemäße Methode" u. s. w., anstatt daß hier, tiefer bohrend, der biologische Rang des philosophierenden Individuums als entscheidend erkannt würde: ein Philosoph, der dem aufsteigenden Leben angehört, hat „reines theoretisches Interesse", weil das einheitliche Zusammengreifen seiner Lebensinstinkte alles Räsonnieren, alle „praktische" Philosophie überflüssig macht u. s. w.

Was aber den augenblicklichen Stand der Philosophie anlangt: so haben alle, die über die Möglichkeit einer neuen Kultur nachdenken, auch die Zuversicht auf eine neue Philosophie, — eine Philosophie der Zukunft, die weder um Optimismus noch Pessimismus, weder um öffentliche Meinung und Volksreligion, noch um die „drei Worte des Glaubens" sonderlich bekümmert, nicht erst nach Freiheit und Erlösung strebt, weil sie aus der Freiheit herauswächst und einer Erlösung nicht bedarf, sondern aus eigener Kraft eigene Wege geht, ohne den frommen Zuspruch unserer Magister!

J. Steinmayer.

Goethes Religion. Eine Studie von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg, C. Kloß, 1895.)

Diejenigen von Goethes Verehrern, welche die Grundgedanken des positiven Christentums nicht preisgeben möchten, kommen wohl nicht selten in die bange Lage, ein bekanntes Spiel zu variieren: „Er ist Christ — er ist kein Christ — er ist Christ" u. s. w. Und in der That ist die Frage nach Goethes Stellung zum Christentum zunächst nicht anders als mit einem „zwar — aber" zu beantworten; wie sich denn auch von jeher gläubige Christen und moderne Heiden gleichermaßen auf ihn berufen und ihn zu den Ihrigen gezählt haben. Indessen ergiebt sich bei näherer Betrachtung dieser Zweideutigkeit bald genug eine befriedigende Lösung, die sich etwa in die Formel bringen läßt:

„Hochschätzung alles Innerlichen, Individuellen, Geringschätzung alles Äußerlichen, Kirchlichen" — es ist zugleich die Formel für den Typus des protestantischen Nordländers überhaupt, die Formel für die „protestantische Erbsünde" ... Die innerliche Bewegung und Empfindung, die Demut und Ehrfurcht vor dem „Unerforschlichen", die wunderthätige Liebe, die sich im Gebet enthüllt, kurz: die That des Herzens, in der sich das eigne Selbst zum Selbst der Menschheit erweitert, — das ist für Goethe der „Kern" der Religion; dagegen der Buchstabe, das Dogma, die Formel, der Kult, — alles das ist ihm nur die zufällige Form und Hülle eines „ewigen Gehaltes"; nirgends bei Goethe ein Wissen um die Herkunft der christlichen Formeln und Symbole, nirgends eine Einsicht in die Psychologie des Erlösers, der Evangelien und der ersten Christen, kurz in die Genealogie des Christentums; als Folge dieses Nichtwissens ein schönfärbender Rationalismus und Synkretismus, ein verwegen „individualistisches" Ausdeuten und Zusammendeuten der heterogensten Elemente, angeblich um „das Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden". Dieser nebulosen, verschwommenen und willkürlichen Auffassung der Religion gegenüber ist der harte Vorwurf Dührings vollauf berechtigt: „Sogenannte Wahrheiten der Religion in bloß symbolischer, figürlicher, allegorischer oder sonst uneigentlicher Bedeutung geltend zu machen, ist der Abweg der zweideutigen, unehrlichen oder wenigstens korrupt verworrenen Philosophie, deren altersschwache Metaphysik den Wahn aufrecht halten möchte, daß die Dogmen in einem höheren, über das Buchstäbliche und die eigentliche Bedeutung hinausreichenden Sinne wirklich Wahrheiten wären. Dieses falsche Doppelspiel ist als die ärgste Hintertreibung eines wahrhaften Gedankenverkehrs des Menschen mit dem Menschen zu brandmarken."

Herr A. W. Ernst hat mit viel Fleiß und Liebe reiches Material zusammengetragen; daß er es nicht psychologisch zu durchdringen vermochte, ist um so eher zu entschuldigen, als es zwar schon längst eine Goethe-Philologie, aber noch immer keine Goethe-Psychologie in Deutschland giebt: es ist bezeichnend genug für die Deutschen, daß sie über ihren größten Dichter wohl Waschzettel und Legenden, Enkomien und Pamphlete, aber keine psychologische Studie besitzen, die diesen Namen wirklich verdiente.

J. Steinmayer.

Johannes Fastenrath: Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Verlag von Carl Reißner, Dresden-Leipzig.

Die vierte Centenarfeier der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus ist für den vorzüglichen Kenner des Spanischen, Herrn Johannes Fastenrath, Veranlassung zu einer Studiensammlung geworden, die nicht nur ihrem Umfang, sondern auch ihrem Inhalte nach bei weitem die Grenzen dessen überschreitet, was wir so von einer Gedenk- oder Festschrift zu erwarten gewöhnt sind. Freilich nimmt das Werk zunächst einen Ausgang von den großen Columbusfeiern, wie sie namentlich in Huelva, Venedig, Genua und in den spanischen Städten veranstaltet wurden. Das giebt ihm aber den Anstoß, auf Grund der Örtlichkeiten und der Quellen, sowie namentlich der bei diesen Festen gelegentlich vereinigten Sammlungen von Erinnerungsmalen auch sonst noch über Columbus und seine Zeit Forschungen anzustellen, die der Historiker dieses Jahrhunderts mit Freude begrüßen wird. Der Autor hat das Kloster Santa Maria besucht, wo eine Columbussäule daran erinnert, daß hier zuerst der Fremdling bei den Franziskanern liebevolle Aufnahme fand, hat in jenen Tagen der Feier in Sevilla, Granada und Madrid geweilt. Kein Wunder, daß er da, wo jedes Columbuserinnerungszeichen ans Licht gebracht wurde, zu erzählen weiß. Eines der anziehendsten Kapitel bringt die Schilderung der historischen Aus-

stellungen in Madrid. Den Vergleich des Columbusbootes mit dem jüngst ausgegrabenen Wikingerschiff. Dann sucht der Autor den Lebensweg des Entdeckers auf. Beginnend mit Forschungen über Colons Vaterland und Vaterstadt, über sein Verhältnis zu verschiedenen Mittelmeerländern, begleitet er ihn auf allen seinen Reisen und Unternehmungen, die schließlich zur Entdeckung der neuen Welt führten. Von den folgenden Kapiteln möchte ich als besonders interessant die Darstellungen erwähnen, welche: „Columbus und die Undankbarkeit Spaniens", „Columbus und Bobadilla", „Bilder von Columbus" behandeln. Dann setzen Forschungen über das Wiedererwachen der Anerkennung über das Aufblühen eines Columbuskults ein — „Übertragung der Gebeine des Columbus nach der Habana", — „Columbus-Medaille". Diesen Kapiteln folgt endlich eine sehr interessante Blütenlese von: Aussprüchen spanischer Geschichtsschreiber über Columbus und die Entdeckung von Amerika (zeitgenössische wie moderne), ferner — „Spanische Prosagrüße zur Columbusfeier" — „Spanische Columbuspoesie zur Centenarfeier". So bewahrheitet sich auch in diesen 57 Kapiteln gewiß der Spruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Es ist für jeden lehrreich, in dieser Sammlung zu blättern, ein oder das andere Kapitel herauszugreifen. Als Gesamtlektüre will es ja schon der Titel an sich gar nicht empfehlen. Da bedarf es noch eines ganz anderen Ineinander- und aus dem Stoff Herausarbeitens. Vor allem müssen all die vielen Einzelerscheinungen noch weit mehr auf den Geist der Zeit eingestellt und damit erst wirklich ins rechte Licht gerückt werden. Wird diese Aufgabe späteren Historikern vorbehalten sein, oder wird der feinsinnige Forscher selbst, wie zu hoffen, diese Studien zu „einem großen Ganzen" ausarbeiten? Für heute dürfen wir ihm jedenfalls für diese anregende Studiengabe vollkommen dankbar sein.

Ganz anders steht es mit einer anderen „Festgabe", die mir heute ebenfalls zur Besprechung vorliegt:

Deutsche Heldengräber im Reichslande. Wanderstudien über die Schlachtfelder von 1870 in Elsaß-Lothringen von Max Dittrich. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Diese kleine Broschüre ist hinsichtlich ihres Bilderschmucks durch ein Blatt der Sedanfestnummer der „Leipziger Illustrierten Zeitung" mit neun Abbildungen von Kriegerdenkmälern überflüssig geworden; hinsichtlich der Weitschweifigkeit des Textes dürfte sie aber so bald nicht überboten werden. Im ganzen eine patriotisch-litterarische Spekulation, an die ein ernsthafter Kritiker weder Lob noch Tadel zu verschwenden braucht.

Johannes Kleinpaul.

F. Ballauff: Zur Ursprünglichkeit des ästhetischen Urteils. Langensalza. Verlag von Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Wenn der Herr der Heerscharen am jüngsten Tag alle diejenigen zur Rechenschaft zöge, die Mißbrauch mit dem flüchtigsten aller irdischen Güter, der Zeit getrieben, würde es dem Verfasser der vorliegenden Schrift zweifelsohne seine Seligkeit kosten. Denn er war verschwenderisch wie ein Fürst, weil er schrieb wie ein Proletarier des Geistes. Und die Lazzaroni am schwermütigen Golf von Neapel werden erschreckt aus ihrem dolce far niente emporfahren, wenn die Kunde von dem neuerstandenen, mächtigen Rivalen aus Langensalza zu ihnen hinüberdringt.

Eine schwache Vorstellung von dem genußreichen Werk erhält, wer sich den deutschen Aufsatz eines Schülers aus einer oberen Gymnasialklasse vorstellt, vorausgesetzt, daß dieser Schüler nicht etwa auffallende Beanlagung besitzt, oder gar Primus ist. Der Kern des Ganzen ist eigentlich — nicht herauszufinden. Wer aber ein sehr gutes Herz und noch viel, viel mehr guten Willen hat, wird vielleicht

die überraschende Entdeckung machen, daß der Verfasser uns zeigen will, wie in dem Kinde bereits vor dem Beginn der eigentlichen Erziehung Keime vorhanden sind, welche die Einwirkung der Erziehungslehren mehr oder minder modifizieren. Diese Lehre ist so neu und eigenartig, daß sie gewiß noch die Reise durch die gesamte gebildete Welt macht; die ungebildete Welt scheint leider noch nicht die Reife für den neuen Propheten zu besitzen, denn ein Siouxindianer, dem ich in meiner Freude davon erzählte, behauptete frech, das alles hätten schon seine Urväter in Manitus seligen Jagdgefilden gewußt. Undank, nichts als schwarzer Undank!

Prächtig ist es anzusehen, wie Herr Ballauff sich in gottähnlicher Thätigkeit selbstschöpferisch Menschen konstruiert:

. . . . Nun läßt sich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich komponieren,
In einen Kolben verlutieren,
Und ihn gehörig kohobieren,
So ist das Werk im stillen abgethan."

(Wagner im „Faust".)

Ich war bisher der Meinung gewesen, daß es bei psychologischen Analysen erforderlich sei, so tief als möglich in die seelische Individualität hineinzudringen, um die geheimnisvollen Vorgänge, welche sich auf dieser zartesten aller Harfen abspielen, begreifen zu lernen. Herr Ballauff ist aber nun einmal anderer Ansicht, und er muß es wissen, sonst wäre er ja nicht Herr Ballauff. Er ist es auch, der auf der zwölften Seite seines Werkes zum versammelten Volke also spricht:

„Musik und Malerei sind gewiß zwei sehr ungleichartige Künste; trotzdem trifft man die ästhetischen Verhältnisse der einen wieder im Reim und Rhythmus der poetischen Sprache, die der anderen in den so oft bis zu einem hohen Grade der Anschaulichkeit gehobenen Schilderungen und Beschreibungen unserer dichterischen Meisterwerke."

Solche Männer muß man selbst reden lassen! Ich wäre auch der letzte, der es wagte, den neuen Propheten zu kommentieren, schon aus dem Grunde, weil mein profanes Gehirn überhaupt nicht fähig ist, den Labyrinthwindungen seines vom heiligen Geist erfüllten Denkapparates zu folgen. —

An einem Werke alles tadeln zu müssen und garnichts loben zu können, ist für den Kritiker mißlich, denn das Publikum verlangt aus purer Gewohnheit, daß Lob und Tadel in der Kritik hübsch gleichmäßig verteilt sei. Um also nicht als Fanatiker zu erscheinen, hebe ich hervor, daß Herr Ballauff nach seiner Stilistik — man möchte bei jedem Satze „Schopenhauer über die Philister!" rufen — entschiedene Anlagen zum deutschen Philosophen besitzt und sein hier behandeltes Lebenswerk nicht mehr als 22 Seiten umfaßt. Wenn diese zwei Dinge Lob verdienen, mag er es für beide von mir uneingeschränkt hinnehmen.

Max Beyer.

Vermischtes.

„Nach vierzig Jahren" — Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in spätester Lebenszeit — ist ein 232 Seiten dickes Buch betitelt, das im Verlag der Akademischen Buchhandlung, Leipzig, erschienen ist. Wer sich für die teilweise ziemlich konfusen Ansichten der übrigens ganz gutmütigen alten Herren interessiert, möge sich das Ding ansehen. Geredet wird darin von allem möglichen — „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen —" uns hat er nichts gebracht. —

Die im Belserschen Verlag in Stuttgart erscheinenden „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" haben zwei neue Hefte aufzuweisen, die gar nicht uninteressant sind: „Die Geburtsaristokratie im Dienst der Gesellschaft" von Uechtritz (60 Pfg.) behandelt das Problem des neuen Adels, das ja ein fundamentales Problem unserer Tage ist, jedoch nicht von irgend einem religiösen

oder Kasten-Standpunkte aus gelöst werden kann, sondern einzig und allein auf biologischer Basis. Im selben Verlag erschien „Das deutsche Haus, eine Grundveste für unser Volk“ von Dr. H. Rocholl (80 Pfg.). Das Schriftchen ist sehr hübsch geschrieben, in wirklich schönem Deutsch, was wir überhaupt an allen Publikationen der „Zeitfragen“ nur rühmen können. Aber es nützt gar nichts, zu sagen: „das deutsche Haus soll uns erhalten bleiben, es sollen keine amerikanischen Zustände einreißen“ &c.: Wir stehen eben hier Thatsachen gegenüber, die sich nicht mit kategorischen Imperativen kurieren lassen. Es ist auch viel von der Stellung des Christentums zur Ehe und zum Weibe überhaupt die Rede und von der „befreienden That“ Luthers — und hier stehen wir wieder am wunden Punkt des Protestantismus überhaupt: daß er nichts in die Tiefe, nichts zu Ende gedacht hat, daß er sich mit lauter Provisorien begnügte. Das nähere ist im „Antichrist“ nachzulesen.

„Aus dem Nichts zum Glauben“ von Fr. Robert (Berlin, Bibliographisches Bureau): Ach, was läßt sich nicht alles „beweisen“. In jeder Apologie wird sogar das Dasein Gottes „bewiesen“! — —

„Es stände in eurer Macht, die ganze soziale Frage aus der Welt zu schaffen; wenn ihr es wolltet.“ Aus „Christlich-sozial“ von Feddersen (Bibl. Bureau). Der Untertitel heißt „Moderne Psalmen“. Na, für die Christlich-Sozialen mag ja das Poesie sein! — X. Y. Z.

August Forel: Gehirn und Seele. Ein Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien am 26. September 1894. (Bonn, Emil Strauß, 1894.) Preis Mk. 1.—

Der bekannte Züricher Psychiater sagt im Vorwort: „Betonen muß ich noch ausdrücklich, daß ich nicht die Prätention habe, „Neues“ vorzubringen,“ und wünscht, sein Vortrag „möge.. nun etwas zur Klärung gewisser auf Mißverständnissen beruhender Meinungen beitragen.“ Neues ist aber doch insofern geboten, als der Versuch unternommen wird, die neuerlichen Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Nerven- (spez. Hirn-) Histologie (und z. T. -Physiologie), die sich vor allem an die Namen Golgi, Ramón y Cajal, Kölliker, Waldeyer knüpfen, weiteren Kreisen klarzulegen. „Nach dieser unserer neueren Ansicht ist jede Nervenfaser, d. h. deren allein nervöser Axencylinder, stets nur der Fortsatz einer Nervenzelle. Sie ist somit kein Element, sondern nur der Ast oder Fortsatz eines Elements. Sie anastomosiert ferner nicht mit anderen Elementen, sondern steht nur durch den Kontakt ihrer baumförmigen Endäste mit ihnen in Verbindung. Es giebt somit kein Nervennetz, sondern nur das ineinandergreifende Gewirr der unzähligen, äußerst langen und feinen, verästelten Polypenarme der Nervenzellen. . . . . Die Nervenzelle mit ihren sämtlichen . . . . Fortsätzen und deren Verästelungen hat nun von Waldeyer den Namen Neuron (von Kölliker Neurodendron) erhalten. Das ganze centrale und periphere Nervensystem ist somit ein Komplex von vielen einzelnen Neuronensystemen, welche — man verzeihe die rohe Vergleichung, die ich seit mehr als neun Jahren in meinen Vorlesungen brauche — vermittelst der Nervenwellen auf einander Klavier spielen.“

Die Übermittlung dieser Resultate, bei deren Erwerb der Verfasser selbst in schätzbarer Weise sich beteiligt hat, ist sehr verdienstlich und, in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse, auch annähernd gelungen. Das Gleiche läßt sich leider nicht von den Auslassungen Forels über „die Seele“ sagen; ob er sich gleich energisch gegen den Mediziner-Materialismus und die „materialistischen Götzen“ wendet, finden sich doch Äußerungen wie folgende recht zahlreich:

„Menschliches Bewußtsein, Seele, Bewußtseinsinhalt, Gehirnthätigkeit und Gehirnmaterie sind nur Erscheinungsformen eines und desselben Dinges und nur für unseren abstrahierenden Verstand, nicht aber an sich, von einander trennbar.“ (S. 13.)

„Die täglich wachsende Erkenntnis, daß Psychologie und Gehirnphysiologie nur zwei Betrachtungsweisen des gleichen Dinges sind, wird uns immer mehr recht geben und zu einer wachsenden Synthese der beiden Disziplinen in die Psychophysiologie führen." (S. 18.)

„Die alte psychologische Lehre der Seelenvermögen ist als völlig begraben zu betrachten." (S. 19.)

Auch die einleitenden Worte über Religionen und manche andre Äußerungen stehen nur eben auf der Höhe der „allgemeinen Bildung", ganz dementsprechend handhabt Forel zuweilen eine philosophisch-sein-sollende Terminologie, welche die Unklarheit des Autors in diesen wichtigen Dingen nicht grade in einem besseren Licht erscheinen läßt.

Das alles bestärkt in der Ansicht, daß dem sehr berechtigten Ruf nach psychiatrischer Bildung bei den Medizinern überhaupt einer nach psychologischer Bildung (und zwar nicht eben im Wundtschen Sinn) bei den Psychiatern im besondern aufs nachdrücklichste sich anschließen muß.

Dr. Owlglaß.

Maximilian Rapsilber: James Pitcairn-Knowles. Ein Charakterbild aus dem modernen Kunstleben. (Berlin, Siemens.) — Zu viel Worte, Stimmungsanläufe, Exkurse; zu wenig Thatsachen, Farben, wirklich festgehaltene Stimmungen. Ein Buch über einen Maler, das einen nicht so weit bringt, die behandelten Gemälde zu sehen, leibhaftig mit dem innern Auge zu schauen, nützt wenig oder nichts. J. Hofmiller.

Französische Litteratur.

Die soziale Anklagelitteratur hat sich im Laufe der letzten Jahre zu einer artenreichen litterarischen Sondergattung entwickelt, die ihre rückhaltslosesten Vertreter unter den französisch schreibenden Schriftstellern des jungen Belgiens zählt, und unter diesen ist es wieder Georges Eekhoud, der geniale Führer und Vorkämpfer der jungbelgischen Dichterschule, der als kühner und geistesgewaltiger Rufer im Streit an der Spitze dieser sozialen Geistesbewegung steht; freilich ist er auch so ziemlich der einzige, der in dem gerechten Kampf wider die heuchlerische Tugendphrase und das schrankenlose Unterdrückungsgelüst brutaler Protzenwillkür der schwierigen Aufgabe, den spröden Stoff künstlerisch zu gestalten, gerecht zu werden weiß, und deshalb gewährt die Lektüre seiner Bücher, so scharf und rücksichtslos sie auch im einzelnen sein mögen, auch denen einen reinen und ungetrübten künstlerischen Genuß, die mit der Tendenz des Autors nicht einverstanden sind. Das gilt ganz besonders für die Novellensammlung, die Eekhoud unter dem Titel „Mes Communions" bei Kistemaeckers in Brüssel erscheinen ließ. Niemand wird Stücke, wie „Le no. 23 du tramway jaune", in der uns das Martyrium eines brustkranken Pferdebahnschaffners in schlichten Worten erzählt wird, oder „Burch Mitsu", die düstere Schilderung der Hungeremeute der Ostender Fischer, lesen, ohne in tiefster Seele erschüttert zu sein. Die zornige Erbitterung über die cynische Gewaltthätigkeit des Großkapitals und das heilige Mitleid mit der bitteren Not der verzweifelt ringenden Armut haben selten einen so überzeugungsstarken und rührenden Ausdruck gefunden, wie in der mit feinster psychologischer Kunst ausgeführten Studie „Bernard Vital", einer Geschichte, die im Munde des beredten Anwalts der Armen und Elenden zu einer furchtbaren Anklage gegen die herrschende Gesellschaftsklasse wird. Der dumpfe Groll und der gellende Verzweiflungsschrei, der aus jedem Satz des sprachgewaltigen Meisters heraustönt, giebt diesen schrecklichen Geschichten etwas Herzbeängstigendes, dessen aufregender Wirkung sich keiner entziehen wird. Neben diesen sozialpsychologischen Studien bilden den weiteren Inhalt des stattlichen Bandes eine ganze Reihe von Novellen, fein

beobachteten Charakterbildern und farbenprächtigen Schilderungen von Land und Leuten des belgischen Kempenlandes, dessen melancholischen Reiz der Dichter so stimmungsvoll zu malen weiß: es sind samt und sonders glänzende Kapitel in der großen vlämischen Epopöe, die wir der Feder Meister Eekhouds verdanken.

Léon Riotor, der Verfasser der „Raisons de Pascalin“ ist ein homo novus der Litteratur, der in seinem dickleibigen und grundgelehrten Werk, das in elf Heften im Verlage des „Mercure de France“ in Paris erschienen ist, den Beweis erbringt, daß er ein kenntnisreicher Mann und ein interessanter, litterarischer Charakterkopf obendrein ist. Vorerst läßt er freilich in Bezug auf Technik und Form noch so ziemlich alles zu wünschen übrig, und deshalb kann auch von einem künstlerischen Genuß bei der Lektüre dieser „Raisons de Pascalin“ kaum die Rede sein, so sehr man auch das ernste Streben und das umfassende Wissen des Autors anerkennen muß, der uns in seinem Werk, der Frucht einer fünfjährigen Arbeit, eine ganze Encyklopädie der gesamten Sozialwissenschaften bietet. Unter der unnatürlichen Belastung sind aber leider die Form und jedweder Zusammenhang der Dinge so vollständig in die Brüche gegangen, daß auch der ernsteste Leser seine ganze Aufmerksamkeit aufwenden muß, um sich durch das Labyrinth der Riotorschen Gedankenwelt glücklich hindurch zu winden. Solch ungewöhnliche geistige Anstrengung ist aber nicht jedermanns Sache, und deshalb dürften sich auch die „Raisons de Pascalin“ weniger Freunde erwerben, als der zweite Roman desselben Verfassers „L'ami inconnu“ (Paris, Lemerre), der allerdings kein sozialwissenschaftliches Kompendium, dafür aber ein schmachtlappiges Unterhaltungsbuch schwächlichster Art ist. Die öde Sentimentändelei bildet den vollständigsten Gegensatz zu der vorgenannten Arbeit und unterscheidet sich in nichts von dem Altjungferngewäsch geist- und blutarmer Frauenzimmer.

Der Autorname Gyp, unter dem die Gräfin Martel de Janville seit Jahren eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet, erfreut sich bei allen Freunden der französischen Belletristik allgemeinster Beliebtheit. Die satirische Beleuchtung der Schwächen und Lächerlichkeiten unserer modernen Gesellschaft ist Gyps ureigenstes Gebiet; bei den enggesteckten Grenzen ihres Beobachtungsfeldes kann es kaum Wunder nehmen, daß die Bücher, die sie Schlag auf Schlag folgen läßt, unter einander nur allzu ähnlich sind, daß wir fast stets denselben Charakteren und Situationen wieder begegnen, und wenn trotzdem jede der Novitäten der helläugigen und geistvollen Schriftstellerin mit dem vollen Reiz der Neuheit auf den Leser wirkt, so liegt das in der ganz besonderen Art der feinpointierten Darstellung, die Gyp ihren Arbeiten zu geben weiß, vor allem aber an dem geistfunkelnden, echt französischen Plauderton, der aus der modernen französischen Litteratur leider so ganz verschwunden ist. Eine dieser köstlichen Plaudereien ist auch das Buch, das die fleißige Verfasserin unter dem Titel „Le coeur d'Ariane“ jüngst bei Lévy in Paris veröffentlichte. Gyp hat sich oft genug über die Psychologen modernster Richtung lustig gemacht, sie kennt ihre monde nur zu gut, um zu wissen, daß sich hinter der schillernden Außenseite ihrer Vertreter zumeist nichts weiter als Hohlheit und Albernheit verbergen, und deshalb vermeidet sie es auch mit klugem Bedacht, diese Gesellschaft zum Objekt einer tiefgründigen Psychologie zu machen, sondern bleibt hübsch an der Oberfläche und begnügt sich damit, eine Handvoll Figuren in ihrem Milieu lebensgetreu nach der Natur abzukonterfeien. Wir erhalten so ein bunt bewegtes Gesellschaftsbild, das scharf beobachtet und mit glänzender Technik gemalt ist. Einen weniger vorteilhaften Eindruck als „Le coeur d'Ariane“ hinterlassen „Les gens chics“, die, von Bod prächtig illustriert, als neuestes Werk Gyps im Rahmen der von Charpentier herausgegebenen

„Collection polychrome“ erschienen sind. Gyp spottet hier über die seltsame Toleranz der blaublütigsten französischen Aristokratie, die sich, geldhungrig wie sie ist, mehr und mehr mit der eingewanderten jüdischen Plutokratie verbündet und im Verein mit dieser eine „monde“ fragwürdigster Art bildet. Leider befleißigt sich die Verfasserin hierbei nicht der weisen Mäßigung und vornehmen Objektivität, die man an ihr sonst gewöhnt ist, sie läßt sich ganz im Gegenteil zu Geschmacklosigkeiten und Roheiten im Ausdruck hinreißen, die ihrer Darstellung sehr zum Schaden des Ganzen einen häßlichen Zug von Gehässigkeit und giftiger Wut geben. Einen Ersatz für den wenig gelungenen Text bieten die prächtigen, auf farbig abgetöntem Papier ausgeführten Bilder Bobs und die ganze eigenartige Ausstattung, die die Verlagshandlung den Bänden ihrer „Collection polychrome“ mit auf den Weg giebt.

Die mit Spannung erwarteten Enthüllungen über gewisse interne Einzelheiten aus dem Privatleben des Generals Boulanger, die Frau Marie Quintan, die Freundin und Hüterin der Herzensgeheimnisse des verliebten Generals, zu geben versprach, sind unter dem Titel „Le Journal de la belle Meunière“ soeben bei Dentu in Paris erschienen. Frau Quintan ist die unter dem Beinamen der „Belle Meunière“ weit und breit bekannte Besitzerin des Hotels des Moraniers in Royat, das Boulanger in Gesellschaft seiner vergötterten Marguerite des öfteren als Absteigequartier benutzte; so sah und erfuhr sie eine Menge interessante Geheimnisse, die sie heute in der löblichen Absicht ausplaudert, den nach ihrer Meinung zu Unrecht verketzerten General in der öffentlichen Meinung einigermaßen zu rehabilitieren, ein Versuch, der freilich auf eine Mohrenwäsche hinausläuft. Aber ein lesenswertes und interessantes Buch ist das „Journal“ gleichwohl, schon das reiche, die Boulangisten arg kompromittierende Material giebt ihm seinen dokumentären Wert und wird es zum Gegenstand einer lebhaften Discussion machen.

„Les Veber's“ (Paris, Emile Testard). Eine Sammlung von Humaresken und satirischen Glossen zur Zeitgeschichte in Bild und Wort, in der ein erstklassiger Humorist der Feder mit einem congenialen Karikaturisten um die Palme ringt. Pierre Veber ist unter den „Auteurs gais“ des zeitgenössischen Frankreichs der originellsten und lustigsten einer; über den Parteien stehend, schaut er mit klugen Augen auf das Getümmel herab und erkennt mit sicherem Blick die schwachen Punkte, die seinen satirischen Pfeilen ein lohnendes Zielobjekt bieten, und Jean, sein Namens- und Geistesbruder, bemüht sich seinerseits, den launigen Einfällen des litterarischen Genossen einen entsprechenden drastischen bildlichen Ausdruck zu geben. Von der vis comica der beiden legt das vorliegende Buch ergötzlichstes Zeugnis ab. Gleich die Einleitung, die die drollige Schilderung des Bittganges, den beide Autoren behufs Erlangung einer von einem großen Namen gezeichneten Vorrede für ihr Buch bei den Koryphäen der zeitgenössischen Litteratur unternehmen, ist ein kleines Meisterstück feinster Komik. Besonders gelungen sind überhaupt jene Stücke, die litterarische Gegenstände behandeln; ich nenne hier „Les visites de M. Lemaitre“, „Un chapitre de Lourdes“, vor allem aber die prächtige Persiflage des „Journal des Goncourt“, eine geistsprühende Satire, die nach ihrem ganzen Wert freilich nur von dem gewürdigt werden wird, der das Original kennt. Man findet selten ein Werk, das so frei von jeglicher witzelnder Spaßmacherei wäre wie das vorliegende, und deshalb mögen diese „Vebers“ auch allen Freunden echten und rechten Humors bestens empfohlen sein.

Eine neue Sammlung von allerlei Farcen und Schnurren in Vers und Prosa ließ auch Dubut de Laforest unter dem Titel „Le cocu imaginaire“ bei Dentu in Paris erscheinen. Das Beste in dem

von Besnier ansprechend illustrierten Bande ist die in Versen geschriebene Bluette, die dem Buche den Namen gegeben hat, während die Prosastücke zum Teil recht schwächliche Erzeugnisse sind.

Die bei Tsoukidji in Tokio unter der Leitung von Barbouteau gedruckte und fertiggestellte „Editiau japanaise" der „Fables chaisies de La Fontaiue", die bei Flammarion in Paris zur Ausgabe gelangte, gehört in Bezug auf Originalität der gesamten Ausstattung und auf Glanz der Illustrierung wohl zum Schönsten und Eigenartigsten, was auf dem internationalen Büchermarkte in letzter Zeit erschienen ist. Den Hauptschmuck dieses Prachtwerkes bilden selbstverständlich die zahlreichen Bilder, an deren Herstellung die ersten Künstler Japans mitgearbeitet haben, und die an Kühnheit und Lebenswahrheit der Zeichnung und Schmelz der Farbtöne dem Besten an die Seite zu stellen sind, was die moderne Kunst Japans auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Die technische Ausführung stellte der Leistungsfähigkeit der Tokioer Offizin das glänzendste Zeugnis aus. Kurz, die beiden federleichten Bände mit ihrem wertvollen Illustrationsschmuck, dem kostbaren Papier und dem buntfarbigen eigenartigen Einband bilden ein bibliophiles Kleinod, das auch den anspruchsvollsten der Bücherfreunde befriedigen wird.

Was die modernsten Vertreter französischer Lyrik produzieren, gehört zum weitaus größten Teil in das Gebiet jener Unerquicklichkeiten, über die man im allseitigen Interesse am besten zur Tagesordnung übergeht. Von wahrem Gefühl ist hier gemeinhin so wenig zu verspüren, wie von einer halbwegs geklärten künstlerischen Form: nichts als ein öder Wust unklarer Gedanken und symbolistischer Fexereien, dazu eine verrenkte, unmögliche Sprache und allerhand Sonderlichkeiten, die nur allzu deutlich des Autors Absicht erkennen lassen, den Leser um jeden Preis durch Neuheit und Originalität zu verblüffen. Traurige Erzeugnisse dieser Art sind die Gedichtsammlungen „Πάλαι" von Francis Vielé-Griffin und „Prière" von Jules Bois, erstere im Verlage des „Mercure de France", letztere der „Art indépendant" in Paris erschienen. Einen fürchterlichen Gallimathias leistet sich auch der Dichterdenker René Ghil in „L'Ordre altruiste", dem kleinen Bruchteil seines bändereichen „Dire du Mieux", ein philosophisch-soziologisches Ungetüm, das im Verlage der „Art indépendant" erscheint. Eine Ausnahme von der leider nur zu gültigen Regel bildet das Gedichtbuch „La Vaine Aveuture", das Alfred Mortier im Verlage des „Mercure de France" veröffentlichte. In Alfred Mortier begrüßen wir einen echten Lyriker, der uns bereits in diesem Bande schätzenswerte Proben seiner reichen Begabung bietet, und der noch Vollendeteres und allseitig Befriedigenderes leisten würde, wenn er der Versuchung widerstehen könnte, sein Licht als Symbolist leuchten zu lassen. Ganz treffliche Sachen enthält auch der Band „Un chant daus l'ambre" von Fernand Severin (Brüssel, Lacomblez). Schlichte Natürlichkeit des Ausdrucks, ein warmer Herzenston und eine ausgeglichene sichere Technik zeichnen die Severinschen Dichtungen in hohem Grade aus.

Allen Verehrern Barbey d'Aurevillys und Léon Cladel's wird die Broschüre willkommen sein, die Léon Riotor dem Andenken der beiden Meister widmete („Deux Namarques des lettres", Verlag der „Plume" in Paris).

In dem neuesten Bande der im Verlage der Pariser „Librairie de l'Art" erscheinenden „Artistes célèbres" („Palyclète") unterzieht Professor Pierre Paris das Leben und künstleriche Schaffen Polykletś, des bedeutendsten Meisters der Argivischen Bildhauerschule, einer eingehenden, durch zahlreiche Illustrationen veranschaulichten kritischen Untersuchung.

André Lichtenberger, „Le socialisme au XVIIIe siècle" (Paris, Felix

Alcan). Unter Zugrundelegung eines reichen, übersichtlich geordneten Quellenmaterials verfolgt der Verfasser die Entwickelung des sozialen Gedankens im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts unter steter Berücksichtigung der Werke der vorrevolutionären französischen Schriftsteller. Das grundlegende, auf sorgsamen Studien beruhende Werk ist ein hervorragender Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Sozialismus und ein unentbehrliches Nachschlagebuch für alle, die sich mit den sozialen Fragen der Gegenwart beschäftigen.

„La société future“ ist der Titel des neuen Werkes, das Jean Grave als Folge und Fortsetzung seiner „Société mourante et l'Anarchie“ im Rahmen der von Tresse & Stock in Paris herausgegebenen „Bibliothèque soziologique“ erscheinen ließ. A. G—tze.

Les Grands Artilleurs p. Girod de l'Ain (Paris, Berger-Levrault). — Dies vortreffliche Werk ist von der französischen Akademie gekrönt worden. Mit Recht. Es schildert in drei Abschnitten Leben und Wirken der drei großen Artilleriegenerale Drouot, Sénarmont, Eblé. Alle drei stammten aus Elsaß-Lothringen. Drouot aus Nancy, Sénarmont aus Straßburg, Eblé aus Rohrbach. (La trouée de Rohrbach spielte bekanntlich am 5. bis 7. August 1870 eine strategische Rolle.) Alle drei bewiesen, daß der wahre Held himmelweit von der rohen Schneidigkeit des Kommißsoldaten entfernt ist. Sénarmont jammerte ewig über den Militarismus, Eblé wurde als Gouverneur von Magdeburg von dessen Einwohnern noch 1831 als „verehrungswürdiger edler Bürgerfreund in treuem Andenken“ behalten und ihm ein Porträt gestiftet, das man seiner Witwe sandte. Was aber soll man gar von Drouot sagen, den Napoleon „das edelste Herz und den stärksten Kopf“ nannte! „Drouot c'est la vertu!“ lautet Napoleons bündiges Urteil. Bei seinem Begräbnis hatte der bescheidene selbstlose Held jede Inschrift, jede Grabrede testamentarisch verboten. Aber der Maire konnte sich nicht versagen, entblößten Hauptes dem Toten nachzurufen: „Sie waren der erhabenste Bürger!“ und Pater Lacordaire hielt die berühmte Gedächtnisrede in der Kirche von Nancy, worin er diesen größten Artilleriegeneral aller Zeiten als Muster eines fleckenlosen Christen pries. Sénarmonts bleibender Name in der Kriegsgeschichte knüpft sich an die Schlacht von Friedland, die er entschied; Eblés Brückenschlag an der Beresina wird ewig unsterblich bleiben als größte Leistung aller Zeiten in diesem Fach. Drouot hat bei Wagram, Leipzig, Craonne und vor allem bei Hanau Unglaubliches vollführt. Er trug immer eine kleine Bibel in der Tasche wie ein alter Puritaner und unterrichtete persönlich im Feuer seine Rekruten mit immer gleicher Sanftmut. Keine andere Nation hat ähnliche Idealkrieger aufzuweisen.

K. Bl.

Portugiesische Litteratur.

Viscondo de Ougella: „A lucta social“. (Lisboa, Livraria Ferin, Editor. 1894.) — Vor einigen Jahren brachte die „Gesellschaft“ die eingehende Besprechung eines Werkes desselben Autors: „Gil Vicente“. Die Vorzüge, die jenes Buch in so hohem Maße auszeichnen, sind diesem vielleicht in noch höherem Maße zu eigen. Der berühmte Sozialpolitiker taucht seine Feder nicht in die alles übertünchende rosa Tinte blinder und blendender Vaterlandsverherrlichung, sondern er schreibt in großen ehernen Zügen mit unauslöschlicher Farbe die Geschichte der Degeneration des Volkes und ihre Wirkungen. In diesen Offenbarungen spricht sich aber zugleich die von jedem Chauvinismus freie echte Vaterlandsliebe aus, von stiller Wehmut getragen über den sichtlichen Verfall des Landes, ein Verfall, den Jahrhunderte vorbereitet haben, und der vielleicht aufgehalten, vernichtet werden kann durch die Föderationspolitik beider Schwesternatio-

nen, die ein Recht haben, in Europa einen ersten Platz einzunehmen.

Der Autor führt eine überzeugende Sprache, gebietet über ein fundamentales Wissen, nicht nur das Wissen eines „von ferne stehenden" eminenten Gelehrten, sondern ein Wissen auf praktische Erfahrung gestützt, und dazu ist er frei von einseitiger Parteinahme, er erkennt die Schäden ganz genau und schrickt nicht zurück, der Nation den Spiegel vorzuhalten, der neben all den großen, unsterblichen Thaten auch ihre Schmach ihr reflektiert.

Die wunderbare Entwickelung — heißt es in dem Werke — der Wissenschaften in diesem Jahrhundert, die großartige Verbreitung und ausgedehnte Kultur aller soziologischen Wissenschaften, die Schnelligkeit der Kommunikationen, die fortschreitende Zunahme der Produktion in allen Zweigen der Kunst und Industrie, das gestellte Gleichgewicht zwischen dem Lohn und dem Preis der Nahrungsmittel, die ersten Fragen der Hygiene und der Arbeitsstunden, die Verbindung der materiellen Interessen zwischen den Arbeitern aller Länder haben dem Proletariat eine ausgesprochene Bedeutung und Wichtigkeit gegeben, deren Wert nicht zu verkennen ist.... Es ist wahr, daß in früheren Epochen unter despotischer Machtform Adel und Geistlichkeit Härte und Unterdrückung aller Arten ausübten und die Rechte der Schwachen und Gedrückten schwer schädigten; aber deren Klagen blieben nicht ungehört, nicht unbeachtet. In den ‚Capitaes geraes', die das Volk den Cortes bat, die Don Fernando I. nach Lissabon berief, erbaten die unteren Volksschichten, daß die Ausgaben des königlichen Hauses ermäßigt würden. Und die Achtung und Aufmerksamkeit, welche die Monarchen in jener Zeit vor den Forderungen des Volkes hatten, war so groß, daß der König nicht zögerte, dem Ersuchen nachzugeben. Wie wäre das heute möglich? Anarchisten möchte man diejenigen nennen, die es wagten, ihre entweihten Hände auf die geheiligte Civilliste zu legen. Jene Zeiten sind eben „die alten, längstvergangenen Zeiten". Der Verfasser schildert in knappen ernsten Zügen die Bildung der „Classa media", die zu einer politischen Partei wuchs, mit mächtigem Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte. Ein wichtiger Faktor, gefährlich genug, wenn er je vergessen oder verachtet würde. . . „Diese Schuster und Schneider, sie und ihresgleichen waren die Helden der Schlacht von Aljubarrota, aus ihnen entstand die Rasse, welche die Kämpfer von Ceuta, Tanger hervorbrachte. Ihre Nachkommen waren die Entdecker von Amerika, die Indienfahrer, die Verteidiger von Diu und die Eroberer von Goa, Ormuz, Malaca u. s. w. — kurz, sie waren das mutige, portugiesische Volk des vierzehnten Jahrhunderts, sie waren der dritte Stand."

Durch die Germanen kannte Europa die absolute und erbliche Monarchie, und Portugal nahm seit seiner Unabhängigkeit diese erbliche Form an. Mit der zunehmenden Macht des Volkes hielt die fatale Niedergeschlagenheit des Adels, der Privilegierten gleichen Schritt. In allen politischen Bewegungen dieser glorreichen historischen Periode zeigt sich das Element des Volkes wie eine soziale Macht. Das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert brachte die portugiesische Nation auf ihre Höhe. Kunst, Wissenschaft, Malerei, Baukunst blühten, der Ackerbau erlitt keine Vernachlässigung. Diesen Jahrhunderten gehören die hervorragendsten Monumente an. Der Reichtum, die Solidität im großen zeigte sich auch im einzelnen. Neben dem stolzen hochmütigen Adel, der leise schürenden Geistlichkeit, der mächtigen Mittelklasse entwickelte sich ein bescheidener, aber zielbewußter Arbeiterstand. Die demokratische Ader schwoll unversehens. Der „vierte Stand" brachte es dahin, in Munizipalämter gewählt zu werden, dank dem thatkräftigen Einschreiten des Mestre de Aviz. Die Mittelklasse, die so schnell das Übergewicht erlangt hatte durch ihren bewundernswerten Fleiß, erschlafft, zeigt die

Symptome eines schnellen sittlichen Verfalls. Sie bietet ja in ganz Europa das gleiche Schauspiel, diese einst hervorragende Bourgeoisie, sie hat sich völlig verausgabt, ihr fehlt alles das, was Moral, Menschlichkeit, Gerechtigkeit von den herrschenden Klassen fordern. Der Visconde de Ouguella bemerkt u. a.: . . „Der Glanz, den die Eroberung Indiens hervorbrachte, die wiedergeweckte Sucht nach den blendenden Reichtümern des Orients, und der unmäßige Wunsch, Vermögen zu erwerben, änderte die Bedingungen unserer ethnischen Massen und veränderte das sparsame civile und politische Leben der portugiesischen Gesellschaft. Das Echo unseres Ruhmes widerhallte in ganz Asien und Europa. Die Zeit der Regierung D. Manuels war die Phase der höchsten Größe und des größten Heldenmuts unseres Vaterlandes — — aber in dem Maße, wie Gold und Silber im Reiche wuchsen, nahmen Menschen und Brot ab."

Die Eroberungen rafften Menschen hinweg, und Tausende weihten sich dem Dienste der Kirche, Tausende mordete die Pest. . . . „Der Verlust an Menschen war ein ungeheurer. Man kann sagen, der Weg nach Indien war mit Knochen gepflastert! an der Pestepidemie 1569 starben in Lissabon allein 70000 Menschen. Hundert Jahre später war die Sterblichkeit keine geringere. Aber noch etwas anderes war es, das unsern Verfall herbeiführte . . . . Die Maske des Antisemitismus, unter welcher verschiedene Fraktionen oder Parteien heute politische Pläne verbergen, diente damals dazu, die zurückgehaltene Wut heuchlerisch zu verstecken, mit welcher die rastlose Thätigkeit, der Reichtum der Juden betrachtet wurde. Die Wunden, die der Antisemitismus, die Judenverfolgung, der ihnen auferlegte Zwang, ihren Glauben abzuschwören, dem Lande schlug, vernarbten nicht. Arbeitsame Hände gingen dem Reiche verloren, Industrie und Handel krankten. Und diese Judenverfolgung krönte ein anderes Werk, dessen Brutalität von der Kirche die religiöse Sanktion erhielt: die Inquisition. Adel und wohlhabender Bürgerstand stellte sich in den Dienst des „Santo Officio", um nicht früher oder später vielleicht zu den Verdächtigen gezählt zu werden. Dies ist die Hauptursache zu unserer Degeneration, die das soziale Elend und den inneren Parteienkampf heraufbeschwor, die aus einem vornehmen, stolzen großen Volke eine bigotte, neurotische, verächtlich heuchelnde Gesellschaft machte," sagt der Verfasser.

Welche Namen könnte man aufzählen, die der Inquisition zum Opfer gefallen sind! Angehörige aller Berufsstände, Fürsten, Bettler, Geistliche, Gelehrte, Dichter und Schriftsteller, im vollen Sinne des Wortes, die edelsten der Edlen der Nation! Dieses fanatische Drama, das durch zwei Jahrhunderte in Portugal spielte, kann nicht verlöscht werden aus der Geschichte der Halbinsel, da es ihm sein Martyrium ausdrückte.

Zu den Ausschweifungen am Hofe, zumal unter der Regierung João V., den Eingriffen und Ausfällen der Inquisition, den haarsträubenden Vorgängen in den Nonnenklöstern gesellte sich noch ein Element: die Jesuiten. Sie verstanden es, die Nation zu täuschen. Mit nie gestörtem Interesse liest man den Abschnitt dieses hochbedeutsamen Werkes, der uns den Einblick in das Treiben der Gesellschaft Jesu giebt. Welchen Kampf hatte der große Minister*) José I. zu bestehen, um diese Schmarotzer auszurotten, die Jesuiten, das Santo Officio, die unzerstörbar schienen. „Nicht nur die Jesuiten und die Inquisition hatten dazu beigetragen, alle ethnischen Eigenschaften dieses Volkes zu zerstören, den moralischen Tod der Halbinsel herbeizuführen, alle andern religiösen Orden, von dem höchsten bis zu dem einflußlosesten Betteiorden thaten ihr Teil, um alle Klassen zu fanatisieren, ihnen die Kraft ihrer Arbeit, die Energie auszusaugen, und doch waren

*) Pombal.

die Orden damals ein so wichtiges Element, deren Abschaffung 1834 das Glück nicht wieder herstellte, deren Wiederherstellung heute jedoch ein nie endender Kampf bedeuten würde." . .

In der That ein widerstandsfähiges Volk, das 400 Jahre der Erdrückung, der Beraubung, des Unterrichts und jeder intellektuellen Hilfe, ohne welche die Regierung es belassen hat, begegnete!

. . . . „Der Skepticismus, der seinen Einfluß auf ein Volk ausübt, dessen Hirn ausgemergelt wird durch einen ekelhaften, übernatürlichen Fanatismus, verwischte den Individualismus und die Originalität unserer Rasse, machte aus unserer Energie die beklagenswerteste Gleichgültigkeit, verwandelte eine lebensvolle starke und heldenmütige Rasse in eine zwitterhafte, frömmelnde und entnervte Gesellschaft. Hoffen wir, daß aus diesem Marasmus wieder die alte Würde erstehe! Aber was für ein energisches Wollen und tüchtige Kraft werden erforderlich sein, um den geschwächten Kranken zu beleben! . . . Die sozialen Grundsätze sind heute nicht bloß Glaubensakte einer konventionellen Ethik und durch die Metaphysik erzeugte Folgen, die vorgeden, dem Geist ein Dogma aufzubürden und ungeduldig den geringsten Zweifel oder irgend welche Diskussion zurückstoßen. Die Elemente der sozialen Lehre in der Praxis sind intuitive Wahrheiten, unaufhaltsame Thesen, die sich auf Intelligenz stützen, und die durch ihre Korrektheit und Genauigkeit in bestimmten Hypothesen die Form allgemeiner Vorschläge umhüllen. Die famose Phrase „Credo quia absurdum" mag das erregte Empfängnis eines übertriebenen Mysticismus sein, aber im sozialen Leben ist sie gewiß eine rationelle und annehmbare Überzeugung . . . Das, was lediglich die Entwickelung der Menschheit vorbereitet, ist die Entwickelung der Wissenschaft. Die eine würde immer unbeweglich bleiben, wenn die andere sich beständig in den Anfängen bewegen würde. Nicht der soziale Staat ist es, der die Wissenschaft schiebt, es ist die Wissenschaft, die den sozialen Staat fordert."

Und in einem andern Abschnitt des Werkes gegen den Schluß hin sagt der Verfasser: . . . . „es ist natürlich, daß das Ideal des gebildeten Geistes nicht der Stillstand sein kann, die intensive Bewegung, der heftige und heiße Kampf, den die besten verfolgen mit dem höchsten Grade von Kraft und Energie, das Leben ist ewiges Kämpfen. Je größer die Zahl der sozialen Kämpfe, je mehr ökonomische, politische und intellektuelle Interessen sich organisieren in diesen unaufhörlichen Kämpfen, desto vollendeter sind die Gesellschaften, und desto mehr erhebt sich der Mensch auf der Skala des Seins. Wenn eines Tages alle menschlichen Wesen auf dieselbe Weise vorgehen wollten, wären sie lebendige Automaten. Das Ziel unserer vornehmsten Bestrebungen kann keineswegs eine fade, langweilige Eintönigkeit oder eine unbeugsame Einförmigkeit bedeuten: Das Leben belebt sich und weitet sich durch die Verschiedenheit, die Lebhaftigkeit, die Bewegung, kurz durch den Kampf."

Weder der Autor noch sein Werk treten in das volle Licht, wenn aus der reichen Form des Buches Sätze herausgerissen werden, um den Autor zu dem, was er vertritt, zu charakterisieren. Mir war es beim Studium dieses Buches, als möchte ich aller Welt zurufen: „Leset es doch auch, das Buch, das so majestätische Gedanken enthält, eine so herbe, herrliche Sprache führt. Und erst der Stil, der ruhige, vornehme Stil . . . ja, es ist schon richtig: „le style c'est l'homme".

Hedwig Wigger.

Bibliographie.

Bis zum 15. September sind bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" folgende Werke eingegangen:

Ardouin-Dumazet: L'armée et la flotte en 1894. Grandes manœuvres de Beauce. Manœuvres de fortresse. Manœuvres navales. Avec 26 illustrations

de Paul Léonec et de nombreux croquis et cartes. — Paris et Nancy, Berger-Levrault & Cie., éditeurs.

Das Bekenntnis zum geschichtlichen Christentum gegenüber der Bedrohung unserer Religion durch die orthodoxe Auffassung von der heiligen Schrift. — Berlin 1895. Verlag von Hermann Walther. — Preis 60 Pfg.

Hermann Bender: Der neue Don Quixote. Eine romantische Kateridee. Roman in Versen. Zweite Auflage. — Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.

Hermann Bender: Buch der Sprüche. — Ebenda.

Dr. Karl Dieler: Deutsche Siedelung in unseren tropischen Schutzgebieten. Eine koloniale Flugschrift. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Prof. Dr. Alfred Dippe: Sozialismus und Philosophie auf den deutschen Universitäten. — Leipzig, Verlag von Gustav Fock. 1895.

O. Elster: Manövergäste. Original-Roman. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1895.

Friedrich Ernst: Freidenker-Brevier. — Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis brosch. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,25.

J. H. Franke (H. Wartmann): Die Grundgesetze der sittlichen Weltordnung in ihren Beziehungen zur Religion, sowie zum Staats- und Rechtsleben. Als Eingabe an das Königl. Preußische Justizministerium in Berlin. — Zürich u. Säckingen, Selbstverlag des Verfassers.

Konrad Furrer, Dr. theol., Pfarrer und Prof. der Theologie: Vorträge über religiöse Tagesfragen. — Zürich, Druck und Verlag von Zürcher & Furrer. 1895. — Preis brosch. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

E. Gnauck-Kühne: Ursachen und Ziele der Frauenbewegung. Mit einer statistischen Tafel. (Aus geistigen Werkstätten. Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge. Heft 12.) — Eimbeck, Richard Lesser, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 1,—.

Eduard Goldbeck, Lieutenant a. D.: Glänzendes Elend? Dritte Auflage. 7.—9. Tausend. — Berlin, Fussingers Buchhandlung. 1895. — Preis 1 Mark.

Karl Heinzen: Sechs Briefe an einen frommen Mann. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. — Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 1 Mark.

Emma Hodler: Toleranz. Bürgerliches Schauspiel in 4 Akten. — Bern. Im Selbstverlage der Verfasserin. 1894.

Ludwig Jacobowski: Diyab, der Narr. Komödie in 3 Akten. — Berlin, Verlag von Kühling & Güttner.

Ew. und Math. Im Tann: Mehr Licht! Zeitgemäßes in Versen und Prosa. Erster Teil. — Zürich 1895. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Preis Mk. 2,50.

Karl Fürst zu Isenburg: Die Notlage des Grundbesitzes und Vorschläge zu deren Beseitigung. 2. Auflage. — Offenbach a/M., Theodor Steinmetz, Hofbuchhandlung (C. Seyd). 1895.

O. Kappesser: Die Lehre der Bibel von der Arbeit. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. H. Dietz. Band XX, Heft 4.) — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis 1 Mark.

Bruno Emil König: Die Geschichte des Cabinet noir von Frankreich. — Leipzig, Verlag von Theophil Weber. 1895.

Chr. Ernst Krämer: Von Teutoburg bis Sedan. Sammlung von Gedichten über das deutsche Vaterland und aus der deutschen Geschichte. Ein patriotisches Gedenkbuch für Schule und Haus. — Wiesbaden, Verlag von Chr. Limbarth. 1895. — Preis 2 Mark.

Paul Maria Lacroma: Die Modellini. Roman. Zweite durchgesehene Auflage. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Jeanne Mairet: Unzertrennlich. Autorisierte Bearbeitung von Ludwig Wechsler. — Leipzig, A. Schumanns Verlag.

Gust. Ad. Müller: Schnewelin. Eine Geschichte aus dem VIII. Jahrhundert. In Versen erzählt. Zweite Ausgabe. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. — Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. — Preis eleg. geb. Mk. 2,80.

Dr. Jakob Nacht: Tobia ben Elieser's Commentar zu Threni (Lekach Tob). Zum ersten Mal nach Ms. München herausgegeben, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. — Frankfurt a/M., Verlag von J. Kaufmann. 1895.

Karl Pröll: Afrikanische Abenteuer. Volks-Liederspiel (zugleich Festspiel für deutschnationale Vereine) in drei

Akten. — Leitmeritz. Verlag und Druck von Dr. Karl Pickert. 1895. — Preis 50 Pfg.

Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmark: Gustav zu Putlitz. — Dritter Teil. Mit einem Porträt und einer Ansicht. — Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Königlicher Hofbuchhändler. 1894. — Preis Mk. 5,—.

Die Religionslehre der Buddhisten. Aus dem „Evangelium Buddhas". Nach dem Originaltexte ins Englische übersetzt von Paul Carus. Ins Deutsche übertragen von Franz Hartmann, M. D. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Prof. Hermann Ritter: Durch Nacht zum Licht! Schauspiel in 4 Akten. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg (M. R. Schulz).

Dr. Heinrich Rocholl, Militär-Oberpfarrer des X. Armeekorps zu Hannover: Das deutsche Haus, eine Grundfeste für unser Volk. Eine Betrachtung für die Gegenwart. (Heft 147 — Band XX, Heft 3 der „Zeitfragen des christl. Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherr v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz.) — Stuttgart, Ch. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfg.

E. G. Schatt: Freie Konkurrenz! Der Einfluß der freien Konkurrenz auf die wirtschaftliche und sittliche Lage des Volkes. Eine Gegenwarts- und Zukunftsbetrachtung. — Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 1 Mark.

Dr. Gustav Heinrich Schmidt: Die Schweiz im Lichte der Statistik. Akademischer Rathausvortrag, gehalten im Kantonsratsaal in Zürich am 29. November 1894. Mit vier graphischen Darstellungen. — Zürich 1895. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Carl Scholl: Das Staatsgefährliche der freien religiösen Gemeinden. — Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 50 Pfg.

Amalie Skram: Agnete. Drama in drei Akten. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben. — Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, 1895. — Preis 2 Mark.

Dr. Gustav Sommerfeldt: Nationalstaat oder Demokratie? Über das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. — Königsberg i. Pr., Verlag von Bernh. Teichert, 1895.

Fritz Stöffel: Eine Bauernrevolution. — Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894.

Der Untergang der antisemitischen Partei. Ein Mahnwort an die nationale Bewegung im deutschen Reiche von einem alten Antisemiten. — Leipzig, 1895. Druck u. Verlag von G. A. Müller.

Friedrich Wegener: Jungdeutsche Lieder. — Leipzig, Verlag von Arwed Strauch.

Felix Weingartner: Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst Entwurf eines Mysteriums „Die Erlösung". — Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1895.

Wilhelm II. als Erzieher. Von einem Deutschen. — Berlin W., Verlag von Eduard Rentzel, Yorkstr. 48. — Preis 20 Pfg.

Richard Wilheim: Frauenlob. Gedichte. — Wien und Leipzig, Verlag der Buchhandlung M. Breitenstein.

Richard Zoozmann: Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in zwei Teilen. — Berlin W., Verlag von Eduard Rentzel.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Fritz Steinbach

Die Gesellschaft.



Inhalt:

Bildnis von Fritz Steinbach.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



Soziale Organisation und Rechtszwang.

Von D. Feitelberg.

(Berlin.)

Die bürgerliche Gesellschaft von heute, wie sie uns in ihren krassen Gegensätzen von Freiheit und Abhängigkeit, in ihren auffälligen Erscheinungen von schwelgendem Überfluß und darbender Armut vor Augen tritt; diese vielgliedrige, so vielfache Probleme zur Lösung darbietende Gesellschaft, mit ihrem strengen Klassenunterschied und engherzigen Corpsgeist ist Gegenstand zahlreicher und mannigfach von einander abweichender Erörterungen geworden.

Allein in die breiten Volksmassen gedrungen, deren geistiges Niveau tiefer als dasjenige des Einzelindividuums liegt, mußten jene Erörterungen an Tiefe und Innerlichkeit verlieren; sie mußten, wollten sie sich die Heeresfolge der großen Menge sichern, an Stelle objektiv-theoretischer Erwägungen, welche das Resultat logischer Schlußfolgerung sind, jene, nach den letzten Konsequenzen weniger fragenden Appelle an das Gefühl treten lassen, — jene „Schlagwörter“, welche die Endziele nennend niemals da ihre Wirkung verfehlen, wo, wie bei einem großen Komplex von Einzelnaturen das Gefühl stärker als der Intellekt ist und, wie in der Kindheit des Einzelnen, die Empfindung das ordnende Denkvermögen beherrscht. — Tausende und Abertausende trafen sich außerdem in dem gleichen Gefühle der Not, des Druckes und der Verödung des Lebens, und indem sie mit Gier alle Verheißungen einer glücklicheren, von den Mängeln der Gegenwart freien Zukunft auffingen, vereinigten sie sich im gleichen Streben nach einer erhöhten Glückssumme, welche ihnen die Realisierung dieser oder jener Theorie in Aussicht stellte.

In dem Labyrinth der Meinungen und Weltanschauungen, welche so der moderne Geist hervorgebracht hat, in den mannigfach wechselnden Erscheinungen, welche er zu Tage gefördert, lassen sich zwei Hauptströmungen unterscheiden, zwei Richtungen absondern, innerhalb welcher es wiederum mancherlei Variationen und Kombinationen giebt: der Sozialismus und der Individualismus. — Es steht auf der einen Seite das Streben nach Kollektivierung der Produktionsmittel und Arbeitskräfte, auf der anderen dasjenige nach Selbstsein, nach Befreiung des Ichs von allem Anderen und Fremden; während dort der Einzelne mit seinem physischen und intellektuellen Können lediglich in seiner Beziehung auf die ganze Gemeinschaft in Betracht kommt, soll es hier für das Individuum keine von Anderen gesetzte Direktive geben, keine zwingenden Verbindlichkeiten, welche das Individuum selbst nicht anerkennt. Denn nur dadurch könne die Freiheit des Einzelnen gewährleistet, und der Mensch von dem Drucke befreit werden, unter welchem er infolge der zwingenden Anordnungen der jeweiligen Machthaber lebe.

Ein solches Verlangen nach völlig ungehemmter Bethätigung der eigenen Individualität, dieser rastlose Trieb zur Sicherstellung der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit, regt sich mit gesteigertem Selbstbewußtsein stets aufs Neue in des Menschen Brust, ohne jemals auf einer erreichten Stufe stehen zu bleiben.

Und wenn namentlich in unseren Tagen das Streben der Menschen fast durchschnittlich die eigene Person zum Ziele, wenn der einzelne fast ausnahmslos stets nur den eigenen Vorteil im Auge hat, so müßte doch daraus ein rücksichtsloses Heraustreten des Individuellen, ein heftiger Widerstreit der Einzelnaturen und Einzelinteressen hervorgehen. Statt dessen sehen wir aber, wie in diesem Kampfe der Einzelinteressen weniger die von der Gewalt aufrechterhaltenen und zur allgemeinen Gültigkeit erhobenen Regeln die Normen für das Thun und Lassen der Menschen abgeben, sondern vielmehr Alle sich jener unsichtbaren Macht unterwerfen, deren Teil der Einzelne zwar ausmacht, die aber souverän über ihm stehend sein Handeln bestimmt. Diese Macht, welcher sich der Mensch beugt, ist die Gesellschaft, welcher er angehört, der Beruf, der Stand, die öffentliche Meinung, welche alle den Einzelnen so sehr beherrschen, daß er bekanntlich nicht selten um ihre Anforderungen und Vorschriften zu erfüllen, die objektiv geltenden und von der Gewalt sanktionierten Vorschriften übertritt. —

Die psychologischen und ethischen Qualitäten, welche eine solche Unterwerfung bedingen, sind sehr mannigfach; einen wesentlichen Anteil an ihr hat aber ohne Zweifel das heftige, fast instinktmäßig zu Tage tretende Verlangen des Menschen, sich Anerkennung und Gleichberechtigung innerhalb der Gruppe oder Gesellschaftsklasse zu erwerben, in welcher er lebt, und so



wenig vermag der Mensch darauf zu verzichten, daß selbst diejenigen, welche außerhalb der bestehenden Gesellschaft und mit ihr im Kampfe leben — die Verbrecher, wie bekannt, einen eigenen Ehrencodex geschaffen haben, um sich durch dessen Befolgung Anerkennung und Vollgültigkeit unter ihren Genossen zu sichern. —

Wir sehen auch daraus, daß der Mensch unter keinen Umständen als ein von der Gesamtheit losgelöstes, sich selbst lebendes Einzelindividuum ohne Beziehung auf die Gesellschaft gedacht werden kann, und selbst da, wo man sich anschickt, die Rechte der Individualität und die persönliche Selbstständigkeit mit rücksichtsloser Verachtung des Bestehenden sicherzustellen, werden doch die sozialen Zukunftsgebilde unter Bezugnahme auf die vorhandenen Wechselwirkungen der Individuen unter einander geschaffen, wenn es auch hier und da den Anschein hat, als ob diese oder jene Theorie gerade die Kräfte außer Acht lasse, welche unser Handeln in erster Reihe bestimmen, — die Seelenfunktionen des Menschen und die psychischen Qualitäten in ihm. Aber selbst der krasseste, in allen seinen Konsequenzen durchgeführte Individualismus vermag doch nicht jenen im Wesen des Menschen vorhandenen Trieb zu verleugnen, der ihn dazu zwingt, über das Einzelne wieder hinauszugehen, und seiner selbst unbewußte soziale und ethische Bildungen zu schaffen. —

Diese Wahrnehmung machen wir beim Anarchismus, welcher, die bestehenden Gesellschaftseinrichtungen aufs entschiedenste negierend, einzig und allein das Individuum zur Geltung bringen will. Wie jeder Zwang, behauptet er, welcher die Freiheit des Individuums verkümmert, müsse auch der rechtliche Zwang, der seine Stärke doch nur in der brutalen Macht hat, bei der Ordnung in menschlichen Dingen aus dem Spiele bleiben. Die Harmonie des gesellschaftlichen Daseins könne auch ohne Machtmittel hergestellt werden; es bestehe für das Zusammenleben eine natürliche Ordnung. Der Verkehr, die wirtschaftliche Produktion, Handel und Wandel würden sich schon an und für sich nach gewisser Gesetzmäßigkeit vollziehen. Der Unterschied wäre nur der, daß an Stelle der Gesetze freie Verträge träten, und sei auch nichts am Menschen anzuerkennen und zu respektieren, als das, was man an ihm verbrauchen kann, so werde doch nichts desto weniger das gesellschaftliche Leben kein Ende nehmen, denn immer wird einer den anderen suchen, weil er ihn braucht, immer wird einer dem anderen sich fügen müssen, weil er ihn braucht. Indem der Anarchismus keine bindende Pflicht anerkennt, keinem Gesetze objektive Geltung zuspricht, schafft er Konventionalregeln, welche nur durch die freie Einwilligung der ihnen Unterstellten Kraft gewinnen; an Stelle der Rechtsgemeinschaft tritt der „Verein von Egoisten".

Das Vorhergehende zeigt aber, daß der Anarchismus, trotz seines Strebens nur das Einzelne anzuerkennen, ebenfalls mit den Wechselwirkungen, welche unter den Individuen bestehen, mit den Einflüssen, welche sie auf einander ausüben, rechnet, und läßt er auch an Stelle unserer bestehenden Gesellschaft den „Verein von Egoisten" entstehen, so modifiziert er dadurch doch nur den Inhalt der Vergesellschaftigung; an den verschiedenartigen Sozialisierungsformen, welche bei jeder Vergesellschaftung in die Erscheinung treten, vermag auch der Anarchismus nichts zu ändern, denn diese sind stabil, insofern sie in irgend einer Gestalt immer wieder zum Vorschein kommen. Es werden daher unbedingt auch bei der vom Anarchismus gewünschten Ordnung des menschlichen Zusammenlebens alle jene gesellschaftlichen Kräfte und Konfigurationen wahrnehmbar sein, wie wir sie gegenwärtig bei jeder sozialen Gemeinschaft, ganz abgesehen von dem jeweiligen Zwecke der Vereinigung, beobachten können; denn auch dort müssen, da die sozialpsychologischen Bedingungen dieselben sind, auch dieselben Wirkungen eintreten, welche in der Unter- und Überordnung, in der Arbeitsteilung, Konkurrenz, Opposition, Nachahmung u. s. w. ihren Ausdruck finden.

Sobald man aber diese Folgen eines organisierten Zusammenlebens zugiebt, geht daraus auch unzweifelhaft hervor, daß der „Verein von Egoisten" seinen Mitgliedern nicht jene mit Verachtung jeder bestimmenden Autorität durchzuführende absolute Freiheit zu gewähren vermag. Eine natürliche Regelung des gesellschaftlichen Lebens, eine Gesetzmäßigkeit, nach welcher alle Menschen handeln, ist nicht nachgewiesen und wohl auch kaum denkbar auf einer entwickelteren Kulturstufe, wo so mannigfache Kräfte in Aktion treten und die zunehmende Kultur eine immer größere Arbeitsteilung, eine stets wachsende Konkurrenz hervorruft.

Aber auch ganz abgesehen davon vermag der „Verein von Egoisten" die absolute Freiheit des Individuums nicht zu garantieren.

Streift der Anarchismus einerseits den Idealbegriff Mensch ab und versteht unter letzterem nur den Menschen, wie er empirisch vorliegt, so sucht er doch anderseits aus einzelnen dieser nur sich selbst bejahenden Individuen, deren höchstes Ziel das Ich ist, einen Verein zu schaffen, in welchem dieses Ich zur unbeschränkten Geltung kommen soll. Der Begriff einer Vereinigung, eines Zusammenschlusses zu einer Gruppe, involviert aber zugleich die Bedingung, daß die Glieder einen Teil ihrer Handlungsweise von dem Willen der betreffenden Gemeinschaft in Abhängigkeit bringen, daß sie ihr Thun und Lassen teilweise nach dem Willen anderer regeln.

Eine solche Abhängigkeit muß dem konsequenten Individualismus mit Unfreiheit gleichbedeutend sein, und er sucht dafür ein Äquivalent darin, daß er alle Verbindlichkeiten willkürlich eingeht oder auflöst, während der

Rechtsstaat den Einzelnen ohne dessen Zustimmung zum Aufgeben der Freiheit zwinge.

Daß eine solche Vereinigung und Ordnung, wie sie dem Anarchismus als Ideal vorschwebte, „nur für solche Menschen möglich ist, die zur vertragsmäßigen Vereinigung mit Anderen thatsächliche Fähigkeit besitzen", wie Paul Stammler richtig bemerkt, liegt auf der Hand. Die Handlungsunfähigen, die Schwachen, die Blöden und Kinder sind von vornherein ausgeschlossen; unterwirft man sie aber trotzdem den für die Anderen geltenden Vertragsbedingungen, ohne auf den Mangel an eigner Willensbestimmung dieser Unentwickelten und Gebrechlichen Rücksicht zu nehmen, so bedeutet das doch für sie nichts anderes, als ein Gebundensein ohne eigene Einwilligung, d. h. einen Rechtszwang.

Wie steht es nun aber im allgemeinen mit dem Rechtszwang? Würde er in Wirklichkeit aus der neuzuschaffenden Organisation fortbleiben?

Die erste Voraussetzung zur Bildung eines Rechtszustandes ist, daß Menschen, sei es durch gleiche Stammeszugehörigkeit, sei es durch Eroberung vereinigt, darauf angewiesen sind, zusammen zu leben. Sobald die natürlichen Bedingungen zu einem konstanten Zusammenleben gegeben sind, muß eine bindende Regel geschaffen werden, welche durch den allgemeinen Willen der Menschen, die in Gemeinschaft leben, erzeugt und erhalten wird. Dieser allgemeine Wille, welcher als sittlicher Wille das Leben bejahend sich zu verwirklichen sucht, muß die Freiheit jedes einzelnen Menschen anerkennen, denn in der gegenseitigen Anerkennung der Freiheit offenbart sich die Gerechtigkeit. Aus dieser letzteren läßt sich zwar die Gesinnung, nicht aber das Recht ableiten, in welchem der Wille der Gerechtigkeit seine Regeln aufstellt. Der Wille des Einzelnen in seiner Innerlichkeit wird daher vom Recht nicht berührt, und die aus diesem Willen fließenden Handlungen nur insofern sie die Freiheit Anderer verletzen. Denn, aus dem allgemeinen Willen der Menschen entstanden, übt das Recht nicht gegen die Freiheit Zwang, sondern gegen die brutale Verneinung derselben, und das Endziel des Rechtes ist gerade die Freiheit. Der jeweilige Rechtswille vermag selbstverständlich keinen fertigen, unabänderlichen Rechtszustand zu schaffen. Ist doch die Entwickelung des Rechtes ein geschichtlicher Prozeß, der auf fortschreitender Selbsterkenntnis der Menschen beruht und, wie all unser Wissen, teils in gesammelter Erfahrung, teils in rastlosem Vorwärtsstreben des Erkenntniswillens seinen Ursprung hat.

Der absolute Individualismus, welcher keine Pflichten gegen andere anerkennt, spricht folgerichtig auch dem allgemeinen Willen keine bindende Kraft zu; er thut aber dann unrecht daran, sich selbst als „Eigner und Schöpfer" seines Rechtes zu betrachten. Denn sobald das Individuum

sich nur als Subjekt, als Einzelwesen gegenüber der objektiven Welt weiß, kann es auch nie und nimmer selbst als das lebendige Recht gelten, dessen innerem Wesen es ja gerade widerspricht, einen Einzelwillen zur allgemeinen Geltung zu erheben; zur Rechtsquelle fehlt somit dem absoluten Individualismus die allererste Bedingung einer solchen — der allgemeine Wille.

Als Regel eines allgemeinen, übereinstimmenden Willens muß der Rechtswille über dem Einzelwillen stehen, und das wird stets der Fall sein, in welcher Form und unter wie gestalteten begleitenden Umständen dieser allgemeine Wille sich auch kundgeben mag. Es wird aber dadurch kein Zustand der Abhängigkeit, sondern im Gegenteil ein solcher der Freiheit geschaffen, sobald der Mensch das Wesen des Rechtes nicht als eine fremde, von außen an ihn herantretende Macht ansieht, welche seine Unterwerfung verlangt, sondern vielmehr für dasselbe die Begründung in seinem eigenen Willen, in seinem innersten Wesen sucht.

Der Anarchismus stellt die freien Verträge als die das Leben normierende Regeln auf. In jedem Vertragsschluß liegt aber ja schon eine Modifizierung und Bestimmung des Lebens des Einzelnen, ein Zwang, der dadurch nichts von seiner Stärke verliert, daß er nur innerhalb einer kleinen Gemeinschaft Gültigkeit hat; jeder andere Rechtszustand ist ja auch nichts anderes als das Produkt des Willens der einzelnen Volksgenossen. Freilich wäre es dem Vertragschließenden erlaubt, aus der Gemeinschaft auszuscheiden, sobald es ihm beliebt, aber es läßt sich doch nicht die Thatsache hinwegleugnen, daß jede Konventionalregel in der Genossenschaft, welche sie aufgestellt hat, mit allgemein gültiger Bündigkeit für die Angehörigen einer solchen besteht. Der Wille der Vereinigung ist hier die Gewalt, welche den Bestimmungen den nötigen Nachdruck verleiht, und in diesem allgemeinen Willen wird sich denn auch die jeder Privatgewalt überlegene Macht konzentrieren, welche unbedingt darnach streben muß, das die Gemeinschaft beherrschende Prinzip durchzusetzen und zu schützen. Wir hätten dann wieder den Rechtszwang, nur mit dem einzigen Unterschiede vielleicht, daß das Zentralgebilde, welches jenen gegenwärtig aufrecht erhält, an Umfang verlöre; an Stelle des Staates würde die Genossenschaft, die Gruppe, die Vereinigung treten. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß kleinere Gruppen und Parteien eine viel größere Tyrannei und einen rücksichtsloseren Zwang auf ihre Mitglieder ausüben, als sie eine umfangreiche Machtkonzentration in der Befolgung ihrer objektiv geltenden Vorschriften verlangt. Jenes Recht also, welches nach Stirner nur „Herrscherwille der Gesellschaft“ ist, würde auch in der vom Anarchismus begehrten Ordnung der menschlichen Gesellschaft bestehen, und sei es nun auch, daß dem einzelnen Mitglied der Vereinigung die Möglichkeit geboten ist, sobald es sich

in seiner individuellen Freiheit beeinträchtigt glaubt, die eingegangenen Verbindlichkeiten willkürlich zu lösen, so könnte es doch kaum etwas durch diesen Schritt gewinnen. In jeder anderen Vereinigung, in jeder neugewählten Gemeinschaft, gäbe es für den Einzelnen wiederum Unterwerfung verlangende Bestimmungen; den Menschen aber außerhalb einer jeden Gemeinschaft, als abgesonderte Einzelexistenz sich zu denken, ist eine bloße Fiktion, denn was er hat, verdankt er der Gesellschaft, und was er ist, ist er lediglich durch sie. Aus den Wechselwirkungen der Individuen unter einander muß sich daher immer, wie gestaltet auch die Organisation des sozialen Beisammenlebens sein mag, eine Rechtsform entwickeln, welche ganz seinem inneren Wesen nach dem vom Anarchismus perhorrescierten Rechte gleichen wird. Verneint der absolute Individualismus das Recht, so verneint er daher auch die Freiheit, und diese, durch die Eigenheit ersetzt, durch die vollständige Geltendmachung des Individuums als solchem, kann zu nichts anderem führen, als zur Unterdrückung der schwächeren Individualität durch die stärkere, d. h. zu einem Zustande, in dem nicht die absolute Freiheit des Einzelnen, sondern die brutale Gewalt herrscht.



Erziehungsziele.

Von Irma von Troll-Borostyáni.

(Salzburg.)

Unsere Zeit ist eine Zeit der Widersprüche.

Neben den energischen Bestrebungen der kirchlichen Parteien, verlorenen Einfluß und verlorene Macht zurückzuerlangen, sehen wir die aus den Errungenschaften der Naturwissenschaft geschöpfte materialistische Weltanschauung in den Kreisen der Gebildeten immer größere Verbreitung gewinnen. Neben dem leidenschaftlichen Kampfe der verschiedenen Nationen und Natiönchen um ihre künstlich aufgebauschten Sonderinteressen verbreitet sich in der Stille ein kosmopolitischer Geist, der auf die Fortschritte der Kultur für die menschliche Gesellschaft als Einheitsbegriff gerichtet ist. Gegenüber dem selbstverherrlichenden Glauben der Völker und Staaten an ihre eigene Kraft und Vortrefflichkeit erhebt ein dunkler Pessimismus sein düsteres Antlitz und führt laute Klage über die Leiden und Krankheiten des sozialen Organismus, die nach Abhilfe und Heilung schreien. Während eine Vereinigung begeisterter Menschheitsfreunde das Evangelium des Ewigen

Friedens verkündet und den Ölzweig an die Stelle der zu blutigem Kampfe winkenden Kriegerfahnen setzen möchte, starren die Völker in Erz und Eisen, und ihre Regierungen weisen unablässig auf das Gespenst eines drohenden Krieges hin, um neue Steuern und Abgaben zu erzielen zur Vermehrung des Heeres, zu neuen Rüstungen und Kanonen. Und so vernehmlich tönt das Kampfgetöse all der einander befehdenden politischen, kirchlichen und sozialen Parteien an unser Ohr, daß selbst Taube es hören können.

Hier wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf einen minder ohrenfälligen Kampf moderner Gegensätze richten, der, wenn auch von manchen weniger beachtet, doch mit großem Rechte zahllose Geister bewegt und einen kräftigen Gährungsstoff in das soziale Leben wirft.

Dies ist der Kampf um die Jugend, d. h. um die Entwickelungsbahnen, in welchen die heranwachsende Generation durch den Einfluß der ihr zu teil werdenden Erziehung und Bildung geleitet werden soll.

Wie es in der Natur keinen Stillstand giebt, sondern nur Weiterentwickelung oder Rückbildung, so auch im Leben des staatlichen Organismus. Die Bedingungen für die weitere vor- oder rückschreitende Entwickelung des menschlichen Gemeinwesens liegen jedoch vorzugsweise, ja ausschließlich immer in den neuen Generationen. Der Bestand der Zukunft ist von der Zusammensetzung und der Art der Heranbildung der neuen Geschlechter abhängig. So wie wir die Erben unserer Vorfahren sind, ebenso wirkt das Wissen und Können, welches wir auf unsere Nachkommen übertragen, entscheidend auf den Entwickelungsprozeß der Menschheit. Die moralische und intellektuelle Befähigung der heranwachsenden Generationen, den großen Kulturaufgaben der Gesellschaft gerecht zu werden, ist für eine glückliche Lösung derselben von höchster Bedeutung.

Hieraus ergiebt sich folgerichtig die Anerkennung der hohen Wichtigkeit der Beschaffenheit der Jugenderziehung, die Verpflichtung der Gesellschaft, ihre ganze Kraft für eine möglichst günstige Jugenderziehung einzusetzen, d. h. für Schaffung der bestmöglichen Bedingungen zur fortschrittlichen Weiterentwickelung der menschlichen Gesellschaft.

In unsern modernen Kulturstaaten ist der Prozentsatz ihrer Glieder, welchem eine sie zu tüchtigen Menschen und Staatsbürgern heranbildende Erziehung zu teil wird, noch ein erschreckend geringer. Die Dreieinigkeit in der Erziehung, moralische, intellektuelle und körperliche Erziehung, liegt für die breiten Volksschichten noch sehr im Argen.

Noch giebt es Leute, welche den Einfluß der Erziehung auf die Charakterentwickelung für gering achten, welche behaupten, die natürliche Anlage lasse sich durch nichts umgestalten, in einem gut veranlagten Kinde müsse sich, auch wenn es schlecht erzogen werde, der gute Keim entwickeln, und aus

einer bösen Anlage könne nie und nimmer ein guter Mensch hervorgehen, denn sobald er zu selbstständigem Denken und Handeln gelange, würde sich dieses, allen erziehlichen Einflüssen zum Trotze, nach der natürlichen, angeborenen Neigung richten. Andere betrachten jedes neugeborene Kind gleichsam wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, dem erst die Umstände, in welchen es auferzogen wird, und endlich seine ganze Lebenslaufbahn — mit einem modernen Worte, sein Milieu — die verschiedenen Zeichen, will sagen den verschiedenen Charakter aufdrücken.

Die Wahrheit liegt, wie so oft, zwischen beiden Anschauungen in der Mitte. Indem der Mensch eben das Produkt beider Faktoren ist: seiner ihm angeborenen Anlagen und seiner Erziehung, nämlich der äußeren Einflüsse. Und die tägliche Erfahrung giebt Zeugnis von der unleugbaren Wichtigkeit der Erziehung, von deren Einfluß auf Körper, Charakter und Intellekt zum größten Teil das Glück des Einzelnen und durch diesen mittelbar in unabsehbarer Kette das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes abhängt.

Damit es aber der Erziehung gelinge, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, das junge Wesen zu einem selbst glücklichen und glückschaffenden Gliede der menschlichen Gemeinde heranzubilden, giebt es für sie nur einen Weg: harmonische Entwickelung aller Geistes- und Körperkräfte und hiermit Lösung der Widersprüche im Individuum wie in der Menschheit.

Der schlimmste Fehler der allgemein herrschenden Erziehungsschablone ist ihre Einseitigkeit. Seit Rousseau weisen hervorragende Pädagogen — leider vergeblich — darauf hin, die Erziehung auf eine naturgemäßere, harmonischere Entwickelung des ganzen, vollen Menschen zurückzuführen, und den über die Verbesserung der Staatsgesetze gemachten Ausspruch Buckles *) möchte ich, auf die Erziehung angewendet, folgenderweise übersetzen: „Tendenz und Richtung unserer modernen Erziehungsgesetze sei: die Dinge wieder in jenen natürlichen Lauf zurückzuleiten, aus welchem die Unwissenheit früherer Gesetzgeber sie verdrängt hat. Dies ist eines der großen Werke der Gegenwart, und wenn die Pädagogen es gut vollbringen, verdienen sie den Dank der Menschheit."

Je naturgemäßer eine Erziehung, desto besser ist sie. Nicht Unterdrückung und Verkrüppelung der Natur kann ihre Aufgabe sein, sondern

*) The whole scope and tendency of modern legislation is to restore things to that natural channel, from which the ignorance of preceeding legislation has driven them. This is one of the great works of the present age; and if legislators do it well, they will deserve the gratitude of mankind. (History of civilisation of England. Leipzig, Brockhaus, 1865. I. vol., page 256.)

deren Veredelung. Die herrschende Erziehung scheint sich jedoch scheue Abwendung von der Natur, ihre Verleugnung und Verzerrung zum Ziel gesteckt zu haben. Und Hand in Hand hiermit geht die Abwendung von der Wahrheit, die Verleugnung des Rechtes und die Furcht vor Freiheit. — —

Bis zum Entwickelungsalter zeigen die beiden Geschlechter nur wenig Unterschied. Alle Organe (mit Ausnahme der sexuellen) sind, wie Physiologie und Anatomie lehren, gleich geartet, nur zeigen sich, wiewohl nicht ausnahmslos, die Gliedmaßen des Knaben kräftiger, als jene des Mädchens. Erst die Erziehung hemmt gleiche Entwickelung der physischen Kraft der Mädchen, indem man, im allgemeinen, darauf ausgeht, im Manne die Kraft, im Weibe hingegen anmutige Zartheit zu entwickeln. Zum Nachteil für beide, denn eines ist ohne das andere unschön und unvollkommen. Schwäche ist ebenso der Anmut bar, wie unharmonisch entwickelte Kraft.

Eine vernünftige Erziehung darf es nicht unterlassen, den Gesetzen der Hygiene entsprechend, die körperliche Kraft und Gesundheit der jungen Leute beider Geschlechter vom Kindesalter an möglichster Entwickelung und Stählung zuzuführen. Und zwar sowohl um der betreffenden Individuen willen selbst, als auch um der künftigen Generationen willen, welche umso gesünder und kraftvoller sein werden, je gesünder und kräftiger ihre Erzeuger sind.

Darüber, wie eine derartige Erziehung geleitet werden soll, finden sich sehr beherzigenswerte Ausführungen in einer unlängst erschienenen Schrift von Dr. C. Sturm: „Wohlstand für Alle. Eine sozialhygienische Studie“ *), welche allen, die sich für unsern Gegenstand interessieren, zur aufmerksamen Lektüre empfohlen werden kann.

Wenn wir auch die Ansicht des Verfassers, daß die große soziale Frage auf dem Wege einer vernünftigen, naturgemäßen Jugenderziehung schon ganz allein einer friedlichen und vollkommenen Lösung zugeführt werden könne, nicht zu teilen vermögen, eine Ansicht, welche er als unbestreitbare Behauptung hinstellt, die Beweisführung der Richtigkeit dieser Behauptung jedoch gleichwohl schuldig bleibt, — so würde doch zweifelsohne eine vernunftgemäße Erziehungsreform eine weitgreifende Verbesserung der sozialen Zustände herbeiführen.

„Die naturgemäße Erziehung“ — sagt Sturm — „sowie der eigene Fleiß vermögen die Geburtsanlage in der Art zu fördern, daß die nachfolgende Generation mit höheren Anlagen geboren wird. Auf diese Weise

*) Dr. Sturms Bücherverlag für persönliche und soziale Gesundheitspflege. (Berlin S. W., Königgrätzerstr. 20.)

kann dann allmählich die entsprechende Vervollkommnung der Menschheit eintreten. Von der menschlichen Erkenntnis hängt es lediglich ab, diesen Fortschritt auf die naturgemäß schnellste Weise zu begünstigen."

Die Erziehung sei zu betrachten als Erziehung des Körpers, der Sinne und des Geistes.

In Betreff des Körpers ist dessen Entwickelung vor allem nach Kraft und Gewandtheit zu beurteilen. Betrachtet man jedoch unsere Jugend von diesen Gesichtspunkten, erklärt Sturm, so kommt man zu der Einsicht, daß sie diesen Forderungen nicht entspricht, vereinzelte Fälle ausgenommen. In erster Linie hat sich die Ernährung der Jugend mehr von der naturgemäßen Art entfernt, als dies früher der Fall war, und auch die zu einer gesunden Entwickelung nötige Aufmerksamkeit und Ruhe haben entschieden abgenommen. Die heutige Jugend macht nicht den Eindruck eines ruhigen, bestimmten Vorwärtsstrebens, das seine volle Aufmerksamkeit auf die jeweilige Beschäftigung richtet; sie trägt vielmehr den Stempel der Zerstreutheit und Aufgeregtheit, die aus der krankhaften, überhasteten und überladenen Lebensart der heutigen Menschheit entspringen.

Der Mißerfolg, der durch die Vernachlässigung der naturgemäßen Bedingungen eingetreten, ist ein Kind seiner Zeit. Das Verhältnis zwischen Kraft und Gelenkigkeit hat sich nämlich gegen früher in der Art verschoben, daß die Kraft mehr und mehr zu kurz gekommen ist, die Kinder und Erwachsenen schwächer, dafür aber in gewisser Hinsicht gelenkiger geworden sind. Letzteres ist aber umso verdächtiger, als Kraft und Gewandtheit doch bestimmt sind, sich gegenseitig das Gleichgewicht zu halten, und der Fortschritt in beiden nur in dem Grade sich entfaltet, als beide gleichmäßig geübt werden. Tritt dagegen eine Vernachlässigung nach einer Richtung ein und bleibt gleichwohl reichliche Übungsgelegenheit nach der andern, so wird diese in krankhafter Weise ausarten. Bei der Kraft sehen wir dann Vierschrötigkeit; bei der Gelenkigkeit nach und nach, statt einer wirklich größeren Leistungsfähigkeit, jene veitstanzartige Lebhaftigkeit eintreten, welche bei unserer Jugend so häufig beobachtet werden kann.

Hinsichtlich der bei der gegenwärtigen herrschenden Erziehung sehr vernachlässigten Entwickelung und Schärfung der fünf Sinne, welche nicht nur im praktischen Leben von großer Bedeutung ist, sondern auch das künstlerische Verständnis und die künstlerische Genußfähigkeit im hohen Grade fördern würde, finden wir in Dr. Sturms Ausführungen sehr beherzigenswerte Winke, auf welche näher einzugehen wir uns an dieser Stelle, als zu weitgreifend, freilich versagen müssen und Pädagogen vom Fache, welche sich für die Sache interessieren, auf die erwähnte Schrift selbst verweisen wollen.

In Betreff einer rationellen Ernährung erklärt der Verfasser, daß das

Ideal des Menschen weder Entbehrung noch Schlemmerei sein könne, daß vielmehr ein vernünftiger Lebensgenuß erzielt werden soll, dessen Unkenntnis die Menschheit eben zwischen jenen Extremen fortwährend hin und her schleudert. Obgleich in Dingen der Ernährung daher ein gewisser Wechsel angestrebt werden soll, muß vor allem der nahrhafte Charakter selbst maßgebend sein und ein krankhaftes Vielerlei, wie alle unnötigen, ja schädlichen Reizmittel, als Kaffee, Thee, Gewürze, thunlichst auch Alkohol, namentlich aber Rauchtabak von der Jugend ferngehalten werden, — eine Anschauung, welcher vernünftig Denkende ihren Beifall nicht vorenthalten werden. Nicht aber wird man Sturms weiterer Folgerung beipflichten können: daß die Vernachlässigung dieser Gesundheitsbedingungen den Grundstein zu der Blutarmut des Proletariats lege, da gar mancher reichlich zu essen hätte, um gesundes Blut zu bilden, wenn er sein Geld auf richtige Weise anwenden und nicht in krankhaften Reizmitteln vergeuden wollte. Denn wenn es auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß dies oft der Fall ist, so kann es ebensowenig geleugnet werden, daß es dem Proletariat auch oft an den nötigsten Mitteln zur Erwerbung der allereinfachsten gesunden Nahrung fehlt.

Der Bildung gesunden Blutes schließt sich, wie Sturm des weiteren ausführt, dessen rationelle Verarbeitung an, an welcher der Körper sich vor allem durch geeignete Turnübungen bethätige. Auch in den Mußestunden soll ein bestimmtes System walten, durch das die Kinder in entsprechender Weise angehalten werden, Körper, Sinne und Geist durch belebende Spiele zu veredeln. Sobald die Jugend genügende Lust für die Übung ihrer Organe erhält, was gerade bei ihr gar nicht schwer ist, so wird diese Gesundheitsfreudigkeit sie von unendlich vielen Dummheiten abhalten, welche heute ihr Mark zerstören. So ist es eine bekannte Thatsache, daß der Mensch umsoweniger einem ausschweifenden, wie auch vorzeitig sexuellen, daher verweichlichenden Leben zuneigt, jemehr er richtig genährt ist und Freude an turnerischen Spielen, Schwimmen, Rudern und dergleichen, kurz an körperlicher Kraft und Gewandtheit hat, bezw. diese anstrebt und erreicht; solches ist in noch höherem Maße der Fall, je mehr gleichzeitig seine Sinne und sein Geist naturgemäß geschärft und beschäftigt sind. Umgekehrt stellt aber gerade die körperliche und geistige Versumpfung den nächsten und schnellsten Weg zum sexuellen Ruin dar. Nur durch die geschilderten naturgemäßen Mittel bleibt die Jugend wahrhaft jung und gründlich davor bewahrt, schon im unreifen Zustand Genüsse mit Gewalt herbeizuzerren, welche erst im Vollbesitze der Mannheit oder Weiblichkeit eine wirkliche Befriedigung gewähren können.

Hand in Hand mit einer rationellen körperlichen Erziehung, in Betreff

welcher die gemachten, wiewohl flüchtigen Andeutungen an dieser Stelle genügen müssen, muß die moralische schreiten. Denn die Sittenlehre bildet einen der mächtigsten Faktoren der Humanisierung und Veredlung der Menschheit, und die ethische Entwicklung des menschlichen Willens ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Erziehung.

Wiewohl aber es wenige Eltern, Lehrer und Erzieher geben dürfte, die sich dieser Aufgabe nicht bewußt wären, giebt es demungeachtet wenige Beispiele einer Erziehung, die man als eine diese Aufgabe lösende betrachten könnte.

Die beiden Imperative: Du sollst! — Du darfst nicht! bilden die ganze Grundlage der landläufigen moralischen Jugenderziehung. Als ob es damit gethan wäre! Ja, es giebt allerdings mattgeistige, temperamentflaue junge Leute, die sich an diesen Machtsprüchen genügen lassen. Wenn sie heranwachsen, werden sie zu jenen wohlbekannten moralischen Durchschnittsmenschen, die, wenn sie auf ihren Lebenswegen keinen Anreizungen zum Bösen begegnen, ohne mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen, ohne sich durch auffällige Laster auszuzeichnen, ohne im Guten oder Schlechten das Mittelmaß zu überschreiten, ihren Lebensfaden gedankenlos abhaspeln. Bei der ersten mächtigen Versuchung aber fallen sie alle — alle, vorausgesetzt, daß sie nicht vor dem sie erreichenden Arm der Justiz oder vor dem Verlust ihres guten Rufes oder dergleichen Fatalitäten sich fürchten.

Dergleichen Exemplare der Species Mensch scheinen mir jedoch keine Beispiele einer richtigen moralischen Erziehung zu sein.

Geistig begabte, aufgeweckte Kinder unterwerfen sich nicht einem unmotivierten Machtgebot. Sie wollen wissen, warum sie dieses sollen, jenes nicht dürfen. Entweder ergründen sie es, dank ihrer hervorragenden Denkfähigkeit. (Dies sind Ausnahmen, die sich trotz der mangelhaften moralischen Erziehung zum Guten entwickeln.) Oder sie bäumen sich auf; oder sie werden zu Lügnern und Heuchlern. Solcher sind viele. Auch diese Klasse von Menschen scheint mir keine Beispiele einer richtigen moralischen Erziehung zu liefern.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Erziehung, soll sie den Charakter kräftig genug heranbilden, um ihn gegen die im Leben herantretenden Motive zum Unrechtthun widerstandsfähig zu machen, auf die Willensrichtung ihren Einfluß nehmen muß, und zwar derart, daß der Wille, ohne Rücksichtnahme auf irgend welche Nebengründe, das Gute liebt und das Böse verabscheut.

Um den Willen zu bilden, muß aber das selbstthätige Denken entwickelt werden. Denn der Moral einzige wirkliche Grundlage ist die Vernunft, ohne welche der Mensch keine Sittenlehre besäße. Parallel mit der Vernunft entwickelt sich das ethische Bewußtsein. Hiermit ist nicht An-

sammlung der verschiedensten Kenntnisse gemeint; denn ein Mensch kann eine ganze Menge nützlicher und unnützer Dinge gelernt haben, und seine Vernunft doch sehr unentwickelt geblieben sein. Aber das **Denken**, das eigene, selbständige Denken entwickelt die Erkenntnis der Notwendigkeit der Sittengesetze als unentbehrliche Grundlage der sozialen Ordnung, und diese Erkenntnis bildet die Grundlage der Moral. Höchstentwickelte Moral ist gleichbedeutend mit höchster Vernunft und klarster Erkenntnis.

Es ist ganz unbestreitbar richtig, daß der **Wille** des eigenen Wohles, mit einem andern Worte: der allen Lebewesen an- und eingeborene Glückseligkeitstrieb die letzte, innere, oft tief verborgen liegende Triebfeder alles menschlichen Thuns und Lassens, aller bösen ebensowohl wie aller guten Handlungen bildet. Und eben aus diesem Grunde kann die ethische Erziehung der Menschen ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn sie, in naturgemäßer Entwicklung des Seelenorganismus, diesen allmächtigen, unausrottbaren Naturtrieb — den Willen des eigenen Wohles — in richtiger Weise zur Verwendung zu bringen weiß.

Solange der menschliche Wille sein Ich in Gegensatz stellt zu allem was außerhalb seines Ichs liegt, solange ist er in unmoralischem, unvernünftigem Egoismus befangen. Aus diesem Gegensatze zwischen Ich und Nicht-Ich entspringt jeglicher Konflikt zwischen Pflicht und Neigung. Die höchste Moral und höchste Einsicht besteht in der Identifizierung des eigenen Wohles mit dem Wohle des andern. In der Erzielung dieses Läuterungsprozesses der natürlichen Selbstliebe, welche einen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung nicht aufkommen läßt, da der Egoismus in den Altruismus als in seine höhere Entwicklungsstufe hinübergeführt wird, liegt die Aufgabe der moralischen Erziehung. Sie vermag diese Aufgabe zu lösen, indem sie einerseits die Vernunft zu der Erkenntnis der Notwendigkeit der auf gegenseitige Förderung und Unterstützung und auf allseitige Unterlassung alles Schädlichen basierenden moralischen Gesellschaftsordnung hinführt, und indem sie andrerseits das Gemüt in der Weise veredelt und verfeinert, daß es fremdes Wohl und Wehe wie eigenes empfindet.

Diese höchste Erkenntnis und dieses Mitgefühl des Einzelnen mit dem Andern und in weiterer Folge mit der Allgemeinheit, dieser zur edelsten Humanität emporgebildete natürliche Glückseligkeitstrieb ist das Band, welches das Individuum mit allen mit Empfindung begabten Lebewesen verknüpft, und aus welchem sich alle Pflichten des Individuums gegen sich selbst — als einem Gliede der Gesellschaft — und gegen seine Mitwesen ganz von selbst ergeben, und auf welche die Jugend hinzuweisen für die Erziehung keine Schwierigkeit bietet, so sie den hier bezeichneten Ausgangspunkt im Auge behält.

Nicht überflüssig scheint es mir, hierbei zu bemerken, daß die herrschende Gepflogenheit, in der Erziehung die Morallehre mit der Religionslehre zu verknüpfen, ein gründlich aufzugebender Mißgriff ist. Denn sobald der Staat an seine Bürger nicht mehr die Forderung stellt, daß sie sich öffentlich zu einer der bestehenden religiösen Konfessionen bekennen, von diesen jedoch selbstverständlich die Befolgung seiner Gesetze, die Übung ihrer bürgerlichen Pflichten ebenso verlangt, wie von seinen religiösen Angehörigen, ebensobald ist es auch notwendig, daß in der Bildung der Jugend die Lehre der Sittengesetze von der Religionslehre vollständig getrennt werde.

Auch ereignet es sich nur zu häufig, daß, sobald im jugendlichen Geiste sich religiöse Zweifel regen, und er sich allmählich von allem übersinnlichen Wunderglauben lossagt, mit diesem auch die ganz fälschlicherweise damit verknüpfte Morallehre über Bord stürzt, und das jugendliche Gemüt, verwirrt und erschrocken, sich vergebens nach einer Stütze umsieht, die ihm den zerbrochenen Stab, an den seine kindliche Gläubigkeit sich geklammert, ersetzen könnte. Viele Verirrungen entspringen lediglich aus jenen momentanen Schwankungen des Geistes, welcher, nachdem er den Halt der Religion verloren, den festen Boden der auf der Vernunft gebauten Sittenlehre aber noch nicht gewonnen hat, die Bedürfnisse und Rechte der Natur mit den Forderungen des Staates und den Ansprüchen der Gesellschaft in kein klares Verhältnis zu bringen vermag.

Alle solche Verworrenheit des Geistes und des Gemüts und viele aus denselben entspringenden sittlichen Verirrungen können den heranblühenden Generationen durch eine wahrhaft naturgemäße, vernünftige, von Dogmenlügen befreite Erziehung erspart werden, welche die junge, schwankende Seele in ihrer Entwickelung in richtiger Weise zu leiten und zu stützen weiß.

Und wie in der moralischen, so hat auch in der intellektuellen Erziehung dasselbe Grundprinzip zu walten: die Entwickelung des selbstständigen, selbstthätigen Denkens.

Unsere gegenwärtige Durchschnittserziehung thut jedoch — mit wenigen lobenswerten Ausnahmen — das gerade Gegenteil, indem sie durch Überbürdung des Gedächtnisses, durch vorzeitiges und unverstandenes Auswendiglernen das eigene, selbständige Denken und Urteilen nach Möglichkeit unterdrückt, wodurch der menschliche Geist an der Erwerbung der Fähigkeit gehindert wird, bei den ihm zur Entscheidung vorliegenden Problemen des Lebens die Gründe für oder gegen aufzufinden.

Die intellektuelle Erziehung hat, soll sie ihrer Aufgabe voll entsprechen, ein doppeltes Gebiet zu umfassen, einerseits die Erwerbung einer der individuellen Begabung und der nach Maßgabe derselben zu bestimmenden späteren Lebensstellung gemäßen, allgemeinen Bildung und andrerseits die

Erwerbung der Fachbildung für eine von der individuellen natürlichen Befähigung und Neigung abhängig zu machende Berufsthätigkeit.

Eine genaue Darlegung eines nach dem aufgestellten Prinzipe zu gestaltenden Erziehungsplanes müssen wir, als zu weit gehend, an dieser Stelle uns freilich versagen. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß selbstverständlich das weibliche Geschlecht von den Segnungen einer derartigen naturgemäßen Erziehung und von der Berechtigung, die erworbenen Kenntnisse in freier Berufswahl zu verwerten, nicht ausgeschlossen werden darf, sondern daß alle jungen Leute, ob Mädchen oder Knabe, immer aber in maßgebender Berücksichtigung ihrer persönlichen Fähigkeit, derselben teilhaft gemacht werden müssen.

Denn — worauf wir schon an verschiedenen Orten hingewiesen und was zu wiederholen wir nie ermüden werden — die einzig gerechte, die einzig vernünftige, weil zweckentsprechende Teilung der Arbeit ist eine solche, welche nicht dem sozialen Stande und nicht dem Geschlechte der Glieder der Gesellschaft, sondern ausschließlich ihrer individuellen Eignung gemäß eingerichtet ist.

Um das selbständige Denken, welches die Grundlage aller wahren Bildung und eines wirklich nutzbringenden Wissens bildet, zu entwickeln, soll, wie Sturm in seiner uns vorliegenden Schrift ausführt, vom frühesten Kindesalter an schon das Beobachtungsvermögen entwickelt werden, da die Gründlichkeit des ersteren von der Tiefe des letzteren abhängt. Das ganze Geistesleben des Menschen ist lediglich in dem Grade gediegen, als es seine Beobachtung ist, und je schlechter es mit unserem Beobachtungsvermögen steht, um so erbärmlicher und elender muß das selbständige Denken ausfallen.

Bei dem modernen Anschauungsunterricht wird, nach Sturm, eine sich steigernde Schärfe und Energie des Beobachtungsvermögens keineswegs entwickelt. Die Kinder erhalten darin lediglich allgemeine Begriffe über ein Haus, eine Kirche, einen Baum und dergleichen. Infolge der Vernachlässigung der eigentlichen Sinnespflege ist die Art der Einführung genannter Begriffe ungesund und verderbenbringend. Denn in demselben Maße als das Kind vielerlei allgemeine Begriffe dieser Art lernt, wird es in der Beobachtung allerdings vielseitiger; wenn aber nicht zugleich eine selbstständige Schärfung des Beobachtungsvermögens stattfindet, eine feinere Durchbildung des eigenen Urteils, so treibt der Mensch, ob Kind, oder Erwachsener, lediglich einer immer krankhafter werdenden Vielseitigkeit entgegen. Der heutigen oberflächlichen Vielwisserei ist dann Thür und Thor geöffnet, und die moderne Verflachung tritt an die Stelle der Gründlichkeit. Bei dem Vergleiche eines modern und eines naturgemäß erzogenen Kindes

sieht man, daß letzteres gewöhnt, d. h. darin geübt ist, seine Aufmerksamkeit genügend lange auf einen Punkt, beispielsweise eines Bildes, zu lenken, um sich dadurch bewußt zu werden, daß und was es sieht. Anders der „moderne" Zögling, dessen Aufmerksamkeit sich fast im Nu wieder abschwächt, um einem ganz unklaren Zustand des Sinnes- und Geisteslebens Platz zu machen. Dies kann man am besten bei epileptischen, also überhaupt hochgradig überreizten und überladenen Kindern beobachten. Die Folge davon ist, daß diese alles „übersehen", gewissermaßen demnach nichts sehen und daher auch nichts gründlich beschreiben oder erschöpfen können. Um derartige Zustände zu verhüten, ist eben nötig, die genügende Aufmerksamkeit zu züchten, d. h. jeweilig nur solche Dinge betrachten zu lassen, welche hinreichend einfach sind, die Kraft also befriedigen, ohne sie zu überbürden. Wird dieses System immer geeignet und in entsprechender Steigerung durchgeführt, so lernt das Kind stets genügend bewußt sehen, hören, kurz beobachten, woraus sich dann die Gründlichkeit der Anschauung von selbst ergiebt.

Der Mensch kann auch fremdes Wissen nur in dem Grade dauernd behalten, als er eigenes Wissen zu erwerben und festzuhalten vermag. Demnach hängt das Gedächtnis für fremdes Wissen, bezw. beide, von dem Grade der eigenen Denkfähigkeit ab. Hieraus folgert Sturm — in Übereinstimmung mit dem von uns Gesagten — daß die Übung des Gedächtnisses für fremdes Wissen, mit andern Worten, das Auswendiglernen fremder Gedanken und Urteile, naturgemäß nur in dem Grade betrieben werden darf, als das eigene, selbständige Denken Fortschritte gemacht hat. Eine Versündigung gegen diesen Grundsatz ruft jene Überreizung des Gehirnes hervor, welche die so häufige Folge der heutigen Erziehungsmethode ist.

Die Faktoren des Wissens und die Art desselben schreiben, nach Sturm, einen ganz bestimmten Erziehungsplan vor, bei dem immer das Notwendigere dem Selteneren, die Basis dem Aufbau voranzugehen habe. Das Notwendigste, was der Mensch mit seinem Geiste erfassen, was die Grundlage alles Wissens bilden soll, sei die Kenntnis seiner selbst. Damit sei nicht in erster Linie gemeint, daß jedermann tiefere philosophische Betrachtungen über sich anstellen soll, sondern vielmehr, daß jeder die Bedingungen und die Art seines Gedeihens kennen lernen muß, also die Gesundheitspflege, wie man sich schlechthin ausdrückt. In zweiter Linie muß er sich dann auch unterrichten über das Verhältnis zu seinem Mitmenschen u. s. w., worauf sich die Moral gründet. In ähnlicher Weise wird er über das Verhältnis zu den Tieren und Pflanzen, zur anorganischen Welt, über den gegenseitigen Einfluß aller Dinge, d. h. Zweckmäßigkeit zu unterrichten sein. Gehen wir nun hierbei in der richtigen Reihenfolge vom Einfacheren bis zum Komplizierteren vor, so haben wir ebenso reichlich wie

gründlich Gelegenheit, das selbständige Denken und im Anschluß daran, das Gedächtnis des Menschen zu entwickeln.

Unbedingt notwendig zur normalen Entwickelung des Menschen, sowie zur Erzielung höchstmöglicher Leistungsfähigkeit ist es, wie Sturm des weiteren ausführt, daß die Thätigkeit, wie die Erholung es gestatte, daß wir uns täglich mit allen unseren Kräften ausarbeiten können. Da aber der Mensch dreierlei Kräfte hat, körperliche, Sinnes- und Geisteskräfte, so folgt daraus, daß als naturgemäßer Beruf, beziehungsweise als solche Erholung nur diejenige Beschäftigungsweise angesehen werden kann, welche Gelegenheit giebt, sich täglich mit diesen drei Arten von Kräften genügend auszuarbeiten. Die Art dieser Thätigkeit ergiebt dann von selbst einen entsprechenden Wechsel zwischen geistiger (beziehungsweise Sinnes-) und körperlicher Art, so daß die einen Organe während der Arbeit der andern ausruhen können. Auf solche Weise wird der Organismus allein thatkräftig und zugleich arbeitsfreudig erhalten und jede Überanstrengung vermieden. —

Wenn wir uns auch Dr. Sturms in den Schlußzeilen seines interessanten Buches „Wohlstand für Alle" ausgesprochener Anschauung: „Die naturgemäße Erziehung verhütet und heilt alle körperlichen und geistigen, leiblichen und seelischen, individuellen wie sozialen Leiden; sie allein löst die soziale Frage"; — wenn wir uns also auch dieser Anschauung, wie bereits früher gesagt, nicht anzuschließen vermögen, weil wir glauben, daß die die „soziale Frage" hervorrufenden verkehrten und krankhaften Zustände der modernen Kulturwelt noch auf ganz andere Wurzeln zurückzuführen seien, als nur allein auf die einer unrichtigen, naturwidrigen Erziehung: so steht doch die hohe Bedeutung und Wichtigkeit einer vernünftigen und naturgemäßen Erziehungsreform so außer Frage, daß jeder Denkende eine baldige und gründliche Inangriffnahme einer derartigen Reform wünschen muß, und daß jeder, soweit es in seinen Kräften gelegen, für Anbahnung dieser pädagogisch-sozialen Reformarbeit und für Verbreitung der einer solchen zugrunde liegenden Idee das Seinige beitragen soll. Indem die Verfasserin dieses Aufsatzes durch die Mitteilung ihrer eigenen Gedanken über diesen Gegenstand, sowie jener des Autors des „Wohlstand für Alle" die Leser dieses Blattes zu aufmerksamer Beachtung dieser wichtigen Frage zu gewinnen hofft, glaubt sie, auch ihrerseits einen, wenn auch nur kleinen Stein der Grundfeste beifügen zu können, auf welcher durch vereinte Anstrengung energisch und aufgeklärt denkender Geister und von warmer, thatkräftiger Menschenliebe erfüllter Herzen sich der mächtige Bau einer nach den Gesetzen eines freien und zielbewußten Denkens vom Grunde aus neuzugestaltenden Erziehung der Jugend zu gesunden, kräftigen, guten und relativ glücklichen Menschen erheben soll.



Unser Dichteralbum.

Frühlingssehnsucht.

Weg muß ich von Tintfaß und Zimmerluft
In den blühenden Wald, wo der Kuckuck ruft! —
Hut her — und Trepp' hinab . . . .

Durch Straßen und Straßen — alle Laternen schon hell —
Endlich — hier — die dunkle Bank am Ulmenrondell, —
Einsam sitz ich, den Stock auf den Knien . . .

Sieh' — in der Droschke dort — gegenüber die mit dem grünen Licht —
Schlägt zum Kuß grad' eine den Schleier vom Gesicht, —
Sein Schnurrbart, wie prächtig er weht! —

Und dort die zwei, — rechts am Brückenpfahl
Gelehnt — Arm um Nacken — auf ihrem schwarz-roten Shawl
Ein Tupf Mondlicht. Wie sie an ihn sich schmiegt.

Mich durchzuckt's. — Und da wieder, — sein Gefreitenknopf
Blitzt — ihr Profilchen wie lieb! — Köpfchen tuschelt an Kopf —
Ihr Ohrring klirrt — sie schlendern waldein . . .

Ich spring' auf — will zum Teich — meine Stirn wird so heiß —
Etwas Wasser! — Pst! — ein Kahn — 'ne Cigarre glimmt, — leis
Wie Mädchenhut knistert's — nun still . . .

Ich fiebre bis in die Wimperspitzen hinein, —
O Frühlingssehnsucht — und kein Zopf, kein Schürzchen mein!
Einsam steh' ich am Ulmenrondell.

Süß und süßer voll Frühling hängt die Luft,
Aufschluchzen möcht' ich — und im Walde ruft
Ein Kuckuck . . . und ruft . . . und ruft . . .

Sommerrausch.

Auf der Wiese lieg' ich im Sonnenlicht,
Und drück' in den goldgrünen Klee mein Gesicht.

Durch tausend Poren und Pörchen tropft
Mir der Juli ins Herz, daß wie trunken es klopft.

Hinter Garbenhaufen schläft mittags-müd
Das Dörfchen; kein Hund bellt, keine Egge zieht.

Nur mein Finger aus Klee und Sonnenlicht
Ein paar sommerleuchtende Strophen flicht.

Köln. Carl Maria.

Ballabend.

Heiß jagte das Blut vom rasenden Tanz,
Und in den Augen düstere Glut —
In Deinen flackernden Blicken, da stand's
Geschrieben, da las ich es: „Hast Du Mut? . . . .“

Und im Alkoven, so treibhausschwül,
Versteckt in der Palmen exotischem Grün,
Da jauchzte ich: ja — und fort ins Gewühl
In rasendem Tanze flogen wir hin.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir traten hinaus in die schweigende Nacht, —
An der Ecke die Droschken in träger Ruh,
Droben der Sterne einsame Pracht.
„Zu mir jetzt, Geliebte!“ . . . Kutscher, fahr' zu! — — —

Auf See.

In schneller Fahrt, auf raschem Schiff
Hin, durch die flüsternde Nacht,
Da ist die Liebe wieder heiß
In meiner Brust erwacht.

Es lärmte das Maschinenwerk,
Der Schornstein Funken stieb,
Durch Wolken blickte bleich der Mond
Hin auf mein schönes Lieb.

Wir standen beid' an Schiffesrand,
Weich, leise wehte der Wind;
— Ach, der weiche, wollüstige Nachtwind hat
Verkuppelt dich mir, mein Kind.

Es lehnte mein Arm um deinen Leib,
Dein Haupt an meiner Brust,
Und in dein Ohr, da flüstert' ich leis
Worte von Lieb und Lust.

Die Wasser rauschten, es blinkte hell
Der Sterne schimmernde Pracht,
Wir fuhren Arm in Arm geschmiegt
Hin, durch die flüsternde Nacht.

Berlin. Kurt Heinrich.

Brautzug.

(Eine Vision.)

Die Wagen brausen vors Kirchenportal
Und ihnen entsteigen
Die Schwarzbefrackten,
Mit wichtigen Mienen
Und eifrigen Gesten,
Das weiße Sträußchen
Bei Orden und Bändern
Im Knopfloch.
Wie dunkle Wolken umdrängen sie
Die Braut, die lichte,
Die atlasleuchtende,
Schleierumwallte,
Myrtenbekränzte
Trägerin künftigen Seins,
Kommenden, sprießenden Lebens.
Ihr folgen die Frauen
In dunklen Spitzen
Und starrender Seide,
Mit ernsten Zügen,
Darein das Leben

Die Runen gegraben
Geheimen Weh's,
Verwüstender Wonnen
Versagten Glücks,
Ungenossen,
Ungeboren,
Im Keime gestorben ....
Sie alle schreiten
Zum Hochaltare
Hinan die Stufen,
Wo der Priester mit segnenden Händen
Den Bund besiegelt,
Den kalte Berechnung,
Den gierige Lüste,
Den Ehrsucht und Ichsucht
Und je zuweilen
In märchenseil'nen,
Wundergebor'nen
Stunden geschlossen auch — Liebe.......
Ein Murmeln tönt
Durch die stille Kirche;
Der Priester betet,
Der Priester belehrt.
Er predigt Eintracht
Und Liebe und Frieden
Und Treue und Milde
Und festes Beharren
In Lust und Leid;
Er spricht vom Tode,
Der einzig, alleinig
Den Bund soll scheiden,
Den tausendfach
Das Leben zerfasert
Zu allen Fristen,
In allen Gestalten,
Im Geist und Herzen,
In Sinnen und Fleisch .....
Und andachtweisend
Das Haupt geneigt,
Lauschen sie rings,
Die Wissenden alle;
Sie, die Erkenntnis
Gesäugt, die böse,
Grausame Amme,
Aus deren Brüsten
Der alles verekelnde
Giftstrom rinnet
Zersetzender Skepsis.

Auf sandigen Boden
Fallen die Worte göttlicher Liebe;
Keinem entkeimet,
Segenbefruchtend,
Die Saat des Guten.
Sie alle kennen
Das starre Erdreich
Der eigenen Herzen
Und lauschen schweigend
Und lächeln im Innern,
Selbstverhöhnend,
Selbstverachtend ......
Das bindende Wort,
Es ist gesprochen,
Und thorwärts wandelt,
Wie er gekommen,
Der heitere Zug.
Die leuchtende Braut,
Die ernsten Matronen,
Die Schwarzbefrackten
Und Ordengeschmückten,
Sie alle entschwinden
In rossebespannten, dunklen Gehäusen
Dem gaffenden Volke.
Die helle Vision
Löst sich in Dunst und Brodem
Der neugierkranken Menge.
Sie schauet nicht
Die Schatten,
Die lautlos huschen
Hinter den Wagen,
Ein zweiter Zug ....
Gespenstig wallen
Und wogen und ballen
Sie sich zusammen
Zu Nachtgebilden
Von schrecklichem Ansehn.
Das ungebor'ne
Leid und die Schande,
Der Jammer, das Elend,
Das unter gleißendem
Flitter verborgen,
Die Herzen zernaget,
Die Geister umnachtet,
Das Fleisch zerfrißt ....
Und über allen ragend,
Uber alle sich schwingend,
Und mählich tiigend

Den grausigen Haufen
Erhebt sich der gräßliche
Würger und Schlinger,
Saturngleich,
Der eisige Riese mit Glas und Hippe,
Der Tod . . . .
. . . .
Die Wagen brausen dahin
Im Sonnenlichte,
Verfolgt vom Neide
Der blöden Menge.
Sie schauet den Glanz
Und nimmer die Schatten.
Drum kann sie beneiden,
Drum kann sie begehren
Und weinend heischen
Und fluchend fordern;
Sie schaut nur den einen,
Den sonnigen Zug
Mit der schimmernden Braut,
Der atlasumleuchteten,
Schleierumwallten,
Myrtenbekränzten.
Nicht ihr Geleite,
Den Todtentanz des ewigen Menschenelends,
Des ewigen Fluchs, der
Unabweisbar,
Unvertilgbar,
Den Spuren folget
Der Söhne und Töchter Kains . . . . . .

Wien. Carola Bruch-Sinn.

Strandbild.

Die Wellen spülen ans Ufer sacht,
Auf Muscheln und bunte Kieselpracht.
Ein Toter liegt auf dem flachen Strand
Und hält in krampfhaft geballter Hand
Vom Grunde schmutziges, nasses Grün.
Still liegt er mitten im Sonnenglüh'n.
Das glasige Auge stier und groß,
Die breite Brust bis aufs Hemde bloß.
Das Haar zerweicht und die Wangen fahl,
Umspielt von der Sonne lachendem Strahl.
Zwei Kinder stehen und sehen ihn an,
Den toten, den bleichen, den ernsten Mann.

Im Urwald.

Die Sonne sinkt, ein golden flutend Meer,
Auf diesen grünen Wald, der steinern steht,
Als ob der Tod für ihn kein Herrscher wär'
Und nicht für ihn auch diese Zeit vergeht.

Die Stille schweigt. Mit Märchenaugen rings
Sieht dich Natur mit ihrem Zauber an.
Dir ist, als sähst du diesen Leib der Sphinx,
Vor dem kein Künstler keusch entfliehen kann.

Ein blauer Falter fliegt in Strahl und Glanz.
Kein Atemzug. Der Wipfel stille ruht.
Kein Weib — kein Wort — nicht Buße — und kein Tanz —
Nur diese stille, atemlose Glut.

Und nieder zwingt sie mich, der ich nicht will:
Dein Wille ist dem meinen unterthan.
Du bist mein Knecht. Darum, du Thor, sei still!
Für einen Knecht ziemt sich kein Königswahn.

Santa Izabel (Brasilien). A. v. Sommerfeld.

Henkersmahlzeit.

Jetzo will ich meine Henkersmahlzeit halten! —
Du mein Futter, Knabe! — komm herbei!
Alt ist Liebe mir und ewig neu;
Nichts noch spür' ich von Erkalten.
Lass' Dich lieben! —

Düst're Feuerbrände lodern mir im Herzen;
In des Lebens Mitte steh' ich da,
Nicht der Jugend, nein, dem Alter nah;
Qualvoll nagen Sehnsuchtsschmerzen.
Lass' Dich lieben! —

Meine weißen Arme sollen Dich umschließen;
Ach, schon seh' ich meinen schwarzen Sarg! —
Reichstes Leben bleibt noch immer karg;
Heiß Begehren, ew'ges Missen!
Lass' Dich lieben! —

Meiner Liebe Gier und Gluten sind Gewalten;
Du mein Opfer, halte Dich bereit! —
Rüste Dir Dein Totenkleid!
Henkersmahlzeit will ich halten.
Lass' Dich lieben! —

München. Charlotte Nisle.

Zur Warnung.

Ja, den gottverfluchten Stempel
Des Apolls, ich trag' ihn auch;
Und zum warnenden Exempel
Stellen mich, wie's nun so Brauch,

Alle Freunde und Bekannten
Ihren braven Knaben hin,
Und die Onkel und die Tanten
Fassen warnend sie am Kinn.

„Werdet nicht, wie Der geworden,
Dem wir längst es prophezeit,
Dem kein Amt und dem kein Orden
Würd' und Anseh'n je verleiht.

„Nie im Golde wird er wühlen,
Kluge Aktien stapeln auf —
Allzusehr ließ den Gefühlen
Er den unverschämten Lauf!"

Wien. Emil Rechert.

Der gerichtete Aar.

(Nach dem Englischen der Ella Wheeler.)

Eine Kräh', eine Eul', eine fette Gans,
Eine watschelnde Ent', eine Taub' ohne Schwanz,
Die kamen einstmals zusammen.
Sie hockten sich nieder und hielten Rat,
Und endlich beschloß man, — ja in der That,
Der Adler wär' zu verdammen.

Die Krähe sprach mit weisem Gesicht:
„Der Adler hebt sich zum Sonnenlicht
Gar unanständig verwegen.
Und man preist ihn noch drob, — so ward mir gesagt, —
Den Anarchisten, Gott sei's geklagt.
Man sollte das Handwerk ihm legen."

Drauf quakte die Ente: „Der Galgenstrick!
Junge Lämmer sterben vor seinem Blick.
Ich hab' ihn von jeher verachtet.
Manch schlimme Schandthat ward mir erzählt.
Drum sei als Strafe für ihn erwählt,
Wir lassen ihn ganz unbeachtet."

Es schnattert die Gans: „Es scheinen egal
Dem Adler Tugend zu sein und Moral,
Seine Sitten sind wirklich abscheulich!" —
„So ein häßliches Ding!" das Täubchen gurrt.
„Sie nennen ihn schön, — es ist zu absurd.
Ich finde ihn gradezu greulich!"

Nun kommt's aus der Eule hervorgekeucht:
„Ja, sicher, gewiß, — ich bin überzeugt,
Daß jeder die Wahrheit gesprochen,
Und Bürgerpflicht ist, daß dem schnöden Gauch
Nach altem, ehrwürdigen Väterbrauch
Das Flügelpaar werde gebrochen." — — — —

Doch hoch von schneeiger Felsenwand,
Die schimmernd ragt über Meer und Land
Und über Sümpfen und Grüften,
Da breitet die stolzen Flügel der Aar
Und hebt sich und hebt sich zum Äther klar
Und schwindet zu reineren Lüften.

New-York. Gottlieb Steger.

Die gestörte Predigt.

's ist Sonntag. Aus dem ganzen Forste wallen
Die Vögel her und setzen sich in Reih'n.
Dompfaffe predigt mit erhob'nem Bein,
Aus seinem Schnabel sanfte Worte fallen:

„Ja, Kinderchen, kommt nie euch in die Krallen,
Und hütet euch vor Liebesglut und Wein,
Erdrückt demütig eure Sinnenpein,
Dann hat der Herr an euch sein Wohlgefallen."

Da mault ein Rohrspatz aus dem Weidenstrauch:
„O Karl, wozu so fromme Worte machen,
Und du mit deinem prächtigen roten Bauch!"

Die andern Vögel kugeln sich vor Lachen.
Dompfaffe aber grün vor Zorn, wie Lauch,
Prallt in den Wald, daß alle Zweige krachen.

Durchgebrannt.

I.

War einst ein Affenpärchen durchgebrannt.
Nun schlich es wieder heimlich in den Garten,
Wo stumpf die Kameraden seiner harrten;
Es schlich ganz leise an die Gitterwand.

Das Männchen reckte seine Vorderhand
Hinein, daß sie mit offnen Mäulern starrten,
Und rief: „O ihr Gefoppten und Genarrten,
Kommt mit durch Baum und Flur und freies Land,

Ich riegle auf!“ Da war ein ängstlich Rennen.
Ein Köpfeschütteln und ein Köpfenicken,
Und endlich sagten sie mit frommen Blicken:

„„Wir können uns nicht mehr vom Käfig trennen,
Steigt nur allein auf eure freien Buchen,
Da müßt ihr ja das Futter selber suchen!““

II.

„Wer füttert euch?“ „„Daß unbekannt dies bliebe,
Wär' mir doch seltsam,““ sprach ein fetter Bauch,
„„Ei nun, der Gott des Käfigs! der bringt Lauch,
Kartoffeln, Rüben, grüne Weidentriebe,

Zwei Schüsseln täglich.““ „Wie oft kriegt ihr Hiebe?“
„„Nie, wenn wir duldsam denken und uns auch
Darnach betragen und nach gutem Brauch
In Frieden wandeln und in Nächstenliebe.

Und richtig leben!““ „Richtig?“ „„Ja, du Laffe,
Wir leben richtig, lautet sein Gebot,
Wenn wir es machen wie der große Affe!

Was lauft ihr fort? Seht, der dort auf den Beinen
Sich traulich wiegt und mit dem Schweife droht,
Das ist der große Aff', wir sind die kleinen.““

Konstanz. Emanuel von Bodman.



Sohnesrecht.

Eine Novelle von Norbert Falck.

(Berlin.)

28. März. Meine Mutter will sich wieder verheiraten. Sie hat es mir heute in ihrer liebevollen Art gesagt und dabei sorgsam auf meine Miene geachtet. Ich entgegnete ihr nichts darauf und that, als wäre es selbstverständlich. In ihrer achtjährigen Witwenschaft hatte sie bis heute niemals von einer Wiederverheiratung gesprochen, und so oft ein müßiger Gast darauf die Rede brachte, kurz das Gespräch abgebrochen. Ich glaubte immer fest, mein Vater, der von meiner Mutter sehr wiedergeliebt worden war, lebte noch allzusehr in ihrer Erinnerung. Mein Vater hat meine Mutter aus Liebe geheiratet. Sie war ein armes, schönes Mädchen gewesen und mein Vater ein reicher, schöner Mann. Als nach seinem Tode alle Papiere durchstöbert wurden, fiel mir ein Päckchen Briefe in die Hände, die Liebeskorrespondenz meiner Eltern. Die Briefe zeugten von heißer Liebesleidenschaft und rührten und entzückten mich durch ihren innigen, süßen Ton. Ich freute mich innerlich gar sehr, daß ich die Frucht solch warmer Liebe sei, und hatte ich meine Eltern stets hoch verehrt und kindlich geliebt, so ward meine Liebe nun eine hingebende Schwärmerei.

Und meine Mutter ist noch ein schönes Weib. Ich habe es gestern erst so recht wieder gesehen, als sie sich putzte, ins Konzert Ondritschek zu gehen. Ihre hohe, üppig elegante Gestalt ist ungebeugt, die blühende Farbe ihrer Wangen ist unverbleicht, und ihr schwarzes Haar glänzt in reicher Fülle. Leben strahlt aus ihren großen, dunkeln Augen, und in dem roten, kleinen Munde schimmert ein makelloses Gebiß. Sie ist neununddreißig Jahre alt, in ihrem siebzehnten ward ich ihr Sohn. — Sie hat sich viel darüber entschuldigt, daß sie heiraten wolle. Wie lange würde es dauern, meinte sie, würde ich eine Frau heimführen, und das Verhältnis zwischen ihr und mir werde gelöst sein; denn ein störendes Mitglied der jungen Familie werde sie nicht sein wollen, aber in abgeschlossener Einsamkeit ihr Leben zu verbringen, habe sie keine Lust. Jemand, der ihr vollstes Vertrauen verdiene, habe nun um ihre Hand angehalten, und sie möchte nicht nein sagen. Meine Mutter hat, wie ich, ein Vermögen von 100000 Gulden vom Vater geerbt. Wir leben von dem gemeinschaftlichen Einkommen ziemlich vornehm, und ich bedeutete ihr darum, daß ihre 100000 Gulden eine große Mitgift seien und warnte sie sehr eindringlich vor Spekulanten. Da ward sie eigenartig rot und wollte etwas Heftiges sagen, doch ich sah,

wie sie sich bezähmte. Das sei ihre Sache, sagte sie, und sie gehe immer sicher. Mein zukünftiger Vater — wie mich das Wort berührte! — habe ein Vermögen, welches das unsere mindestens zehnmal übertreffe. Ein Mann, im Anfange der fünfzig, geistreich und liebenswürdig, ein Deutschrusse, der lange Jahre in Paris und Madrid gelebt habe. Er sei auch ein schöner Mann, und ich würde ihn sicherlich lieb gewinnen. Auch er sei Witwer und Vater einer achtzehnjährigen Tochter, die in Graz bei Verwandten erzogen werde. Das alles aber sagte mir die Mutter nicht im Geschäftstone, nein, es vibrierte in ihrer Sprache ein wärmerer Klang, der mich stutzen machte. Später brachte der Briefträger ein kleines Schreiben von ihm, in dem er seinen Besuch für heute Abend acht Uhr ankündigte. Den Brief ließ mich die Mutter nicht lesen, nur das Couvert konnte ich zur Hand nehmen, und ich sah eine feine, nervöse Schrift. Das Couvert duftete von einem Modeparfüm, ich legte es hin und verließ, kurz grüßend, das Zimmer. Ein eigenartiges Gefühl hatte mich ergriffen, daß ich nicht länger dableiben konnte. Wenn ich je an eine Wiederverheiratung meiner Mutter gedacht hatte, so hatte ich eine Ehe im Sinne, die mehr konventionelle Verbindung, mehr Genossenschaft war, als wirkliche Ehe zu Ehezweck. Was ich meiner Mutter nun anmerkte, war das gerade Gegenteil. Ich konnte den Gedanken nicht ausdenken, so absurd erschien er mir. Meine Mutter sollte einen Mann lieben und aus Liebe heiraten. Erschien mir der Gedanke zuerst barock, so peinigt er mich jetzt. Ich kann mir meine Mutter doch nicht als Geliebte irgend wessen vorstellen, denke ich aber an ihre hohe Schönheit, wird mir alles begreiflich, aber zulässig wird es nicht, es bleibt Unmöglichkeit, mein Innerstes sträubt sich dagegen, es ist wie eine Empörung im Blute. — Ich grüble, wie das möglich geworden sei, seit wann die Sache schon bestehe. Von gestern ist das nicht, sicherlich nicht. Ich entsinne mich eines Abends, da meine Mutter sehr spät aus der Oper nach Hause gekommen war. Sie war eigenartig erhitzt und erzählte gar nichts. Das war ganz gegen ihre Gewohnheit zu kritisieren und zu nörgeln, sie gab mir wirre Antworten, schützte Kopfweh vor und ging zu Bette. Um zwei Uhr war sie noch wach. Ich schenkte dem nicht die geringste Beachtung, aber heute weiß ich bestimmt, daß sie an jenem Abende die Bekanntschaft gemacht hat. Von damals an besuchte sie das Theater Abend für Abend, und wenn ich sie dahin begleiten wollte, lehnte sie zwar nicht ab, aber ich merkte stets, es sei ihr unlieb, und drang nicht weiter in sie. Ich weiß es nun, daß sie zum Rendezvous ging. Ich kann mich nicht einleben in diese Thatsache. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu Mittag wollte ich schweigsam sein, doch das außergewöhnlich lustige Geplauder meiner Mutter machte mich munter, wenngleich ich meine Heiter-

keit sehr erkünsteln mußte. Ich fühlte deutlich, wie unter der Heiterkeit der Mutter sich eine aufmerksame Beobachtung meines Thuns und Gesichtsausdruckes verbarg, wie sie darauf wartete, eine Äußerung über ihr Eheprojekt zu hören. Sie wußte auf die geschickteste Weise immer wieder darauf zurückzukommen, doch ebenso geschickt wich ich aus, ich wollte nichts sagen, denn ich hätte ihr dabei nimmer in die Augen blicken können. Und sie schien das zu wissen, denn sie schwieg, aber ihr Schweigen war ein stiller, verstimmter Vorwurf. Sie ist jedoch viel zu stolz, um vor mir etwas wider Willen zurückzuhalten und sprach bald von ihrer demnächstigen Verheiratung und von den Vorkehrungen, die sie dazu zu treffen habe. Heute Abend werde sie sich verloben, und es komme in sämtliche Journale; denn er habe große und weitreichende Verbindungen. Ich solle nur recht freundlich sein. Schweigend aß ich meine letzte Omelette und trank das Weinglas leer. Als sie mich scherzend fragte, ob sie nicht eine ganz hübsche Braut sei, sprang ich auf: „Laß das, Mutter!" rief ich. In dem Tone lag so viel Widerwille, daß sie bleich ward. Ich verließ den Salon, ohne mich umzuwenden, ich wollte ihre Augen nicht sehen. — — — — — — — —

Ich werde heute abends nicht zu Hause sein. Ich will ihn nicht kennen lernen, ich will ihn nicht sehen, ich bringe ihm eine tiefe Abneigung entgegen, ohne ihn zu kennen. Der Mann meiner Mutter, der nicht mein Vater ist! — Wunderlich.

Tagtäglich höre ich von Witwenverheiratungen, ohne darin was Außergewöhnliches zu finden. Ich habe Freunde, die Stiefväter haben, und die in diesem Verhältnisse sich ganz wohl befinden. Aber ich kann nicht zur Ruhe kommen. Ich werde die Sache hintertreiben, ich werde meine Mutter eindringlich sprechen, ich werde ihr das Unwürdige ihrer Handlung erklären, ich werde sie auf das gleichsam Unsittliche solchen Thuns aufmerksam machen, ich werde offen sein und unbarmherzig eine Sprache führen, die ich meiner Mutter gegenüber niemals gewagt hätte. Es ist garstig, aber es muß sein. Ich kann es nicht Pflichtgefühl gegen meinen toten Vater nennen, es ist ein innerer Drang, es ist ein gesundes, natürliches Empfinden in mir. Ich betrachte meine Mutter als eine unantastbare Person. Meine Gebärerin darf nicht das Liebesobjekt eines fremden Mannes werden. Ich werde sie bitten, ich werde alle meine Kraft und allen meinen Einfluß auf sie aufbieten, und sie wird nachgeben; denn sie liebt mich und sie hat Schamgefühl. Ich habe doch ein Recht auf eine Einwirkung, ich, ihr Sohn. Mein innerstes Empfinden will in meiner Mutter jede Lust und jeden sinnlichen Drang erstorben wissen. An das Gegenteil zu denken, ist für mich eine schmerzende Pein. —

Wenn sie nur nicht so schön wäre und so jung!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

29. März. Ich möchte beinahe über mich lachen, und mich einen mächtigen Narren nennen. Wie einfach ist doch das Verhältnis meiner Mutter, und ich gehe zwei Tage herum in einer verrückten Empfindung. Als hätte meine Mutter stehlen und hehlen, kuppeln und morden wollen, erschien mir diese so einfache Thatsache, daß sie eine neue Ehe eingehen wolle. Und welch vorteilhafte Ehe! Er hat Verbindungen mit den höchsten und erlesensten Kreisen großer Städte, einflußreiche Bekanntschaften, die mir früher oder später sehr zu Nutzen sein werden. Er soll in Paris eine allgemein bewunderte paläontologische Sammlung haben, und eine kostbare Bibliothek. Er soll ein allgemein beliebter Gast in den Häusern der größten wissenschaftlichen und künstlerischen Celebritäten sein — was mir, dem leidenschaftlichen Liebhaber der schönen Künste, dem künftigen naturwissenschaftlichen Forscher, doch das denkbar glücklichste Moment werden kann. Freilich bedarf er eines großen Teiles des Kapitals meiner Mutter zu einer Unternehmung, die aber außerdem, daß sie das aufgewendete Geld reichlich einbringen, noch einen großen idealen Nutzen für die Kunst und Wissenschaft ergeben würde. Es handelt sich ihm um die Gründung einer wissenschaftlichen und künstlerischen Revue, wie sie in ähnlichem Umfange noch nicht dagewesen ist. Erste Künstler, Schriftsteller und Gelehrte sollen zu ständiger Mitarbeiterschaft herangezogen werden, ein von einem seiner jungen, künstlerischen Schützlinge entdecktes, neuartiges Reproduktionsverfahren zum erstenmale angewendet werden. Das Vermögen meiner Mutter soll natürlich sichergestellt werden. Ich begreife es vollkommen, daß sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit auf alle Anträge ihres Bräutigams eingeht; denn für sie, die lange Jahre von einer Bethätigung ihrer Fähigkeiten träumte und die stets zu einem zurückgezogenen, häuslichen Leben verurteilt war, bedeutet die neue Ehe eine große, Licht und Farben verbreitende Veränderung. Sie wird nun groß Haus führen, geistreiche, anregende Gesellschaft haben, in einem Jahre mehr erleben, als in fünfzehn früheren. Und das war immer ihre Sehnsucht! Die liebe, gute Mutter! — Heute werde ich ihn kennen lernen. Ich wünsche sehr, daß ich ihm keine Verliebtheit anmerken möge, und auch meine Mutter möchte ich gerne frei sehen von jeder wärmeren Zuneigung. Denn ich kann trotz aller vernünftigen Reflexion eine Empfindung des Unrechtes und eines Gestörtseins nicht loswerden. Zweifellos, ich bin sehr voreingenommen. Ich fürchte, daß mir die nötige Objektivität fehlen wird zu Beobachtung und Urteil.

— —

Unser kleiner, ganz in dunkelblau und gelb gehaltener Salon war aufs Eleganteste herausgeputzt worden. An Stelle einiger unmodernen Stücke wurden allerneueste beschafft, die verständige Hand meiner Mutter hatte ein

reiches Arrangement besorgt. Ich war auf meinem Zimmer geblieben und hatte ersucht, mich rufen zu lassen, wenn es Zeit sein würde. Da wanderte ich nun rastlos auf und nieder. Das überlebensgroße Bild meines Vaters sah mich so eigentümlich an. Es schien gekränkt. Ich betrachtete es lange und auch das Bild meiner Mutter, meiner schönen, geliebten Mutter. So oft ich von irgend einem Bekannten, Freunde oder Verwandten etwas erfahren habe, was ich ihm nicht zugetraut hätte, forsche ich in seinem Porträt nach den Zügen, die die neue Charakteränderung physiognomisch bedingen. Lange forschte ich im Gesichte meiner Mutter, doch ich fand nichts Neues. Es war dasselbe schöne, regelmäßige Gesicht, dieselben großen und gescheiten Augen, die ganze, bekannte, herzensgute Harmlosigkeit. Ich stellte das Bild hin. Ich wollte im Original lesen, ich wollte heute strenge beobachten, auf die geringste Regung lauern. Es war finster geworden, und ich zündete meine Lampe an; denn ich wollte absolut nicht früher hinein, als bis er gekommen sein würde. Von einem Zusammensein mit der Mutter erwartete ich nichts Gutes, denn mein richtiges Empfinden läßt sich von Verstandesgründen nicht totmachen. Ich blätterte in einem neuen Novellenbande, gedankenfern und versonnen, als sich leise die Thüre öffnete und meine Mutter eintrat. Ich war ihr tagsüber ausgewichen, und das mußte sie beunruhigen. Ich erschrak leicht und stand auf. „Robert," sagte sie, und ich fühlte, wie sie die Worte preßte — „Robert, was hast Du gegen mich?"

„Nichts, gar nichts, Mutter!" Ich klappte das Buch zu und wollte ihr gleichgültig ins Gesicht sehen.

„Warum bist Du denn so verändert? Warum sprichst Du nichts mit mir? Du bist ja ganz kalt und feindselig. Wenn Du gegen mein Vorhaben etwas einzuwenden hast, dann sag' es frei heraus!"

„Ich habe Dir nichts zu sagen, Mutter — heute nicht!"

Ich schritt auf und nieder. Meine Mutter stand beim Tische, und der volle Lampenschein lag auf ihr. Sie war schon zum Empfange angekleidet. Ein lilafarbenes Atlaskleid mit bordeauxroten Volants trug sie. Der schöne Hals war frei und das üppige Haar hoch gesteckt, eine rote, stark aufgeblühte Rose darin.

„Warum sagst Du, heute nicht?" fragte sie, und ihre Stimme klang ganz ungewöhnlich fest. „Was Du mir ein andermal sagen willst, das sage heute, denn heute entscheidet sich alles."

„Ich kann es nicht sagen, Mutter — weil — —"

„Nun, weil — —"

„Weil Du — meine — Mutter bist!"

Und ich an ihr vorbei, hinaus, und ließ die Thüre offen. In den Salon ging ich, und warf mich auf ein kleines, türkisches Sofa.

Ich lag und träumte und hatte überhört, wie die Mutter auch hereingekommen war. Erst, als sie eine Kleinigkeit vom Kaminsimse warf, bemerkte ich sie. Sie sprach kein Wort. War sie aufgeregt über mein Gebahren, hatte sie meine Antwort verletzt, oder harrte sie ungeduldig des Besuches? Ich nahm das letzte an, denn es paßte in meine feindselige Stimmung.

So saßen wir und warteten. Sie war ungeduldig, und ich merkte ihr große Sorge um mich an; ich ward nervös und pfiff leise vor mich hin, bis das Mädchen die Thüre öffnete. Mit einem sehr sonoren: Guten Abend! trat ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann ein. Er trat auf meine Mutter, die ihm entgegengegangen war, zu und küßte ihr die Hand — sie war rot geworden und stellte mich vor: Mein Sohn Robert — Herr Viktor Schleiden. Er musterte mich rasch, mit blitzenden, dunkelblauen Augen und strich sich dabei über den feingepflegten, schönen, tiefschwarzen Vollbart, der in zwei elegante Spitzen ausgeht und ein wenig gefärbt sein mag. Sein großer Kopf hat einen leichten Ausflug von Glatze. Die Hand, die er mir reichte, ist groß und fein, aber schlaff und welk. „Habe schon von Mama viel Schönes über Sie gehört," sagte er und setzte sich. Seine Stimme hat etwas Sattes, Dunkles. Er richtete sofort seine Aufmerksamkeit auf meine Mutter. Schon die Art und Weise, wie er sie anblickte, dieses Verliebte der Augen empörte mich, und als er seinen Fauteuil dem meiner Mutter näher schob, rückte ich meinen unwillkürlich weiter. Der ganze Mann macht auf mich den Eindruck eines abgelebtes Roués. Ich erkannte in ihm sofort den Weltleber, der vielgeliebt, in Sachen der Liebe zu großer Bravour gekommen ist und sich zum Beschlusse eine Extravaganz erlauben will. Er genierte sich nicht im Geringsten vor mir, und ich staunte über das Benehmen der Mutter, für die ich ebenfalls nicht dazusein schien. Er plauderte bunt durcheinander von den verschiedensten Dingen. Von seinen Reisen, von Abenteuern, von Kunst.

„Sie sollten nach Paris, junger Mann!" wandte er sich dann an mich. „Sie haben Vermögen, und die Rente zu verputzen, lohnt nur dort. Dort haben Sie das kondensierte Leben, die höchste Potenz der Welt, die Summe des Erdengenusses. Wie ich so alt war, wie Sie — Sie sind fünfundzwanzig —?"

„Zweiundzwanzig," sagte meine Mutter.

„Zweiundzwanzig! — Sie sind sehr entwickelt für Ihr Alter. Sie haben ein prächtiges Körperkapital. Ja, mit zweiundzwanzig Jahren war ich mit Petersburg fertig. Sie studieren Philosophie?"

Ich nickte bejahend.

„Ganz charmantes Studium. Viel Pedanterie dabei. Mehr so geistiger

Eiertanz, nicht wahr? — Ist nichts Ganzes mehr! Die Naturwissenschaft ist heute obenan! Aber Sie sind Ihrer Mama gar nicht ähnlich."

„Er ist ganz der Vater," sagte meine Mutter, ein wenig stolz lächelnd. „Nur die Augen sind mein."

„Schöne Augen. Prächtige, warme Augen!"

Dabei blickte er meine Mutter an. Es war der verliebte Blick des entzückten Seladon.

„Solch ein Sohn, und noch solch eine Mutter! Man möchte es nicht für möglich halten!"

Er sah mich mit Wohlgefallen an, ich hatte aber nicht Lust, seinen Blicken zu begegnen. Ich starrte zum Plafond, mir ward peinlicher von Minute zu Minute. Ich wäre am liebsten aufgesprungen. Doch ich wollte nicht wunderlich scheinen, schwieg also und bemühte mich, jedes unliebe Wort zu überhören. Ich fühlte bald, daß er mich für einen Idioten hielt und danach sein Gespräch einrichtete. Er fragte mich läppische Dinge; läppischer antwortete ich, mir lag nichts daran, welche Meinung er von mir bekam. Als die junge, ungarische Köchin Speisen auftrug, sah ich, wie er sie prüfend betrachtete, mit den schätzenden, spekulierenden Blicken des Weibergourmands. Ilka hatte schöne Arme, und sie trug sie frei, in ihrer vollen, weißen Rundung. Ein kleines Rußfleckchen am linken Oberarm machte diesen reizender. Ich sah, wie er gerne nach dem Arme gegriffen hätte. Ich übertreibe nichts, ich bilde mir nichts ein, ich dichte ihm nichts an. So oft die Köchin eintrat, waren seine Blicke auf ihr. Er lobte ihre Küche, ihre weiße, schimmernde Schürze gefiel ihm, und ihr weißes Spitzenhäubchen.

„Es ist gut, wenn man eine hübsche Köchin hat," sagte er vor ihr, „und wenn man weiß, daß sie das Essen bereitet hat, erhält dieses eine neue, pikante Würze." Ich glaube, daß er diese Trivialität absichtlich sagte, nur um dem feschen Mädchen zu schmeicheln.

Ilkas hübsches Gesicht mit dem kleinen Näschen ward ganz rosig. Dann sagte sie, so lachend, daß ihre Zähne schimmerten:

„Jo, gnädiges Herr. Wonn is kaine Paprika, nutzt nix schönste Madel!"

Und husch, war sie draußen.

Wir mußten alle lachen, denn Ilka spricht so komisch und vermutet beim unschuldigsten Worte einen Hinterhalt.

Als meine Mutter vorlegte, bewunderte er ihre kleinen schönen Hände.

Dadurch mußte ich diese auch betrachten. Sie sind wunderschön, diese Hände, die ich schon hunderttausendmal geküßt habe, ich kenne sie ja schon so lange, aber nun war einer da, der sie mit anderen Augen betrachtete, mit anderem Sinne, mit anderen Wünschen. Dabei bemerkte ich, daß sie neben dem Ehering einen ganz neuen, feinen Goldreif mit blitzenden Brillanten

trägt. Die Blicke, die sie für ihn hatte, waren voll Bewunderung, Liebe und Sehnsucht. Das verstimmte mich noch mehr. Ich hätte das nie von meiner Mutter gedacht, und ich ward mit einem Male sehr traurig, und diese Traurigkeit ließ nicht von mir. Ich hörte fast gar nichts, mechanisch, ohne Lust aß ich, trank ohne Verlangen, nur zeitweise aufgerüttelt durch ein helles Lachen der Mutter, durch ein lautes Wort Schleidens. Der Wein schmeckte ihm und er glühte in froher Stimmung. Auch die Mutter war rot, und sehr heiter. Ich sah, daß sie einander näher gerückt waren, und daß er ihre linke Hand in seiner rechten hielt. Als sie getrunken hatte, nahm er rasch ihr Glas und setzte es an jener Stelle an den Mund, wo ihre Lippen gesogen hatten. Diese gewöhnliche, alberne Komödie, die in ihrer schalen Verliebtheit mich stets so anwidert. Und nun gar jetzt, da meine Mutter daran beteiligt war. Die Scene erschien mir geradezu ekelhaft, und ich mußte mich abwenden. Um meine Aufregung zu verbergen, rauchte ich mir eine Cigarette an und umgab mich mit Wolken, damit ich nichts sehe.

„Aber, warum sind Sie denn so stille?“ rief er plötzlich. „Sie sitzen da wie ein dampfender Teufel, ohne dessen Temperament. Stoßen wir an!“

„Sei froh, daß Dein Teufel so wenig Temperament hat, sonst wärst Du schon lange durchs Fenster auf das Pflaster hinuntergeflogen!“ dachte ich bei mir, stieß aber mit ihm an. Doch ich trank nicht, stellte das Glas unberührt hin, entschuldigte mich kurz und verließ den Salon. Ich wanderte durch alle Zimmer. Mein Unbehagen stieg von Minute zu Minute, ich war in Rauferstimmung. Es hätte mir gut gethan, wenn ich nach Lust hätte alles zertrümmern können, was mir im Wege stand. Im Hin und Her stand ich auf einmal wieder im Salon. Er saß am Flügel und spielte und sang; die Mutter stützte sich auf den Stuhl, auf dem er saß. Er sang mit einer schönen, dunkeln Barytonstimme von seltenem Schmelz das Heine-Mendelssohnsche: „Allnächtlich im Traume seh ich Dich, und seh Dich freundlich grüßen, und laut aufweinend stürz ich mich zu Deinen süßen Füßen“. Er sang so schön und so innig, daß ich anfangs übersah, wie die Mutter ihren Kopf an seinen Kopf lehnte. Sie wußten beide nicht, daß ich da sei, und wie er zum leidenschaftlichen Schlusse des Liedes kam — umarmte er meine Mutter, und sie küßten einander innig und lange. Die Wirkung des Liedes war auf mich eine so starke gewesen, daß ich die Küsse begriff. Ich vergaß ganz, daß es meine Mutter war, die einen fremden Mann küßte in warmer Hingerissenheit und geküßt ward in lüsterner Begierde. Der nächste Moment aber brachte mich zum Wachen, und ich trat geräuschvoll auf. Meine Mutter war leicht verlegen, er jedoch lachte und trat auf mich zu. Wir standen einander gegenüber, in voller Höhe, er breiter als ich, doch nicht größer.

Die smaragdenen Knöpfe seines Vorhemdes funkelten. Die Feindseligkeit, die aus meinen Augen brach, schien er nicht zu bemerken. „Herr Robert — Sie gestatten doch, daß ich Sie so nenne?“ fragte er. Ich nickte.

„Wenn jemand ein Mädchen liebt, geht er zum Vater und bittet ihn um die Hand seiner Tochter, nicht wahr?“

Ich zuckte die Achseln.

Er lächelte ironisch.

„Sie wissen das nicht? Dein Sohn, Hermine, ist merkwürdig unwissend!“

Wieder lachte er. Meine Mutter lächelte, aber ich merkte, wie sie gespannt war auf jedes meiner Worte.

„Nun, Herr Robert, ich liebe Ihre Mutter.“

Er sagte das breit, behaglich, mit dem abwartenden Tone, in dem man einem Knaben ein Rätsel aufgiebt. Er wartete auf ein Wort von mir, aber ich schwieg.

„Bei wem soll ich nun um ihre Hand anhalten? Ich thue es bei Ihnen, der Originalität halber — geben Sie mir Ihre Mutter?“

„Wenn sie sich Ihnen giebt, dann kann ich nichts dagegen haben, ich habe nichts zum Verschenken.“

„Dann ist von heute an Ihre Mama meine Braut.“

Die Mutter sah mich durchdringend an, ich hielt aber ihren Blick aus, und sie schlug den ihren nieder. Ich fühlte, wie in mir ein Gewitter emporstieg, und ich empfand Sehnsucht nach einem lärmenden Losbruch.

„Warum sind Sie denn so sehr erregt,“ fragte er nach einem Weilchen.

„Sie sind ja scheu, wie ein Backfisch, der die erste Tanzstundenkolonne besucht. Was bedeutet denn das?“

„Wenn eine Mutter Verlobung feiert, wird doch der Sohn nicht gar so gleichgültig sein“, sagte ich scharf.

„Ach — das ist die Quelle Ihrer Erregung?“

Er lachte.

„Nun, wenn Sie nicht der Sohn Ihrer Mama wären, könnte ich Sie für eifersüchtig halten!“

Meine Mutter lächelte.

„Ach, ja, Viktor, es ist Eifersucht! Er hat mich zu lieb und fürchtet, es werde ihm jetzt Abbruch geschehn. Nicht wahr, das ist es, Robert?“

Sie sah mich dabei so liebevoll an, so innig mütterlich, aber sein breites, hämisches Lächeln zerstörte die so wohlthuende Wirkung. Dieser Mann ist mir ein Greuel.

„Also Eifersucht?“ lachte er. „Nun, ich werde auf der Hut sein!“ Er sah so ironisch besorgt drein, er machte sich offenbar lustig über mich.

„Keine Sorge, Robert!“ sagte meine Mutter. „Ich werde alles, was ich an Liebe habe, redlich teilen zwischen Dir und Deinem neuen Vater.“

Jetzt packte es mich. Dieses eine Wörtchen „Liebe“ gab mir den Rest.

„Es giebt eine Liebe, die eine Gemeinheit ist! Eine Sünde und Schande!“ rief ich. „Und eine solche ist Eure Liebe!“ Und rasch eilte ich zur Thüre. Die Treppen hinab flog ich auf die Straße, in der mich das flutende Nachtleben aus der Hitze riß. Was sagten jetzt die oben? Was sagte die Mutter? Sie wissen nun beide, was ich von ihnen denke, und werden Einsicht haben und ablassen. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Die Umgestaltung meines Familienverhältnisses zerwirft meine innere Ordnung, als gestalte sich die menschliche Gesellschaft jäh um. Aber ich werde jede Schranke niederbrechen, jedes Band zerreißen. Meine Mutter darf nicht heiraten! Sie ist das einzige Wesen auf der Welt, das ich hochachte, ich will sie unverändert weiter behalten, als meine gute, liebevolle Mutter, ich will sie keusch und rein, so wie sie bis heute war. Ihr gegenüber vergesse ich den Akt, durch den ich ward, die unbefleckte Himmelskönigin, die jungfräulich des Knaben ledig ward, wird mir begreiflich im Anschaun meiner Mutter. Und so will ich mir sie weiter behalten, in ihrer ganzen Reinheit und Heiligkeit. Ich werde mit ihr sprechen. Ich werde ihr alles sagen, rücksichtslos, hart. So schwer es mir fallen wird, eine so brüske Sprache mit meiner Mutter zu führen, ich muß es thun, denn unterlasse ich es, so fällt alle Schuld auf mich, und ich kann dann nur mich anklagen. Sie ist doch so gut, sie ist doch so klug, sie wird mich ja verstehen, ohne daß ich die häßlichen Worte zu sagen brauche. Sie sollte es mir ja aus den Augen lesen! Ach Gott, hätte mir das jemand vorausgesagt, ich hätte ihn geohrfeigt. Ob sie mir mein brüskes Benehmen von gestern Abend vorwerfen wird? Mag sie nur! Es ist dann der beste Anknüpfungspunkt. Bin ich erst gereizt, dann schütte ich aus, was mein Herz so überfüllt, und hat sie erst alles gehört, dann ist sie wieder mein, und der Fremde ist vergessen und ausgestrichen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

2. April. Ich habe es gethan. Zum erstenmale seit meiner Kindheit habe ich meine Mutter in Wut gebracht. Daß sie so sehr in Zorn geraten würde, hatte ich nicht gedacht, gar weil sie so ruhig war, als ich zu ihr ins Zimmer trat. Ihre Schneiderin war gerade bei ihr gewesen und hatte Maße zu verschiedenen Toiletten genommen. Auf dem Tische lagen Modeblätter und Musterfleckchen verschiedenfarbiger Stoffe. Die Mutter sprach kein Wort zu mir. Ich glaube, daß sie meinen Empfindungen schon auf der Spur war. Ich ging einigemale auf und ab, vertrat den Teppich und aß etwas Backwerk, das in einem silbernen Behälter auf dem

Kredenzkasten lag. Mich fraß der Ärger, daß mir die Mutter keinen Anlaß bot, loszubrechen. Im Spiegel sah ich, wie sie mir mit den Augen folgte. Sie wartete gewissermaßen, und ich glaube, sie war kampflüstern. Das hob mich. Ich warf mich auf das Sofa und streckte die Füße weit von mir. Die Mutter betrachtete, scheinbar vertieft, die Modeblätter. Sie trug heute ein zinnoberrotes Hauskleid mit schwarzen Tupfen, das sich ihren weichen Formen eng anschmiegte. Das Brillantbouton in ihrem linken Ohrläppchen hing locker. Ich wollte es ihr sagen, sprach aber dennoch kein Wort. Ich glaube, daß ich in jenen Augenblicken auch nichts gesagt haben würde, wenn die Schleppe ihres Kleides Feuer gefangen hätte. Mich kann eine verschobene Halskrause in nervöse Unruhe bringen, aber ich empfand das lose Ohrgehänge als eine wohlthuende Pein, als ein erregendes Stimulans. Nur das Losungswort fehlte mir. Es brachte mich auf, wie man als Mutter eines zweiundzwanzigjährigen Sohnes so dastehen und Putz ausspekulieren könne. Flitter, um sich vor einem Manne schön zu machen.

Aber ich fand dennoch kein Wort, um beginnen zu können. Ich hatte eine eigenartige Empfindung, wie wenn einem ein Speisenrest zwischen den Zähnen steckt und nicht herauszustochern geht. Ich zwirbelte am Schnurrbarte, ich drehte die Ringe der Uhrkette, und auf einmal fuhr es mir heraus. Ganz laut, lauter, als ich sonst spreche.

„Sage mir, Mutter, warum heiratest Du denn eigentlich?“

Und fest sah ich ihr in die schönen, dunkeln Augen, die mich groß anblickten, als hätte ich etwas Merkwürdiges gesagt, und wie jemand dreinschaut, der das Erwartete eintreffen sieht.

„Und warum fragst Du?“ war ihre Antwort. Es sollte gleichgültig, obenhin klingen, doch der Ton zitterte.

„Ich habe doch wohl ein Recht zu fragen,“ sagte ich.

„Bis zu einer gewissen Grenze!“

Das war fest gesagt und deutlich.

„Wenn ich aber nicht weiß, wo diese Grenze beginnt?“

„Dann sollst Du schweigen!“

Und sie blätterte in den Musterbogen.

„Du irrst, Mutter, wenn Du mich schweigen heißt. Du weißt doch ganz gut, daß ich keinen Gedanken zurückhalte, auch Dir gegenüber nicht!“

Sie blickte von ihren Zeitungen nicht auf, trotzdem sie sehr erregt war.

„Und was willst Du denn vor mir nicht zurückhalten?“ fragte sie dann, ohne aufzublicken.

„Daß ich Deine Heirat nicht begreife, daß ich Dich ganz und gar nicht verstehe. Ich will die eigentlichen Gründe kennen, die Dich bestimmen!“

„Habe ich Dir nicht vor einigen Tagen alles gesagt.“

„Ach, das war ja nur so ein Gerede. Du kannst doch unmöglich glauben, daß Du mir je im Wege sein wirst! Du weißt gut, wie sehr ich Dich verehre und liebe, weil ich davon überzeugt bin, daß Du meine Gefühle kennst! Wenn er Geld braucht zu einem Unternehmen, so giebt's ja noch wen, der auf Pfänder leiht. Wenn Du ein Geschäft machen willst, gut so, leihe Du ihm, wenn er ein solches Vertrauen verdient, aber heiraten brauchst Du ihn doch nicht. Außer, Du hast andere Gründe —“

Jetzt schaute sie auf. Tief senkten sich ihre Blicke in meine Augen. Ich wußte augenblicklich, daß es ihr klar sei, wo ich hinaus wollte; sie wußte sicherlich alles.

„Und an welche Gründe glaubst Du?“ fragte sie scharf. Ich zuckte die Achseln. Ja, ganz ruhig — ich weiß nicht, wo ich die Ruhe hernahm zu solchen Worten und wie ich zu der kalten Langsamkeit kam:

„Ich kenne eine Dame,“ sagte ich — „sie ist fünfundvierzig Jahre alt und Großmutter — diese hat vor einem Monate einen Mann geheiratet, der sechsunddreißig Jahre alt ist. Die Dame ist noch ziemlich schön, gut konserviert sagt man in solchen Fällen. Der Grund dieser Ehe war die große Sinnlichkeit dieser Dame. Alle Welt lacht nun über das alternde Weiblein, das sich einen so jungen Ehemann gekauft hat.“

Kaum hatte ich das gesagt, als meine Mutter aufsprang. Ihre Wangen waren fahl, wie vergilbtes Schreibpapier. Durch ihren ganzen Körper rüttelte ein nervöser Anfall, und aus ihren Augen loderte eine dunkle Flamme, glitzernd vor Wut, Schmerz und Abscheu.

„Und neben jenes Weib stellst Du mich?“ rief sie.

Ich blieb kalt und unbewegt.

„Mutter, errege Dich nicht so sehr,“ sagte ich — „Deine Erregtheit läßt mich fürchten, daß ich nicht so ganz unrecht habe.“

„Und das sagt ein Sohn zu seiner Mutter?!“

„Eben, weil Du meine Mutter bist!“ sagte ich und stand auf. Denn, wenn ich vergessen hätte, daß Du meine Mutter bist, daß ich Dein Blut und Mark, Dein Fleisch und Dein Bein bin, dann hätte ich kein Wort gesagt. Verstehst Du mich, Mutter?! — Ich kann es nicht dulden, daß meine Mutter die Geliebte irgend wessen sei!“

Ich stand ihr gegenüber. Sie war schon zu Farbe gekommen und nun feuerrot geworden. Ihr Busen ging stürmisch, und ich sah, wie schön sie war, wie frisch, und ich mußte es mir gestehen, daß diese üppige Sommerlichkeit noch begehre und begehrt werden könne.

„Robert!“ stotterte meine Mutter — „hast — Du denn — gar kein Schamgefühl? — So etwas sagst Du — mir?“

„Nein!“ rief ich in großer Erregung. „Ich habe kein Schamgefühl und sage Dir so etwas, denn es fehlt Dir auch. Du solltest doch bedenken, daß ich Dein Sohn bin, daß Du Mutter bist und Witwe eines Mannes, der Dich geliebt hat, und den Du auch geliebt hast! Ich bitte Dich, Mutter, laß ab! Ich flehe Dich an, heirate nicht! Bleibe, wie Du bist! Um meinetwillen und Deinetwegen! Denn das kann ich nicht mit ansehen, wie Du Dich lieben läßt! Mutter, ich beschwöre Dich, laß ab! Ich bitte Dich, Mutter, thu mir das nicht an! Wenn Du mich nur ein bißchen lieb hast, darfst Du's nicht! Denke darüber nach, Du bist klug, Du wirst mich begreifen, Du wirst sehen, wie sehr ich recht habe, wie häßlich das ist, was Du thun willst! Ich bitte Dich, Mutter!“ Jede Flechse meines Körpers zuckte. Sie war vor mir zurückgewichen und sah mich mit empörten Blicken an. Dann wies sie mit der Hand zur Thüre und rief:

„Robert, sofort verlasse das Zimmer!“

Wie eine beleidigte Königin stand sie da.

„Ich gehe, Mutter, aber ich bitte Dich noch einmal, laß ab, thue Dir Gewalt an, wenn die Versuchung übermächtig wird. Wenn Du Dich nicht besiegen kannst, wirst Du meine Liebe verlieren, meine Achtung und Verehrung!“

„Hinaus!“ rief meine Mutter. Sie brannte vor Zorn und Scham. So habe ich sie noch nie gesehen. Solch ein „Hinaus“ hat sie mir nur einmal zugerufen, da war ich zwölf Jahre alt gewesen.

„Hinaus!“ rief sie noch einmal. „Aus den Augen!“ Und ich ging. Nicht verschüchtert, nicht geschreckt; aber die Hoheit meiner Mutter, das Schöne, Stolze, Gebieterische ihrer Haltung imponierte mir. Die Art, wie sie es unter ihrer Würde hielt, sich zu verteidigen, machte mir eine tiefinnerliche Freude, und darum bin ich gegangen. Ich bereue nichts. Ich könnte ihr es wieder und wieder sagen, eindringlicher und deutlicher, denn um keine Linie weiche ich von meiner Ansicht, kein Atom meiner Empfindung ist verloren, und ich werde weiter handeln, so viel und so weit mir möglich sein wird. Ich werde doch hemmen können, was ich nicht entwickelt haben will! Jetzt weiß sie alles. Wir stehen jetzt in grellem Lichte, und einer hat den andern erkannt. Mit ihm werde ich mir nichts zu schaffen geben; die Mutter zu bestimmen ist meine Aufgabe. — — — — — — — —

Sechs Uhr abends. Ich habe soeben eine Dummheit begangen. Es war aber dennoch schön. Ich fühle mich, wie nach einem guten Stücke, wenn der Vorhang gefallen ist. Ich konnte es nicht aushalten auf meinem Zimmer; was ich meiner süßen Mutter angethan, schmerzte mich. Und dennoch, wenn ich mich anklage, muß ich mich freisprechen, und wenn es ein hundertfaches Verbrechen war. Wenn ich das Herz meiner Mutter

angefaßt habe, mit kalter, erbarmenloser Hand, und frevelhaft aufgedeckt habe, was zugedeckt bleiben sollte, ich muß es dennoch vor mir billigen, so sehr es mich schmerzt, so gemein es war, denn es war Recht und Ordnung. Und weil mich der Schmerz packte, und mir eine kindliche Qual ans Herz griff, stahl ich mich zu ihrem Zimmer und lauschte. Es war drinnen stille. Da öffnete ich die Thüre und sah sie auf dem Sofa, das Gesicht mit einem Taschentuche verdeckt haltend. Sie weinte heftig. Meine Mutter kann ich nicht weinen sehen, und so stürzte ich auf sie zu, daß sie erschrak, und preßte sie an mich, so sehr sie sich sträubte, und ich küßte sie unendlich und herzte sie und weinte wie ein Kind, dem eine Bonbondüte in den Kot gefallen ist. Da weinte sie umsomehr, aber sie küßte mich.

„Mutter, süße Mutter, verzeihst Du mir?" rief ich.

„Ich will nichts gehört haben, Du böses Kind!"

Da mußte ich sie wieder küssen und stürzte, ganz feucht von ihren Thränen, davon. — — — — — — — — — — — — — — — —

5. April. Heute waren Schleiden und die Mutter ganz Geschäft. Ich war mit ihnen auf dem Notariat. Und da hatte ich meine Freude, wie die Mutter, ganz nüchtern, wie ein Geschäftsmann, Bestimmungen traf, die uns nur Vorteil bringen. Auch Schleiden war so sachlich und so klug berechnend, so zuvorkommend und dabei seine Vorteile nie vergessend, daß ich einsah, er sei mehr, als ein schlaffer Genüßling. Am Nachmittag las er uns seine ganze Korrespondenz vor. Mit einer geschäftsmännischen Klugheit ohnegleichen setzt er sein Unternehmen in Bewegung, und wir alle müssen ihm helfen. Ich habe heute viele Freude daran; denn ich fühle, daß mir ein großes Feld zur Bethätigung meiner Fähigkeit offen steht. Und einen Leiter ohnegleichen habe ich an der Hand. Er ist voller Pläne, voller produktiver Gedanken. Sein Umgang ist mir ungemein interessant. Ich begreife es nun, daß meine Mutter nicht von ihm lassen will. Seine Gestalt, seine Art zu reden, seine Noblesse, der Klang seiner Stimme, sein Wissen und seine Eleganz nehmen mich für ihn ein, der ich voreingenommen war, wie viel mehr ein so empfängliches Weib, wie meine Mutter. Das ist doch alles so natürlich! Die geheime Sehnsucht meiner Mutter war ja immer die Kunstwelt, und jetzt soll ihr das in reichem Maße werden. Die verschiedensten Vorteile fließen uns aus dieser Verbindung. Die Mutter ist sein Sekretär, und auch ich beteiligte mich heute an verschiedenen Arbeiten. Ihn freute das ungemein.

„Nur schön mitthun, lieber Sohn! Das freut mich sehr!" Er diktierte mir ein Schreiben an einen hervorragenden englischen Gelehrten, dessen Werk wir für unsere Revue ankaufen. Dann unterfertigte Schleiden einen Kontrakt mit einem französischen Romanschriftsteller.

„Das war ein Kampf, meine Lieben, diese Männer zu gewinnen!" sagte er, die Briefe faltend.

„Kostet aber auch einen hübschen Groschen!" sagte meine Mutter.

„Ja, ja, gewiß! Das kann man ja nicht wie die Bretzeln bekommen. Wird noch manche tausend Gulden kosten, aber der Erfolg, der Erfolg, meine Lieben! Ein so bedeutendes Unternehmen kennt die Litteratur noch gar nicht! Die engen, nationalen Zeitschriften sind in ihren Systemen veraltet. Der große internationale Verkehr der Geister bedarf einer gemeinsamen Arena. In meiner Revue werden die bedeutendsten, lichtbringendsten Werke im Original und in nebenstehenden Übersetzungen erscheinen. Dadurch wird diese Revue dem ganzen europäischen Publikum zugänglich. Die bestehenden Zeitschriften sind Appetitreizer, sie befriedigen nicht den Hunger. Ich habe einen genialen Meister zur Leitung des Illustrationsteiles gewonnen. Da wird ein neues Reproduktionsverfahren zum erstenmale angewendet werden. Und erst die Überraschung, die ich im Farbendrucke vorbereite!" Heute schloß er auch den Ankauf einer Druckerei und einer chromo- und lithographischen Anstalt ab. Bis auf das Papier wird alles von uns hergestellt werden, eine Buchbinderei wird eingerichtet.

Ich fühle mein Interesse wachsen; Schleiden wird mir anziehend, und ich freue mich auf Arbeit. — — — — — — — — — — — —

6. April. Er diktierte mir ein Schreiben an einen hervorragenden modernen Maler. Ich schlug manchen Satz vor, den er gerne gelten ließ, und auch die Mutter gab uns manchen Gedanken, manchen überraschenden Einfall. Ich hätte so stundenlang fortschreiben können, wenn nicht Schleiden meine Mutter für einen besonders guten Einfall gekost hätte. Gleich wurde meine Hand träger, und ein heftiger Widerwillen stieg in mir empor — als sie sich küßten, legte ich die Feder hin und ging hinaus.

Ich hätte plötzlich Kopfweh bekommen, sagte ich. — Es wird denn doch nicht gehen. Meine erste, richtige Empfindung lebt wieder auf. Ich bin niedergeschlagen und unruhig, wie krank. — — — — — — — —

8. April. Ich schämte mich nicht, Schleiden bei meiner Mutter zu verdächtigen.

„Er will Dich um Dein Geld bringen, Mutter!" sagte ich. „Sein Unternehmen wird verkrachen, es ist ja nur so ein phantastisches Zeug!"

Da sah sie mich an, so eigentümlich an, als ob sie sagen wollte: „O, was für ein kleinlicher, ekler Bösewicht bist Du!" Aber ich blieb bei meiner Meinung. So sehr ich mich auch heimlich für Schleidens Vorhaben interessiere, ich muß es herabwürdigen, ich muß es beschimpfen, um meine Mutter zu erschrecken. Vielleicht bestimmt sie das. Aber, sie ist fest, sie läßt nicht mehr von ihm.

„Mein Vermögen ist sichergestellt," sagte sie, „ich brauche mich nicht zu fürchten. Aber ich wundere mich, daß Du jetzt so vorsorglich thust; denn Du hast ja doch selbst immer gegen das Totliegenlassen meines Kapitals gepredigt, hast doch selbst immer eine Beteiligung an einem Unternehmen verlangt. Hast Du Dich nicht stets empört, daß sich kein Mann finde, der sein Geld zu einem idealen Zwecke verwende? Bist Du über Nacht so kleinherzig geworden?"

Ich fühlte mich durchschaut, und schwieg. — — —

Heute war offizielle Verlobung. Bei uns gab es natürlich große Gasterei. Die ehrenwerte Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft. Die ganze schale Sippschaft, die uns anhängt, wie ein langer Rattenschwanz. Zwei Stunden hörte ich das Geschlecker: „Herr Hofrat gestatten —" — „Herr Medizinalrat verzeihen —" — „Exzellenz werden sich überzeugen." Er hatte seine ganze noble Bekanntschaft da. Es wäre mir eine Wonne gewesen, den großen Mitteltisch entlang zu gehen und der Reihe nach den lieben Gästen in die Gesichter zu spucken. Mit verbundenen Augen, ganz getrost.

Und mitten in dem Kreise meine Mutter mit ihrem Bräutigam, wie die Rosine in der Sauce.

„Ach, daß ich Dich in der Gesellschaft seh!"

Aber es ist noch Zeit!

Ich werde meine Mutter vor die Wahl stellen zwischen mir und ihm. Sollte ich mich irren, wenn ich im stillen hoffe, daß sie mich vorziehen wird? Wie?! — Wenn ich in der Mutter das Weib vergäße?! — —

Ich werde nochmals mit ihr sprechen, eindringlich, sanft. Ich dürfte mir schon gar nichts mehr zutrauen, wenn es mir nicht gelingen sollte, zum Herzen meiner Mutter mit reichem Erfolge zu sprechen.

Wenn nur nicht er da wäre, er lähmt mich mit seiner kalten Sicherheit, seiner herrschaftlichen Eleganz, er steht wie eine Mauer zwischen meiner Mutter und mir. — — — — — — — — — — — — — —

10. April. Auf den vierzehnten Mai ist die Hochzeit festgesetzt.

Warum denn gerade dieses Datum?

Ich spreche mit meiner Mutter so wenig als möglich, ich erstarre in einer unfruchtbaren Apathie, wie in einem lauen Sitzbade hocke ich in der vagen Tagesstimmung und fühle mich nicht leben. Eines habe ich bemerkt, Schleiden hat mich lieb. Aber ich will das nicht. Ich will nicht liebgewonnen sein von ihm, ich will, daß er mich anfeinde, ich will Tücken von ihm, Gehässigkeiten, Zoten, Nörgeleien, Öl ins Feuer!

Ich kann nicht lange der Sympathie eines anderen Widerstand bieten, ich ergebe mich bald.

Und nun gar er, der liebenswürdige Weltmann, der mir schon ohnedies viel zu interessant ist! Ich weiche ihm aus, ich drücke mich, wo er erscheint. Ist er bei uns, dann gehe ich fort, speist er bei uns, so flüchte ich ins Restaurant. Es ist nicht Furcht, nicht Feigheit, ich bin physisch stärker als er, ich bin ihm im Gehirn nicht unter. Aber, ich bin nervös! Aus einer hektischen Erregung gerate ich in die andere.

Meine Mutter. Dieser heilige Begriff, dieses Wort der Worte, bei dessen Nennung ich den Lufthauch küsse, in den ich es gesprochen, und der Begriff sinnlicher Liebe!!

Das macht mich wirr und krank.

Schleiden hat ein neues, vierstöckiges Gebäude gekauft. Im Erdgeschosse wird eine Druckerei und Buchbinderei eingerichtet, anstoßend an diese drei elegante Redaktionssäle, ein großer Bibliotheksaal, und im ersten Stockwerke werden seine Gemäldesammlung, seine geologischen Schätze und seine naturwissenschaftlichen Präparate untergebracht. Das zweite Stockwerk wird zu unserer künftigen Wohnung hergerichtet. Er besorgt mit meiner Mutter das Arrangement. Er ist in fortwährender Thätigkeit. Jetzt schließt er mit einer Papierfabrik ein Geschäft ab, im nächsten Augenblicke schreibt er an Zola, darauf konferiert er mit Setzern und Lithographen, liest dann ein Manuskript eines ihm empfohlenen Schriftstellers, um dann mit der Mutter vierhändig zu spielen und dann wieder in das neue Haus zu eilen, die Zimmerleute, Tischler, Maler, Stukkateure zu kommandieren, zu loben, zu tadeln, eigenhändig zu verbessern und anzuordnen. Dann arbeitet er wieder rastlos am Schreibtische bei uns. Er arbeitet die Prospekte aus, richtet Angebote und Anfragen an alles, was Namen und Rang in Europa hat. Er ist schon ganz zu Hause bei uns. An meines Vaters Schreibtisch besorgt er seine Korrespondenzen, alle Zeitungen sind an uns adressiert, wenn er von: „zu Hause" spricht, meint er unsere jetzige Wohnung. Meine Mutter trägt Toiletten, die er in Schnitt und Farbe bestimmt; mit feinen Parfüms, die er kauft, muß sie sich durchdüften, o, er versteht es trefflich, Genüsse zuzubereiten. Sie trägt haselnußgroße Diamantenohrgehänge, die er ihr geschenkt hat, was ihrem schönen Kopfe noch mehr Licht giebt.

Gestern war bei uns ein ganzer Künstler- und Schriftstellerkongreß. Trotzdem er mir die Ehre erwies, mich allen vorzustellen, zog ich mich zurück. Aber ich beobachtete ihn, und ich mußte ihn bewundern, wie er voll Kenntnis und Geist über alles urteilte und sprach, über Malerei sowohl, wie über Musik, über Lyrik und Bildhauerei, Politik und Radierkunst. Er machte seinen Gästen die Tendenzen seiner Revue bekannt. Dem Neuen und Neuesten soll sie Raum geben, aber niemals experimentieren, nur eigenartige, scharf ausgeprägte Individualitäten sollen zur Mitarbeiterschaft zugelassen

werden. Nichts Halbes will er dulden. Nur vom Sozialismus will er nichts wissen. Und dieses letztere führte zu heftigen Kontroversen. Als aber der Streit der Meinungen jene gefährliche Höhe erreicht hatte, die einen tiefen, unheilbaren Riß in sonst vorzügliche Beziehungen zu machen pflegt, da löste er mit Geist und Liebenswürdigkeit den Zwist in Scherz und Unterhaltung auf. Ab und zu machte er eine Notiz. Er weiß nur zu gut, wen er zu wählen hat, und ich bin überzeugt, daß er sich einen unvergleichlichen Redaktionsstab bilden wird, mit dem ihm große Siege sicher sind.

Sein bester Freund, ein Pariser Maler, ein genialer Freilichtler, malt meine Mutter. Ganz im empire. Meine Mutter kann jetzt erst so recht sehen, wie wunderschön sie ist. Doch, welches Weib weiß das nicht? Und meine Mutter ist jetzt so viel Weib, daß ich darüber erschrecke.

Ich kann mich noch immer, noch immer nicht zu ihrer Heirat verstehen. — — — —

Als ich gestern, spät abends, aus der Oper kam, öffnete sie die Thüre ihres Schlafzimmers. Sie mußte mich erwartet haben.

Ich ging an ihr vorüber und grüßte: „Guten Abend, Mutter!"

„Guten Abend, Robert!" sagte sie, und als ich, an meiner Thüre angekommen, mich umwandte, sah ich, wie sie mir sinnend nachsah und dann kopfschüttelnd in ihr Zimmer ging.

„Mit dem ist's nicht recht," meint sie wohl. —

„O sehr nicht recht, liebe Mutter!"

— —

12. April. Er ist ein wenig erkühlt und thut so leidend. Die Mutter ist eitel Sorge um ihn.

Sie setzte sich neben mich aufs Sofa und war von einer lustigen, humoristischen Laune. Sie ist ja so glücklich. Sie wühlt in Zeitungen, Berge von Briefen der berühmtesten Europäer liegen auf ihrem Schreibtische, sie hat zu thun, zu schreiben, anzuordnen und zu — lieben.

Wie sie sich liebkosend an mich schmiegte, rückte ich von ihr fort, jede Berührung mit ihr ist mir peinlich, seit ich weiß, daß dieser Leib sich noch an wen andern schmiegen will.

Doch sie rückte näher und legte ihren weichen Arm um meinen Nacken. Da entzog ich mich ihr sanft, stand auf und ging ans Fenster. Nun saß sie lange verstimmt und sah nach mir, bis er meinen Platz neben ihr einnahm. Und kaum saß er neben ihr, so flog ihre Verstimmung davon, und sie flüsterten und schäkerten, Kopf an Kopf, heimlich und lange.

So peinlich mir das war, ich strengte dennoch mein Gehör an, ich wollte wissen, was sie flüsterten, mit der Wollust im Wunsche, recht Empörendes zu hören. Ich hörte Küssen, und da wandte ich mich jäh um.

Sie hielten sich sanft umschlungen, und als meine Mutter sah, daß ich sie beobachtete, lachte sie mir kokett zu. Ich muß blutrot gewesen sein vor Scham.

„Liebt Euch, soviel Ihr wollt!“ rief ich, die Thüre aufreißend — „aber vor mir haltet Euch doch ein wenig zurück!“

Und ich warf die Thüre hinter mir mit einem Krach zu, daß sie sekundenlang in allen Fugen zitterte.

— —

13. April. „Süßer Sohn, Sie empfinden verdammt keusch!“ sagte heute Schleiden zu mir.

„Und Sie sind verdammt ungeniert!“ gab ich zur Antwort.

„Ei!“ lachte er. „Sie erröten wie eine Mädchenschule im Schein einer roten Husarenhose! Und, wie schön grob Sie werden können! — Sie haben ein prächtiges Temperament!“

„Herr Schleiden —“

„Ah! Noch immer nur „Herr Schleiden“ —? Ich werde also absolut nicht Ihr — Papa?“

Ich wollte hinaus.

„Halt, süßer Sohn, noch ein Wörtchen!“

Ich blieb bei der Thüre stehen.

„Was soll's?“

„Ich will Sie nur bitten, nervöses Kind, künftighin weniger robust zu sein, wenn Sie zu Ihrer Mama sprechen. Die Art und Weise, wie Sie uns gestern zur Mäßigung kommandierten, war ein bißchen frech. Sie erlauben doch, daß ich mich so ausdrücke, es war unfein, und ich verbitte mir das für die Folge!“

„Und ich will nicht mehr Zeuge eines Beieinander sein, wie es das gestrige war.“

Er verschränkte die Arme über der breiten Brust und sah mir in die Augen.

„Berührt Sie denn das wirklich so sehr?“

„Sie ist meine Mutter, Herr Schleiden, und ich bin ihr leiblicher Sohn!“

Er lächelte.

„Das ist doch aber kein Grund.“

„Kein Grund? Ich bedaure einen Mann von Bildung, wenn er nicht begreift, daß es einem Sohne sehr in die Nerven schlagen muß, wenn er seine Mutter im kosenden Brustanbrust mit ihrem Galan sieht. Verstehen Sie mich jetzt, Herr Schleiden?“

Er sah mich sinnend an. Als wollte er mich ganz und gar erraten.

„Und überhaupt ist es mir zuwider," sagte ich noch, die Gelegenheit nützend, „meine Mutter als Geliebte zu wissen! Das ist mir ein fataler Begriff! Den werde ich nie kapieren!"

Und damit ging ich hinaus.

Er lachte mir nach und ging dann, aus Angot pfeifend, in den Salon zur Mutter.

Er nimmt mich also nicht ernst?

Ich fürchte sehr: er wird sich täuschen.

— —

14. April. Heute zu Mittag kam er wieder auf seine Tochter zu sprechen.

Welch ein liebes, schönes Mädchen das sei, und wie wir sie lieb gewinnen würden; denn nun, da er heirate, werde er sein Kind nicht länger bei Verwandten lassen.

Also Familienzuwachs!

Sie heißt Lucie und soll goldblond sein. Er betonte das, wie mit Nachdruck gegen mich. Zum Teufel, was geht's mich an?!

Jetzt ist von nichts die Rede, als von dem Mädel. Die Mutter fühlt sich schon ganz als dessen Mama. Wie gerne glaube ich es ihr, daß sie das Mädchen schon liebt, noch ehe sie es kennt. Oder aber, und das wird das Richtige sein, sie liebt das Mädchen blind, bloß darum, weil es seine Tochter ist.

Er schrieb an diese einen kurzen Brief, in dem er ihr seine Verlobung anzeigte und ihr sagte, daß sie eine neue, liebe Mama bekomme, und einen Bruder dazu. Sie solle an beide recht herzliche Briefe richten, und zum Schlusse küßte er sie viel hundert Mal. Dieser Mann muß sein Kind sehr lieb haben. Bevor er den Brief faltete, bat er die Mutter um ein Bild. Sie brachte ihm ihr neuestes und eines meiner kleinen Porträts, auf denen ich zweifellos sehr idealisiert bin.

Lange sah er mein Bild an — lächelte dann pfiffig und schüttelte schalkhaft den Kopf, als er es in den Umschlag schob. — Was das wieder bedeuten soll? — — — — — — — — — — — — — — — — —

17. April. Ich erhielt heute von Schleidens Tochter folgendes Schreiben:

„Werter Herr! Mein lieber Vater überraschte mich heute mit der Anzeige seiner Verlobung und trug mir auf, an Sie, als meinen künftigen Bruder, ein Schreiben zu richten. Ich will mich Ihnen gleichsam als Ihre neue Schwester vorstellen. Es ist gewiß eigentümlich, daß ich, als Mädchen, zuerst an Sie schreiben soll; Brauch und gute Sitte wollen das anders; jedoch kenne ich meinen lieben Vater viel zu gut, als daß ich nicht bei seiner Forderung wüßte, es sei recht so und besser, denn er wird nie was

Unrechtes von mir verlangen. Und so zögere ich nicht, und komme seinem Verlangen gleich nach.

Aber, was soll ich Ihnen sagen? Mein Vater meint, ich solle ja recht liebreich sein und stets denken, daß ich einem Bruder schreibe. — Einem Bruder! — Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und kenne kein geschwisterliches Gefühl. Wenn meine Freundinnen von ihren Brüdern oder Schwestern erzählten, da hatte ich nie etwas mitzusprechen, das war mir alles fremd, nur innerlich fühlte ich, daß ich nicht halb so einsam auf der Welt wäre, wenn ich eine Schwester, oder gar einen Bruder hätte. Das Wort: Bruder imponierte mir stets, es klang so ehrfurchtgebietend und voll Liebe dabei, fast so, wie das einzig herrliche Wort: Vater. — Und nun soll ich auf einmal einen Bruder bekommen; zwar keinen echten und rechten, aber dennoch einen Bruder, der zu mir Schwester sagen wird.

Glauben Sie mir, es ist schwer, jemandem Mutter zu sagen, wenn es nicht die wirkliche Mutter ist; es kann ja nimmer so warm vom Herzen kommen. Aber, ich will alle die innig lieben, die mein Vater liebt. Ich bin noch wenig geliebt worden auf der Welt. Als elfjähriges Mädchen verlor ich meine teure Mutter und kam zu strengen Verwandten. Mein Vater war immer fort in der Welt; selten kam er zu Besuch. Und wenn er kam, enthielten die kurzen Tage seines Aufenthaltes bei uns für mich die schönsten Augenblicke meines Lebens. Sonst aber war ich allein, verlor meine Heiterkeit und meine Lebenslust, und bin darum so ein verschlossenes, vergrübeltes Ding geworden, das man in Gesellschaft als überzählig empfindet. — Ich will mich nun redlich bemühen, anders zu werden. Heller, heiterer, Ihnen zuliebe. Was sollten Sie auch mit so einem stillen Haltemund anfangen! Ich glaube, wir werden ganz gut miteinander auskommen. Sind wir ja doch fast Schicksalsgenossen, und das Verhältnis ist das gleiche. Den Sie nun Vater nennen werden, ist Ihnen so fremd, wie die, der ich Mutter sagen soll. Wenn das ein gleiches Leid sein sollte, müßte es uns nahe bringen, um wieviel mehr, da es gleiche Freude bedeutet. — Ich habe Freundinnen, die Böses von Stiefmüttern erzählen, und ich wäre nicht halb so zuversichtlich, wenn ich nicht das Bild Ihrer Mutter besäße. Wer so aussieht, muß gut sein, und ich bin ihr schon jetzt von Herzen zugethan. — Auch Ihr Bild gefiel mir. Das ist so ganz der „Bruder“, wie ich mir ihn dachte. Nur etwas dunkler, aber darum nicht weniger treuherzig. Wie ich Ihr Bild betrachte, fühle ich, daß ich Sie recht lieb gewinnen werde. Mein Herz ist willig; wenn es das Ihre ist, so dürfte ich gar schöne Tage erwarten. Ich will Ihnen eine treue Schwester sein und reiche Ihnen meine Hand in Freundschaft und Schwesterliebe.

Ihre Lucie.“

Ich weiß nicht, was ich meinen soll. Das Briefchen macht mir eine heimliche Freude, aber sie hat einen Beigeschmack — sie kommt von Schleiden. Und was von ihm stammt, muß mir lieblos scheinen, und ich muß lieblos dazu sein. — Es ist eigentümlich! — Was kann das Mädchen dafür? Sie kommt mir so offenherzig und liebenswürdig entgegen — schon aus reiner Höflichkeit darf ich nicht anders sein. Und ganz innerlich fühle ich, daß dieses Mädchen mehr verdient, als kalte Höflichkeit. Aber, ich darf nicht mehr sein als das. — Soll ich sie um ihr Bild bitten? Nein! — Wozu soll es mir? Was mache ich damit? — Hm. Ich glaube, ich lüge mich selbst an, wenn ich mir behaupte, ich sei nicht neugierig, zu wissen, wie sie aussehe. Aber immerhin! Ich werde ihr schreiben, kühl und höflich, mehr nichts! Nur keine nähere Verbindung! Nur keine Fäden spinnen und Brücken legen.

— —

18. April. Nach Tische fragte mich die Mutter, ob ich seiner Tochter schon geantwortet habe.

„Nein!" sagte ich kurz.

„Dann schreibe ihr gleich. Und schreibe ihr schön und lieb! Ich will es so!"

Ernst und mütterlich befehlend sagte sie das, so daß ich beschloß, sofort zu schreiben. Sie hat noch viel Macht über mich, diese Mutter!

— —

Ich schrieb an Lucie folgenden Brief:

„Geehrtes Fräulein! Ihr liebenswürdiges Schreiben hat mir viele Freude bereitet. Die Art und Weise, wie Sie Ihre Sehnsucht nach einem Bruder schildern, ist sehr lieb, aber — und es thut mir leid, es sagen zu müssen — ich habe dieser Sehnsucht keine ähnliche entgegen zu setzen. Ich habe nie ein Verlangen nach einer Schwester gehabt, ich war mir stets selbst genug und dachte, meine Mutter sei sich's auch. Ich habe mich nun in ihr arg getäuscht. Wer kann auch leicht im Blute eines anderen lesen? Und wenn es auch der nächste Verwandte ist! Sie sind offen, und ich will mich auch nicht maskieren. Und darum sage ich es Ihnen frei heraus, daß es mir nicht recht ist, daß meine Mutter wieder heiratet. Ganz und gar nicht recht! Und ich habe den festen Willen, es noch zu verhindern. Ich mag's eben nicht leiden. Und darum, geehrtes Fräulein, sind wir noch lange nicht Bruder und Schwester. Aber wenn wir es dennoch werden sollten, nun, dann werden wir uns darein fügen müssen. Für heute danke ich Ihnen bestens für Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen und grüße Sie

Ihr Robert Kremer."

— —

20. April. Alle Zimmer duften von Veilchen. Dieser Duft belästigt mich mit seiner aufdringlichen Bescheidenheit. Meine Mutter trägt im Haare und an der Brust Veilchen. Voriges Jahr hat sie sich nicht so geputzt, nicht so geduftet, war nicht so viel Weib. Ich kann sie auch nicht mehr mit ungetrübtem Genusse Klavier spielen hören. Und dennoch lauschte ich ihr heute eine volle Stunde. Sie spielte Straußische Walzer. Mit reizendem echt Wienerischem Rhythmus. Die ganze übermütige Fröhlichkeit liegt in ihrem Spiele. Ihre schönen Finger hüpfen leicht und geschmeidig über die Tasten. Sie schmiegen sich auch gerne an die Tasten, mit leisem Drucke, sie verweilt gerne in gewissen Tönen, sie schwelgt in mancher Melodie. Und wie sie mit den kleinen, beweglichen Füßen Pedal tritt, wie durch das Lackleder des Schuhs die mitsingende Bewegung der Zehen deutlich wird, durch den Faltenwurf ihres Kleides das rhythmische Mitspielen des ganzen Körpers. Sie muß noch tanzen wollen! Sie muß noch auf Bällen strahlen wollen, in ihr glüht ein herbstliches Gelüste nach neuem Leben!

Ich lauschte lange ihrem Spiele, bis Schleiden eintrat. Er trug einen hellen, eleganten Überzieher, in dessen Blumenloch ein Veilchensträußchen stak. Geräuschlos schritt er über den Teppich bis zum Klavier und küßte die Mutter sanft aufs Haar. Dann bückte er sich zu den Blumen an ihrer Brust nieder und sog den Duft mit tiefem Zuge ein.

Da brach sie das Spiel ab, und sah zu ihm empor.

„Wo war mein Täuberich so lange? Junge Täubchen gejagt?"

„Billets für den Zirkus habe ich besorgt. Du sagtest doch unlängst — —"

„Das ist lieb von Dir."

Sie stand auf.

„Und wie Du wieder Deine Krawatte verschoben hast! Fängst Du schon an, ein Schlampian zu werden?"

Sie machte sich an seinem Halse zu schaffen.

Wie sie so aneinander standen, sie in ihrem dunkeln Satinschlafrock, der mit duftigen Spitzen an der Brust arrangiert, vorn lose niederfällt und rückwärts anliegt — er in seinem lichten Kammgarnüberzieher, der ihn verjüngt, hochgewachsen und kraftvoll, beide heiter und glücklich, waren sie ein schöner Anblick. Zwei prachtvolle Menschen.

Er wandte sich dann zu mir und bot mir Cigarren an. Ich lehnte kühl ab.

Da lächelte er und sah die Mutter an, die mich vorwurfsvoll anblickte.

Eine peinliche Stille trat ein.

„Aber, in den Zirkus kommen Sie doch heute mit?" fragte er dann ablenkend.

„Miß Start ist nicht ohne."

„Hat ja kein Interesse für mich, Herr Schleiden."

„Al—la—la! Habe doch selbst gesehen, wie Sie die kleine italienische Reiterin nur so aufgetrunken haben mit Ihren Glotzaugen. Still! Kein Protest, Sie kommen mit!"

„Ich bedaure, Herr Schleiden — ich habe heute in einer Versammlung zu thun."

„Ei! — In einer Versammlung! Am Ende sind Sie gar Sozialist? Ein Verehrer der modernen Agitationshelden!!"

„Ich verehre jeden, der sich für eine große Idee totschlagen läßt."

„Fixe Ideen, junger Mann, sind ein Merkzeichen der Verrücktheit! Haben Sie etwa auch eine Idee?"

„Vielleicht ist es nur ein Instinkt!"

„Instinkt. So! Ein sittlicher wohl?"

Da konnte ich meinen Zorn nicht mehr erhalten. Seine Ironie biß mich.

„Jawohl, Herr Schleiden, ich habe noch ein sittliches Ideal, und will es mir nicht beschmutzen lassen. Sie fassen alles scherzhaft! Mir ist es aber böser Ernst!"

Er lächelte und that, als wisse er nicht, was ich meine. Die Mutter war rot geworden.

„Was meinen Sie denn damit, lieber Herr Robert?" fragte er.

„Sie wissen gut, was ich meine! Sie möchten mich gerne glauben machen, ich sei ein Narr, aber Sie ändern mich nicht mehr! Sie nicht! Wo Sie mich reizen wollen, bleibe ich kalt, und wo Sie mich abkühlen wollen, zünden Sie ein Feuer an! Aber, Sie thun nicht recht, mit mir zu spielen! Sie wollen es nicht verstehen, daß ich, als der erwachsene Sohn dieser Frau hier, es nicht dulden will, daß sie ein fremder Mann zu seiner Geliebten mache. Sie mögen über Ihre Mutter anders gedacht haben, jeder kann nicht gleich mir denken und empfinden, aber ich sage es Ihnen jetzt offen, daß mich diese Brautschaft sehr verletzt, und daß ich es als meine heiligste Pflicht erachte, diesen Eheschluß zu verhindern. Mit jedem Mittel! Merken Sie sich, was ich Ihnen sage! Mit jedem Mittel! Adieu!" Er hatte mich anfangs ruhig lächelnd angehört, bei meinen letzten Worten zog sich seine hohe Stirne in Falten, und seine Schläfen wurden rot. Meine Mutter streifte ich ein einziges Mal mit heißen Augen; sie hörte mit halbgeöffnetem Munde zu, und ihre schönen Augen funkelten in erwachendem Zorn. Eine jähe Röte lag auf ihren Wangen. —

Diese reine, keusche Mutter soll ich verlieren durch einen der sie bethört hat, der in ihr das helle Licht der Keuschheit ausbläst mit seinem lüsternen, heißen Atem. O, wie hasse ich dich, du Fremder, du Eindringling! Und wie liebe ich meine Mutter, die ich weit fortführen möchte,

wo sie geschützt ist vor dem Atem der Wollust, mit dem du Tier sie vergiftest! Ich vergesse die ganze Welt über dem Schmerz, den mir die Mutter anthut. Ich kann kein Buch mehr ruhig lesen, kann meinen früheren Frohsinn nicht wiedererringen. Gott, Gott, wo will das hinaus?!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

21. April. Ich traf Schleiden auf der Treppe. Wie ich ihn erblickte, wich ich nach rechts aus und sah auf den Teppich. Er aber legte mir seine Hand auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Lieber Robert, Sie sind ein ein wenig verrückter, sonst aber herzensguter Kerl!“

Ich schüttelte seine Hand von meiner Schulter.

„Was ich bin, ist meine Eigenart, Herr Schleiden! Sie werden mich nicht anders machen!“

Er lächelte.

„Vernünftig sollen Sie werden! Keine Dummheiten machen und nicht so kindische Gedanken haben!“

Dabei sah er mich besorgt an. Zum erstenmale, daß er mir gegenüber nicht so frostig vornehm, kokett liebenswürdig war. Seine dunkelblauen Augen waren voll Güte, und ich fühlte aus ihm heraus, daß er mich schon besser verstehe, als in den ersten Tagen.

„Meine Gedanken sind nicht kindisch, Herr Schleiden,“ sagte ich, seinen tiefdringenden Blick mit Ruhe aushaltend. „Es sind nur zu erwachsene Gedanken. Was ich Ihnen gestern sagte, ist mein Ernst! Ich kann eine neue Ehe meiner Mutter nicht billigen.“

„Bin ich Ihnen denn so unsympathisch?“

Er reckte sich zu seiner vollen Höhe empor. Sein weißer, englischer Flanellanzug ließ ihn noch viel kräftiger erscheinen, seine blauen Augen glänzten in ihrer intelligenten Klarheit, sein Spitzbart schimmerte wie schwarze Seide.

„Gegen Sie habe ich gar nichts; so lange Sie mir nichts mehr sein wollen, als ein Bekannter,“ sagte ich, „da sind Sie mir eher interessant und sympathisch, aber, sobald Sie der Ehemann meiner Mutter werden wollen, bin ich Ihr Feind. Können Sie denn wirklich nicht von ihr lassen?“

Er schüttelte verneinend seinen Kopf und lächelte in seiner überlegenen, ironischen Manier.

„Thun Sie es, Herr Schleiden, ich bitte Sie darum!“ sagte ich unbeirrt. „Ich werde Sie hochschätzen und verehren, wenn Sie meine Mutter verlassen!“

Er schüttelte die Asche von seiner Regalia.

„Ihre Mama liebt mich," sagte er. „Ich empfinde nicht stärker für sie, als sie für mich."

„Meine Mutter ist in Ihrem Banne, verlassen Sie sie nur, und sie wird Sie vergessen!"

Er zuckte die Achseln.

„Warum denn von einander gehen, wenn man sich so schön und so passend gefunden hat?"

„Thun Sie es mir zuliebe!"

Ich fühlte die Glut in meinen Wangen.

Er aber lächelte.

„Wenn Ihre Mama Ihre Geliebte wäre, könnten Sie nicht eifersüchtiger sein, Sie merkwürdiger Mensch!"

Er versteht mich also doch noch nicht, oder will er nur so hartfühlig scheinen.

„Meine Mutter gilt mir für unantastbar, Herr Schleiden!" sagte ich scharf. „Unantastbarer als jedes andere Weib auf der Erde! Keine Geliebte würde ich mehr hüten, wie meine Mutter!"

Er blies lächelnd den duftenden Rauch seiner Cigarre weit von sich.

„Wären sie imstande, Ihre treulose Geliebte oder deren Verführer zu töten?" fragte er. Gleichgültig sollte seine Frage klingen, aber ich hörte ein feines, spähendes Lauern in ihr.

„Das käme wohl auf meine Stimmung an. Küssen würde ich ihn wohl nicht, und mit Flieder beschütten auch nicht!"

Er wich schauspielernd einen Schritt zurück.

„Da sollte ich mich ja vor Ihnen hüten," sagte er.

Ich entgegnete kein Wort, wir sahen einander nur, vielleicht eine halbe Minute lang, in die Augen, dann sprang ich die Treppe hinauf. Ich zitterte an allen Gliedern, so hatte mich sein einfach hingeworfener Satz erschreckt. O, er ist eine gefährliche Bestie, er weiß tief und sicher zu treffen. In welche abscheuliche Finsternis blickte ich bei seinen Worten; aber er hat meinem Instinkte Sprache gegeben. Ob ich dich niederschlagen könnte, wenn du meine Mutter besudelst? — O, mit festem Griff und starkem Schlag.

Von einer plötzlichen Sehnsucht ergriffen, eilte ich zur Mutter. Sie saß am Schreibtische und faltete ein Schreiben. Wir hatten einander seit dem gestrigen Auftritte nicht gesehen. Wie sie mich erblickte, sah sie zur Seite. Da packte mich eine starke, Herz und Mark rüttelnde Sehnsucht, meine Mutter an die Brust zu drücken, aber ich drückte mein Verlangen nieder und trat, äußerlich ruhig, zu ihr hin.

„Guten Tag, Mutter."

Sie nickte grüßend mit dem Kopfe, sah mich aber nicht an.

„Habe ich Dich gestern beleidigt, Mutter?"

Ruhig und voll Hoheit sah sie mich mit ihren großen, braunen Augen an. Um ihren Mund lagen die Schatten eines stillen Schmerzes.

„Bist Du mir böse?" fragte ich zaghaft.

„Warum sollte ich Dir böse sein? Du weißt ja nicht, was Du willst."

„Sage mir das nicht, Mutter, ich bin kein Kind und kein Narr. Ich will nur, daß Du so sein sollst, wie früher, liebe Mutter, ich will Dich behalten, so wie Du bist."

Sie lächelte.

„Fürchtest Du denn wirklich, daß ich Dich minder lieb haben werde?"

„Nein, das fürchte ich nicht, dazu kenne ich Dein gutes Herz zu sehr, aber — — laß ab von diesem fremden Manne, ich bitte Dich, Mutter, brich mit ihm, löse die Verlobung, laß uns wieder nur zwei sein, und alles wird gut werden!"

Ich hatte sie, so wie sie saß, umhalst und sah ihr bittend in die großen, schönen Augen.

„Willst Du noch immer nicht ablassen, Robert?"

„Mutter, gute Mutter, warum willst Du mich nicht verstehen? Ich kann Dir doch meine Gründe nicht so deutlich sagen, Du sollst sie fühlen, Du sollst mich auf halbem Worte verstehen, lies in mir, höre mein Herz, Du bist doch meine Mutter!" Da entzog sie sich meinen Armen und rückte fort von mir.

„Wenn Du wieder so häßlich werden willst, Robert, dann verlaß mich gleich jetzt, ich will keinen solchen Auftritt mehr!"

Sie war rot geworden.

„Du scheust eine Auseinandersetzung, Mutter!"

„Ich habe mit Dir nichts zu verhandeln."

Sie zupfte nervös an den goldenen Schuppenringen ihres Armbands.

„Aber ich mit Dir, Mutter! Als Dein Sohn und als der Sohn des Mannes, dem Du heilig und rein warst!"

Sie ward noch röter und maß mich mit zornigen Augen. Dann sagte sie:

„Ich sollte Dir eigentlich nicht antworten, denn das ist kein Gespräch für Mutter und Sohn, aber ich frage Dich nur, ob Du damit sagen willst, daß keine Witwe mehr heiraten dürfe."

„Das soll sie auch nicht!" sagte ich laut und fest.

„Auch dann nicht, wenn der Gatte zwei Tage nach der Hochzeit starb?"

„Sie soll keinem Manne mehr angehören!"

Sie lachte.

„Du gläubiger Inder! Sage doch gleich, man solle jede Witwe mit ihrem toten Manne begraben.“

„Lache nicht, Mutter, über Alt-Indien! Wir haben viel von dem zu lernen. Aber, ich will Dir nur sagen, daß für Dich Liebe und Geschlechtlichkeit aufgehört hat, denn Du bist Witwe und Mutter! Was in zwei Wesen die große Flamme schürte, die alles materielle Wollen verbrannte, daß die beiden Gewinn und Wohlfahrt verwarfen, um sich zu vereinigen und sodann in einem neuen Wesen aufzugehn, das ist mehr als ein Pläsir, wie Putz oder Trunk oder Tanz. Daß das neue Wesen werde, ist der Sinn der Liebe. Der Leib einer Mutter ist heilig! Eine Zeugestätte der Natur, voll Geheimnissen und Wundern. Und diese darf nicht das Objekt gemeiner Begierden irgend eines Mannes werden, gar wenn der Zeuge ihrer Mutterschaft lebt, ein Sohn! Im Sohne lebt der Vater weiter! Ich bin der Vater! Und darum ist es mein Recht, von Dir zu fordern, daß Du Dein Verlöbnis lösest!“

Da sprang meine Mutter auf.

„Erfinde Dir kein Recht, Robert! Komme mit keinen Finten, mache mich nicht toll mit Deinen Spitzfindigkeiten! Willst Du Deinen toten Vater als Werkzeug benützen? — Pfui!! Willst Du mir ein böses Gewissen machen? Was die allgemeine Sitte ist, was alle Religionen für recht finden, willst Du angreifen, aus Haß gegen einen Mann, mit dem Du nicht wert bist, zu sprechen! Geh in ein Narrenhaus, Du verrückter, überspannter Junge! Wo kommt denn nur so viel Schlechtigkeit zu Dir? Aber, ich sage Dir, Robert, höre bald auf, ich ertrage es nicht länger!“

Sie schritt erregt über den Teppich auf und nieder. Sie schlug mit nervösem Zittern die Falten ihres pflaumenblauen Schlafrockes gerade, zerrte an den blauen Bändchen ihres koketten Spitzenhäubchens und drehte die Ringe auf den Fingern. Dabei war sie glutrot.

Meine Worte saßen tief, und ihre körperliche Empörung, ihr Schreien sollte die Wirkung schwächen.

„Liebe Mutter,“ fuhr ich ruhig fort, „mir erwächst doch kein materieller Nachteil, wenn Du heiratest. Ich habe an meinem Erbteil genug. Es ist nur meine Liebe zu Dir, die mich bestimmt, Dich von dem Eheschlusse abzuhalten. Meine Pflicht gegen meinen Vater und meine heilige Scheu vor meinem Ursprung, der Du bist, und den ich nicht beschmutzen lasse von irgend einem fremden Manne. Du gehörst nicht Dir allein, Mutter, Du bist mein und meines Vaters!“

„Ja, gewiß bin ich Dein, und gewiß liebe ich Deinen Vater, aber, darum ist das doch nicht schlecht, was ich thue, ich finde doch nur Schönes und Liebes darin.“

Die Thränen waren ihr in die Augen gekommen und preßten ihre Kehle.

„Nein, liebe Mutter, es ist nicht schön, und es ist nicht lieb! Du siehst mit gebiendeten Augen! Könnte ich denn sonst etwas anderes wollen, als das, was Dir gut thut? Ich habe Dich doch so gerne! Du bist mir doch das erste Wesen auf der Erde, Du bist ja mein Alles! Wenn ich Dich nicht behalten kann, so wie Du bist, dann ist mir das Schönste geraubt! Löse Dein Verhältnis, Mutter, trenne Dich beizeiten von diesem Fremden! Denke an meinen Vater, ich bitte Dich, Mutter, werde kein Eheweib mehr! Laß ihn zu anderen Weibern gehen, Du bist für ihn zu groß und zu heilig! Bleibe rein! Bleibe keusch, und Du machst Dich und mich glücklich!"

Ich preßte sie an mich, und bedeckte ihre schönen dunkeln Haare mit Küssen. Ich fühlte den Schlag ihres Herzens. Ich sprach zu ihr, lange und eindringlich, ich bat mit Küssen und Kosen.

Sie sah mir tief in die Augen.

Ihr Blick war feucht, aber klar.

„Ich habe Dich doch so lieb, Mutter! So lieb!"

„Und quälst mich so, Du böser Junge?"

„Ich will Dir ja nichts anthun, Mutter, ich will Dir doch das Beste, Schönste, Liebste! Thu mir nur diesmal den Willen! Mutter, thu's mir! Ich bitte Dich!"

„Dränge nicht, Robert, laß mich in Ruhe!"

Sie wollte sich von mir loslösen; die scharfe Kraft ihrer Augen war geschwächt, sie suchten den Boden, sie war verwirrt.

Aber ich hielt sie fest.

„Schüttle mich nicht ab, Mutter! Höre mich! Du wirst mich verstehen, und alles wird gut werden!"

Ich führte sie zum Sofa, auf dem wir uns niederließen. Sie ließ sich von mir leiten, ihr Widerstand verlor die Zähigkeit. „Sieh, Mutter, wie schön wir bis jetzt lebten, wozu diese unnütze Veränderung? Verlange von mir, was nur immer, ich werde es thun, nur bleibe Witwe."

Ich sprach zu ihr lange und eindringlich, und schon sah ich, wie meine Gedanken ein ähnliches Licht in ihren Augen entzündeten, schon fühlte ich ihr Wesen sich in meines herüberlösen, als Schleiden eintrat.

Ein Schmerz packte mich bei seinem Anblick. Ich hätte mich auf ihn stürzen mögen, und ihn zerreißen. Meine Mutter saß verwirrt, überrascht, innerlich zerworfen, unschlüssig da und hieß ihn nicht einmal willkommen.

Ganz verdutzt sah er darein.

Ich aber blickte meine Mutter bittend an und ging hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

22. April. Meine Vorstellungen haben nichts gefruchtet. Seine Macht über meine Mutter ist bereits so groß, daß alles wie weggewischt ist. Er wird leicht gesiegt haben. Meine Mutter liebt ihn ohne Rücksicht, ohne Bedenken mit inniger, willenloser Hingebung.

Als sei zwischen uns nichts vorgefallen, teilte sie mir mit, daß seine Tochter am 25. April kommen werde. Ich empfand Schmerz, als ich sah, wie wirkungslos meine Vorstellungen geblieben sind, und hörte mit Widerwillen zu, als sie von Schleidens Tochter erzählte. Erst, als sie mich bat, mit ihr der jungen Dame, „ihrer Tochter", entgegenzufahren, fuhr ich auf.

„Nein, ich fahre nicht!" rief ich.

Meine Mutter zuckte zusammen, so hart klang meine Stimme.

„Warum schreist Du so, Robert?"

„Du sollst von mir nicht Dienste verlangen, die mir ein Greuel sind!"

Da sah sie mich mit ihren großen, dunkeln Augen so wehmütig an, daß ich den Blick senken mußte.

„Macht es Dir ein so großes Vergnügen, mich fortwährend zu kränken, Robert?"

„Nein, Mutter, ich will Dir nur Freuden anthun."

„Dann fahre mit, es schickt sich so."

„Mutter, ich werde nicht fahren!"

„Und warum? Sage mir doch, warum? Was hat Dir das arme Kind gethan?"

„Nichts, gar nichts, aber ich mag von ihr nichts wissen!"

„Und weshalb? Weshalb, Du Bösewicht?"

„Weshalb? Nun weil — —"

„Weil — ? —"

„Weil sie — seine Tochter ist!"

Unsere Augen trafen sich, und wenn ihr die meinen den unauslöschlichen Haß gegen den Mann verkündeten, den sie liebt, so sah ich in den ihren die weichste Liebe für diesen glühen.

Ein leichtes Zucken ging durch ihr Gesicht, ihre Lippen kräuselten sich, ihre Mundwinkel bebten wie im Schmerze.

„Robert, Robert! Sei nicht so gehässig und grausam! Vergifte mir nicht mein Leben, Du undankbares, schlechtes Kind!"

Die Thränen kamen ihr in die Augen, und sie wandte sich ab. Voll Bitternis schlich ich hinaus.

— —

25. April. Also seine Tochter ist da!

Als sie mit meiner Mutter und ihrem Vater vom Bahnhofe kam, stand ich im Stiegenhause und sah sie die Treppe heraufkommen. Durch

das große Oberlicht fiel gerade der strahlende Mittagssonnenschein auf sie. Heiter, elastisch, schlank, geschmeidig, mit heller Stimme, tänzelte sie die Stufen empor, ihre moosgrüne Pellerine flatterte, auf ihrem aschblonden Kopfe trug sie ein kokettes, kleines Girardihütchen mit flatterndem Lilabande. Reizend schön ist ihr Gesichtchen mit den großen, weichen, dunkelgrauen Augen, die unter langen, schwärzlichen Wimpern über das runde Gesichtchen mit dem geraden Näschen einen matten, traulichen Lichtschein werfen. Die dunkeln, schmalen Brauen grenzen eine lichte, kluge Stirn ab, die kleinen Öhrchen sind fast vergraben in dem quellenden aschblonden Haar, aus dem im Sonnenlichte ein matter Goldschein schimmert. Überaus liebreizend ist das schräge Grübchen im Kinn.

Als ich das Mädchen begrüßte und ihr die Hand reichte, in die sie ihr schmales, feines und warmes Händchen legte, neigte sie rasch den Kopf vor.

Hatte sie einen Willkommkuß erwartet?

Erst jetzt denke ich daran.

Darum ward sie auch so rot und waren ihre weichen, grauen Augen so unruhig und verlegen, als ich ihre Bewegung nicht verstand und so kühl und höflich war. Nein, nein, wozu denn das? So ferne bleiben, als möglich. —

Eine eigentümliche, duftende Wärme geht von ihr aus, weich und geschmeidig sind ihre schlanken Bewegungen. Sie war sehr müde und ging bald ruhen.

Mit ihr ist in die Kette, die uns an Schleiden fesseln soll, ein neuer Ring geschmiedet. Was ist aber die stärkste Kette bei einem mächtigen Riß? Und wahrlich, dazu muß ich erst kein Simson sein, um dieses Band zu zertrennen. Aber, wie hoch ist der Preis! — Ein Mutterherz! So ein goldnes, gutes Mutterherz! das nur für mich pochte, unter dem ich geworden bin, an dem ich in bangen Stunden gelegen. Ja, gute Mutter, du hast wahr gesprochen, ich bin ein undankbares Kind! — Wie sie so saßen — Lucie in der Mitte, ihr Vater rechts, meine Mutter links — und plauderten und kosten und lachten — das Mädchen lacht so reizend, so ansteckend, ihr Lachen hat so eine übermütige Melodie; man muß mitlachen und wenn man noch so ernsthaft scheinen möchte. Wie sie so saßen, die Mutter überglücklich die eine Hand des Mädchens haltend, ihr Vater die andere Hand, und sie, beiden die wärmsten Blicke, die süßesten Worte und Küsse gebend, in der Mitte, mit ein wenig verrauftem Haar, das ihr die lichte Stirne bekräuselte, mit dem braunen Sammetbändchen um den weißen, schlanken Hals, manchmal einen raschen Blick unter den dunkeln Wimpern hervor, zu mir herüber — sah sich das so an, als könnte es gar nicht mehr anders sein, als sei es lange schon so gewesen. Ja, es war schön, und ich hätte

wohlgethan, hinzutreten vor alle drei, Abschied nehmen und hinaus in die Welt. Es muß doch schön sein, Glück zu gründen, auch wenn es das eigene Glück kostet.

— —

26. April. Ich zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ich kann mich doch nicht gar so ferne stellen, nicht gar so zurückhaltend und kühl sein. Frisch ist sie und hat eigene Überzeugungen.

Wie sie so neben mir durch die sonnenglänzenden Straßen ging, schlank und schön, in ihrem eleganten chokoladebraunen Straßenkleide, mit den zierlichen Füßchen elastisch austretend, den drapfarbigen Spitzenstrohhut mit Rosaband chic auf das üppige Haar gesetzt, empfand ich ein unbestimmbares Vergnügen. Ich empfand Sonne und Veilchenduft, mir war frisch und fröhlich.

Ich entschuldigte die Kälte meines Schreibens mit einer damaligen Verstimmung.

„Ja, es war allerdings sehr kühl," sagte sie lächelnd.

So ein blondes, süßes Lächeln.

„Aber das Ihrige war um so wärmer," sagte ich, ungeschickt nach einem Komplimente haschend. „Ich muß Ihnen nochmals für diese lieben Zeilen danken."

„Ich sagte dort nichts anderes, als was ich wirklich fühlte."

Wir gingen durch den Stadtpark. Sie beobachtete mich verstohlen und wartete immer auf eine Äußerung. Sie weiß, daß ich ihren Vater anfeinde und möchte gerne wissen, warum. Aber, mag ich ihn denn nicht leiden? Er ist mir eher sympathisch. Ich bin ja gar nicht so dumm eifersüchtig, daß ich nicht haben wollte, jemand solle meine Mutter lieben, außer mir. Ach, das ist's ja nicht, aber nur nicht begehrt soll sie werden und nicht begehren. Das ist's ja, was mich so empört und elend macht. Denn rein muß sie bleiben, eine keusche, heilige Mutter.

— —

27. April. Es ist Taktik darin, mich so oft als möglich mit Lucie allein zu lassen. Glauben denn die wirklich, daß ich mich in jeden Zopf verlieben werde? Sie hätten es beide gern, wenn ich das Mädchen liebgewinnen und einmal zum Weibe nehmen würde. Sie wollen den Ring schließen. Diese Lucie ist aber durchaus kein gewöhnliches Mädchen. Sie hat so etwas Sinniges, Träumerisches, so etwas süß Melancholisches und wieder Hellfreudiges. Heute saß sie am Flügel und sann vor sich hin. Die schönen grauen Augen waren auf ein Jagdbild an der Wand gerichtet, und sie spielte, ohne Pedal zu nehmen, leise Akkorde.

So träumerisch, so blond.

„Woran denken Sie denn wieder, Fräulein?" fragte ich.

Leicht erschreckt fuhr sie auf.

„An nichts," sagte sie lächelnd, und sich aus der Zerstreuung sammelnd: „So irre Gedanken."

„Es wird schon was gewesen sein, Fräulein."

„Nun, ein wenig an meine Mutter."

„Hatten Sie diese so lieb?"

„O ungemein!"

„Vielleicht empfindet jemand zu seiner Mutter noch einen stärkeren Grad von Liebe."

Sie lächelte und sah mich mit ihren weichen, grauen Augen an.

„Damit meinen Sie wohl sich selbst?"

„Ja, auch mich," sagte ich und setzte mich auf den zweiten Klavierpuff ihr gegenüber.

Sie lächelte und blätterte in den Noten.

„An mir sollen Sie schon eine tüchtige Nebenbuhlerin bekommen."

„Wenn Sie allein es wären! — —"

Sie sah auf.

Es war ein kluger Blick; weich aber forschend.

Ihre wunderschönen Haare glänzten in der frischen Vormittagssonne wie Gold.

„Sind Sie also noch immer nicht damit zufrieden, daß Ihre Mutter heiratet?" fragte sie dann; sie hatte sichtlich lange mit sich gekämpft, ehe sie fragte.

„Nein," sagte ich.

Sie blätterte ruhig weiter.

„Und warum?" fragte sie weiter.

„Fräulein," sagte ich. „Wenn Ihre Mutter heute leben würde —"

„Nun —?"

„Können Sie sich die Vorstellung suggerieren, daß sie jetzt lebe?"

Sie sah vor sich hin. Das ist der nach innen gekehrte Blick, der Blick, der Bilder sucht.

„Ja," sagte sie dann, „ich kann mich ganz gut hineindenken."

„Nun gut. Ihre Mutter lebt, und ist sehr schön. Wäre sie noch schön?"

„Sie wäre achtunddreißig Jahre alt."

„Also nicht älter als meine Mutter, und diese ist doch noch schön. — Man begehrt sie ja noch —"

Sie ward leicht rot, aber ihr Blick blieb kräftig, nur glimmerte er.

„Und wenn Ihr Vater nun gestorben wäre — können Sie sich das denken, daß Ihr Vater nicht mehr lebt?"

Sie sah bestürzt; sie hat ihn ja so lieb. Ich mußte über ihre kindliche Furcht lächeln.

„Es thut Ihnen weh, es zu denken, nicht wahr?“

„Nun ja, ich stelle mir es schon ganz gut vor.“

„Also, wenn Sie eines Tages ins Zimmer träten und sähen, wie ein Ihnen ganz fremder Mann Ihre Mutter küßt, und an sich preßt. Wie wäre Ihnen da?“

Sie war jäh errötet und blätterte rascher in den Noten.

„Wie wäre Ihnen da?“

„Recht peinlich wäre das, glaube ich.“

„Peinlich! Gewiß! Aber es kommt noch ärger — doch ich vergesse, daß ich mit einer jungen Dame spreche, die leicht Anstoß nehmen könnte.“

Sie ward noch um einige Schatten röter, aber sie blickte mich ruhig an.

„Nein, nein, Herr Robert,“ sagte sie. „Sprechen Sie nur weiter; Sie werden schon selbst wissen, wieviel Sie sagen dürfen.“

„Gut, Fräulein. Sie wären also überrascht, unangenehm berührt, und Ihre Mutter würde sagen: Sieh, das ist mein Bräutigam, ich werde heiraten. Und Tags darauf käme er, und sie würden sich wieder herzen und küssen, ganz, wie das loseste Liebespaar. Und unverschämt würden sie kosen. Ihre Mutter würde den Galan kaum erwarten können, singen, Liebesbriefe schreiben, Strauß und Offenbach spielen, sich à la mode parfümieren, putzen, dekolletieren, nervös sein, vom Spiegel kein Auge lassen — —“

Sie winkte abwehrend und schüttelte den Kopf.

„So kann ich mir meine Mutter nicht denken,“ sagte sie.

Ich lachte.

„Ja, ganz gewiß klingt das fabelhaft. Wer würde auch seiner Mutter so etwas zutrauen. Und sie war nicht so, der Mann hat sie verführt, verdorben. Sagen Sie, was thäten Sie?“

„Fort müßte ich! aus dem Hause! Ich könnte das doch nicht mit ansehn!“

„Ja, das thäten Sie! Aber, ich bin ein Mann, und darum empfinde ich alles stärker, tiefer, und darum bin ich voll Widerwillen, voll Abscheu, Zorn, Galle und Haß!“

Ich stand auf.

Sie erhob sich und sah verwirrt zum Fenster. In ihrem Köpfchen rumorte es.

Als ich ihr die Hand reichte und sie ihr kleines, weiches Händchen sanft hineinlegte, sah sie mich an, und in ihren grauen, schwarzgerandeten Augenpupillen mit den feuchten Sternen schimmerte ein ahnungsvolles Verständnis und zustimmendes Begreifen.

29. April. Es ist eigentümlich. Wenn ich neben Lucie trete, wird sie verlegen, und ich fühle oft einen nur zu langen Blick. Sollte mich das Mädchen lieb haben? Sie achtet auf jede Kleinigkeit, die ich verursache; sie legt allem große Bedeutung bei. Und was für Aufmerksamkeiten sie mir erweist! Blumen steckt sie mir ins Knopfloch, Bonbons giebt sie mir, und eine Tabatière stickt sie für mich. Geht sie neben mir, so geht sie gleichsam in mir, ich fühle es, wie sie in mir Wurzel faßt. Süßes, dummes Mädel! Ich bin kein Erdreich für so feine Pflanzen, wie Du; es thäte mir leid, wenn Du für mich als Mädchen fühlen solltest, — laß das, laß das, kleines Herz! — — — — — — — — — — — — — — —

30. April. Als ich heute, einer Laune folgend, in ihr Zimmer trat, schrieb sie in ein kleines, goldgeschnittenes Buch. Wie ich neben sie trat, erschrak sie, ward rot und bedeckte mit beiden Händen das Geschriebene.

„Was schreiben Sie denn da?“ fragte ich, zurücktretend.

„Nichts, nichts —“ sagte sie und klappte das Buch zu.

Es war ein Tagebuch.

„Darin darf ich wohl niemals lesen?“ fragte ich, neugierig lächelnd.

„Niemals!“ sagte sie übermütig.

„Und wenn ich es Ihnen nehme?“

„Dazu gehören wohl zwei!“ sagte sie lachend und drückte das elfenbeingebundene Büchlein mit dem runden Arm an die junge Brust. „Einer der nimmt, und einer der sich's nehmen läßt!“

„Und wenn ich es stehle?“

„Dann — —“

„Dann —?“

„Dann — steche ich Ihnen die Augen aus, und Sie lesen erst recht nicht!“

Ich gab ihr ein Sträußchen Maiglöckchen, Veilchen und Kirschenblüte.

Als sie das Bouquet an ihrer Rosataille befestigte, sah ich auf ihrem Mittelfinger Tintenflecke vom Schreiben.

Wir plauderten allerhand dummes Zeug. Sie, immer mit dem Buche neckend, immer thuend, wie: Hätten es wohl gern? und so schlich ich mich am Nachmittag in ihr Zimmer, um nach dem Büchlein zu suchen. Was stand denn da so Gefährliches darin? Und was so ein süßes Vögelchen im Geheimen zwitschert, kann mich doch immer nur freuen. Unter Bändchen, duftigen Seidenstückchen fand ich das elegante Elfenbeinbüchlein, schlug auf, und gleich die aufgeschlagene Seite war verklext und verschmiert, es war die Seite, bei der ich sie überrascht hatte. Die Klexe waren beim Zuklappen entstanden. Und, was da stand? Es machte mir warme Freude, dann lachte ich drüber, und zum Schlusse verdroß es mich, aber im Ganzen war es wie Blüten und Sonne.

Da stand in kußreizenden Mädelbuchstaben: „Das ist er, das ist er, so wie ich mir ihn immer dachte. So groß, so brünett, so feurig, so schön und so bleich. Ich könnte ihn küssen, bis zur Atemlosigkeit, und mit ihm gehen, wohin er wollte. Und alles könnte ich ihm thun. Alles, was er wollte. In mir geht das Blut stoßweise, wenn er bei mir steht, aber er merkt es nicht, er sieht über mich hinweg“ — da war der große Klex —.

So also steht's mit Dir? Du heißblütig, wunderschönes Prinzeßlein? Nun, gerne will ich freundlicher werden, aber zur Liebe habe ich keine Zeit. Und dennoch ging mir die ganze Nacht ihr liebes Geschreiberl im Kopfe herum.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

1. Mai. Ganz durch Zufall traf ich sie heute vor dem Museum. Sie trug ein crèmefarbenes à jour-Kleid, leicht durchbrochen und mit Gelb geputzt. Auf dem dunkelblonden Kopfe trug sie einen gelben, breiten Florentiner mit schwarzem Samt dekoriert. In der schwarzbehandschuhten Hand hielt sie ihren Sonnenschirm, dessen rosarotes crêpe de chine-Futter über ihr lichtes Gesichtchen einen anmutigen Schein warf.

Ich sah sie die hochangebrachte Inschrift des Museums lesen.

Ich gestehe es mit Scham, daß ich ihr ausweichen wollte. Aber, wie sie so dastand, so rein und licht und fremd, konnte ich meinen Blick nicht von ihr wenden. Jede ihrer Bewegungen ist so lieb und voll Anmut.

Die Inschrift ist so hoch, und sie brauchte darum lange Zeit, ehe sie sie entziffert hatte; ich sah's, wie sie buchstabierte, wie ihr Mündchen sich öffnete und schloß. Ich hätte das so bis jetzt ansehen können, so lieblich war's. Der schimmernde Glanz der Vormittagssonne, die duftige Schlichtheit des Frühlings, in ihr hatte es gleichsam Gestalt gewonnen. Da kamen zwei Laffen daher.

Ein Uniformierter mit klapperndem Säbel und ein ungemein lächerliches Gigerl mit breiten Sackhosen und winzigem Hütchen am pomadisierten Ochsenschädel.

Vor Lucie machten sie Halt und ließen ihre Faxen los.

Es schnarrte nur so: „Reizender Käfer! — Famoser Schneck! — Charmant!“

Lucie sah die beiden verächtlich an und ging weiter. Aber die beiden ließen sie nicht mehr aus.

Im Nu war ich ihr zur Seite.

Ich hätte die zwei Gecken prügeln können. Nichts von Eifersucht zwar, aber, mir war's, als kröche ein schleimiger Wurm den Stengel einer tauglitzernden Rosenknospe hinan, und die Rosenknospe sei mein.

Wie ein schimmerndes Licht brach warme Freude aus Lucie, wie sie

mich so plötzlich an ihrer Seite sah, und hastig und schmiegend schob sie ihren vollen, weichen Arm in den meinen.

Ich hätte sie gleich an mich drücken mögen.

„Wo kommen Sie aber nur daher, wie aus dem Pflaster geschossen?" fragte sie, noch immer in ihrer hitzigen, ersten Überraschungsfreude, weiß und rot und lächelnd.

„So ganz zufällig!" sagte ich. „Haben Sie sich über die Gecken sehr ärgern müssen?"

„Ach, das ist ja so unangenehm, wie wenn einem eine Mücke ins Auge fliegt."

Sie schmiegte sich an mich, und wir spazierten. Ich konnte kein Auge von ihr wenden, ich trank sie auf, wie eine schimmernde Schale voll Licht und Duft. Als ranke sich ein Rosenstock um mich herum. Uns beide übergoß die Sonne, und die Blutwärme unserer Jugend durchglühte uns gegenseitig, eins floß ins andere über. Sie schmiegte sich an mich und ich überschattete sie.

Und wie ich so voll ihrer Schönheit war, da mußte ich es ihr sagen.

Sie lächelte und meinte, ich scherze.

„Nein, Fräulein, ich bin kein Komplimentendreher, ich habe noch überhaupt keinem Mädchen eine Schönheit gesagt. Sie sind die erste. Ich sage es ganz von Herzen, ich kann es eben nicht zurückhalten."

Und wie nun ihre großen, warmen Augen so tief in die meinen schauten, und der Duft ihres Haars in mich drang, schoß mir die glühende Kraft durchs Gebein; ich mußte tief und voll atmen und die übermächtige Lust in mir niederkämpfen, des Mädchens Hüfte nicht zu umfassen und dessen liebes Köpfchen nicht mit tausend Küssen zu bedecken.

„Warum tragen Sie keine Ohrgehänge?" fragte ich dann, ihre kleinen Öhrchen betrachtend, in deren rosigen Läppchen die Löchelchen leer waren.

„Ich mag's nicht gerne," sagte sie.

„Sie würden Ihnen aber sehr gut stehen. Aber, nehmen Sie dann nur schwarze Perlen."

Sie nickte lächelnd.

Dann kaufte ich eine rote Rose und steckte sie in eine Spitzenlücke ihrer durchbrochenen Taille, vorne an der Brust, so tief, daß der kühle, grüne Stengel ihren nackten Busen traf.

Sie zuckte leicht unter der Berührung, ward rosenrot, und wir gingen dahin, wie in einem klingenden Traume.

Die ersten süßen Stunden dieses Jahres.

— —

2. Mai. Ich habe sie schlafen gesehen in ihrem weißen, keuschen Bette. Mich drückt nicht die Schuld, daß mich frivole Neugier in ihr

Schlafzimmer getrieben, ich hatte nur vergessen, daß das Zimmer, in dem sie schläft, nicht mehr mir gehört, und nur in der Verträumtheit, die seit gestern wie ein weicher Schleier auf mir liegt, hatte ich die Thüre geöffnet. Auf der Schwelle stand ich schon, und wußte noch nicht, wo ich war.

Die helle Morgensonne glänzte auf den Möbeln und Wänden, durch einen Rouleauxspalt fiel ein schimmernder Sonnenstreif auf das Bett Lucies und glänzte in einer dicken Locke, wie weißes Gold.

Wie ich erkannte, wo ich mich befand, schrak ich leise zusammen, aber ich blieb, das schlafende Mädchen betrachtend. Tief in das oberste, weiße Kissen gedrückt, lag ihr schöner Kopf, das lange, dunkelgoldige volle Haar floß in dicken Wellen über die Decke, ein runder, weißer Arm lag unter ihrem Kopfe, der andere auf der Decke, in weißer, runder, schlanker Schönheit. Die Augen geschlossen, der rote Mund, wie zum Kusse geschwellt, halboffen. Über der Brust hatte sich die Spitzendecke verschoben und der schlanke Hals war frei, eine runde Schulter und eine schwellende Busenhälfte. Mir rann ein süßer Schauer durchs Gebein, und ich bückte mich zu dem schlafenden Mädchen und drückte meinen Mund sanft auf den Busen.

Da hob sie im Schlafe ihre Hand und berührte die geküßte Stelle. Ich küßte die schmale, blasse Hand — sofort zog sie diese zurück. Ich verließ leise das Zimmer, voll des Gesehenen, in mir den Duft dieser Weibesblüte tragend. Nun lebe ich von diesem Dufte in einer unbeschreiblichen, stillen Wonne, die tief in mir brodelt mit einer sanften, süßen Musik.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie kam in mein Zimmer, meine Blumen zu begießen. Sie trug ein hellblaues Hauskleid und eine weiße, niedliche Masche im Haar. Scherzend bespritzte sie mich ein wenig mit Wasser. Ich warf mein Buch in die Ecke, um sie scherzweise zu strafen.

„Ich werde schreien, Herr Robert!" In geschauspielerter Furcht lehnte sie sich an die Wand, dabei sich an einem stachlichten Kaktus ihren bloßen Arm ritzend.

„Ich thu Dir ja nichts, Du süßer Schatz!" sagte ich und preßte ihr Köpfchen an meine Wange. Dann ließ ich sie entschlüpfen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu Mittag trug sie in ihren beiden Ohren schwarze funkelnde Perlen. Reizend sah sie aus, denn sie ist so weiß um die Ohren herum. Die schwarze Perle hebt nun diese Weiße. Ich achtete weder auf Schleiden, noch meine Mutter; wir kokettierten verstohlen.

Sie gab sich schwarze Perlen in die Ohren; das soll heißen: „So wie Du mich haben willst, so bin ich!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

3. Mai. Auf einmal hat es mich gepackt.

Wie ich sie so sah, so jung, so frisch, so duftig, da faßte es mich, ihren Mund zu küssen, und sie umfassend, küßte ich sie heftig und heiß.

„Schwesterchen! Schwesterchen! Kleines, süßes Schwesterchen!"

Und sie küßte mich wieder und schmiegte sich an mich mit der ganzen köstlichen Fülle ihres Leibes, dessen Duft mich durchdrang und betäubte. O, welch ein neues Fühlen! — Das ist es, was mir fehlte! Das ist die Glückseligkeit! In die Arme sie nehmen, und fort mit ihr, weit weg, in einen stillen verhängten Winkel. Und immer bei ihr sein. Wie in einem goldenen Nebel sehe ich die Zukunft!

„Und wirst mich immer lieb haben?"

„Immer! immer, süßes Mädchen, das kann ja nie ein Ende nehmen!"

„Und doch ist Dir nicht zu trauen!" —

„Was könnte ich Dir anthun, Du niedlicher Narr?"

„Ich fühl's aber doch, Du bist nicht ganz, es fehlt etwas."

„Das hast ja Du! Du süßes Kind, das bist ja Du!"

„Warum schrickst Du manchmal so auf? Dich quält etwas — o, lüg' nur nicht, ich fühle das."

„Dann laß es, Herzchen, rühr nicht dran, laß schlafen, was schläft."

Und wieder lange, süße Küsse. Ich bin wie verzaubert, wie in einem Rosengarten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

4. Mai. Schon aus. Auf immer aus. Ich hatte ein Bouquet schöner gelblicher Rosen gekauft, sie Lucie zu schenken. Im Flur stand ich und roch deren Duft und sah sie an, ob sie nur schön genug seien, meinem Mädchen Freude zu machen.

Da kam Schleiden mit einem Strauße roter, flammender Rosen.

„Ei, sieh da, Sie haben Blumen?" rief er erstaunt, lächelnd, den Kopf schüttelnd.

Ich fühlte, wie ich rot ward.

„Ja, ich habe mir einige Rosen gekauft," sagte ich.

Er lächelte.

„Sie wollten sich einmal selbst ein Geschenk machen, nicht wahr?"

Er wußte ja doch sofort, für wen der Strauß bestimmt war, und weil ich so sicher um sein Wissen wußte, ward ich verlegen.

Er zwinkerte lustig, drohte mit seinen Rosen scherzhaft und ging in den Salon.

Da ward mir auf einmal dunkel und gleich schreiend licht.

Der Galan geht zur Mutter mit Rosen — der Sohn geht zu des Galans Tochter!! —? —

Ich ging auf mein Zimmer und legte die Rosen hin.

Da liegen sie noch immer und welken mit schwerem Dufte.

Mein bißchen Sonne ist ausgelöscht, Dämmerung ist um mich, wie bisher.

Sind nicht ihre Lippen seine Lippen?

Lucies Leib ist sein Leib; sein Leib ist meiner Mutter Lust — kann der ihre meine sein?

Häßliche Paarung! Schändlicher als Blutschande!

In welche Winkel bin ich geraten? In welche Enge verzwänge ich mich! —

Ich darf das Mädchen nicht mehr sehen, und sie nicht mich!

Es darf nichts werden zwischen uns, nie und nimmer!

Deinen fragenden, leidenden Blick, süßes Mädchen, könnte ich nicht ertragen, eher mein heimliches Sehnen und die Nächte verliebter Qualen! Du wirst mich ja vergessen! — —

Wie schön waren doch diese kurzen Rauschtage! Wie süß empfand ich mein Leben, und nun ist der Rest bittere Lauge! Weh thut mir der Riß, der mich von Dir trennen muß, aber wir dürfen uns nicht haben, der Besitz wäre Frevel, schändlich erkauft, Betrug an meinen heiligsten Heiligtümern, ein Verrat an meinem Wächterberufe, an meinem Hüteramte — es darf nicht sein!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

5. Mai. Ich war heute Kind, nichts als Kind. Ich hatte meine Mutter, für mich allein, wie sie es wollte. Wie hat sie mich überrascht, die Gute. Sie schenkte mir zu meinem Geburtstage eine prachtvolle, goldene Uhr, auf deren innerer Mantelfläche ihr wohlgetroffener Kopf in vollendeter Ciselierung sich befindet. Die Uhr lag heute morgens auf meinem Nachttischchen und eine Visitkarte dabei, auf der in den lieben Schriftzügen meiner Mutter die Worte standen: „Zu Deinem dreiundzwanzigsten Geburtstage, von Deiner Mutter.“

Diese Aufmerksamkeit hatte für mich etwas ungemein Rührendes. Wie weiß ich doch, wie sie mich liebt! Wie sehe ich ihr doch durch ihre schönen Augen tief ins Herz.

Wie sie stets des Tages gedenkt, an dem sie mich der Welt gab, sicher ihr schmerzensvollster und zugleich ihr glückseligster Tag.

Ich sehe den schmerzen- und wonnenverschwimmenden Blick, mit dem sie mich, ihr neugeborenes Kind, liebevoll überstrahlt, ich fühle es, wie sie mich mit schwachen, glücklichen Armen an die Brust drückt, schützend wie die Henne, die den Mutterflügel über das Junge schirmt. Sie ist nicht mehr Weib, sie ist Mutter, und jeder Atemzug gehört ihrem neuen und einzigen Berufe. Und wie groß hatte sie den Beruf erfüllt; wie war sie Mutter, und Mutter nur. —

Ich werde die Uhr stets bei mir tragen, dann muß ich sie jede Stunde sehen, und der reine Mutterblick des goldenen Bildes wird mir jeden Pfad erhellen, den ich gehen werde.

Ach, es ist doch ein rechtes Unglück, eine Mutter so zu lieben, wie ich, und dabei so gequält zu werden von dieser Liebe. Die letzten Wochen mit ihren Aufregungen, wie haben sie mich älter gemacht, um Jahre.

Als ich zu ihr ins Zimmer trat, sah sie mich mit einem so liebestrahlenden Blicke an, wie er nur ihr zu eigen ist. Sie versteckte einige Papiere — aber ich erkannte sie, es waren die Glückwunschtelegramme und Gratulationsschreiben, die sie bei meiner Geburt erhielt.

„Liebe Mutter," sagte ich, „ich danke Dir für Dein Geschenk — es hat mir — eine — große Freude gemacht — wirklich, liebe Mutter — eine große —" weiter konnte ich nicht; ich umhalste sie; und wir küßten uns.

„Mutterl! Mutterl!"

Ich vergrub meinen Kopf in ihrem Schoße, und ich fühlte ihre Küsse in meinem Haare. Dann umhalste ich sie wieder und sah ihr in die Augen.

„Mutter, — Du bist noch immer meine reine Mutter!"

Ich grub meinen Kopf in ihren Busen und hörte ihr Herz schlagen und ihr Blut fließen. Ich küßte ihre Stirne, ich küßte ihre Haare, ich küßte ihre Hände.

„Robert! Närrischer Junge, höre doch auf!"

Aber ich ließ mir nicht wehren, vor ihr zu knieen, zu ihren Füßen zu kauern, und meinen Kopf an ihre Kniee lehnend, bat ich sie, mir das Wiegenliedchen zu singen, mit dem sie mich als Kind in Schlaf gesungen.

Da küßte sie mich und sang, meinen Kopf wiegend:

„Eia, poppeia,
Was ruschpert im Stroh, —
Der Kater hat Hochzeit,
Die Katzerln sind froh." — —

Meine ganze glückliche Kindheit dämmerte in mir.

Dann erzählte sie mir Streiche aus meinem Knabenleben. Wie viel Not sie mit mir ausgestanden, und was für ein böser, toller Junge ich gewesen sei.

„Und das bist Du noch immer, Du schlechter Bub, Du!"

So tief sagte sie das in mich hinein, so voll Vorwurf und dabei voll Verzeihen.

„Wie lange willst Du mir denn noch Leid anthun? Hast Du noch immer nicht genug?"

Und dabei küßte sie mich auf die Wangen, und ich ließ mich küssen.

Mit geschlossenen Augen, in einem reinen Glück, umklungen von silbernen Tönen.

Vor Schleiden und Lucie hat sie von meinem Geburtstage nichts erwähnt, mein Innerstes wohl begreifend mit klugem Mutterverstande. Denn mein Geburtstag ist das Gemeinschaftliche, was wir, Mutter und Sohn, mit einander haben, und kein Dritter hat sich darum zu kümmern. O, Du gute, süße Mutter, wie liebe ich Dich, immer mehr und mehr!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

7. Mai. In einer Woche ist Hochzeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

8. Mai. Sie saßen auf dem Sofa, und sie spielte mit den glänzenden, weichen Haaren seines schwarzen Bartes. Sie wühlte mit den Fingern, sie glättete, sie zog an den Enden, dann nahm sie ihn in einen Büschel zusammen und streichelte sich mit dem Bartbusche die Wange.

Ich hatte ein Gefühl, als sei mir ein Stück Haut vom Kopfe geschält, ein Unwohlsein durchfieberte mich, wie wenn man aus einem heißen Tanzsaal in nasses Novemberwetter tritt.

Es war der stärkste Anfall von Ekel und Schmerz, der mich je überkommen.

Und nun bin ich fest. Es wird nicht sein!

Wenn ich zum Verbrecher werde, und die Welt über mich ein Urteil sprechen wird, so mag sie in meinen Aufzeichnungen meine Rechtfertigung finden. Meine Motive mag sie wägen und mich verdammen oder verhimmeln. —

Als ich ihr heute Flieder brachte, küßte sie mich. Aber, nur so nebenhin, sie ist ganz bei ihm. Ich erfaßte ihre beiden Hände und drückte sie sanft und sah ihr tief in die Augen.

„Mutter!"

„Was ist Dir, mein Kind?"

„Mutter!!!"

Niemals kam dies Wort inniger, wärmer, flehender, warnender, drohender von eines Sohnes Munde. Und der Ruf ergriff sie. Sie erbebte und erblaßte.

Aber sagen konnte ich kein Wort mehr, ich wandte mich ab und ging rasch hinaus, aber ich fühlte den Blick meiner Mutter auf mir lasten, den besorgten, erschrockenen Mutterblick.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

9. Mai. Mit Lucie traf ich im kleinen Salon zusammen. Sie war so bleich, wie ich sie noch nie gesehen. Fast zu gleicher Zeit wichen wir vor einander zurück. — Ich sah heute in den Spiegel und erschrak über

mein fahles Gesicht, das durch meine tiefschwarzen Haare noch bleicher und blutloser erscheint. Wie lange ist es her, da hatte ich rote Wangen, wie ein Bauernbursche. So nagt dieses Ereignis an mir, daß ich schwinde von Tag zu Tag.

— —

13. Mai. Kein Sohn liebte seine Mutter mehr, als ich, keiner ward in seiner Liebe weniger verstanden, keiner hatte eine reinere Mutter, keinem konnte sie schwärzer werden. Ich habe einen langen Tag durchdacht, und eine lange, schlaflose Nacht, und im Kampfe hat mein reinerer und besserer Mensch gesiegt, ich bin fest geworden und erwarte kalt das Kommende. Ich war mir ein strenger Richter, und, was mein Amt ist, werde ich besorgen. Weil meine Mutter taub blieb gegen meine Worte, sollte ich weinen, und um mein verlorenes Ideal trauern? Weil ich sah, wie sie nur Weib ist, wie jedes andere, schwach, feige, feicht? O, sie war nicht so! Das Weib, das mir heute trotzig die Stirne bot, ist ein Produkt des Wollüstlings, der sich sie zu eigen machen will; sie ist verwirrt von seinem Girren, er hat in ihr reines Gemüt einen sinnlichen Satan geworfen, er hat ihr das Gedächtnis geraubt an ein heiliges Früher, er hat die keuschen Sterne in ihrer Seele ausgelöscht und eine brunstglimmende Ampel hineingehängt, in deren warmem Scheine er seinen kalten Rücken sonnt.

Aber ich habe es ihr zugerufen.

„Mutter, brich mit dem Manne! Er darf Dich nicht haben. Was Du thust, ist Unthat, Schande, Sünde! Ich will die Erde keusch, aus der ich wuchs!"

Da schrie sie wild auf. So schreit der, den ein Messer tödlich trifft. Ihr Schrei drang mir in Herz und Hirn, aber ich sah ihr ruhig in die entsetzten Augen. „Mutter, ich werde noch härter werden, wenn Du nicht auf mich hören wirst! Du verschließest Augen und Ohren, wenn Du mich siehst! Du bist störrisch, verirrt, verfremdet! Mutter! Mutter, mir graut vor dem Ende! Mach es mir leichter, Du hast mein und Dein Wohl und Unheil in der Hand! Mach mich nicht unglücklich, Mutter, mach mich nicht elend! Ich bin zum äußersten entschlossen, und wenn Du vollführst, Mutter, was Du vorhast — — Mutter —! — wird fürchterliches geschehn!!"

Sie war bleich geworden, ihre Lippen waren fahl und zuckten.

„Du drohst mir? —"

Da erfaßte ich ihre beiden Hände; sie schrak zusammen.

„Mutter! — — Ich töte ihn eher, als daß ich ihn Dich umarmen lasse, und ich töte Dich, wenn Du ihn umarmst!"

Sie riß sich los. Entsetzt, schaudernd, flüchtete sie sich zum Fenster.

Aber ich ging ihr nach.

„Fort! —" rief sie schrill — — „Aus den Augen! — Ich will Dich nicht sehen!"

Sie wandte sich ab; bleich und zitternd.

„Jag' mich nicht fort, Mutter! Morgen ist es zu spät! Ich bin nicht schlecht, ich liebe Dich mehr als je, und darum will ich, daß Du kein Eheweib werdest! Denke an meinen Vater! denke an die Jahre, die Du mit ihm gelebt! denke der Stunde, in der Du mich ihm schenktest! denke an Deine Mutterfreuden! denke an sein Lächeln! an seine Liebe! an seinen Schmerz, von Dir scheiden zu müssen. Du hast ihm am Sterbebette das Nievergessen geschworen, das ewige Beiihmsein im Geiste! Er segnete Dich, er weinte vor Rührung über Deine Treue und Liebe! So leichtherzig brichst Du Schwüre? So kannst Du lügen? Mutter, Mutter, sieh nicht zu Boden, sieh mir in die Augen und sprich zu mir! Wende Dich nicht ab, gieb mir Antwort, sage mir, warum Du so heilige Eide brichst! sprich! sage!"

Ich hielt ihre beiden Hände.

„Robert!" rief sie schmerzlich. „Willst Du mich langsam töten? Stoß mir doch lieber gleich ein Messer ins Herz!"

Thränen füllten ihre Augen und würgten ihre Kehle.

„Gieb mir Antwort, Mutter! Wo ist Deine reine Seele hingeschwunden? Wo ist Deine Treue hingeraten? Hast Du alles vergessen? Muß ich Dich mahnen? Ich mahne Dich noch zu rechter Zeit! Laß ab, Mutter, ich bitte Dich, laß ab!"

Da brach sie in Weinen aus:

„Allbarmherziger Gott, warum quälst Du mich so sehr! Was habe ich denn verschuldet, daß ich so leiden muß?!

Und sie warf sich auf das Sofa hin, ihren Kopf tief in die Plüschkissen vergrabend.

„Mutter, weine nicht! Ich bitte Dich, sprich offen mit mir, sage mir, ob Du meinen Vater vergessen hast, sage mir alles, alles!"

Ich lag vor ihr und hielt ihre Knie umfaßt.

Sie schluchzte.

„Ich liebe ihn — wie im Leben — ich habe ihn — nicht vergessen — Gott weiß es — —"

„Warum wirst Du dann das Weib eines andern?"

Sie weinte vor sich hin; ihre Brust zitterte im Krampfe.

„Warum verwirfst Du Dich?"

Sie schluchzte.

„Laß von dem Fremden, Mutter! Er beschimpft meinen Vater, mich und Dich! Laß ihn! Komm fort! Weg von hier! Plötzlich! Jetzt! Du wirst ihn leicht vergessen! Folge mir, gute Mutter! Ich bitte Dich, höre auf mich!"

„Ich kann ja nicht mehr — es ist zu spät —"

„Nein, Mutter, es ist nicht zu spät, es ist rechte Zeit! Raffe Dich auf, schüttle das Häßliche von Dir!"

„Es kann nicht sein, Robert — es geht nicht mehr —"

„Es muß gehn, Mutter! es darf nicht so kommen! Nimm doch Deine Kraft zusammen! Sei doch nicht taub gegen Deinen Sohn! Sieh mich doch an! Sieh mir in die Augen und sage, daß ich falsch bin! Sieh mich an! Du wirst in mir meinen Vater sehn! Sieh mich an und werde dann das Weib dieses Fremden, wenn Du es noch vermagst!"

Leise weinte sie vor sich hin.

„Gieb mir Antwort, Mutter! — Wirst Du morgen sein Weib?"

„Es muß ja sein — ich kann nicht anders!"

„Ist das Dein letztes Wort?"

Sie schwieg. Ihr Weinen war gestillt.

„Ist das Dein letztes Wort, Mutter?" wiederholte ich.

„Ja!" sagte sie, fest und bestimmt.

„Ein schweres Wort, Mutter."

„Es ist nichts Schlechtes darin."

Ihre Augen waren trocken, ihr Trotz wiedergekehrt.

„Es ist das Schlimmste auf Erden, Mutter! Schlimmer als Blutschande!"

Da stand sie auf.

„Genug!" rief sie, ihre Hand mit einer Geberde des Abscheus mir entziehend. „Kein Wort mehr! Verlasse mich augenblicklich, und wenn Du nicht aufhörst, jage ich Dich aus dem Hause!"

„Das ist es ja, was Du willst! Allein sein mit ihm! Fort von Dir jeden lästigen Zeugen!"

„Pfui über Dich!"

„Willst Du Dich selbst darüber täuschen, daß Du eine Mutter bist? Du willst darüber hinweg, daß Du einen Sohn hast? Ich bin ein lebender Zeuge Deiner Mutterschaft! Ich bin eine Mauer zwischen Dir und jedem neuen Manne! Und diese Mauer wirst Du nicht niederbrechen! —"

„Schamlose Seele!"

„Lügnerin! Eidbrecherin!"

„Einem Sterbenden ein Versprechen versagen, wenn es seine Leiden lindert, wäre Verbrechen!"

„Du hast also bewußt gelogen?"

„Ich meinte es wahr, so wahr ich Deine Mutter bin — aber man weiß nicht, was die Zukunft bringt."

„Das Weib, das einen Mann begräbt und von diesem einen Sohn

hat, hat in seiner Zukunft keinen Mann mehr! Aber Du hast meinen Vater vergessen und wirfst Dich einem Manne an die Brust!"

„Ich habe Deinen Vater nicht vergessen — ich liebe ihn —"

„Du liebst ihn? Wie liebst Du ihn?"

„Wie man — Tote liebt."

„Und Schleiden liebst Du, wie man lebende, blutwarme Menschen liebt — innig und mit Leidenschaft —?"

„Ich würde ihn sonst nicht zum Gatten nehmen."

„Und er wird Dir so viel gelten, wie mein Vater?"

„Ich kenne keinen Unterschied."

„Und darum wird es nicht sein! Weil Du alles vergessen und verworfen hast! Du brichst Eide, Du vergißt Mutterschaft, verwirfst die Achtung und die Liebe Deines Sohnes eines Fremden wegen und wirfst Dich ihm geben trotz meiner Bitten, meiner Schwüre?!" Da wandte sie sich ab und öffnete die Thüre zum Salon.

„Du gehst fort, Mutter? Es sind die letzten Worte, die wir sprechen — hast Du Dein allerletztes schon gesagt?"

Ohne sich umzuwenden, sagte sie:

„Du kennst meinen Entschluß."

Damit betrat sie den Salon; ich aber stürzte ihr nach, die Thüre weit aufreißend, in jäher Wallung.

„Und es wird dennoch nicht sein, Mutter! So wahr Du mich geboren hast, es wird nicht sein!

Sie wies mir stolz und hoch, zu gehen. Ihre Augen flammten, wie brennende Kugeln, ihre Wangen waren blutrot, ihre Lippen zuckten, ihre Hand bebte —

Mir ist mein Weg gezeigt. Nicht einmal ein „Wehe mir!" rufe ich mir zu; ein Schauer rüttelt mich leise, sonst aber bin ich ruhig und sicher. Ich werde es vollbringen, ohne Zittern, ohne Fieber, mit fester Hand.

— —

14. Mai. Das Fest ist vorüber. Die Gäste verabschieden sich vom Brautpaare, es ist 11 Uhr Nachts. Ich fehlte bei allem, und dennoch sah ich alles, hörte ich alles. Meine Mutter-Braut ließ ich nicht aus den Augen; denn ihre Schönheit ist über die Maßen. Unsäglich widerlich war mir alles. Als meine Mutter liebevoll ihre Hand auf meinen Kopf legte, schüttelte ich sie ab — ich sah ihr nur tief in die Augen, und meine Blicke mußten sengen, wie glimmer Stahl. Aber sie verstand sie nicht. Ich habe keine Speise berührt, vom Weine nur genippt, meine Kehle ist wie Zunder. Keine Sekunde vergeht, ohne daß ich meiner Aufgabe nicht gedenken würde. Ein Blick auf meine Mutter genügt, ein Blick auf Schleiden, der seine

glühenden Augen nicht von ihr läßt. O, Deine Lust soll mit Jammer enden. Du schöner Mann! Aus Deinem süßesten Krampf wird meine Hand Dich wecken, ich werde Dir zeigen, daß ein Sohn seine Mutter nicht Männerlüsten preisgiebt. Freue Dich nur! Lache, kose, trinke, scherze, laß die Glutrosen auf Deinen Wangen blühen; ein starker Schnitter wird sie vor ihrer vollsten Entfaltung vom Stamme schneiden. Heiß war Euer Brauttag, kalt wird Eure Brautnacht sein. Weilt lieber, weilt, damit Euer Glück nicht so flüchtig sei! — Wartet Ihr nur, bis ich schlafen gegangen bin! O, heute kommt die schlafloseste Nacht meines Lebens, heute sinkt mir kein Augenlid. Heute rette ich Dich mir, süße Mutter, Du wirst rein hervorgehn aus dieser Nacht, rein für immer!

Warum wardst Du so schuldig, daß ich Dich so strafen muß? Denn Dein ist die Schuld, Du bist die Sünderin! O, Du bist sündhaft, Mutter! Wie kamen so giftige Begierden in Dein keusches Blut? — Fürchtest Du nicht den Schatten meines Vaters? Mutter, arme Mutter, wie bange ist mir um Dich, daß ich Dein Richter sein muß! Ein harter, strenger Richter! Mein Arm ist stark und zittert nicht, und mein Auge ist scharf — wie wehe, Mutter, daß es so bittere Probe muß bestehn. Nie habe ich Dich mehr geliebt, als jetzt, der Stunde, da ich Dein Zerstörer sein werde. Gott, Gott, ich möchte es Dir leicht machen, süß, wie Musik. Wenn ich doch nur noch einen Deiner reinen, guten Mutterblicke empfinge, aber das wird mir nimmer zu teil, und das wird meinen Schmerz verwildern und meine Trauer mehren. Noch einmal möchte ich Dich küssen, teure Mutter, noch einmal Dein Herz an meinem fühlen. Wird das der Kuß des Judas sein? — — — — — — — — — — — — — — —

19. Mai. Da nun alles vorüber ist, und ich noch ein letztes Restchen Kraft und Sinne habe, will ich das Letzte berichten. Ich habe diese Blätter in meine Haft mit gerettet, und sie sind die Lektüre, die mich aufrecht hält, wenn mich der große Schmerz erfaßt und die Verzweiflung würgt. In meiner Hand zittert der Stift, ich bin schwach, wie ein Schwindsüchtiger, denn heute ist der fünfte Tag, seit ich keine Speise zu mir genommen habe. Vor meinen Augen tanzen violette Lichter, und ich erhalte mich sehr schwer aufrecht. In meinen Ohren summen Bienen, in meinen Adern hämmert das Blut. In jeder Stunde erstirbt ein Sinn; die Hand wird lahm, die die Mutter erschlug.

Ich bin ein Muttermörder. Ich habe das Liebste, was ich auf Erden hatte, getötet, rasch und ohne Zittern. Das Weib, das mir das Leben gab, dem raubte ich das seine, aber mein Totschlag war lauter Liebe, der Schlag, der Dein Herz zerschlug, Mutter, war ja nur ein tötender Kuß. Sie wollen mich nun vor den Richter schleppen. Die Welt freut sich schon auf

den großen Prozeß, den die Zeitungen unter dem Titel: „Ein Muttermörder“ bringen werden. Dumme Welt! Deiner Neugier bin ich ein stummer Bote. Durch meinen Körper feilt emsig der Tod.

Ich muß kurz und knapp sein; denn die Buchstaben verschwimmen vor meinen Augen, ich fühle mich einem langen, schweren Schlafe nahe, und ich weiß, aus diesem giebt es kein Erwachen . . . .

— Als es an der Zeit war, nahm ich in meine Rechte meinen scharfgeladenen Revolver. Ich küßte die Mündung seines Laufes und ging durch alle Zimmer, bis ich an der hohen Flügelthüre stand, die ins Brautgemach führte. Ich lehnte mich an diese und wartete. Mein Herz war ruhig. Im Vorzimmer brannte eine Lampe, und die Möbel sahen einander in deren rötlichem Scheine voll Ernst und Spannung an. Ich war kopfklar, und dennoch so erregt, daß mich das leiseste Knarren eines Möbels bis ins Innerste durchschreckte. Wie in einem Halbschlummer stand ich; horchend, mit geschlossenen Augen. Lange, bange Minuten, voll kurzer, bizarrer Träume. Aus einem süßen, inneren Bilde weckte mich ein Lachen Schleidens. Ich zuckte auf — all mein Träumen war zerstoben. Ich lauschte — ich hörte einen Kuß — dann kamen sie. Arm in Arm. Er glühte, und seine Augen leuchteten — mit halber, süßbethörender Stimme sang er ein weiches italienisches Lied, nach dessen Takte meine Mutter ihren schönen Kopf wiegte. Ihr dunkles, dichtes Haar war gelöst, ihre Augen glommen, ihr Mund war voll roter Glut, ihr Nacken nackt, ihr Busen bewegt. Singend und küssend kamen sie näher, ein Bild schöner Kraft — doch hassenswert und reif der Zerstörung. Es war, als sollte das Schändliche dieses Verhältnisses mir im letzten, entscheidenden Momente, in letzter obscöner Konsequenz, vor Augen treten, damit meine Kraft nicht verfalle und mein Wille nicht wanke. Ein Gefühl voll Ekel, Widerwillen und Schmerz erfaßte mich, und meine Hand umspannte den Revolver fester. Schleiden ließ meine Mutter voraus, und wie sie mit erhitzten Wangen zur Schwelle trat, auf der ich im Dunkeln stand, erfaßte ich mit festem Griffe ihre Hand.

Sie schrie auf.

Sie hatte mich erkannt — unser beider Augen sanken tief ineinander. Was empfand ich in diesen Augenblicken! Ein kurzes Erschauern vor dem Schrecklichen dieser That aus übergewaltiger Liebe und fanatischer Gehässigkeit. „Hilf mir. Viktor — er mordet mich!“ schrie sie auf; aber schon hatte ich die Mündung meines Revolvers in ihre linke Brust vergraben und abgedrückt. Ein Knall, ein matter Schrei, und langsam knickte sie zusammen. Ich hörte nur noch den wilden Entsetzensruf Schleidens, dessen eisernen Griff ich an meinem Nacken fühlte, dann überfiel mich eine Schwäche, und ich brach zusammen.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich ein trauriges Bild. Meine tote Mutter lag auf einem herbeigeholten Sofa — bleich, mit offenen, starren Augen — neben ihrem Lager stand unser alter Arzt, traurig den Kopf schüttelnd. Am Kopfende saß Schleiden — bleich, wortlos, auf das fahle Angesicht meiner Mutter starrend. Lucie kniete zu Füßen der Mutter, ihren Kopf im Sofa vergraben. Sie war im weißen Nachtgewand, ihr aschblondes, seidenweiches Haar floß über ihre Schultern. Die Mägde jammerten und rangen die Hände.

Als ich meinen Kopf hob, sahen sich alle nach mir um, voll Entsetzen und Abscheu; die Mägde bekreuzten sich, Schleiden ballte die Faust.

„Wahnsinniger, was haben Sie angestellt!" rief mir der alte Arzt zu. In seinen Augen standen Thränen, die durch die Krystallglasbrille glitzerten.

„Wie werden Sie das verantworten, Sie Unglückseliger!!"

Ich stand auf. Lucie sah mich mit ihren großen, feuchten Augen entsetzt und traurig an und schlich hinaus. Schleiden sah mich mit einem merkwürdigen Blicke an. Nicht Haß, nicht Abscheu — es war wie ein Bedauern. Er verstand mich jetzt. O, ich fühle es, er verstand mich.

Die Lampe flackerte und warf einen zitternden Schein auf die Mutter, die bleich dalag, mit gelösten, bis auf den Teppich niederwallenden Haaren. Ihre Brust war offen — in einer dünnen, roten Linie floß Blut aus einer Wunde.

„Mitten durchs Herz!" sagte kopfschüttelnd der Arzt. „Durch dieses gute Mutterherz, der eigene Sohn! O! O!"

„Muttermörder!" flüsterte mir Schleiden zu, und sah mir tief in die Augen, die ich niederschlug.

Ich ging zur toten Mutter.

Und, wie ich sie so sah, so bleich, tot und so wundersam verklärt — meine Mutter, meine gute, süße Mutter, mein Alles auf Erden, mein goldenes Mütterchen! — tot, kalt, mit der rotrieselnden Wunde — da packte mich ein Krampf, und von einem wilden Weinen geschüttelt, sank ich nieder, meinen Kopf in ihrem Schoße vergrabend. Um mich herum hörte ich weinen. Ein unsäglicher Schmerz durchwühlte mich. Als ich aufblickte standen zwei Wachmänner und ein Kommissär vor mir.

Stumm wies Schleiden auf mich.

Der Kommissär trat auf mich zu. —

Die Wache nahm mich in die Mitte, und wir gingen. Das ganze Haus war auf den Beinen. Ich sah starr zu Boden, aber ich fühlte die wütenden und verabscheuenden Blicke.

„Muttermörder!! Muttermörder!!"

„Jesus Maria!" — „Die eigene Mutter — o, das ist ein Fluch!"

Vor dem Hause und in der ganzen Straße war eine dichte Menschenmenge

angesammelt; von Flüchen und Schimpfworten, gemeinen Ausdrücken der Verachtung begleitet, kamen wir auf das Kommissariat, wo mit mir ein Protokoll aufgenommen wurde. Ich beantwortete jede Frage, nur den Grund der That gab ich nicht an. Man führte mich in den Kerker ab. —

Vor dem Gerichte werde ich nicht sprechen — bis dahin bin ich tot. In diesen Aufzeichnungen mag man meine Gründe finden. Und wird mich niemand verstehen, und meine That billigen — so danke ich denen, die wenigstens anerkennen, daß ich ein Unglücklicher bin. Wenn sie nur sagen werden: er wollte gut thun, und that bös! Sein Herz war rein.

Sei gerecht, kalte, fremde Welt, wenn Du mein Urteil fällst. Meine Absichten waren reine, meine That war schrecklich, aber rein. In diesem Glauben sterbe ich. Ich grüße alle, die mir gut waren, und wenn einem von Euch eine Thräne ins Auge dringt, dann drücke sie nicht weg, wer Du auch immer seist — sie wird Dich nicht schlechter machen. Lächele nicht über meine Schwäche — es ist ja nur ein Schrei nach einem bißchen Liebe, in einer Welt, die für mich nur Haß und Abscheu haben wird.



Das Problem.

Von Erich Blaich.

(München.)

Schon lange hatte ich drüber nachgegrübelt, welcherlei Gründe wohl die Glieder des litterarischen Jünglingsvereins »Jenseits von Gut und Böse« bewogen haben mochten, das Kaffeerestaurant zum ultravioletten Meerschweinchen als Schauplatz ihrer originalen Lebens- und Geistesbethätigung nicht bloß zu erküren, sondern auch beizubehalten: die zwei Kellnerinnen, beide verwunderlicher Weise auf den Namen Theresia getauft und drum von einem anatomieverständigen Mann Teres maior und Teres minor zubenamst, waren nur von gewöhnlichem Reiz Leibes und der Seele, von des Herrn Marqueurs leichdorniger Hoheit ganz zu schweigen; die Gaststube selber hatte bloß mäßigen Umfang, und nur mit Hilfe einiger Portieren war ein Nebenzimmer zu arrangieren gewesen; dazu war sie ein Tummelort billardfroher und beleibter Herren; keinerlei litterarhistorische Erinnerung knüpfte sich an die Stätte; Speisen und Getränke ragten nicht hinaus über die Linie goldener Mittelmäßigkeit — und doch, so oft und zu welcher Tageszeit immer ich eintrat, waren um den bewußten Ecktisch im Nebenraum

etliche Jünglinge gelagert, glatten Angesichts zumeist, bald aus des Rasiermessers, bald aus eigener Kraft.

Sie rührten gleichmütig in der Kaffeetasse oder sogen abwechselnd am Cognakgläschen, an der Virginia und an der neuesten Zeitschrift für moderne Eigenart in allerhand Kunst. Die Sitze um den Tisch füllten sich, wenn der Abend über die Erde ging, und die Dämmerstunde, das Zusammensein in Menge, die Kraft erregender Getränke wirkten ineinander, also daß die Schar aus sich heraus ging und in vielerlei Zungen redete. Es war dann interessant, zu beobachten, daß die verschiedensten Strömungen modernen litterarischen Lebens hier zusammen liefen. Das konnte man nicht bloß aus den mannigfaltigen Anordnungen der Kopfhaare erschließen: Langmähnige = Idealanarchisten, Kurzgeschorene = grüne Praktiker vom goldenen Lebensbaume, Mittelgescheitelte = Tovotianer mit Stichen in die verschiedensten Décadence-Spezialitäten u. s. w.

Ein Duft von Sturm und Drang lag über dem Ganzen.

— —

Keine der beiden Theresien vermochte mein Privatproblem zu lösen: Minor grinste vergnüglich als ein Gemütswesen, das im eigenen Innern den Frieden gefunden hat, und schwieg im übrigen; Maior, die ernstere und herbere der Jungfrauen, meinte: „'s wird den Herren holt g'sollen!", und der Diener des Vereins, Fridolin, verriet bei bezüglichen Bestechungsversuchen eine ungeahnte Verblödung des Auffassungsvermögens für Fragen höherer Natur.

Da brachte ein milder Juniabend auf lauen Fittigen die Lösung.

Ich saß allein in der dunklen Ecke gegenüber dem Tisch aus Genieland und rauchte mit Behagen eine Pfeife Old Judge. Die Objekte meines Grübelns waren von hinreißender Glut des Denkens, Fühlens und Wollens und tranken zusammen eine Erdbeerbowle, was für mich fast traurig anzusehen war.

Sie trieben's recht toll, und schier hätte ich sie beneidet, hätte mich nicht das bestimmte Gefühl davon abgehalten, daß alle diese Lustigkeit des Schönsten am Freudentreiben, der Harmlosigkeit, entbehre. Sie wußten alle, daß der eine und andre sie beobachte, oder sie wünschten es wenigstens. Der »Humorist« des Kreises, feist und mit gröhlender Stimme, war so wenig frei von solchem Geist, wie der magere »Gedankenlyriker« mit den verschränkten Armen. Echt in seinem Tiefsinn war nur ein Teckel, der wie ein kleiner Hohnteufel zu den Füßen seiner Herren saß und ein Gesicht schnitt wie ein Epigrammatiker.

Eine feine Tabakswolke lagerte über der Stätte; das Klappern der Zuckertellerchen am Büffet klang wie aus der Ferne her; zuweilen blitzte jäh ein Zündholz auf.

Nun ging einer hinaus, ein stilles Werk zu thun, und wandelte durch die meinem Tisch gegenüberliegende Thüre des stillen Gemachs; die war schon zuvor geöffnet gewesen in Sachen einer immerhin gutgemeinten Ventilation. Sie blieb's auch jetzt, und halb gedankenlos, halb teilnahmsvoll schaute ich des Jünglings Treiben mit an.

Als er nun seinem Verlangen Genüge geleistet hatte, reckte er den Kopf und blickte starr gegen die Wand. Diese Thätigkeit erregte meine Verwunderung; ich rückte etwas zur Seite und sah nun, daß da ein großer Spiegel angebracht war, erleuchtet von eines Gaslichts müdem Schein. In den also blickte das »Talönt« und zog die Mundwinkel nach abwärts; desgleichen zog er die Augenbrauen zusammen, schaute sein Konterfei durchdringend an und fuhr sich durchs Haar. Drauf wurden seine Mienen von einer tiefen Melancholie durchwühlt; die ganze Gesichtsmuskulatur zog sich nach abwärts, und der Kopf senkte sich gleichermaßen nach unten. Gleich wieder aber wich dieser schmerzensvolle Zustand des Gemüts und Körpers einer stillen und heimlichen Fröhlichkeit; die Oberlippe ward um ein Geringes nach oben geschoben, so daß die obere Zahnreihe darunter vorlugte; heiter auch und frohgemut blickte das Auge drein, und die schöngeknotete Halsbinde aus bunter Seide grenzte dies Bild von Frohsinn und Lebenslust in freundlicher Weise ab.

Dann brachte er sein Gewand in Ordnung und schritt zu den andern.

Als etliche Zeit um war, zog ein Zweiter in die Einsamkeit und wiederholte solch Mienen- und Gebärdenspiel auf eine individuelle Weise. Auch zog er aus dem Busen einen zierlichen Taschenspiegel; den hielt er so, daß er seines Profilbildes habhaft wurde. Sodann stemmte er den linken Arm in die Hüfte und bekam so ein verwegenes und thatendurstiges Aussehen; insgleichen steckte er beide Hände in die Hosentaschen, schob die Unterlippe vor und guckte ironisch die gläserne Wand an. Zufrieden endlich strich er den keimenden Bart und zog von dannen.

Mir dämmerte ein Licht froher Erkenntnis. Und siehe da, alle wallten so die Bahn zur Selbstschau, und mancher ein zweites Mal, und keiner ward des Thuns müde.

Ich aber stopfte mir eine frische Pfeife und schritt hinein in die milde Frühsommernacht. Da weckte der klare Himmel in mir des alten Meisters Gottfried Lied von der Stille der Nacht; durch den Kopf summte mir's wie eine Beethoven'sche Symphonie, und als ein wehmütig Scherzo klang's aus:

> .... Und ob vielleicht den Einzug hält
> Das viel ersehnte Heldenkind ...



Fritz Steinbach
und
das erste Sachsen-Meiningische Landes-Musikfest.

Von Hans Merian.
(Leipzig.)

Die Kunst ist eine gar zarte Pflanze. An der breiten Heerstraße will sie nicht recht gedeihen; auf dem volkreichen Markte und im Tumult der Großstadt muß sie entweder elend dahinsiechen, oder sie entfaltet sich zur aufgeblasenen üppigen Treibhauspflanze, die ihren feinen Duft und ihre zarte Farbe verloren hat. Wohl braucht sie Wärme und Sonnenschein und ein günstiges Erdreich, aber auch Schirm und Schatten. Sie will nicht wie die Nutzkräuter täglich zu Markte getragen werden, um auf allen Philistersuppen zu schwimmen, sondern sie will aufgesucht werden, abseits vom vielbegangenen Wege, an stillen, halbverborgenen Stellen, dort erschließt sie dem erstaunten Wanderer ihre schönsten Blumensterne.

Und es ist merkwürdig: sie hat auch ihre Lieblingsplätzchen, wo sie ganz besonders gern und reich gedeiht, während sie in den vornehmsten Gärten, in die sie mit großem Kostenaufwand verpflanzt wurde, trotz aller Mühe und Sorgfalt zu keinem rechten Wachstum gelangen will.

Ein solcher Lieblingsplatz der Kunst scheint das stille Meiningen zu sein. Dort zwischen den lieblichen grünen Hügeln des Thüringer Waldes wächst und gedeiht sie in scheuer Verborgenheit, um von Zeit zu Zeit eine jener schönen Blüten zu entfalten, die dann in die weite Welt hinausgetragen und in den großen und berühmten Verkehrscentren, die sich so viel auf ihre prunkvolle Kunstpflege zu gute thun, wie ein wunderbares Märchen angestaunt werden.

Wer denkt nicht an die „Meininger", jenes Mustertheater, das durch seine einzig dastehenden Klassikeraufführungen zuerst wieder einen einheitlichen Stil in die arg verwahrloste deutsche Schauspielkunst einführte? Heute ist die „Meiningerei" zwar überwunden, denn die moderne Bühnenkunst verlangt weniger nach äußerlicher als nach innerlicher Wahrheit, und in richtiger Erkenntnis dieser Thatsache läßt auch der Herzog sein berühmtes Hoftheater keine Gastspielreisen mehr unternehmen; aber die „Meininger" bleiben dennoch für alle Zeiten ein überaus wichtiges Glied in der Entwicklung der modernen Schauspielkunst, denn sie haben zuerst mit dem

hohlen Virtuosentum gebrochen und die Gesamtwirkung, den einheitlichen Stil über die Einzelleistung gesetzt und in dieser Weise eigentlich etwas Analoges für das Schauspiel angestrebt, wie Richard Wagner für die Oper. Sie haben also ihre Mission erfüllt und der modern-realistischen Bühnenkunst ganz gewaltig vorgearbeitet. — Auch die Musik fand in Meiningen eifrige Pflege. Man braucht nur an Hans von Bülow zu erinnern, der die besten Jahre seines Lebens hier verbrachte, und der durch seine geniale Leitung der meiningischen Hofkapelle einen Weltruf erwarb, der denjenigen manches großen und altberühmten Orchesters in den Schatten stellte.

Es ist überhaupt etwas Eigentümliches um diese kleinen Städte und diese ruhigen Residenzen! Es wäre gewiß lächerlich, wenn man in der Zeit des Dampfes und der Elektricität der politischen Kleinstaaterei das Wort reden wollte, und kein vernünftiger Mensch würde die Verhältnisse vor 1870 für Deutschland wieder herbeisehnen; im Gegenteil, wir müssen alle froh sein, daß heute das deutsche Reich, politisch geeinigt, dem Auslande gegenüber als gefestete Großmacht dasteht. In kultureller Hinsicht jedoch dürfen wir es kaum bedauern, daß bei der großen Einigung die früheren Landesgrenzen nicht ganz verwischt wurden; denn was wir in den letzten fünfundzwanzig Jahren an künstlerischen Großthaten erlebt haben, das kam uns nicht aus der Reichshauptstadt — dort werden die künstlerischen Interessen gar zu leicht von dem ehernen Fuß der großen Politik und von dem Stechschritt der Paraderegimenter erdrückt — sondern aus weit ab von Berlin gelegenen Ortschaften, und manchmal aus ganz stillen Winkeln. Sogar die kleinen Höfe können in dieser Beziehung noch eine Kulturaufgabe erfüllen.

Wenn man in Meiningen nach dem hinter den Coulissen verborgenen Regisseur, nach dem Spiritus rector des ganzen Kunsttreibens forscht, so stößt man in letzter Linie auf — den Herzog. Dieser hochgebildete Fürst, dem die Kunst Lebens- und Herzensbedürfnis ist, hat sich dem großen Publikum noch niemals als Maler, Dichter oder Komponist vorgestellt, denn er verschmäht den wohlfeilen Lorbeer eines Nero oder Caligula; aber ganz Deutschland hat die farbenprächtigen Bilder seiner „Meininger" bewundert und nicht nur auf den Bühnen, sondern auch in den Malerateliers nachgeahmt, die Thaten seiner Hofkapelle unter Bülows Leitung sind unvergessen, und in diesen Herbsttagen erlebten wir das erste meiningische Landesmusikfest, auf welchem, um nur eines zu nennen, die Matthäus-Passion wiedererstand in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit. Auch diese künstlerische That wird vorbildlich wirken und ihren Widerhall finden im ganzen deutschen Reiche.

Das meiningische Landesmusikfest hat seine Geschichte, und diese Geschichte ist eng verknüpft mit dem Namen des derzeitigen meiningischen

Generalmusikdirektors **Fritz Steinbach**, der als sein eigentlicher Schöpfer betrachtet werden muß.

Fritz Steinbach stammt aus einer musikalischen Familie. Sein Vater war Lehrer und Cantor in Grünsfeld, einem Dorfe in Baden. Seine Mutter war eine geborene Pfeiffer, und die Pfeiffer sind in Baden eine wohlbekannte Musikerfamilie, aus der schon mancher tüchtige Künstler hervorgegangen. Als neunzehnjähriger Jüngling bezog Fritz Steinbach — im Jahre 1874 — das Leipziger Konservatorium, wo er so schöne Fortschritte machte, daß er schon im folgenden Jahre den Kompositionspreis der Mozart-Stiftung in Frankfurt a. M. erhielt, womit ein Stipendium von jährlich 1800 Mark auf vier Jahre verbunden war. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre verließ er das Konservatorium, um auf den Rat von Johannes Brahms bei dem berühmten Musikgelehrten Nottebohm in Wien theoretische und kontrapunktistische Studien zu treiben. Zu gleicher Zeit erhielt er von Prof. Anton Door Unterricht im höheren Klavierspiel. Nach Beendigung dieser Studien begab sich Steinbach nach Karlsruhe, wo er unter der Leitung Dessoffs die Kunst des Dirigierens erlernte und auch öfter als Pianist in Konzerten auftrat. Nach zwei Jahren wurde er zum zweiten Kapellmeister in Mainz ernannt, wo er nun hauptsächlich in der Oper thätig war. Auf Hans von Bülows Vorschlag erhielt er eine Lehrstelle am Raff-Konservatorium in Frankfurt a. M., dirigierte aber gleichzeitig im Sommer die städtische Kapelle in Mainz und übernahm die Leitung der dortigen Kammermusikabende. Dem Mainzer und Frankfurter Wirkungskreise entriß ihn im Jahre 1886 der ehrenvolle Ruf nach Meiningen, der wieder auf Betreiben Meister Bülows erfolgt war, der dem Herzog den jungen strebsamen Künstler empfohlen hatte.

Nach Bülows Rücktritt hatte **Richard Strauß** kurze Zeit den Dirigentenstab der meiningischen Hofkapelle geführt. Doch war das eigentlich nur ein kurzes Intermezzo gewesen; denn Strauß war bald nach seinem Amtsantritt nach Weimar übergesiedelt, wo ihn, den Musikdramatiker, die Oper lockte. So wurde denn **Fritz Steinbach** eigentlich der Nachfolger Bülows, und das war fürwahr kein leichter Stand. Mit ernstem, rastlosem Streben und eiserner Energie gelang es ihm indessen, das Orchester auf seiner alten Höhe zu erhalten, und schon nach kurzer Zeit sollten die Meininger erfahren, daß ihr früherer, weltberühmter Kapellmeister einen würdigen Nachfolger gefunden hatte, der seine Tradition hochhielt und in seinem Geiste weiter wirkte. Gehört doch Steinbach zu jenen Künstlernaturen, die **die alten Meister lieben, weil sie die neuen verstehen.** Denn das richtige Verständnis der alten Kunst lernt sich nicht, wie leider vielfach geglaubt wird, aus Büchern und Scharteken, sondern ist einzig und allein

aus dem ewig frisch quellenden Brunnen der lebendigen, zeitgenössischen Kunst zu schöpfen. Nur wer voll und ganz im Kunstleben seiner eigenen Zeit steht, kann die Künstler der früheren Zeit voll würdigen — und nur in unserem eigenen Ringen und Kämpfen erschließt sich uns das Verständnis für die Geistesheldenthaten unserer Vorfahren. So suchte denn auch Steinbach — ganz im Geiste Bülows — die alten Werke mustergültig aufzuführen, daneben aber auch die gediegenen Schöpfungen der modernen Musik nicht zu vernachlässigen, und so widmete er vor allem den Werken des größten lebenden Meisters der Instrumentalmusik, Johannes Brahms, besonders liebevolle Pflege. Daß auch Richard Wagner, so weit sich seine Werke im Konzertsaal aufführen lassen, zur Geltung kam, versteht sich von selbst. Gleich das erste Konzert, in welchem sich am 6. November 1886 der neue Kapellmeister den Meiningern vorstellte, wurde durch das Lohengrinvorspiel eingeleitet; auch wurden später ganze Stücke aus „Tannhäuser", der „Walküre" u. s. w. zu Gehör gebracht, wobei die Solistenrollen durch erste auswärtige Künstler besetzt wurden.

Vor allem aber strebte Steinbach über das Bülow'sche Programm dadurch hinaus, daß er sich einen mustergültigen Sängerchor zu schaffen suchte; denn sein Streben ging dahin, auch die großen alten Oratorienwerke und diejenigen Kompositionen unserer modernen Meister, welche die Entfaltung großer Chormassen fordern, in Angriff zu nehmen. Zuerst suchte er den in Meiningen schon bestehenden gemischten Chor dadurch auf ein höheres künstlerisches Niveau zu heben, daß er selbst seine Leitung übernahm. Aber dieser „Singverein", wie er sich nennt, war numerisch noch zu schwach, um größere Werke zu bewältigen. Steinbach sah sich also nach Verstärkung um. Zuerst wurde der Salzunger Kirchenchor noch herangezogen, und schließlich gelang es seiner rastlosen Energie, aus den Gesangvereinen von fünf, zum Teil ziemlich weit auseinanderliegenden Städten (Meiningen, Saalfeld, Hildburghausen, Salzungen und Sonneberg) einen einheitlich geschulten Singchor zu bilden, der, was Tonfülle und Wohlklang der Stimmen betrifft, in Deutschland gegenwärtig kaum seinesgleichen finden dürfte. Dabei wurde folgende Übungstechnik beobachtet. Die Chorwerke wurden in jeder der fünf Städte von den dortigen Dirigenten gleichzeitig einstudiert aus Stimmen, die von Steinbach vorher auf das genaueste mit Atmungs- und Vortragszeichen versehen worden waren. Dann reiste Steinbach selbst von Ort zu Ort, um alles eingehend nachzuprüfen, schließlich traten die Chöre in Meiningen zusammen, um hier, nach nur drei Gesamtproben, so prächtige Aufführungen zu verwirklichen, wie wir sie in den beiden Kirchenkonzerten zu bewundern Gelegenheit hatten.

Auf diese Weise wurden im Laufe der Jahre in Meiningen in aller

Stille, und ohne daß die Außenwelt viel davon erfuhr, viele der größten und schönsten Werke alter und neuer Zeit aufgeführt; ich nenne hier nur die Matthäus-Passion (23. Nov. 1890), Die Schöpfung (11. Okt. 1891), Liszt: Chöre zu Herders „entfesseltem Prometheus“ (9. Okt. 1892 und 16. Apr. 1893), Brahms: Triumphlied (6. Dez. 1891) und Deutsches Requiem (6 mal), und Beethovens Missa solemnis (10. Dez. 1893). Am Tage der Aufführung der Missa solemnis verlieh der Herzog Fritz Steinbach „in freudiger Anerkennung der ganz außerordentlichen Verdienste um Hebung des musikalischen Lebens und Strebens im Herzogtum“ den Titel eines Generalmusikdirektors.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, das, was in der Stille geschaffen worden, an das Tageslicht einer größeren Öffentlichkeit zu bringen, und so rief Steinbach das Musikfest ins Leben. Der Plan stieß bei der Bürgerschaft zuerst auf Widerstand, man soll sich — wie man mir erzählte — in gewissen Kreisen sogar davor gefürchtet haben, daß bei dieser Gelegenheit „Fremde“ nach Meiningen kommen und auf ein paar Tage die idyllische Ruhe der thüringischen Residenzstadt stören könnten. Der erste, bei dem Steinbach Verständnis und bereitwillige Hilfe fand, war natürlich der Herzog, der das Protektorat des Festes übernahm und dem Unternehmen auch finanziell seine Unterstützung angedeihen ließ. Dem Beispiele des Landesherrn folgten nun auch die Bürger von Meiningen, so wurden schließlich alle Schwierigkeiten glücklich überwunden, das erste Landes-Musikfest kam zustande, und nicht nur der künstlerische, auch der finanzielle Erfolg war ein sehr guter, da keinerlei Defizit, wohl aber ein Überschuß erzielt wurde, der zu einem Fonds für das nächste, in einigen Jahren stattfindende Musikfest gestaltet werden kann, und die Zeichner des diesjährigen Garantiefonds also gar nicht in Anspruch genommen werden mußten.

* * *

Die gefürchteten „Fremden“ waren also nach Meiningen gekommen und in so großer Zahl, daß die Stadt während der Festtage beinahe einem internationalen Touristenorte glich. Und es war ein sehr feines, mehr aus Kennern und Liebhabern als aus sogenannten Festbummlern zusammengesetztes Publikum, das sich hier Rendez-vous gegeben hatte. Außer dem Altmeister Brahms und den mitwirkenden Künstlern wie Joachim, d'Albert, Mühlfeld u. s. w., konnte man noch manchen Trägern eines in der Musikwelt berühmten Namens begegnen, wie Siloti, der zu dem Sonnabend-Konzert eigens aus Antwerpen gekommen war, Prof. Stockhausen aus Straßburg, Prof. John Farmer aus Oxford, Otto Hegner aus Basel und noch viele andere. Und ich muß sagen, daß sich auch die ängstlichsten Bewohner

Meiningens mit den fremden Eindringlingen rasch aussöhnten; denn die Aufnahme, die wir fanden, war überall eine sehr herzliche und liebenswürdige.

Nach dieser kurzen Vorgeschichte nun zu den eigentlichen Festaufführungen, deren Programm ausschließlich aus Werken der „drei großen B" (Joh. Seb. Bach, Beethoven, Brahms) bestand.

Der erste Festtag brachte vormittags 11 Uhr eine Kammermusikaufführung im Hoftheater und abends 7 Uhr die Matthäus-Passion in der Stadtkirche.

In der Kammermusikaufführung, der ich leider persönlich nicht beiwohnen konnte, wurden von dem prächtigen Joachim-Quartett das B-dur-Quartett, op. 130 und das C-dur-Quartett, op. 59 Nr. 3 von Beethoven und Brahms' berühmte Sonate für Pianoforte und Klarinette F-moll, op. 120 von d'Albert und Mühlfeld gespielt. Die Werke, wie die ausübenden Künstler hatte ich schon in Leipzig zu bewundern Gelegenheit gehabt, und die begeisterten Schilderungen des Konzertes, die ich zu hören bekam, beweisen, daß der Erfolg in Meiningen kein geringerer war als anderwärts.

Jedenfalls hatte dieses Morgenkonzert die Festteilnehmer in die prächtigste Stimmung versetzt; diese Stimmung aber sollte sich zu hoher Begeisterung steigern in der Aufführung der Matthäus-Passion.

Wir pflegen in Leipzig die Matthäus-Passion jeden Charfreitag zu hören; aber, offen gestanden, das Werk war mir durch die hiesigen schwunglos geschäftsmäßigen Aufführungen verleidet worden. Ich hatte mir sogar vorgenommen, sobald nicht mehr hineinzugehen; das Werk selber kam mir steif und veraltet vor, und ich konnte mich nicht mehr mit dem Gefühl, sondern nur noch mit dem Verstande in seine Größe hineinfinden. Nun hat mir Meiningen die Matthäus-Passion voll und ganz wieder geschenkt; das Verblaßte gewann wieder Farbe, das scheinbar Abgestorbene begann wieder zu leben, das grandiose Werk erschien wieder frisch und neu und herrlich wie am ersten Tag.

Als wir uns kurz vor sieben Uhr der Stadtkirche näherten, ertönten von den Türmen herab die ersten Akkorde der Passionsmusik als Eröffnungsfanfare. Ich mußte lächelnd an Bayreuth denken. Aber dieses Signal machte doch Effekt und — Stimmung. Diese Stimmung wird auch durch den einfach schönen Innenraum der vor einigen Jahren neu umgebauten Stadtkirche hervorgerufen, bei dessen Neugestaltung bereits auf die hier zu veranstaltenden großen Musikaufführungen Rücksicht genommen war. Eine unter der Orgel liegende überaus geräumige Empore gestattet dem Hauptchor und dem Orchester, sich bequem auszubreiten; die darüber liegende zweite Orgelempore nimmt den Knabenchor auf. Der die Gemeinde ideal versinnbildlichende Choralchor aber ist ganz von den übrigen Massen getrennt

und am entgegengesetzten Ende des Schiffes, zuhinterst im Chor, hinter dem Altar verborgen, und scheint so geheimnisvoll aus dem Herzen der andächtig lauschenden Gemeinde selbst emporzubringen. Die Solisten stehen über den großen Chormassen, auf der oberen Orgelempore, nur der Sänger des Christus ist auf der großen, unteren Empore placiert und so von den übrigen getrennt. Natürlich darf der Sänger des Christus auch keine Arien singen, sondern muß sich strikte auf die Worte des Herrn beschränken, mit dem Eli lama sabacthani ist sein Part zu Ende. Man könnte einwenden, daß dies nur Äußerlichkeiten oder Mätzchen seien. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall, denn durch diese richtige und den Intentionen des Komponisten folgende Verteilung der Chöre und der Solisten kommt eine ganz ungeahnte Klarheit und dramatisches Leben in das Werk, das wir auf diese Weise gleichsam wieder neu vor unseren Augen entstehen sehen. Dieselbe Sorgfalt wurde dem Orchester zugewandt, das mit 30 Violinen, 12 Bratschen, 8 Celli, 8 Bässen, 8 Flöten und 8 Oboen besetzt war; dabei die alten Instrumente, wie die Gambe, Violon d'amour, die Oboe da caccia und die Oboe d'amore.

Die Klangwirkung des Orchesters war wunderbar schön, und die obligaten Instrumente wurden von Künstlern wie Prof. Joachim (Violine) und Hausmann (Gambe) mit der seltensten Vollendung gespielt. Das Prächtigste aber war die Klangwirkung der im Ganzen ca. 450 Sänger zählenden Chöre. Welche Naturfrische in den Stimmen, welche Tonfülle und welche Präzision! Die Einsätze klappten musterhaft, und Chor und Soli lösten sich gegenseitig mit einer Leichtigkeit und Schlagfertigkeit ab, wie ich es noch nie gehört hatte. Und wie fein war überall die Phrasierung, wie schön die Deklamation! Auch die Choräle des Choralchors (in der Altarhalle) wurden nicht so steif heruntergesungen, wie bei uns in Leipzig, sondern jeder war aufs feinste ausgearbeitet. Die Solostimmen waren trefflich besetzt durch Frl. Johanna Nathan aus Frankfurt a. M. (Sopran), Frau Iduna Walter-Choinanus aus Landau (Alt), Herrn Kammersänger Georg Anthes vom kgl. Hoftheater in Dresden (Evangelist), Herrn Kammersänger Karl Perron, ebenfalls vom kgl. Hoftheater in Dresden (Christus) und Herrn Hofopernsänger Robert Settekorn aus Braunschweig (Baß). Von den Damenstimmen gefiel mir besonders der Alt der Frau Walter, eine richtige Kirchenstimme, rund, kräftig und weich. Auch das Organ des Herrn Anthes wirkte prächtig, und der Sänger kann den besten Evangelisten beigezählt werden. Nur fiel es mir auf, daß Herr Anthes eigentlich nur ein Forte und ein Piano kennt, die dazwischen liegenden Nüancen aber stark vernachlässigt, dadurch erhält sein Vortrag manchmal etwas Steifes. Herr Perron besitzt ein sehr weiches Organ, das sich für die Partie des Christus

ausgezeichnet eignet. Man könnte ihm höchstens ein kleines Zuviel an Weichheit vorwerfen, das dann leicht an Süßlichkeit streift. Aber seine Stimme übt stets wieder ihren Zauber aus und seine Deklamation ist edel, wenn auch etwas theatralisch. — Das ganze Werk war so prächtig gelungen, daß sich trotz der Länge der Aufführung weder bei den Mitwirkenden, noch bei den Hörern die geringste Ermüdung geltend machte; und als sich nach dem Schlußchor die bis auf den letzten Platz gefüllte Kirche leerte, herrschte auch nur eine Stimme, daß wir einer Musteraufführung ersten Ranges beigewohnt hatten. Das ist wieder eine neue „Meiningerei", hieß es, und eine der schönsten und besten.

Der zweite Tag brachte das große Orchesterkonzert im herzoglichen Hoftheater. Die treffliche Hofkapelle war durch Hilfskräfte von auswärts, besonders von Weimar, Hannover und Sondershausen auf 91 Mann verstärkt worden. Das Programm wies außerordentlich interessante und zum Teil selten gehörte Nummern auf.

Die Einleitung bildete das Konzert in B-dur (VI) für Viola da braccio, Viola da gamba, Violoncello und Violone von J. S. Bach. Die alten Gamben waren (wie auch die in der Passionsmusik verwandten alten Instrumente) teils von der königlichen Sammlung alter Musikinstrumente in Berlin, teils von dem Musikhaus B. Kirsch in Nürnberg zur Verfügung gestellt worden. Es waren auch ein paar alte Bekannte darunter, die sich früher im de Wit'schen Museum in Leipzig befunden hatten und später durch Verkauf an die Berliner Sammlung gekommen waren. Wir hörten also nicht nur die alte Musik, sondern auch in der Weise, wie sie Bach gesetzt hatte, durch ein altes Streichorchester vorgetragen. Die Klangwirkung war ganz eigenartig schön, etwas herb und dabei doch wieder ungemein biegsam; die Ausführung durch ca. 60 Streicher, darunter Künstler allerersten Ranges, war tadellos klar und durchsichtig. So gestaltete sich diese Eingangsnummer zu einem ganz aparten künstlerischen Genuß. Als zweites Stück folgte das Es-dur-Klavierkonzert (op. 73) von Beethoven, das von Eugen d'Albert trefflich gespielt wurde. Besonders angenehm fiel es mir auf, daß vom Dirigenten auch auf den Orchesterpart die größte Sorgfalt verwendet wurde; denn das Orchester ist in diesem Konzert nicht nur dazu da, um den Künsten eines Virtuosen zur Folie zu dienen, sondern das ganze Tonstück gleicht einer einheitlichen Symphonie, in welcher das Klavier nur eine besonders gewichtige Stimme hat. — Die darauf folgenden drei Quartette für vier Solostimmen mit Pianofortebegleitung von Brahms (An die Heimat, op. 64 Nr. 1; „Nächtens", op. 112 Nr. 3; Wechsellied zum Tanze) haben mir von dem ganzen Programm am wenigsten gefallen. Doch ist das „Wechsellied zum Tanze" (von Goethe), das höchst originell, gleichsam als doppeltes Duett aufgebaut ist, das

hübscheste davon. Meister Brahms begleitete selbst am Flügel. Leider aber schienen die Solisten (Frl. Nathan, Frau Walter-Choinanus und die Herren Anthes und Perron) sich nicht die Mühe genommen zu haben, die Quartette gründlich zusammen einzustudieren. Die feinere Ausarbeitung fehlte entschieden, und so konnten die Kompositionen auch nicht recht zur Geltung gelangen. — Den Schluß des ersten Teiles des Programms bildete das Konzert für Violine und Violoncell mit Orchester (op. 102) von Brahms, in welchem die Professoren Joachim und Hausmann die Soloinstrumente spielten. Nach der Pause folgten dann noch zwei gewaltige Nummern: Variationen und Fuge über ein Thema von Händel für Pianoforte (op. 24) und die erste Sinfonie (C-moll, op. 68), beide von Brahms. Die Händel-Variationen gehören zu den früheren Werken des Meisters und sind — wenn ich nicht irre — bereits in den sechziger Jahren geschrieben. Sie wurden aber noch wenig gehört, wahrscheinlich weil sie an das Können des Spielers die allerhöchsten Anforderungen stellen. Die mächtige Komposition wurde von d'Albert mit höchster Vollendung gespielt. d'Alberts Spiel hat sich meiner Meinung nach in letzter Zeit ganz bedeutend ausgereift, sein Ton hat an Größe im Vortrag an edler Breite noch gewonnen, und bei aller Kraft singt das Instrument stets unter seinen Händen. Die Art, wie er die Schlußfuge spielte, mußte zu höchster Bewunderung hinreißen. Und nun kam noch die große C-moll-Sinfonie, die Hans von Bülow einmal als die zehnte Beethovensche bezeichnet haben soll, dieses Werk voll Sturm und Drang und von berückender Klangschönheit. Es war der Genußfähigkeit der Hörer beinahe zu viel zugemutet; aber das Programm war so richtig zusammengestellt, die Steigerung so trefflich berechnet, daß an irgend welche Ermüdung gar nicht zu denken war. Und wie prächtig wurde die Sinfonie gespielt; jede Einzelheit war aufs liebevollste ausgearbeitet und besonders die Wirkung der Hornsätze mit ihrem geheimnisvollen Zauber war unbeschreiblich schön. Wahrlich, das Meininger Orchester zeigte sich wieder in seinem alten Glanze, und Steinbach ist ein Dirigent, der sich getrost den besten an die Seite stellen darf.

Es war des Guten schon so viel geboten worden und doch standen uns am dritten und letzten Festtage noch ganz ausgesuchte Genüsse bevor, eine Kammermusikaufführung und ein Kirchenkonzert. Die Kammermusik wurde mit dem berühmten H-moll-Quintett (op. 115) für Klarinette, 2 Violinen, Viola und Violoncell von Brahms eröffnet, das von dem Joachimquartett und Kammervirtuos Richard Mühlfeld vollendet vorgetragen wurde. Dieses herrliche Werk übt, so oft man es hören mag, immer wieder aufs neue seinen berückenden Zauber aus. Allerdings bläst Mühlfeld auch ganz einzig. Wie wundervoll weich verklingen z. B. die

Töne am Schlusse des Adagiosatzes! Auf das Klarinettenquintett folgte das C-moll-Quartett (op. 95) von Beethoven und den Schluß bildete das zweite Quintett für zwei Violinen, zwei Bratschen und Violoncell, G-dur (op. 111) von Brahms. In letzterem wirkte außer den Künstlern des Joachimquartetts noch Herr Konzertmeister Brahm Eldering mit. Man hat gefunden, daß der Ton Joachims nicht mehr so groß und so voll sei, als früher. Das mag sein; denn das unerbittliche Alter fordert auch von diesen Meistern seinen Tribut; dennoch aber besitzt Professor Joachim, wenn sein Bogen auch hin und wieder leicht zu zittern beginnt, immer noch Töne, wie sie kein zweiter Violinspieler aufzuweisen hat. Und das ganze Quartett steht eben mit seinem feinsinnigen Zusammenspiel ganz unerreicht da. Da sich Herr Brahm Eldering dem Quartett trefflich einfügte, so erzielten beide Kompositionen, das Beethovensche Quartett wie das Brahmssche Quintett, einen glänzenden Erfolg. Das Publikum gab seiner Begeisterung lauten Ausdruck, und immer wieder mußten die wackeren Künstler hervorschreiten, um den sich stets erneuernden, donnernden Applaus entgegen zu nehmen.

Das Hauptinteresse des Abendkonzertes konzentrierte sich auf das Triumphlied für achtstimmigen Chor, Orchester und Orgel (op. 55) von Johannes Brahms, soll doch der Meister selbst diese Komposition für eine seiner besten oder gar für seine beste Schöpfung halten. Diesen Rangstreit möchte ich hier nun nicht entscheiden; jedenfalls aber gehört das Triumphlied zu den gewaltigsten Chorkompositionen, die wir besitzen. Die Anregung dazu empfing Brahms durch die Siege der deutschen Waffen anno 1870/71; darum ist das Werk auch dem Deutschen Kaiser Wilhelm I. gewidmet. Bekanntlich feierte auch ein anderer großer Meister die deutschen Siege durch eine gewaltige Chor- und Orchesterkomposition: Richard Wagner mit seinem „Kaisermarsch", und ein Vergleich beider Schöpfungen ist nicht uninteressant, weil wir dadurch einen Einblick in die Art des Schaffens dieser beiden größten zeitgenössischen Komponisten gewinnen, die so oft als Gegner und Antipoden bezeichnet werden. Wagner schaut den ganzen Vorgang als Bild. Der Kaiser zieht ein, die Volksmassen jubeln ihm entgegen mit dem „Heil, Heil, dem Kaiser", die Kirchengemeinde giebt ihren Dankgefühlen mit dem lutherischen Trutzchoral „Eine feste Burg ist unser Gott" Ausdruck, die Glocken klingen, Kanonen donnern und dazwischen schreitet im geschlossenen Marschtempo das ganze militärische Gepränge einher. Überall die realistische Auffassung der Wirklichkeit, man könnte das alles malen oder scenisch darstellen — wohlverstanden, wenn es ein so großes Theater gäbe. Wagner ist und bleibt auch hier der gewaltige Musikdramatiker. Ganz anders Brahms. Ihn läßt der malerische und der dramatische Vorgang ganz kalt. Er bleibt Musiker und ausschließlich Musiker.

So setzt sich ihm alles in Gefühlsmomente um. Der Triumph, der unendliche Jubel muß sich Luft machen und strömt dahin in einem Siegeshymnus, zu dem ihm eine dithyrambische Stelle aus dem 19. Kapitel der Offenbarung Johannis die — eigentlich zufällige — textliche Unterlage liefert. Und doch ist der Boden der realen Wirklichkeit auch nicht ganz verlassen; denn es finden sich ganz deutlich motivische Anklänge an das „Heil dir im Siegerkranz", weshalb Steinbach auch den Anfang dieses Liedes beim zweiten Kirchenkonzert als Fanfare von den Türmen der Stadtkirche blasen ließ. Die Chorwirkung war eine unbeschreiblich gewaltige. Es schien, als ob die Gewölbe der Kirche bersten wollten. Und doch war der Klang durchaus edel. Man hat in dem Triumphlied auch Anklänge an Händel entdecken wollen. Das ist begreiflich; denn abgesehen von der Wucht der Chormassen, erinnert schon der Text an das „Halleluja" jenes gewaltigen Meisters. Doch kann von einer direkten Anlehnung nicht die Rede sein; denn das Triumphlied ist formal und inhaltlich ein durchaus modernes Werk und ein echter Brahms.

Daß nach der beinahe niederschmetternden Wirkung des Triumphliedes Beethovens Missa solemnis in ungeschwächter Erhabenheit einherschreiten und die Hörer bis auf den tiefsten Grund der Seele erschüttern konnte, ist ein neuer Beweis für die unerreichbare Schönheit und Größe dieses unsterblichen Werkes. Die Chöre waren wieder unbeschreiblich schön und übertrafen an Präcision die Solisten (Frl. Nathan, Frau Walter-Choinanus, Herr Anthes und Herr Perron), die es mit ihrer Aufgabe etwas zu leicht genommen und jedenfalls ihre Stimmen nicht so streng und gewissenhaft durchgearbeitet hatten, wie die Chorsänger.

Den Schluß des Konzertes bildete eine Kantate für Doppelchor, Orchester und Orgel über den 10. Vers des 12. Kapitels der Offenbarung Johannis von Joh. Seb. Bach, die dem Dirigenten nochmals Gelegenheit bot, die ganze Wucht und Tonfülle seiner gewaltigen Chormassen zu entfalten.

Dem Konzerte folgte ein Festbankett im Kasino und ein Ball im Schützenhause, wo bis in die frühen Morgenstunden hinein die heiterste Fröhlichkeit waltete.

Das erste Meiningische Landes-Musikfest bedeutet einen schönen Sieg für den Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, der es ins Leben gerufen und zu so schönem Ende geführt hat, und für alle Mitwirkenden, die sich ihrer Aufgabe mit so großer Treue und so regem Eifer hingaben, und schließlich für die Stadt Meiningen selbst, die damit ihrem künstlerischen Ruhmeskranze ein neues Lorbeerblatt hinzugefügt hat.



Ein merkwürdiges Buch.

„Der Balkon." Drei Akte von Gunnar Heiberg.*)

Von Alexander Mar.

(Wien.)

Dieses Buch ist in zweifacher Weise merkwürdig: durch seinen bedeutsamen Gehalt und durch das ziemlich vollständige Nichtbeachten seitens der Kritik.

Wie mag das nur geschehen sein?! Und wenn man noch so wenig Respekt vor der deutschen Kritik hat — man muß sich immer und immer die Frage stellen: wie konnte das geschehen? Ein Buch wird mißverstanden, über- oder unterschätzt: aber gar nicht beachtet werden — es ist doch das reinste Schicksal! . . .

Wenn nicht die paar Künstler vom „intimen Theater", so müßte man meinen, kein Mensch habe das Buch gelesen. Also scheint das Buch doch beachtenswert zu sein! Oder es müßten auch die vom „intimen Theater", und nicht nur ich, keinen Geschmack und kein Verständnis für ein Kunstwerk haben.

Ich war nämlich meiner Sache noch niemals so sicher, daß ich ein hervorragendes Kunstwerk vor mir habe, als damals, wo ich an einem trüben Oktobertag des Jahres 94 den „Balkon" las. Es wirkte wie eine Offenbarung, und ich glaubte nicht daran, weil ich mich überhaupt ein wenig skeptisch den Büchern gegenüber verhalte. Ich las das Drama noch einmal, ich las es zum drittenmal: der Eindruck wurde immer stärker, die Gestalten immer plastischer, die Grundidee gewaltiger. . . .

Vielleicht lag es gerade damals an meiner Stimmung — man kann etwas hineinlegen, was gar nicht im Buche liegt und glauben, man habe es im Buche gefunden; man kann sich trotz aller Sicherheit des Urteils einmal irren. Mein Gott! mein Privat-Urteil ist ja auch nicht unfehlbar! Ich las das Buch nach einigen Tagen wieder — es gefiel mir immer mehr! Ich wehrte mich fast dagegen, ich konnte nicht zugeben, daß auf zwanzig Buchseiten — ich las das Drama im Oktoberheft der „Gesellschaft" — so viel Weisheit, so viel Poesie, Leben, Kunst, Philosophie geboten werden kann; ich wollte nicht zugeben, daß ein so reifes Talent, wie der Dichter dieser drei Akte, existieren könne und die Gebildetsten nichts davon wissen sollten: denn viel wußte man doch nicht vom Verfasser des „König Midas", wenigstens wir Deutschen wußten nicht viel mehr, als eben den „König Midas".

*) Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Ich fing an herumzufragen, ich mußte mich kontrollieren. Dabei ging ich vorsichtig zu Werke: ich sprach mit meinen litterarischen Bekannten über die neuesten Erscheinungen der Litteratur, fragte was ihnen gefallen, mißfallen habe u. s. w. — Kein Mensch erwähnte das Buch. Ich sprach direkt vom Buche: einige hatten es gelesen und fanden daran nichts außergewöhnliches, es war für sie nur ein gutes Buch, das „gut“ nicht einmal betont! Ich halte nicht viel vom Urteil anderer, besonders, wenn ich etwas selbst gelesen habe, aber es war mir doch ein wenig unangenehm, daß so gar niemand mir Recht gab.

Ich verlegte mich auf das Warten: vielleicht bringt irgend ein Kritiker etwas über das Drama, vielleicht führt irgend ein Theaterdirektor den „Balkon“ auf — kein Mensch reagierte auf mein sehnsüchtiges Warten.

* * *

Es ist doch ein Schicksal!

Ich will nicht übertreiben. Es ist auch schon fast ein Jahr vergangen, seitdem ich das Drama zum erstenmal gelesen: Zeit genug also, um ruhig zu urteilen. Aber hat denn gar niemand bemerkt, daß der „Balkon“ die Tragikomödie des Lebens ist, traurig und lustig bis zum Wahnsinn?! Daß die vier Personen des Dramas die ganze Menschheit mit ihrem Glück und Wehe repräsentieren?! Daß in diesem Drama die menschlichen Leidenschaften mit den handelnden Menschen Fangball spielen, und daß einige dieser Personen die Ohnmacht der Menschen gegen Naturgewalten im Innern unseres armen Ich glänzend veranschaulichen?! Daß . . . . daß dieses Buch das Drama der Frau und des Mannes ist, die traurig-lustige und lustig-traurige Tragikomödie der Liebe?! . . . .

Und selten findet man den Mann und das Weib in ihrer gegenseitigen Anziehung und Abstoßung besser charakterisiert wie im „Balkon“; nirgends wird die Allgewalt der Liebe stärker empfunden wie hier.

Das Buch ist förmlich die Philosophie des Weibes und der Liebe. Es hat nichts gemeinsames mit anderen Büchern, die zu irgend einer Gattung gehören: entweder Roman, oder Drama, oder eine wissenschaftliche Abhandlung, oder ein lyrisches Gedicht. Es ist alles in allem und doch eins; es ist unterhaltend und doch wissenschaftlich belehrend, traurig und lustig, objektiv und subjektiv, individuell und allgemein.

* * *

Ein alter Mann und eine junge Frau; er ist reich, sie ist schön — deshalb heiraten sie sich; er ist häßlich und sie schön — deshalb liebt

er sie und mißtraut ihr, und sie haßt und verrät ihn; er tief unglücklich und von der Natur vernachläßigt, sie lebensdurstig und von allen bewundert — deshalb verstehen sie einander nicht, können einander nicht verstehen, weil sie beide bei diesem Trauerspiel mitbeteiligt sind und nicht objektiv sein können.

Wie scharf der alte Reßmann charakterisiert ist in dem ersten und einzigen Akt, wo er auftritt; wie menschlich nahe er uns gebracht wird! Er ist ja lächerlich — und doch können wir nicht über ihn lachen, er dauert uns: denn alle seine unbesonnenen Fehler sind die Folgen seiner Lust zum Leben. Er ist alt und gebrechlich, häßlich, gemein; seine Leidenschaften sind roh, seine Ausdrucksweise plebejisch — aber er will leben! Und das muß uns mit ihm versöhnen. Daß er sie liebt — was könnte natürlicher sein — höchstens der Umstand, daß sie ihn nicht liebt und ihn betrügt.

Beide sind gleich schuld daran: er sollte doch wissen, daß ein junges, schönes Mädchen, nicht ihn, den häßlichen, kranken Greis heiratet, sondern sein Geld; sie hat kein Recht zu klagen, da sie sich doch frei verkauft hat — in diesem Fall spielt nämlich die ökonomische Abhängigkeit u. s. w. gar keine Rolle.

* * *

Wie ergreifend Reßmann sein Wesen begründet, sozusagen in Stoßseufzern; wie klar wird sein Inneres: er wurde von seiner Mutter bis zu grauen Haaren streng gehalten, immer wie ein kleiner Knabe. Er hatte keine Idee, was die Umarmung eines Weibes bedeute, er, den die Mutter schlagen, züchtigen würde, wenn er ein Weib anschauen würde. Daß er alle und alles eher haßt, als liebt — ist das nicht die Wirkung der Ursachen?!

Wie freigewordene Sträflinge vom Freiheitstaumel erfaßt werden und kopflos sich ins Leben hineinstürzen, so glaubt auch Reßmann nicht anders leben zu können, als indem er gerade das thut, was ihm am meisten schadet: er stürzt sich ins Leben nach dem Tode der Mutter; er heiratet die Schönste, die Jüngste — er, der überhaupt kein Weib mehr verträgt; wie jener Dichter, der in der Jugend ein Weib nicht haben konnte, trotzdem er sie heiß haben wollte — er hatte selbst nichts zu essen — und dann im Alter Weiber haben konnte, aber nicht mehr brauchte! Reßmann wollte alles auf einmal essen — und sein Magen vertrug nicht einmal das Geringste! . . .

Weil er aber sein Weib nicht gebrauchen konnte, so sollen auch andere sie nicht genießen, so soll auch sie nichts genießen. In seiner alten Narrheit glaubte er sich sicher vor jedem Betrug ihrerseits — sie aber betrog ihn, wie jede Tugend jedes Alter betrügt, wenn sie in der Fortentwicklung gehemmt wird.

* * *

Julie betrügt Reßmann mit Abel, mit dem jesusreinen Volksaufklärer und Dichter.

Und weil sie ihn mit Abel betrügt, wird ihr Betrug zur Notwendigkeit, zu etwas Heiligem, Schönem. Denn die Liebe, die die beiden vereint, ist von einer höheren Art: geschlechtlich und Seelenbedürfnis, das zusammenfließen zweier Teile zu einem Ganzen, Befriedigung der alten Sehnsucht, makellose Reinheit.

„.... Und Deine Keuschheit macht mich wollüstig.
Und Du bist keusch, da Du nicht leugnen willst, daß Du Freuden fühlst.
Und würdest Du leugnen, könnt ich's an Deinen Augen sehn, die in tausend Glassplitter gehn.
Du leugnest nicht ..... Sondern gestehst ....“

dichtet Abel.

Und ihm ist alles rein und keusch an ihr, weil er in ihr nur den Willen zum Leben, zum Genießen sieht. Was bei ihr noch unbewußte Verderbtheit ist, scheint ihm kindliche Naivität, die Liebe zum Geheimnisvollen:

„Abel: Julie. Julie — daß ich nicht Tag für Tag offen zu Dir kommen — und offen bei Dir sein kann.
Julie: Es ist herrlich wie's jetzt ist — in der Heimlichkeit.
Abel: Aber möchtest Du denn nicht lieber —?
Julie: Ich weiß nicht. Offen wie heimlich! Aber mir scheint, es ist doppelt herrlich, wenn es heimlich ist.
Abel: Nein. Nein! ...“

Es ist bei ihr, wie bei jedem Weibe, die Liebe zur Lüge, was das Heimliche schön, herrlich erscheinen läßt. Seine gerade, schlichte Männlichkeit bäumt sich dagegen ... — und seine Liebe zu ihr, sein Schönheitsbedürfnis hindern ihn, in ihr das Lügenhafte zu sehen. Und es ist eine große Liebe zwischen ihnen.

* * *

Reßmann muß weichen, weil er nicht das Recht zum Leben hat. Er muß denjenigen den Platz räumen, die leben und lieben können. Daß Heiberg ihn durch eigene Schuld zugrunde gehen läßt, ist nicht nur wirksam — es ist direkt sittlich und schön, es ist eine Notwendigkeit! Denn das Alte, das sich selbst überlebt hat, weil es nicht den Mut und die Kraft besessen, seinen Willen zum Leben zur Geltung zu bringen, muß durch sich selbst entleibt werden, das Harakiri an sich vollziehen.

Es wirkt wie ein Symbol des Lebens, des vorwärtsstrebenden jungen Lebens!

„. . . . Und das Alter hat mir alle meine Glieder umgedreht, so daß ich nur zurücksehen kann. Und Glück hab ich in der Welt nicht gehabt. Und andere hab ich nicht glücklich gemacht. Und das soll ja das allergrößte Glück sein. Haha. (Rasend, ballt die Faust gen Himmel.) Aber er soll mir Rechenschaft geben am Tage des Gerichts . . . ."

beichtet Reßmann. Und seine Beichte ist die Beichte des impotent gewordenen Alters, das nur schreien und nicht thätig sein kann. Gerade dort, wo sie die schönste Aussicht auf das sie umgebende Leben haben, am Balkon, gehen sie zugrunde: weil sie's nicht zu hüten, nicht anzuwenden verstehen.

Mit zerschmettertem Kopf stürzen die Reßmanns in die Tiefe — weil sie die Höhe nicht vertragen.

„— Julie (kniet nieder, hebt die Hand zum Himmel): Dank!
Abel (betrachtet sie — eilt zu ihr und kniet an ihrer Seite): Ja — Julie!" . . .

Abel dankt weil er jetzt offen, ohne Lüge auftreten kann. Julie unbewußt, höchstens aus Freude, daß sie den ewigen Ekel los geworden ist. Sein Dank ist rein; in ihrem liegt eine große Dosis Grausamkeit!

* * *

Bis jetzt war Julie das passive Weib — nun darf sie sich entfalten, darf sich offen ausleben, einen lieben, den sie sich selbst erwählt hat: das aktive Weib.

Und indem das Weib als solches aktiv auftritt, offenbart es sich in seiner ganzen Impotenz: es stellt sich heraus, daß das Weib — in seiner heutigen Fassung — nicht reif für die aktive Thätigkeit, für die Zuchtwahl 2c., kurzum für jede selbständige Thätigkeit ist: es fehlt ihr alles dazu! Das Weib hat nur eines gut, vielleicht zu gut, entwickelt: ein starkes Gefühl, besonders das Gefühl der Sinnlichkeit, die Liebe.

Es ist nicht das überreizt misogyne Talent Strindbergs, das aus Heiberg spricht: die zwei haben nichts gemeinsames, wenn auch die Endresultate quasi ähnliche sind. Heiberg ist der Ruhigere, der Philosoph, der objektive Dichter; Strindberg ist bei seiner Behandlung des femininen Problems zu mitbeteiligt, er ereifert sich zu sehr, so daß man seine Wut auf das Weib bemerkt und ihn unmöglich ganz ernst nehmen kann.

Klar, wie etwas Selbstverständliches, liegt vor uns das wahre Wesen des Weibes: mit allen Tugenden und Fehlern. Daß die Fehler beim Wesen des Weibes die Hauptsache sind, liegt in der Vorherbestimmung, in der Natur des Weibes.

Was ist das Weib?! Doch nichts Ganzes! Genau so wie der Mann kein ganzer Mensch ist. Das Weib ist eben das Supplement des Mannes, genau so, wie der siebzehnte Band des Konversations-Lexikons das Supp-

lement zu den sechzehn schon existierenden Bänden bildet. Bestehend ist hierbei die Thatsache, daß die sechzehn Bände für sich auch eine Daseinsberechtigung haben, weil sie einen Zweck — wenn auch nicht ganz, aber doch zum großen Teil, erfüllen; der siebzehnte Band ist aber nur als Ergänzung gedacht, für sich allein ziemlich wertlos.

Wenn auch das Weib — ich meine als Genossin, Freund und nicht nur als Beischläferin, sehr notwendig, oft äußerst schwer zu entbehren ist, so hat es für den ganzen Mann nicht die Bedeutung, welche ihm meistens beigelegt wird.

* * *

Es giebt Zeitstriche im Leben des Mannes, wo er das Weib absolut nicht entbehren kann, — er glaubt es wenigstens: es ist die Zeit, wo der Mann verliebt ist. Denn die Liebe ist eine elementare Macht, und das im Grunde schwache System eines menschlichen Wesens kann dieser Macht nur nach langem, sehr langem Ringen widerstehen. Es ist ein harter Kampf, ein Kampf oft auf Leben und Tod; manches geht in uns verloren in diesem wahnsinnigen Kampf der physischen und geistigen Gefühle; gutes und schlechtes geht verloren, ob man nun Sieger oder Besiegter bleibt: aber ein ganzer Mann bleibt über kurz oder lang doch Sieger! Sieger über Liebe und was dasselbe ist — über das Weib.

Und nur der Sieger ist ein ganzer Mann!

Wie genial Heiberg das Wesen der Liebe erklärt:

„Abel (eifrig): Die Liebe in der einen Hand — alles andre in der anderen — wähle! Ja! Denn die Liebe hält die Menschen auf. Sie geht nicht in die Kultur ein. Sie ist die einzige Naturmacht, die sich nicht ausbilden läßt. Eine Menschheit mit Herz, aber ohne Liebe und all ihr Wesen — nach diesem Ziel steuert der Geist hier auf Erden — und da gilt es, sich mit all seinen Waffen zu rüsten. — Denn gewinnt die Liebe, so wird man verrückt, dumm, blind, ungerecht. Sie gehört dem Dunkel an, sie stiehlt von Intelligenz, von Charakter, von Willen."

Und die Liebe ist das Weib!

Das Weib ist auch so ein Überrest im menschlichen Wesen, welcher der Kultur nicht unterliegt, sich nicht civilisieren läßt. Und wenn der Mann verliebt ist, so ist er ganz einfach recidiv geworden, ist wieder in den Zustand der Barbarei zurückgekehrt: denn das Weib ist Barbarei! Aber keine einfache Barbarei, keine unverfälschte, sondern eine der Kongoneger, mit nacktem Körper und Kragen und Manschetten darauf. All das Blöde, das Lächerliche, das Gemeine der Civilisation von heute hat das Weib angenommen — nur die Civilisation selbst nicht!

* * *

All das Gemeine, Schmutzige, Tierische der Liebe hat das moderne Weib (und nicht nur das moderne!) sich angeeignet — nur die Liebe selbst nicht!

Abel ist ein Dichter, ein Gelehrter, ein Mann, dessen Gegenwart für jedermann ein Glück sein muß. Julie — aus den häßlichen Umarmungen Reßmanns entronnen — fühlt sich auch ganz glücklich. Abel glaubt ihr das nicht ganz. Nicht weil er ihr mißtraut oder Zweifel in ihre Wahrheitsliebe setzt, sondern weil er annimmt, sie rede ihm das nur ein zu seiner Beruhigung, sie opfere sich für ihn auf.

Er, der feine Philosoph, hat noch nicht ausgelernt: er sieht nicht, daß das Tier in ihr nur schlummert.

Er versteht zwar, daß all seine hohen Gedanken, seine Volksbeglückungslehren, seine Theorien der Liebe u. s. w. ihr nicht Hauptsache sind, daß seine physische Person, seine Männlichkeit das sind, was sie von ihm begehrt. Es ist ihm klar, daß sie von ihm mehr verlangen möchte und sich nur der Notwendigkeit fügt: aber er glaubt ihr doch, daß sie ihn immer lieben wird. Da sie ihm das so oft sagt. Und gerade die Frauen, die in der Liebe so unbeständig sind, viel unbeständiger als der Mann, verlangen immer eine „ewige“ Liebe und versprechen stets eine „immerwährende“!

Das schöne Gesicht und die Gestalt an ihm reizen sie, nicht seine schöne Seele, die doch die Hauptsache beim Menschen ist. Aber was geht das Weib die Seele an, wenn der Mann nur die nötigen physischen Qualitäten besitzt. Das Weib ist nicht reif, nicht wert, der Freund eines Mannes zu sein, weil es ihm nicht ebenbürtig ist. Und sie muß sich damit begnügen, von den Brosamen seines Geistes leben zu dürfen, von ihm als Dienerin, bestenfalls als Kind behandelt zu werden.

Laura Marholm möge mir verzeihen — aber gerade sie hat mich darin bestärkt!

* * *

Abel muß verreisen, um Vorträge zu halten.

Kaum ist er fort, kommt Antonio, der in Julie verliebt ist und sie, so oft er sie sprechen kann, mit seiner Liebe verfolgt und ihr nur die drei Worte zuflüstert: „ich liebe Sie“.

Diesmal kommt er, wie einst Abel, durch den Balkon; und wie Abel zu Zeiten Reßmanns, betrügt er jetzt mit Julie den Ehemann. Es ist kein gewöhnlicher Betrug, kein Ehedreieck: es ist wieder nur die gemein-plebejische Natur des Weibes, die sich dem Meistbietenden hingiebt.

Und Antonio bietet mehr, denn er girrt fortwährend: „ich liebe Sie, ich liebe Sie“. So lange, bis er sagen darf: „ich liebe Dich“.

Man darf doch den Weibern nicht zart entgegenkommen: frech verwegen ist besser, da es rascher zum Ziele führt. Goethe sagt es — und der hat die Weiber gekannt!

Alles hat Julie dem Abel zu verdanken gehabt — aber die Frauennatur kennt die Dankbarkeit nicht! Sie betrügt ihn mit dem erstbesten Mann: denn für sie ist Antonio nicht der große Politiker und Parlamentarier, sondern nur der Mann, von dem sie annehmen kann, daß er sie besser befriedigen wird, als Abel: der liebe, gute, kluge Abel, der noch für etwas anderes Sinn hat, als für seine blühende, schöne, junge Frau.

Wie einfach Heiberg den Betrug groß werden läßt! Wie er nur mit einem Mittel arbeitet: mit dem Hang des Weibes zur Lüge. Denn das Weib lügt immer! So wie dem anständigen Manne die Wahrheit etwas Unentbehrliches ist, so ist die Lüge ein unbedingter Bestandteil des Weibes: ohne Ursache, ohne Notwendigkeit — nur als Ausfluß der gemein-plebejischen Natur, die lieber im Kote rottet, als in der Sonne wandelt — wird gelogen!

Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß viele aus Dummheit lügen: auch das kann bei der Frau zutreffen!

* * *

Als nämlich Abel — er war fortgegangen, um Reisevorbereitungen zu treffen — zurückkommt, findet er Antonio bei Julien. Um Antonios Gegenwart zu entschuldigen — Abel hat übrigens gar nicht darnach gefragt — lügt sie Abel etwas vor. Jetzt muß sie weiter lügen.

Und sie lügt weiter!

Und der gute Abel fährt fort, denn er ist ohne Falsch und List: dem Reinen ist alles rein, und hat nichts dagegen, daß Antonio bei Julien bleibt und ihr Gesellschaft leistet.

„Antonio: . . . Hält er uns für Greise oder Kinder?

Julie (still, zerstreut): Weshalb sollte er uns mißtrauen?

Antonio: Weshalb sollte er uns glauben?

Julie (lacht plötzlich und unwillkürlich).

Antonio: Ja! Bin ich nicht ein Mann? — Bist Du nicht schön und — liebst mich?

Julie (ohne Antonio anzusehen): Sie würden niemals von mir gehen — und mich mit einem Fremden allein lassen?

Antonio: Nein! (Geht auf sie zu.)

Julie: Ja, sie sind ein Mann!

Antonio (umarmt sie stürmisch): Ist er keiner?

Julie (antwortet nicht).

Antonio (lacht): Ist er keiner?“

So denken die beiden sich das Wesen des Mannes. So erheben das Weib und der von Sehnsucht nach ihrem Leib bethörte Mann die Eifersucht zum notwendigen Attribut der Liebe. Und das nennen sie Liebe!

* * *

Durch einen Zufall kehrte Abel noch in derselben Nacht zurück und — sieht den „nicht völlig angekleideten" Antonio aus dem Schlafzimmer seiner Frau herauskommen.

Aufs äußerste gespannt, erwartet man die Lösung des Dramas. Durch Dumas ꝛc. verwöhnt, erwartet man etwas Bestimmtes und — wird enttäuscht!

Abel ergreift zwar ein Pistol, da er im Moment sich vom Hergebrachten beherrschen läßt. Antonio und Julie haben Lärm gehört.

„Julie (aus dem Zimmer): Denk wenn er es gewesen wäre.
Antonio (ruhig lächelnd): Ja.
Julie: Aber er kommt nicht.
Antonio: Nein! — (kurz darauf): Mit einem Pistol in der Hand?
Julie (kommt in die Thüröffnung): Schieß zuerst!
Abel (fährt zusammen und legt das Pistol leise weg) . . . ."

Diese gemeine Denkungsart hat ihn ruhig, wieder zum Philosophen gemacht. Das Ganze kommt ihm jetzt so dumm, so lustig vor, daß er's wie ein Beobachter empfindet. Und wie die zwei ihn bemerken, bekommen sie Angst — und das macht ihn noch ruhiger, aber tieftraurig: er kommt allmählich zum Vollbewußtsein seines großen Kummers.

„ . . . . (Antonio, der neben Abel getreten ist, greift hastig nach dem Pistol, bekommt es aber nicht zu fassen.)
Abel: Ach so, das! (Legt es lächelnd weit weg. Dann sagt er laut und ernst): Weder der Knall noch Blut kann mir helfen, denn ich fühle, daß es größeren Kummer giebt. (Sie sehen sich an. Endlich bricht er das Schweigen): Ja, so fühle ich. — Und ich meine, jedes Menschen Seele ist wie eine Insel, und jede Brücke ist dem Sturze nah, und es ist eine Freude, seine Insel anzubauen. Der Sturm und die Sterne und die Ewigkeit bringen mich zum Denken, und ich fühle mit, aber kommen die Seelen zweier Menschen zusammen, dann muß die eine auf die andere warten, und zuweilen muß auch die andere warten, und sie bleiben stehen und kommen nicht weiter. Aber wenn die Leiber zweier Menschen zusammen kommen, dann ist gleichsam das Heilige verschlossen und der Schlüssel weggeworfen. So meine ich. Und ich handle darnach. Weshalb sollte ich mich anders geben, als ich fühle?
Julie (sieht ihn an und lacht plötzlich).

Abel (mild): Du lachst?

Julie: Ja, ich lache. (Lacht stärker.)

Abel: Weshalb?

Julie: Und Du fragst: weshalb? Du, der Du nur alle Seelen der Welt lieben kannst. Aber kein Weib! Nicht mich! . . ."

Damit sagt sie klar, was sie sich unter ihrer Liebe vorstellt.

„. . Abel (geht nach dem Balkon, bleibt stehn): Sieh, die Sonne geht auf. Ich will still ihrer Spur folgen. (Ab auf den Balkon.)

(Antonio und Julie stehen da, lauschen und starren nach dem Balkon. Pause.)

Julie (ergreift Antonios Hand, flüsternd): Hast Du die Liebe aus Deinem Leibe herauszivilisiert?

Antonio: . . . : Nein!

Abel (kommt rasch zurück, nach der Ausgangsthür. Wendet sich um. Sagt still): Was ist dieser Kummer dagegen, daß ich einmal sterben soll. (Geht.)

Antonio (setzt sich, die Wange auf die Hand gestützt).

Julie (sieht leicht lächelnd nach der Thür, sieht dann auf Antonio und flüstert endlich): Geliebter!"

Und sie will von ihm umarmt werden: denn unter der „herauszivilisierten Liebe" hatte sie natürlich nur Sinnlichkeit verstanden.

* *
*

Das Drama ist hiermit zu Ende.

Die Gestalten, die darin auftreten, sind ewige, weil sie mit der äußeren Kultur wenig zu thun haben. Und innerlich kultivierte Menschen hat es immer gegeben!

Reßmann ist, wie ich schon erwähnt habe, das lebensgierige, aber impotente Alter". Julie das Vollblutweib, das männermordende Ungeheuer, um mit Baudelaire zu sprechen, zu allem fähig, weil sie nur das eine kennt: die Umarmung.

Wie sagt doch Zarathustra: „seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie recht! Geschieht dies deshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist? . . ."

Es giebt wohl Weiber, die eines höheren Gefühls fähig sind, aber nicht im zivilisierten Europa: man findet höchstens solche in Rußland. Aber auch dort bilden sie eine verschwindende Minorität!

Und die zwei Nebenbuhler: Abel und Antonio?

Abel ist der Übermensch im Sinne Nietzsches: der Ahnherr des großen weltbefreienden Geschlechtes. Ein Mann, der außer Liebe noch anderes, wichtigeres zu thun hat; ein Mann, dem die Liebe nicht das Herz bricht,

so daß er zu nichts anderem mehr fähig ist: er kann auch so leben, zwar tief-traurig, aber doch ganz leben. Seine Trauer rührt daher, daß er unter Männern keine Freunde finden kann; sie sind ihm zu hart, er meint auch, zu roh; und er sucht sich ein Weib, weil sie weich sein soll, empfindsam und schön, schöner als je ein Mann sein kann. Mit einem Weibe wird er leichter seine Aufgabe lösen können: und nun kommt das große Fiasko, er ist tief enttäuscht und innerlich traurig. Aber das ist der beste Weg zum Übermenschen: nicht nur der Mensch, sondern auch das Weib ist etwas, was überwunden werden soll!

Sein Gegensatz ist Antonio: ein bedeutender Mensch, ein Genie im Sinne von heute. Ein Mann, der niemals ohne das Weib leben wird können.

„Antonio: . . . für mich sind sie das Einzige. Ohne sie lebe ich nicht,“ sagte er zu Julien.

Und er fühlt es, und sie fühlt es; und sie fühlt, daß diese Liebe die größere, herrlichere sei (im landläufigen Sinne), als die Abels. Deshalb giebt sie Abel auf und läßt sich von Antonio umarmen; und morgen wird sie sich von einem anderen umarmen lassen. Abel wollte sie als Freund behandeln – das verträgt die Frau nicht, trotzdem sie es verlangt. Antonio wird ihr Herr sein — aber was liegt ihr daran: er wird sie befriedigen . . .

„Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht.“ —

Also sprach Zarathustra.

Und jetzt bin ich zu Ende. Was ich gesagt habe, findet man alles bei Heiberg, und noch viel, viel mehr. Über kurz oder lang werden das die Leute doch einsehen: daß Gunnar Heibergs „Balkon“ eines der bedeutendsten Werke der Weltlitteratur ist. Nur verstehen muß man es.

Heinrich von Kleists „Penthesilea“ auf der Bühne.

Von Dr. G. Minde-Ponet.

(Berlin.)

Das Berliner Theater hat seine neue Spielzeit mit Heinrich von Kleists erschütternder Tragödie „Penthesilea“ eröffnet. Dem neuen Leiter dieser Bühne werden alle Kleistfreunde für dieses unserem großen märkischen Dichter von neuem entgegengebrachte Interesse reichen Dank wissen. Die Zeit der Verkennung dieses mächtigen Dichtergenius ist lange vorüber, seine Werke haben endlich die volle lebhafte Bewunderung gefunden, die sie ver-

dienen, und die ihnen eine undankbare Generation nur allzu lange versagt hatte. „Der zerbrochene Krug“, „Das Käthchen von Heilbronn“, „Die Hermannsschlacht“, „Der Prinz von Homburg“ haben ihren festen Platz in dem Repertoir unserer Bühnen gefunden und werden ihn immer behaupten. Nun soll dem Dichter mit der Darstellung seiner „Penthesilea“ eine neue Huldigung bereitet werden. Ja! eine Huldigung hätte es werden können, vorausgesetzt, daß die Darstellung eine der Tragödie würdige gewesen wäre, aber auch nur für diejenigen, denen es gelungen ist, die Eigentümlichkeit des Kleistschen Geistes verstehen zu lernen. Wir müssen mit Kleist einen langen und vertrauten Umgang gehabt haben, ehe das Geheimnis seines Geistes sich vor uns entschleiert, und wir eine Einsicht in die Größe und Fülle seines Talentes, seines Wesens erhalten. Ohne dieses tiefe Verständnis für den Dichter wird man einer von dem Gewöhnlichen so meilenweit entfernten Tragödie, wie die „Penthesilea“ ist, kaum besondere Liebe und Bewunderung schenken. Für Kleistfreunde und Kleistkenner wird diese Tragödie, neben dem Fragment „Robert Guiskard“, wohl immer die größte Schöpfung des Dichters sein; sie ist sein subjektivstes Werk, er hat sich in der Amazonenkönigin selbst gemalt, nach seinen eigenen Worten liegt „sein innerstes Wesen, der ganze Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele“ darin. Er hat dem Werke eine unermüdliche Arbeit gewidmet, und seine Sprache erreicht hier ihren Höhepunkt. Ob aber das große Publikum sich mit dem Stoff und dem Stil dieser Tragödie befreunden kann, ob gerade durch dieses Stück der Kleistgemeinde neue Mitglieder gewonnen werden können, ist doch sehr in Frage zu stellen. Die Bühnenfähigkeit der „Penthesilea“ darf mit vollem Recht angezweifelt werden. Vielleicht könnten die leidenschaftlichen Ausbrüche der Penthesilea durch einen hervorragenden Vorleser zu mächtiger Wirkung kommen; aber die Darstellung auf der Bühne wird immer nur als ein Experiment betrachtet werden müssen; denn die Tragödie ist ohne Rücksicht auf die Bühne geschrieben, das zeigt schon äußerlich das Fehlen von Aktschlüssen, das zeigt noch mehr das Fehlen eines dramatischen Konfliktes. Die Größe dieser „Penthesilea“ beruht lediglich auf der Sprache, auf der unvergleichlichen Wucht und Gewalt dieser Sprache. Der Leser dieser Verse kann sich ihrer Wirkung niemals entziehen. Sollen sie aber auch den Zuschauer unter ihre Gewalt bringen, so bedarf es der ersten Darsteller, der besten Sprecher. Diese fehlten im Berliner Theater. Mit Ausnahme der Frau Geßner vermochte keiner die wunderbaren Verse dem Hörer würdig zu vermitteln. Daher der Mißerfolg.

Dieser Mißerfolg ist nun nicht der erste, den die Tragödie erleidet. Es ist ihr, wie ihrem Schöpfer, nie gut gegangen. Die Schicksale dieses Kleistschen Werkes sind kurz folgende: Es entstand im Sommer 1806 während

des einsamen Aufenthaltes in Königsberg, wurde während der bis in den Juli des Jahres 1807 währenden französischen Gefangenschaft des Dichters auf dem Fort Joux bei Pontarlier und in Chalons sur Marne fortgesetzt und in Dresden 1808 abgeschlossen. Als Kleists Freund, Ernst von Pfuel, der spätere preußische General, eines Abends zu dem Dichter ins Zimmer trat, rief ihm dieser unter Thränen entgegen: „Nun ist sie tot!“ Er meinte die Penthesilea. Veröffentlicht wurde die „Penthesilea“ zum ersten Male als ein „organisches Fragment“ im ersten Stück der von Kleist und Adam Müller herausgegebenen Monatsschrift „Phöbus“ 1808. Vollständig erschien das Trauerspiel noch in demselben Jahre im Cottaschen Verlage. Weder das Fragment noch die Buchausgabe fanden Beifall, sie riefen vielmehr Kopfschütteln und Entrüstung hervor. Eine äußerst scharfe und abfällige Besprechung des Fragments brachte „Der Freimütige“ am 5. Februar 1808: „Handlung? — nach dieser soll man ja nicht fragen. Einfach ist sie freilich; denn sie ist durchaus nichts, als Kampf zwischen den beiden Heeren.“ Es wird von „Spektakel in diesem Trauerspiele“ gesprochen. „Außer Scharen von Griechen und Amazonen, Mädchen und Müttern — Weibern kann man doch nicht sagen — treten im neunzehnten Auftritt Amazonen mit Meuten gekoppelter Hunde und Elephanten, mit Sichelwagen und Fackem auf. Nun folgte eine schöne Anrede der Penthesilea an ihre Hunde. . . Hierzu rollt der Donner. Doch nun kommt das Meisterstück:

Prothoe: O! Sie ist außer sich! —
Oberste: Sie ist wahnsinnig!
Penthesilea (kniet nieder, mit allen Zeichen des Wahnsinns, während die Hunde ein gräßliches Geheul anstimmen).

Wenn das nicht packt, wenn das nicht theatralischen Effekt macht, so begreife ich nicht, wie irgend etwas sonst dies zu thun imstande ist.“ In diesem ironisch scharfen Tone geht es weiter. Aber den meisterhaften Stil muß selbst dieser Recensent anerkennen. Das „Stuttgarter Morgenblatt“ schrieb beim Erscheinen des Buches: „Die Genialität des Verfassers bewährt sich auch in dieser Arbeit, und es ist nur zu wünschen, daß sie sich weniger excentrisch zeigen möchte.“ Wir kennen auch verschiedene Urteile über das Stück aus des Dichters Freundeskreis. Der bekannte Publizist und Freund Adam Müllers, Friedrich Gentz, der den kurz vorher erschienenen „Amphitryon“ Kleists so begeistert aufgenommen hatte, spricht von der ihm „ewig verhaßten Penthesilea“. Dora Stock, die Tante Theodor Körners, in dessen Familie Kleist viel verkehrt hat, schreibt in einem Brief an Professor Weber über Kleist: „Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können.“ Milder urteilt Emma Körner, die Schwester Theodors, ebenfalls in einem Briefe an Weber: „Kleist sehen wir ziemlich

oft, und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen, er ist ein ganz eigner Mensch, und man muß ihn genau kennen, um ihn zu verstehen. Er hat eine reiche Phantasie, welche, wenn ihr die Zügel mehr angelegt werden, gewiß noch große Dinge hervorbringen wird. In der Penthesilea sind vortreffliche Stellen, sie ist bey uns ganz vorgelesen worden, und so gräßlich auch der Gegenstand ist, kann man sich doch nicht der Bewunderung darüber enthalten. Wenn Sie das Ganze kennten, würden Sie finden, daß die Scenen im Phöbus nicht vorteilhaft gewählt sind, es giebt noch weit vorzüglichere in dieser Tragödie . . . . . Sie werden in der Rosenscene aus der Penthesilea gefunden haben, daß er auch das Liebliche in seiner Gewalt hat . . . ." Am einseitigsten urteilte über das Stück der Mann, der unserem Dichter leider nie gerecht zu werden vermochte, und dem es doch so leicht gewesen wäre, ihn noch bei Lebzeiten zu hohem Ansehen zu bringen: Goethe. Goethe zog es vor, seine Hand einem Zacharias Werner helfend entgegenzustrecken. Wir kennen zwei Äußerungen Goethes über die Penthesilea. Als Kleist dem Dichterfürsten das erste Stück des „Phöbus", das das organische Fragment der „Penthesilea" enthielt, übersandt hatte, schrieb dieser ihm am 1. Februar 1808 zurück: „ . . . . Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll . . . . . Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! . . . ." Und Johannes Falk gegenüber soll er (1809?) gesagt haben: „Beim Lesen seiner Penthesilea bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten; ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publikum hervorbringen müßte, wofern ein solcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Mißfallen auszusetzen." Diesem harten Urteile können wir nicht beistimmen, nur dem Zweifel Goethes an der Bühnenfähigkeit der Tragödie schließen wir uns an.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen der Absatz des Buches ein so dürftiger war, daß noch heut die erste Auflage nicht vergriffen ist. An eine Aufführung der Tragödie war selbstverständlich gar nicht zu denken.

Nur ganz im stillen fand sie einige Verehrer in dem intimsten Freundeskreis des Dichters, z. B. an Varnhagen, Ludwig Robert, Solger, Tieck. Varnhagen schreibt am 23. Februar 1809 an Rahel: „Stellen aus Kleists Penthesilea hab' ich beigelegt: ein Meisterwerk, gegen das ich früher (ich kannte aber auch nur ein Fragment) ganz verblendet war.“ Und Tieck schrieb in seiner Einleitung zu Kleists hinterlassenen Schriften 1821 über das Stück: „Nur ein wahrhaft dichterisches Gemüt, wie unser Autor, konnte den bizarren Plan und den Charakter der Penthesilea fassen und entwerfen, und nur seine Energie, wenn sie einmal das völlig Unnatürliche und jenseit aller Wahrheit Liegende ergriffen hatte, konnte den Mut und die Ausdauer behalten, dieses seltsame Ungeheuer mit so vielem Schmuck ächter Poesie, mit solchen Zügen großer und schöner Menschlichkeit, mit so manchem rührenden Verse, so oft wiederkehrenden erhebenden Gesinnungen zu zieren und auszustatten ..... Dieses Gedicht ist merkwürdig, und läßt erkennen, wohin selbst ein ächtes Dichtertalent geführt wird, wenn es sich gelüsten läßt, das Unmögliche zur Aufgabe zu wählen, und in dem, was jenseit der Natur liegt, etwas Höheres als die Natur sehn zu wollen. Bei allem aber, was sich diesem Werke mit Recht vorwerfen läßt, könnte seine Armut noch manchen der neueren Dichter reich machen.“

So ganz ohne Darstellung ist die „Penthesilea“ indes doch nicht geblieben. Kleist hatte die freilich sehr zweifelhafte Freude, seine Tragödie als Vorwurf zu lebenden Bildern verwertet zu sehen. Am 23. April 1811 gab Madame Hendel-Schütz im Konzertsaale des Berliner Nationaltheaters im 3. Cyklus ihrer pantomimischen Vorstellungen eine Darstellung der „Penthesilea“, der eine Erklärung und Deklamation des Herrn Schütz voranging. Das „Stuttgarter Morgenblatt“ schreibt darüber am 28. Mai: „.... Die einzige neue Darstellung: Penthesilea, nach einem Gedichte des Herrn Heinrich von Kleist, eignete und gestaltete sich nicht, weil die Aufgabe zu verwickelt war. Auch das von Hrn. Professor Schütz zur Erklärung gelesene Bruchstück des Gedichts langweilte und war zuwider durch verrenkte Sprache und gemeine Malerey im Ausdruck.“ Auch der Referent der „Vossischen Zeitung“ hatte sich gelangweilt. Er berichtet am 25. April: „Die neue Darstellung, Penthesilea, wurde von Herrn Professor Schütz vorläufig erklärt und durch Vorlesung einer Stelle aus einem neuen Trauerspiel dieses Namens erläutert. Beides war für die Ungeduld der Zuschauer etwas langweilig, zumal da die Stelle, mit ihrem Hez! Hez! Hez! unpoetisch, flach und gehaltlos ist.“ Wie mag der Herr Professor Schütz wohl deklamiert haben! Bezüglich dieses Hez! Hez! vergleiche man übrigens eine Briefstelle Ludwig Roberts an Tieck: „Denke ich mir nun aber wieder den lieben Kleist in seiner Eigentümlichkeit, so ist alles wieder gut, und ich bin über-

zeugt, daß ich selbst von dem jungen Bären ein so intimer Freund werde, daß ich ihn mit eiserndem Zorn gegen alle Philisterei, selbst gegen meine eigne verteidige. So bin ich zum Beispiel ein leidenschaftlicher Verehrer von dem: Hetz! Hetz! in der Kleistschen Penthesilea, in welchem Bruchstück mir überhaupt die derbe Auffassung des Antiquen unendlich gefällt."

Wenn man von dieser der Tragödie nicht sonderlich zum Ruhme gereichenden und ihrer keineswegs würdigen pantomimischen Darstellung absieht, so ist die „Penthesilea" dasjenige der Werke Kleists, welches als letztes Zugang zur Bühne gefunden hat. Der „zerbrochne Krug", das „Käthchen von Heilbronn", „Der Prinz von Homburg" waren schon lange teils in ihrer ursprünglichen Bearbeitung, teils auch in schlechten Umarbeitungen über die Bretter gegangen; die „Penthesilea" schien vergessen. Selbst die „Schroffensteiner" hatte man den Mut gehabt, bühnenfähig machen zu wollen. Der „Penthesilea" schien die Bühne für immer verschlossen zu sein. Endlich im Jahre 1876, nachdem ein Jahr vorher auch die „Hermannsschlacht" durch das Königliche Schauspielhaus und die Meininger für das Reportoir gewonnen war, wagte es Mosenthal, mit seiner Bühnenbearbeitung der „Penthesilea" hervorzutreten. Sie wurde im Mai 1876 im Kgl. Schauspielhaus aufgeführt. Der Versuch mißlang indes. Der Bearbeiter war zu willkürlich vorgegangen. Daß er die ursprünglich ununterbrochen fortlaufende Tragödie in Akte teilte, war recht gethan. Daß er aber noch innerhalb der Akte Verwandlungen eintreten ließ, machte die Handlung verworren. Bei Kleist spielt die ganze Handlung unter freiem Himmel, Mosenthal führt uns einmal in das Zelt des Achilles. Der neue Bearbeiter, Herr Prasch, ist ihm hierin gefolgt. Streichungen im Kleistschen Text vorzunehmen, war nötig und ratsam, viele lange Schilderungen sind entbehrlich. Aber Mosenthal hatte für diese Striche nicht das richtige Gefühl. Er tilgte Schönheiten und ließ wiederum manches stehen, was besser fortgefallen wäre. Am ärgsten schädigte er aber den Dichter dadurch, daß er seine Sprache zu verbessern unternahm. Einem Kleist die Sprache, den Ausdruck verbessern wollen ist Frevel! Die Gewalt des Kleistschen Ausdruckes dämpfen wollen, wie es Mosenthal that, heißt dem Dichter sein Großes, sein Alles nehmen. Lächerlich wirkt es, wenn Mosenthal lediglich aus Prüderie hier und da zu starke Ausdrücke durch schwächere ersetzte und dadurch die Sprache verwässerte.

Nach diesem mißglückten Versuche versank die „Penthesilea" wieder in Vergessenheit, um aber nur um so herrlicher wiederaufzuerstehen. Im Sommer 1892 unternahm das Münchener Hoftheater von neuem das kühne Wagnis, die Tragödie zur Aufführung zu bringen. Diesmal war der Erfolg ein ganz unerwartet großer. Man war zum Original zurückgekehrt, man hörte Kleistsche Sprache.

Auf der Sprache ganz allein beruht, wie gesagt, die Wirkung der „Penthesilea“, nicht auf der dargestellten Handlung; denn diese ist nicht dramatisch genug. Ein wirklich dramatischer Konflikt fehlt. Die eigentliche Handlung, die Kämpfe zwischen Achilles und der Königin, gehen hinter der Scene vor sich. Überhaupt geschieht zu viel Entscheidendes außerhalb der Scene. Daher werden die vielen Botenberichte nötig. Penthesilea steht allzu sehr im Vordergrund, man sieht, sie hat das ganze Interesse des Dichters; dadurch werden die Prachtgestalten der Hellenen und besonders die des Achilles zu sehr in den Hintergrund gedrängt. Der Dichter verirrt sich in die Mysterien des geschlechtlichen Lebens. Jedes Gefühl muß sich von dem Liebeswahnsinn dieser Jungfrau abwenden, die ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Liebsten schlägt. Aber nur die Wahl des Gegenstandes läßt sich tadeln, die Durchführung ist über allem Tadel erhaben. In der Sprache dieser Tragödie hat sich der Dichter selbst übertroffen. Wer es vermag, den Inhalt von der Form zu trennen und mehr auf die Worte zu hören, die ihm entgegentönen, wird sich dem Zauber dieser Dichtung nicht verschließen können. Adolf Wilbrandt, der seine Biograph Heinrich von Kleists, hat diese Sprache meisterhaft geschildert: „Sieht man von der Bühne völlig ab und nimmt die Penthesilea wie ein Gedicht, so wird man sich des unwiderstehlich fortreißenden Eindrucks nicht erwehren. In keinem seiner Werke spricht uns der Dichter mit so ganz persönlichen Tönen an. Ihm bedeutet das Kostüm seines Stoffes wenig oder nichts, nur hie und da durch altgriechische Erinnerungen, durch Heldengestalten wie Diomed und Odysseus, dann durch kühne Verschränkungen des Satzbaus und eine mächtige, gleichsam herausgemeißelte Bilderwelt sucht er uns an die Antike zu erinnern; sonst aber sollen wir ganz mit ihm in seinem wildbewegten Märchen leben. Sein Vers gleitet, mehr als er es sich sonst je vergönnt, in rhythmischem Schwung dahin; sein rhetorisches Feuer lodert verschwenderisch auf; es umfängt uns eine Pracht des dichterischen Ausdrucks — zuweilen in musikalischer Bewegung zitternd — wie wir sie nur bei den Herrschern der Sprache suchen. Die Scenen, in denen Achill das Reich der Amazonen und das ganze Herz ihrer Königin kennen lernt, erfüllt ein Duft und Liebreiz von so eigner Art, daß wir das Unerhörteste glauben lernen; und wir schaudern in Wahrheit, wenn der Donner und Penthesileas Grimm wetteifernd zu toben beginnen und die Elemente droben und drunten sich entfesseln. Auch den stolzen Gegnern seiner Heldin hat der Dichter nicht mit karger Hand gegeben. Diese griechischen Recken, so wenig sie den homerischen noch gleichen, sind wirklich aus Reckenholz geschnitzt, und auch ihre überreifen Kraftausdrücke muten uns wie gesunde Vorrechte des Heroentums an; dem Achill aber hat Kleist alles Beste seiner eigenen

stolzen Seele zugeteilt, und mit wahrhaft männlichem Schritt — obwohl ihm, gleich seinem Dichter, das Blut zu Zeiten allzu nervös ins Gesicht schießt — schreitet er allen Wundern der Erde und zuletzt seinem Untergang entgegen. Erst in diesem Gedicht hatte Kleist verraten, was er mit voller Entfaltung seiner Kräfte leisten könne. In den Schroffensteinern, im Amphitryon, im zerbrochenen Krug waren immer nur einzelne Seiten seines Talentes herausgetreten; in der Penthesilea ward seine ganze Seele zum Gedicht.

Aber dieses Gedicht zu deklamieren erfordert eine ganz besondere Kunst. Kleistsche Verse sprechen kann nicht jeder. Die Lebendigkeit seines Dialogs verlangt die geübtesten Sprecher. Kleists Dialog zeigt ein energisches Streben nach Lebendigkeit und Natürlichkeit der Rede. Tiraden eines Max Piccolomini oder Melchthal sind bei ihm ganz undenkbar. Er läßt ungeheure Redeströme durch Zwischensätze im Reich des Menschlichen bleiben. Und wenn Leidenschaft seine Helden beseelt, so sprechen sie, nach dem Grundsatz, daß Leidenschaft keine Perioden baut, in hastiger, unruhiger Rede. Die Sätze sind kurz und reich an Aposiopesen. Er vermeidet anhaltende Erzählungen. Eine Ausnahme macht vielleicht die lange Erzählung der Penthesilea von der Gründung des Amazonenstaates. Aber auch hier spricht Penthesilea nur stellenweis in längerer Rede, während sie Achilles sonst mit Fragen und Ausrufen des Staunens lebhaft unterbricht, sei es auch oft nur mit einem „Nun?" oder „Nun? hierauf?" oder „Geliebte Königin!" Besser zeigen uns die Botenberichte, daß Kleist lange Erzählungen verschmäht. Wie weit entfernen sich diese höchst lebendigen Botenberichte von dem gemessenen Ton, in dem die meisten Boten der griechischen Tragödie die Katastrophe melden! Welche Glut beseelt die Boten selbst! Sie sprechen, als erlebten sie erst jetzt, was sie berichten. Und jene wiederum, an welche die Meldung gerichtet ist, können nicht schnell genug erfahren, was sie hören sollen, und unterbrechen daher den Redner mit Fragen, oder sie sprechen seine Worte entsetzt nach und feuern ihn zur Eile an. Diese Lebhaftigkeit fehlt nur dem Bericht der Meroe über den Tod des Achill; Meroe bringt ihren siebzig Verse umfassenden Bericht vor, ohne ein einziges Mal unterbrochen zu werden. Aber auch hierfür ist ein Grund vorhanden: die Amazonen sind in der That, wie Meroe vorausgesagt hat, „zu Stein erstarrt". Große Bewegung kommt auch in den Dialog durch das bei Kleist so beliebte Wiederholen der Worte. Er bedient sich dieses Mittels, um Erstaunen und Schrecken zu malen. Oder die Leidenschaft, die das richtige Wort nicht finden kann und unbefriedigt herumtastet, hat schließlich an einem Wort nicht genug, sondern wiederholt. Oder das Wiederholen hat den Zweck, einen Eindruck zu verstärken. Daß solch ein Dialog mit seiner unablässig

unterbrochenen Rede, um zu wirken, das rascheste Tempo der Deklamation erfordert, liegt auf der Hand, eine Forderung, die besonders schwer zu erfüllen ist, wenn ein Vers unter drei, ja vier Personen verteilt ist. Daß unter solchen durch leidenschaftliches Sprechen gesprengten Versen trotzdem viel gute, korrekte Fünffüßler zu finden sind, ist bei der Freiheit, mit der Kleist sonst den Blankvers handhabt, besonders hervorzuheben.

In der Behandlung des Verses steht die „Penthesilea", zusammen mit „Robert Guiskard", überhaupt an der Spitze aller Kleistschen Dramen. Die majestätischsten Verse, nebenbei auch die sorgfältigsten, hören wir im „Guiskard"; die klangvollsten tönen uns aus der „Penthesilea" entgegen, klangvoll infolge der Doppelcäsuren, die Kleist gerade hier zu besonderer Wirkung gebracht hat:

> Sie ruht, sie selbst, mit trunk'nem Blick schon wieder . . . .
> Das Angesicht, das funkelnde, gekehrt . . . .
> Das Unglück, sagt man, läutert die Gemüter.
> Sie streichelt, denk' ich, seine rauhen Wangen. . . .

Das sind Verse, die anders gesprochen werden müssen, als es im Berliner Theater geschah.

Leider sind nun aber nicht nur viele schöne Verse schlecht gesprochen worden, sondern viele schöne Verse sind überhaupt nicht gesprochen worden. Man muß auch diesmal, wie in der Mosenthalschen Bearbeitung, wiederholt das unbarmherzige Walten des Rotstiftes beklagen. Warum ist jener wunderbare Vers fortgefallen, den die Oberpriesterin zur Penthesilea spricht:

> Du blickst die Ruhe meines Lebens tot.

Warum mußten so viele der herrlichsten Bilder gestrichen werden! Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die meisten der recitierten Bilder durch die schlechte Deklamation gänzlich ins Wasser fielen. Gerade in der Streichung der Bilder hätte dem Dichter gegenüber die größte Pietät walten müssen. Sie gehören zum Charakteristischsten seiner Sprache. Kleist darf mit Goethe sagen:

> Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
> Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Auch der neue Bearbeiter hat leider an einigen Stellen Anstoß genommen und mit Rücksicht auf jene Dämchen, die häufig im Theater Neigung verspüren das Näschen zu rümpfen, Striche geführt, die wir bedauern. Wenn Achilles z. B. der Königin durch Prothoe seine Liebe gestehen will, sagt er nicht nur, daß er sie liebt und

> Ich will zu meiner Königin sie machen,

sondern er sagt bei Kleist:

Achill: Sag' ihr, daß ich sie liebe.
Prothoe: Wie? — was war das?
Achill: Beim Himmel, wie! wie Männer Weiber lieben;
Keusch und das Herz voll Sehnsucht, doch in Unschuld,
Und mit der Lust doch, sie darum zu bringen.
Ich will zu meiner Königin sie machen.

Den wilden Ritt der Penthesilea beschrieb der Grieche nur mit dem Bilde:

Wie sie, bis auf die Mähn' herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt!

Das Bild ist prachtvoll, aber ein noch prachtvolleres ist unterdrückt worden:

Seht! Wie sie mit den Schenkeln
Des Tigers Leib inbrünstiglich umarmt!

Und endlich heißt es auch bei Herrn Prasch, der sich hierin an seinen Vorgänger Mosenthal angeschlossen hat, von dem Geschlecht der Männer der Amazonen recht farblos und matt:

Und das gesamte Mordgeschlecht, mit Dolchen
In einer Nacht ward es dem Tod geweiht,

während im Urtext Kleistisch steht:

Und das gesamte Mordgeschlecht, mit Dolchen
In einer Nacht ward es zu Tod gekitzelt.

Hebbel hat schön von unserem Dichter gesagt:

Er war ein Dichter und ein Mann, wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Diese Kraft schwächen wollen ist die größte Schädigung, die dem Dichter zugefügt werden kann. Seine Sprache kann niemand verbessern, wohl aber verschlechtern. Otto Brahm hat treffend gesagt: „Es ist dem Dichter gegeben, in jedem Augenblick das wirklich deckende Wort zu finden: und so völlig schöpft er aus, was die Situation fordert, daß wir die schlagende Richtigkeit oft mit einer Art von Verblüfftheit erkennen .... So muß es sein, empfinden wir, genau so." Kleist gehört nicht zu jenen Dichtern, die sich scheuen, das Äußerste auszusprechen. Er flucht der Mäßigung. Er, dessen Mädchenideal so ein Käthchen war, will nicht von Frauen lernen, was sich ziemt; er ist kein frauenhafter Dichter. Er dringt kühn bis zur äußersten Grenze des Darstellbaren vor und weicht selbst dem Blutigsten, Sinnlichsten nicht aus. Das macht: er will nicht rühren, sondern erschüttern. Drängen seine Charakter zum Schrecklichen, dann führt er sie zum Schreck-

lichen, dann ist auch seine Sprache schrecklich. Nicht Schönheit, sondern Wahrheit will er; daher nennt er jedes Ding bei seinem Namen. Rauhes und Hartes schildert er in rauhen und harten Bildern; es liegt nichts Beschönigendes in seiner Sprache. Und wo er an Hohes und Großes glaubt, wird uns dieser Glaube nicht in verschwommenen Phrasen vorgedudelt; hier hat seine Sprache Saft und Kraft, reine Form und festen Inhalt.

Kleist weiß aber auch neben das Schreckliche das Liebliche zu stellen. Die herbsten, erschütterndsten Scenen werden oft von den lieblichsten, ruhigsten abgelöst. Es ist, als ob inmitten des lauten Kriegslärms ein kurzer Waffenstillstand eintritt, der uns Gelegenheit giebt zu ruhen. Und in solchen Scenen hat er, der vielleicht noch eben nicht weit vom Bizarren und Verstiegenen war, eine wirkliche Naivetät. Auf diese Weise wird das ästhetische Gleichgewicht wieder hergestellt, und die Mischung von Schrecklichem und Lieblichem erhält etwas Reizvolles. In der „Penthesilea" folgt auf die ersten fünf Kampfscenen jene entzückende Rosenscene, in der die Priesterinnen der Diana und die jungen Mädchen Kränze für die Gefangenen winden. Sie ist in den duftigsten Farben gemalt. Dann hören wir wieder das Getose der Schlacht. Aber wir dürfen noch einmal ruhen: während jener Scene, wo Achill als scheinbar Besiegter sich der Penthesilea naht, und sie ihm von ihrer Heimat, ihrem Volke, ihrer Liebe erzählt. Wieder dürfen wir nicht zu Ende genießen; Penthesilea erfährt die Täuschung, von nun an giebt es keine Ruhe mehr.

Kleist hat es auch verhindert, daß seine Helden mit ihren Handlungen und Gefühlen hoch über uns stehen. Wir sollen vor einer „Penthesilea", vor einem Achill nicht nur Schrecken oder Ehrfurcht empfinden, wir sollen sie begreifen und lieben. Zu diesem Zwecke führt er uns seine Helden zu gleicher Zeit als Menschen vor, die mitten unter uns wandeln, unsere Sprache sprechen und fühlen und denken wie andere Sterbliche. Achill ist nicht nur der gefürchtete Pelide, sondern er kann auch zu den Amazonen, die auf ihn zielen, recht verliebt sagen:

> Mit euren Augen trefft ihr sicherer.
> Bei den Olympischen, ich scherze nicht,
> Ich fühle mich im Innersten getroffen,
> Und ein Entwaffneter, in jedem Sinne,
> Leg' ich zu euren kleinen Füßen mich.

Auch Penthesilea ist „halb Furie, halb Grazie". Sie stößt uns ab durch Worte wie:

> Hetzt alle Hund' auf ihn! Mit Feuerbränden
> Die Elephanten peitschet auf ihn los!
> Mit Sichelwagen schmettert auf ihn ein,
> Und mähet seine üpp'gen Glieder nieder!

(Herr Prasch hat das „nieder“, auch hier sich an Vorgänger anschließend, in „ab“ verändert.)

Aber sie kann auch anders fühlen:

> Ach, Nereidensohn! Sie ist mir nicht,
> Die Kunst vergönnt, die sanftere, der Frauen!
> Nicht bei dem Fest, wie deines Landes Töchter,
> Wenn zu wetteifernd frohen Übungen
> Die ganze Jugendpracht zusammenströmt,
> Darf ich mir den Geliebten ausersehn;
> Nicht mit dem Strauß, so oder so gestellt,
> Und dem verschämten Blick, ihn zu mir locken;
> Nicht in dem Nachtigall-durchschmetterten
> Granatwald, wenn der Morgen glüht, ihm sagen,
> An seine Brust gesunken, daß er's sei.

Von diesen sanften und zarten Seiten der „Penthesilea“ verspürte man freilich im Berliner Theater recht wenig. Aller Zauber der Sprache wurde durch Schreien ertötet. — Hat nun auch die Aufführung wiederum die rechte Wirkung verfehlt, so hat sie doch bewiesen, daß das Problem nicht ganz unlösbar ist. Bei hervorragender Besetzung könnte doch eines Tages das Experiment, die „Penthesilea“ auf die Bühne zu bringen, glücken. Von neuem wartet nun die Tragödie „auf ein Theater, das da kommen soll“.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Über die Medaillenverteilung der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung viel Worte zu verlieren, ist überflüssig. Die Affaire Vilma Parlaghy im vorigen Jahre hat auch dem harmlosesten Hinterwäldler die Augen über den Wert der Berliner großen und kleinen „Goldenen“ geöffnet. Ganz naiven Gemütern aber wäre noch in den letzten Tagen ein Rundgang durch die Säle der Ausstellung zu empfehlen gewesen. Sie würden dann vor dem Bilde Nr. 671 des Grafen Harrach stehen geblieben sein und hätten sich verwundert gefragt, welcher Umstand wohl das hochwohlweise und stets infallible Preisrichterkollegium bestimmt haben mag, diesem unbedeutenden Versuche eines fleißigen, aber nicht allzu talentvollen Dilettanten die höchste Auszeichnung der „großen goldenen Medaille der großen Berliner Kunstausstellung 1895“ zu verleihen. Wenn sie dann aber weiter im Kataloge nachschlagen, so werden sie lesen, daß der in Rede stehende Graf zur Zeit die Würde des Präsidenten der Ausstellungs-Kommission bekleidet. Im vorigen Jahre wurde die große Goldene einer Freundin des Kaisers

an den sehr üppigen Busen geheftet, in diesem Jahre erhält sie der erste Ausstellungsbeamte, und im nächsten Jahre kommen jedenfalls die hübscheste Katalogverkäuferin und der eleganteste Kellner des Ausstellungsparks an die Reihe. Es war vornehm und weise von der Pariser Société nationale des Beaux-Arts, daß sie auf diese Berliner Lorbeeren durch eine ausdrückliche Erklärung von vornherein verzichtet hat — möchten sich doch die weisen und vornehmen unter den einheimischen Künstlern das französische Beispiel zum Muster nehmen.

Wenn dieses Heft der „Gesellschaft“ erscheint, ist die Große Kunstausstellung geschlossen, und das Interesse wendet sich wieder mehr den privaten Instituten zu. Und ich muß sagen, daß eine Stunde in den Salons von Gurlitt oder Schulte mir einen größeren Genuß gewährt, als ein Dauerlauf durch die Räume der Kunst-Markthalle am Lehrter Bahnhof. Was allerdings die diesjährigen Herbstausstellungen uns bieten, ist nicht durchaus erfreulich. Oder sollte uns vielleicht die soeben geschlossene offizielle Ausstellung, die zweifellos die bedeutendste gewesen ist, die Berlin je gesehen hat, schon allzu anspruchsvoll gemacht haben?

Am 5. Oktober eröffnete Fritz Gurlitt seine Herbstausstellung: eine kleine Sammlung zum Teil ganz interessanter moderner Sachen. Namen wie Max Liebermann, Gabriel Max, Adolf Menzel, Franz Stuck, Dora Hitz, Lesser Ury sind zwar vertreten, aber die ausgestellten Werke bieten den Kennern und Freunden der betreffenden Künstler nichts wesentlich neues. Vor den Bildern von A. Costenoble, die, wie es wenigstens am Eröffnungstage schien, große Bewunderung finden, mache ich zunächst ein großes Fragezeichen. Von den vier ausgestellten Gemälden könnte das Porträt Przybyszewskis*), dessen Gestalt aus einem violetten, flimmernden Hintergrunde wie ein Gespenst hervorsteigt, nach Technik und Auffassung von Edward Munch gemalt sein, das „dekorative Panneau“ gehört durchaus dem Meister L. von Hofmann an, und die „Sphinx“ kann ich zwar augenblicklich nicht unterbringen, aber bekannt ist sie mir und von Costenoble stammt sie nicht. Eine so virtuose Anpassungsfähigkeit an fremde Malweisen läßt doch wohl darauf schließen, daß die eigne künstlerische Individualität entweder überhaupt nicht sehr stark, oder jedenfalls noch nicht genügend gefestigt ist. Ein abschließendes Urteil über die Dame scheint mir daher nach den vorliegenden Leistungen nicht möglich zu sein. Was mich aber von vornherein gegen sie einnimmt, ist erstens Mangel an Ehrlichkeit und zweitens die geschmacklose Sucht, um jeden Preis aufzufallen: alle ihre Bilder sind so auf den Effekt hin gemalt, daß auch nicht ein einziges dem Publikum entgehen kann. Die ausgestellten Radierungen nimmt die Dame wohl selbst nicht ernst. — Wenn, was ich glaube, das ökonomische Prinzip: „mit den geringsten Mitteln die größten Zwecke erreichen“, auch in der Kunst gilt, so hat wohl Lenbach in seinem Porträt der Frau Lilian Sanderson den Gipfel erreicht. Das Bild ist in Pastell gemalt, Rückenansicht in Halbprofil. Die Konturen von Stirn, Nase, Mund, Kinn, Hals mit feinen scharfen Strichen ausgeführt; die Haut im übrigen in der silberweißen Farbe des Untergrundes gelassen; nur Haar, Lippe und Ohrmuschel leicht getönt. Mit vier oder fünf Farben, ganz dünn und durchsichtig aufgetragen, hat der Meister hier einen großen Effekt hervorzubringen gewußt. Das Bild gehört zu den elegantesten Werken, die Lenbach geschaffen hat. — Leibl schickt Handzeichnungen und Gemälde. Unter den ersten findet sich manches wertvolle, aber auch manche Niete. Von den drei Gemälden darf man wohl einem „Männlichen Kopf“ die Palme zuerkennen; er ist überhaupt eins der prächtigsten Bilder der Ausstellung; mit großer

*) Den Lesern der „Gesellschaft“ übrigens aus der Reproduktion im Augustheft bekannt.

Bravour gemalt und in jedem Pinselstrich eine Feinheit. Aber man muß sich schon die Mühe nehmen, das Werk zu studieren. Dem flüchtigen Beschauer offenbart sich die Kunst Wilhelm Leibls nicht. Die Mehrzahl der bilderliebenden und bilderkaufenden Herrschaften wandelt achtlos an ihm vorüber; schade für ihn und schade für die Herrschaften. — Altmeister Böcklin ist leider nur sehr schlecht vertreten. Von den beiden ausgestellten Werken ist die „Meeres-Idylle“ eine wenig ausgeführte Skizze, die mit allen Böcklinschen Skizzen die Eigenschaft teilt, ziemlich langweilig zu sein. Die „altrömische Bacchusfest-Orgie“ halte ich für einen Atelierscherz, nach Art der Susanna im Bade. Der Künstler hat „die Palette ausgeschüttet“ und einen wahren Hexensabbath der greulichsten Farbendissonanzen geschaffen; die Figuren sind fast alle stark karikiert. Ich kann den gemalten Scherzen Böcklins jedoch keinen Geschmack abgewinnen, ihnen mangelt die Grazie. — Das vielbewunderte „Fischerhaus auf der Düne“ von H. Liesegang, in der Stimmung eines schwülen Sommervormittags, zeigt alle neuesten Errungenschaften der Freilicht-Technik. Es ist zweifellos richtig gesehen und tadellos gemalt. Aber Bilder dieser Art müssen heute schon irgendwelche Fortschritte in Beobachtung oder Darstellung bieten, wenn sie uns als etwas über dem Durchschnitt stehendes auffallen sollen. Was Liesegang uns zeigt, haben uns schon andere gezeigt und mit denselben Mitteln wie er. Vor zehn, fünfzehn Jahren entstanden, würde solch ein Bild heute als Meisterwerk der Kunstgeschichte angehören — als Produkt des Jahres 1894 aber ist es nicht viel mehr als Marktware. — Von Ausländern ist als seltener Gast James Whistler zu nennen, dessen „Dame in Schwarz“ allerdings nicht geeignet ist, einen rechten Begriff von dem Können des Meisters zu geben, obwohl man auf den ersten Blick erkennt, daß man hier keine Dutzendware vor sich hat. Viel Kopfschütteln veranlassen die Lithographien des Pariser Toulouse-Lautree. Es sind Produkte des sogenannten „Seelen-Impressionismus“. Ich habe mir redliche Mühe gegeben, zu enträtseln, was der Franzose mit diesen wunderlichen Kritzeleien beabsichtigt hat; es ist mir aber nicht gelungen. Die Lithographien seines Landsmanns Dillon dagegen sind anspruchslose kleine Bilderchen, märchenhaft-phantastisch, harmlos-ulkig, von jener liebenswürdigen Grazie und dem unnachahmlichen Chic, über den die französischen Zeichner leider Gottes allein verfügen.

* * *

Die Theater-Saison hat zwar schon lange begonnen, aber ein rechtes Leben herrscht noch immer nicht. Die Herren Direktoren halten mit ihren Haupttreffern noch zurück.

Die Direktion des Schiller-Theaters, der es bekanntlich gelungen ist, die historischen Räume des alten Wallner-Theaters wieder Abend für Abend bis auf den letzten Platz zu füllen, hat im Laufe der letzten Wochen durch eine Première das Interesse auch der litterarischen Kreise auf sich gelenkt. „Diyab, der Narr“, Komödie von Ludwig Jacobowski, erlebte am 26. September die erste Aufführung.

Diyab ist der Sohn eines Araber-Scheikh und einer deutschen Sklavin. Seiner minderwertigen Abstammung wegen von dem eignen Vater, den Brüdern und dem ganzen Stamm verachtet, beschloß er ein Narr zu werden, ein Spaßmacher, der froh ist, wenn man über ihn lacht. „Denn lachte man, so that man mir nicht weh, und Allah schützt die Narren und die Irren.“ So suchte er nach Scherz und Spott, machte sich mit dem gemeinen Volke gemein, und bald hieß er „Diyab, der Narr“. Er war nicht mehr Sohn des Scheikh, er war nicht tapferer Krieger, sondern ein „Rinderhirt“.

der's manchmal närrisch trieb und manchem schönen Weibe wohlgefiel, weil er auf Weiberscherze und aufs Lachen sich gut verstand . . . . ." Aber draußen, im tiefen Walde, warf er seine Lanze, in der stillen Wüste tummelte er seine Rosse, und „niemand ahnte sein verstelltes Sein". So gehen Jahre hin, der Scheikh ist altersschwach und müde geworden und beschließt, den Fürstensitz einem Jüngeren zu räumen. Die Söhne des Scheikh, von denen der eine ein renommistischer Bramarbas, der andere ein Geck ist, bewerben sich um die Nachfolge — an Diyab, den Hirt und Narr, denkt niemand. Kurz vor der Entscheidung, als der alte Scheikh abwesend ist, bricht der räuberische Stamm der Tuaregs ein und führt die Herden des Scheikh davon. Ein Kriegszug wird gerüstet, die beiden rechten Söhne übernehmen die Führung, werden aber schmachvoll in die Flucht geschlagen, während Diyab, der den Kriegern heimlich gefolgt ist, im Zweikampf mit dem feindlichen Führer den Sieg erringt. Er kehrt heim, wird Scheikh und heiratet die schöne Zadija.

Wie man sieht, ein Märchen aus alten Zeiten. Moderne Probleme werden nicht berührt, aber es ist ein nach Inhalt und Form liebenswürdiges, geistvolles und graziöses Kunstwerk, das uns einen Abend aufs angenehmste unterhalten hat und lebhaften, ehrlichen Beifall fand. Ich gebe allerdings zu, daß die Stammgäste des Schiller-Theaters harmloser und in gewisser Hinsicht leichter zu befriedigen sind als das Premieren-Publikum unserer großen Bühnen. Aber für jenes Publikum ist Jacobowskis Komödie auch geradezu ideal: unterhaltend ohne flach, lustig ohne possenhaft, zierlich ohne geziert zu sein. In ihrer Art ein kleines Meisterwerk, das sich auf der Bühne erhalten wird und überdies bleibenden litterarischen Wert besitzt.

Am Sonntag den 29. September hatte die „Gesellschaft deutscher Dramatiker" ihre erste Versuchs-Aufführung im Central-Theater. Die Ziele dieser Genossenschaft, auf die ich noch zurückkomme, sind durchaus löbliche, und es wäre nur zu wünschen, daß die fünfgliederige Jury, die über Annahme und Ablehnung der Stücke entscheidet, in Zukunft einen glücklicheren Griff haben möchte, als ihr das erstemal vom Schicksal beschieden war. Das Schauspiel „Der Tote" von Paul Schettler ist nicht das Werk eines Dichters, sondern das eines kundigen Journalisten, der durch fleißigen Theaterbesuch sich eine Menge von Kniffen und Pfiffen abgesehn hat, durch die man im allgemeinen von der Bühne herab auf das Publikum Eindruck machen kann. Aber die Summe solcher Kunststückchen ergiebt noch kein Kunstwerk, und wenn Herr Schettler alle die kleinen theatralischen Handfertigkeiten auch wirklich besäße — was thatsächlich nicht der Fall ist — so wäre er doch noch kein Bühnendichter. Etwas Talent gehört nun einmal dazu, und darüber verfügt Herr Schettler nicht. Die gröbsten Übertreibungen, die naivsten technischen Ungeschicklichkeiten nehme ich bei einem dramatischen Erstlingswerke ruhig in den Kauf, wenn ich auch nur ein Fünkchen dichterischer Kraft und vor allem eine ernste künstlerische Absicht wahrnehme. Wenn man aber, wie bei dem Schauspiele des Herrn Schettler, sagen muß, das Ganze ist nur darauf berechnet, durch äußere Knalleffekte Eindruck auf das Publikum zu machen, so ist das — mag nun der Zweck erreicht sein oder nicht — jedenfalls das schlimmste Urteil, das über ein Erstlingswerk gefällt werden kann. Ich gehe auf das Stück weiter nicht ein und hätte überhaupt kein Wort darüber verloren, wenn seine Aufführung nicht die erste Kundgebung einer litterarischen Genossenschaft wäre, deren Ziele wohl Beachtung und Anerkennung verdienen. Es handelt sich, wie ich schon erwähnte, um die „Gesellschaft deutscher Dramatiker". Im Mai 1894 hielt der jetzige erste Vorsitzende, Hans von Reinfels, in den Viktoriasälen die erste Versammlung behufs Begründung der Gesellschaft ab. Nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten ist es endlich gelungen, die Genossenschaft zu-

stande zu bringen und sie in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Höhe zu führen, die ihren Bestand sichert. Die Gesellschaft hat sich zwei Ziele gesteckt. Sie will einmal den dramatischen Autoren zu einer Honorar tragenden Buchausgabe ihrer Werke dadurch verhelfen, daß sie ihren Mitgliedern alljährlich 6—10 von einer besonderen Jury ausgewählte dramatische Neuheiten in geschmackvollen Einbänden liefert und dadurch auch die bisher wenig geübte Kunst, dramatische Dichtungen zu lesen, wieder belebt. Andererseits will sie durch Versuchsaufführungen ein Mittel abgeben, durch welches die Tantième zahlende Berufsbühne dem Autor gewonnen werden kann. Eine sehr verständige Neuerung, die die Gesellschaft, wenn ich nicht irre, nach Pariser Muster, eingeführt hat, besteht darin, daß bei den Versuchs-Aufführungen der Name des Dichters erst nach Schluß der Vorstellung publiziert wird. Man hofft dadurch einer Voreingenommenheit gegen den Autor und einer voreiligen Kritik über das Werk zu begegnen. Mit Recht sagt der Prospekt: „Es scheint uns gerade für Berlin diese Maßregel sehr geboten zu sein, wo oft das Urteil über eine Neuheit bereits gesprochen ist, ehe sie zur Aufführung gelangt ist." Dieser weise Brauch sollte bei allen Premièren Eingang finden.

Gegenüber gewissen Leistungen der dramatischen Kunst-Industrie würde er allerdings nichts verschlagen. Wer z. B. am Abend des 28. September der Première im Lessing-Theater beiwohnte, der wußte, auch ohne einen Blick auf den Theaterzettel geworfen zu haben: dies Stück ist von keinem andern als vom Herrn Direktor selbst. Jeder Zoll ein Oskar Blumenthal. Das Lustspiel in 3 Aufzügen hieß diesmal „Gräfin Fritzi". Die äußere Handlung thut wenig zur Sache, und es ist schwierig, ihren wesentlichen Inhalt anzugeben. Herr Kommerzienrat Meinhard bekommt plötzlich Lust, auf seine alten Tage den Lebemann zu spielen. Eine kleine Operettensängerin, die den Herrn Stadtverordneten in Steuerangelegenheiten besucht, erscheint ihm als geeignetes Objekt für seine Übungen. Aber er täuscht sich bitter. Zerline Grundel läßt ihn wiederholt abfallen und kuriert ihn schließlich mit Unterstützung eines groben alten Kapellmeisters aufs gründlichste und für immer von seinen unlauteren Anwandlungen. Die verschiedenen Attacken des kommerzienrätlichen Spießbürgers und ihre Zurückweisung von Seiten der Sängerin geben Gelegenheit zu einigen komischen Situationen und einer Unzahl von mehr oder weniger guten Witzen. Außerdem erscheint auf der Bühne eine ungarische Gräfin, junge Witwe, die früher Sängerin gewesen ist und zuweilen auch den Namen „Gräfin Fritzi" führt. Zwei junge Herren in Gesellschaftstoilette bewerben sich um ihre Hand, aber sie weist beide ab und kehrt wieder zur Bühne zurück — oder: sie heiratet einen von beiden und entsagt der Kunst für immer. Der Verfasser hat nämlich, da die erste Lösung nicht gefiel, nach der Première den Schluß geändert. Das Stück besteht aus einer Sammlung guter und schlechter, neuer und alter Kalauer, zu deren Publikation Herr Theaterdirektor Blumenthal die dramatische Form gewählt hat. Es ist soviel wert, wie alle Blumenthalschen Stücke, und wenn man nicht allzu griesgrämig ist und nicht daran denkt, daß das Kunstinstitut doch eigentlich Lessing-Theater heißt, so kann man sich einen Abend ganz gut amüsieren. Eine ausführlichere Kritik des Stückes werden die „Gesellschaft"-Leser wohl nicht verlangen.

Was Herrn Dr. Brahm, den Apostel Gerhart Hauptmanns, bewogen hat, ein so geschmackloses und pretentiöses Machwerk wie Wildbrandts „Meister von Palmyra" auf die Bühne des Deutschen Theaters zu bringen, ist mir nicht verständlich. Das Stück ist bekanntlich schon älteren Datums und wird hin und wieder am Wiener Burgtheater gegeben.

Der Feldherr und Baumeister Apelles kehrt von einem siegreichen Kriegszuge gegen die Perser heim. Mit Ehren und Glücksgütern überhäuft, im stolzen Gefühle

seiner Jugend und Kraft, spricht er den Wunsch aus, daß dieses Leben ewig dauern möge. Der Wunsch wird ihm erfüllt, und als Begleiterin auf seinem Lebenswege erscheint ihm ein Mädchen. Es ist eine Jungfrau, die nach Palmyra zog, das Christentum zu predigen. Trotz ihrer Jugend und Schönheit suchte sie den Tod, um zum himmlischen Leben einzugehen. Aber auf dem Wege nach Palmyra hat sie vor der Höhle des Lebens gerastet, und wer hier einmal schlummerte und träumte, der kann nicht sterben. Ob er auch den leiblichen Tod erleidet, seine Seele erscheint in anderer Gestalt immer wieder auf der Erde. Das Schicksal der jungen Zoë verknüpft sich mit dem des Apelles. In verschiedener Gestalt greift sie immer wieder in sein Leben ein. In Palmyra angelangt, wird sie gegen die wütenden Pöbelhaufen zuerst von Apelles in Schutz genommen, dann aber preisgegeben und gesteinigt. Als schöne und geistreiche Hetäre Phoebe lebt sie dann in dem Hause des Baumeisters, verläßt ihn aber, als er Habe und Gut verliert. Als die fromme Persida, die christliche Ehefrau des Apelles, geht sie zu Grunde, als sie sich entscheiden soll, ob sie den Gatten oder den Glauben verraten will. Als Knabe Nymphas wird sie im Kampfe für den Kaiser Julianus Apostata an der Seite ihres Freundes Apelles unter den Trümmern eines Tempels begraben. Der Meister von Palmyra steht nun allein in der Welt, seine Lieben sind alle gestorben, seine Werke liegen in Schutt und Staub. Er ruft den Tod, den einst so sehr gehaßten, aber dieser hat keine Macht über ihn. Da erscheint ihm auf den Trümmern seines Tempels die heilige Seherin Zenobia, die letzte Inkarnation jener weiblichen Seele. In ihr erkennt er jetzt die verschiedenen Gestalten wieder, in denen sich Lust und Leid seines Lebens verkörperten. Auch der Seherin enthüllt sich allmählich die Vergangenheit, sie sieht sich als Zoë, Phoebe, Persida und Nymphas an der Seite des Apelles, sie erkennt den Fluch, der auf ihm lastet und wischt das Kainszeichen von seiner Stirn. Und der Herr des Todes erscheint und bringt die Erlösung.

Dies ist in ganz knappen Zügen der äußere Gang der Handlung in dieser wunderlichen Dichtung. Die „Idee" hat der Dichter in ein mystisches Dunkel zu hüllen gewußt. Und wenn wir ihr nachspüren, so beschleicht uns dieselbe Empfindung, wie den wackern Bassanio gegenüber Grazianos vernünftigen Einfällen: es sind zwei Weizenkörner in zwei Scheffel Spreu versteckt, man mag tagelang suchen, eh' man sie findet, und hat man sie endlich, so verlohnt sich's der Mühe nicht, sie gesucht zu haben. Man kann das Ding drehen und wenden wie man will, es kommt schließlich eine Platitüde heraus. Dem Emporsteigen des Einzelindividuums zu immer höheren Entwicklungsstufen ist eine Grenze gezogen, selbst wenn seine Kraft unerschöpflich, sein Erdenleben ewig sein sollte; die Menschheit aber entwickelt sich, auf- und absteigend, unaufhörlich fort, obwohl in den neuen Formen immer wieder der alte Inhalt erscheint. Dies und nichts anderes ist der dürftige Grundgedanke des anspruchsvollen Dramas. Um uns diese billige Weisheit zu lehren, wird der Herr des Lebens und der Herr des Todes, werden Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Mit der Bedeutung, der Fruchtbarkeit und Tiefe der Grundidee steht und fällt aber auch die Existenzberechtigung dieses Dramas überhaupt. Denn mit welchem andern Maßstabe soll man eine Dichtung messen, die uns nicht ein Stück Leben, sondern ein Stück Philosophie, die uns nicht handelnde Menschen, sondern personifizierte Begriffe vorführt?

Und die Mache? Jeder der fünf Akte bildet ein eigenes Drama. In jedem treten neue Personen auf und verschwinden auf Nimmerwiedersehen, sobald wir angefangen haben, uns ein wenig für sie zu interessieren. Die Hauptperson, der Baumeister Apelles, weist eigentlich nur in den beiden ersten Akten hie und da individuelle Charakterzüge auf, später ist er zum bloßen Typus geworden, dessen Thaten und

Leiden uns völlig kalt lassen. Und was erlebt dieser Übermensch und was erreicht er in seinem langen Leben? Er amüsiert sich mit der schönen Phoebe, drischt ein paar Phrasen über Christentum und antikes Heidentum, läßt sich auf seine alten Tage von dem Knaben Nymphas beschwatzen, in einen Kampf für eine ihm völlig gleichgültige Sache zu ziehen, und beschließt endlich sein Leben, nachdem die sehr wenig weise Zenobia ihm das Zeugnis ausgestellt hat, er habe des „Lebens Rätsel und des Todes Lehre" ergründet. Ich möchte wissen, wann und wo er dazu Gelegenheit gehabt hat. Tönende Phrasen und seichte Schönrednerei von A bis Z.

Der „Meister von Palmyra" wird sich trotzdem auf dem Repertoire des Deutschen Theaters halten. Und zwar verdankt er das den Darstellern der drei Hauptrollen: Josef Kainz, Agnes Sorma und Emanuel Reicher. Kainz war als Apelles in den beiden ersten Akten, wo er einen wirklichen Menschen von Fleisch und Blut darzustellen hatte, unübertrefflich. Dann aber versagte seine Kraft, und ich mußte zum ersten Mal die Erfahrung machen, daß man sich bei seinem Spiel recht herzhaft langweilen kann. Den Künstler trifft dabei kein Vorwurf, ein desto böserer aber den Dichter. Kainz hatte sich anfangs überhaupt geweigert, die undankbare und sehr anstrengende Rolle zu übernehmen. Die Darstellung der fünf Gestalten der Zoë, der Phoebe, der Persida, des Nymphas und der Zenobia war die Aufgabe der Frau Sorma. Solche Proteus-Rollen pflegen in der Regel gute Gelegenheit zur Vorführung von Virtuosen-Kunststückchen zu geben. Agnes Sorma bedarf solch unlauterer Hilfsmittel nicht, sie bot eine vornehme und prächtige Meisterleistung, ohne eine Konzession an das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums zu machen Am besten gelang ihr die Phoebe, am schwächsten war sie als Nymphas. Wie viel Schauspielerinnen mag es überhaupt wohl auf deutschen Bühnen geben, die in sogenannten Hosenrollen erträglich sind? Die Glanzleistung des Abends bot Emanuel Reicher als Herr des Todes. Man denke sich eine Rolle, die das non plus ultra von getragener pathetischer Versdeklamation bildet, von einem Künstler gegeben, der seine ersten Lorbeeren als Salonheld in französischen Konversationsstücken erwarb und seit lange als der erste Hauptmann-Darsteller der deutschen Bühne gilt. Möchten aber doch der stolze Sommerstorff und der biedere Kraußneck, die idealsten unter den wohltönenden Jambenhelden unserer Berliner Theater, es ja nicht versäumen, einer Aufführung des „Meister von Palmyra" beizuwohnen: hier können sie von einem der verrufenen Naturalisten lernen, wie man Verse spricht. In den Schlußworten schien mir Reicher nicht ganz den richtigen Ton zu treffen. Sie müssen nach meinem Empfinden ein klein wenig leichter, gemütlicher gegeben werden, und eine winzige, aber auch nur ganz winzige Beimischung von Humor an dieser Stelle könnte, glaube ich, den Schluß des ganzen Dramas bedeutend heben. Aber vor einer so genialen Leistung wie der Reichers sollte die Kritik eigentlich kein Wörtchen wagen. Hier ist es Pflicht, aufzumerken, zu verstehen, und zu lernen.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Max Fels.

(München.)

Censur und Feigenblatt.

Man erwartet in München die Barrisons. Wenn sie in naturalibus dasselbe Aufsehen, dieselbe Bewunderung erregen, wie in effigie, dann — arme five sisters Barrison! — dann wird Herr Possart zu seinem Freunde dem Herrn Polizeidirektor gehen, und dieser wird Euch die kurzen Röckchen verbieten und die lüsternen Blicke und all das andere Schöne, das Ihr zu zeigen so gerne bereit seid, denn — meint Herr Possart und sein Herr Polizeidirektor — das anerkannte, staatliche Kunstinstitut muß gegen finanzielle Schädigung geschützt werden, gegen jede profane Konkurrenz, geschützt in Oper, Schauspiel und Ballet, und der Wettbewerb Eurer jugendfrischen Ausgezogenheiten mit den altehrwürdigen, kgl. bayrischen Hoftheaternymphen wird noch dazu ein unlauterer sein. Arme five sisters Barrison! —

„Das anerkannte, künstlerisch gute, staatliche Institut muß geschützt werden!" Es wirkte unsagbar komisch, als vor etwa vier Monaten das Gerücht sich verbreitete, die kgl. Polizeidirektion habe auf Possarts Wunsch Emil Meßthaler, dem Direktor des neuen „Deutschen Theaters", bei Konzessionserteilung die Verpflichtung auferlegt, alle Stücke vor Annahme der Hoftheater-Intendanz zur Begutachtung einzureichen. Es schien unglaublich, man hielt es für einen schlechten Witz. Possart sollte die zweifelhafte Maßregel in Hinsicht auf „das finanzielle Gedeihen" des ihm anvertrauten Instituts für unbedingt notwendig halten? Und nun, es ist wirklich so!! — —

Schon seit einiger Zeit hatte die hiesige, sonst so außerordentlich liebenswürdige Tagespresse hin und wieder an den Leistungen des Hofschauspiels zu tadeln begonnen, ganz verschämt zwar und unter Vorbehalt. Wie mögen die Herren jetzt aufatmen, wo sie Ernst Possart durch seine wahrhaft große Offenherzigkeit von ihrer hoffentlich doch etwas unangenehmen Rücksichtsnahme allergnädigst entband.

Selbstverständlich erhob man Einsprache gegen die polizeilich aufoktroyierte Beschränkung, aber der hohe Verwaltungsgerichtshof bei der kgl. Regierung von Oberbayern erkannte auch die Hilfsbedürftigkeit des Nationaltheaters an, hob zwar die Polizei-Verfügung auf, bestimmte aber, daß Emil Meßthaler alle seine Stücke vor Aufführung der Polizeidirektion München zur Prüfung vorzulegen habe. Also Censur!

Und wer diese Censur ausübt, wo sich Herr von Welser gleich zuerst so dienstbereit gegen die Hoftheater-Intendanz gezeigt hat, in welchem Sinne sie ausgeübt werden wird — leider ist darüber auch der leiseste Zweifel ausgeschlossen.

Eine Censur, wie in Preußen, kannte Bayern bis jetzt nicht. Man wurde durch direkte Einwirkung auf die Direktoren, Drohung mit Schließen des Theaters, Konzessionsentzug und so weiter bisher noch immer recht gut auch mit dem am schwärzesten angekreideten Bühnenleiter fertig.

Und man war gar nicht so liberal bei uns in Bayern, wie unsere unter hartem Censurgesetz seufzenden Norddeutschen Brüder, uns immer nachsagten.

Bewahre! Hier wie dort, oder vielmehr hier noch mehr als dort die unglaublichsten Mißgriffe von Seiten der über Kunst zu Gericht sitzenden Auguren.

„Sodoms Ende“ zum Beispiel verboten, schlüpferige Lüsternheiten, wie „Fernands Ehekontrakt“, „Familie Pont Piquet“ &c. staatlich konzessioniert.

Es ist ja so irrig, und dieser Irrtum ist oft bewußte Lüge, wenn man uns „Modernen“ nachsagt, „daß wir nur so wild gegen die Censur ankämpften, um straflos und frei alles, was uns gut dünkt, — und einem „Modernen“ gefällt nur das Wühlen im Schmutz ist zwischen den Zeilen zu lesen — schreiben und sagen lassen zu dürfen.“

Das Strafgesetzbuch enthält viele Paragraphen, und diese Paragraphen sind dehnbar, und bei der heute beliebten Rechtsprechung wird schwerlich ein Dramatiker, der gegen das Gesetz verstößt, straflos bleiben können.

Mögen die Herren Polizeidirektoren und Staatsanwälte alle Premieren besuchen, mögen sie, — falls sie inkriminierte Stellen finden, — die Weiter-Aufführung bis zur Entscheidung eines ordentlichen Gerichtshofes sistieren. Eine Aufführung ist schwerlich geeignet, „die öffentliche Ordnung oder die Sittlichkeit“ in so hohem Maße „zu gefährden“, daß man um diese eine Aufführung zu vermeiden, einem Laien, Polizeidirektor oder Polizei-Kommissär, die einen wahren Dichter mundtot machende Verfügung des Verbotes anvertrauen darf.

Und wenn man nicht glaubt, ohne Censur das vor fünfundzwanzig Jahren mit Blut und Eisen zusammengeschweißte Deutsche Reich in seiner Blüte erhalten zu können, das wäre ja traurig, aber warum dann Censoren, die völlig unfähig sind, über Kunst zu Gericht zu sitzen, warum dann nicht wenigstens Männer, die durch künstlerische und humane Bildung, durch Beruf und Wirken zugleich Vertrauen genießen und erwarten dürfen?

Man wird einwenden: Der Staat hat die Pflicht gegen sich selbst, Gedanken und Beispiel, die ins und vors Volk gebracht, sein Ansehen zu schädigen imstande sind, von der Bühne fern zu halten. Über solche Gedanken, über solches Beispiel zu entscheiden, vermag aber viel besser als der Künstler der Polizeibeamte.

Ein erbärmlicher Staat, der sich vor Gedanken durch Staatsanwälte und Polizeisoldaten schützen zu müssen glaubte, der nicht, — erkennt er die neuen Gedanken als recht —, alles thäte, sie sich selbst und seinen Bürgern zu Nutze zu machen, der nicht, — erkennt er sie als falsch —, Kraft und Fähigkeit besäße, sie offen durch Wort und That zu bekämpfen.

Alles vom lieben Volke fernhalten, was es aus seiner verdaulichen Ruhe, seiner sträflichen Indolenz herausreißen könnte, das heißt: die Leute bewußt verdummen! Und für indolent und die Gedanken der vergangenen Jahrzehnte noch verdauend müssen gewisse Herren ja die große Masse des Volkes noch halten, wenn sie glauben, es durch Verbote vor Aufführungen von einer dem Staate gefährlichen Erkenntnis bewahren zu können!

Den nach geistiger Kost Hungernden aber, der die klassische Speise nicht mehr recht liebt, ins Tingltangl und in die französische Posse treiben, „Sodoms Ende“ verbieten —, „Familie Pont Piquet“ erlauben. — Was dächte man von einem, der die Venus von Milo aus dem Schaufenster eines Kunsthändlers wegen Gefährdung der Sittlichkeit entfernen ließe, und der vor Lona Barrisons geschmackvollem Porträt, vor der einladenden Pose, mit der sie pikant das schon allzukurze Röckchen lüpft, natürlich rein künstlerische Entzückungskrämpfe bekäme?

Was dächte man von dem?

Man erzählte mir, vor geraumer Zeit sei nach Beschwerde von irgend woher auf Anordnung von irgend wem thatsächlich in München die Venus von Milo in irgend einer Kunsthandlung aus dem Schaufenster entfernt worden.

Ich weiß nicht, ob dem so ist. Aber warum auch nicht? In der Kunststadt München? Wo, als es galt den köstlichen Gasteiger-Brunnen aufzustellen — einen Faun, der einen ihn neckenden Buben mit Wasser anspeit —, in öffentlicher Ratssitzung ein Gemeindebevollmächtigter unwidersprochen vorschlug, den geschenkten Brunnen hinter den Bedürfnisanstalten im Gebüsch aufzubauen. Dort sei für den der geeignetste Platz. In der Kunststadt München, wo der Herr Polizeidirektor höchsteigenfüßig in das Atelier Gasteigers kam, die nackte Knabengestalt rügte und dem Künstler auftrug, Wandel zu schaffen und vielleicht mit einem Feigenblatt oder einer Badehose die öffentliche Sittlichkeit zu retten. In der Kunststadt München, wo, wie ich eben hörte, kultusministeriell eine Radierung von Stauffer-Bern (nackte Frauengestalt) aus dem Kupferstichkabinett entfernt wurde. In der Kunststadt München, die — das beste Bier braut, die dicksten Bäcker und Metzger und eine stockklerikale Mehrheit in dem Gemeinderatskollegium hat.



Kritik.

Romane und Novellen.

Marie. Ein Buch der Liebe von Peter Nansen. (Berlin. S. Fischer.)

Mit der sog. Liebe ist es eine eigentümliche Sache. Zu allen Zeiten und an allen Orten hat man sich über sie weidlich den Kopf zerbrochen. Man hat sie begeistert besungen, man hat mit philosophischer Bierruhe ihren Wert für das Leben des Menschen mit vielen sehr verständigen Gründen verneint, und neuerdings hat man sich bemüht, sie zu analysieren. Mit der Schonungslosigkeit des Vivisektors haben moderne Dichter-Psychologen sich das zuckende Herz aus dem Leib geschnitten, und mit ungeheurer Wißbegierde dieses wunderliche Ding Stück für Stück zerlegt, und haben — nichts gefunden, als einen leblosen Muskel. Das große, mystische, unerkannte Gefühl war ihrer Hande spurlos entschlüpft. — Da es aber unangenehm ist, so ein Ding in sich zu haben, das man nicht erkennen und dessen Wirkung man sich nicht entziehen kann, das einen so mir nichts dir nichts von hinten überrumpeln kann in der schönsten kontemplativen Gehirnarbeit, vor dessen überwältigender Macht man nie sicher ist, — da es dem blasierten Gehirnmenschen von heute höchst peinlich ist, einer solchen elementaren Kraft in sich versklavt zu sein, so fanden einige größere Geister den praktischen Ausweg, den ganzen lästigen Krempel einfach wegzuleugnen. Und da die Liebe bekanntermaßen in sehr vielen und durchaus nicht immer edlen Formen auftritt, so war es leicht, diesen mächtigsten Impuls des Menschen zum Guten und Bösen zu diskreditieren und zum niedersten Trieb des homo sapiens zu machen.

L'amour est une affection,
Qui, par les yeux, dans le coeur entre
Et puis par une défluxion
S'écoule par le bas du ventre.

Das ist die cynische Definition nicht nur des Franzosen Régnier, sondern ebenso unserer deutschen jeunesse dorée, die in wohlapprobierten bürgerlichen Berufen in Ehren sich ihr ehrliches Geld verdient, und in ihren Freistunden sich dem Genuß der „Liebe" in öffentlichen Häusern mehr oder minder schmerzlos hingiebt. In Ermangelung öffentlicher Häuser werden übrigens von besonders frei denkenden Leuten auch gern öffentliche Straßen und öffentliche Plätze zur Stätte der Brunststillung gewählt (die Zeitdroschken sind ebenfalls eine Spezies für sich). Man kann in stillen Berliner Sommernächten

unfreiwilliger Zeuge der sonderbarsten Schauspiele werden, welche unter klingender Musik in Scene gesetzt werden; und zwar durchaus nicht immer nur von dem „Auswurfe“ der guten Gesellschaft. Es ist merkwürdig, was der moderne, wohlerzogene junge Mann (bei älteren Männern oder gar Eheleuten ist so etwas natürlich völlig ausgeschlossen) in der Beziehung für ein Doppelleben führt. — Und er mag es ruhig thun, er bleibt darum doch immer anständig. Mamachen kümmert sich ja nicht drum. „Der Junge muß sich austoben!“ Das müssen sie alle. Wie, das ist ihre Sache. Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß. Wenn man's nur nicht merkt.

Man verzeihe die kleine persönliche Abschweifung. Bei der Lektüre eines Buches, das so aus schlichter Natur heraus geschrieben ist, wie Nansens „Maria“, kommt es einem erst recht zum Bewußtsein, wie weit wir heutzutage in der Unnatur bezüglich des Geschlechtslebens gekommen sind. Schaudernd denkt man daran, wieviel scheußliche Krankheit, wieviel seelisches und körperliches Elend durch den moralischen Sparren, der die Gesellschaft von heute gefesselt hält, in die Welt gebracht wird. — Bei dieser furchtbaren Verirrung des erotischen Trieblebens, die den an die Großstadt gefesselten Kulturmenschen von innen heraus verfault, ist es ein wahres Labsal, solch jauchzenden Liedesjubel aus tiefster reinster Natur zu vernehmen, wie ihn Peter Nansen in seinem Buch der Liebe giebt. Es wirkt wahrhaft erfrischend, hier ein Bekenntnis zu hören, das aus reiner krystallklarer Gesundheit all' den kranken, perversen Gelüsten seinen unerhört unmodernen Glauben ins Gesicht lacht. Dies Buch ist gesund. — Wer die gierige, zerstörende Liebe mit ihrer hyperphysischen Wollust und der grauen Ernüchterung, die nach dem Rausch den Ekel bringt, kennen lernte, der wird tiefstes Verständnis haben für die hier geschilderte erhaltende, aufbauende Liebe, die keine Sünde kennt. Etwas unendlich Reines, Heiliges liegt über der einfachen Geschichte. — Man kann ja über die Konsequenz des Verfassers: „Durch die Vielen zu Einer“ streiten. Einer der vielen Nervenärzte, die ich kennen lernte und die zu meinem Erstaunen mich aufklärten, daß das alchymistische Problem des Goldmachens von ihnen in einfachster Weise gelöst ist, einer dieser Herren, welche sonst keinen ersichtlichen Zweck weiter haben, sagte mir einmal: „Der Mann ist polygam, das Weib ist monogam“ (monandrisch meinte er). Das ist ja nun eine Thatsache. Über seine Schlußfolgerung aber: „Daher muß das Weib den Mann monogam machen“, läßt sich streiten. Das sind Geschmacksachen. Nansen schildert einen solchen Fall von Monogamierung des Mannes durch das Weib. Sein Held zieht schließlich, nachdem er die Wonnen des Weibes ganz nach seinem variablen Naturell in allerlei Gestalt kennen gelernt hat, als reuiger Sünder am Arme seiner premier amour in den Himmel der monogamen Ehe ein. Und für ihn ist diese Ehe wirklich der Himmel. — Es ist eine allerdings ganz individuelle Liebesgeschichte, die Nansen giebt. Er stellt auch keine Maximen oder Moralsäulen auf. Er macht dem Mann keinen Vorwurf aus seinem polygamen Lebenswandel. Aber seinen ganzen seinen Spott entleert er über die Ärmlinge, welche „aus zu seinem Stoff sind, um zu lieben“, welche „die Liebe entwürdigt, von ihrem hohen Beruf abienkt“ &c. &c., und die „mit unbeschreiblicher Verachtung den Kollegen betrachten, der auf ganz veraltete Weise die Frauen und die Liebe besingt.“

Ja, beinahe veraltet mutet es uns allerdings an, wenn ein Mensch sich heutzutage dazu aufschwingt, mit einer uns so fremd gewordenen Jugendfrische und ungebrochenen Begeisterung das Hohelied seiner Liebe zu singen, wenn eine eminent erotisch veranlagte Natur nicht in trauriger Selbsttäuschung das Weib verachtet, weil sie es vielleicht in hundert verzerrten, un-

gefunden Gestalten kennen gelernt hat, sondern in kraftvoller Unbekümmertheit sich seine Liebe wählt, und seine Heilige mit freudiger Anerkennung auf den Thron zu seinen Häupten setzt. — Ach Gott, man ist ja so skeptisch! Man ist ja so gewitzt —, so was kommt ja nicht mehr vor! — Nun, daß es noch vorkommt, zeigt solch ein Buch. Wer sich freuen kann darüber, freue sich. Und wer noch einiges natürliche Empfinden gerettet hat in einer Zeit, da sich die Perversitäten häufen, daß einem angst und bange werden kann, dem seien diese Tagebuchblätter zur Lektüre empfohlen. F. L.

Kollektion Victoria Regia. (Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge.)

In dieser Ausgabe moderner Dichtungen der Weltlitteratur sind bisher zwei Bände erschienen Der erste Band enthält die Erzählung „Endymion“ von Oskar Linke. Der Verfasser führt uns in das klassische Altertum, in die Stadt der Punier. In dem Mittelpunkt der fesselnden Erzählung steht der Grieche Endymion, dessen Schicksal den Leser ebenso rührt, wie ihn das Kulturbild Karthagos interessiert. Stil und Ausdrucksweise lassen nirgends den Dichter Linke vermissen.

Der zweite Band: „Was das Leben bringt“, umfaßt fünf novellistische Erzählungen von Jassy Torrund. Der ungezwungene natürliche Ton ihrer Sprache, die uns Norddeutschen an frischen Wiesenschnitt gemahnt, gewinnt ihr vor allem Freunde. Sie hascht nicht ängstlich nach tiefgrundigen Problemen, sie nimmt, „was das Leben bringt“. Unter den Novellen hat mir besonders „Tröst-Einsamkeit“ gefallen. Das ist keine Geschichte mit Verliebung, Verlobung und Hochzeit, wohl aber eine feine psychologische Arbeit, die auch einen verwöhnten litterarischen Feinschmecker befriedigen kann. —

Die Bibliothek ist wunderhübsch ausgestattet. Auf den broschierten Bänden (Preis 1 Mark) schwimmen Lotosblumen, um welche ein weißer — Flamingo kreist; die gebundenen (Preis 2 Mark) ziert eine Elfenbeindecke mit dem Titel in Goldpressung. Ich ahne und wünsche auch von Herzen, daß der heilige Christ mancher lieben, jungen „Leseratte“ eine „Victoria Regia“ auf den Weihnachtstisch legen möge.

Rana Düsen.

Lyrik und Epos.

Die mir zur Kritik überwiesenen Poesieen geben in ihrer zufälligen Zusammenstellung ein sehr getreues Bild vom Stande der heutigen Lyrik. Da sind zunächst Gedichte von Hildegard Stradel (Leipzig, Breitkopf & Härtel). — Hildegard Stradel hat einen Vorzug: sie ist typisch — typisch für die weibliche Durchschnittslyrik up to date. Das will besagen: keine Spur von Eigenart und Kraft, dafür aber ein starkes Bedürfnis nach Anlehnung und eine gehörige Dosis Sentimentalität. Aus diesen Liedern schaut ein Kopf mit weichlich verwaschenen Zügen und traum- und thränenfeuchten Äuglein. — Warum, fragen wir, sind diese Lieder gedruckt worden, da sie sich doch im Grunde — zwei oder drei Stücke ausgenommen — nicht um Centimeterbreite über die übliche Blaublümleinlyrik erheben? Neues hat uns die Verfasserin nicht zu sagen, und das Alte in neuer Form zu bringen, fehlt ihr die Fähigkeit. Dazu kommt die quälende Suche nach dem Reim, eine deutliche Schwerfälligkeit in der Beherrschung der Form, nicht das unwesentlichste Merkmal des Dilettanten; denn Form und Inhalt müssen sich in der Lyrik als gleichwertige Elemente durchdringen, um ein vollendet Schönes zu ergeben. Charakteristisch ist es, daß diese Nachempfinderin auf den Gedanken kam, Tonwerke in Verse zu transponieren, ein an sich nicht übler Gedanke — aber matt und trivial ist die Durchführung! Armer Chopin, ärmerer Beethoven! Beethoven und diese Gefühlsbrühe. — Daß doch diesen großen Genius

die Weiber so schlecht verstehen! — Folgen „Lieder eines Gefangenen“, wieder eine hübsche, wieder eine dilettantisch verballhornte Idee! Auch hier nirgends die Darstellung einer tiefen Leidenschaft, dessen, was heiß und wild aus der Seele flutet, einer gegen die Ketten ringenden Freiheitssehnsucht — immer nur das müde, thränenselige Hindämmern. Besser sind die „Losen Blätter“, in denen sich einige artige Stücke finden; aber schon in den Gedichten „Am Chiemsee“ beweist sie wiederum, daß sie als Landschafterin über Mittelmaß nicht emporragt, daß sie sich von der eigenartigen und feinen Naturbetrachtung, welche nicht die geringste Schönheit der modernen Lyrik ausmacht, nichts zu eigen zu machen wußte. „Maria“ endlich, die poetische Behandlung einer Chiemseesage, ist dem Stoff nach alles andere eher als originell. Ein bißchen Volkslied von den Königskindern, ein bißchen Toggenburg und Hero und Leander, das Ganze mit dem Refrain: „sie mußten beide sterben“. — Es ist bereits der zweite Band Gedichte von Hildegard Stradel; nach diesem wünschen wir einen dritten nicht zu erleben. Die Kunst ist keine Weide für grasende Dilettanten.

Auf soliderer Basis ruht die Gedichtsammlung „Fremde und Vaterland“ von Franz Herold (Wachwitz-Dresden, Max Geißlers Verlag). — Es spricht aus diesem Buch des deutsch-böhmischen Dichters, der ja kein Neuling ist, ein ruhiger Ernst, eine gewisse Würde geklärter Weltanschauung, eine wohlthuend entschiedene Stellungnahme zu den Fragen des Lebens, unter denen der Schwerpunkt ihm augenscheinlich auf der Politik seines engeren Vaterlandes ruht. Eine sympathische, männliche, duldsame Natur, an der die Verstandesseite mindestens ebenso stark ausgeprägt ist, wie die des Gemütes; an honorable man, aber keine glühende, große Dichterseele. Herolds Schöpfungen stehen unleugbar fast sämtlich über Mittelmaß, aber merklich überragen sie es nur zum geringsten Teil. Kleine Stimmungsbilder, zwei-, dreistrophige Gedichtchen gelingen ihm vorzüglich, die Abteilung „Mosaik“ giebt feine und geistvolle Bemerkungen in Hülle, und in den „Epigrammen“ führt er eine schneidige Klinge gegen Strebertum und Litteraturfexe; aber doch gelegentlich größerer Stoffe hält das Können nicht ganz Schritt mit einem ehrlichen, großen Wollen. Gern giebt er poetische Schilderung von Landschaften; allein er photographiert nur, er versteht es nicht, sie mit persönlicher Stimmung so zu durchtränken, daß sie wirken und ergreifen. Sie lassen kalt. Das gilt von den italienischen ebenso wie von den Prager Bildern. Vor allem — minder tritt das nur in den freien Rhythmen hervor — welche Diktion im Gedicht, welch ein hölzerner Satzbau oftmals, und was für gewundene, oft notorisch nicht einmal grammatikalisch richtige Perioden! Das lyrisch-epische Gedicht „Ein Opfer“ — es handelt sich um ein Opfer des Deutschenhasses der Czechen — krankt doch an einem gewissen politischen, in der Lyrik nicht recht angebrachten Doktrinarismus. — — Hoch aber über allem andern steht der schöne Cyklus von Liebesliedern „Misurina“; hier, von seinem augenscheinlich erlebten Stoff emporgetragen, dokumentiert sich Herold — aber auch nur hier — als wahres Talent, als echter Lyriker (namentlich das Lied XV): warum nicht immer so? Dem Dichter der „Misurina“ kann der Vorwurf eines Mangels an Selbstkritik nicht erspart bleiben. Er giebt nicht immer sein Bestes, da wir doch sein Bestes zu verlangen berechtigt sind.

Der bekannte Bismarckschriftsteller Max Bewer ist, wie weiland König Saul unter die Propheten, diesmal auch unter die Poeten gegangen und legt uns einen Band Gedichte (Dresden, Verlag der Druckerei Glöß) vor. Er hat ein Recht dazu, denn er ist ein Talent, und dabei ein ganzer Mann. Eine markige und scharfkantige Individualität, ein gesundes, klares und vollgestaltungskräftiges Talent. Das muß

ihm sein Feind lassen, und gerade heraus — — ich bin der Feind dieses im vorliegenden Fall vom Dichter nicht zu trennenden konservativ-orthodoxen Reaktionärs. „Vor jeder ehrlichen Überzeugung mach, eh du sie angreifst, deine Verbeugung." Wohl, und nun — auf die Mensur! „Christentum — Monarchie, Vaterland" — das sind die Ideale auch der Poesie Bewers. Der letzte bin ich, der sie ihm verdenken möchte; aber ich weiß, daß die Begriffe, die gerade zu diesen Worten gehören, fließende sind, und daß sie sich einseitig entwickeln müssen unter den Händen und im Hirn politischer und religiöser Unduldsamkeit und Beschränktheit. Für Bewer wurden sie zu einer Mauer, mit der er sich hermetisch für jeden Hauch freiheitlich modernen Denkens abschloß, gegen das er sich verschiedentlich ernstlich verwahrt. Getrost — der Sünde des freien Gedankens kann ihn niemand bezichtigen, auch sein Feind nicht. Bewer steht auf dem Boden des Christentums. Er verdankt ihm auch seine schönsten und reinsten poetischen Schöpfungen: „Gethsemane", „Wiederkunft", „Kinder der Welt"; aber — er erspart uns nicht die Kehrseite der Medaille: Wenn der Dichter, wie in diesen Gedichten, sich allzuoft zu ostentativ vor Gott in den Staub bückt, wenn er sich nur als eine Lyra betrachtet, darauf Gott seine Melodieen spiele, wenn er gar ein hübsches Mädchen „um Gottes willen" küssen möchte, dann bekommt diese Frömmigkeit einen widerwärtigen, altjüngferlichen und kreuzzeitungshaften Anstrich. Wo bleibt da der Stolz auf Menschenwürde und Dichterkraft? Bewers Weltanschauung ist typisch für viele unserer Frommen. — Ein spekulierender Christianismus, nicht ohne Größe, aber, vom Sprungbrett des Dogmas emporgeschnellt, zu so phantastischen Höhen sich erhebend, daß er den Boden der Thatsachen völlig unter den Füßen verliert. Gott — das ist die ultima ratio seines Beweises. Wie einst Leibniz und Wolff deduziert er aus der Größe und Güte Gottes, daß die Sterne bewohnt sein müßten. Ein Physiolog könnte in Entzücken geraten, wenn er liest, wie schlankweg Bewer in seinen Prosaaperçus die ewige Rätselfrage löst, wann nach der Zeugung ein männliches, wann ein weibliches Wesen sich entwickelt. Chemische und physikalische Vorgänge werden ganz im Sinne Schellings durch christliche Spekulation erklärt. Für Männer vom Schlage Bewers ist die „Kritik der reinen Vernunft" nicht vorhanden. — Bewer ist Antisemit — habeat sibi! Er mag da in manchem so unrecht nicht haben; aber darin sind wohl alle Vernünftigen mit mir einig, daß der Antisemitismus litterarisch in die Journale und Flugschriften gehört, daß vorläufig das antisemitische Hetzlied noch keine Spezialgattung der deutschen Lyrik ist. Das „Xantener Kirschenlied" ist ein Schandfleck des Buches, die wüsten Schimpfereien ein Schandfleck der sonst dichterisch so hochstehenden, in glänzenden Distichen geschriebenen „Dresdener Elegieen". Bewer ist begeisterter Bismarckverehrer. Wir auch, und wer nicht? Wenn er aber mit einem geschmackvollen Bilde uns auffordert, es mit Bismarck zu machen wie mit der Kartoffel, d. h. die schlechten Stellen herauszuschneiden und das Gute uns munden zu lassen, so finden wir, daß er damit nichts weiter von uns verlangt, als einen ganz kleinen Verzicht auf den gesunden Menschenverstand zu gunsten seiner Begeisterungswut. Gerade dem Großen gegenüber gilt Lessings schönes Wort: „zweifelnd bewundern und bewundernd zweifeln". Es bleibt wahrlich, auch wenn man an Bismarck Licht und Schatten — und zweifellos ist auch Schatten da — gerecht abwägt, Grund genug zu ehrlicher Verehrung, wenn auch nicht zu Bewerscher Götzendienerei. Bewer liebt seinen Kaiser. — Gut!! Muß er darum, wie in dem Gedichte „Ein Prinz", zum Schranzen werden und die Kaiserin als Madonna Germaniae in unsinniger Hyperbel verherrlichen? — — Nochmals!

Bewer ist ein Talent, ein großes Talent. So wie er jetzt ist, wird man wenige seiner Schöpfungen mit reinem Genuß aufnehmen, und ich glaube, daß verblendende Orthodoxie und politische Stagnation es ihm auch in alle Zukunft unmöglich machen werden, sich zur Vollendung, zu jener Höhe reinen, über alles Parteitreiben erhabenen Menschentums zu erheben, die wir vom heutigen Dichter verlangen müssen. Die Leidenschaft macht ihn einseitig, hängt sich wie Bleikugeln an seinen Fuß und zerrt ihn trotz großer und glänzender Gaben in den Staub nieder, aus dem er sich überhaupt nur selten zu erheben vermag.

Da ist Dietrich Eckart ein anderer Mensch; sein „Tannhäuser auf Urlaub“ (Ein Sommermärchen — Leipzig, Wilhelm Friedrich) ein anderes Buch. Eckart ist im Grunde eine sehr ernste und tiefe Natur; mit klarem Verstande erkennt er die Schwächen der Zeit, die Wunden am Körper unseres Volkes, er besitzt Gemüt genug, sie als seine eigenen schmerzlich zu empfinden und den festen Willen, sie mutig und rückhaltslos aufzudecken. Liebe zur Freiheit und zur Wahrheit, das sind die Grundfesten seiner Lebensanschauung. „So wie die Welt sich heutzutage offenbart, ist sie ein trostloser Hohn auf den Weltgeist, der sie gedichtet, ein erbärmlicher Spott auf die göttliche Kraft, die in jedem Menschen trotz alledem schlummert.“ Wort für Wort wird jeder, der nur einen Funken freien Geistes in sich trägt, diesen Satz unterschreiben. Man sieht, der Boden, aus dem diese beachtenswerte Satire herausgewachsen ist, ist echt; echt ist aber auch das dichterische Talent, mit der sie durchgeführt ist. Eckart ist das einzige satirische Talent, dem ich unter den neueren Dichtern begegnet bin; es weht thatsächlich ein Hauch Heineschen Geistes über dem Büchlein: ein kecker, immer Striemen ziehender, sprühender Witz, der vor nichts zurückschreckt; dabei höchste Leichtigkeit und Eleganz in der Anwendung des Heineschen Versmaßes, wie in der Sprache überhaupt. Sehr gut ist schon die Grundidee, den seligen Tannhäuser aus dem Venusberg auferstehen zu lassen und ihn zur Aufführung des Wagnerschen Tannhäuser nach Bayreuth zu führen, allwo er sich höchlichst über sein alter ego auf der Bühne entrüstet; natürlich wird bei dieser Gelegenheit die Schar blinder Wagnerfreunde, die Zunft der großen Musikkritiker mit einem wahren Sprühregen von Boshaftigkeiten bedacht. — Wenig geschmackvoll freilich ist die Rolle, die Eckart den großen Dichter des Parzival, diesen grandiosen Mystiker und bedeutendsten Epiker des deutsch-katholischen Mittelalters, spielen läßt. Wolfram als heuchlerischer, gleißnerischer Pfaff — nein. Hier fällt der Spott auf den Spötter zurück, denn er überschreitet die Befugnis, die ihm die Satire giebt. Es ist nicht sein Recht, wahrhaft Großes in den Staub zu ziehen. Vorzüglich ist indessen das im Reichstagshaus in Berlin spielende Kapitel, in welchem gelegentlich der Besichtigung des Sitzungssaales Hiebe gegen Junker und Pfaffen fallen, von denen jeder einzeine eine blutige Abfuhr bedeutet, wie denn Eckarts Poesie stets, wenn es sich um wahre und heilige Dinge handelt, einen glänzenden Aufschwung nimmt.

Ich komme nunmehr zu Ernst Ewert: „Melodieen der Nacht“ — „Todesdämmerung“ — „Silberilebe“ (Danzig, Theodor Bertling). — Ewert ist der dekadenteste aller Dekadents und insofern typisch — — leider! In seiner Poesie vollzieht sich der Übergang vom modernen Symbolismus zum Satanismus; die nächste Phase wäre der Wahnsinn. Wir stehen da vor dem extremsten Extrem — da, wo sozusagen die Gemütlichkeit aufhört. Das Zeug zu lesen, kann man wirklich keinem Menschen zumuten, er sei denn Psychiater. Geben wir ein kurzes Bild der Art Ernst Ewerts. Seine Poesie ist erotisch-phantastisch; die Phantasie aber ist absichtlich forciert und darum völlig überhetzt und krank; die ihr entflossene Erotik schauerlich pervers. Unverstandener Nietzsche; outrierter

Jens Peter Jakobsen. Alles starrt uns hier verzerrt aus dem Konvexspiegel seelischer Zerrüttung entgegen. Von dem jammernden Bewußtsein dekadenter Müdigkeit bäumt er sich auf zu unsinnigen Größenvorstellungen: „ich bin krank und müde, ich — der Titane". Bitte zu beachten, daß Ewert mit der Krankheit kokettiert; das ist symptomatisch. Vor seinen Augen tobt entweder wilde Farbenglut oder dämmert fahle Blässe. Seine Weiber sind „ganz Geschlecht", „ganz Nabelstrang und Gebärmutter". Nackt sieht er sie in allen möglichen Stellungen auf üppigen Polstern sich herumwälzen. Seine Bilder wiederzugeben sträubt sich meine durchaus nicht an Prüderie leidende Feder. Er stößt das Messer in nackte Frauenleiber, will Blut trinken, schändet Leichen und wirft mit Lustmörderideen um sich. Dabei liebäugelt er sich beständig in seinem Wahnsinn und moralischen Bankerott. Das Ganze in einer rasenden, stammelnden, bis zur Unmöglichkeit zerissenen Sprache. Das ist Ewert, der Satanist. — — ? — — Nach meiner Meinung haben wir es mit einem Simulanten zu thun: wer krank ist, der spielt nicht mit seiner Krankheit, und trüge Ewert die Seele in sich, die er uns da enthüllt, so müßte er schon lange einmal aggressiv geworden sein und säße heut im Irrenhause, was für die deutsche Litteratur keinen Verlust bedeutete. Ewert hat freilich auch ganz lichte Momente — das beweisen die Irenelieder aus der „Todesdämmerung", die immerhin Reiz haben. — Ich verkenne auch eine gewisse lyrische Begabung nicht; aber wo sie sich derartig äußert, zucke ich die Achseln. Ewert komme entweder zur Vernunft oder — — „geh in ein Kloster, Ophelia!" So wie er sich gegenwärtig und in diesen Schöpfungen präsentiert, habe ich für ihn nur das, was sein großes Idol Nietzsche für ihn gehabt hätte — ein befreiendes Lachen.

Und nun — last not least — zu den Gedichten von Karl Busse (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. Dritte Auflage). — Man bedenke, was unter heutigen Verhältnissen „dritte Auflage" besagt. Das bedeutet einen seltenen Erfolg, und es ist darum interessant, dem Geheimnis dieses Erfolges nachzuspüren. Kein geringerer, als Erich Schmidt war es, der Busse durch das bekannte „Morituri te salutant", das er ihm im „Magazin" zurief, aus dem großen Trosse emporzog. Er zog ein echtes und liebenswürdiges Talent hervor — kein Zweifel; aber, fragen wir, hätte der große Litterarhistoriker Bussen dieselbe Beachtung zu teil werden lassen, wenn dieser ihm einen von gleichem Talent zeugenden Band sozialer Lyrik vorgelegt hätte, wenn er scharf ausgeprägte Ansichten über irgend welche wichtigen Zeitfragen verfochten und dabei angreifend vorgegangen wäre? Wohl kaum! Busse verdankt seinen Erfolg vor allem dem juste milieu, das er unbewußt, sicher ohne damit zu spekulieren, innehält; mit seltenem Geschick weiß er sich von beiden Extremen fern zu halten, einerseits von den Ausschreitungen der Modernen, andererseits von den Trivialitäten der Epigonenlyrik à la Träger. So giebt er jedem etwas, den Alten und den Jungen, und jeder kann ihn loben, ohne sich irgendwie zu kompromittieren; sogar die Frauen, denn auch auf dem engen Gebiet der Liebeslyrik und des Stimmungsbildes, auf dem sich Busse angesiedelt, vermeidet er alles Anstößige. Diese Enge des Gebietes aber, die einerseits sein Glück machte, hindert andererseits den ehrlichen Beurteiler, ihn heute schon als das anzusprechen, was man einen großen Dichter nennt. Kein großer Dichter ging den Fragen seiner Zeit aus dem Wege; um sich durchzusetzen, nahm er den Kampf mit der Zeit auf sich, wenn's not that. — Wir wünschen Busses Stellung zu den großen Fragen unserer Zeit kennen zu lernen; er schuldet uns noch seine soziale Lyrik, die wir ihm nicht erlassen. Nach dieser Richtung wollen wir seine Entwickelung weiter verfolgen und zusehen, ob aus dem liebenswürdigen

Talent ein großes und tiefes wird; dazu gehört vor allem eine große und tiefe Weltanschauung. Dieser bedarf Busse, um groß zu werden, wahrhaft groß, und erst, wenn er das geworden, ist das Wort am Platze, das ihm der Professor zurief, und dann werden wir die ersten sein, die ihm jubelnd den Kranz reichen. —

Der Busse, der aus dem vorliegenden Büchlein zu uns spricht, ist ein rechtes Sonntagskind, das Melpomene bei der Geburt schon freundlichen Auges angeschaut hat, und an dessen Wiege sich die Grazien ein Stelldichein gaben. In seiner Seele ist Gesundheit und leuchtender Sonnenschein; im Grunde keck und von liebenswürdigem Frohsinn, besitzt er doch zugleich jene Tiefe des Gemütes, die ihn auch den Ton des Schmerzes und der Schwermut ergreifend echt zu treffen befähigt. Überhaupt eignet ihm in hohem Maße die lyrische Fähigkeit κατ' ἐξοχήν, eine Stimmung rein zum Ausdruck zu bringen und sie dem Hörer aufzuzwingen. Dabei eine sehr schöne Sprache, eine hohe Vollendung der Form. Seine Naturschilderungen, mag er uns Nachtstimmungen oder den Sonntag, die Stille des Abends zeichnen, haben einen außerordentlichen Zauber, sind Pleinairbilder von feinster, nervösester Stimmung und Beleuchtung. Hier ist er modern, bei der modernen Malerei in die Schule gegangen. Seine Erotik ist von köstlicher, herzerfrischender Gesundheit, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, dann aber bald getröstet. Die höheren Töchterschulen sollten ihm eine Dankadresse senden, denn er hat den Backfisch, dem er besondere Vorliebe entgegenbringt und den er zu schildern weiß, wie kein zweiter, eigentlich erst litteraturfähig gemacht. Am höchsten steht die Reihe schöner Gedichte, die er „Hedwig" genannt hat, und die von einer ernsten, tiefen Liebe mit tragischem Ende erzählen. „Nach dem Balle", „Thränen", „Im Abendschein", „Großes Glück" sind Perlen deutscher Liebeslyrik, deren sich ein Geibel oder ein Storm nicht zu schämen hätten. Ungleichwertig erscheinen die vermischten Gedichte: da ist manches Minderwertige mit untergelaufen. Die polnischen Vagabundenlieder sind inhaltlich zu mager; auch „Meeresglück" und „Meeresibyll", dichterische Schöpfungen nach Böcklin, wären besser fortgeblieben. Rühmend hervorheben möchte ich das ergreifende Nachtstück „Perdita", sowie „In schwerer Stunde". Hier fand ich auch dasjenige Gedicht, das mir als das schönste von allen erscheint: „Der Schlaf" — — eine kurze, allegorische Darstellung des Schlafes von packender Gewalt der Stimmung, das Bild selbst von höchster Schönheit und in formvollendeter Sprache gezeichnet. — Wer so dichtet, von dem darf man Großes erwarten; möge Busse die Erwartungen rechtfertigen und uns nach dem lediglich Schönen nun auch das Bedeutende und Tiefe geben. Dann wird ihm, ihm von allen zuerst, beschieden werden, was er in seinem absichtlich an den Schluß gesetzten „Abendgebet" für sich und seine Mitstrebenden so heiß erfleht:

Daß all mein Deutschland jauchzend zu mir steht,
Zu mir, zu uns, daß alle Zagen lauschen,
Wie unser Sang träumend und tröstend geht,
Wie hell die Saiten unsrer Harfen rauschen.

. . . . . O gieb, daß es geschieht!
Laß unser Volk hinauf einst zu uns steigen,
Daß auf den Lippen wir ein Friedenslied
Den Mund zum Kuß auf seine Stirne neigen.

— — — — — — — — — — —

Noch einmal bet' ich heiß und wahr und schlicht
In unsres Volks, in unser Dichter Namen.
Die Nacht bricht an, doch oben wird es licht.
Und von den Sternen tönt's wie: Amen . . Amen

Dr. Paul Bornstein.

Soziale Litteratur.

Aug. Burgdorff: „Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, deren Ursachen und ein unfehlbares Mittel zu deren Bekämpfung, Beseitigung und Verhütung, sowie zur Abstellung der Kreditnot in der Landwirtschaft durch Schaffung der ‚unkündbaren Hypothek'!" — Ein Beitrag zur Lösung der brennendsten aller Zeitfragen, von hohem Interesse auch für jeden

denkenden Nichtlandwirt, mit Unterstützung Sr. Excellenz des Herrn Landwirtschafts-Ministers Freiherrn von Hammerstein-Loxten in gemeinverständlicher Sprache verfaßt (sic!). – Altona, Ottensen, 1895. Kommiss.-Verlag Th. Cristiansen. 1895. 102 S.

Das Buch ist nicht so schlecht, wie der marktschreierische Titel-Bandwurm vermuten läßt. Verfasser ist ein Mann, der nicht nur weiß, was er will, und seine Gedanken klar und anziehend darzulegen versteht, sondern auch praktisch und theoretisch in den Verhältnissen und Institutionen, die er erörtert, erfahren und gut unterrichtet ist. Das ist mehr, als man von einer sozialpolitischen Broschüre heute zu erwarten wagt.

Der erste Teil der Schrift (30 S.), der eine eingehende Darlegung der heutigen Zustände und ihrer Entwicklung enthält, bietet viel interessantes Material. Über das „Maß der Verschuldung“ hätten wir gern noch bestimmtere Angaben, möglichst in Zahlen, gehört. Die Ursachen führt Verfasser namentlich auf drei zurück: 1. Die seit dem Übergang zur modernen intensiven Wirtschaftsweise und den Verkopplungen Mitte des Jahrhunderts schnell steigenden und zu hoch getriebenen Bodenpreise, deren Sinken unter dem Druck der ausländischen Konkurrenz nunmehr die gegenwärtigen Besitzer zum Ruin treibe. 2. Die Zertrümmerung des Anerbenwesens durch Eindringen des individualistisch-kapitalistischen römischen Rechts mit seinem Prinzip: Nomina sunt ipso jure divisa in unsere sozial und familienrechtlich seit Alters stark gebundenen Grundbesitz-Verhältnisse. 3. Die schnelle und starke Erhöhung der Lebenshaltung in allen Schichten, die an den Landwirt Anforderungen stelle, welche er nicht zu erfüllen imstande sei.

Bezüglich letzteren Punktes zeigt es nun allerdings eine recht beschränkte Auffassung, wenn Verfasser schreibt: „Diese Steigerung der Lebenshaltung des gesamten Volkes, insbesondere aber der Angehörigen des landwirtschaftlichen Berufes und des ganzen Mittelstandes (!), ist eine der Ursachen der sozialen Schäden der Jetztzeit. Gelingt es nicht, allgemein zur Einfachheit in der Lebensweise zurückzukehren, so ist zu fürchten, daß alle Maßregeln zur Steuerung der Unzufriedenheit . . . verlorene Liebesmühe ist“ (sind!!). Es gehört eine fast hartherzige Naivität dazu, in der breiten vergleichenden Schilderung des Bauern aus der Mitte und dem Ende des Jahrhunderts das haidtierische Dasein des ersteren dem letzteren als Ideal entgegenzustellen. (Übrigens sind beide Darstellungen von frappierender Naturwahrheit und entschieden kulturgeschichtlichem Wert.) Auch sind die Vorwürfe, die darin versteckt sind, ungerecht. Wenn der Bauer jetzt nicht mehr spart, wie früher, so ist nicht sein Leichtsinn schuld daran, sondern, daß für Steuern und Meliorationen, für Kolonial-Waren und Industrie-Produkte, für Hypotheken-Zinsen und dergl. heute das bare Geld drauf geht, während früher der Bauer des Lebens Nahrung und Notdurft fast vollständig im eigenen Hause durch eigene Arbeit herstellte. Und wenn die Bauerntochter heute nicht mehr spinnt und webt wie früher, so ist nicht ihre Trägheit die Ursache, sondern der Umstand, daß dies heute eine Kraft- und Geldverschwendung wäre, wo die Fabrik das fertige Produkt fast billiger liefert, als sie den Rohstoff erhalten würde. Der springende Punkt ist vielmehr der, daß die verschiedenen Zweige der Volkswirtschaft sich ungleichmäßig entwickelt haben, während die entsprechenden Berufsstände naturgemäß tendieren, gleichen Schritt in der Erhöhung des standard of life miteinander zu halten, trotzdem sie von der Entwicklung pekuniär sehr verschieden begünstigt sind.

Der Vorschlag des Herrn Burgdorff ist nun der, die Landwirte sollten nach dem Muster etwa des „Preußischen Beamten-Vereins“ einen „Allgemeinen Ver-

ein Deutscher Landwirte" schließen; derselbe sollte in erster Linie eine Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit sein, und, sobald er einiges Kapital in der Hand hätte, dieses zinstragend anlegen, und zwar in Gestalt einer landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaft in den Betrieben seiner eigenen Mitglieder und ihrer Berufsgenossen. Damit wären zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und die Hauptgefahren der Agrarkrisis unterbunden. Wenn wir auch nicht ganz so optimistisch denken, wie der Autor, so erscheint der Gedanke immerhin sehr plausibel und beachtenswert, und möchten wir ihn Praktikern zur Erwägung empfehlen. Weiß der Verfasser übrigens, daß er dabei mit vollen Segeln in den Sozialismus hineinsteuert?! — Ein Bedenken können wir zum Schluß nicht unterdrücken: Das Kapital der Gesellschaft soll nutzbar gemacht werden als Fonds für landwirtschaftlichen Kredit. Nun dürfte die deutsche Landwirtschaft in ihrer gegenwärtigen Rentabilität schwerlich einen höheren Zins als $1^1/_2$% abwerfen, jedenfalls einen weit niedrigeren, als jede andere Verwendung des Kapitals. Diese Aufgabe der geplanten Institution würde also der anderen, fruchtbare Kapital-Anlage und günstigen Sparmodus für die Grundbesitzer zu schaffen, direkt entgegenarbeiten, insofern diese zu einer möglichst hochprozentigen Anlage des eingezahlten Kapitals tendieren muß. Der „Preußische Beamten-Verein" hat mit einem Durchschnitts-Zinsfuß von fast $4^1/_2$% gearbeitet. — Wir fürchten, daß der Plan des Herrn Burgdorff an diesen zwei Seelen in einer Brust ebenso scheitern wird, wie der Plan einer Lösung der „sozialen Frage" durch Verwandlung der Fabrikarbeiter in Aktionäre ihres Etablissements. Auch kann billiger Kredit wirkliche Aussicht auf Besserung nur dann gewähren, wenn es auf irgend eine Weise gelingt, die deutsche Landwirtschaft als solche — d. h. nicht auf Kosten der Konsumenten — produktiver und ertragreicher zu gestalten. Ob und wie dies zu erreichen ist, darin liegt unseres Erachtens das Hauptproblem unserer Agrarkrisis.

Karl Prött: „Volkskatechismus für den allgemeinen deutschen Schulverein" zum Schutz des Deutschtums im Auslande. — Zweite Auflage. (Berlin, Stankiewicz, 1895. — 16 S. 0,20 Mk.)

Kindliche Verkennung aller realen Lebensmächte, chauvinistische Vergewaltigung — um nicht zu sagen Fälschung — der geschichtlichen Thatsachen und politischen Lage, umräuchert von einem betäubenden Nebel aus Rassomanie, Butzenscheiben-Romantik, tönender Phraseologie und lebensfremder Ideologie: das sind etwa die Hauptkriterien nicht nur vorliegender Schrift, sondern der ganzen Richtung, die im „Zwanzigsten Jahrhundert" und der „Täglichen Rundschau" ihren litterarischen, im „Deutschbund" und „Allgemeinen Deutschen Schulverein" ihren politischen Ausdruck findet. Das absurdeste an dieser Richtung ist ihre frappierende Inkonsequenz: Die Deutschen im Ausland werden hochtönend als Brüder begrüßt und an das deutsche Reich zu fesseln gesucht, und gleichzeitig ein Bismarck als Nationalheros verehrt, der — gleichviel aus welchen Gründen — zu Gunsten des kleindeutschen Einheitsgedankens 25 Millionen deutscher Sprache und Kultur aus den Reichsgrenzen ausstieß und ihnen dafür einige Millionen Polen, Tschechen, Dänen, Franzosen, Wallonen ꝛc. einverleibte, somit das Ideal eines wahrhaft nationalen deutschen Reiches weiter als je herausschob. Über die slavische Einwanderung in Ostelbien wird Zeter und Mordio geschrieen, und die preußischen Junker, für die es eine Lebensfrage ist, die gebildeteren deutschen Arbeiter durch Herbeiziehung halbtierischer, aber billiger Arbeitskräfte aus Galizien und Polen zu vernichten und vertreiben, für tabu und Grundsäulen des deutschen Reiches erklärt. Auf der einen Seite wird über die gefahrdrohende Bevölkerungs-Zunahme

des Slaventums geklagt und auf der andern für das jedem gesunden Volkswachstum verderbliche Anerbenrecht geschwärmt, weil es urdeutsch und aristokratisch ist. Mit beweglichen Reden sucht man den deutschen Auswandrerstrom nach dem Osten zu lenken und sieht den Lohnkämpfen, die dort ein dem Deutschen notwendiges Lebensniveau herzustellen versuchen, skeptisch, wenn nicht feindlich gegenüber. Man sucht in Kolonien Platz für den Volksüberschuß, statt ihm zuerst durch einschneidende Reformen der Einkommensverteilung das Bleiben in der Heimat zu ermöglichen. Man gründet in außerdeutschen Staaten Schulen und Kindergärten zur Förderung des dortigen Deutschtums, wenn aber die im deutschen Reiche wohnenden Slaven und Franzosen ihre Nationalität geltend zu machen versuchen, dann entrüstet man sich über das „Völkerfaustrecht", die „Rachsucht der Franzosen", den „panslavistischen Haß" und den „frevelhaften Übermut mit dem die slavischen Kleinvölker .... Recht, Sprache und Sitte der Deutschen, zwischen welche sie sich eingedrängt haben (!), zu vernichten trachten."

Die gekennzeichneten Bestrebungen entspringen ja, wie so manche andere soziale Sekte unserer verworrenen Zeit (z. B. die „Ethische Kultur") aus bestem Glauben und Wollen, und sind andrerseits ziemlich unschädlich, abgesehen davon, daß sie leicht einen nachteiligen Nationaldünkel und Rassenhaß fördern; immerhin bleibt es zu bedauern, daß aus volkswirtschaftlicher, geschichtlicher und politischer Unkenntnis soviel besser zu verwertende Kraft und Anstrengung in erfolglosen Bemühungen vergeudet wird.

„Wilhelm II. als Erzieher." Von einem Deutschen. (E. Renzel, Berlin W., 1895. — 26 S. 0,30 Mk.)

Auch den Schmerz noch! — Sr. Majestät der Deutsche Kaiser steht uns zwar nicht näher, dennoch können wir uns nicht enthalten, ihm unser Bedauern auszusprechen, daß mit seiner Persönlichkeit ein derartiger Mißbrauch getrieben werden darf, ohne daß er dem Verfasser des albernen, byzantinischen Gewinsels durch eine Bewegung seiner unteren Extremitäten den gebührenden Dank abstatten kann.

„Das soziale Kaiserreich und das Ende der Kapitalherrschaft." Zwei Reichsgesetze aus dem Volk für das Volk. Von? — (Leipzig, W. Friedrich, 1895. — 36 S. 0,50 Mk.)

Die beiden alleinseligmachenden Gesetze, durch deren Einführung „die Sozialdemokratie mit ihren jüdischen Schutzpatronen mit einem Schlage machtlos gemacht wird", lauten: „Jede Zinsforderung ist gesetzlich ungültig"! und „Zwanzigprozentige Reichserbschaftssteuer"!

Das Papier der kleinen Broschüre ist sehr angenehm, weich und schmiegsam.

W. Baumm: „Die Willensfreiheit und der Streit um die Umsturzvorlage." Offner Brief an Herrn Professor N. N. als Vorwort für das Kreuzburger Gymnasialprogramm 1895. (Thielmann, Kreuzburg, 1895. — 56 S.)

Eine hervorragend tüchtige, fachwissenschaftliche, aber schneidig und spannend geschriebene Streitschrift gegen die moralischen und religiösen Faseler der Willensfreiheit. Daß dieselbe einen Gymnasiallehrer zum Autor hat und als Vorwort zu einem Gymnasialprogramm erschienen ist, verdient besondere Anerkennung. Ein preußischer Philologe von solcher philosophischer und speziell psychologischer Fachbildung, solchem Mut der (ketzerischen) Überzeugung und — last not least — solcher Bekanntschaft mit der schönen Litteratur (auch der modernen) ist uns lebendig noch nicht begegnet. — Sehr interessant sind die Konsequenzen, die Verfasser durch Anwendung des Determinismus auf die Geschichte, speziell auch auf die Tagespolitik, zieht. Er kommt von seinem psychologischen Standpunkte aus zum gleichen Ziel, wie der von ganz anderen — ökonomischen — Voraussetzungen ausgehende Karl Marx in seiner Geschichtsauffassung: . . . „es

handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt .... den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag." („Das Kapital." Vorwort zur ersten Auflage.) Wir sind durch die Lektüre der trefflichen kleinen Schrift in unserer Ansicht bestärkt worden, daß der vielverketzerte historische Materialismus im Determinismus nicht nur seine festeste erkenntnistheoretische Stütze findet, sondern sogar die notwendige Konsequenz desselben bedeutet. — Etwas deplaciert nimmt sich der an den Haaren herbeigezogene hurrapatriotische Schluß der Broschüre aus, indem der sonst so verständige Autor plötzlich aus aller wissenschaftlichen Nüchternheit herausfällt und ohne irgend welche erkennbaren Gründe sich zwei Seiten lang für den — Militarismus begeistert. Die wissenschaftlich-theoretische Arbeit schließt mit den Worten: „darum den letzten Groschen und den letzten Pfennig für unser Heer und unsere Marine!"

Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein. Herausgeber und Verleger: H. Beringer. (Kommissions-Verlag: Deutscher Verlag, Berlin. 25 Pfg.)

Eine ganz vortreffliche Idee des Herausgebers! Auf 16 Seiten engbedruckten Sedezformates findet man schlechthin alles, was irgendwie von allgemeinerem Interesse ist, soweit es in Zahlen und Namen ausdrückbar ist. Für jeden, der mit den Verhältnissen des öffentlichen Lebens zu thun hat, ein fast unentbehrliches Hilfsmittel, das gewissermaßen ein Konversationslexikon ersetzt und bequem im Notizbuch zu tragen ist. — Einige Ausstellungen möchten wir uns erlauben: hat es wirklich praktischen Wert, die längsten Brücken der Erde, oder neben den Großstädten der Erde (300000 Einwohner) sämtliche Orte Deutschlands von mehr als 10000 Einwohnern aufzuzählen? (Letzteres nimmt 1 ½ Seiten fort!) Warum sind neben den Festungen Deutschlands nicht die Universitäten und Landeshauptstädte aufgezählt. Neben der jährlichen Produktion in Gold, Silber, Wolle und Rohseide könnte wohl auch die einiger anderer sehr wichtiger Materialien, wie Vieh, Getreide, Kohlen, Eisen, Baumwolle — der fünf Tragebalken unserer Volkswirtschaft — erwähnt sein. Die volkswirtschaftlichen Notizen bezüglich der europäischen Länder (pag. 5—8) hätten wir gern mit Hilfe fetten und Sperrdruckes übersichtlicher gemacht gesehen. Zum Schluß sprechen wir die Hoffnung aus, daß es dem Herausgeber gelingen möge, das Heft dauernd auf der Höhe der Zeit zu halten, also namentlich die vielfach veralteten Zahlen der ersten Berufszählung von 1882 durch die Ergebnisse der diesjährigen zu ersetzen; dann können wir dies „Leben der Welt in der Westentasche" als eminent praktisch jedermann empfehlen.

Karl Fürst zu Isenburg: „Die Notlage des Grundbesitzes und Vorschläge zu deren Beseitigung. — Zweite Auflage. (Steimetz, Offenbach. 1895.—51 S.)

Karl Fürst zu Isenburg ist ein komischer alter Herr. Aus der Praxis kennt er die Lage der Landwirtschaft ganz gut und weiß recht wohl darzulegen, wo der Schuh drückt; sobald er aber ins Theoretisieren kommt, passiert ihm irgend ein Mißgeschick. Entweder er verwechselt Ursache und Wirkung mit einander, oder er führt die Thatsachen auf Erscheinungen zurück, von denen grade das Gegenteil wahr ist, oder er zieht aus richtigen Prämissen grade die aller Logik entgegengesetzten Konsequenzen. So wendet er sich ganz mit Recht gegen die „Übermacht, welche ... der Kapitalismus gegenüber der produktiven Arbeit einnimmt"; aber anstatt zu begreifen, daß selbiger ein notwendiges Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung ist, die gewaltsam Politik und Recht in ihrem Interesse beeinflußt, erklärt er ihn für eine Schöpfung der deutschen Regie-

rungen, die aus irgend einer unbegreiflichen Dummheit oder Bosheit seit Mitte des Jahrhunderts lauter solche Gesetze geben, welche den Kapitalismus züchten. — Oder er führt mit gewisser Berechtigung die Notlage des Grundbesitzes mit auf den Übergang zur Goldwährung zurück, behauptet aber dann, es herrsche ein solcher „notorischer Goldmangel", daß man „zur Befriedigung des Gelddebürfnisses" schon zu Papiergeld und Wertpapieren greife, und bald nicht nur zur Doppelwährung, sondern sogar zur Naturallöhnung für Beamte ꝛc. (!) werde zurückkehren müssen. (Dabei hat infolge neuer Fundstätten (Witwatersminen), sowie großer Fortschritte der Metallurgie und bergmännischen Technik, sowie unerwarteten Aufschwungs der Minen in Rußland, Californien, Colorado, West-Australien die Goldproduktion in jüngster Zeit so zugenommen, daß sich seit knapp 10 Jahren die Ausbeute mehr als verdoppelt hat [von 350 Millionen 1886 auf mehr als 700] und man allen Ernstes eine Entwertung des Goldes fürchtet.) — Wenn er endlich auseinandersetzt, daß heute eine „Überflutung des inländischen Marktes durch forst- und landwirtschaftliche Erzeugnisse des Auslands" herrscht, weil „deren Export eine Lebensbedingung für dasselbe ist", weil „die Produktionskosten dort minimal, der Massenertrag außerordentlich groß", dagegen „die Produktionsbedingungen bei uns viel ungünstiger sind", so würde ein Menschenkind mit gewöhnlichen fünf Sinnen daraus folgern, daß Deutschland in beneidenswerter Lage sei, indem es sich bequem von andern Ländern ernähren ließe, die ihm die Lebensmittel billiger als es sie selbst produzieren könnte, zu liefern gezwungen wären, während es seinen eigenen Boden zu der — so nötigen — Wiederaufforstung und Pflege selbstkonsumierenden Bauerntums verwenden könnte. Aber Karl Fürst zu Isenburg folgert — als waschechter Agrarier —, daß Deutschland dadurch sich zum Sklaven anderer Länder machte, der deutsche Forstbestand auf alle Fälle weiter verarbeitet und durch Zölle das Volk gezwungen werden müßte, die zu teuer produzierten Cerealien seiner Großgrundbesitzer zu verzehren.

Dr. Gustav Heinrich Schmidt (Direktor des statist. Semin. d. Univ.): „Die Schweiz im Lichte der Statistik." (Zürich, Verlagsmagazin [Schabelitz], 1895. — 33 S. 0,80 M.)

Der Vortrag, der hier gedruckt vorliegt, ist an ein gemischtes Laien-Publikum gerichtet und bietet eine interessante Übersicht über das soziale und kulturelle Leben der Schweiz, soweit es statistisch aufnehmbar und darstellbar ist, zumal der Autor — ein sozialpolitisch durchaus vorurteilsloser, fortschrittlich gerichteter Geist — nicht nur trockene Aufzahlungen bietet, sondern nach Möglichkeit auf die sich ergebenden Entwicklungs-Tendenzen, ihre Ursachen, Konsequenzen und die aus ihnen entspringenden sozialen Postulate hinweist.

Sozialreform, Wochenschrift, herausgegeben von Dr. K. Beerwald. (Berlin, K. G. Wiegandt, 1895. 1. Jahrg. Heft 2. 32 S. Preis pro Heft 0,30 M., vierteljährlich 3 M.)

Wissenschaftliche Bedeutung erstrebt die neue Zeitschrift offenbar nicht. Der ziemlich buntscheckige Inhalt, der auch eine Novelle und ein Gedicht („An den Kaiser") nicht vermissen läßt, sowie die zahme Tendenz der meist etwas „ethisch" angehauchten Artikel weisen darauf hin, daß dieselbe für die Familien-Unterhaltung des „gebildeten Bürgertums" berechnet ist, nachdem die Sozialpolitik nun doch einmal salonfähiger Konversationsstoff geworden ist. Ob gerade ein großes Bedürfnis nach einem solchen Blatt besteht, wollen wir dahin gestellt sein lassen; immerhin wäre es erfreulich, wenn es ihm gelänge, das Publikum, das heute seine Bildung aus den edlen „Familienblättern" schöpft, ein wenig auf ernstere Gegenstände hinzuweisen und für die Fragen unserer Zeit wenigstens zu interessieren.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Th. Schiemann. Bd. VII. (Stuttgart, J. G. Cotta, 1895.) — „Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko.“ Aus dem Russischen übersetzt von R. Türstig. 188 S.

Eine seltsame, ferne und fremde Welt ist es, in die uns die Lektüre dieser Blätter hineinführt: Kleinrussisches Bauernleben im ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Was dem Buche einen besonderen Reiz der Ursprünglichkeit gewährt, ist der Umstand, daß es tagebuchähnliche Aufzeichnungen bietet, an deren Veröffentlichung der Autor niemals gedacht hat, und Aufzeichnungen eines Leibeignen und Dorfschustersohnes, dem es erst als Erwachsenen gelang, sich dank seiner Begabung, die ihm wohlwollende Verwendung einiger einflußreicher Aristokraten erwarb, die Freiheit und damit den Weg zu einer wissenschaftlichen Laufbahn zu erringen. So wird uns diese Welt nicht beschrieben und erklärt, sondern wir leben mit dem Autor in ihr, wir begleiten ihn auf seinem Lebenswege von den frühesten Tagen der Kindheit bis zur Lehrerthätigkeit in Petersburg und endlichen Freilassung 1824, womit das Buch schließt. — Es ist ein wertvolles Stück Kulturgeschichte, das wir hier kennen lernen, voll interessanter Ausblicke auf die eigenartigen Verhältnisse, in denen der Verfasser aufwuchs, mit ihren scharfen nationalen und sozialen Gegensätzen zwischen Groß- und Kleinrussen, zwischen den gehetzten und bedrückten Leibeignen und den in Saus und Braus lebenden rohen und gewaltthätigen Edelleuten, den gutmütigen, biedern Bauern, den spitzbübischen Wanderhandwerkern und den reichgewordenen protzigen Korn- und Häutehändlern. Man fühlt sich an die Schilderungen Gogols und Turgenjews erinnert, wenn man auf Typen stößt wie den der adligen Gutsbesitzerin, deren Bildung sich auf Lesen und Schreiben und kostbare Toiletten über schmutziger und zerrissener Wäsche beschränkt, deren Leben aufgeht in spirituösen Genüssen und Liebschaften mit den Offizieren der nächsten Garnison, die sich keinen Deut um die Wirtschaft kümmert, aber sich nicht für zu adlig hält, ihre Jungfer eigenhändig mit dem Rollholz zu prügeln, — oder bei Erwähnung des Eheledens zwischen der blutjungen, unerfahrenen, schönen und koketten Baronesse Julie mit dem über siebzigjährigen schmutzigen Feodorowitsch, der nur einen einzigen, im Lauf der Jahre unglaublich schmierig gewordenen Anzug besitzt und stets einen penetranten Stallgeruch um sich verbreitet. Allen Freunden russischen Lebens sei das Buch bestens empfohlen. Heinz.

Frauenfrage.

„Prostitution oder Produktion — Eigentum oder Ehe“ von Johanna Loewenherz, im Selbstverlag der Verfasserin erschienen. Das Pseudonym ist charakteristisch für den Inhalt des Buches, viel Unklarheit und Sentimentalität, dabei manches Gute. —

Nietzsche sagt: „Und ist es nicht wahr, daß, im Großen gerechnet, „das Weib“ bisher vom Weibe selbst am meisten mißachtet wurde und ganz und gar nicht von uns.“ — Wenn es so ist, ist die Durchsicht genannten Buches allen Frauen dringend zu empfehlen. — Sie werden ein glänzendes Bild von den herrlichen Anlagen des Weibes bekommen, das nie im Unrecht ist, nie sündigt, wenigstens nicht aus eigner Initiative, das stets vom Manne mißhandelt und geknechtet wird. (Es wäre interessant, eine statistische Aufstellung des Prozentsatzes der „in der Furcht des Weibes“ lebenden Ehemänner zu machen.) Die Verfasserin berührt die tiefsten und dunkelsten Probleme des sozialen und individuellen Lebens mit der souveränen Sicherheit, der naiven Begeisterung und Oberflächlichkeit der Jugend, nicht der Jugend des Individuums, sondern des Geschlechts. Eine gründliche Lektüre von Krafft-Edings „Psychopathia Sexualis“

wäre ihr dringend zu empfehlen gewesen, bevor sie sich auf das traurige Gebiet geschlechtlicher Verirrungen begab. — Ihre Anschauungen und Bestrebungen lassen sich im Großen in einen Satz zusammenfassen:

„Schafft neue, bessere soziale Zustände, dann werden wir neue, bessere Menschen haben." Hiergegen läßt sich nichts einwenden, — daß sie aber das ganze Heil der Zukunft in dem Unabhängigwerden des Weibes vom Manne sucht, scheint mir verfehlt.

Die psychologischen Grundzüge des Weibes wird auch ein sozialer Umsturz nicht ändern, und zu diesen gehört ein Abhängigseinwollen vom — geliebten Manne. — Der feinfühlende Arbeiter wird es jedenfalls nicht als Glück empfinden, wenn seine Frau Haus und Kinder vernachlässigt, um zu verdienen.

In einem Punkt wenigstens stimme ich vollkommen mit der Verfasserin überein, daß es ein schreiendes Unrecht ist, wenn eine gleichwertige Frauenarbeit schlechter bezahlt wird als eine gleichwertige männliche Leistung. — Aber auch hierfür liegt die Hilfe zum großen Teil bei den Frauen. Es sollte für eine Schande für Frauen und Mädchen gelten, „des Taschengeldes wegen" schlecht bezahlte Arbeit zu machen und damit hungernden Frauen das Brot fortzunehmen.

Der Mangel an Raum gestattet mir nicht, weiteres aus dem Buche hervorzuheben. Wer sich die kleine Mühe nimmt, es zu lesen, wird finden, daß es zum Denken, wenn auch vielfach zu oppositionellem Denken anregt. — Immerhin etwas.

Johanna von der Nahmer.

Graphologie.

Hans H. Busse: Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwicklung und ihr Stand. Sonderabdruck aus „Die Aula". (München, Karl Schüller.) M. 1,—.

Der Verfasser ist den Lesern der „Gesellschaft" schon bekannt, als Referent in Graphologicis und sodann als Lyriker. Der Umstand, daß in ihm Künstlertum und gelehrte Bildung vereint sind, prädisponiert ihn für das Gebiet der Handschriftendeutungskunde mehr als andre.

In den einleitenden Worten führt Busse aus, wie in der Geschichte der Graphologie „ein derbes niederdeutsches Sprichwort" ganz besonders sich bewährt habe: „Watt dee Buur nich kennt, datt fritt hee nich."

Der I. Abschnitt definiert die Handschriftendeutungskunde, ordnet sie in die „allgemeine Physiognomik" ein und trennt sie streng von der Handschriftenkunde, die nebst andern Wissenszweigen (Physiologie und Psychologie des Schreibens u. a. m.) nur eine Voraussetzung der erstern sei.

Im II. Abschnitt wird weiterhin die Handschriftendeutungskunst von der Handschriftendeutungskunde, der eigentlichen Graphologie, geschieden; bei der erstern haben wir nur Intuition, bei der zweiten Empirie, und nur diese darf sich „wissenschaftlich" nennen. Nächst den Erörterungen über die „Zeichen" bietet hier das meiste Interesse die sogenannte Resultantenlehre, „die über die Zusammenstellung der einzelnen Zeichen-Deutungen hinausgeht und sich mit Folgerungen aus Zeichen-Kombinationen beschäftigt". Der Michon'sche Versuch einer „Systematisierung der Graphologie" wird verworfen, der Preyer'sche als „weit besser" bezeichnet.

Der III. Abschnitt endlich behandelt die Geschichte der Handschriftendeutungsbestrebungen, von Sueton an über Shakespeare, Leibniz, Goethe, Lavater u. a. m. bis herauf zu Crépieux-Jamin, Lombroso und Preyer.

Ein Schlußwort stellt der Graphologie ihre Prognose.

Sehr schätzenswert ist die große Zahl von Anmerkungen, die den Leser u. a. mit der vorhandenen Graphologie-Litteratur trefflich bekannt machen und zum Teil wertvolle Mitteilungen enthalten.

So ist die Broschüre nach gedanklichem und historischem Inhalt, nach Umfang und Preis vor andern graphologischen Werken hervorzuheben, die viel kosten und außerdem dem Gebildeten eine allseitige Orientierung nicht so leicht ermöglichen.

Hätte sich der Verfasser die eine und andre gereizte Bemerkung erspart: der Wert seiner Arbeit hätte darunter nicht notgelitten. Blaich.

Skandinavische Litteratur.

Wieder ein neues Werk über den Spiritismus und diesmal ein dänisches. „Mirakler" („Wunder") nennt der unter dem Namen Edward Christmas schreibende Autor, der, was vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte, Premierlieutenant ist, seine Arbeit. Herr Christmas ist tief durchdrungen von der Überzeugung an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, er hat seine geistige Entwickelung offenbar von den sogenannten „christlichen Heilswahrheiten" aus genommen, und fühlt sich ganz besonders beglückt, daß die „Ergebnisse" der Spiritistenlehre es ihm ermöglichen, den Berichten des alten und neuen Testaments mit gut gläubiger Seele gegenüberzutreten. Wohl hat die nicht spiritistisch gesinnte Geistlichkeit durch ihre irrtümlichen Auslegungen den Inhalt der heiligen Schrift für Herrn Christmas vielfach verfälscht, aber die Berichte dieser Schrift selbst strahlen im Lichte lauterster Wahrheit; für den überzeugten Spiritisten enthält sie nichts Unwahrscheinliches, nichts Unerklärliches, es braucht auch fast nichts mehr symbolisch gedeutet zu werden, sondern kann als schlichte nackte Wahrheit angesehen werden. Für den Nichtspiritisten und Nichtbibelgläubigen wird damit die positive Bedeutung des Buches wohl abgethan sein; aber dasselbe ist insofern eine sehr interessante Erscheinung, als damit ein sehr hübsches Handbuch geboten ist, welches einen Überblick über die ganze spiritistische Lehre, einen Einblick in die von ihr behaupteten Phänomene und das ihr zur Verfügung stehende Beweismaterial bietet. Wer noch keine oder nur eine oberflächliche Kenntnis von diesen Dingen hat, wird sich aus diesem hübsch geschriebenen Buche in sehr angenehmer und unterhaltender Weise darüber unterrichten können. Freilich wird Herr Christmas aber den nicht vorher schon Gläubigen schwerlich überzeugen; denn jeder, der mit den einschlägigen Verhältnissen nur ein wenig vertraut ist, wird dem Verfasser nur allzuschnell entgegenhalten, daß er allen spiritistischen Überlieferungen mit einer Gläubigkeit gegenübertritt, die fast rührend wirkt, und daß er sich nicht im Geringsten darüber scheint informiert zu haben, was von diesen Berichten späterhin einfach als Schwindel entlarvt ist. Medien wie Eglinton, Kate Fox, Slade und ihre Berichte treten bei ihm als über jeden Zweifel erhaben auf; es scheint demnach, daß der Verfasser nichts von ihrer späteren „Entlarvung" weiß. Und endlich noch etwas ganz Rationalistisches: Herr Christmas meint, die heutige kirchliche (protestantische) Lehre von dem Himmel und der Hölle schließe eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit in sich, denn die Vergehen, für welche die Verdammten für alle Ewigkeiten der Hölle ausgesetzt würden, ständen in gar keinem Verhältnis zu der Strafe, und der alliebende und allgerechte Gott müßte sehr grausam und sehr ungerecht sein, wenn er es so sollte eingerichtet haben. Das ist ganz gewiß richtig; aber wenn Herr Christmas in Bezug auf den Spiritisten meint: „der wird reichlich für alles Ungemach belohnt werden, der nur die feste Überzeugung erreicht, daß es ein Leben nach dem Tode giebt, zu dem ein reines und gutes Leben hier auf Erden die beste und weiseste Vorbereitung ist", so müssen ihm doch alle jene Hunderttausende entgegen gehalten werden, die das, was Herr Christmas ein reines und gutes Leben nennt, überhaupt nicht führen können, die im Schmutz materieller und ideeller Art

heranwachsen, in deren Seele der Blütenkelch der Reinheit schon in der zartesten Kindheit vernichtet wird. Die sollen, wenn ich Herrn Christmas Anschauungen richtig verstehe, im künftigen Leben erst eine unendlich lange und trostlose Vorbereitungs- und Läuterungsbahn betreten, um in die „Sphären der reinen Geister" zu gelangen. Ist das nicht ungerecht, daß sie etwas sühnen müssen, an dem sie keine Schuld tragen? Das Christentum verkündete diesen Leuten, daß sie durch Gebet, durch Gottvertrauen die Seligkeit erringen könnten — der Spiritismus verlangt ein reines, edles Denken von ihnen, wozu sie nicht im Stande sind. Die allgerechte Weltordnung läßt sich hier, wie dort, nicht feststellen.

Unter den schwedischen Autorinnen der Gegenwart gehört Sophie Elkan, die unter dem Namen Rust Roest schreibt, zu den begabtesten. Wenn die schwedischen schreibenden Frauen ein wenig in Verruf gekommen sind wegen der furchtbaren Tendenzmacherei, welche durch ihre Werke geht, so bildet Sophie Elkan in dieser Beziehung eine treffliche Ausnahme. Allerdings kann auch sie von dem echt weiblichen Streben, durch ihre Kunstwerke für irgend eine Idee Propaganda zu machen, sich nicht ganz frei machen; aber die Hauptsache ist und bleibt ihr doch die Erfassung und Herausarbeitung einer Stimmung und die Verkörperung eines psychologischen Problems. Ein tiefes, qualvolles Sehnen nach Lebensglück geht durch ihre Werke, und sie scheint fast mit welten, starrenden, aber thränenleeren Blicken rings um sich zu schauen, wie die Menschen bald nichts ahnend, bald in eigener Verschuldung ihr Lebensglück oder das anderer zertrümmern. Wieder und wieder hat sie in ihren bisher veröffentlichten Novellenbänden dieses Thema behandelt, jedes Mal aber mit neuem ergreifenden Stimmungsreiz. Aber der auf den Trümmern seines Glückes Dastehende verzweifelt bei ihr nicht, sondern rafft sich in wehmutsvoller Resignation empor, das Leben weiter zu tragen in stiller Pflichterfüllung, in der für sie die wahre Größe des Menschen zu liegen scheint.

Nun ist die Verfasserin mit einem neuen größeren Roman: „Säfve, Kurt & Co." (Gotland Allehandas Tryckeri Visby.), eine „Gegenwartsgeschichte" aus ihrer Heimat Gotland, hervorgetreten, in der sie sich zum Vorwurf genommen hatte, die enge Auffassung der heimatlichen Gesellschaft und das verderbliche Beispiel, welches die führenden Familien auszuüben vermögen, wenn sie sich ihrer Verantwortung nicht voll bewußt sind, zu kennzeichnen; denn Verantwortung ist das große Wort, welches im Geiste der Verfasserin vor jeder That vor den Menschen mahnend dastehen müßte.

Ich habe im ganzen die Empfindung, als wenn es der Arbeit zum Nachteil gereicht habe, daß die Verfasserin ihrer trotz allem geliebten Heimat ein offenes Mahnwort zurufen wollte, und daß sie sich nicht auf das rein Stimmungsmalende und Psychologische beschränkte, denn um einen Sittenspiegel vorzuhalten, fehlte es Sophie Elkan an dem hierfür notwendigen Humor, und sie ist bisweilen etwas trocken geworden und hat sich auf eine Detailskizzierung eingelassen, die wohl von lokalem kulturgeschichtlichem Interesse sein kann, aber nicht überall in künstlerische Lebenswirklichkeit aufgegangen ist. Wo sie dagegen zur Stimmungsmalerei kommt und die Seelengegensätze herauszuarbeiten sucht, wo ihr wehmutvolles Lied von zerbrochenem Menschenglück ertönt, da ist ihr gerade diesmal bisweilen eine Kürze, Schärfe und Tiefe der Charakterisierung, eine Kraft der Stimmungswirkung gelungen, die der Erinnerung unvergeßliche Bilder einprägt, so namentlich in der Abschiedsscene der Künstlerin Wanda von ihrem Gatten, dem lebenspraktischen, nüchternen Geschäftsmann, aber herzenswarmen und willensstarken Menschen. Auch in der Darstellung der kaltberechnenden, in ihrer unfehlbaren Normalheit sich überhebenden Frauennatur der Frau Säfve, ist ihr ein vollendet ab-

gerundetes, mit feinsten Einzelheiten ausgestattetes Charakterbild gelungen, während in dem willensschwachen Stimmungsmenschen Säfve, einer Art Künstlernatur, die Farbentöne etwas unsicher aufgesetzt sind und sich das Bild nicht zu rechter Lebensklarheit hindurcharbeiten will. Im Ganzen hinterbleibt der Eindruck, daß Sophie Elkan ihr Höchstes im Gebiet der kleineren Stimmungsnovelle leisten wird und geleistet hat, und daß der Wunsch, große Gesellschaftsromane mit Gesellschaftsproblemen zu schreiben, sie nur von dem abführen würde, worin sie Meisterin sein kann.

Eine andere schwedische Verfasserin, **Anna Wahlenberg** lernte ich durch zwei kürzlich von ihr veröffentlichte Theaterstücke kennen: **„Löndörren“** (Die geheime Thür), Schauspiel in 4 Akten, und **„Två Valspråk“** (Zwei Wahlsprüche), Lustspiel in 3 Akten. (Beide bei Albert Bonnier in Stockholm.) Sie besitzt eine sehr feine Charakterisierungsgabe für ihre einzelnen Personen, und es ist wohl aus ihrer eigenen Seele heraus geschrieben, wenn sie in „Zwei Wahlsprüche“ die Heldin ausrufen läßt: „Welch eine Freude, in Menschenseelen hineinzuschauen.“ Sie ist Problemdichterin: die Stimmung ist ihr gleichgültiger, ihr kommt es auf das Recht der individuellen Entfaltung an. Auch durch ihre Arbeiten geht eine Sehnsucht nach Freude und Glück, und darin hat sie ihren Berührungspunkt mit Sophie Elkan. Die Menschen heute verstehen sich aber wenig auf die Freude, sie suchen nur Spiel, Zeitvertreib oder Arbeit, ja ältere Herren stellen wohl gar, wie in „Zwei Wahlsprüche“, die Theorie auf, man müsse sich mit Verstand erheitern, während die Heldin dafür eintritt, daß bei der Empfindung der Freude der Verstand nichts mit zu thun hat, daß sie eben nur dann kommen kann, wenn man ganz im Gefühl aufgeht. Diese freudebedurftigen Naturen nun, die auch zugleich freiheitsbedürftig gegenüber der Gesellschaftssitte sind, deren Wahlspruch lautet: hinaus in die Sonne!, werden von den Menschen meist kleinlich und falsch beurteilt, man sieht ihre Übertretungen der Schranken des Üblichen, und da man die Gründe dafür nicht zu erfassen vermag, sucht man sie in dem Unmoralischen.

Auf dieser Voraussetzung bauen sich eigentlich beide Stücke auf. In dem Lustspiel ist es ein üblicher Komödienzufall, welcher die Heldin in den ungerechten Verdacht bringt, mit einem bekannten Herrn ein nächtliches Souper in Balltoilette gefeiert zu haben — die Scene erinnert ein wenig an die Souperscene in Sudermanns „Schmetterlingsschlachten“, ist aber vor derselben geschrieben, eine Mahnung für alle Plagiotjäger! — natürlich löst sich der Konflikt auch mit komödienhafter Leichtigkeit. In „Löndörren“ dagegen steht neben einer solchen Frau ein Mann voll furchtbarsten Menschenmißtrauens, der überall „geheime Thüren“, Lügen wittert. Er gehört zu jenen unglückseligen Naturen, die sich ganz an einen Menschen anklammern möchten, und die sich immer bis in ihr tiefstes Innere enttäuscht fühlen, wenn sie entdecken, daß der andere ihnen nicht jede Seelenfalte enthüllt hat, obwohl sie selbst dies auch nicht thun. So hatte er sich zuerst an seine Mutter angeklammert, kam aber bald dahinter, daß diese zur Erreichung ihrer Wünsche, und um ihn zu diesem oder jenem zu bewegen, gern Schleichwege ging, was zur Folge hatte, daß seine mißtrauische Seele sich von ihr abwendete. Dann gewann ein junges Mädchen mit einem „Taubenaussehen“ und einer „Taubenseele“ seine ganze Hinneigung. Aber als sie seine Frau ist, bringt ihn ein Zufall dahinter, daß auch sie ein Geheimnis hat, daß auch sie ihn belügt, um ihn nicht die Wahrheit erfahren zu lassen. Und er wendet sich von ihr. Aber ihre wahre und große Seele, der nur sein kleinliches Mißtrauen und ewiges Spionieren und einige unglückliche Verkettungen des Zufalls jene Lüge aufgezwungen hatten, er-

trägt den Verlust seiner Liebe und seines Vertrauens nicht — sie endet durch Selbstmord.

Die Charakterentwicklung in den drei Hauptgestalten — Mann, Frau und Mutter — ist sehr fein angelegt und weist viele gut beobachtete und scharf herausgearbeitete Züge auf, auch die mit leicht satirischem Anflug geschilderten Nebenfiguren: das „Musterehepaar", bei dem „er" seine geheimen Wege geht und „sie" gern es auch thun würde, wenn sich nur jemand fände, der Neigung dazu verspürte, ihr dabei zu helfen, sowie das „skandalöse" Ehepaar, das sich gegenseitig völlige Freiheit läßt, überall und bei allem dabei ist, ewig uneinig zu sein scheint und doch immer völlig kameradschaftlich gemeinsam handelt — sind lebensvoll gestaltet. Dagegen bleibt das Problem der Dichtungen etwas unklar, und die dramatische Entwickelung ist viel zu schleppend, von zu vielem unwesentlichen Episodenwerk überwuchert. Es ist das ein Fehler, den man fast in der gesamten skandinavischen dramatischen Litteratur der Gegenwart beobachten kann — wenn man von der so überaus straffen Komposition Ibsen'scher und Strindberg'scher Arbeiten absieht. Man übersieht, daß die Charakterisierung durch kleine unwesentliche Einzelzüge nur dann dramatisch wirksam sein kann, wenn es gelingt, dieselben in eine mächtige einheitliche Stimmung zusammenzupressen, eine einheitliche Stimmung, wie sie einige mit ähnlicher Charakterisierungsart arbeitende deutsche Dramen — wie z. B. Halbes „Jugend" und Dreyers „Drei" aufweisen. Diese — theatralische Schwäche, möchte ich sagen, ist die Ursache, weshalb zahlreiche, so überaus feingearbeitete dramatische Dichtungen des Nordens nicht den Weg auf die Bühnen des Auslandes finden. E. Brausewetter.

Italienische Litteratur.

Die diesjährige Sommerlitteratur in Italien stand entschieden unter dem Stern des Tasso. Der mit blutigen Thränen eroberte Lorbeer des unglücklichen Poeten sproß allenthalben hervor und verdrängte sogar momentan den lärmenden Ruhm der modernen stars und ihrer vielen Satelliten; denn die Überproduktion floriert ebenso in Italien, wie in allen Kulturländern, wo Druckerschwärze und Druckmaschine gehandhabt werden. Beides ward jedoch im Wonnemonat in ganz Italien vorwiegend zu Torquato Tassos Ehren ausgenützt. Die Blätter und Zeitschriften groß und klein wetteiferten hierin, ihre Spalten brachten lange, zum Teil aus der Feder der ersten Schriftsteller stammende Aufsätze über den so arg verkannten Autor der „Jerusalemme liberata", dessen Unsterblichkeit nach dreihundert Jahren niemand mehr neidisch bestreitet.

Unter den vielen „Tassiane" ist das von Giannini ausgeführte wunderbare „Album di Sorrento" hervorzuheben, sowie die verschiedenen „Numeri Unici", die Rom dem divino Cantore gewidmet, den Josuè Carducci durch das Präsidium der Tasso-Ausstellung in S. Onofrio — dem durch Tassos Tod berühmt gewordenen Kloster — ganz speziell zu Ehren gewußt. Auch die illustrierte Prachtfolio-Broschüre, welche die Marchesa Vincenzina de Felice Lancelotti in Neapel als „Unico" herausgegeben, ist erwähnenswert. Hervorragende Namen finden sich unter den verschiedenen Mitarbeitern, die da ein Lorbeerreis in Tassos Ruhmeskranz einflechten, was sogar der Kardinal Alfonso Capecelatra, Erzbischof von Capua, sich zu thun beeilte, indem er einen Beitrag über die erste Kommunion und über den Tod des so ergebungsvoll gestorbenen Poeten einsandte. — Fanny Zampini-Salazar, die illustre scrittrice, sandte, wie die Herausgeberin dankbar anführt, nur „un modesto fiore"; doch feiert sie den großen Geisteshelden ungemein warm in ihrem knappen Aufsatz, ebenso Rosa-Fornelli, die ihren Beitrag: „Genio e dolore" betitelt. — Originell ist das Gedicht des Prälaten Monsignor Jeremia Brunelli:

„Torquato Tasso e i Frammassoni", ob es aber die Freimaurer entzückt, ist wohl fraglich. — Schließlich sei auch der im hübsch ausgestatteten Heft enthaltene Wehschrei des Dichters zitiert, der dem grausamen Herzog Alfonso von Ferrara, der ihn in Ketten gelegt, und welchen er dennoch in seinen Werken den „magnanimo" nennt, zugerufen:

Tôrmi polevi, alto Signor, la vita,
Chè dai monarchi è dritto;
Ma tôrmi quel che la bontà infinita
Senno mi diè, perchè d'amore ho scritto,
Amore a cui natura e ciel n'invita:
È delitto peggior d'ogni delitto.
Torquato Tasso.

Unter den Namen, die sogar in der Hochflut der Lobeshymnen eines Tasso nicht untergehen konnten, glänzt der Name: Paolo Mantegazza, dessen jüngst in dem vornehmen Verlage der Fratelli Treves (Mailand) in zweiter Auflage erschienenes Buch: „Elogio della Vecchiaia" neuerdings verdientes Aufsehen erregt. — Der durch eine stattliche Zahl wohlbekannter Bücher, wie „L'arte di prender moglie", „Igiene dell'amore" u. a. berühmt gewordene Verfasser, schildert in dem genannten Werke die Freuden des Alters in so anschaulicher, herrlicher Weise, daß man zur Überzeugung gelangen muß, das Leben könne dem Menschen nichts besseres bescheren, als ein hohes Alter. — Mantegazza widmet das in zwölf Kapitel geteilte Buch, das eine Reihe trefflicher Aphorismen abschließt, seinem hochbetagten Freunde, Baron Carlo Lopes, der in Brasilien als Diplomat eine große Rolle gespielt, im Jahre 76 Minister geworden, und während der Revolution von Pernambuco zu schwerer, langer Kerkerhaft verurteilt ward, doch trotz der Drangsale seines Lebens sich nun in Florenz eines frohen Alters erfreut. Die Widmung, die, ebenso wie das ganze Buch, in erhabenster Sprache dahinfließt und wie der Rhythmus harmonischer Musik anmutet, endet mit den Worten: „Questo libro non poteva esser dedicato che a voi, che siete la prova viva della verità, ch'io voglio dimostrare, cioè che la vecchiaia non è nè una malattia, nè una maledizione." — Es ist dem großen Manne auch unstreitbar gelungen, den Beweis zu erbringen, daß das Alter weder eine Krankheit, noch ein Fluch sei. Als Beispiel zitiert der Autor den greisen Tizian, der mit neunundneunzig Jahren noch immer wunderbare Bilder malte und sich rühmen konnte seine Unsterblichkeit erlebt zu haben. Auch Voltaires vielgerühmte Geistesfrische wird ins Treffen geführt, ebenso unseres Goethes allbekannte Schaffenskraft, die dem Meister gestattete, mit achtzig Jahren ebenso herrlich, denn als Jüngling zu dichten. Von den mit Mottos von Victor Hugo, Aristoteles und vielen anderen Geistesgrößen versehenen Kapiteln ist das fünfte besonders interessant, das von den Péchés mignons des Alters spricht und sich: „La Gola" betitelt. — Unter den Aphorismen sei als Schlußwort angeführt: „Nemico tremendo della vecchiaia è il freddo. Nemico non meno terribile è il mutamento di clima e di abitudini."

In der „Edizione Bijou" der Fratelli Treves ist in letzterer Zeit auch ein Band Dramen von Ferdinando Martini, dem ehemaligen Kultus- und Unterrichtsminister Italiens, erschienen, darunter auch die vielbesprochene Commedia: „La Vipera", die in Turin mit so großem Erfolge ihre Erstaufführung erlebte, wobei besonders eine Frauenrolle applaudiert wurde, die nur das Wörtchen: „Uh!" in dreimaliger Wiederholung und verschiedener Betonung umfaßte. Die Schauspielerin wußte jedoch den Intentionen des genialen Verfassers bestens nachzukommen und kreierte eine Kabinettsrolle aus den schlichten Worten.

Paul Maria Lacroma.

Portugiesische Litteratur.

Der Herausgeber des „Commercio de Porto" veröffentlicht eine sehr lesenswerte Broschüre in französischer Sprache „Le Conflit diplomatique entre le Por-

tugal et le Brésil". Der Name des Publizisten, Bento Carqueija, und seine vortreffliche Zeitung sind wiederholt in der „Gesellschaft" bemerkt worden. Er hat es verstanden, sich einen Stab tüchtiger Mitarbeiter zu erwerben, die der Zeitung in großen Zügen die Mitteilungen aus aller Welt bringen. Die ‚Cartes de Berlin' zeichnet Eduard Engel, die aus London Dr. Oswald und die politischen Ereignisse der portugiesischen Hauptstadt berichtete lange Jahre Miguel Lobo de Bulhões, ein tüchtiger Schriftsteller und prächtiger Charakter. An diese Namen reihen sich Rodrigo de Freitas und Bento Carqueija. Die Artikel, die in der Broschüre gesammelt sind, waren vorher im Commercio do Porto veröffentlicht. Seine Absicht ist, die öffentliche Meinung zu klären, zu verhüten, daß Bitterkeit und Haß zwischen beide Völker sich pflanzen, die lange durch verwandtschaftliche Bande vereint waren. Der Verfasser ist durchaus klar und objektiv in seiner Beurteilung.

Nimmermüde von der Arbeit des Forschens, Studierens, ein Genie auf dem Gebiet der Chronik, ist Ramos Coelho, dessen „Historia do D. Diniz" überall großen Eindruck gemacht hat. Mit Vergnügen konstatiere ich hier, daß in meinem Wohnort das Werk von Hispanophilen gelesen aber doch zu lesen versucht wird. Wiederholt habe ich in der Universitäts-Bibliothek darnach gefragt und oft höre ich, daß es „gerade verliehen sei". Das Buch dieses unentwegten Streiters für Recht und Gerechtigkeit, das mir heute vorliegt, ist nicht umfangreich; aber in den sechs Druckbogen, in welchen die ‚Empreza da Occidente' in Lisboa ein wahres Kunstwerk an Augenpulver verübt hat, ist wieder ein Stück Kulturgeschichte enthalten, ein Beitrag zu der Geschichte der ‚sozialen Kämpfe' auf der Halbinsel. Ohne Beiwerk, in ruhiger, nie abschweifender Rede schildert Ramos Coelho die Geschichte des „Manual Fernandes Villa Real e o seu processo na Inquisição de Lisboa." Nicht ohne große, sich beim Lesen steigernde Teilnahme, nicht ohne Entrüstung entziffern wir die Inschrift dieses Blattes aus dem Lorbeerkranze der großen Vergangenheit eines Volkes.

Vor kurzem las ich in einer hiesigen Zeitung die Todesnachricht von Pinheiro Chagas, dessen Name den Lesern der „Gesellschaft" nicht fremd ist. Mit ihm ist eine sogenannte „Gloria da patria" geschieden. In seinem Vaterlande berühmt, hat er wiederholt — und nicht zum wenigsten zur Zeit der Centenarfeier — in Spanien die Palme des Triumphes errungen, in dem Spanien der Castelare, Conovas, Maret; die schönste Verkörperung der Rhetorik in einem Lande, in dem alles mit dem Zauberstabe des überzeugenden Wortes berührt scheint, — die Redner, die Ruinen, die Frauen, die Geschichte, die Malerei und die Traditionen. — Die mächtige Stimme von Pinheiro Chagas war für die portugiesische Tribüne das vollkommene Echo dieser nervigen, energischen und reizvollen Eloquenz, die Mirabeau mit sich begrub. Pinheiro Chagas war Staatsmann, Minister und Conselheiro, doch bevor er diese Ämter und Würden besaß, war er bereits Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte er sich bereits einen Namen als Poet und Schriftsteller gemacht. — Seiner Dramen, eigene und übersetzte — sind viele; er schrieb mehrere Gedichtsammlungen und geschichtliche Romane und gab das „Diccionario Popular" heraus, sowie den „Correio da Manhã" mit einer „litterarischen Seite" einmal wöchentlich. Diese „litterarische Seite" enthält Skizzen aus dem Französischen, Gedichte und Aufsätze. Mir ist außer einem historischen Roman, den ich leihbibliothekarisch vor Jahren in Lissabon las — nein buchstabierte, ich konnte damals mit dem ão nicht fertig werden, das habe ich mir erst jetzt beigebracht — nur die Erzählung „O Segredo da viscondessa" bekannt, die den Stempel der Spätromantik trägt. Der Glanz der

Sprache, die bezaubernde Stilistik, überraschen und entzücken, sie lassen den Rhetoriker ahnen.

Auch Oliveira Martins, (durch seine „Scenas sociaes" in der „Gesellschaft" bekannt) einer der ersten, der mit den Überlieferungen brach, der berühmte Geschichtsschreiber ist tot. Tief und aufrichtig betrauert ihn das Volk, dessen Interessen er in Wort und That immer vertreten hat. Die „realistische Schule" in Portugal fand in Oliveira Martins, Anthero de Quental, Eça de Queiroz und einigen andern begeisterten Poeten vor mehr als drei Jahrzehnten ihre Begründer. Das „Cenaculo" nannte man die litterarische Tafelrunde, die sich gewaltsam losriß von den Traditionen der Vergangenheit. Wie vieles ist seitdem auf- und untergegangen! Neben Wandel- und Fixsternen, Estrellas und Estrellinhas! Hedwig Wigger.

Eben habe ich meinen Artikel geschlossen, da erhalte ich einen Brief von Herrn Ramos Coelho, dem ich kürzlich dankte für Übersendung seiner neuesten Arbeit, und den ich nach dem Ergehen seines Freundes Miguel de Bulhões fragte, von dem mir seit langem jede Nachricht fehlt. Ich lasse den Brief in deutscher Übertragung hier folgen.

27. Juni 95.

Es war mir sehr erfreulich, Nachricht von Ihnen zu erhalten, und es ehrt mich sehr, was Sie mir über meinen „Villa Real" sagen. Die Freude, die Ihnen der Empfang meines unbedeutenden Büchleins gemacht hat, beweist nur zu wohl das Fehlen jeder Nachricht aus meinem Lande und die Liebe, die Sie für dasselbe hegen. Wir Portugiesen haben Ihnen nur zu danken. Dieser Ausfall der Nachrichten ist zu beklagen und um so mehr, da ich den hauptsächlichen Grund zu kennen glaube: Der Tod von Miguel de Bulhões. Er starb vor fünfzehn Monaten, im März 1894. Nur dies begründet sein Schweigen. Ich empfinde seinen Verlust tief, denn er war mein Freund."

Also wieder einer aus der Reihe derer, die in allen Wirren ihren Grundsätzen treu geblieben, den geraden Weg gewandelt sind. Miguel Lobo de Bulhões war ein tüchtiger Litterat, ein vielseitig gebildeter Schriftsteller; in jungen Jahren Korrespondent angesehener deutscher Zeitungen und Mitarbeiter bedeutender portugiesischer Zeitungen und Zeitschriften. Im Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes erschien vor einigen Jahren ein biographisch-litterarischer Artikel über ihn, und die „Gesellschaft" hat wiederholt seiner und seiner Bücher Erwähnung gethan. Miguel Lobo de Bulhões hätte mit Leichtigkeit die Staffel ersteigen können, die so viele Schriftsteller im Süden erklettern, er hat sich gegen jede öffentliche Ehrung gesträubt, er hat Orden und Auszeichnungen ausgeschlagen, ist aber von Beginn seiner litterarischen Laufbahn bis zu seinem Ende sich selber treu geblieben. Auch mich berührt sein Tod schmerzlich. Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, voll Empfindung und Humor, er war der erste, der der „Gesellschaft" Bücher zur Besprechung einsandte, und der dieser Monatsschrift eine ausführliche interessante Kritik in einer Lissaboner Zeitung widmete.

H. W.

Polnische Litteratur.

Einem großen Teil der polnischen Schriftsteller seit Kraszewski muß das Verdienst zuerkannt werden, nach dem Beispiel dieses Meisters bestrebt zu sein, den Geschmack der Lesewelt über die Unerquicklichkeiten unwahrer Zerrbilder und psychologischer Absurditäten erhoben zu haben, mögen immerhin noch einzelne, zumal vom genus femininum, sich finden, welche süßlich pikante oder weinerliche Fratzen für menschliche Originale ausgeben und in einer langen Wortbrühe nach dem Rezept ihrer nichtslavischen Kolleginnen auftischen. Die allgemeine Sucht nach Unterhaltungslektüre bewirkte einen mehr und mehr überwiegenden Reichtum im Fache des Romans.

heben wir heute aus der übergroßen Zahl einige der neuesten Darbietungen hervor.

Aufrichtig das Volkswohl auf friedlichem Wege anstrebend, versucht Sewer (Ignaz Maciejawski) in dem Roman „Naphtha“, 1894, den Einfluß der Industrie auf die galizische Bevölkerung in vorteilhaftem Lichte darzustellen. Wohlstand unter den Góralen, verbesserte häusliche Einrichtungen, Verminderung des Branntweingenusses, Lebendigkeit und Munterkeit — das sind die hauptsächlichsten Erscheinungen im Leben der in den Naphthabergwerken Beschäftigten. Die beiden Inhaber der Gruben, Stephan und Sigmund, stehen mit ihren Leuten in patriarchalischem, von kapitalistischer Ausbeutung entferntem Verhältnis. O si sic omnes! Sewers Liebe zur Nation und zum heimatlichen Boden spricht sich nicht minder in seinen „Novellen“, 1895, aus, kleinen Bildern aus der Volkssphäre. Eine tiefgehende Beobachtung des Lebens und seiner Bedingungen, eine originelle und gesunde, den Egoismus bekämpfende Tendenz offenbart sich auch in seiner neuesten Schöpfung „In der weiten Welt“, 1895, in welcher die durch mütterliche Zärtlichkeit verzogene und durch einen alten, gänzlich unpraktischen Humanisten und Ideologen herangebildete Sophie unter den Erfahrungen und Enttäuschungen der großen Welt früh einem tragischen Schicksal verfällt.

Eine fast ekstatische Weltanschauung mit mystischen Anklängen entwickelt Boleslaw Prus (Alexander Glowacki) in seinem Roman „Die Emanzipierten“, 1894. Aber er fesselt auch durch naturwahre Züge und Schattierungen aus den verschiedenen Gesellschaftsschichten, indem er das Leben im Pensionat, die komische, gern großthuende Kleinstädterei, die Intelligenz und neben ihr die Not inmitten des Glanzes einer Großstadt am Leser vorüberführt. Von demselben Verfasser erschien 1895 ein eigenartiges Buch: „Chroniken 1875—1878“, in welchem er sich mit schalkhaftem Ernst über manche Zustände ausläßt, wie sie — damals wenigstens — in Warschau herrschten. In den letzten Jahren, sagt er z. B., hatten wir viele treffliche Vorlesungen über „Die Frau im Verhältnis zu den schönen Künsten“, später „Über die schönen Künste im Verhältnis zur Frau“, sodann über die Beziehungen zwischen der Frau und dem Strafmaß in der Gesellschaft, über das Verhältnis der Frau zur Wissenschaft, der Wissenschaft zur Mildthätigkeit u. s. w. Aber an das vor allem Nötige und Nützliche, an die Anlegung eines Gewerbemuseums in Warschau, freiwillige Feuerwehren in der Provinz, Verbesserung der Arbeiterwohnungen, Gründung von Kreditanstalten, Hebung der ländlichen Wirtschaften, Pflege der Obstbäume dachte niemand.

Die jüngsten Schöpfungen von Marian Gawalewicz zeigen eine gewisse Umkehr von seiner früheren Neigung zum Positivismus. In gefühlsphantastischer Richtung bewegen sich seine mit P. Stachiewicz 1894 herausgegebenen „Legenden von der Himmelskönigin“, die Erzählungen „Von morgen“, 1895, und zum Teil auch „Der Sonderling“, 1895. Hierin tritt als Hauptperson ein Mädchen auf, welches, obwohl in einer flachen und kaltformellen Umgebung aufgewachsen, sich durch eigene Kraft zu einem selbständigen, wenn auch vielfach wunderlichen Charakter herausbildet. Die Memoiren eines Arztes: „Seelen im Entfliehen“, 1895, die an Warrens „Tagebuch eines Arztes“ erinnern, sprechen zum Gefühl, und ihre Lektüre läßt eine gehobene Geistesstimmung zurück. Gawalewicz entwickelt große Kunst im Schaffen charakteristischer Typen, Situationen und Naturbilder; nur in der Ausmalung der Seelenzustände wird er zu weitläufig, denn diese erklären schon ohne Kommentar sich selbst. — In düstern Farben wirft Sigmund Niedźwiecki seine Bilder und Novellen „Die Sünde“, 1895, „Mann gegen Mann p.p.“, 1895, hin und verfällt dadurch oft in Monotonie. Möge sein bedeutendes Talent ihn vor

unkünstlerischen Abwegen bewahren. Ein archaistisches Gepräge trägt die Sprache in den „Geschichtlichen Berichten und Gedenkblättern“ von L. Glatman (Ludomir); ergreifend wirkt darin die in Novellenform gekleidete Skizze, welche das traurige Ende Johann Sobieskis, 1696, schildert.

Die „Humoresken aus dem Rechtsleben“ von Klemenz Bakowski, 1895, beleuchten mit heiterem Sarkasmus allerlei Vorkommnisse aus der richterlichen und Verwaltungs-Praxis. Wir lesen z. B., wie der Richter einer kleinen Stadt dem unverhofft zur Visitation kommenden Präsidenten durch Schlauheit die Unordnungen in seiner Amtsführung verbirgt, zu deutsch: „die Augen auswischt“, demnächst, wie ein russisch-österreichischer Grenzstreit wegen einer in der Weichsel entstandenen Insel nach langen historischen und geometrischen Untersuchungen durch eine gemischte Kommission von Würdenträgern beider Staaten und unendlichem Protokollieren, Verbrauch hoher Diäten, diplomatischen Noten dadurch seine Lösung findet, daß die Insel, die nur eine Sandbank war, eines Nachts bei höherem Wasserstande verschwindet. Die „Wohlthat des Gesetzes“ in Betreff der Zeugnisablegung vermag ein Tölpel nicht zu begreifen. „Niemand zwingt dich,“ belehrt ihn endlich der Richter, „zur Aussage gegen deinen Bruder, ich frage deshalb, ob Du dennoch zeugen willst, sage bloß: ja oder nein!“ „Ja oder nein,“ erwidert der Flachkopf, und so geht es erfolglos weiter.

Hajota (Helene Boguska) lieferte im Laufe dieses Jahres zwei Romane: „Ihr Sohn“, eine zeitgenössische Geschichte, in welcher nach französischer Schablone Ehebruch als Achse der Intrigue, Liebesscenen und Duelle abwechseln, und „Schattengleich“, eine phantastische, schwach begründete Erzählung, welche indes trotz ihrer Durchrankung mit Phrasen angenehm und lebendig dahinfließt. Lebendigkeit in der Darstellung ist auch Michael Wołowskis, Direktors des Vaudeville-Theaters in Warschau, Erzählungen „Jahrhunderts Ende“, 1895, „Narr und Künstler“, 1895, eigen, obschon die Motivierung nicht selten auf schwachen Füßen steht. In den Novellen von Anicia Korngut, 1895, läßt zwar die Form manches zu wünschen übrig, aber ihre edeln und milden Lebensansichten, die von aufrichtig warmem Herzen zeugen, verleihen diesen Erzählungen einen nicht geringen Wert.

Heinrich Nitschmann.

Bibliographie.

Bis zum 15. Oktober sind bei der Schriftleitung der Gesellschaft folgende Werke eingegangen:

Ärzte, Ärztinnen und das sechste Gebot. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. — Berlin. 1894. Verlag von K. J. Müller.

Dr. med. J. A. Anderson: Die Seele, ihre Existenz, Entwicklung und wiederholte Verkörperung, kurzgefaßte, auf die Ergebnisse der modernen Wissenschaft sich stützende Darstellung der aus den Urquellen morgenländischer Religionsphilosophie fließenden Seelenkunde. Deutsch bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Ludwig Deinhard. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 8,—.

Cäsar Astraick: Der Minister. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig. 1895. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1,—.

A. Bensey-Schuppe: Männerglück und Frauenfrage. — Berlin SW., Verlag von Friedrich Stahn.

Joseph Berger: Unter den modernen Landsknechten. Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der französischen Fremdenlegion. Tagebuchblätter. — Mit 7 Vollbildern und 10 Textbildern. — Braunschweig. Druck und Verlag von Alfred Limbach. 1895. — Preis Mk. 1,60.

Annie Besant, F. T. S.: Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 3,—.

Carl Bland: Gedichte. — Zürich und Leipzig. Verlag von Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz. 1895.

Edwin Bormann: Neue Shakespeare-Enthüllungen. Heft 1. — Leipzig. 1895.

Edwin Bormanns Selbstverlag. — Preis 1 Mk.

Carl Busse: Träume. — Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. 1895.

Armand Dayot: Napoleon I. in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildern, Karikaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Übertragen von O. Marschall von Bieberstein. 2.—6. Lieferung. — Leipzig. 1895. Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. — Preis pro Lieferung 60 Pf.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. 1. Jahrgang. Heft 1. — Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Aus Deutschlands Vergangenheit nach 1870 für Deutschlands Zukunft. Politische Epigramme. — München. 1895. Stägmeyrsche Verlagshandlung, Ant. Carl Stägmeyr.

Dr. Karl Dieter: Deutsche Siedelung in unsern tropischen Schutzgebieten. Eine koloniale Flugschrift. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Julius Duboc: Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. — Dresden. 1896. Hellmuth Henklers Verlag (Johs. Henkler & Schirmeister). — Preis Mk. 2,—.

Rudolf Eckart: Aus alter Zeit. Eine Schulmeistergeschichte. — Verlag von Felix Simon, Leipzig.

O. Elster: Frauenrecht. Roman. Zwei Bände. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1895.

Otto Felsing: Streifzüge durch die Theaterwelt. — Dresden-A., Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche). — Preis Mk. 1,50.

A. Frey: Der Segen einer Wallfahrt. Roman aus dem Leben. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Gustav Frieberger: Der letzte Flittertag. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1895.

Adine Gemberg: Aufzeichnungen einer Diakonissin. Roman. — Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. — Preis Mk. 3,—.

Balduin Groller: Zehn Geschichten. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. — Preis Mk. 3,—.

Vietor Harburg: Im Reigen. Neue Lieder. — Glarus, Druck und Verlag von Babette Vogel.

Ludwig Hartmann: Richard Wagners Tannhäuser. Festschrift zum Gedenktage der ersten Aufführung am 19. Oktober 1845 in Dresden. Unter Benutzung zeitgenössischer Quellen. Mit dem facsimilierten Theaterzettel der ersten Tannhäuser-Aufführung. — Dresden, 1895. Verlag von Richard Bertling. — Preis Mk. 1,—.

Ludwig Jacobowski: Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. — Berlin, S. Calvary & Co. 1896. — Preis Mk. 2,—.

Eugen von Jagow: Randverbesserungen des Feldmarschalls Moltke. Orla Dondy und Eine Mutter. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Wilhelm Jensen: Jenseits der Alpen. Novellen. — Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1895.

Karl Knortz: Der Fröbel'sche Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande. — Glarus, Verlagsbuchhandlung von Babette Vogel. 1895.

Heinrich Köhler: Die Erbin. Roman. — Leipzig, Verlag von F. A. Berger.

Ignaz Kraska: Ein Unglück. Soziales Schauspiel aus der Gegenwart in zwei Aufzügen. — Düsseldorf. 1895. Kommissionsverlag von Steifuß & Co.

Detlev von Liliencron: Kriegsnovellen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Hermann Lübke: Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Nachdichtung. — Berlin NW., Verlag von S. Calvary & Co. 1895. — Preis Mk. 4,—, elegant gebunden Mk. 5,—.

Peter Merwin: Pessimistische Gedichte. — Zweites Bändchen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Johanna von der Nahmer: Hetärenbriefe. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1,—.

Professor D. Martin von Nathusius: Die Inspiration der Hl. Schrift und die historische Kritik. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz. Heft 150; Band XX, Heft 6.) — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfg.

August Niemann: Der Agitator. Roman. Zwei Bände. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1895.

Dr. Arthur Pfungst: Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag, gehalten in den Abteilungen München und Frankfurt a. M. — Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Wilhelm Preyer: Darwin. Sein Leben und Wirken. Mit Bild. (19. Band der „Geisteshelden", herausgegeben von Anton Bettelheim.) — Berlin, Ernst Hofmann & Co. — Preis Mk. 2,40.

Karl Pröll: Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten. — Berlin, Hugo Storm. — Preis Mk. 2,50.

Das Reich Bismarck'scher Schöpfung und Die Deutsche Frage. Verhandlungen der deutschen Rechtspartei auf dem dritten Kongreß am 11. September 1895 in Frankfurt a. M. — Hannover, Kommissionsverlag von Heinr. Feesche. 1895.

Die Religionslehre der Buddhisten. Aus dem „Evangelium Buddhas". Nach dem Originaltexte ins Englische übersetzt von Paul Carus. Ins Deutsche übertragen von Franz Hartmann, M. D. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Léon Riotor: Le Sceptique loyal. — Paris, Bibliothèque artistique et littéraire; 31 rue Bonaparte.

D. James Russel: Die Volksschulen (Extension of University Teachnig) in England und Amerika. Deutsch mit Anmerkungen von Otto Wilhelm Beyer. — Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Adolbert Schroeter: Lacrimae Christi. Roman. — Wiesbaden, Verlag von Heinr. Lützenkirchen. 1895.

Robert Seidel: Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte. — Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz. 1895.

John Archer Silver: The provisional government of Maryland (1774—1777). (John Hopkins university studies in historical and political sience, Herbert B. Adams, Editor). — Baltimore, The Johns Hopkins Press. — Price 50 Cents.

A. G. von Suttner: Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. — Dresden, Leipzig u. Wien, E. Piersons Verlag. 1895.

—„— Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. — Dresden, Leipzig u. Wien, E. Piersons Verlag. 1895. Preis Mk. 3,—.

Jules Vallès: Vingtras' junge Leiden. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Karl Schneidt. — Verein für freies Schrifttum. Berlin W., Gleditschstraße 35. — Preis Mk. 3,—.

Giovanni Verga: Sizilianische Dorfgeschichten. Deutsch von Otto Eisenschitz. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1895. — Preis Mk. 3,—.

Dr. Otto Weddingen: Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — Wiesbaden, Verlag von Heinr. Lützenkirchen. 1895.

Bronislav Wellek: Friedrich Smetana. Mit dem Bildnis des Komponisten. Sonderabdruck aus der Österreichisch-Ungarischen Revue, XVII. Band, Heft 1—6. 1894—1895. — Mit einem Anh. von Korrespondenzen Smetanas an Liszt. — Prag, Verlag von H. Dominicus (Th. Gruß). 1895.

L. Westkirch: Streber. Roman. — Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Paul List.

W. A. Wetzel, A. M.: Benjamin Franklin as an Economist. (Johns Hopkins University Studies in Historical and Political Science, Herbert B. Adams, Editor.) — Baltimore. The John Hopkins Press. Sept. 1895. — Price 50 Cents.

William Wolf: Musik-Ästhetik in kurzer und gemeinfaßlicher Darstellung. Mit zahlreichen Notenbeispielen. Band I. Zweite Auflage. — Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger. 1896.

Wilhelm Walters: Ach, wenn du wärst mein eigen .... Erzählung. — Dresden-A., Dresdner Verlagsanstalt (B. W. Esche).

Arthur Zapp: Ein Lieutenant a. D. Roman. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1895. — Preis 3 Mk.

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

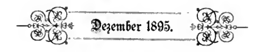
Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Carl Busse.

Die Gesellschaft.



Dezember 1895.

Inhalt:

Bildnis von Carl Busse.

Seite

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.



Die Entschädigung der Grundeigentümer.

Ein Kapitel aus „A Perplexed Philosopher“ von Henry George.

Deutsch von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

In einer Zeit, wie der gegenwärtigen, in der so viele und so verschiedenartige Vorschläge gemacht werden, um die Anrechte jedes Bürgers an den Grund und Boden seines Vaterlandes wieder herzustellen, halte ich es für ratsam, die Erlaubnis des Verfassers zu benutzen und ein Kapitel über „Entschädigung“ aus „A Perplexed Philosopher“, New-York 1895, zu übersetzen.

Bekanntlich schlägt Henry George keine „Bodenverstaatlichung“ vor, — wie leider immer noch von seinen Gegnern und manchmal auch von unklar denkenden vermeintlichen Anhängern behauptet wird, — sondern nur „eine einzige Steuer“ (Single tax) auf die ökonomische Grundrente; die den Lesern der „Gesellschaft“ ja bekannt ist. Für diese einfache Reformmethode treten denn auch fast alle „Landreformer“ in angelsächsischen Ländern ein, und nur eine kleine Minderheit in England und auf dem Kontinent glaubt an „Verstaatlichung“ und „Entschädigung“.

Gegen diese kleine, im moralischen und ökonomischen Denken zuweilen recht unklare Minderheit und gegen deren unmoralische Forderung von „Entschädigung“ ist dieses Kapitel gerichtet.

* * *

Wir wollen uns nun einmal vollkommen klar machen, was es mit dieser Frage und der Entschädigung der Grundeigentümer für eine Bewandtnis hat.

Sie hat nichts mit der Gültigkeit irgend eines Kontraktes, eines

Übereinkommens oder eines förmlichen Versprechens von seiten des Staates zu thun. Dergleichen giebt es nicht und wird auch von den Verteidigern einer Entschädigung nicht vorgeschützt. Wenn dies der Fall wäre, dann würde die Frage entstehen, inwieweit gesetzgebende Macht gesetzgebende Macht binden kann, und inwieweit die Handlungen einer Generation die nachfolgenden Generationen verpflichten. Aber es ist nicht nötig, dies hier weiter zu erörtern.

Die Frage aller Rechte auf Entschädigung steht hier nicht zur Entscheidung. Daß der Staat Entschädigung zahlen sollte, wenn er ein Gebäude niederreißen läßt, um für irgend einen gemeinnützigen Zweck Raum zu schaffen, wenn er plötzlich Güter, Lebensmittel, Pferde und Schiffe nötig hat, oder wenn er sonst irgendwelche Leistungen von einigen Bürgern beansprucht, die er von anderen nicht verlangt, davon ist hier überhaupt nicht die Rede. Das Recht auf Entschädigung, in derartigen Fällen, wird nicht bestritten.

Das heißt also: ob der Staat für die Zerstörung von Privateigentum — das moralische Rechtfertigung hat — zahlen soll, steht durchaus nicht in Frage, weil die zugestandene moralische Unantastbarkeit einer Gattung von Eigentum schon ein Recht auf Entschädigung einschließt. Das Recht auf Entschädigung kann nur da in Frage kommen, wo der Mangel einer moralischen Rechtfertigung bei einer Gattung von Eigentum zugegeben ist.

Darum spielte die Frage der Gerechtigkeit einer Entschädigung für die Abschaffung der Sklaverei keine Rolle im Geiste Derer, die an die Gerechtigkeit der Sklaverei glaubten. Die Verteidiger der Sklaverei, die da behaupteten, die Sklaverei sei Gottes Anordnung, es sei ein natürliches Recht und eine Pflicht des Stärkeren, die Schwachen zu Sklaven zu machen, damit sie väterlich für sie sorgen könnten, Leute, die nicht nur darauf bestanden, daß die Sklaverei nicht abgeschafft werden solle, wo sie bestand, sondern daß sie auch dort einzuführen sei, wo sie noch nicht bestand, solche Leute wurden von Entschädigungsgedanken nicht beeinflußt. Daß die Sklavenbesitzer ein Recht auf Entschädigung hätten, falls die Sklaverei abgeschafft würde, war die selbstverständliche Folgerung aus ihrer Behauptung, daß die Sklaverei gerecht sei und nicht abgeschafft werden solle. Nur in den Köpfen Derer, die bereits zu der Überzeugung gekommen waren, daß die Menschensklaverei ein Unrecht sei und abgeschafft werden müsse, spielte der Gedanke an Entschädigung eine Rolle, und nur bei ihnen wurde er zu einer Streitfrage.

So verhält es sich auch mit der Steuerfrage auf Grund- und Bodenwerte. Der Gedanke an eine Entschädigung wird nur dort gehegt und hat nur da Bedeutung, wo er als eine sekundäre Verteidigung des Privat-

eigentums an Grund und Boden dient. Solange Einer an dieses Privateigentum glaubt, ist es zwecklos, ihm gegenüber von der Notwendigkeit einer Entschädigung zu reden. Er denkt nicht an dessen Abschaffung, sondern an dessen Fortbestand und Ausdehnung, und da das Größere das Kleinere einschließt, glaubt er ohnehin schon an die Unerläßlichkeit einer Entschädigung, falls es abgeschafft wird. Aber sobald er erst soweit ist, die Gerechtigkeit des privaten Eigentums an Grund und Boden zu bezweifeln und anfängt, dessen Abschaffung zu begünstigen, dann wird gewöhnlich die Frage der Entschädigung aufgeworfen, als wäre es eine neue und besondere moralische Frage für sich, und nun wird sie zu einer zweiten Verschanzung für die Verteidigung des privaten Grundeigentums. Sie verhindert ihn, für dessen Abschaffung einzutreten, oder wenigstens für keine Abschaffung, die den bestehenden Interessen Verlust bringt. Der vermittelnde Charakter dieser Verteidigungsart des bestehenden Unrechts hat natürlich einen großen Reiz für jene zahmen und klugen Seelen, die, sobald das sittliche Recht mit mächtigen Interessen in Widerspruch gerät, gerne vorsichtig aus der Schußweite bleiben.

Somit ist die Idee der Schadloshaltung, die uns hier beschäftigt, der Gedanke an Entschädigung für etwas, das als ein Unrecht an sich bereits zugestanden ist. Trotzdem wird sie auf moralischer Basis entwickelt und als eine rein sittliche Frage behandelt.

Diejenigen, die die Notwendigkeit einer Entschädigung betonen für die Abschaffung dessen, das sie selbst als ein Unrecht erkannt haben, glauben, der Staat habe durch sein früheres Einverständnis eine moralische Verpflichtung übernommen. Sie sagen: während es gerecht wäre, ein solches Zugeständnis von nun an zu verweigern; — also z. B. die Sklaverei da zu verbieten, wo sie noch nicht besteht, das private Grundeigentum da nicht einzuführen, wo es ein solches noch nicht giebt, von der Einführung neuer Schutzzölle oder von der Verleihung neuer Privilegien oder Monopole abzustehen, — sei der Staat hingegen da, — wo er solche Dinge schon zugelassen habe, Jenen gegenüber moralisch verpflichtet, die unter seinen Gesetzen gehandelt hatten. Denn den Wert eines Eigentums zerstören, das bereits mit seiner Einwilligung erworben sei, wäre, seiner Natur nach, ein rückwirkendes Gesetz.

Aber hierin liegt offenbar eine Gedankenverwirrung. Wenn vorgeschlagen würde, der Staat solle etwas ungeschehen machen, das bereits mit seiner Einwilligung gethan sei, — also etwa: er müsse die Eigentumsrechte auf alles, was die Sklavenarbeit seither eingebracht, für ungültig erklären und den Sklaven einen gesetzlichen Entschädigungsanspruch für früher geleistete Dienste einräumen, oder: er solle von Denen, die aus den Schutzzöllen Vorteil gezogen, den gehabten Profit zurückfordern, — dann könnte

ein solcher Gedankengang allenfalls Gewicht haben. Aber es ist durchaus nicht rückwirkend, wenn man verlangt, daß in Zukunft die Arbeitsfrüchte des Sklaven nur ihm allein gehören sollen, oder daß in Zukunft der Handel frei sein müsse. Für derartige Änderungen der Staatsgesetze eine Entschädigung verlangen, heißt nicht nur behaupten, der Staat sei durch alles gebunden, das er früher that, sondern auch annehmen, er sei moralisch verpflichtet, alles fortzusetzen, was er seither gethan hat.

Der Verlust, für den in solchen Fällen Entschädigung verlangt wird, ist nicht der Verlust eines Wertes, den man bereits in der Tasche hat, sondern der Verlust einer Erwartung. Der Wert eines Ballens Baumwolle ist ein thatsächlich vorhandener Wert, der auf gethaner Arbeit beruht. Aber der Wert eines Sklaven ist kein thatsächlich vorhandener, sondern ein in Aussicht stehender. Er ist nicht auf bereits geleistete Arbeit begründet, sondern auf die Hoffnung, daß der Staat den Sklaven auch fernerhin zwingen werde, für seinen Herrn und Eigentümer zu arbeiten. So stellt der Wert eines Hauses oder anderer Bodenbebauungen den Wert der auf diese Weise verkörperten Arbeit dar. Aber der Wert des nackten Grund und Bodens an sich stellt nur den Wert der Hoffnung dar, daß der Staat auch fernerhin dem Eigentümer erlauben werde, einen Wert sich anzueignen, der allen Bürgern gehört. Kann man aber vom Staat verlangen, Leute für die Nichterfüllung ihrer Erwartungen zu entschädigen, die durch Änderungen von Staatsgesetzen und durch Staatshandlungen verursacht werden, auch da, wo die Moral nicht in Frage kommt?

Wenn der Staat Frieden schließt, muß er dann Die entschädigen, die auf die Fortsetzung des Krieges gerechnet und ihr Kapital daraufhin angelegt hatten? Wenn er einen neuen kürzeren Verkehrsweg eröffnet, ist er deshalb moralisch verpflichtet, Die zu entschädigen, die durch die Ablenkung des Verkehrs vom alten Weg verlieren? Wenn er Experimente behufs Förderung der Entdeckung einer billigen Methode, Elektrizität direkt aus Wärme zu erzeugen, mit Staatsmitteln unterstützt, ist er alsdann moralisch verpflichtet, die Eigentümer aller dadurch wertlos gewordenen Dampfmaschinen und Alle, die solche bauen, zu entschädigen? Solche Zumutungen wären einfach absurd. Aber die Behauptung, die wir zu untersuchen haben, ist schlimmer. Sie lautet: Der Staat muß die getäuschten Hoffnungen Derjenigen entschädigen, die darauf gerechnet hatten, er werde fortfahren, Unrecht zu thun.

Wenn der Staat die Sklaverei oder erbliche Pensionen oder Schutzzölle oder andere Vorrechte irgendwelcher Art abschafft, nimmt er dadurch wirklich den Einzelnen, die dabei verlieren, etwas, das sie thatsächlich schon haben? Das ist offenbar hier nicht der Fall. Durch die Abschaffung der

Sklaverei weigert sich einfach der Staat, in Zukunft den einen Menschen zu zwingen, für den andern zu arbeiten. Durch Abschaffung erblicher Pensionen weigert sich der Staat nur, in Zukunft von dem Eigentum Derer zu nehmen, denen es rechtmäßig gehört, und es Andern auszuhändigen. Bei Abschaffung der Schutzzölle hört der Staat nur auf, sich gewaltsam in das Erwerbsleben einzumischen. Er hört auf, das natürliche Eigentumsrecht zu verletzen, um einigen Bürgern unnatürlichen Gewinn zu verschaffen. Durch die Abschaffung solcher Vorrechte weigert er sich nur, in Zukunft seine Macht dazu herzuleihen, um Einigen Vorteile über Andere zu sichern.

Sehen wir einmal zu, wofür in solchen Fällen überhaupt Entschädigung verlangt wird. Sie wird nicht für den Versuch gefordert, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, sondern für die Weigerung künftig Unrecht zu thun. Sie wird nicht wegen ungleicher Behandlung Einzelner verlangt, sondern wegen der Weigerung, ungleiche Behandlung fortzusetzen. Daß es Verlust von Verkaufswerten für Einzelne geben wird, durch die Weigerung des Staates, ist ganz richtig. Aber es ist kein Verlust von etwas, das sie jetzt schon haben. Es ist ein Verlust von etwas, das sie zu bekommen hofften. Es ist ein Verlust, für den weder die Betroffenen gerechterweise Entschädigung verlangen können, noch der Staat gerechterweise Entschädigung geben kann. Es ist ein Verlust der Art, wie ihn der Silberschmied zu Ephesus durch die Predigten des Paulus erlitt, ein Verlust, wie ihn stets einige Leute erleiden, infolge der Einführung allgemein nützlicher Erfindungen oder gemeinnütziger Reformen. Ein Anspruch auf Entschädigung in solchen Fällen wäre gleichbedeutend mit einer Verweigerung jedweden Rechtes, Erfindungen und Reformen einzuführen. Die Forderung beruht auf der Voraussetzung, daß der Staat, wenn er einmal Unrecht gethan habe, moralisch verpflichtet sei, dieses Unrecht fortzusetzen. Er müsse nicht nur fortfahren Unrecht zu thun oder entschädigen, sondern müsse überhaupt fortfahren, Unrecht zu thun.

Denn Entschädigung bedingt gleichwertige Vergütung. Für die Unterlassung eines Unrechts entschädigen, heißt Denen, die durch das Unrecht profitieren, den pekuniären Gleichwert seines Fortbestehens bieten. Nun besitzt aber der Staat nichts, das nicht den einzelnen Bürgern gehört, aus denen der Staat sich zusammensetzt. Was er Einigen giebt, muß er von Andern nehmen. Abschaffung mit Entschädigung ist darum keine wirkliche Abschaffung, sondern Fortsetzung in anderer Form, — auf der einen Seite von ungerechter Verkürzung, auf der andern von ungerechter Aneignung. Wird bei Abschaffung einer erblichen Pension der Inhaber entschädigt, dann empfängt er in Geld oder Schuldscheinen eine Summe, die danach berechnet ist, ihm in Zinsen dieselbe Macht — zur alljährlichen Aneignung

von ebensoviel Arbeitsfrüchten Anderer, als die Pensionen gaben, — zu verleihen. So bedeutet Entschädigung für den Verkaufswert eines Sklaven, — wegen der Weigerung der Gesellschaft, ihn fernerhin zu zwingen, für seinen Herrn zu arbeiten, — diesem Herrn die Macht verleihen, ebensoviel Güter sich anzueignen, als der Sklave wert ist. Die Sklavenbesitzer verlieren das Recht, die Arbeitsfrüchte der Sklaven und deren Nachkommen sich anzueignen, aber sie erhalten die Garantie der Regierung, daß diese einen gleichen Betrag von dem Eigentum aller Bürger für sie einziehen werde. Der Raub wird — in anderer Form — fortgesetzt. Was er an Höhe gegen Einige verliert, gewinnt er an Ausdehnung gegen Andere. Während Einige, die vorher Sklaven waren, zum Teil frei werden, werden Andere, die vorher frei, teilweise versklavt.

Daß es lediglich eine Gedankenverwirrung ist, die die Idee einer Entschädigung für die Weigerung, die Fortsetzung eines Unrechts zu gestatten, erklärlich macht, beweist die Thatsache, daß derartige Ansprüche niemals von Seiten Derer, die den Vorteil des Unrechts genießen, erhoben werden, sondern merkwürdigerweise immer von Seiten der Käufer. Manchmal ist die Konfusion eine direkte Unterstellung. So wird zuweilen behauptet: „Hier ist ein Mann, der, — an die Fortdauer der Erlaubnis des Staates glaubend, — seinen Verdienst in Eigentum anlegte, das der Staat seither als solches gestattet hat. Zieht nun der Staat seine Genehmigung zurück, zerstört er nicht dadurch, — falls er nicht entschädigt, — die Früchte seiner harten Arbeit?"

Die Antwort lautet klar und deutlich: das ist nicht der Fall. Nehmen wir an, das fragliche Eigentum sei ein Sklave. Durch Abschaffung der Sklaverei zerstört der Staat nicht das für den Sklaven gegebene Kapital, er vernichtet nur den Wert des Sklaven. Daß der Käufer das Kapital durch ehrliche Arbeit verdient hat, mit dem er den Sklaven kaufte, steht hier nicht in Frage. Er wird nicht als Arbeiter, sondern als Sklaveneigner geschädigt. Hätte er seine Ersparnis nicht für einen Sklaven eingetauscht, so würde ihm dessen Befreiung keinen Verlust gebracht haben. Wenn ein Mensch eine Gattung von Eigentum umtauscht, dann giebt er die eine mit allen ihren Zufällen auf und nimmt dafür die andere mit allen ihren Zufällen. Er kann nicht Steine verkaufen und Heu einkaufen und nachher darüber klagen, daß das Heu verbrennt, während Steine nicht verbrennen könnten. Die größere Zerstörbarkeit des Heus ist eine der Eigenschaften seines jetzigen Eigentums, die er mit in den Kauf nahm. Ebensowenig kann er Eigentum, das moralische Heiligung hat, gegen Eigentum, das nur gesetzliche Gültigkeit besitzt, eintauschen und dann beanspruchen, daß die moralische Heiligung des Dinges, das er verkaufte, nunmehr auch

dem Ding, das er einkaufte, innewohnen soll. Diese Eigenschaft ging mit dem Gut an die andere Partei über. Tausch kann nur übertragen, aber nicht erschaffen. Jede Partei giebt die von ihr besessenen Rechte auf und nimmt dafür die Rechte der andern Partei. Der letzte Eigentümer erhält kein moralisches Recht, das der erste nicht besessen hat.

„Aber," kann man sagen, „der Käufer von etwas, das lange als Eigentum behandelt wurde, ist in einer andern Lage, als der ursprüngliche Besitzer. Bei unserer heutigen Handhabung des Rechtes unter den Bürgern ist der Unterschied zwischen dem unrechtmäßigen Aneigner und dem redlichen Erwerber anerkannt, und langer Besitz kann den fehlenden ursprünglichen Besitztitel ersetzen. Dieser Grundsatz sollte durch den Staat in seinen Handlungen, dem einzelnen Bürger gegenüber, anerkannt werden, und wenn er, auch nur durch Unterlassung, den unschuldigen Käufer um etwas verkürzt, das lange als Eigentum geschützt wurde, dann sollte er diesen entschädigen."

„Redlicher Erwerber" von etwas, das ein Unrecht gegen Andere bedingt! Ist die Phrase nicht lächerlich? Wenn vor unseren Tribunalen der Gerechtigkeit die Unkenntnis des Gesetzes niemand entschuldigt, um so weniger kann sie dies vor dem Richterstuhle der Moral, — und gerade an diesen Richterstuhl appellieren eben die Verfechter der Entschädigung.

Zudem kann Unkenntnis nur vor Strafe schützen, der bewußtes Unrecht stets verfallen ist. Aber ein Recht kann sie niemals verschaffen. Wenn jemand unabsichtlich auf meine Zehen tritt, so kann er mich anständigerweise um Entschuldigung bitten, aber er erlangt dadurch kein Recht, fortan darauf zu stehen. Indem der Staat eine Gattung Eigentum aufhebt, dessen Fortbestehen eine Ungerechtigkeit bedingt, legt er nicht nur keine Strafe auf, er verlangt sogar nicht einmal Entschädigung für Die, denen seither Unrecht geschehen ist. Er handelt somit nach viel milderen Grundsätzen als die heutige Rechtsprechung zwischen Mensch und Mensch. Denn nach dieser müßte der unschuldige Käufer alles, was einem Andern gehört, zurückerstatten. Nicht allein das Gut selbst, sondern alles, was es ihm eingebracht hat. Daran ändert auch der Rechtsgrundsatz des „öffentlichen Marktes" nichts, der dem Käufer aller an einem bestimmten öffentlichen Orte erstandenen Güter ein unanfechtbares Eigentumsrecht giebt, selbst gegen den rechtmäßigen Eigentümer; es sei denn, daß Dieser einen Betrug nachweisen kann. Ebensowenig kann, nach dem Gesetze der Verjährung, — demzufolge nach Ablauf einer gewissen Zeit, es gesetzlich unstatthaft ist, die Rechtmäßigkeit eines Eigentums zu prüfen, — dieses allgemeine Prinzip verneint werden.

Der Rechtsgrundsatz, der beim „öffentlichen Markte" in Anwendung kommt, bedeutet durchaus nicht, daß der Übergang von einer Hand zur andern Eigentumsrecht verleiht, sondern, daß es gewisse Dinge giebt, die

immerwährend durch einfachen Tausch von Hand zu Hand gehen, so daß den Interessen des Handels und dem Gemeinwohl am besten gedient ist, wenn man den thatsächlichen Besitz — falls unredliche Absicht nicht nachzuweisen — als Eigentumsrecht gebend anerkennt. Der Rechtsgrundsatz der Verjährung beruht, wie gesagt, nicht auf der Annahme, daß eine gewisse Dauer des Besitzes Eigentumsrecht giebt, sondern nur darauf, daß es über einen gewissen Zeitpunkt hinaus ganz unmöglich wird, solche Streitigkeiten zu entscheiden. Dies ist einer von den Fällen, in denen menschliche Gesetzgebung ihre Unfähigkeit, mehr als nur beiläufig die Vorschriften der Moralgebote durchzusetzen, zugeben muß. Keine Religionsform und keine Moralphilosophie würde einen Menschen für tadelsfrei erklären, der sich auf das Gesetz der Verjährung beruft, um etwas zu behalten, das — wie er wohl weiß — moralisch einem Andern gehört. Aber gesetzgebende Macht kann die Gewissen nicht untersuchen, sie kann nur Thatsachen feststellen. Der Nachweis bei verjährten Vorgängen ist dem menschlichen Begriffsvermögen schnell verdunkelt und erlischt im Laufe der Zeit bald ganz. Darum setzt der Staat — um endlosen Disput zu vermeiden — bei Dingen, deren Eigentumsrecht auf Vorgängen der Vergangenheit beruht, eine Zeitgrenze fest, über die hinaus er keine Untersuchung mehr anstellt, sondern thatsächlichen Besitz als Eigentumsrecht gelten läßt.

In unserer gewöhnlichen Anwendung des Wortes wird alles dem Besitz Unterworfene und die damit verknüpften Rechte als Eigentum betrachtet. Aber es giebt zwei Arten von Eigentum, die, obgleich oft unbewußt oder absichtlich verwechselt, wesentlich von einander verschieden sind und sich diametral entgegenstehen. Beide mögen darin einander gleich sein, daß sie einen Verkaufswert haben und übertragen werden können. Dinge der einen Art sind jedoch wirkliches Eigentum, weil sie die Heiligung des Naturrechtes und der Moral haben, unabhängig von der Handlung des Staates. Während Dinge der andern Art nur unechtes Eigentum sind, weil ihre Erhaltung als Eigentum der dauernden Aufwendung der Staatsmacht bedarf, der fortwährenden Androhung ihrer Gewalt, und weil sie eine immerwährende Verletzung des Naturrechtes und der Moral bedingen. Für Dinge der ersten Art findet der vernünftige Grundsatz der Verjährung seine rechtmäßige Anwendung. Denn, da sie von Natur aus Eigentum sind, ist die Frage ihres Besitzes nicht eine Frage allgemeinen Rechtes, sondern nur eine Frage der Handlung von Mensch zu Mensch in der Vergangenheit. Jedoch auf Dinge der zweiten Art und zwischen dem Individuum und dem Staat gilt dieses Prinzip nicht und kann keine Anwendung finden. Weil diese ihren Eigentumscharakter erst durch einen Akt des Staates erhalten, verschwindet dieser Eigentumscharakter, sobald der Staat seine Unterstützung

versagt. Die Frage, ob diese Unterstützung fernerhin geleistet oder verweigert werden soll, ist also keine Frage über etwas, das in der Vergangenheit geschehen, sondern über etwas, das in Zukunft geschehen soll, — eine allgemeine Rechtsfrage und keine Frage zwischen einzelnen Personen. Dinge, die ihre Existenz der Aufwendung von Arbeit verdanken, denen somit der Eigentumscharakter schon durch ihre Herkunft anhaftet, — als Folgerung aus dem Rechte des Menschen auf seine Person — sind Eigentum der ersten Art. Sonderprivilegien, durch die der Staat einen Bürger ermächtigt und ihm beisteht, die Arbeitsfrüchte eines andern Bürgers sich anzueignen, sind Eigentum der zweiten Art.

Eine Streitfrage über den Besitz eines Rockes, eines Werkzeuges, eines Hauses, eines Ballens Ware, ist eine Frage der Eigentümerschaft auf verkörperte Resultate geleisteter Arbeit. Wir erkennen aus der Natur dieser Dinge, daß sie von jemand geeignet werden müssen. Aber nach Verlauf einer gewissen Zeit können wir in einem Streitfalle, bei unserer menschlichen Unzulänglichkeit, nicht mehr untersuchen, wer der rechtmäßige Eigentümer sein mag; und indem wir uns weigern, die Untersuchung weiter zurückzuführen, nehmen wir einfach an, daß der gegenwärtige Besitzer ein Eigentumsrecht habe, von dem wir wenigstens augenscheinlichen Beweis haben. Aber die Frage der Aufrechterhaltung oder Abschaffung der Sklaverei oder des Privateigentums an Grund und Boden, des Fortbestehens oder Nichtfortbestehens eines Handelsmonopols, einer erblichen Staatspension, eines Schutzzolles, ist eine Frage, ob der Staat auch in Zukunft seine Macht herleihen soll, zu ungerechter Aneignung von Arbeitsresultaten, die erst noch geleistet werden müssen. Hier bietet sich keine Gelegenheit zur Anwendung des Rechtsgrundsatzes der Verjährung. Hier kann keine Ungewißheit über Vergangenes die Frage der Entschädigung beeinflussen. Sie ist eben keine Frage über etwas, das in der Vergangenheit geschehen, sondern über etwas, das in Zukunft geschehen soll, und weit von der Annahme, daß der Besitzer dieser Gattung Eigentum ein Recht darauf habe, liegt die moralische Gewißheit auf der andern Seite.

Ferner sagt man wieder: „Hier ist ein Mann, der sein Geld in einem Sklaven, und ein anderer, der sein Geld in einem Gebäude angelegt hat. Beide sind als Eigentum vom Staate anerkannt. Indem nun der Staat der Sklaverei fernerhin seine Genehmigung versagt, zerstört er den Wert der ersteren Kapitalanlage, während die zweite auch fernerhin noch Gewinn bringt. Sind nun diese beiden Menschen nicht ungleich behandelt worden, und sollte dies von rechtswegen nicht durch eine Entschädigung ausgeglichen werden? Wenn ein Unrecht in der einen Art Eigentum enthalten ist, ist es nicht ein Unrecht, an dem Alle Schuld tragen, durch die Zustimmung des

Staates? Ist es also gerecht, daß Die, die zufällig ihr Vermögen darin angelegt haben, den ganzen Verlust erleiden sollen?"

Zu andern Konfusionen kommt hier noch eine neue Konfusion hinzu, über das Verhältnis zwischen dem Staat und seinen Bürgern. Wenn die staatliche Erhaltung einer Gattung Eigentum — die ein Unrecht bedingt — als eine Handlung aller Staatsbürger zu betrachten ist, auch derer, die darunter leiden, dann muß der Entschluß des Staates, das Unrecht nicht mehr zu dulden, gleichfalls als ein Entschluß aller Staatsbürger betrachtet werden, auch derer, die verhältnismäßig dadurch verlieren. Wenn die Einen keine Vergütung beanspruchen dürfen, wie können die Andern Entschädigung verlangen?

Das Moralgesetz, das man durch das Verlangen nach Entschädigung anruft, muß dasselbe Moralgesetz sein, dem auch die einzelnen Menschen unterworfen sind. Dieses Moralgesetz kann aber schlechterdings keine Immoralität gutheißen. Es muß selbst einen Sonderkontrakt auf Unrechtthun als nichtig erklären. Aber in den Fällen, die wir untersuchen, besteht gar kein Kontrakt. Es wird behauptet, daß der Staat, — weil er durch eine ungerechte Handlung die Hoffnung nährte, er werde dieses Unrecht fortsetzen, — deswegen moralisch verpflichtet sei — falls er die Fortsetzung verweigere — Die zu entschädigen, die auf diese Hoffnung hin ihre Kapitalanlagen gemacht hatten.

Würde ein solcher Anspruch zwischen einzelnen Personen Gültigkeit haben? Wenn ich z. B. gewohnt war, meinen Verdienst regelmäßig an einer Spielbank oder in einem Wirtshause auszugeben, bis der Eigentümer auf mich als einen regelmäßigen Kunden und als einen regulären Profit rechnen durfte, bin ich darum moralisch verpflichtet, ihn zu entschädigen, falls ich zu spielen oder zu trinken aufhöre? Und wenn ein unschuldiger Käufer das Geschäft dieses Eigentümers in der Hoffnung ankauft, daß ich fortfahren werde zu spielen oder zu trinken, verpflichtet mich das, ihn schadlos zu halten?

Man bedenke ferner: Wenn wirklich ein moralisches Eigentumsrecht dadurch geschaffen wurde, daß der Staat seine Einwilligung zu einem Unrecht gab, dann muß es auch alle Bürger moralisch verpflichten. Wenn der Staat das Moralgesetz durch die Abschaffung der Sklaverei, ohne Entschädigung verletzen würde, dann verletzt auch der Sklave das Moralgesetz durch jeden Fluchtversuch, falls er seinen Herrn nicht vorher entschädigt. Und jeder würde es verletzen, der ihm bei der Flucht behilflich wäre, sei es auch nur durch einen Trunk frischen Wassers. Derlei wurde thatsächlich in den Vereinigten Staaten vor dem Bürgerkrieg behauptet, gelehrt und zum Gesetz gemacht. Bezüglich der weißen Sklaven in Großbritannien aber wird heute von

hervorragenden Männern und bedeutenden Zeitungen dort das Gleiche geglaubt und verkündet. Sie behaupten: wenn das Volk — selbst auf streng gesetzmäßige Weise — seine natürlichen Anrechte an sein Vaterland wieder zurücknehmen würde, ohne die jetzigen gesetzmäßigen Eigentümer zu entschädigen, dann wäre dies eine Verletzung der zehn Gebote!

Weil nun aber der Staat keine Einzelperson ist, sondern sich aus den einzelnen Bürgern zusammensetzt, die alle von seinen Handlungen betroffen werden, darum ist sein rechtmäßiger Wirkungskreis die Sicherung gleicher Rechte für alle einzelnen Bürger. Das ist die Gleichheit, die zu sichern er verpflichtet ist, und nicht die Gleichheit der Resultate der Handlungen der einzelnen Bürger. — Wer nun seine Kapitalanlagen in der Voraussetzung macht, der Staat werde diese gleichen Rechte immerfort verneinen, thut dies auf eigene Gefahr. Er kann nicht verlangen, daß — um eine Gleichheit der Gewinne zwischen ihm und anderen zu sichern, die kein solches Risiko nahmen — der Staat fortfahren solle, die gleichen Rechte zu verweigern. Es ist die Pflicht des Staates, Gleichheit der Rechte zu sichern, nicht Gleichheit der Gewinne.

Von den Vermögensanlagen aller Arten, die fortwährend unter seinem gleichen Schutze gemacht werden, bringen einige Verlust, andere Gewinn. Angenommen, es würde gefragt: „Warum sollte der Staat nicht die Gleichheit sichern, indem er Die entschädigt, die verlieren?"

Die Antwort würde klipp und klar lauten: es ist nicht der Beruf des Staates, die Anleger von Kapitalien vor Verlust zu schützen, und es wäre ein grobes Unrecht, wenn er es versuchen sollte. Denn dies würde Diejenigen, die gute Anlagen gemacht haben, zwingen, die Verluste Derer zu decken, die schlechte gemacht haben. Es würde die Klugheit und die Vorsicht ihrer natürlichen Belohnung berauben und sie die Verluste des Leichtsinns und der Verschwendung decken lassen. Es würde den Vorbedacht bestrafen, ja geradezu eine Prämie auf Unwissenheit und Extravaganz setzen und bald die reichste Gemeinde verarmen lassen.

Wäre es aber nicht noch ungerechter und unweiser von seiten des Staates, Diejenigen zu entschädigen, die bis zum letzten Augenblick dieses ein Unrecht in sich tragende Eigentum behielten oder ankauften, um so die anderen Bürger — die kein solches gehalten oder ankauften — zu zwingen, für die Verluste jener aufzukommen? Ist es wahr, daß die Zustimmung des Staates zu einem Unrecht dieser Art ein Unrecht darstellt, das von allen Bürgern begangen wurde? Hat der Teil des Volkes, der aus Sklaven bestand, je irgendwo der Sklaverei zugestimmt? Haben die Menschen, die ihrer natürlichen Anrechte an den Grund und Boden beraubt waren, jemals wirklich eingewilligt? Werden solche Ungerechtigkeiten nicht immer in erster

Linie von Denen eingeführt, die durch Gewalt und List sich der Herrschaft im Staate bemächtigt haben? Werden sie nicht aufrecht erhalten durch Unterdrückung der Freiheit, durch Korrumpierung der Moral, durch Verwirrung der öffentlichen Meinung und durch Bestechung oder Knebelung der Lehrer der Religion und Sittenlehre? Geht nicht jeder Bewegung für die Abschaffung solcher Ungerechtigkeiten immer und notwendigerweise eine langwierige Agitation voraus, wodurch ihre Ungerechtigkeit so völlig klargelegt wird, daß, — wer nicht absichtlich seine Augen schließt, — sie einsehen muß?

„Caveat emptor" ist der Grundsatz des Gesetzes, — „laßt den Käufer sich vorsehen!" — Wenn jemand ein Gebäude kauft, bei dem das Gesetz der Schwere oder mechanische Gesetze außer acht gelassen wurden, so übernimmt er das Risiko, daß diese Gesetze sich geltend machen. Und ebenso läuft er Gefahr, wenn er Eigentum kauft, durch das das Moralgesetz übertreten wird. Wenn er, jede moralische Empfindung ignorierend, auf die Fortsetzung eines Unrechts Hazard spielt, und wenn dann zu guterletzt das öffentliche Gewissen bis zu dem Punkt aufgeweckt ist, daß es sich weigert, das Unrecht fortzusetzen, kann er alsdann verlangen, daß Die, die nicht daran teilgenommen, daß Die, die darunter gelitten haben, daß Die, die zuerst gegen das Unrecht vorgegangen und die Mühen, die Beschimpfungen und Roheiten ertragen haben, trotzdem an jenen Verlusten teilnehmen sollen, weil auch sie, als Bürger desselben Staates, ebenso verantwortlich dafür seien? Und wird nicht die Bewilligung jener unverschämten Forderung auf Entschädigung, die langsame Schwächung und das Aussterben des Unrechts verhindern, die zweifellos eintreten würden, falls eine wachsende moralische Entrüstung alle Hoffnung auf seinen Fortbestand vernichtete? — Wird nicht das Versprechen der Sicherheit für Kapitalanleger das Unrecht stärken und bis zur letzten Minute aufrecht erhalten?

Nehmen wir z. B. die Sklaverei. Die durch das Vorgehen Großbritanniens bestärkte Zuversicht der amerikanischen Sklavenhalter, daß die Abschaffung der Sklaverei ohne Entschädigung nicht erfolgen könne, hielt den Sklavenpreis selbst dann noch auf dem höchsten Punkt des Marktwertes, als schon die ersten Schüsse abgefeuert wurden, die die Befreiung bringen sollten. Wohingegen, falls kein Flunkern mit der Idee einer Entschädigung stattgefunden hätte, die wachsende öffentliche Meinung gegen die Sklaverei den Verkaufswert der Sklaven langsam hinabgedrückt und die pekuniären Interessen — die bei der Aufrechterhaltung beteiligt waren — verringert haben würden.

Betrachten wir nun das Privateigentum an Grund und Boden. Wo die Hoffnung auf künftiges Wachstum und Verbesserung öffentlicher Ein-

richtungen in jeder aufstrebenden Gemeinde ein wichtiges Element für den Verkaufswert bildet, muß die Wirkung des Gedankens an Entschädigung die sein, daß die Grund- und Bodenspekulation aufrecht erhalten und das Sinken des Verkaufswertes von Grund und Boden verhindert wird. Diese Hoffnung muß die langsame Gewöhnung der Einzelnen an den kommenden Wechsel, — als natürliche Folge eines steigenden Verlangens nach dem gleichen Anrechte aller Bürger an den Grund und Boden, — bedeutend erschweren.

Die Frage, die wir behandeln, ist notwendigerweise eine moralische Frage. Leute, die da annehmen, der Staat sei die Quelle aller Rechte, mögen in der That gegen irgend eine vorgeschlagene Staatsreform Einwand erheben, indem sie sie für „schädlich" erklären; aber sie dürfen doch nicht einwenden, daß sie „ungerecht" sei. Nichtsdestoweniger, gerade wie die materialistischen Evolutionisten fortwährend Ausdrücke gebrauchen, die eine Absicht in der Natur voraussetzen, so giebt es auch Verneiner jedes höher als das Staatsgesetz stehenden Gesetzes, die da laut schreiend erklären, daß es „unrecht" oder „ungerecht" oder gar „gottlos" sei, wenn der Staat Eigentum dieser unechten Art abschaffen würde, ohne zu entschädigen. Der einzige Weg, auf dem wir diesen Leuten entgegenkommen können — mit einiger Rücksicht auf ihre Anschauungen — ist der, daß wir annehmen, sie verstehen nicht ganz den Sinn ihrer Worte, und daß sie mit derlei Ausdrücken eben nur wiederum sagen wollen, die Reform sei „schädlich". Ihr Argument, nehme ich an, mag billigerweise etwa so gefaßt werden: Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Achtung vor den Eigentumsrechten stets den Fortschritt und die Wohlfahrt der Menschheit sehr gefördert hat. Da nun alle Rechte auf Eigentum — wie sie behaupten — auf derselben Grundlage, der Anerkennung durch den Staat, beruhen, so würde die Zerstörung eines anerkannten Eigentumsrechtes durch einen Staatsakt auch allen anderen Eigentumsrechten einen Stoß versetzen, sie in Frage stellen und somit Schaden anrichten.

Aber, selbst wenn wir jede moralische Basis ignorieren und annehmen, daß alle Eigentumsrechte nur vom Staate kommen, so ist es dennoch klar, daß, während einige Eigentumsformen das allgemeine Wohl und den Wohlstand fördern, andere — gleichfalls vom Staate anerkannte — den nationalen Wohlstand verringern und der allgemeinen Wohlfahrt schaden. Das Recht der Seeräuberei, das zu Zeiten von Staaten anerkannt war, steht nicht auf gleicher Stufe mit dem Recht auf friedlichen Handel. Das Recht auf erblichen Besitz der Gerichtsbarkeit, oder „das Recht auf Leben und Tod", wie es in Schottland genannt und dort thatsächlich vom Staate angekauft wurde, das Recht der Handhabung der Gerechtigkeit, das lange Zeit einen Verkaufswert in Frankreich hatte, das

Recht, privaten Krieg zu führen, das jeder kleine Rittergutsbesitzer besaß, oder das Recht, lokale Abgaben, Steuern und Zölle einzutreiben und zu Frohndiensten zu zwingen, das einst vom Staate anerkannt war, das Recht, die Kornfelder des Landmannes niederzutreten, um Jagdwild zu verfolgen, die Monopolrechte, die wertvolle Privilegien aus der Erlaubnis zur Fabrikation bestimmter Waren machten, aus dem Handel mit solchen oder aus deren Importation, — alle diese Rechte waren gewiß nicht fördernd für die allgemeine Wohlfahrt. Im Gegenteil, erst durch ihre Abschaffung ist das Gemeinwohl und der Wohlstand überall gehoben worden.

Selbst wenn wir zugestehen würden, daß alle Eigentumsrechte die gleiche Grundlage und Heiligung haben, und jeden moralischen Unterschied ausscheiden wollten, so lehren dennoch Vernunft und Erfahrung, daß es nur ein einziges Eigentumsrecht giebt, das von jeher der Wohlfahrt und der ganzen Gesellschaft förderlich war, und daß es das Eigentumsrecht ist, das dem Arbeiter die ganze Frucht seiner Arbeit sichert. Dieses einzig wahre Eigentumsrecht erhöht den Wohlstand, weil es zur Produktion anreizt, indem es genügende Sicherheit zur Wohlstandansammlung bietet, auf daß Kapital verwandt werden kann und Muße bleibt zur Entwickelung der geistigen Kräfte. Es ist die Achtung vor diesem, nicht der Respekt für jene Formen von Eigentum, die durch die Verderbtheit oder Einfältigkeit gesetzgebender Mächte zu Zeiten gutgeheißen wurden, und die in der Vollmacht bestehen, die Resultate der Arbeit Anderer sich anzueignen. Die Erfahrung aber lehrt, daß nur das echte und gerechte Eigentum wesentlich ist für den Frieden, die Wohlfahrt und das Glück der Menschheit.

Es ist ganz undenkbar, daß eine Zerstörung jener unechten und schädlichen Eigentumsrechte, die sich um die nützlichen Eigentumsrechte gewunden haben, wie erwürgendes Unkraut um einen fruchttragenden Weinstock, dazu angethan wäre, die Achtung vor dem Eigentum, von dem wirklich das Gemeinwohl, der Wohlstand und die Civilisation abhängen, zu schädigen. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Jene falschen Eigentumsrechte wirken nicht nur direkt zerstörend auf das, was sie fördern sollen, sondern: sie mit den echten Eigentumsrechten in eine Klasse bringen, darauf bestehen, daß die Achtung, die diesen zukommt, auch jenen gezollt werden müsse, heißt den Nährboden düngen für den wachsenden Glauben, daß überhaupt alles und jedes Eigentumsrecht der Masse Schaden bringe. Die Weltgeschichte lehrt uns aber, daß die Achtung vor dem Eigentum, das thatsächlich gleichbedeutend mit sozialem Frieden und Wohlbefinden ist, nie bedroht war, ausgenommen durch das Wachstum jener schädlichen Eigentums-Parasiten. Und dies ist heute die einzige Gefahr, die ihm droht. Warum sind die Sozialisten dem Kapital so feindlich gesinnt? Es hat keinen andern

Grund, als die Verwechselung des wirklichen und echten Kapitals, mit jenen legalisierten Unrechten, die die Wenigen in den Stand setzen, die Vielen zu berauben, indem sie sich deren Arbeitserzeugnisse aneignen und eine Erpressung ausüben für die Benutzung jeder Arbeitsgelegenheit, die die Natur darbietet. Zu lehren, daß „gut" und „schlecht", nach gesetzlicher Anerkennung, nicht mehr unterscheidbar seien, daß alles, was der Staat willens ist als Eigentum zu betrachten, auch wirklich Eigentum sei, heißt thatsächlich lehren, daß Eigentum Diebstahl ist.

Und was ist dieser Staat, in dessen durch Selbstsucht, Unwissenheit, Unehrlichkeit oder Korruption geleiteten Hände diese Verneiner jeder moralischen Unterscheidung die Macht legen möchten, die Menschen für alle Zukunft in den wesentlichsten und wichtigsten Angelegenheiten zu binden? Caligula war der Staat. Nero war der Staat. Ludwig XIV. sagte wahrheitsgemäß: „Der Staat bin ich", und nach Herbert Spencer besteht der Staat in England aus „einer buntscheckigen Versammlung von Vorgeschlagenen in Wahlversammlungen, beherrscht durch unwissende fanatische politische Drahtzieher". In Wahrheit ist der Staat immer: der Mann, die Kombination, die Interessen, die die Staatsmaschine beherrschen. Darum ist es zweckmäßig, seine Macht streng zu begrenzen. Und, wenn in der That kein Moralgebot, kein höheres Gesetz besteht, das uns eine klare Grenze zieht, zwischen dem, was der Staat thun oder nicht thun darf, dann wird es um so politischer sein, wenn wir das Prinzip der Staatsallmacht über alle Rechte hinaus zu seiner logischen Schlußfolgerung führen und darauf bestehen, daß die Staatsmacht, jederzeit, in Gegenwart oder Zukunft, voll berechtigt ist, jede Bestimmung, jeden Kontrakt, jede Verfügung oder Einrichtung des Staates irgend einer früheren Zeit zu annullieren. Wenn es kein Moralgesetz, kein höheres Gesetz giebt, um Staatshandlungen zu hemmen, dann ist es um so nötiger, daß sie wenigstens vorsichtiger Kontrolle und scharfer vollständiger Widerrufung unterworfen werden. Denn je dauernder und darum wertvoller Sonderprivilegien sind, die der Staat zu vergeben hat, desto größer ist die Versuchung selbstsüchtiger Interessen, ihn deswegen zu beherrschen. Nichts Besseres könnte dafür ersonnen werden als die Lehre, daß Staatsmonopole, die einen Menschen in den Stand setzen, die Arbeit und das Eigentum Anderer zu nehmen, niemals abgeschafft werden dürften, ohne Entschädigung Derer, die sie im Besitz haben.

Andrer Natur ist dagegen der Einwand, der manchmal gemacht wird, daß die Entschädigung, weil sie die Gegnerschaft entwaffnet, der leichteste und schnellste Weg sei, eingebürgertes Unrecht abzuschaffen. Was diesen Einwand anbetrifft, so ist Entschädigung nicht nur keine Abschaffung, und ihre Befürwortung erhält nicht nur die an dem Unrecht beteiligten pekuniären

Interessen in voller Kraft, die das größte Hindernis der Reform bilden, sondern sie macht es auch unmögich, jene moralischen Kräfte zu entfesseln, die allein imstande sind, ein verschanztes Unrecht zu überwältigen. Denn zu sagen, daß Menschen entschädigt werden müssen, wenn sie verhindert werden sollen, etwas zu thun, heißt zugeben, daß sie ein Recht haben, dies zu thun. Und alle, die in verständiger Weise Entschädigung befürworten, wissen das sehr wohl. Sie beabsichtigen eben, indem sie Entschädigung empfehlen, die Abschaffung zu verhindern.

Auch wird manchmal behauptet, daß es billiger für uns gewesen wäre, für die Sklaven der Südstaaten zu bezahlen — wie es Großbritannien in Westindien gethan — als in den Bürgerkrieg zu ziehen. Aber die Annahme, daß wir die Sklaverei auf diese Weise los geworden und der Krieg vermieden worden wäre, ist von der Wahrheit weit entfernt. Eine aristokratische Regierung, wie die Großbritanniens anno 1832, kann wohl die Sklaverei in ein paar kleinen Kolonien abschaffen, indem sie die Unkosten auf das eigene Volk im Mutterlande abwälzt. Aber durch eine demokratische Regierung und im großen Maßstabe kann dies nimmer geschehen. Großbritannien ersparte sich keinen Krieg, als es Entschädigung zahlte; denn die westindischen Pflanzer konnten gegen die Sklavenbefreiung nicht kämpfen. Und wenn die westindischen Sklaven mit Entschädigung schneller befreit wurden, als ohne eine solche, so kam das nur daher, weil die an der Aufrechterhaltung des bestehenden Unrechts beteiligten Interessen im britischen Parlament übermäßig stark vertreten waren. Aber selbst mit solcher Vertretung, wie die Massen sie heute haben, würde es leichter gewesen sein, die Sklaverei in Westindien ohne Entschädigung abzuschaffen als mit ihr. In den Vereinigten Staaten kam die Abschaffung der Sklaverei mit Entschädigung nie praktisch in Frage. Sie hätte erst dann zur praktischen Frage werden können, wenn die Erhitzung der öffentlichen Meinung gegen die Sklaverei einen höheren Grad erreicht hätte, als der war, der zum Krieg führte. Der Bürgerkrieg brach aus, als erst eine kleine Minderheit an die Abschaffung der Sklaverei dachte, und von Entschädigung noch gar nicht die Rede war. Der Krieg kam viel früher, als man auf der einen oder andern Seite träumte. Er hatte seine Ursache in dem unsteten politischen Gleichgewicht, das ein legalisiertes Unrecht durch zufällige Beschlüsse erzeugt und in den Leidenschaften, die sich immer entfesseln, wenn das moralische Gewissen sich gegen sie empört. Der Bürgerkrieg war da, ehe noch die Hauptfrage berührt worden war. Er entstand weder aus der Forderung nach Entschädigung, noch aus der Weigerung, sie zu geben, sondern aus der Zaghaftigkeit, mit der die moralische Seite der Frage von Seiten Derer behandelt wurde, die thatsächlich die große Ungerechtigkeit

der Sklaverei erkannt hatten. Durch Konzessionen und Kompromisse wurden die Sklavenhalterinteressen so gestärkt und so kühn gemacht, daß sie, entrüstet über gewisse, ihnen weit weniger gefährliche Maßregeln, als die Abschaffung mit Entschädigung gewesen wäre, die Nation in den Bürgerkrieg stürzten.

Und selbst wenn die Alternative zwischen Entschädigung oder Krieg in unparteiischer Weise dem amerikanischen Volke gestellt worden wäre, wer kann sagen, ob es wirklich weiser und billiger gewesen sein würde, sich einer derartigen Forderung zu fügen? Konnte die Nemesis, die jedem nationalen Unrecht auf dem Fuße folgt, auf diese Weise getäuscht werden? Hätte die Ausführung einer solch riesigen Finanzoperation wie die Entschädigung für drei Millionen Sklaven nicht Veranlassung zu politischen Kämpfen geben können, die vielleicht zu einem noch unglücklicheren Kriege geführt hätten? Und würde das schlechte Beispiel, das durch eine bewußte Verletzung des moralischen Sinnes gegeben worden wäre, zu guterletzt wirklich nichts gekostet haben? Die Kriegskosten an Blut, an Wohlstand, an Erbitterung und Korruption, die er verursacht hat, lassen sich nicht abschätzen. Dennoch können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die moralische Atmosphäre durch den Krieg geklärt wurde, und daß Probleme, die immer noch vorhanden sind, jetzt leichter zu lösen sein werden, als wenn das Volk, bei der ihm gleichsam als Pistole auf die Brust gesetzten Alternative: entweder Entschädigung oder Krieg, sich bewußt und feige dem Unrecht unterworfen hätte.

Eine solche Begründung der Entschädigung besagt eigentlich nur, daß es billiger sei, sich dem Unrecht zu unterwerfen, als für das Recht einzustehen. Die Weltgeschichte lehrt uns jedoch, daß, wann immer ein Volk eine derartige Lehre der Unterwerfung befolgte, es seine Unabhängigkeit und seine Freiheit verlor, ohne den Frieden zu erlangen. Der Friede aber, auf solche Weise gesichert, wäre ein Friede, wie ihn das untergehende Rom von den Barbaren erkaufte. Ein Friede der Fellahs und Bengalen.

Selbst in persönlichen Angelegenheiten ist es schwer, zu entscheiden, was das Resultat einer Handlung sein wird, die auf bloßer Zweckmäßigkeit beruht. Bei der größeren und gewichtigeren Wagschale, auf der nationale Handlungen abgewogen werden müssen, ist es schlechterdings unmöglich. Darum ist es, wie Herr Spencer in seinen „Social Statics“ zugiebt, echte Weisheit, in sozialen Angelegenheiten, dem Diktat jenes weisen Grundsatzes zu folgen und nicht zu fragen: was zweckdienlich scheint, sondern was gerecht ist. Wenn ein Gesetz oder eine Staatseinrichtung falsch ist, wenn ihr Weiterbestehen die Fortsetzung einer Ungerechtigkeit bedeutet, dann giebt es nur eine weise Handlung, dann ist das einzige Richtige, — sie abzuschaffen.

Doch um auf die Hauptfrage zurückzukommen: alle Forderungen auf Entschädigung bei Abschaffung der ungleichen Rechte an Grund und Boden sind Entschuldigungen, um das Recht zu umgehen und das Unrecht fortzusetzen. Sie alle verneinen die Gleichheit, die das Wesen der Gerechtigkeit bildet, genau so wie das ursprüngliche Unrecht. Wo der Anspruch auf Entschädigung irgend einem ehrlich denkenden Menschen richtig erschien, da wird er, wenn er ernstlich seine Gedanken prüft, einsehen, daß er, vielleicht unbewußt, eine gewisse Sympathie für Die empfand, die durch die Ungerechtigkeit zu profitieren scheinen, eine Sympathie, die er jedoch für Die nicht fühlte, die durch sie seither geschädigt wurden. Er hat stets nur an die Wenigen gedacht, deren Einkommen durch die Zurückerstattung der gleichen Rechte verkürzt werden würde. Er hat die Vielen vergessen, die dadurch verarmt, erniedrigt und in den Tod getrieben wurden. Wenn er erst einmal die Tyrannei seiner angeborenen Ideen gebrochen und sich wahrhaft vergegenwärtigt hat, daß alle Menschen gleichmäßig berechtigt sind, auf die Benutzung der Gelegenheiten, die die Natur darbietet, um ihr Leben auszuleben und ihre Kräfte zu entfalten, dann wird er die Ungerechtigkeit und die Gottlosigkeit, die in dem Verlangen nach Entschädigung für Abschaffung des Bodenmonopols liegen, voll und ganz erkennen. Er wird einsehen, daß, wenn überhaupt jemand für die Abschaffung eines Unrechtes zu entschädigen ist, es Die sind, die durch das Unrecht gelitten, und nicht Die, die dabei profitiert haben.

Privateigentum an Grund und Boden, — die Unterwerfung des Erdbodens unter das gleiche ausschließliche Eigentumsrecht, das gerechterweise für alle Erzeugnisse der Arbeit gilt, ist eine Verneinung des wahren Rechtes auf Eigentum, das jedem ein gleiches Recht auf die Verwendung seiner Arbeit und auf deren Früchte zuspricht. Es unterscheidet sich von der Sklaverei nur in der Form. Während das private Bodenmonopol den unentbehrlichen Naturfaktor der Arbeit zu Eigentum macht, macht die Sklaverei ein Eigentum aus dem menschlichen Faktor der Produktion. Es hat denselben Zweck und dieselbe Wirkung, nämlich: einige Menschen zu zwingen, für andere zu arbeiten. Seine Abschaffung bedeutet darum nicht die Zerstörung eines Rechtes, sondern die Unterlassung eines Unrechtes, — sie verlangt, daß in Zukunft das Staatsgesetz mit dem Moralgesetz übereinstimmen soll, auf daß „jedem das Seine" bleibe.

Ich habe diese Frage der Entschädigung, diesen letzten Schanzgraben der Verteidiger des Grundherrentums, nur deshalb so gründlich durchgenommen, weil sie von Einigen so hartnäckig verteidigt wird, und nicht etwa, weil sie aus irgend etwas entstanden wäre, das ich vorgeschlagen habe. Wir, die wir eine gesetzmäßige, natürliche und leichte Methode zur

Rückerstattung der gleichen Rechte aller Menschen beantragen, eine Methode, die wir, um sie klar von allen Landverstaatlichungsprojekten zu unterscheiden, die „einzige Steuer" (single tax) nennen, wollen nichts den Grundeigentümern nehmen, was sie heute haben. Wir schlagen vielmehr vor, den Grundeigentümern alles zu lassen, was sie thatsächlich besitzen, selbst die Früchte der Ungerechtigkeit. Wir beabsichtigen nicht einmal, die Form des Grundbesitzes zu wechseln oder die Maschinerie und die Amtsthätigkeit des Staates zu erweitern, sondern sie zu vereinfachen. Kurz, wir wollen nur die gegenwärtige Methode der Einziehung der Staats- und Gemeindeeinkünfte derart abändern, daß sie den Erfordernissen des wahren Rechtes auf Eigentum entsprechen, indem wir zu Staatszwecken nur das nehmen, was rechtmäßig dem Staate zukommt, dem Einzelbürger aber alles lassen, was rechtmäßig dem einzelnen gehört.

Die plumpe Art und Weise der Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden, die man sehr richtig „Bodenverstaatlichung" genannt hat, macht es auch notwendig, immobiles rechtmäßiges Eigentum, das aus Bebauungen besteht und das am Boden haftet, ebenfalls zu verstaatlichen. Für diese Bebauungen und Verbesserungen müßte, bei Verstaatlichung, selbstverständlich Entschädigung gewährt werden. Aus Gedankenlosigkeit wird aber diese Entschädigung auch auf den Grund und Boden selbst ausgedehnt. Und auch die Besitzergreifung des Bodens, die die Verstaatlicher vorschlagen, würde, der Form nach, eine Wegnahme von Eigentum sein. Der Grund und Boden müßte formell durch den Staat in Besitz genommen und dann ausgepachtet werden. Heute sind wir an Entschädigung der Eigentümer gewöhnt, wenn der Staat bestimmte Grundstücke braucht, und sie ist hier in der That rechtmäßig, worauf ich gleich anfangs hingedeutet habe. Oberflächliche Denker folgern nun leicht daraus, daß, falls der Staat alles Land wegnähme, um es wieder zu verpachten, er natürlich alle Eigentümer entschädigen müsse. Auf diese Weise giebt das Projekt der Bodenverstaatlichung dem Gedanken an Entschädigung eine Plausibilität, die ihm rechtmäßig nicht zukommt.

Hierin liegt der Grund, warum in England, wo über Bodenverstaatlichung viel geredet wurde, unter gewissen Klassen die Neigung zu Entschädigung verhältnismäßig stark war, während in Amerika, wo die Bewegung für die Anerkennung gleicher Rechte auf die Benutzung von Grund und Boden sich von Anfang an in der Richtung der „Grundrentensteuer" (single tax) bewegte, fast nichts mehr davon zu hören ist, oder nur ausnahmsweise als ein Reflex des englischen Gedankens. Und das ist der Grund, warum — obwohl es selbst in England nur wenige Anhänger der Bodenverstaatlichung giebt, die auch politisch schwach sind, im Vergleich

zu den großen Volksmassen, die gegen das ungerechte Privilegium der Grundherren auf dem Wege der Besteuerung vorgehen, — die englischen Verteidiger des Grundherrentums die Landfrage immer in der Weise diskutieren, als wenn die thatsächliche Wegnahme des Grund und Bodens seitens des Staates die einzige vorgeschlagene Methode sei. Man kann dies z. B. auch bei Herrn Spencer in „Justice" beobachten, der nicht einmal auf den Vorschlag hinweist, die gleichen Rechte an den Erdboden durch Einziehung der Grundwerte zu sichern; also nicht durch Wegnahme des Bodens selbst. Indessen kann ihm doch nicht so ganz und gar unbekannt sein, was um ihn herum vorgeht. Es scheint unglaublich, daß er nicht wissen sollte, daß dies der Weg ist, den der Angriff gegen das Bodenmonopol einschlägt und einschlagen muß. Er verleugnet ihn wahrscheinlich, weil es auf diesem Wege keinen Platz zum Vorschlagen oder Anraten einer Entschädigung giebt. Eine Entschädigung für Steuerzahler ist überhaupt etwas Unerhörtes und Absurdes.

Der Grundirrtum der Verteidiger der „Bodenverstaatlichung" liegt in ihrer Konfusion der gleichen Rechte mit den gemeinsamen Rechten und in ihrem konsequenten Mißerfolge, die Natur und die Bedeutung der ökonomischen Rente zu verstehen, — Irrtümer, auf die ich hingewiesen, als ich Herrn Spencers Erklärungen in „Social Statics" besprach.

Uber diesen Punkt sagt Henry George*):

Es ist Thatsache, Herr Spencer hat, ohne die Änderung selbst zu bemerken, die Idee der gleichen Rechte an Grund und Boden fallen lassen und statt dessen einen ganz verschiedenen Gedanken — den auf gemeinsame Rechte an Grund und Boden — aufgenommen. Daß darin ein großer Unterschied liegt, wird man gleich sehen. Denn gemeinsame Rechte können ungleich sein und sind in der That oft ungleiche Rechte.

Die Sache ist eine zu wichtige und bildet die Quelle einer großen allgemeinen, nur zu populären Gedankenverwirrung. Man lasse mich sie darum ausführlich klarlegen.

Wenn Menschen gleiche Rechte auf etwas haben, wie z. B. auf die Zimmer und den Zubehör eines Klubs, in dem sie Mitglieder sind, dann hat jeder ein Recht, alle Räume oder jeden Teil eines Raumes oder Gegenstandes zu benutzen, den kein Anderer von ihnen in Benutzung hat. Nur da, wo die Benutzung oder die Anzeigen einer Benutzung durch einen der

*) Den zwar nicht in dieses Kapitel gehörenden, aber zur Klärung notwendigen Absatz aus dem Kapitel „Herrn Spencers Konfusion über Rechte" habe ich hier gleich eingeschaltet. D. Übers.



Andern stattfindet, diktiert schon die Höflichkeit solche Phrasen wie: „gestatten Sie!" oder: „wenn es gefällig ist!".

Aber wo Menschen ein gemeinsames Recht auf einen Gegenstand haben, z. B. auf eine Summe Geldes, die auf ihrem gemeinsamen Kredit deponiert ist, da ist die Einwilligung aller Anderen nötig zur Benutzung der ganzen Summe, oder eines Teiles derselben, von seiten irgend Eines der Beteiligten.

Nun sind aber die Rechte der Menschen auf die Benutzung von Grund und Boden keine gemeinsamen Rechte, sondern es sind gleiche Rechte.

Wäre nur ein Mensch auf dieser Erde, dann würde er das Recht haben, den ganzen Erdboden zu benutzen oder irgend einen Teil davon.

Wenn aber mehr als ein Mensch auf der Erde leben, so wird dadurch das Recht auf die Benutzung des Grund und Bodens — das ein jeder von ihnen haben würde, wenn er allein wäre — nicht aufgehoben, es wird nur begrenzt. Das Recht eines Jeden von ihnen auf die Benutzung von Grund und Boden ist immer noch ein direktes, persönliches, ursprüngliches Recht, das er in sich selbst besitzt und nicht als ein Geschenk oder eine Erlaubnis der Andern. — Aber es ist begrenzt worden durch ein gleichwertiges Recht der anderen Menschen und ist darum ein gleiches Recht. Sein Recht auf die Benutzung der Erde besteht fort. Aber es ist, auf Grund dieser Begrenzung, nicht ein absolutes Recht auf die Benutzung irgend eines Teils der Erde geworden, sondern 1.) ein absolutes Recht auf die Benutzung irgend eines Teils der Erde, bei dem seine Benutzung nicht mit dem gleichen Recht aller andern Menschen in Widerspruch kommt (das heißt: wenn kein Anderer die Benutzung gleichzeitig verlangt), und 2.) ein gleiches Recht auf die Benutzung irgend eines Teils der Erde, den er oder Andere gleichzeitig benutzen möchten.

Darum kommen nur da, wo zwei oder mehr Menschen dasselbe Stück Boden zur selben Zeit benutzen wollen, die gleichen Rechte auf Benutzung in Konflikt miteinander, sodaß eine Besitzregelung durch die Gesellschaft notwendig wird.

Wenn wir diesen Gedanken der gleichen Rechte im Sinne behalten, den Gedanken nämlich, daß die Rechte das Zuerstkommende sind, und daß die Gleichheit nur ihre Begrenzung darstellt, dann werden wir keine Schwierigkeit haben.

Durch dieses Übersehen ist eben Herr Spencer in Verwirrung geraten.

In Wirklichkeit ist also das Recht auf die Benutzung des Erdbodens kein gemeinschaftliches oder gemeinsames Recht, sondern ein gleiches Recht aller einzelnen Menschen. — Ein gemeinschaftliches oder gemeinsames Recht besteht nur auf die Rente, in dem ökonomischen Sinne

des Begriffes. Darum ist es durchaus nicht notwendig, daß der Staat den Grund und Boden selbst wegnimmt, er braucht nur die Rente einzuziehen. Denn sobald die Gemeinde auf diese Rente Beschlag legt, auf die sie ein gemeinsames Recht hat, wird sich ganz von selbst die Gleichheit des gleichen Rechtes einstellen. Weil der Besitz von Boden alsdann nur noch dem wirklichen Benutzer Gewinn bringen kann, besteht keine Veranlassung mehr, Grund und Boden zu behalten, den man nicht selbst entsprechend verwerten kann, und da die Monopolisierung auf diese Weise gebrochen wird, könnte niemand, der Land braucht, Schwierigkeiten haben, solches zu bekommen. Und die Rentensteuer würde gleichzeitig auch das individuelle Eigentumsrecht sichern. Denn indem der Staat zu seinen Einkünften das nimmt, worauf ein gemeinsames Eigentumsrecht besteht, kann der Staat alle anderen Steuern abschaffen, die jetzt dem einzelnen Bürger Eigentum nehmen, das dem Einzelnen gehört.

In Wahrheit sind unsere heutigen Zölle, Gebäudesteuern, Einkommensteuern, Gewerbesteuern, Konzessionsabgaben, Steuern auf Erbschaften und Schenkungen nichts Anderes als eine Ungerechtigkeit, die um so verderblicher und demoralisierender wirkt, weil sie durch den Staat begangen wird. Diese Steuern sind durchaus keine Notwendigkeit. Ihre scheinbare Notwendigkeit entsteht nur aus einer Unterlassungssünde des Staates, nämlich, seine eigenen natürlichen, vollkommen hinreichenden Einnahmequellen zu benutzen. Und diese Unterlassungssünde ist die Ursache einer langen Reihe von Übeln anderer Art, weil sie zum Vorkauf, zur Spekulation, kurz zur Monopolisierung von Grund und Boden anreizt. Diese Monopolisierung erzeugt einen künstlichen Mangel an den primären, zum Leben und zur Arbeit unbedingt notwendigen Elementen, sodaß, inmitten unbegrenzter natürlicher Hilfsmittel, die Gelegenheit zur Arbeit geradezu als eine mildthätige Gabe betrachtet wird. Darum hat, trotz der ganz enormen Zunahme der Produktionskraft, die große Masse einen harten Kampf zu führen, um ihr Leben zu fristen, und Millionen siechen vor ihrer Zeit dahin, infolge von Überarbeit und Unternährung.

Wer die Sache von dieser Seite aus betrachtet, dem erscheint der Gedanke an Entschädigung, — der Gedanke: die Gerechtigkeit fordere, daß Denen, die jene natürlichen Staatseinkünfte an sich gerissen haben, der kapitalisierte Wert aller künftigen Aneignungen bezahlt werden müsse, ehe der Staat diese Einkunftsquelle wieder übernehmen dürfe, — viel zu albern, um ihn ernst zu nehmen.

Und während, nach der Natur der Dinge, jeder Wechsel von Unrechtthun in Rechtthun Denen Verlust bringen muß, die bei dem Unrechtthun profitierten, und obgleich sich dies nicht verhindern läßt, so muß

dennoch immer wieder daran erinnert werden, daß der Verlust nur ein verhältnismäßiger, der Gewinn aber ein allgemeiner und absoluter sein wird. Denn wer der Frage auf den Grund geht, muß einsehen, daß durch das Aufgeben der jetzigen unnatürlichen und ungerechten Methode der Steuererhebung und durch die Annahme einer natürlichen und gerechten Methode, selbst Die, die verhältnismäßig dabei verlieren, trotzdem auch wieder enorm gewinnen werden.



Carl Busse.

Von Paul Barsch.

(Breslau.)

Vor mir liegt sein Bild. Ein forsches Kerlchen! Er weiß sicher, wo in Berlin die tüchtigsten Schneider wohnen; sein Shlips gehört unzweifelhaft zu den nouveautés de la saison, und das aus der Brusttasche leuchtende Taschentuch — gewiß ein echt seidenes — ist stilvoll gefaltet. Und das Gesicht? Rate mal, mein lieber Gast, was ist der Mann, dessen Züge Du hier im Bilde schaust, von Beruf? — Ein junger, verkleideter Vicefeldwebel? — Ein Versicherungsmensch? — Ein angehender Gutsinspektor? — Laß Dich nicht auslachen! Das ist ein Dichter von des Weltbeherrschers Gnaden — das ist Carl Busse, der vielgepriesene Lyriker, dem ein Erich Schmidt in einem psalmartigen Lobhymnus die Worte zurief: **„Morituri te salutant!"**

Wär's möglich? der junge Mann strotzt ja förmlich vor Gesundheit und Jugendfrische, während doch heutzutage ein jeder, der verdammt ist, als lyrischer Atlas den Schmerz einer ganzen Welt auf seinen Schultern zu tragen, schon im zwanzigsten Lebensjahre vom vielen Tragen nervös und elend ist und Spuren von Greisenhaftigkeit im Antlitz aufweist! Aus diesen Zügen spricht keine Blasiertheit, keine Weltverachtung, kein Bewußtsein der Gottähnlichkeit, nur Lebenslust und heiteres Kraftgefühl. Auf dieser glatten Stirn fehlt das berühmte Kainszeichen der Dichtung. Diese großen, klaren Augen rollen nicht in holdem Wahnsinnsfeuer, sie blicken keck und klug, herausfordernd und pfiffig und ohne gläserne Hilfe in die Welt. Und das Haupthaar, das doch sonst bei den modernen Lieblingen der Götter in struppiger Unordnung wuchert, hier ist es kurz geschnitten und sorgfältig

gescheitelt. Ist das Originalitätssucht? Will er dadurch, daß er sich den Anstrich eines ganz gewöhnlichen Menschen giebt, verblüffen und die Aufmerksamkeit der Menge auf sich lenken? — Aber das geht nicht gut, denn der ganze Kopf ist trotz der schönen Augen und des feinen Schnurbärtchens ziemlich nichtssagend. Möglich, daß der Photograph ihm schmeicheln wollte und alle die verräterischen geistigen Linien, die nicht in das Antlitz eines Mannes von Welt passen wollten, sauber wegretouchiert hat. Fühlte sich doch Busse einst beim Anblick seines Konterfeis zu den bedeutsamen Versen bewogen:

„Halb bin ich es, halb bin ich's nicht,
Ich bin's nur bis zum Halse nämlich,
Denn, Gott sei Dank! ist mein Gesicht
In Wirklichkeit nicht ganz so dämlich."

Aber die Gesundheit, die blühende Frische! So sieht kein Dichter aus, der beim Dichten in Verzückung gerät und konvulsivisch mit dem Hirne arbeitet, bis ihm der Fieberschweiß aus allen Poren dringt; oder der sich, gemartert von der Unrast seiner weltumfassenden Gedanken, nächtens in Spelunken und in den Armen des Genusses zu betäuben sucht. So sieht kein Schwärmer aus, der im Mondschein über die Felder rennt und seine Verse hinausschreit zu den ewigen Leuchten des Firmaments. So sieht vielmehr ein Mensch aus, der das Leben mit nüchternen Sinnen auffaßt, und wenn er zufällig kunstbegabt ist, seine Phantasie am Zügel zu führen weiß.

Wenden wir uns nun vom Bilde zum Menschen und Dichter, so lernen wir eine außergewöhnlich interessante Persönlichkeit kennen. Carl Busse kam am 12. November 1872 in Lindenstadt-Birnbaum zur Welt. Er zählt also ganze dreiundzwanzig Jahre. Den größten Teil seiner Knabenjahre verlebte er in Wongrowitz, wohin seine Eltern verzogen waren, und wo er das Gymnasium besuchte. Frühzeitig erwachte seine Dichternatur. Er sandte seine ersten Versstammeleien an Otto von Leixner, den alle lyrischen Anfänger als getreuen Eckart betrachten, und dem sie wunderlicherweise den Rücken zukehren, sobald sie halbwegs flügge geworden sind. Der moralphilosophierende Leiter der Romanzeitung munterte ihn auf und gab ihm gute Ratschläge, die der schönheitskundige Phantast so lange getreulich und glaubensstark befolgte, bis er einen andern, besseren Lehrmeister fand. Er war einer jener kostbaren Jünglinge, die ihr Taschenvermögen in schöngeistigen Büchern anlegen. Heutzutage, wo mehr und mehr die bessern schwinden, werden solche Edelmenschen immer seltener. Da geschah es denn eines schönen Tages, daß ihm ein Versbuch Meister Detlevs in die Hände geriet. Himmel, welch einen Eindruck machten die kraftherrlichen, urwüchsigen, glutvollen, farbenprunkenden Dichtungen auf ihn! Das war

etwas ganz Neues, Überraschendes, Großartiges! Eine neue Sonne der Poesie ging ihm auf, eine neue Wunderwelt der Schönheit erschloß sich seiner freudetrunkenen Seele. Die Liliencronschen Dichtungen zogen ihn mit überwältigender Macht in ihren Bann und wiesen ihm den Weg, den er zu schreiten hatte. Es überkam ihn wie eine Erlösung aus dem starren Regelzwange der klassischen Dichtung, und der sechzehnjährige Schüler füllte seine Poesiemappe unter dem Einflusse des nordischen Meisters. Aber sein Talent war von Haus aus so stark und eigenmächtig, daß nur wenige Gedichte aus jener Zeit das große Vorbild erraten lassen. Ein Segen für ihn war es, daß er unmittelbar nach jenem künstlerischen Wendepunkte mit der Stormschen Poesie bekannt wurde. Die unsagbar innigen und bestrickenden Reize dieser zierlichen und zugleich starken Muse, die selbst mancher feinsinnige Beurteiler nicht immer gebührend zu würdigen weiß — seinem feinen lyrischen Instinkt offenbarten sie sich, und von jener Zeit ab schuf er selbst Gedichte von vollendeter Schönheit. Er lernte durch Liliencron und Storm in der Kunst das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden glücklich zu paaren, und so gab es einen guten, vollen, melodischen Klang. Diese schwärmerische Thätigkeit trieb er ganz im Stillen; er hatte das dunkle Empfinden, als ob Versemachen in den Augen vernünftiger Leute eine sträfliche Narrheit sei, und so verbarg er seine Mappe sorgfältig in die tiefste Tiefe eines Wäscheschubfaches. Dort wurde das Geheimnis eines Tages von der Frau Mutter entdeckt und an das grelle Licht des Tages gezogen. Neugierig begann sie zu blättern, und ihre Blicke blieben auf einem schön gereimten Verzweiflungsschrei eines unglücklich Liebenden haften. Carlchen, der zufällig herbeikam und die Überschrift des Liedes erblickte, hätte am liebsten, wie er später in einem Freundeskreise erzählte, vor Schreck und Scham auf der Stelle sterben mögen. Die kluge, geistvolle Frau mochte seine Verlegenheit erraten; sie sprach kein Wort, sondern legte die Papiere zurück in das Schubfach, in der heimlichen Absicht, gelegentlich mit Muße zu studieren, was ihr Erstgeborener für Geheimkünste trieb. Dieser aber sorgte dafür, daß sie die Mappe nicht wieder in die Hände bekam — und ein banges Schicksal wollte, daß sie von der hohen dichterischen Begabung ihres Sohnes niemals Kenntnis erlangen sollte.

Hin und wieder sandte er Gedichte an poetische Zeitschriften, und in dem Maße, in dem sie Anerkennung fanden und ihm die ehrliche Sympathie gleichstrebender Parnaßsexe erwarben, wuchs sein Selbstvertrauen und seine Schaffenslust. Bald fühlte er sich in dem magischen Reiche der Dichtung so heimisch und so überglücklich, und die Märchenblume des Ruhmes leuchtete so lockend und verführerisch und schien ihm so greifbar nahe zu prangen,

daß der heilige Entschluß in ihm reifte, sein ganzes Leben in den Dienst Apollos zu stellen. Mit dieser Sehnsucht im jungen Herzen ward ihm das Elternhaus mitsamt der kleinen Stadt an der kleinen Welna zu eng; er glaubte seine Schwingen nur auf dem weiten Felde der Freiheit entfalten zu können. Mit aller Energie sträubte er sich, einen bürgerlichen Beruf zu erwählen. Die Prosa des Lebens widerte ihn an, und nach heißen Kämpfen gelang es ihm, seinen Willen durchzusetzen. Siebzehn Jahre mag er alt gewesen sein, als er von den Stätten seiner Kindheit Abschied nahm und, reich an frischem Mut, hochfliegenden und überspannten Plänen, die Erstlingsgeburten seiner frühreifen Muse im Tornister, in die weite Ferne zog. Sein erstes Ziel war Augsburg, wo er sich an der Redaktion der „Litterarischen Blätter“, die Franz Evers dort herausgab, beteiligen wollte. Außer seiner Mutter, die er schwärmerisch liebte und die er leider nur als Sterbende wiedersehen sollte — der Vater war längst gestorben — weinte dem Scheidenden kein Mensch eine Thräne nach — es müßte denn einer jener schneidigen und gemütvollen Backfische, die er schon damals meisterhaft zu besingen wußte, und für die er allezeit eine große Schwäche besaß, im stillen Kämmerlein um ihn gewehklagt haben. Den guten Wongrowitzern galt er als ein Erztaugenichts. Einige hatten ihm sogar ein schlimmes Ende prophezeit. Er soll auch in der That ein böses Karnickel gewesen sein. Zwei seiner Schulgenossen erzählten mir, auf dem Gymnasium sei ihm zwar an Verstand und Lernbegier kaum einer gleichgekommen, aber die Lehrer hätten alle Ursache gehabt, ihn als einen Schrecken der ganzen Schule, als einen Edison in der Erfindung nichtsnutziger Streiche zu betrachten. Nicht minder berüchtigt und gefürchtet sei er unter der Bürgerschaft gewesen, und zwar hauptsächlich wegen seiner gefährlichen Schießübungen, seiner Rauflust, seiner Feindschaft gegen Hunde und Katzen und seiner Vorliebe für niedliche Mädel.

Der Aufenthalt in Augsburg war für den übermütigen Springinsfeld eine strenge Schule des Lebens. Er büßte dort viele Illusionen ein, erwarb dafür aber mancherlei wertvolle Kenntnisse und prägte sich vor allen Dingen die uralte Weisheit ein, daß der Mensch vom Dichten allein nicht lebt. Er lernte die schwere Kunst, sich in die Verhältnisse zu fügen und sein Schicksal selbst zu schmieden. Er erkannte, daß die heißersehnte Freiheit und die goldene Staffel des Ruhmes nur durch schwere Arbeit und unverzagtes, mannhaftes Vorwärtsstreben zu erreichen seien, und so begann er mit wildem Eifer eine Schaffensthätigkeit, die ebenso sehr von seiner starken, sieghaften Willenskraft, als auch von seinem großen Können Kunde giebt. Tags über kritzelte er Zeitungsartikel und „Lokalnachrichten“; abends ging er ins Theater und des Nachts schrieb er Theaterkritiken; nebenher

aber fand er immer noch Zeit, prächtige Novelletten zu erfinnen, entzückende Lieder zu dichten und — seinen Freuden und Vergnügungen nachzugehen. Mit unbeugsamem Trotz, mit fabelhaftem Fleiß und zugleich mit einer weltmännischen Klugheit, die bei einem siebzehn- oder achtzehnjährigen Wildling überraschen muß, überwältigte er alle ihm entgegentretenden Hindernisse, und als ihm Augsburg allmählich zu klein wurde, durfte er sich erkühnen, nach der Reichshauptstadt zu gehen, um sich dort als Schriftsteller eine Position zu erobern. Auch dieses schwere Stück Arbeit ist ihm gelungen, und da er schon jetzt zu den Autoren zählt, denen die besten Honorare gezahlt werden, darf er von den Zinnen seines Wohlstandes mit Stolz und Zufriedenheit auf seine Laufbahn zurückblicken. Aber nicht allein in der Schule des Lebens ist dieser Jüngling binnen wenigen Jahren zur Reife eines erfahrenen Mannes gediehen — er war auch unablässig bemüht, sich wissenschaftlich auszubilden, und gegenwärtig zählt er zu jenen braven Studierenden der Berliner Hochschule, die nur selten die Collegia versäumen. Solcher Mut, solche Stärke des Wollens, solche Energie und Fähigkeit in der Verfolgung eines edel-erhabenen Zielpunktes fordern zur größten Hochachtung heraus. In diesem Streben, in diesem Kampfe ist Busse der Zweiseelenmensch geworden, als den wir ihn kennen gelernt haben — ein tiefempfindender, alle Register der Gefühlswelt beherrschender Poet und ein nüchterner Lebenskünstler.

In Berlin entfaltet Busse eine so überreiche litterarische Produktivität, daß die Befürchtung nahe liegt, er könne mit seiner stolz segelnden Dichterbarke vorzeitig auf Flachsand geraten. Berliner Kollegen in Apoll behaupten sogar, er sei bereits ein „überwundener Standpunkt". Das hat indes nicht viel zu bedeuten, am wenigsten bei Busse. Es gehört gegenwärtig unter einer gewissen Sorte von Litteraten zum guten Ton, jeden Dichter als abgethan zu erklären, der es wagt, „berühmt" zu werden, und der nicht nach den Schablonen dichtet, die sie selbst für gut und schön halten. Im vorliegenden Falle mag diese abfällige Kritik noch einen besonderen Grund haben. Busse war von Haus aus ein Rauhbein, und er ist es bis heute geblieben. Der Kampf ist sein Element, und er hat es mit seiner rücksichtslosen Feder, durch seine Abneigung gegen alles Cliquenwesen und wohl auch durch seine persönliche Natur meisterhaft verstanden, sich überall Feinde und Gegner zu verschaffen. Er ist jedoch nicht der Mann, der sich so im Handumdrehen abthun läßt. Wenn er auch weiter nichts geschrieben hätte, als seine vor drei Jahren bei Baumert & Ronge erschienenen „Gedichte", die jetzt in dritter Auflage vorliegen, so würde ihm schon ein dauernder und sehr ehrenvoller Platz in der Litteraturgeschichte beschieden sein. Aber Busse hat mehr geleistet. Er gab zunächst, als er noch in

Augsburg seine Schwingen probierte, einen Band Novellen und Skizzen „In junger Sonne“ heraus, die zwar inhaltlich manchmal jugendliche Unreife verrieten, aber bereits von dem mächtigen Können des Autors — von seiner echt poetischen Anschauungsweise und seiner realistischen Gestaltungskraft zeugten. Dann kamen die „Gedichte“, und mit einem Schlage brachten sie ihm die ersehnte Anerkennung. Dem Zauber dieser quellfrischen Lieder konnte kein poetisch nachempfindendes Gemüt sich verschließen. Keine neuen Maße, keine überraschenden Gedanken, und doch eine ureigene, fesselnde Poesie, mit neuen, überraschenden Bildern! Das Freudejauchzen einer sonnigen Jugend, wie es übermütiger und aus vollster naiver Seele kaum je zuvor vernommen worden ist; ein Sommerglück voll berauschender Blumendüfte, schillernder Falter und geputzter Mädchen; jasminschwüle, mondlichtdurchflossene Traumnächte, in denen nicht die sonst üblichen Nachtigallen schlagen, wohl aber die Fledermäuse ihr gespenstisches Wesen treiben; Liebesklänge, bald schalkhaft-verwegen, bald voll unendlicher Wehmut; Naturschwelgereien voll unnachahmlichem Reiz; dazwischen erschütternde Schicksalsgeschichten, wie „Die Verlassene“ und „Perdita“; sommerfarbentrunkene Bilder, wie „Fronleichnamsprozession“; „Südlandsträume“, beschauliche Selbstbetrachtungen, philosophische Gedichte u. s. w. — und das alles in so weicher, schmiegsamer und melodisch volltönender Sprache, daß man aus dem Entzücken nicht herauskommt. Ach, die Frische, die Naturwüchsigkeit, die rotwangige Gesundheit dieses Dichters! — jedes seiner Lieder giebt davon Kunde.

Eine Probe nur aus der Abteilung „Liebesklänge“:

Liebessommer.

Ich wirble jauchzend meinen Hut
Hoch in die Luft, die schattenlose,
Der Sommer rollt in meinem Blut,
Und mich berauscht die junge Rose.
Und mich berauscht ein Angesicht —
Aus meiner Brust, der übervollen,
Ist es wie weißes Sonnenlicht
Hinaus in alle Welt gequollen.

Es treibt in meiner jungen Brust
Wie Knospen in den Gärten treiben,
Der Falter junger Liebeslust
Pocht sehnend an die Fensterscheiben.
Die Sonne webt wie goldnes Haar,
Der Flieder winkt wie Frauenbrüste,
Mir ist so wild und wunderbar,
Als ob ich küssend sterben müßte.

Der Westwind wiegt sich überm Ried
Und beugt die Gräser kaum im Schreiten,
Es dringt ein weiches Hirtenlied
Fernher aus lichtdurchträumten Weiten.
Nun jubel' hell, du Glückspoet,
Du lerchenfroher, weltenfrommer,
Ein heißer Kuß sei dein Gebet
In diesem vollen Liebessommer.

Vom Parke seh ich ein Gewand
Sich zwischen dunklen Zweigen wiegen
Und eine schlanke Mädchenhand
Das Laubwerk auseinanderbiegen.
Am Wege neigt sich goldenweiß
Das Blütenhaupt der Scabiose,
Der Park so still — nun düfte heiß,
Nun küsse mich, du junge Rose!

Den Gedichten folgte der Roman: „Ich weiß es nicht“ — die Geschichte einer Jugend. Das Problem ist psychologisch unmöglich, die Verherrlichung der Willensfreiheit nahezu albern, und dennoch stehe ich nicht an, dieses Buch als eine Dichterthat zu bezeichnen. Es ist eine berauschende, entzückende Farbensymphonie voll zarter und herber Duftnuancen, voll flimmernden Sonnengoldes. Und eine Glut der Empfindung, ein hinreißender Schwung der Sprache, eine Leidenschaftlichkeit — kurz, ein Buch, wie es nur ein eigenartiges, starkpoetisches Talent hervorbringen konnte. Erich Schmidt durfte Carl Busse getrost ein Talent ersten Ranges nennen.

Als eine minder bedeutsame Gabe erwiesen sich „Stille Geschichten“, eine starke Sammlung novellistischer Skizzen. Die geniale Stimmungsmalerei ist auch hier zu bewundern, und einzelne Geschichten erscheinen wie gewoben aus Märchenduft, Sonnenflimmer und Liebe, doch man gewinnt stellenweise den Eindruck, als forciere der Dichter seine Eigenart, und das wirkt verstimmend. Ungleich reicher an poetischem Feingehalt ist das kürzlich bei Liebeskind erschienene Skizzenbuch „Träume“. Ich habe das Empfinden, als hätte Busse an einigen der stillen Geschichten krampfhaft gearbeitet, um so schnell als möglich die zum Buche nötige Bogenzahl fertig zu bringen, als seien dagegen in den „Träumen“ nur Stücke enthalten, die ihm die Muse gelegentlich in gesegneten Stunden beschert hat. Über einige der längeren Erzählungen, die er neuerdings in Familienblättern veröffentlicht hat, und die nächstens als Bücher erscheinen sollen, weiß ich nichts zu berichten, da ich bisher keine Gelegenheit fand, sie zu lesen.

Busse, der vielseitige und unermüdliche, ist auch Litteraturgeschichtsschreiber. Schon längst gehörte es zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, litterarische Charakterköpfe zu zeichnen und Schöpfungen zeitgenössischer Dichter zu analysieren, und jetzt hat er sich der Arbeit unterzogen, den Entwickelungsgang der deutschen Litteratur und der philosophischen Ideen unseres Jahrhunderts zu schildern. Der Aufsatz bildet die mehrere Druckbogen starke Einleitung zu seiner vor vier Wochen bei Hendel in Halle erschienenen Anthologie „Neuere deutsche Lyrik“. Er ist äußerst geistreich geschrieben, der Stil lebendig und plastisch, der kritische Ausdruck von unfehlbarer Treffsicherheit, die Charakterisierung der Dichtergestalten geradezu großartig. Auf den reichen Inhalt kann ich hier nicht eingehen, nur nebenbei sei flüchtig bemerkt, daß mir beispielsweise die Würdigung Herders im Gegensatz zu Lessing aus der Seele geschrieben ist, während er meines Erachtens bei der Kritik des Menschen und Dichters Heine neben das Ziel geschossen hat.

Und nun das neueste Buch des jungen, glücklichen Sängers: „Neue Gedichte“! Es ist soeben im Klassikerverlag erschienen. So ist denn Busse

auch durch Verlegers Gnaden zur Litteraturgröße gestempelt worden, und seine guten Freunde werden erst recht sagen, er sei für die moderne Kunst abgethan. Aber sie irren sich; er wird unter all den im letzten Jahrzehnt erstandenen Lyrikern neben dem herrlichen Gustav Falke den größten Leserkreis und die bedeutendste Zukunft haben, denn diese Zwei üben die schwere Kunst der Selbstkritik. Sie wissen, daß der Diamant erst Feuer und farbensprühendes Leben gewinnt, wenn er sorgfältig geschliffen wird, und sie richten sich darnach. Weil sie das thun, müssen sie mitunter den sonderbaren Vorwurf anhören, sie huldigten veralteten Formen. Wir haben mehrere hochbegabte Talente, die den beiden ebenbürtig wären, wenn sie ihre göttliche Selbstgenügsamkeit überwinden und sich entschließen könnten, auch Künstler zu werden. Das neue Versbuch Busses präsentiert sich als eine ausgereifte, prachtvolle Dichtergabe. Das herzbezwingende, jubelnde Frohlocken der Jugend ist schier verklungen; nur manchmal noch tönt uns ihr sprudelnder Übermut und manchmal noch ihr wonniges Lachen entgegen. Die poetische Anschaulichkeit tritt in ihr Recht, das sorgsam abgetönte Stimmungsbild zieht uns in seinen Zauberbann. Es gährt, es stürmt, es jauchzt nicht mehr; es schwebt jene wundersame Ruhe der künstlerischen Vollendung über diesen Gedichten, wie sie Nietzsche empfand, als ihm jenes frappierende Kunstgleichnis von der ruhig auf weiter, grüner Ebene liegenden Kuh vor die Seele trat. O diese neuen Gedichte! Die meisten muten an wie flüchtig erhaschte Sphärenklänge, die der Dichter zu deuten und in Worte zu bannen wußte — in Worte voll Kraft und voll Lieblichkeit. Ich schlage das Buch auf, und es klingen mir aus dem Cyklus „Vom Sterben" folgende Verse entgegen:

„Wenn Kinder sterben — so zur Dämmerzeit,
Eh sich des Tages letzte Lichter wenden, —
Sie liegen still im weißen Sonntagskleid,
Den Kopf gesenkt mit Blumen in den Händen.

Kein Vogel singt durch Dämmer mehr und Duft,
Kaum rühren sich die tiefgebeugten Ähren —
Hoch aber liegt ein Läuten in der Luft,
Als ob's die Glocken von dort oben wären."

Sollten diese Gedichte den Gipfelpunkt seines lyrischen Könnens bilden, über den hinaus zu gelangen ihm bei aller Willenskraft nicht gelingt, so mag er sich mit dem Troste bescheiden, daß er eine Höhe erreicht hat, zu der sich nur wenige gleichstrebende Talente aufzuschwingen vermochten. Zu einer ausführlichen Kritik ist hier nicht der Ort; die neuen Gedichte werden zweifellos im kritischen Teile der „Gesellschaft" ebenso gründlich beurteilt

werden, wie der erste Bussesche Gedichtband, der ja von Auflage zu Auflage seine Kritiker gefunden hat.

Noch ist der Glücksmensch Carl Busse nicht einmal wahlmündig, und schon hat er so viel gedichtet, geschrieben und von sich reden gemacht, daß es angebracht erschien, ihm einmal in seine Lande zu folgen und seinen Werdegang kurz zu skizzieren. Einzig das war meine Absicht, denn ein abschließendes Urteil über einen dreiundzwanzigjährigen Dichter zu fällen, wäre unter allen Umständen thöricht, auch wenn uns seine Schöpfungen als ausgereift erscheinen. Wer weiß, was er uns noch bescheren wird! Vielleicht verlegt er sich nach berühmten Mustern ausschließlich auf die Romanschreiberei und auf das Einkassieren lachender Honorare. Vielleicht bleibt er der edle Skalde, der am Lorbeerbaum pflückt, ohne zu achten auf eines Volkes Schmerz. Vielleicht auch — und das ist das Wahrscheinlichere — stimmt er mit der Zeit seine Harfe nach einem der kriegerischen Signale, die heute das Reich und die Welt durchzittern. Bisher hatte er so vollauf an sich selbst zu arbeiten, daß er sicherlich weder Zeit noch Gelegenheit fand, sich eine feste politische Gesinnung beizulegen. Als aber durch die Umsturzvorlage unerhörten Angedenkens die deutsche Kunst und die Freiheit der Geister bedroht wurde, war er einer der ersten, der voll Entrüstung das blitzende Schwert des Liedes zückte, und der auch mit scharfer Prosa gegen den schwarzen Heerbann der Reaktion zu Felde zog. Auch bei anderen Gelegenheiten hat er mächtige Freiheitslieder gesungen, und da wir sie in seinem Buche vermissen, ist anzunehmen, daß er uns mit der Zeit in einem besonderen Buche sein soziales Glaubensbekenntnis ablegen wird. Das wird freilich noch lange dauern; denn ein so eminent vorsichtiger und kritischer Dichter wie Busse urteilt erst, wenn er sich selbst ein festes Urteil über Welt und Leben gebildet hat. Hegt er jedoch bei seinem mimosenhaft zarten Schönheitsempfinden eine Scheu, sogenannte Zeitgedichte zu schreiben, so kann ihm kein besserer Rat erteilt werden, als das zu singen, was er just im Herzen fühlt. Wenn er stets so unvergleichlich schöne Lieder schreibt wie bisher, so nehmen wir ihn wie er ist und sind vollauf zufrieden.



Unser Dichteralbum.

Neue Gedichte von Carl Busse.*)

(Berlin.)

In der Vollmondnacht.

Brünstig durch die Vollmondnacht
Hör' ich fern das Dammwild rufen,
Durch die Schonung, mäuschensacht,
Zieht es hin auf scheuen Hufen.

Seltsam packt und ängstigt mich
Sein erstícktes Liebessehnen,
Und im Herzen fühl's auch ich
Brennen wie verhaltne Thränen.

Mahnung.

Ich hab' meine tote Mutter gesehn
Im Traum an mir vorübergehn.

Sie hob die Hände und sprach: Vergieb,
Mich quält dein blondes, lachendes Lieb.

Über flatternden Locken und jungem Gesicht —
Vergiß deine tote Mutter nicht.

Winterahnung.

Frost zur Nacht und Reif am Hut,
Felder, Felder, deckt euch gut!
Glaubt, nach Sturm und Frost und Flocken
Läuten Auferstehungsglocken,
Neue Saaten sollt ihr hegen,
Neue Blüten, neuen Segen,
Neue Lust und neues Weh —
Ach wer weiß, ob ich's noch seh'!

Im Traum.

Ich sah mich selbst, den Spaten in der Hand,
Ich grub ein Grab am fernsten Friedhofsrand,
Grub Nacht um Nacht, wie bluteten die Hände!
Und fand kein Ende.

*) Aus dem soeben in der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. Nachflg. in Stuttgart erschienenen Band „Neue Gedichte“.

Sprach eine Stimme: Hältst du noch nicht ein?
Soll denn mein Grab noch immer tiefer sein? —
Und Antwort scholl mit trüb verhaltnem Klange:
„Mir ist so bange.

Ich grab' so tief, daß Frieden um dich sei,
Daß nicht zur Nacht mein wilder Sehnsuchtschrei
Und nicht das Brausen ferner Lebenschöre
Den Schlaf dir störe!"

Sommernächte.

(Aus einem unvollendeten Cyklus.)

Kennst du die Nächte? Sie sind warm und hell,
Aus heitrem Zirkel schießen müde Sterne,
Und bald ersterbend in entrückter Ferne
Noch eines Hundes einsames Gebell.
Wo sich der Pfeifenstrauch durch Latten flicht,
In dunkler Laube deine Lieben sitzen,
Derweil im Ost ein jäh verzuckend Blitzen
Schon ab und zu von schwülen Wettern spricht.
Akazien blühn — spürst du den süßen Duft?
Er schläfert ein, es läßt sich gut bei träumen,
Und lautlos wirft sich über stillen Bäumen
Die Fledermaus durch die erwärmte Luft.
Hältst du den Atem an und giebst du acht,
Hörst du's verloren rauschen überm Rasen
Und Wandermusikanten blasen
Vom Gasthof her durch die verschlafne Nacht.
O deine alte Sehnsucht packt dich wieder,
Was nicht erfüllt ward und sich doch versprach,
— Du sitzest nicht mehr zu den andern nieder,
Stumm gehst du fort — und keiner geht dir nach!

Ein Menschenleben.

Hoch im Scheitel günstige Gestirne,
Früh den Kranz schon um die junge Stirne,
Fröhlich sein die kurze Zeit auf Erden,
Ein Geliebter seines Volkes werden,
Über Schutt und Staub auf starker Schwinge,
Schwache schützen mit bereiter Klinge,
Heimatglocken im versehnten Herzen
Und dereinst, in frühen Todesschmerzen,
Kurz der Kampf und lächelnd das Entschweben —
Sieh, mein Herz, das wär' ein Menschenleben!

Tiefer Wunsch.

Mitten in Kränzen und Spielen
Geht es mir oft durch den Sinn,
Daß ich von allen den vielen
Immer der traurigste bin.

Nächtlich den ewigen Fernen
Klag' ich die Stürme der Welt,
Stürme vergehn, und in Sternen
Leuchtet das himmlische Zelt.

Ach, die ihr tanzend und tönend
Hellt die unsterbliche Zier,
Scheuchet auch mild und versöhnend
Schmerzen und Schatten in mir.

Berlin. Carl Busse.

An die Herbstsonne.

Ja, ja, ich seh's, du giebst dir alle Müh,
Die stille Welt, die leere, auszuschmücken,
Doch leider ist's verlorne Liebesmüh.
Das bißchen Gold, das bißchen Glanz und Flitter,
Zu wenig ist's für dieses arme Land.
Und nur nichts Halbes, schau, das mag ich nicht.
Du kommst mir vor gerade wie ein Doktor:
Mein lieber Freund, ich kann dir nicht mehr helfen,
Auf diesem Punkt ist's aus mit meiner Kunst.
Ich kann dir höchstens noch ein Tränklein mischen,
Das dich erhält für Tage, einen oder zwei,
So lang, daß du dein Testament kannst machen,
Doch weiter nichts. — Gerad so, Sonne, bist du.
Das ist was Halbes, und ich kann's nicht leiden.
Entweder, oder. — Zweierlei nur giebt's,
Dem Tode seine Schrecken fortzunehmen.
Entweder geh für immer, immer fort
Und laß, was du nicht mehr erretten kannst,
In öder, dumpfer, grauer Nebelnacht
Zum ew'gen Schlafe sanft hinüberdämmern,
Zum Tode. — Oder steig' nochmal empor
In Glanz und Glut, in übervoller Pracht,
In namenloser, süßer Jugendschönheit,
So wie ein junges, liebeswildes Weib,
Bei dessen trunknen, flammenheißen Küssen
Sich alles aufbäumt, was an Lust und Kräften
Noch in den schlaffen, welken Adern kreist,
Daß alles auflodert wie ein sterbend Feuer,
In das ein schwüler wilder Windstoß fährt:
Ein jähes Leuchten, schön und groß, verzehrend, —
Dann nichts.

Wieselburg a. d. Erlaf. Karl Bienenstein.

Eine Stunde.

Wir wollen sehen, wer der erste wird!
Rauh hatte er die Worte ausgepreßt,
Die Faust um seine Schrift. Nun horchte er,
Wie still sie durch die große Stube klangen.
Die Uhr schlug fünf. Er zog die Flügel auf
Und breiter floß die späte Frühlingssonne
Und übergoldete die weiße Wand,
Den Marmortisch mit all den kalten Messern,
Den Totenkopf, und ihn; er mußte lächeln:
Die Scheibe wies ihm eine Stirn voll Glanz.
Es klopfte an. Herein! Drei Männer schleppten
Auf einer Bahre eine Frauenleiche
Und legten sie gleichgültig übern Tisch.
Und einer zwickte sich den Bart: 's ist die von drüben,
Die gestern Gift getrunken. Puh, die Dirne! —
's ist gut! Und wieder gingen sie hinaus.

Ins Fenster rankten grün die Weidenzweige.

Er setzte sich an den gewohnten Platz
Und schlug das Tuch zurück: das schöne Weib
In seiner nackten toten Blüte.
Und dann griff er zum Stahl.
Und wie er sann und forschte,
Da traf sein Auge vor dem ersten Schnitt
Das weiche Kinn und blieb dort ruhn . .
Das Kinn . . das weiche Kinn . . und schloß sich zu,
Als wollt es nieder in die Seele tauchen,
Zu leuchten über ihre Dämmergründe.
Das Kinn . . .
Jäh fährt er auf, das Messer gleitet nieder,
Und unter langen zitternden Atemwogen
Nimmt er den bleichen Kopf in beide Hände,
Sieht irr ihn an, so von der Seite —: Anna! . .
Der wehe Schrei, der hatte ihn hingestreckt,
Ein Schluchzen schüttelte die Jugendglieder,
Und seine Zähne bissen sich zusammen,
Und überwältigt von der Übermacht
Des Menschlichen sank ihm die Faust . . .

Und wieder lag er über sie geneigt,
Sah ins Gesicht, das starre, sprach zu ihm:
So, so dich wiedersehn! Und vor drei Jahren,
Da warst du knospend . . ich, ich so allein,
Mein Herz schrie mondenlang nach einem Herzen,
Fand überstumm das deine . .

Und einst nach süßem Tanz bracht' ich dich heim,
O jenes wilde Küssen in der Nacht!
O jenes Morgenrot! ich hielt die Arme
Hinein und grüßte laut ein neues Leben.
Und immer fester flocht uns eine Kette —
Bis ich sie sprengte . . ich war dir zu tief,
Und einer . . dir . . dir nicht genug . . .
Neu tranken Thränen seine Trauerworte.

Die Uhr schlug sechs. Noch immer saß er da
Und hatte ihre Hand in seiner Hand
Wie einst.
Um ihren dunkelblonden Scheitel strahlte
Ein roter Reif aus Sonne.

Das Schloßfräulein.

Als tief in den nahen Wiesen
Der Knabe zu singen begann,
Da trat ich auf die Altane,
Und durch die Schloßplatane
Ein lasser Schauer rann.

Und überall sickerten Tropfen,
Nachtwolken hingen ins Land.
Das Lied war am Verklingen,
Mein Herz war zum Zerspringen
Voll bis an den Rand.

Ich ging in mein Bett von Seide,
Mein Herz that einen Schrei:
Es durfte nicht zu den Wiesen,
Es durfte nicht überfließen
In seinem grünen Mai.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Triumphzug des Morgens.

Nun schallt der Hornruf und die Rosse schnauben.
Der Morgen schwingt sich auf den Siegeswagen.
Sein Haupt umflattern weiße Turteltauben,
Die Rosenknospen in den Schnäbeln tragen.
Der Panzer strahlt im edlen Goldgeschmeide,
Von einer Rosenschärpe rot umschlungen.
Die Siegesglocken sind im Reich erklungen
Und Frauen nah'n im lichten Ehrenkleide.

Sie tragen Körbe, drin die Blumen schwellen
In lock'ren Haufen bunt dem Licht entgegen.
Es fließt das Haar in leicht gelösten Wellen
Hernieder zu dem reichen Blütensegen.
Sie beugen's Knie vorm Herrscher aller Zonen
Und bieten stumm die bunte Blumenfülle.
Ihr Körper zittert unter leichter Hülle,
Im Haare glitzern kleine Perlenkronen.

Der Morgen strahlt in seinen goldnen Locken
Und lacht viel Dank der süßen Blumenspende.
Die Pferde wiehern, schütteln ihre Glocken.
Er nimmt den Zügel in die Königshände.
Ein Ruf. Es bäumen sich die weißen Pferde,
Die Blumenfülle stäubt in Wolken auf.
Und drüber hin stürmt fort zur fernen Erde
Triumphgetrieb'ner Königsrosse Lauf.

Mein Meer!

Es leuchtet der Tag überm blauen Meer.
Mein Meer, wie lieb ich dich!
Im stolzen Spiel kommt die Welle her
Und rauscht und murmelt so schicksalsschwer!
Mein Meer, wie lieb ich dich!

Du kennst nicht der Menschen kleinliches Weh.
Mein Meer, wie lieb ich dich!
Auf deinen Wellen leuchtet's wie Schnee,
Glitzert in Flocken der Schaum der See.
Mein Meer, wie lieb ich dich!

Du kennst kein Gesetz, kein Moralgebot.
Mein Meer, wie lieb ich dich!
In Freiheit küßt dich das Abendrot,
Kein Zwang entpreßt dir den Schrei der Not.
Mein Meer, wie lieb ich dich!

Santa Izabel (Brasilien). A. v. Sommerfeld.

Die Braut.

Die Braut steht an der Pforte des Gemachs,
Aus dem der Hochzeitsflamme blasser Schein
Mit würzig süßem Duft ihr ahnungsvoll
Entgegenströmt. Sie steht — und sinnt — und seufzt —
Und holde Furcht, Gefährtin gern der Liebe,
Wenn sie sich bebend zur Erfüllung schickt,
Malt auf ihr Antlitz, blaß vom Schein der Flamme,
Ein sanftes Rot. Sie steht — und sinnt — und seufzt —
Ein Schauer, wonnig wie der zarte West,
Der an den blütenschweren Zweigen
Mit einem Hauch des Glücks vorübergeht
In blasser Mondnacht Silberdämmerung —
Ein Schauer so geht über ihre Brust.
Es fleht sie der Geliebte, und er schwelgt.

Doch horch — nun aus der Tiefe dort des Gartens,
Der voll von feuchtem Duft des Frühlings schwimmt,
Dort, wo das matte, matte Licht des Flusses
Mit flücht'gem Gruß das stumme Land erhellt —
Oft sah in langen, sehnsuchtsvollen Nächten
Der Bräutigam, wenn dunkel, still die Nacht,

Hinzittern über seine Flut die Lichter
Der Stadt, wo die Geliebte sein gedachte
Im Vaterhaus, behütet von den Eltern —
Tief, tief im Garten nun, aus regenfeuchten
Und sanft geduckten Büschen eine Stimme
Schwillt jäh und süß und herzbeklemmend an
Und schweigt. Und mit ihr schweigt die Nacht.
Und schweigt auch ihr geheimnisvolles Leben,
Das mit der Stimme eilig sich erhob.
Doch wieder schwillt sie an. Da bebt die Braut.
Noch sucht ihr Auge nicht das Aug' des Freunds,
Und Schweigen heischend steht sie wieder da.
Und aus der blassen, mystisch fernen Tiefe,
Aus dem Gemisch von Dunkelheit und Helle
Und Flüstern aus der Nacht geweihten Lippen
Antwortet zag und weich — unendlich sehnend
Ein gleicher Laut — antwortet und verstummt. —

Da hebt die Braut ihr scheues Auge,
Und eine Thräne langsam quillt darin,
Ach, eine süße, leichtvergoßne Thräne.
Der Bräutigam umschlingt sie, und sie schmiegt
An seine Brust das blondgelockte Haupt. —

Noch flüstert's leise in dem Brautgemach.
Und draußen überm blassen, blassen Lande
Da spricht die Nacht und will kein Ende finden.
Und in dem Garten schwillt der Wechselsang,
Da längst es im Gemache still geworden,
Und kost — und kost — und kann kein Ende finden.
Brautnacht —

Karlsruhe. Albert Geiger.

Verschmachtung.

Ich seh' sie dürsten, heißen Munds,
Den Schrei nach Liebe möcht' sie stillen; —
Bald welkt schon ihre Brust, soll nie
An Mannesschultern süß sie quillen?

O Nacht, die Schalen deines Taus
Sprengst aus du, bis, was lechzt, genesen, —
Seh, auch ihr Schoß liegt glutenkrank,
Hilf, daß zwei Lippen sie erlösen!

Tizians Danae.

(Museum in Neapel.)

Ins Grottenpfühl, wo vor Vierthalbjahrhundert
Sie Tizian bettete, schmiegt sie noch heut'
Den blonden Nackenflaum. Ich steh' und lausche —:
Wie schwül sie ruht im honigsüßen Dämmerl
Mir ist, als sähe ihre Atemzüge
Ich glühn und hört' in ihren weißen Schoß
Ein Füllhorn roten Schäferglückes rieseln.

Köln. Carl Maria.

Nur eine Nacht war ich im Paradiese.

Ich will mir rasch in ein paar Stanzen gießen
Den Sonnenschein, der mir im Herzen lacht,
Damit wir's noch in fünfzig Jahren wissen,
Wie schön sie war, wie selig, diese Nacht,
Die wir auf des Kommerzienrates Kissen
So hold, so wundervoll vergnügt verbracht. —
Ich schließe mit Entzücken meine Lider,
Und gleich seh' ich den Sternenhimmel wieder.

Dort, wo die letzten Stadtlaternen brennen,
Hub Tilli an: „Wie ist die Nacht so schön!"
Ich fragte: „Brauchen wir uns denn zu trennen?
Man könnte ja ein Stück spazieren gehn.
Was thut's, daß wir uns erst seit heute kennen,
Da wir uns doch so prächtig schon verstehn?"
Da legte sie um meinen Arm den ihren
Und ließ sich in die Finsternis entführen.

Wir sprachen von der Kunst, — und auch vom Leben.
Und sahen nach dem Monde ab und zu.
Mal nannt' ich sie „Mein Fräulein", mal daneben
„Mein Schatz" und manchmal „Sie" und manchmal „Du".
Fiel nicht ein Sternlein da vom Himmel eben? —
Sie nickte leicht und sah auf ihren Schuh
Und sah auf mich, — und mitten auf der Straßen
Hielt sie mir still und hat sich küssen lassen.

Wir waren alle beide fast erschrocken,
Weil dies so unversehn gekommen war.
Was konnte mich zu solcher Frechheit locken?
Ein Lufthauch war's, ein Duft von ihrem Haar.

Und neue Lust der eine, süße Brocken,
Den wir gekostet, fort und fort gebar.
Wir gingen, ineinander tief versunken,
Wir schleppten uns, wir wankten, wie betrunken. —

Horch! Gläserklang! Geschnatter und Gekicher!
Ein Landhaus festlich hell am Wege stand.
Uns schauderte, — bis daß wir wieder sicher
Zur Seite hatten eine stille Wand.
Da lachte sie: „Hier schläft ein Königlicher
Kommerzienrat, das Haus ist mir bekannt;
Doch — ganz ein and'res ist's im Mondenscheine.
Sieh nur! Ein Märchenschloß von Marmelsteine!"

So zauberte die immerwohlgelaunte,
Die Liebe. — Da ich nun am Gartenthor,
Dem ragenden, des Schmiedes Kunst bestaunte,
Zog mich die Schelmin hin, bis dicht davor,
Berührte sacht die Klinke dann und raunte
Ein höchst prosaisch Wörtlein mir ins Ohr,
Das doch wie Nixensang mit bösem Hoffen
Mein schwaches Herz umschlang: — „Das Thor ist offen."

Und siehe da, als wär' der Grund mein eigen,
So selbstverständlich gingen wir hinein
Und schritten selig unter Blütenzweigen,
Als weilten wir in einem Götterhain.
In einer Geißblattlaube kühlem Schweigen
Quartierten wir alsbald uns praktisch ein;
Mit Polstern war die Gartenbank verkleidet. —
Ich saß und habe keinen Gott beneidet.

Zwei Stunden lang. Zwei wunderbare Stunden,
Die wir gestohlen aus der Seligkeit. —
Wie flog ihr Herz! Wie leicht hab' ich gefunden
Den kleinen Mund bei aller Dunkelheit!
Und Cilli meinen, — bis uns unſ're wunden,
Geschundnen Lippen endlich thaten leid,
Und wir den Ort, — den heiligen, verließen. —
O lieber Ort, mein Singsang mag dich grüßen!

Wir schieden. Denn der Morgen wollte tagen.
Nur eine Nacht war ich im Paradies. —
Halb hab' ich sie geführt und halb getragen.
Und das Gewissen — leider muß ich dies
Gestehen — hat uns keineswegs geschlagen.
Sie hat nur noch ganz flüchtig in den Kies
Ein Dankeschön mit ihrem Schirm gekrakelt,
Dann haben wir das Thor ins Schloß spektakelt. —

Vor ihrem Fenster stand ich auf den Zehen.
Wir küßten uns noch einmal. Gute Nacht! —
Ich habe dann des Tages Auferstehen,
Im freien Feld, allein, herangewacht.
Da kam er, rot und grün, ein lohend Wehen,
Und an den Herrn der Welt hab' ich gedacht
Und sagte laut, daß er's auch sicher hörte:
„Mein Gott, mein Gott, wie lieb ich deine Erde!"

Leipzig. Walter Harlan.

Lucie.

Aus dem Tagebuch eines Schwärmers.

Von Carl Busse.

(Berlin.)

Meine Nächte sind schwül von Träumen, und meine Lippen dürsten nach dir. Sieh, ich gehe so hin, und der Wind bläst durch mein Haar und verwirrt es, aber ich denke an dich. Und die Sonne wärmt mich mit tausend Strahlen, aber mir ist kalt; denn du bist nicht bei mir. Und wenn die Wasser tosen über die Felsen meiner Wälder, schreie ich deinen Namen in brünstiger Sehnsucht, und wenn alles still ist und nur die Insekten summen in den Röhren erschlossener Blüten, ruft dich mein Herz durch die ganze Welt . . .

Ich bin krank, ich weiß es ja. Aufs Land sollte ich hinaus und in der Sonne liegen mit geschlossenen Augen. Nun bin ich hier, und über mir rauschen die Wipfel der Wälder. Die Eichkatze springt von Krone zu Krone; die Falken werfen sich in das goldene Licht mit rauhem Schrei; ich höre den Pirol schlagen vor den anderen Vögeln, wenn ich wach bin am frühen Morgen. Und dann nehme ich die Hängematte und laufe mich müde, laufe stundenlang über weiches Moos und die glatten vorjährigen Nadeln, bis meine Füße schwer sind, so schwer und wund, daß ich mein schweres Herz nicht mehr fühle.

*

Gestern stand ich am Fenster. Es ward Abend. Die Krähen zogen nach fernen Wäldern, die letzten Rufe der Schiffer kamen vom verklärten Wasser. Eine heilige Stille lag rings. Über den Beeten wiegten sich Nachtviolen und weiße Nelken. Die großen Falter mit den ewig zitternden

Flügeln waren darum, aber die meisten stießen gegen die Ligustersträucher am Zaun. Fledermäuse begannen den Flug, und im Försterhof winselte ein Hund.

Da war es, Lucie. Ich stand und ich sagte mir leise vor: „Du brauchst nicht zu denken, daß ich dich noch liebe. Nein, das war einmal, ach vor so langer Zeit, aber jetzt hab ich dich schon ganz vergessen, und ich bin ja so fern von dir, daß ich nicht mehr weiß, wenn du lachst, und nicht mehr weiß, wenn du weinst."

Und dabei hab ich die Stirn ans Fensterkreuz geschlagen, und meine Hände krampften sich um das kantige Holz.

*

Nachher ward ich viel ruhiger. Ich sagte mir meine Toten vor. Meine alte Großmutter hab' ich liegen sehn. Sie betete in der letzten Stunde mit übermenschlicher Anstrengung den Gesangbuchvers:

„Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Dann will ich nach dir blicken,
Dann will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken —
Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

Es lag auf ihrem Antlitz ein großes Friedensleuchten. Ihr brechend Auge war nicht traurig. Nur zuletzt klammerten sich ihre Hände immer fester um die meinen. Aber ich habe nie einen Menschen so schön sterben sehn.

Und nach ihr kamen andre Särge. Bei dem einen schlug der Deckel zurück. Aus verblaßten Schleifen und raschelndem Laub, das längst vertrocknet war, hob sich mein Jugendlieb. Sie hatte noch die alten Zöpfe, an denen ich sie oft festhielt, und sie trug noch ihr weißes Kleid. Aber sie stand schon in Wolken und Schleiern; ich konnte ihr Gesicht kaum erkennen.

Sie schlief ein für mich, als ich in die Welt ging; sie starb für mich, als sie einen Krämer heiratete.

Und da bist du nun doch wieder, Lucie. Und die Nacht ist süß und still, und deine Blicke leuchten, und alle meine Rosen, die ich dir gab, sterben zu deinen Füßen. Ich aber muß an die tiefe Nacht denken, da wir allein auf dunkler Treppe standen, und als ich deinen jungen Leib über das morsche Geländer bog, zitterte ich, und als meine Lippen auf deinem Munde lagen, brauste es um uns wie Chöre. Aber es war doch alles still dabei.

Unsere Knie berührten sich. Es war nicht Absicht. Doch ich schauerte durch alle Glieder.

*

Dummheit! Sie war ein ganz einfaches Mädel. Jetzt verkauft sie Handschuh. Das Stück dreißig Pfennig, glaub ich. Früher waren es wollene Hemden. Sie kriegte genau so viel Gehalt, wie unsereiner zu Cigaretten braucht. Als ich sie kennen lernte, war sie sechzehn; sie jedoch behauptete: siebzehn. Weshalb? Weil sie fürchtete, ich könnte mich an ihrer Jugend stoßen; dann auch, weil sie gern schwindelte. Für ihr Alter war sie allerdings hübsch entwickelt.

Sie liebte mich. Nicht etwa des Portemonnaies wegen. Nein, sie besaß darin ihren Stolz und wollte nicht mal einfache Geschenke. Und das war schlimm. Wäre sie weniger stolz gewesen, würde die Sache heut erledigt sein. Mein Gott, es ist immer das alte. Ich hätte dann auch ihr aus lauter Verliebtheit ein halbes Dutzend Ringe und Armbänder geschenkt, sie wäre dankbar gewesen, und nach einem halben Jahr und einem goldnen Haarpfeil hätte ich ihre Korsettnummer gewußt und einiges andre mehr. Dann wäre man nebeneinander gegangen, bis eines Tages der friedliche Abschied erfolgt wäre. Oder ich hätte noch einen Schmuck bestellt — bei Schober vielleicht — und wäre vergnügt nach Wien gedampft. Wie man solche Sachen eben erledigt.

Aber sie hatte Grundsätze; weniger sittliche als praktische. Außerdem war ich ihr erster Liebhaber, und selbst Heinz Tovote hat schon entdeckt, daß nicht der erste, sondern der zweite das Schicksal eines Mädchens ist. Sie war köstlich-naiv und sprach die größten Dummheiten mit heiligem Ernst. Sie war kokett und lustig, aber sie weinte dabei doch so oft, daß ihre Thränen unmöglich alle echt sein konnten. Sie knabberte gern Chokolade und putzte sich mit zärtlicher Andacht. Sie küßte wie ein andrer Mensch einen Schluck Wasser trinkt, ganz ausdruckslos, ohne alle Wildheit und Leidenschaft. Und sie blieb sechs Wochen treu. Mir vom 15. Februar bis zum 1. April. Gewiß alles, was man verlangen kann.

Leider verliebte ich mich jedoch während dieser Zeit in sie. Nicht nur weil sie hübsch war. Sondern ihr ganzes Wesen war originell-unverständlich. Man durchlief alle Stadien bei ihr: man hielt sie für ein unschuldiges Kind und für eine Dirne; für tief und für flach; für herzensinnig und gemütsbar, für — — kurz und gut, kein Mensch konnte aus diesem komplizierten Geschöpf klug werden.

Bah, heut nach zwei Jahren allerdings —! Sie war von einer unbeschreiblichen Flachheit, ein Puppenkopf mit einem Spatzengehirn. Mehr nicht. Nur weil ihre Augen so seltsam waren, ließ sich das schwer erkennen.

Nach dem 1. April pausierte sie sechs Wochen. Dann nahm sie einen andern. Ich hab' ihn nie gesehn. Dem blieb sie treu von Mitte Mai bis Anfang Juli. Dann kam sie wieder in neue Hände. Judenjungen mit

Backpfeifengesichtern, die die ganze Rasse kompromittierten, drückte sie an ihren sich allmählich entfaltenden Busen. In letzter Zeit soll sie Mediziner bevorzugen. Vielleicht kommt sie auch schließlich noch einmal auf die philosophische Fakultät zurück, von der sie ausging.

Und da schwärm' ich so?

*

Durch dunklen Wald fliegen die Leuchtkäfer. Es leuchtet heut alles: die Sterne oben; die verfaulte Weide, an der ich vorbeikam; die Glühwürmchen; etwas andres noch, das ich nicht bei Namen nennen kann, in den feuchten schwarzen Gründen, wo die roten Schwämme und Pilze sind. Aber stärker noch leuchtet mein Herz, und dein Name ist es, der darinnen brennt.

Ich bitte dir alles ab, Lucie; aber ich habe dich so lieb .. so lieb, und wenn ich dich verhöhne und alle Züge deines Bildes verzerre, zerfleische ich mein Herz, und wenn ich es zerfleische, kann es doch nicht mehr die dumpfe Leere und Verlassenheit fühlen, die es birgt, seit du nicht mehr mein bist.

Sieh, meine Arme strecke ich aus nach dir durch die Nacht, aber sie müssen müde sinken. Und meine Stimme ruft immerzu, aber sie muß endlich schweigen, denn keiner antwortet ihr. Nun wandre ich meinen Weg in früher Mattigkeit. Ich glaube nicht, daß mein Haar je wird ergrauen müssen. Du hast keine Schuld, so darfst du dich nicht grämen. Und ich — nun ich werde weiterträumen. Mehr blieb mir nicht vom Leben.

Ich träume von dir und vom Himmel. Aber es verfließt mir noch beides, und wenn ich das Gesangbuch meiner toten Großmutter vornehme, stehst du am Sterbebette der alten Frau, und über euch, in Glanz und Glorie, ist Jesus Christus, der Schild in letzter Not.

Ob er auch mich schirmen und schützen kann?

*

Eben wachte ich auf. Zwei Uhr der Nacht schlägt es vom Kirchturm des Dorfes. Es ist noch dunkel.

Du warst wieder bei mir im Traume, Lucie. Du warst meine Frau. Und in deinen Armen lag unser erster Junge. Hans hieß er.

Was bin ich nur aufgewacht?

Ach, dich haben — dich haben ein einziges Mal mit dem ganzen Leibe und der ganzen Seele! Dich sehen, Lucie, in schimmernder Nacktheit, daß mir nichts mehr verborgen wäre an dir, nicht der zarte goldne Flaum deiner vollen Arme, nicht deiner Schultern ebenmäßige Wölbung, nicht die fließenden Linien deines zitternden Leibes, nicht die heiße Straffheit deiner erregten



Brüste! Und in jubelndem Taumel dich dann küssen, daß alle Schauer des Lebens und Sterbens uns durchfluten, und dein Haar lösen, daß es uns beide deckt, wie es das Weib deckte im Paradiese, und mit den irren Lauten wilder Zärtlichkeit deine Lippen blutrot pressen, bis es kein Ich mehr giebt und kein Du!

Süß und sinnlos würden wir reden wie trunkne Schwärmer in Frühlingsnächten; deine schwimmenden Sterne würden vor mir sein im feuchten Glanz der Erfüllung; in seliger Müdigkeit sollte dein Haupt zur Seite rollen in der Fülle seines gelösten Haares. Und mein Ohr würde ich legen an deine heiße Brust, um das Schlagen all deiner Pulse zu vernehmen und das Pochen und Gähren deines Blutes.

Von den Wäldern aber sollten brünstige Hirsche rufen durch das unsagbare Geheimnis dieser Vollmondnacht.

*

Ich (eine halbe Stunde später): Was du dir einbildest, mein Junge! Wenn dir das nun wirklich zu teil würde, — solltest du nicht ein bißchen enttäuscht werden? Vielleicht ist deine Dulcinea gar nicht mehr so unberührt, wie du glaubst. Bei der Zahl ihrer Liebhaber — — so schlau wie du sind doch die andern auch! Und dann ist sie gar nicht mehr so hübsch. Das Handschuhlager scheint ihr nicht zu bekommen. Sie kriegt ein Vollmondgesicht. Oder wie habt ihr's denn als Studenten bei eurem Fuchsmajor genannt? Ein wohlgerundetes Popogesicht. Also?

*

Mit vorgeschobenen vereinzelten Stämmen schließt der Wald. Zwischen ihm und dem See ist ein schmales wiesenartiges Gelände. Es blühen darauf Hahnenfuß, Schaumkraut und die Kuckuckslichtnelke. Auch Vergißmeinnicht muß zu finden sein.

Es liegt ein halbes Licht über dem See. Von den stillen weißen Häuschen am andern Ufer treten nur wenige stark beleuchtet hervor. Auf dem Wasser gehen keine Segel, und die singenden Mädchen, die sonst wohl darüber ruderten in morschen Kähnen, hör' ich nicht. Glatt und beruhigt dehnt sich die Fläche. Nur als einzelne schwarze Punkte ziehen scheue Taucher in der Ferne und verschwinden wieder. Unablässig aber quaken die Frösche; manchmal, mit lang vorgestrecktem Halse, steigen wilde Enten aus dem Röhricht, um eine Strecke weiter von neuem einzufallen.

Da sitz' ich nun und beobachte eine Schnecke, wie sie die Hörnchen tastend vorstreckt und anfängt zu kriechen. Weshalb thu ich das? Weshalb berühre ich mit dem Finger die feuchte Klebrigkeit dieses Geschöpfes? Weshalb erschrecke ich das Tierchen? Ich weiß es nicht; ich weiß überhaupt nichts

mehr. Am liebsten wäre ich so sitzen geblieben, hier auf dem Rasen, ohne zu denken, ein Jahrhundert nach dem andern, wenn nicht der gierige Raubvogelruf dazwischen gekommen wär'.

Aber da hab ich wieder an dich denken müssen, und plötzlich griff es mich an: wenn ich jetzt nach Hause komme, bist du da und wartest auf mich, meine starke Sehnsucht hat dir so viele Nächte den Schlaf von den Wimpern gescheucht, daß du zu mir strebtest auf müden Füßen, um Ruhe zu finden.

Und es war lächerlich: wie ein Verrückter sprang ich auf, und durch den Wald mit fliegendem Atem und dem stillen Jauchzen deines Namens, und vor mir flüchtete das aufgeschreckte Wild, und mein jagender Fuß zersprengte die grasenden Rudel.

Die Abendglocken fingen zu läuten an. Weil sie da ist, sang es in mir, und ein Lied scholl auf in meiner Brust, das ich für sie geträumt hatte, als ich närrisch vor Freude ihre Lippen geküßt. Es ging nach dem „Lustige-Brüder"-Walzer, und die zweite Strophe hieß:

„Käm' nun ein vornehmer Königsohn,
Hei, wie lacht' ich den aus!
Sagt ihm: „Behalte dir Scepter und Thron,
Liebster, ich mach' mir nichts draus!"
Huschte, mein Blondkopf, zu dir im Nu,
Bist mir von Herzen ja gut,
Du mit dem köstlichen Lachen du,
Du mit den Schleifen am Hut . . ."

Es war ein Singsang von abgerissenen Worten und keuchender Freude, und drüben lag mein Haus, und die Treppen empor und die Thür auf, daß sie flog in ihren Angeln!

— Ich lag lang auf dem Sofa, mit dem Gesicht auf dem perlenbestickten Familienkissen, und es schrie immer in mir: „Nichts!" Und wie ein Klöppel mit Gewalt gegen das Erz, schlug mein Herz gegen die zuckende Wölbung der Brust.

Aber dann kamen Schritte herauf, schüchtern, leise, die schon vorher um Verzeihung baten, und ich stand aufrecht, mit dem erhitzten Gesicht, wo sich all die Perlen eingedrückt hatten, und starrte nach der Thür und riß die Thür auf und —

Nun ja, es war Else. Else Güttner, Holzmarktstraße 37, vier Treppen links. Sie wohnt bei ihrer Tante. Sie trägt leider auch die unförmigen Strohhüte dieser Tante. Außerdem schaukelt sie beim Gehen etwas mit den Armen.

„Weil Du mir doch erlaubt hast," sagt sie, . . . „und ich konnt' es nicht mehr aushalten, aber wenn Du willst, gehe ich wieder . . ."

Und ihre Seele kniet vor mir, demütig, und erwartet ihr Urteil. Sie hat die rührenden Augen eines Hundes, der von seinem Herrn getreten wird.

Mag sie bleiben! Und sie zittert vor Freude, legt den Hut ab, setzt sich zu mir, streichelt mir die Hand — immer in der heimlichen Furcht, ich könnte es ihr verbieten. Wie kühl ihre Finger sind!

Es wird dunkler. Der alte Fritz an der Wand mit dem großen Ordensstern verschwimmt im Zwielicht. „Hoo—lup — hoool—up," tönt der Schifferruf. Die Blumen im Garten fangen stärker an zu duften.

Ihr Kopf liegt an meiner Schulter, daß sich eine Strähne ihres Haares etwas emporsträubt. Ich streiche ihr über den Kopf. Und dann wagt sie es, sich langsam hochzuziehen und mich zu küssen.

„Ja Du mein Engel . . mein kleiner Engel, Du bist gut."

Und ihr Haupt drängt sich noch mehr an mich.

„Lucie!" sage ich leise und küsse sie.

Ein Zucken geht durch ihren ganzen Körper. Und wie sie mühsam schluckt, weiß ich, daß es eine andere ist, eine gewisse Else Güttner, Holzmarktstraße 37, vier Treppen links, und ich stoße sie brutal zurück. Aber wie ein Hund kommt sie wieder herangekrochen und sagt mit halb erstickter Stimme: „Verzeih mir . . Du . . Du bist ja . . so gut!"

Doch ich will nicht, das fehlte mir gerade, was hat sie mich um Verzeihung zu bitten? Und meine Wut gegen mich selbst entlädt sich über ihr Haupt.

„Du weißt ja, daß ich die andre noch immer liebe — zum Teufel! hast Du denn kein bißchen Stolz im Leibe, nicht so viel Stolz, um die Thür einfach zu nehmen und hinter Dir zuzuwerfen, wenn Dir so etwas passiert? Empört sich denn da Deine Menschenwürde nicht?"

Aber sie sieht mich an mit großen hilflosen Blicken, die seltsam durch die Dämmerung gehn und stammelt nur: „Ich hab' Dich . . lieb."

„Und kein bißchen Trotz, kein bißchen Selbstachtung — willst Du Dir denn alles bieten lassen, weißt Du denn, auf welche Stufe Du Dich damit stellst? Ach Du — Du —"

Ich finde das Wort nicht. Und sie sitzt mit gesenktem Haupt, und ihre Hände umkrampfen sich, und sie stammelt wieder: „Ich hab' Dich . . lieb."

„Und wenn ich Dich deshalb verachten muß, weil sich nichts in Dir aufbäumt, und wenn ich Dich schlage, Else — Herr des Himmels, hast Du denn gar kein Gefühl mehr, verachtest Du Dich nicht selber, ist denn Dein Stolz, Deine Ehre nicht stärker als diese Liebe, willst Du sie Dir ruhig rauben lassen?"

Jetzt wandern ihre Blicke ruhelos von mir zu ihren Händen, und sie verschluckt die aufsteigenden Thränen.

„Es thut mir weh," spricht sie mit Anstrengung, und jedes Wort muß sie sich abringen. Und dann, ganz leise: „Aber ich . . liebe Dich doch!"

Weiter weiß sie nichts.

*

Heut hab' ich mir überlegt: wenn nun Lucie doch bei mir gewesen wäre? Wenn mich meine Ahnung nicht betrogen hätte?

So hätte es sein müssen:

Sie steht mitten im Zimmer. Sie sagt: „Ich bin hergekommen zu Dir, ich kann nicht anders. Vergieb mir, was ich an Dir gefehlt und daß ich geirrt habe. Laß alles sein, wie es gewesen, Du liebst mich doch, und behalte mich bei Dir, immer, alle Tage und Nächte, die noch kommen werden."

Ich aber kreuze die Arme und sage: „Nein!"

Und sie zeigt mir ihre Hände: „Sieh, ich bin so viel Meilen gelaufen zu Dir und bin über Wurzeln gefallen — ich hab' sie mir geschlagen, daß sie brennen, und hab' sie mit Wasser gekühlt. Willst Du sie nicht nehmen und halten?"

Und ich werfe den Kopf zurück und presse die gekreuzten Arme fester auf das klopfende Herz und sage: „Nein!"

Da schüttelt sie weh den Kopf.

„Sieh meine Füße — sie sind wund geworden und waren so zart. Aber ich hab' es nicht geachtet. Sie sind rot geworden vom Blut und waren so weiß. Denn ich bin über Dornen gelaufen und über die Nadeln der Wälder, weil ich zu Dir wollte. Sie können nur heilen bei Dir, aber ich darf nicht bleiben, sagst Du."

Ich werde immer größer, ich wachse empor über mich, über Menschenschwäche und Menschenschmerzen. Und ich sage zum dritten Male: „Nein!"

Da schreit sie empor: „So laß mich liegen vor Deiner Thür bei Tag und Nacht, Du sollst mich nicht aufheben, Du hast mich früher so gern geküßt, Du sollst mich nicht küssen. Nur vorübergehn sollst Du an mir, und wenn Du sprichst, möchte ich es hören. Laß mich liegen, jage mich nicht fort, ich flehe Dich an . . ."

Und jetzt keuche ich hervor: „Nein!"

Sie kann es nicht gleich fassen. Dann wendet sie sich mit einer todmüden Bewegung und tastet sich an den Möbeln entlang zur Thür.

Ich rufe sie nicht zurück.

*

O du Lügner, du Feigling! So wäre es nicht geworden — nein, mit jubelndem Schrei hättest du sie genommen und geküßt, und hättest ihre Knie umschlungen und sie beschworen, bei dir zu bleiben.

Und wenn sie gesagt hätte: „Bete mich an!" —?

Du hättest sie angebetet.

Und wenn sie gesagt hätte: „Du bist mein Sklave, lege Dich hin, ich will meine Füße auf Deinen Nacken stellen!" —?

Du hättest geantwortet: „Ich bin Dein Sklave," und hättest den Nacken gebeugt.

Und wenn sie gesagt hätte: „Du bist ein Schuft, ein Betrüger, ein ehrloser Feigling!" —?

Du hättest erwidert: „Ich bin ein Schuft, ein Betrüger, ein ehrloser Feigling, — aber bleib bei mir, Lucie!" —

Ach, das bißchen Stolz, Mannesmut, Ehre — hei, wie diese Spreu emporfliegt vor dem Sturmwind der Liebe! Tritt sie mit Füßen für einen Blick, speie sie an für ein einzig Wort! Weshalb sind wir so unwahr, weshalb lügen wir so?

Else Güttner hat recht. Auch ich weiß nur das eine: „Ich liebe Dich!"

*

Seit zwei Tagen hab ich eine sonderbare Sehnsucht. Ich hab mich gesehnt, daß jemand käme, der meinen Stolz und meinen Mut, meine Ehre und meine irdischen Lüste zerbräche, in dessen Hand ich mich geben könnte wie ein Kind, und sein Wort müßte mir Befehl sein. Keinen Willen sollt' ich haben als seinen, keinen anderen sehn als ihn allein.

Warum kommst du nicht, Lucie, und brichst mich? Warum bist du so fern? Ach, dieses brünstige Verlangen, mich, der ich nach Sternen griff, im Staube zu sehn, tief im Staube! Weiter nichts als Diener zu sein, wo ich zum Herrn geboren ward! Ohne Anfechtung sein ganzes Leben und Sterben einem zu widmen!

Ich denke den ganzen Tag darüber, als die Sonne aufging, und jetzt, wo sie untergeht. Und plötzlich nehme ich das alte Züllichauer Gesangbuch und fange laut an zu lesen. Ein Lied nach dem andern.

Friede, Demut, Gläubigkeit — ach ich möchte —

Nein, das wäre thöricht.

*

Jesus erschien mir im Traum. Sein hagerer Leib schauerte noch in Schmerzen, und an den Nägelköpfen hatte sich geronnenes Blut gesammelt. Aber die Seitenwunde klaffte nur weit und blutete nicht.

Ich hab ihn früher nicht leiden mögen, weil er häßlich aussieht. Aber es war diesmal ganz anders. Ich konnte den Blick nicht wenden.

Er sprach zu mir — ich verstand ihn nicht. Meine Augen starrten nur hin zu ihm, und was sonst durch meine Träume ging in der goldnen Pracht lockender Bilder, es verblich vor ihm.

Mich aber packte plötzlich die Sehnsucht wieder: auch so ganz Knecht zu sein wie er, so bespieen und verloren, so mit Ruten gepeitscht und von Hohn gepeinigt, so von Dornen zerrissen und von Nägeln durchbohrt.

Ach und ein Vers fiel mir ein, aus dem Gesangbuch, wie die Gläubigen beten, Gott möge ihnen Stolz, Ehre, Mut zerbrechen — den Vers, den will ich suchen und ihn lesen voll Andacht und Inbrunst, und will an dich denken und die Kreuzespein, die du erduldet.

Immer noch starrt' ich auf das Kreuz. Und da fangen die Nägel an zu blühn und zu glühn wie selige Sterne, und immer schmerzvoller wird Christi Blick, aber über Schmerzen lag es darin wie Verzückung, und die Wolken senken sich und umdampfen das Kreuz wie Weihrauch.

O wie der Weihrauch duftete!

*

Ich habe den Vers gefunden. Lieber Herr Jesus, ich will dir nachfolgen. Leg' mir ein Kreuz auf, daß ich zu tragen habe wie du, zerbrich mich ganz, nimm alles, was ich habe.

Ich war ein Sünder der Welt und hab' mich berauscht an sündiger Schönheit. Aber ich will mein Fleisch kreuzigen und meinen Leib in Nesseln wälzen. Meine Lippen haben auf rotem gesträubten Frauenmund geruht — ich will sie büßen lassen und beten. Meine Sinne waren gierig nach der Lust des Lebens — zerstöre sie, Herr Jesus!

Die roten Rosen hab' ich so sehr geliebt, ich hab' gestrebt nach klingenden Kronen. Presse mir Dornen aufs Haupt und schlag' mich mit Blindheit, daß ich nicht mehr sündige.

Das Weib ist der Satan, der mich abspenstig gemacht hat von dir. Über bräutliche Leiber vergaß ich deine Wunden, über weiße Brüste die heiligen Male deiner Hände.

Aber nun bin ich dein Knecht, ein Wurm im Staube, und zerfleische mich, und der Leib fiebert. Aber die Seele jauchzt dir zu: Hosiannah dem Sohne Davids!

*

Drei Nächte hab' ich gebetet, und immer war der Heiland bei mir, und ich fühlte mich eins mit ihm, und ich fühlte in schauernder Verzückung seine Nägel durch mein Gebein gehn.

Und ich sah das Ende der Welt. Große Flammenbrände wälzten sich über Erde und Himmel, und die zuckende Lohe erfüllte die ewigen Räume. Am fernen Horizonte aber stand das Kreuz, nicht mehr hölzern, nein in Gold und Glorie, und über Maria empor stieg ihr gebenedeiter Sohn. Ich aber trug unsre Fahnen ihm entgegen mit jubelndem Hosiannah, und

purpurgestrählt bauschte sich die blaue Seide über mir und flog ihm zu, dem König der Könige, und mit erhabenen Lilien gingen wandernde Kinder in Wolken und sangen ihm Preis.

Nur einmal wandt' ich mein Haupt. Und ich sah das brausende Feuermeer und sündige Rosen sich brünstig verschlingen zu Kränzen, und über Flammen und Kränzen sah ich dich hintaumeln, Lucie, mit nackten Brüsten und verdürstenden Lippen, während sehnsüchtige Arme dich wild umwanden und das Evoë herübertönte.

Aber das Kreuz zog mich weiter, und sein glühender Glanz stach in meine Augen, und es ward immer größer, immer goldner, es wuchs über den ganzen Himmel und nahm mich auf in sein ewiges Leuchten, während drüben die Flammen stiegen und Satan lachte . . .

Mit den Kranichen.

Novellette von Hermine von Preuschen.

(Rom.)

Sie stand unten am Wasser, im feuchten Wiesengras. Mit der einen Hand die Augen beschattend, schaute sie hinauf in die graue Luft, der Schar silberglänzender Vögel nach, die langsam an ihr vorüberstrich, um sich weiter abwärts, in der Niederung, lärmend niederzulassen, und mit den beutegierigen Augen suchend umherspähte. Ein einziger Vogel, wohl ein Junges, war im Fluge zurückgeblieben, senkte nun, dicht vor Helge, das Gefieder und streckte seine dünnen Beine in das hohe nasse Gras. Helge sah nachdenklich dem Treiben des Vogels zu . . . Mit den Kranichen war sie selber im Frühling droben eingezogen, in dem düster grauen, linden=umschatteten Schloß, als schöne, vielbeneidete Herrin. Aber sie hatte keine Sehnsucht, jetzt, da die grauen Tage kamen, wieder fortzuziehen mit den Wandervögeln, einer heißeren Sonne entgegen.

Nach wilden Lebensstürmen fühlte sie sich hier endlich geborgen. Und es hatte Mühe gekostet, dies glänzende, wenn auch einförmige Nest zu finden.

Die Baronin Stepenitz seufzte leise auf und strich liebkosend über das Fell einer lichtgrauen Riesendogge, deren tückische Augen, wenn sie bei Helges Zärtlichkeiten lüstern aufblitzten, ihr stets aufs neue ein prickelndes Vergnügen gewährten. — Ja, Helge verstand es, mit ihrer Art, mit ihren Gunstbezeugungen die Sinne zu verwirren. Jetzt freilich — jetzt und hier

würde sie bald aus der Übung kommen. Sie stieg den breiten Pfad zur Schloßterrasse, der auf beiden Seiten von hohen, brennend roten Gladiolusblütenfackeln eingerahmt war, empor, vorbei an dem Rondell mit den großblätterigen, gelbblumigen Cannas, und wandte sich nach rechts. Durch einen Obstlaubengang kam sie zu einer völlig verwilderten Epheulaube und ließ sich dort, halb träumend, auf der grünmoosigen Steinbank nieder. Tyras war ihr gefolgt und schmiegte sich zu ihren Füßen. Sie war im Frühling die Befreierin des in ganz Stepenitz gefürchteten Kettenhundes gewesen. „Ja Du," sagte sie und setzte ihm den kleinen Fuß im Hackenschuh und rotseidnen Strumpf auf den Leib. Tyras schauerte vor Wohlbehagen.

Sie sah hinaus in die einfache Landschaft, die endlosen, wasserdurchblitzten, mastenbesäten Wiesenflächen, die drüben rechts im Meere verdämmerten. Es war ein Juliabend, doch wie kühl, wie feucht, wie herbstlich herb. Leise fröstel:d zog sie die Schultern zusammen, in dem dünnen, spitzenbesetzten Bastkleid. Und dann wieder ruhten ihre Augen auf den Wiesenflächen, aus denen all die Schiffsmasten so befremdlich aufragten. Dies war Helges größtes Erstaunen gewesen, als sie vor einem halben Jahre zum erstenmal nach Stepenitz gekommen und von der Größe und dem Reichtum seines Ritterguts geblendet worden war. Die vielen Kanäle, die das Land durchschneiden, in der Ebene sich verkürzend und verschiebend, werden dem Auge unsichtbar, und nur die hohen Masten ragen aus den grünen Marschen. Und die Kraniche streichen durch die silberne Luft, und in der Ferne recken sich die Windmühlen. Eine eigentümliche Welt und eine stille Welt, nach dem brausenden Treiben von Helges früherem Leben in der Großstadt — in der Welt des Luxus, in der Welt des Genusses, aus der sie erst das plötzliche Bewußtsein aufgerüttelt, daß es nun hohe Zeit sei „to settle".

Welche Kontraste hatten sich doch schon abgespielt im Leben der kleinen Pfarrerstochter von Cottbus, der ältesten einer kinderreichen Pastorenfamilie. Eine Schwester ihres Vaters, die schöne Frau Oberamtmann Berger, hatte Helge schon in ihrem zwölften Jahre zu sich nach Berlin genommen, wo sie ein sehr flottes Leben führte und stets Besuch von hübschen, meist ganz jungen Mädchen hatte, die sich unter dem Schutz der nachsichtigen „Tante" köstlich amüsierten.

So war Helge herangewachsen. Sie hatte sich längst von ihrer Tante emanzipiert. War sie doch viel zu schön, um lange so unselbständig zu bleiben. Sie entwickelte früh großen Geschmack und großen Luxus in der Toilette, und die wenigen Male, die sie nach Cottbus zu den Ihren zu Besuch kam — der Vater Pastor war bald nach ihrer Entfernung vom Elternhause gestorben — imponierte sie ihren einfachen Geschwistern und



der guten, schlichten Mutter durch ihre Weltstadtformen und Haltung. Sie priesen sie glücklich, um der guten Tante willen und beneideten sie. Da die Schwestern aber alle häßlich waren, hatten sie keine Aussicht auf die verwandtschaftliche Liebe der Frau Oberamtmann. Als Helges einziger Bruder heranzuwachsen anfing, wurden aber dem Mädchen dessen forschende Augen unbequem, und sie vermied weitere Besuche bei den Ihren. So flossen die Jahre. Helge war viel gereist. An Nizza und Ostende knüpften sich ihre schönsten Erinnerungen. In Berlin besaß sie ein üppiges Quartier in der Tiergartenstraße. Dennoch aber — es ward Zeit „to settle“. Eine Zeitungsannonce kam ihr plötzlich zu Händen. „In Hinterpommern Gesellschafterin gesucht. Photographie erbeten.“

In einer tollen Laune schrieb sie dahin, fügte Referenzen einiger vornehmen Ausländer, eines ungarischen Grafen und eines italienischen principe bei, und — ihre Schönheit siegte auch hier — sie ward engagiert. Und dort im Hause ihres neuen Brotherrn, eines Großindustriellen, lernte sie bei einem Rotspon- und Rheinweindiner den Schloßherrn von Stepenitz kennen.

Der Baron war ein Mann im Anfang der Fünfziger, rothaarig, breitspurig, mit lautem, jovialem Wesen. Seine hohe weiße Stirn stach merkwürdig ab gegen die sonnengebräunten Wangen und Schläfen. In seinen hellblauen Augen aber glomm ein idealer Strahl. Der Baron saß bei Tisch neben der befremdend schönen Gesellschafterin seines Freundes, deren weltstädtische Eleganz sich leuchtend abhob von dem überladenen Putz der übrigen Damen. Waldemar war ein eingefleischter Junggeselle, aber er war geblendet, berauscht, gab sich rückhaltlos Helges kokettem Zauber hin. Dann kam der Sekt. Er wußte nicht mehr, was er sprach, aber Helge verstand es, ihn zu stacheln. Er steckte ihr einen Ring an den Finger. Anderen Tags erwachte er mit schwerem Kopfe. Ein Ritt über seine Felder gab ihn sich selber wieder. Bei der Rückkehr ins Schloß fand er ein duftendes Billet.

„Herr Baron, wenn es Ihnen Ernst war mit dem, was Sie gestern gesprochen, erwarten wir Sie heute Abend zum Thee.

Helge Allers. Frau Leonie Miller.“

Waldemar Stepenitz griff sich an die Stirn. Was hatte er denn gestern gesprochen, versprochen, was ihm bindende Verpflichtungen auferlegte? Er war entzückt gewesen von der neuen Gesellschafterin, er hatte vielleicht zu tief in ihre Augen und ins Glas geschaut, aber versprochen? — Sein Blick fiel auf seine Hand. Herr Gott, wo war sein Ring hingekommen, den ihm sterbend sein Vater an den Finger gesteckt? Der Ring mit dem großen Brillanten, der Familienring der Stepenitz, der Ring, an dessen Besitz sich manche Tradition von Glück und Unglück des Geschlechts knüpfte.

Da dämmert's ihm plötzlich herauf, den hatte er gestern der schönen, schlanken, verführerischen Person in der Weinlaune, im Entzücken über ihre bezaubernde, verwirrende Nähe, an den Finger gesteckt, er hatte sie seine Braut genannt; plötzlich wußte er alles wieder. Der Ring war ihr zu weit gewesen, sie hatten darüber gescherzt und er ihr gesagt, er würde ihn mit einem andern, kleineren einlösen.

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, da er nun an seine Mutter dachte, die alte, strenge Frau, deren höchstes Kleinod er war, die schon längst jeden Gedanken aufgegeben, ihn, ihren einzigen, noch an ein andres Weib zu verlieren. — Sein einmal gegebenes Wort zu brechen, daran dachte Waldemar gar nicht, er hielt es für unmöglich, mit seiner Ehre völlig unvereinbar.

So ging er denn, gänzlich ernüchtert und mit laut pochendem Herzen dem Entscheidungsthee entgegen. Die Hausfrau, die Helge sich rasch zur Freundin und Vertrauten gemodelt, und die auch ein unbändiges Vergnügen empfand, den verrosteten Junggesellen, um den sich alle Rittergutsbesitzerstöchter und Mütter von Hinterpommern seit Jahren vergebens bemüht, so jählings unter die Haube zu bringen, empfing ihn mit vielsagendem Händedruck und entfernte sich bald unter irgend einem Vorwand.

So war er mit Helge allein. Sie sah entzückend aus, beim matten Schein der rosa verhängten Lampe. Was wußte denn er davon, ob das verschämte Rot ihrer Wangen ein künstliches oder echt war, ob der „Jugend süßes Rot“ überhaupt längst darauf gestorben war? Nun begann sie mit leiser Stimme zu erzählen von ihrem guten, frommen Vater, dem Pastor, von den einfach ärmlichen Verhältnissen, unter denen sie, mit zahlreichen Geschwistern, aufgewachsen, und daß sie schon so früh unter fremde Leute habe gehen müssen, sich ihr Brot zu erwerben. Wie sie Welt und Leben kennen gelernt habe, immer in abhängiger Stellung. Wie sich schon viele ihr hätten nähern wollen, wenn auch ohne ernste Absichten, wie zurückgeschreckt, mißtrauisch, verbittert sie dadurch gegen alle Männer geworden, und seine Liebe ihr nun plötzlich ein so großes, völlig unverhofftes Glück böte, wofür sie ihm danken wolle, danken ihr Leben lang. Wie sie eine gute Gattin ihm werden, auch ihn glücklich machen wolle, soweit es in ihren schwachen Kräften läge. Sie sah ihn schmachtend an. Dabei glimmerte es in ihren Augen auf. Den guten, täppischen Jungen, dies große einundfünfzigjährige Kind, überlief es heiß. Er hatte Thränen in den Augen, hervorgepreßt durch Helges dramatische Schilderung aller Demütigungen ihres früheren bescheidenen Lebens. — Ja, er wollte dies schöne Geschöpf, das so liebeheischend vor ihm im Sessel lag, erretten aus der Misère ihres freudloses Berufes, er wollte glücklich machen und glücklich werden. Plötz-

lich, er wußte selbst nicht wie es kam, lag er vor ihr auf den Knieen und barg, wirre Worte stammelnd, seinen Kopf in ihrem Schoß. Welch betäubender Duft quoll aus ihren Kleidern! Er fühlte sich so glücklich, so selig, wie nie im Leben. Dies verführerische Wesen war nun seine Braut, wurde sein Weib.

Sie hatte sich über ihn gebeugt, seinen Kopf emporgehoben. Ihre glühenden Lippen saugten sich an den seinen fest, als wollten sie, wie ein Vampyr, ihm Blut und Seele austrinken.

Ja, nun war es endlich da, das Glück, das er in täglicher mühevoller Arbeit auf seinem großen Besitz versäumt, fast vergessen, bis es zu spät geworden. Aber nun war's plötzlich da, flog ihm an den Hals und lachte.

Als Frau Miller nach einiger Zeit wieder in das Boudoir trat, fand sie beide noch in zärtlichster Umschlingung, aus der sie auffuhren, um sich ihr glückstrahlend als Brautpaar vorzustellen.

Für Waldemar folgte dann noch eine schwere Zeit, bis er den Widerstand seiner Mutter brach, auf die alles das so unvermittelt hereinstürmte. Doch was wollte die alte Frau schließlich anfangen, er war ja Herr seiner selbst, seines Schlosses und seines Vermögens. So machte sie gute Miene zum bösen Spiel und zog die Schwiegertochter an ihr Herz.

Eine unsichtbare Scheidewand aber bestand zwischen den beiden Frauen. Es war Helge stets ungemütlich, wenn die großen, klaren Augen der alten Baronin sich auf sie hefteten. Was sie lange verlernt, das Erröten, kam ihr wieder, bei solch prüfender Schau. Durch verdoppelte Zärtlichkeit suchte sie diese Scheu zu verbergen und schmiegte sich nun zu allen Zeiten und stets vor möglichst Vieler Augen, wie eine schöne Ranke, ostentativ an die Brust der alten Dame. Wenn diese dann die Augen ihres Sohnes mit wahrhaft verzücktem Blick auf seiner Braut ruhen sah, überflog es sie stets wie ein Schreck. Sie schalt sich thöricht. Mußte es nicht so sein? Aber die Eifersucht und eine ihr selbst unerklärliche Furcht preßten ihr fast das Herz ab. Dann kamen die alte Pastorin und ihre sämtlichen unhübschen Töchter nach Stepenitz. Die philiströse Einfachheit und Ehrbarkeit ihrer Familie beruhigten die Baronin wieder über Helges Weltdamen-Tournüren und -Toiletten. Manchmal hatte sie nun wirklich herzliche Empfindungen gegen die neue Tochter. — Die Tante Oberamtmännin, wie Helge sagte, stattete diese nun mit Toiletten und Wäsche aus, auch mit Möbeln, die sie zufällig auf einer Auktion billig erstanden haben sollte.

Die Möbel waren sehr reich und üppig und paßten durchaus nicht zu dem Stil des altfeudalen, dunklen Herrenhauses. In Schloß Stepenitz waren seit Jahrhunderten keine Veränderungen vorgenommen worden. — Nun sah sich Waldemar genötigt, den neuen Möbeln, mehr aber noch seiner

Braut zuliebe, Maurer und Tischler kommen zu lassen und den ganzen rechten Flügel des Schlosses gründlichen Änderungen zu unterziehen. Es war eine furchtbar unbehagliche Zeit für seine Mutter. Dennoch leitete sie tapfer das Ganze, wenn ihr Sohn seine Inspektionsritte über Wiesen und Felder unternahm.

Helge, die von Frau Miller stets Urlaub bekam, wenn sie selber es wollte, fuhr darauf mit der Baronin und deren Sohn in die Stadt, dort kostbare Stoff- und Ledertapeten auszusuchen, der alten Dame stand fast das Herz still, als sie den Preis hörte, der dafür gefordert ward, und den Waldemar auch willig zahlte. Was wäre ihm für seine Braut denn je zu viel gewesen? Ja, die arme Pfarrerstochter, sie würde ihn am Ende noch zu Grunde richten. Standesvorurteile hatte Frau von Stepenitz eigentlich keine. Sie selber war ja eine geborne Bürgerliche. Dennoch war sie sich voll der Würde und Verantwortlichkeit ihrer Stellung bewußt. Sie fürchtete, Helge würde wirtschaftlich alles der Mamsell überlassen und nur die Dame sein wollen, zu der sie ja ein überraschendes Talent besaß.

Und dann war alles fertig geworden, in merkwürdig kurzer Zeit. Waldemar hatte auch kein Geld und keine Worte, die Leute anzutreiben, gespart.

Die Hochzeit war in Cottbus gefeiert worden. Das hatte sich die alte Pfarrerin nicht nehmen lassen, ihre Tochter vom Elternhaus an den Traualtar zu geleiten. Waldemar hatte ihr zwar heimlich eine beträchtliche Summe zur Bestreitung aller Kosten in die Hand gedrückt, die sie auch gerührt dankend von dem reichen und vornehmen Schwiegersohn angenommen. Nein, über Helges Glück! Wenn doch ihren anderen Töchtern ein gleiches Schicksal beschieden würde. Aber die konnten lange warten, häßlich und unbedeutend wie sie waren, die würden sich ihr ganzes Leben als Gouvernanten und Stützen und Telegraphistinnen placken müssen. Und sie waren eigentlich schon längst verblüht, so viel Jahre weniger sie auch zählten, als Helge. Ja Helge, die konnte man jetzt noch für fünfundzwanzig halten. —

Und die Hochzeit verlief so bürgerlich solide, wie nur möglich, trotz der vielen vornehmen Verwandten der Stepenitz (die aber alle etwas hinterpommerisch Krautjunkerliches hatten). Und dann war das „junge Paar" nach Schloß Stepenitz gefahren, hatte von jeder Hochzeitsreise abgesehen, da Waldemar am Anfang der Ernte wenig Zeit hatte (er traute seinem Verwalter niemals), und Helge seinen Vorschlag, auf acht Tage nach Berlin zu gehen, fast schroff zurückgewiesen hatte. Die alte Baronin war inzwischen nach Heringsdorf gefahren, um den beiden volle Muße zum gegenseitigen Aneinandergewöhnen zu lassen.

Waldemar schwamm in Wonne. Seine unverbrauchten Sinne, sein

einfaches Kinderherz schwelgten in Liebe und Schönheit. Er mußte lachen, wenn er an den dummen Schreibfehler im Kirchenbuch dachte, der seine Helge um volle zehn Jahre älter machte, als sie wirklich war. Seine süße, seine herrliche junge Frau! Eines begriff er nicht, warum sie morgens beim Erwachen stets so erschreckend blaß war, dann erst, wenn sie ihr Bad genommen, ihre Wangen jenes blühende Rot zeigten, daß er so sehr an ihr liebte. — Aber die Landluft, das Gefühl nun Herrin, Schoßherrin zu sein, nachdem sie jahrelang Dienstbarkeitsbrot genossen, die würden schon Wunder an ihr thun.

Ein wie glücklicher Mensch war er doch, daß kein anderer ihm zuvorgekommen war, dies Kleinod an sein Herz zu ziehen.

Wenn er ihr das alles sagte, dann zuckte sie vielleicht unmerklich zusammen und nannte ihn ihren lieben, täppischen Bären und zupfte ihn an seinem langen Bart oder an dem spärlichen Haupthaar, und er knurrte vor Seligkeit. Ach, ein Weib — und solch ein Weib!

Wenn er um vier Uhr früh heimlich aufstand zu seinem Inspektionsritt und um zehn Uhr löwenhungrig nach Hause kam, da hatte sie gerade ihr Bad beendet und kam ihm rosig und schmeichlerisch entgegen, schenkte ihm den Wein ein am gedeckten Frühstückstisch und legte ihm den Spickaal und den rohen Schinken auf seinen Teller. Und wenn's ihm gar zu gut schmeckte, dann neckte und kitzelte sie ihn. Und sie lachten zusammen wie die Kinder. Wie gut war sie auch abends zu ihm. Anfangs hatte er doch Furcht gehabt, sie wolle ihn all seinen eingefleischten Junggesellengewohnheiten entfremden. Aber sie selber frug ihn um neun Uhr abends stets, ob er nicht zu seinen Freunden, dem Doktor, dem Apotheker und dem Fabrikanten Miller (ihrem früheren Brotherrn) ins Herrenstübchen bei Habubrand gehen wolle, und er möge nur dort bleiben, so lang es ihm passe, sie würde nicht auf ihn warten. So ging er selig und dankbar und kam erst um ein Uhr nachts zurück. Auf den Zehen schlich er dann heran an ihr Bett und betrachtete sie im Schlaf und entzückte sich an ihrem Anblicke. Trotzdem fand er sie bei Tage, nach ihrem Bad, noch schöner. Oft auch weckte er sie mit seinen Küssen. Dann war sie geduldig und sanft und zärtlich. Einmal aber nannte sie ihn „Carl“ dabei. Er wollte sich totlachen darüber, und bemerkte nicht ihr Erschrecken.

So rannen die Tage dahin, einer immer schöner, als der andre.

„Einer immer öder, ereignisloser, als der andre,“ sagte Helge vor sich hin und trat mit ihrem Fuß auf Tyras' Rücken umher. Sie erschrak vor ihren eignen Worten und erhob sich rasch.

Guy de Maupassant, in dem sie hatte lesen wollen, glitt von ihrem Schoß. Den kannte sie auch schon auswendig. Waldemar sollte ihr einen neuen Zola verschaffen. —

Es war feucht und kühl heute. Kam denn hier, wo sich Wölfe und Füchse gute Nacht sagen, der Herbst schon im Juli? Sie wollte etwas Feuer machen lassen im Boudoir. Dann kam Waldemar zum Abendbrot, und dann, um neun Uhr, wenn er zu seinen Freunden ging, dann wollte sie schlafen. Das war noch das einzig Vernünftige hier in diesem öden, grauen Schloß, mit dem ewigen Lindenschatten vor den Fenstern, mit seinen hallenden, zugigen Korridoren und Treppen. Wie würde es da erst im Winter sein! Waldemar mußte überall Öfen setzen lassen, noch ehe seine Mutter zurückkam, die ja jeder Neuerung instinktiv widerstrebte. Wie langweilig war sie doch, die alte Frau, wie ermüdend das ewige Zärtlichthunmüssen, das nun wieder angehen würde.

Und Waldemar stellte sich auch gefährlich an mit seiner Mutter. Dieses Handküssen! Dies thut man als Mann doch nur jungen und schönen Frauen. Und diese innigen Augen, die sie einander wieder machen würden! Sie lachte plötzlich auf. Herrgott, das war doch nicht etwa Eifersucht? Sie würde doch nicht etwa anfangen, den ungelenken, hinterpommerschen Bären zu lieben, eifersüchtig zu sein, wie eine alberne Gans.

Sie schüttelte sich und wandte sich nach dem Hause. Der Hund umtanzte sie in wilden Sprüngen, warf sie fast über den Haufen mit seiner Zärtlichkeit. Heute ärgert es sie. Was ärgerte sie denn nicht heute? Sie ging um den linken Schloßflügel herum, dorthin, wo neben dem nördlichen, mit Steinwappen geschmückten Portal des Tyras' Hütte stand, und kettete ihn an, trotz seines Winselns und Heulens. Dann ging sie quer durch den offnen Flur wieder nach der Gartenseite und warf sich in der Zimmerflucht, die, ebenerdig, mit allen Thüren und Fenstern nach dem Park zu lag, im letzten, blauen Boudoir, ihrem Lieblingsraum, auf das perserteppichgeschmückte Ruhebett. Es wurde dunkel. Wie nur heute die Gedanken in ihr schwirrten. Nun hatte sie stundenlang, träumend darüber, wie alles kam, im Garten gesessen, und jetzt wollten auch hier die Träume nicht schwinden. Die dummen Träume, wie alles anders und besser sein könnte, und wie alles würde, wenn ihr Mann einmal zufällig einige Details hörte über ihre Vergangenheit. Ihr guter, leichtgläubiger Mann! Er würde darüber lachen und ihr selber glauben. Sie klingelte nach Licht. Der Diener brachte mit den Lampen auch Zeitungen und Briefe. Wieder ein Brief ihrer Tante.

Was wollte die nur immer! — Sie habe Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt, weil man entdeckt, daß Offiziere bei ihr Hazard gespielt hätten.

Was ging das sie, Helge, an.

Wie oft hatten sie das auch bei ihr selber gethan, in der guten alten, in der schönen Zeit ihrer Freiheit. In der schönen Zeit? — Und wenn sie nicht gewesen, wie anders könnte sie nun der Mutter ihres Gatten in

die Augen sehen, wie anders wäre alles, auch ihm gegenüber. Denn was konnte sie für ihre Dummheit? — So oft er von ihrer Reinheit und Süße sprach, die nur ihm gehöre, nur ihm, schämte sie sich, schämte sie sich bitterlich. — Das war ein so neues, so peinliches Gefühl. Und plötzlich fing sie an zu weinen, sie wußte selber nicht, warum. — Sie wollte ausgehn, sich zu zerstreuen.

Auch draußen war es fast finster. Der Wind hatte sich erhoben, als sie durch die regelmäßigen, beinahe holländisch sauberen Gassen mit den vierstöckigen roten Backsteinhäuschen schritt. Hinter den blitzblanken Fenstern grünten und blühten überall altmodische Pflanzen: die großblätterige thränende Asklepias, die Hortensien, die gerade jetzt in voller Blüte standen, vor allem aber die Myrten, die hier in diesem verlorenen Erdenwinkel zu einer erstaunlichen Größe und Schönheit heranwuchsen und von weißen Blüten überstäubt waren. Dazwischen blitzten Perlmuttermuscheln und Seesterne. Das waren ja meistens Häuschen von ins Privatleben getretenen Schiffskapitänen, die nun hier, nach bewegter, bunter Vergangenheit, ein beschauliches Leben führten. Ja, Stepenitz war der Ort, auszuruhen nach einer bunten Vergangenheit.

Wie aber die Myrte hier gedieh! Auch sie hatte kürzlich den Myrtenkranz getragen. Wären für sie Orangenblüten nicht passender gewesen? War die Myrte nicht eine große Lüge gegen den, der ihr vertraute? Schon wieder die dummen Gedanken! Sie schüttelte sich und schritt weiter. Überall brannten nun schon die Lichter in den teils von wilden Reben und Epheu umsponnenen Häuschen. Es war eigentlich doch ein hübscher Fleck Erde, wenn man dazu angethan war, hier seinen Erinnerungen zu leben.

Ja das war's, wenn man das wollte: Wenn man die nun aber vergessen wollte? Sie ging weiter, hatte schon längst die letzten Häuser hinter sich gelassen. Nun umtobte sie der Sturm, da sie über die einsame Heide ging, dem fernen Tannenwald entgegen. Weiter schritt sie, immer weiter, in innerer Unruhe, wie um sich selber zu übertäuben. Ein Reiter kam ihr entgegen, dohlenumflattert. Fast gespenstisch schien ihr's im Nachtgrauen. Sie dachte an die Sage vom Schimmelreiter, der allen Gliedern der Stepenitz hier auf der Heide kurz vor ihrem Tode begegnen sollte. Es wurde ihr plötzlich unheimlich, doch dann ging sie ihm mutig entgegen. „Helge," rief's plötzlich lachend, „wo kommst Du her, Du wolltest mir doch nicht etwa entgegen gehn, weil ich jeden Abend hier vorüberkomme?"

Waldemar sprang vom Pferd und umarmte sie stürmisch. „Das zum Lohn, Altechen, nein, wie gut hat man's doch, wenn man verheiratet ist. Da denk ich all die Zeit, was das für ein verrücktes Frauenzimmer ist, das da im Abenddämmer allein über die Heide läuft, und daß die

gewiß irgend ein lichtscheues Gewerbe betreibt, und ich nehme mir vor, wenn sie mich anspricht, gar nicht auf sie zu hören, und da ist's am Ende meine kleine Frau, die da auf Abenteuer mit ihrem eignen Mann ausgeht. Es ist zum totlachen!"

Dann schritten sie Arm in Arm, das Pferd führte er am Zügel, zurück durchs Dorf, an allen Fenstern mit den Asklepias, Hortensien und Myrtenblüten vorbei, am alten, epheuumstrickten Pfarrhaus und der Klosterkirche vorüber, hinauf ins Schloß der Stepenitz, von dem sie, Helge, die Herrin, seit sie nun so herrlich „settled" war.

An diesem Abend wollte aber der Baron nicht zu seinen Freunden in der Herrenstube im Dorf. Er fühlte sich gar zu behaglich in der Nähe seiner Frau und erzählte ihr zum so und so vielten Male die Geschichte seiner einzigen, seiner Jugendliebe, die, noch ehe er sich ihr erklärt hatte, an der Schwindsucht starb. „Sie war fast so schön wie Du, Helge," schloß er wieder, aber diese fühlte sich nicht in der Stimmung heut, ihn durch kokettes Lächeln und Blicken zu dem sonst von ihr beliebten Schluß: „Nein, Du bist ja doch tausendmal schöner," hinzureißen. Sie fühlte sich traurig heute, Helge, es war zu dumm. Warum blieb er auch bei ihr, daß sie nicht schlafen, vergessen konnte. Ja, Vergessen, wer ihr das geben könnte!

„Die wilden Stürme brausen
Zum weiten Meer,
O wüßt' ich nur, wo Lethe
Zu finden wär!"

Das alte Lied, an das sie seit Jahren nicht gedacht, kam ihr plötzlich zu Sinn.

„Weißt Du, nach Sophiens Tod hab ich nie mehr geliebt, ich schwör' Dir's, Helge," fuhr ihr Mann jetzt fort, „denn das kannst Du doch nicht Liebe nennen, all die flüchtigen Zerstreuungen, deren Versuchung wir Männer von Zeit zu Zeit unterliegen. Aber jetzt bin ich Dein, ganz Dein, mit Leib und Seele."

Seine großen blauen Augen sahen sie wieder so verzückt treuherzig an. Einen Stich gab's ihr durchs Herz.

„Aber nun erzähl' auch Du mir, Altechen, wen Du vor mir mit Deiner Liebe beglückt, denn ganz gefühllos all diese Zeit konnte doch ein so schönes Weib nicht durchs Leben wandeln. Nun beicht' einmal Deinem Manne, er hat ja ein Recht darauf und verspricht Dir auch völlige Absolution und gänzliche Eifersuchtslosigkeit." Lachend nahm er ihre kleinen Hände in eine seiner großen Tatzen und hob mit der andern ihren Kopf empor.

„Mir ins Auge geschaut, Altechen, ich muß sehen können, ob Du Deinem gestrengen Eheherrn nichts verschweigst. Aber was seh' ich, Thränen?

Kindchen, Du bist nervös, das kann ich eigentlich nicht leiden. Nun, vielleicht hat das, wie ich hoffe, seine guten, seine glücklichen Gründe.“ Und er zog sie lachend fest an sich. Sie aber blickte ihn mit erschreckten Augen an. Was konnte er damit meinen?

Er nickte vor ihrem fragenden Blick. „Ja, Altechen, glaubst Du denn, daß man umsonst verheiratet ist und sich liebt und glücklich zusammen lebt? Wir wollten ja doch eine Familie gründen! Meine Mutter fragt mich täglich, ob Du noch keine „Launen“ hättest, keine Thränen, das wäre das erste Anzeichen bei jungen Frauen. Und drum freu' ich mich so darüber, drum freu' ich mich.“ Er nahm sie plötzlich hoch empor, wie ein Spielzeug, wie ein Kind, und trug sie, gleich wie im Triumph, ein paar Mal in der Zimmerflucht auf und ab.

„Sei nicht so kindisch, Waldemar, wenn man den gestrengen Schloßherrn so sähe, was würden die Leute sagen?“

Lachend, aber behutsam, als habe er Angst, sie zu zerbrechen, bettete er sie auf ihren Divan zurück. Dann flüsterte er ihr ins Ohr: „Aber einen Sohn, hörst Du, einen Erben!“

Die Nacht über schloß sie kein Auge. Waldemars Atem ging friedlich und gleichmäßig. Beim Schein der Nachtlampe, an die sich der Gute, Helge zuliebe, hatte gewöhnen müssen, sah sie, welch glückliches Lächeln auf seinen Zügen lag.

„Altechen,“ flüsterte er im Schlaf. Sie strich ihm ganz leise, wie scheu über den rötlichen Bart. „Einen Sohn, hörst Du, einen Erben,“ murmelte er. Nein, sie konnte nicht schlafen. Wenn das wahr wäre, wenn sie wirklich ein Kind bekäme, und was war daran unwahrscheinliches? Sie begriff selber kaum mehr, warum sie an diese Möglichkeit seit ihrer Verheiratung noch gar nicht gedacht hatte. Und wenn sie dann später vor diesem Kinde erröten müßte, wenn Waldemar nach Jahren durch einen Zufall erführe, was sie bis heute ohne alle Skrupel ihm alles verheimlicht!? Das mußte ja diese harmlose, ehrliche, vertrauende Natur umwerfen, fällen wie ein Blitz. Und dann die Augen seiner Mutter. Sie zog die seidene Decke höher, es fröstelte sie. Warum hatte sie denn an all dies nicht früher gedacht? Ruhelos wälzte sie sich umher und erwachte noch bleicher, noch angegriffener aussehend als gewöhnlich.

„Kein Wunder,“ sagte sich Waldemar und lächelte glücklich. Und jedem Honoratiorenmitglied von Stepenitz, dem er heute zufällig begegnete, dem mußte er mit glänzenden Augen eine heimliche Mitteilung machen. Selbst seine Verwalter und Volontäre bekamen eine Andeutung von dem wahrscheinlichen, demnächst bevorstehenden Ereignis. In seinen Gedanken ward es ihm schon zur baldigst sich bestätigenden Gewißheit. Ja, er war so

glücklich und so sehr stolz auf die ganze Welteinrichtung, auf sich selber. Seiner Mutter schrieb er einen jubelnden Brief. An seinen Stammtisch aber war er nun abends nicht mehr zu bringen. Und wenn er nichts weiter that, wie neben dem Divan „seiner Frau“ zu sitzen und ihr die Löckchen von der Stirn zu streichen!

Das eine aber, was Helge mit Staunen, mit Entsetzen erfüllte: sie konnte nicht mehr über ihn lachen, sie langweilte sich nicht mehr in seiner Nähe. Es gewährte ihr, ihr, einen schmerzlichen Genuß, wenn er sie an sich preßte, sie liebkoste, ihr gute Worte sagte. War denn ein solcher Wahnsinn nur auszudenken? Sie liebte ihn doch nicht, hatte noch keinen Mann geliebt von all denen, die je in ihren Netzen geschmachtet hatten. Das war ja eine Wissenschaft, eine Kunst, Männer zu verführen, zu allem zu bringen, was man von ihnen wollte. Woher kam ihr nun plötzlich diese Unsicherheit Waldemar gegenüber, ob das oder jenes das Richtige sei, ob ihn das oder jenes mehr reizen und locken könne? Warum war sie so besorgt, wenn er auf den Feldern von einem Regenguß überfallen wurde, oder wenn's ihr schien, daß ihm das zweite Frühstück, seine Lieblingsmahlzeit, weniger munde als sonst? Woher all die Qualen, wenn er einmal länger ausblieb als gewöhnlich, oder seine Blicke umwölkt, seine Art, mit ihr zu sprechen, zerstreut war? Freilich was war ihr seine Welt, was verstand sie von seinen Erntegedanken, seinen Wetter- und Viehsorgen! Aber warum that ihr's plötzlich weh, daß er das alles ohne sie tragen sollte, den armen Schädel ohne ihre Hilfe mit sorgenden Gedanken plagen? Sie verstand sich nicht mehr. Ja, war denn das alles Wahnsinn? Sie, die gefeierte Lebedame, der stets eine Schar der elegantesten, schönsten, ja der geistvollsten Cavaliere, um ihre Gunst bettelnd, zu Füßen gelegen, sie konnte sich darum grämen, daß dieser täppische, häßliche Krautjunker seine Regen- und Viehsorgen allein zu tragen hatte, daß er, der wetterfeste Kumpan, einmal in den Feldern naß wurde oder ein andermal eine kleinere Portion (sie war noch immer groß genug) Spickaal zu sich nahm als gewöhnlich? — Was war das? Was war das? Maupassant konnte sie nicht mehr lesen, noch weniger Zola, die waren zu anmaßend, die wollten sie in ihren Interessenkreis ziehen, und sie mußte doch mit all ihren Gedanken bei ihm bleiben, bei Waldemar! Ja, sie fühlte es genau, es war Wahnsinn, aber es ließ sich nicht wegleugnen, all ihr Denken gehörte ihm, bei Tag und Nacht. Sie, Helge, mit fast vierzig Jahren, sogar vor sich selber gestand sie dies nicht gern, und nach ihrer ganzen „glänzenden“ Vergangenheit, sie liebte, liebte zum ersten Male, liebte dieses alte Kind, diesen harmlosen, geistlosen, vertrauensseligen Landmann. Es war ja zum Lachen und zum Weinen. Sie hatte ihn betrogen. Auf einer großen Lüge

hatte sie ihr Leben an seiner Seite erbaut. Sie hatte ihn mit schlauer Berechnung eingefangen, gekapert, fürs Leben gefesselt. Seine arme, arglose, edle Seele! Nein, er war gar nicht geistlos. In seinen Augen, den schönen blauen, strahlte ein so helles Licht, so heiter wußte er alles zu erzählen, mit so humoristischen Zusätzen. Auf seinen klaren, einfachen Zügen lag solche Seelengüte. Ja, sie liebte ihn, und sie hatte ihn betrogen! — Wie sie nun bangte, wenn er fern war, wie sie ihn ans Herz riß, wenn er wiederkam, wie ein wiedergefundenes Kleinod, das man im nächsten Moment zu verlieren fürchtet.

Waldemar beobachtete sie oft voll Besorgnis. Woher plötzlich dieses leidenschaftliche Ungestüm von ihr, deren ruhiges Maß er stets in allem bewundert hatte? Nun, das kam wohl alles von ihrem Zustand, und er konnte es sich ja ruhig gefallen lassen, zeigte es ihm doch nur wieder aufs neue ihre große Liebe.

Die alte Baronin war längst ins Schloß zurückgekehrt. Sie bewohnte jetzt das Mittelgeschoß des linken Flügels und hatte ihre eigne Wirtschaft, damit das junge Paar möglichst ungestört bleibe. Aber ihre Augen wurden Helge immer unheimlicher. Gewiß, die konnten hart und unerbittlich, gnadenlos werden, wenn sie wüßten. — Was wüßten? Ihr schwindelte. Sonntags aß sie nun regelmäßig mit Waldemar bei der Schwiegermutter. Diese und ihr Sohn waren nun das letzte Mal sehr erschüttert über den Selbstmord eines Mädchens, das eine Zeitlang auf dem Schloß bedienstet gewesen. Sie habe sich das Leben genommen, so hatte man der Baronin erzählt, weil ihr Bräutigam entdeckt habe, daß sie vor ihm schon heimlich einem andern gehört. Helge wechselte die Farbe. Das Auge der Baronin, das ganz absichtslos auf ihr geruht, vergrößerte sich erstaunt. Helge erschien dieser Blick wie die Sonne des Weltgerichts.

„Der Tod sühnt alles,“ sagte da ihr Mann mit seiner treuherzigen Stimme.

„Freilich, der Tod sühnt alles,“ entgegnete seine Mutter langsam.

Diese Worte wollten Helge nicht aus dem Sinn. Also gab es noch ein Mittel, wodurch sie sich der Liebe ihres Gatten wieder würdig machen konnte. Immer wieder dachte sie daran, Tag und Nacht.

Auf den regnerischen Sommer war ein goldklarer Herbst gefolgt. Die Herbstzeitlosen leuchteten von den Wiesen, und die Schiffsmasten zeichneten sich haarscharf in den lichtblauen Himmel. Auch die Windmühlen reckten nicht mehr drohend, sondern nur lockend, ihre phantastischen Arme. Helge saß fast den ganzen Tag auf ihrem Lieblingsplatz in der verwachsenen Epheulaube und starrte über das Wiesenmeer bis hinaus, wo es am Horizont sich mit dem wirklichen Meer vereinte. Über die Heide war sie

nicht mehr gekommen, trotzdem Waldemar ihr wiederholt erzählt, daß sie ganz rot von Blüten sei. Die waren aber nun wohl längst verblüht, und die Dohlen und Raben huschten darin umher und der andre Schimmelreiter. Nein, sie wollte nicht mehr nach der Heide! Sie wollte auch keine Besuche machen in der Nachbarschaft und wollte nicht mehr nach der nahen Stadt, all die tausend Kommissionen zu besorgen, in deren Ausdenken sie anfangs so erfinderisch gewesen. Man sollte sie nur in Ruhe lassen, sie wollte nur in ihrer Epheulaube sitzen, und wenn er über Feld gegangen, dort auf das Wiederkommen ihres Mannes warten. Weiter verlangte sie nichts, die schöne, glänzend ge„settled"te Schloßfrau von Stepenitz.

Und man ließ sie gewähren. Der Hausarzt sagte, ihre Schwermut habe nichts zu bedeuten, die finde sich häufig bei Frauen in ihrem Zustande.

Frau Miller, ihre Freundin, war verreist. Anderen Umgang hatte sie nicht; denn was sollte sie wohl anfangen mit den schlichten Frauen und Töchtern der „Schiffskapitäne". So saß sie nun Tag für Tag, bei Kühle und Sonnenschein, still vor sich hinbrütend in ihrer Laube und harrte der Rückkehr ihres Gatten. Andres wollte sie nicht mehr denken. Aber drinnen in ihren Zimmern, da redete jeder Teppich, jeder Sessel von einer bunten, sich nicht töten lassenden Vergangenheit. Jenes Bärenfell hatte ihr Graf X. aus Ungarn gebracht, und dort die Flecken auf dem blauen Atlas, die kamen vom Rotwein und Sekt an einem lustigen Abend. Und der silberne Photographierahmen mit dem Bild ihres Mannes, wie manch andres Bild hatte schon dort herausfordernd und vertraulich hervorgeblickt. Wie viel Schritte waren schon laut und heimlich über die türkischen Teppiche gehuscht, wie manche beringte Männerhand hatte die gelbseidenen Portièren zurückgeschlagen. — Nein, es litt sie nicht in den Zimmern, es war ihr nicht mehr möglich, dort noch frei zu atmen, ungestört an ihren Gatten, an ihre Liebe zu denken. Immer herbstlicher ward es draußen. Goldrot und gelb färbte sich das Laub. Pflaumen und Äpfel waren längst geerntet, die welken Blätter sanken täglich dichter. Nun schickten sich auch die Kraniche zum Flug in die Heimat. Sie blickte ihnen gedankenlos nach. Mochten sie ziehen. Sie hatte ja ihre eigentliche Heimat, ihre Herzensheimat, hier gefunden, sie selber mußte bleiben. Vielleicht aber waren sie wie die Kraniche des Ibykus, sie sollten mahnen, rächen, und sie mußte sühnen. „Ja, der Tod sühnt alles." Wieder flüsterten's ihre Lippen, und sie hüllte sich fester in ihren Mantel. Tyras war nicht bei ihr, der war in den letzten Wochen wieder ganz zum wütenden Kettenhund geworden. Sie hatte keine Zeit mehr für ihn. Sie mußte ja denken, denken, ihre Vergangenheit zu vergessen. Und je mehr sie sich darum abmühte, je deutlicher, je schillernder stieg es herauf, dies fürchterliche Einst. Sie hörte wieder all das leiden-

schaftverwirrte Liebesstammeln in den verschiedensten Zungen, sie fühlte fast körperlich all die Arme, die sich lüstern, verlangend nach ihr ausstreckten. Ihr ekelte, ihr graute vor sich selber. „Ja, die Kraniche des Ibykus waren's. — Die haben mir's schon vor Monaten zugerufen, daß für mich kein neues und kein reines Leben mehr möglich. Ich wollte sie aber nicht hören, ich wollte die mahnenden, rächenden Stimmen übertönen. Aber es war nicht möglich, es ist alles, alles vergebens."

Der Abend sank herab, Waldemar blieb heute länger aus als sonst, sie merkte es kaum. Sie war ganz in den Krallen der Vergangenheit. Die Harpyen des Einst zerfleischten ihre Seele. „Und ich wollte mich vermessen, meine Hände auszustrecken nach einem reinen Glück?" Sie stöhnte laut. Dunkler sank die Nacht herab. Der Wind fuhr durch die Bäume, überrieselte sie mit toten Blättern. „So wird meine Seele, all mein Glück begraben, von den erstorbenen Freuden des Einst," sagte sie wie irr. Lauter klang jetzt der schrille Kranichruf. Dicht ihr zu Häupten sammelte sich die mächtige Schar. Im Vorbeischwirren berührten sie sie fast mit den Flügeln.

„Mit den Kranichen gekommen und gegangen," flüsterte sie leise. Dann schlug sie den breiten Weg geradeaus nach dem Flusse ein, den im Sommer die brennendroten Gladiolen bekränzten. Es waren ihr keine Glücksfackeln gewesen. Und dann schritt sie durch das nasse Gras, in dem Sumpfboden weiter und weiter. Schon fand ihr Fuß den Grund nicht mehr — ein gurgelnder Ton, und leise schloß sich die Flut und trug ihre Beute durch die abenddunkeln Herbstwiesen, leise, sorgsam, bis hinaus ins Meer.

Der Tod sühnt alles!

Droben am Himmel aber zogen die Kraniche.

Erinnerungen an Richard Wagner.

Tagebuchblätter von Hermann Ritter.

(Würzburg.)

Es geht uns mit bedeutenden Menschen, wie mit hohen Bergen: je weiter wir uns von ihnen entfernen, desto größer erscheinen sie. Nun ist es bei Menschen ein Zeichen wahrer Größe, daß sie nicht nur neidlos auf Erfolge anderer blicken können, sondern auch in liebenswürdiger und uneigennütziger Weise Erfolge anbahnen helfen. Das letztere hatte ich selbst an meiner eigenen Sache, welche einen Teil meiner Lebensaufgabe bildet,

Gelegenheit zu erfahren. Die großen Meister der Tonkunst **Wagner**, **Liszt**, **Rubinstein** und **Bülow** waren es nämlich, welche meiner Viola alta durch thatkräftigste Unterstützung den Weg in die Öffentlichkeit bahnten, indem sie die Vorurteile, welche sich anfänglich in den Weg stellten, zerstreuen halfen. Wie dies geschah, und welche Erinnerungen sich daher für mich an jene Meister der Tonkunst knüpfen, mögen nachfolgende Zeilen zeigen. Zuerst von Richard Wagner. —

Es war im Anfange des Jahres 1876, als Wagner von meiner neuentstandenen Altgeige hörte. Da den Meister die Regeneration dieses so lange Jahre vernachlässigten Streichinstrumentes der Mitteltonlage interessierte, so erhielt ich in Heidelberg, wo ich als Student weilte, einen Brief, mich mit meiner Viola alta sofort nach Bayreuth zu begeben. Welch ein Entzücken für mich! Ich durfte dem großen Musiker, Dichter und Philosophen an der Stätte seines höchsten Schaffens gegenübertreten und zwar mit einem eigenen Werke, dessen Tragweite ich damals noch nicht erkennen konnte, denn ich hatte lediglich naiv und instinktiv gearbeitet, um **mir** ein Streichinstrument zu bauen, welches meinem persönlichen Ausdrucke genügte. Dies konnte nur jene Altgeige sein, wie sie mir im Kopfe als einzig richtige vorschwebte, und für deren Tonlage ich eine spezielle Voreingenommenheit besaß. — Ich betrat die Villa „Wahnfried" in Bayreuth mit jener Ehrfurcht, mit welcher man gewöhnlich in ein Gotteshaus eintritt. Meine Viola alta hatte damals noch keinen Kasten aufzuweisen, aber eine große Papierdüte bildete die Umhüllung. Mit dieser Papierdüte, in welcher sich die Viola alta befand, trat ich nach stattgehabter Anmeldung in „Wahnfried" durch das Vestibül in jene bekannte durch Oberlicht erhellte Rotunde, welche ringsum an der Wand auf großen Sockeln Wagner'sche Gestalten von Zumbuschs Hand birgt. Nicht lange brauchte ich zu warten, und jener Mann, der Millionen Menschen entzückt und erhoben hatte durch das Mittel seiner gewaltigen Kunst, schritt auf mich zu, angethan mit einem braunen Rock und hellgrauen Beinkleidern. Der Kopf mit dem gewaltigen Stirnbau, mit den lebhaften Augen und jener Nase, die höchste Energie und Initiative verriet, überragte eine mittelgroße Statur. „Es freut mich, daß Sie gekommen sind;" sagte der Meister, mir die Hand schüttelnd. „Sie sind also Kandidat der Philosophie und Bratschenverbesserer?" bemerkte er weiter, und lächelnd schaute er auf meine Papierdüte. „Das ist wohl die neue Bratsche? — Also, packen Sie aus, lassen Sie 'mal sehen und vor allem hören." Kaum hatte ich die vier Saiten meiner Viola alta einfach und in Doppeltönen angestrichen, sah ich, wie in des Meisters Blicken aller Zweifel über die Tonkundgebung geschwunden war. „Das klingt ja herrlich! Spielen Sie weiter und lassen Sie einmal den ganzen Umfang des Instrumentes

hören." Ich that dies und fügte die bekannte Kirchenarie, welche fälschlich dem Stradella zugeschrieben wird, hinzu. Als ich endigte, sagte Wagner: „Hören Sie 'mal, da haben Sie 'was Rechtes gemacht," und nahm die Viola alta, um selbst einige Töne der C-dur-Tonleiter von der C-Saite aus zu streichen. „Eines muß ich Ihnen gleich sagen: Sie werden bei den Bratschisten auf großen Widerstand stoßen, wegen der Größe Ihres Instrumentes." Ich erwiderte: „Meister, es ist natürlich, daß, wenn man bisher einen Esel zu reiten gewohnt war, man ein Vollblutpferd nicht so leicht wird regieren können." Wagner lachte herzlich über diesen Vergleich und sagte: „Aber Sie spielen das Instrument ja sehr leicht, wie ich sehe, — da werden's auch andere können. Sie sollen's eben lernen!" Hierauf rief Wagner Frau Cosima, erklärte ihr mein Kommen und meine Absicht von der Tonverbesserung der Bratsche in kurzen Worten, wozu ich nochmals durch Spielen einzelner Sachen die Demonstration liefern mußte. Mit den Worten: „So, junger Mann, nun legen Sie das Instrument beiseite und nehmen mit uns einen kleinen Imbiß ein," lud mich der Meister zum Frühstück. Bei dieser Gelegenheit mußte ich ihm meine Sache vom Ursprunge an erklären, ja, er ließ sich später von mir sogar einen richtigen und förmlichen Vortrag über die Entwickelung der Streichinstrumente halten. Ich erklärte dem Meister, wie in der Mangelhaftigkeit der Tonkundgebung der meisten heute gebräuchlichen Violen ein Zeugnis für die Wiedergeburt der wirklichen Altgeige läge und wie schon der große Instrumentator Berlioz die Unzulänglichkeit der bisherigen Altviola in seiner Instrumentationslehre beklage, indem er sagt: „Die meisten der heute gebräuchlichen Altviolen besitzen nicht die richtigen Dimensionen. Sie sind meist große Violinen, mit Violasaiten bezogen, und haben weder die Größe noch den Ton wahrer Altviolen, — sie sind Bastardinstrumente." „Ja Berlioz," lächelte Wagner, „der hatte die Instrumente wie Marionetten am Bändel. — Ich danke Ihnen, das ist ja sehr interessant gewesen. — Du, Cosima, — du kannst gleich den Herrn Ritter in die Liste der Violaspieler des Nibelungenorchesters notieren." So war ich mit einem Schlage Mitwirkender bei den im Sommer bevorstehenden Bühnenfestspielen, der ersten großen Aufführung des „Ring des Nibelungen" geworden. Am selben Nachmittage hatte ich noch das Glück, mit dem großen Meister einen kurzen Spaziergang zu machen, und nachher mit ihm bei „Angermann" ein Glas zu trinken. Hier erfuhr ich, daß Wagner gerade an dem Festmarsch arbeite, welchen er für die Centennialausstellung in Philadelphia komponiert hat, und den er am 4. Juli 1876 mit dem Nibelungenorchester vor einer eingeladenen Gesellschaft im Festspielhause unter eigener Direktion zum ersten Male aufführte. — Auf jenem kurzen Spaziergange war es, wo ich Wagner bat, er möge

doch auch für die Viola alta etwas schreiben. Er antwortete ziemlich entrüstet: „Da haben Sie sich an den Unrechten gewandt; mit solchen Sachen habe ich mich noch nie abgegeben. — Das können übrigens Sie am besten, d. h. wenn Sie etwas zu sagen haben.“ Wagner äußerte sich sodann über Virtuosentum und sprach in dieser Hinsicht in großer Bewunderung von Liszt und Vieuxtemps*). „Sehen Sie, die beiden haben es verstanden, ihre Instrumente sprechen zu machen. Machen Sie's gerade so; — aber wohlverstanden, nur, wenn Sie etwas zu sagen haben.“

Für den nächsten Abend war in „Wahnfried“ eine kleine Gesellschaft geladen, zu welcher ich zugezogen wurde mit der Bitte, meine Viola alta vorzuführen. Anwesend waren außer dem Meister und der Frau Cosima die Jünger Wagners, welche in der sog. „Kopie“ arbeiteten: Fischer und Mottl (die heutigen berühmten Dirigenten), Konzertmeister Fleischhauer aus Meiningen und einige Freunde der Wagner'schen Familie.

Ich selbst hatte mich etwas früher als die anderen in „Wahnfried“ eingefunden, und dies war die Veranlassung zu merkwürdigen Gesprächen mit Wagner. Als ich die Bibliothek im großen Saale „Wahnfrieds“, der in den Garten hinausführt, musterte, richtete ich in meiner Hochschätzung für Nohl die Frage an den Meister, ob er auch Nohls Werke seiner Bücherei einverleibt hätte. — „Nohl?“ sagte er hastig. „Hören Sie 'mal, der ist für mich ein unheimlicher Mensch.“ „Warum?“ fragte ich. „Weil er so viel über meine Sache schreibt. Das soll er bleiben lassen! Es wird überhaupt viel zu viel darüber geschrieben und geredet. Die Leute sollen hierher kommen und sich's ansehen und anhören. Ein einziger Geigenstrich ist mehr wert, als all das unnütze Gerede. Hören Sie — Sie sind doch nicht etwa auch einer, der morgen gleich in den Zeitungen einen Artikel losläßt, „ein Frühstück bei Richard Wagner“ oder sonst dergleichen? Als ich dem Meister die Versicherung gab, daß dies nicht meine Art sei, gab er sich zufrieden. Ich hielt es für meine Pflicht, meinen Lehrer Prof. Nohl zu verteidigen und erwiderte auf Wagners Auslassung, daß ich Nohl als einen seiner bedeutendsten Verehrer und Anhänger kenne, und daß er sogar im Hörsale der Universität für seine Kunstideale Propaganda mache. Wagner aber brach in Zorn aus und rief: „Das ist es gerade, was ich nicht will, er schadet dadurch mehr, als er nützt. Ich brauche ein Publikum, welches gar nichts von all dem versteht, und was nicht kritisiert; am liebsten sind mir die

*) Wagner selbst verfaßte, als er in Zürich weilte, für die „Eidgenössische Zeitung“ eine Empfehlung eines bevorstehenden Konzertes von Henri Vieuxtemps, von dem er sagte: „daß er in seinen Kompositionen ein bei den Künstlern seines Faches durchaus seltenes, großes und wahrhaft erquickendes Talent zur Geltung bringt; das ist es, was mir ihn von je als eine ausgezeichnete Erscheinung kund that.“

Leute, die nicht einmal wissen, daß wir die Noten auf fünf Linien schreiben." — „Sie wollen also den Doktor machen? Sagten Sie dies nicht vorhin?" „Gewiß, Meister, ich habe es vor," antwortete ich. „Was soll das? Was wollen Sie damit?" Mir kam diese Frage als eifriger Universitätshörer merkwürdig, ja geradezu fürchterlich vor, wie Wagner überhaupt begann, mir gegenüber eine Laune zu entwickeln, die an die Rolle des Mephisto in der Schülerscene im „Faust" erinnerte. Als ich dem Meister bemerkte, es wäre ein gewohnter Brauch und gehöre doch einmal zum Universitätsleben, als Abschluß der Studien den „Doktor" gemacht zu haben, brach er in ein spöttisches Gelächter aus, das durch die Worte „Kaffeedoktor", „Theedoktor", „Visitendoktor" unterbrochen wurde. Dann ging ein furchtbares Donnerwetter über Universität und Konservatorium los, das mit den Worten schloß: „Merkwürdig! Was man nicht alles lernen kann!" — Eben war diese Kopfwäsche vorüber, als ich auf ein Bild, welches auf einer Staffelei stand, mit folgenden Worten deutete: „Ist der Ihr Vater, Meister?" Wagner konnte sich nun vor Lachen nicht halten und schrie förmlich: „Ja, ja, ja, ja, ja — Kandidat der Philosophie, und weiß nicht einmal, wer der da ist!" — Es war ein Ölfarbenbrustbild von Schopenhauer. — Ich hatte allerdings bis dahin noch kein Bildnis dieses Philosophen, der damals an der Heidelberger Universität kaum geduldet war, gesehen. Als ich beim Meister meine Unkenntnis entschuldigte, tröstete er mich und sagte: „Studieren Sie nur recht fleißig Schopenhauer; es wird Ihnen besser bekommen als Ihre ganze Doktorei!" — „Kennen Sie Nietzsche? Das ist ein Mann!" fuhr Wagner fort. Ich bemerkte darauf: „Dem Namen nach schon, auch kenne ich einiges durch Nohl von ihm." — „Was zum Beispiel?" — „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik." — „Ah, das ist schon etwas. Aber das können Sie doch an der Universität nicht gebrauchen. Das ist ja doch eigentlich lauter Unsinn für die gelehrten Herren. Nicht wahr?" Um Wagners Mund spielte ein ironisches Lächeln. „Sie werden Nietzsche im Sommer kennen lernen; er wird kommen. Das ist ein Mann!" In der That hatte ich auch Gelegenheit, diesem großen Denker eine Zeitlang täglich im Garten der „Harmonie", woselbst er aß, zu begegnen und ihm, der äußerlich sehr verschlossen war, wenn auch nur flüchtig, vorgestellt zu werden. Diese Lektionen Wagners genügten, um mich sehr bald eifrig mit Schopenhauer und Nietzsche zu befassen.

Nun kamen die Gäste, und Wagner verlangte, nachdem er allen in kurzen Worten angedeutet, daß ich eine im Ton verbesserte „Bratsche" zu Gehör bringen wolle, ich solle etwas vortragen. „Irgend etwas, — etwas, durch das Sie alle Saiten zeigen können," sagte er weiter; „Fischer wird Sie am Klavier unterstützen." Ich wählte die „Fantasie Wolframs"

aus „Tannhäuser", welche mir der jetzige Hofkapellmeister Fischer begleitete. Als ich geendigt, klopfte mir der Meister auf die Schulter und sagte: „Das singt ja herrlich, — Ihr Instrument! Übrigens sind Sie kein Kandidat der Philosophie, sondern ein echter Musikant. Bleiben Sie bei Ihrer Kunst und lassen Sie den Doktor fahren! Was braucht ein Musikant Doktor zu sein?" Auf mein Instrument deutend, sagte Wagner: „Die richtige Altstimme. — Ich wüßte einige schöne Sachen von Bach für Ihr Instrument aus den Sonaten für Violine und Cembalo, die für die Violine zu sehr in der Mittellage liegen. — Könnte man nicht sechs solcher Altgeigen ins Orchester zu den Festspielen bekommen?" fuhr Wagner fort. Ich antwortete: „Gewiß, Meister, wenn sich nur Leute finden, die sie spielen werden." „Nun ich werde 'mal mit Thoms in München reden." Als Wagner später in meiner Gegenwart mit diesem Violaspieler der Hoftheaterkapelle redete und ihn fragte: „Warum haben wir nicht mehr solcher Altgeiger haben können?" antwortete Thoms: „Ja, Meister, es geht halt schwerer; dös wär' scho' gang'n, aber da hätt'n wir halt studier'n müss'n." Wagner, über diese biedere Äußerung aufgebracht, schrie laut: „Zum Kuckuck, ich muß das ganze Leben hindurch studieren, — studiert Ihr auch, wenn's schwer geht." Wagner sah den Widerstand bald, den man in Musikerkreisen meiner Viola alta entgegenbrachte und machte darüber hie und da witzige Bemerkungen. Einmal sagte er: „Seh'n Sie, ich bin Ihrer Sache keine gute Empfehlung, denn mich wollen die Leute selber nicht;" und als ich mich während einer Gesamtprobe von der „Walküre" im Sommer 1876 als Rekonvalescent im Zuschauerraume des Festspielhauses befand (ich war soeben von der Gelbsucht genesen), rief Wagner, als er mich erblickte, in den Orchesterraum hinunter: „Der Ritter ist auch wieder da, aber vor Ärger, weil niemand seine Altgeige spielen will, ganz gelb." Ebenfalls war es während der Nibelungen-Aufführungen, als mich Wagner meinem Landesherrn Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, mit folgenden Worten vorstellte: „Hier, — ein Landeskind Ew. Königl. Hoheit. — Der hat etwas gescheites gemacht. Lassen sich Königl. Hoheit seine neue Altgeige von ihm selbst vorspielen." Dieser Schritt bildete nun die Veranlassung von einer Reihe von Erfolgen für meine Sache, die nunmehr stetig gedieh, so daß ich bald darauf nicht mehr Kunstwissenschaftler und Philosophiebeflissener war, sondern mich als Viola alta-Virtuose in der Welt weidlich durchkämpfen mußte. Als ich mich endlich nach den Bühnenfestspielen des Jahres 1876 vom Meister verabschiedete, meinte er: „Ich würde Ihnen gerne Empfehlungen mit hinaus geben, aber sie würden Ihnen wenig nützen, weil mich die Musikpäpste, von denen in jeder Stadt einer sitzt, selber nicht mögen, und Liszt und mich

am liebsten im Narrenhaus sitzen sähen. Schlagen sie sich nur selber durch, wie's schon viele andere auch gethan haben. Wenn eine Sache nicht selbst für sich spricht, so ist sie gewöhnlich nichts wert. Aber Ihre Altgeige wird überall, wo Sie sie vorführen, überzeugend wirken. Leben Sie wohl!" Dies waren die letzten Worte, welche ich persönlich aus dem Munde des großen Meisters hörte, der mit seiner scharfen Beobachtungsgabe, mit seinem auf's höchste entwickelten Ohre für Klangsinn, die Regeneration des Streichinstrumentes der Alttonlage freudig begrüßte und die Viola alta selbst „Altgeige" taufte.

Ein von den Toten erstandener griechischer Naturalist.

Von Dr. Bernhard Münz.

(Wien.)

Habent sua fata libelli! Der Ausgang der griechischen Litteratur gewährt einen Anblick, welcher an das ausgedehnte Mündungsgebiet eines mächtigen Stromes erinnert. Inmitten der Verflachung und Versumpfung eines herabgekommenen Schrifttums stoßen wir auf ein weltschichtiges Gerölle und Geschiebe aus anekdotischem Wust, lexikographischen Seltenheiten und von überall her versprengten Sprüchen in gebundener und ungebundener Rede, welches noch viel ungehobenes echtes Gold in sich birgt. Der litterarische Verkehr der Epigonen hat es zur Scheidemünze herabgedrückt, der achtungswerte Bienenfleiß eines späten Geschlechts von Sammlern, Kärrnern und Notizkrämern hat Scherben und Splitter davon aus der allgemeinen Zerstörung des antiken Geistes herübergerettet. So beherbergen die Blütenlesen der Jambendichter Bruchstücke eines gewissen Herondas, welche trotz ihrer Dürftigkeit durch die treffsichere, schlagfertige Handhabung der scharfgeprägten, packenden, markanten Worte verblüffen, in denen hier eine konkrete Situation, dort wieder ein Gleichnis aus dem scharf beobachteten Naturleben oder auch ein in gründlicher Erfahrung wurzelnder Sinnspruch zum Ausdrucke kommt. Eines der Bruchstücke, welche im Ganzen vierundzwanzig Verse und Halbverse betragen, schildert in allerliebster Weise die Geschäftigkeit eines kleinen Schwerenöters:

„Topfschlagen ist sein Lieblingsthun
Und blinde Kuh: er wird nicht ruhn,
Bis, seinem Käferspiel zulieb,
Kein Flachshaar mehr am Rocken blieb."

Nachdem die Fragmente auf diese Weise durch ihre bildkräftige realistische Kleinmalerei in dem Leser große Neugierde erregt, in ihm die Sehnsucht nach „mehr Licht“ geweckt haben, schweigen sie. Doch ist die Zeit der Wunder zum Glücke noch nicht vorüber! Wie Ägypten schon so oft den Beweis dafür geliefert hat, daß neues Leben aus den Ruinen erblüht, so ist nach neunzehnhundertjähriger Grabesruhe die vierzig Kolumnen umfassende Schriftrolle des Herondas, welche man der Mumie des im Jahre 13 vor unserer Zeitrechnung gestorbenen Königs Sarapus mitgegeben hatte, in der Totenstadt zu Deyrût wiedergefunden und zuerst von englischen Gelehrten lesbar gemacht worden. Sie befindet sich in der vor mehreren Jahren vom British Museum erworbenen Sammlung ägyptischer Papyrusrollen, welche auch die vielgenannte Schrift des Aristoteles über die athenische Verfassung enthält.

Die Herondasrolle erschließt uns neben Resten zweier Gedichte sieben vollständige, sich durchschnittlich auf neunzig bis hundert Verse belaufende Mimiamben, d. h. dramatische Scenen in jambischem Versmaße. Es sind dies genrehaft kurze und dialogisch geformte Bilder aus dem altgriechischen Kleinleben, welches sie ohne idealistischen Schwung, aber auch ferne von jeder aufdringlichen tendenziösen Mache ganz nach der Natur mit lebenswahrer und lebenswarmer photographischer Treue anspruchslos wiederspiegeln oder abklatschen. Die Helden der Darstellungen reden zwar in Versen, nicht in Prosa; dies ist aber auch die einzige poetische Licenz, welche sich der Dichter erlaubte. In allem übrigen sind sie unverfälschte Nachahmungen und realistische Kopien der Alltagsgestalten, welche er auf Schritt und Tritt in den Straßen, in den Kramläden, in den ärmlichen Hütten, auf den Tempelstufen und in den Gerichtssälen zu treffen und ihr Seelenleben zu belauschen Gelegenheit hatte.

Der Vater dieser Richtung war der ephesische Spottvogel Hipponax. Neben ihm wahrt sich mit gerechtem Selbstbewußtsein unser wiederauferstandener Dichter seinen Platz in den Versen:

„Nicht geiz' ich nach dem Ruhm Homers.
Nicht schmied' ich den und jenen Vers;
Hipponax' Hinkweis', jonisch Wort,
Ich pfleg' sie treu, ich erb' es fort.“

Und in dem vierten seiner Mimiamben bekennt er sich mit enthusiastischen Worten als rückhaltlosen und hingebungsvollen Bewunderer des ihm kongenialen naturalistischen Malers Apelles aus Ephesus, dessen der Welt der Wirklichkeit täuschend ähnliche Bilderwelt, „in jeder Linie klipp und klar“, aus dem Pinsel der Göttin Pallas geflossen zu sein schien. Seine Lebenszeit, über welche unmittelbar so gut wie gar nichts verlautet, läßt

sich darnach mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in die alexandrinische Epoche, in die Ära der ersten Ptolemäer, also in das dritte vorchristliche Jahrhundert verlegen, so daß er ein Zeitgenosse seiner zu dem hochsinnigen Hofe der Ptolemäer Beziehungen unterhaltenden Zunft- und Schaffensgenossen Kallimachos und Theokrit gewesen wäre. Seine Heimat war vielleicht die Insel Kos, welche der Schauplatz des zweiten und vierten seiner Gedichte ist und nach der siebenten Idylle des Theokrit gerade damals einen Brennpunkt gleichartiger litterarischer Bestrebungen bildete.

Die dramatischen Dichtungen des Herondas sind im Vorjahre in einer von feinsinniger Anempfindung zeugenden deutschen Übersetzung, oder eigentlich richtiger gesagt in einer freien, sinngetreuen, selbst gelegentlich vor parallelen modernen Wendungen nicht zurückschreckenden und die unerbittlichen Härten und Derbheiten des Originals diskret abschwächenden Nachdichtung aus der Feder des bewährten Wiener Philologen Siegfried Mekler*) erschienen. Mekler hat in verständnisinniger Würdigung des modernen Empfindens bei seiner Arbeit zwei Geboten des größten Meisters in der Übertragungskunst, Friedrich Rückerts, Heeresfolge geleistet, von denen das eine warnt:

„Halte dich einfach an den Text,
Nicht was in Noten wird gekleckst",

während das andere lautet:

„Jede Menschenbrust wird hegen
Ungefähren Gleichgehalt;
Aber um sich darzulegen,
Fordert er die Wohlgestalt.
Das Geheimnis der Gestaltung
Hat voraus des Dichters Reim,
Der in euch bringt zur Entfaltung,
Was ihr selber tragt im Keim."

Der Übersetzer hat um so besser daran gethan, sich nicht an den tötenden Buchstaben, sondern an den belebenden Geist zu halten, als er hierdurch einer peinlichen Verlegenheit aus dem Wege ging. Das Versmaß, in welchem die Mimiamben abgefaßt sind, ist nämlich der sogenannte lahme, hinkende Jambus (Choliambos, Skazon). Dies ist ein jambischer Trimeter, welcher sich aber im letzten Versfuße eines Trochäus bedient. Durch dieses Zusammenstoßen zweier betonter Silben entsteht am Ende jedes Verses ein Umschlagen des Rhythmus, welches im Deutschen, wo nach dem Accente gemessen wird, auf die Dauer ganz unerträglich wird. Diesem Übelstande ist durch den herzhaften Griff in das Gebiet des gereimten Knittelverses vorgebeugt.

*) Herondas' Mimiamben. Eingeleitet, übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Siegfried Mekler. Wien, Verlag von Carl Konegen. 1894. 8°.

Im Hinblick auf die gegenwärtig herrschende Kunstrichtung können wir nicht umhin, Meklers geistvoller Bemerkung zuzustimmen, daß Herondas einen überaus günstigen Augenblick für seine Auferstehung gewählt hat. Er ist aber auch in seinem Genre, in der photographischen Aufnahme von Momentbildern ein solcher Meister, er zeichnet so sinnenfällig, daß wir seine Darstellungen nicht besser als durch den Mund der naiven, noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelten Kokkala charakterisieren können, welcher, unter dem fanatischen Beifalle ihrer Freundin Kynno, der Anblick der das Innere des Asklepieion schmückenden Gemälde (in dem vierten Gedichte: „Die Frauen im Tempel des Asklepios") den verzückten Ruf entlockt:

„Ob hier der Bursch, wenn's einer wagt
Und kneist ihn, nicht ein Mal behält?
Fast mein' ich, wenn ich drücke, schnellt
Das Fleisch zurück. So warm der Ton,
So lebensfrisch! Unweit davon
Die Feuerzange silberhell —
Mein Seel', der Meisterdieb Myell,
Käm der dem Kapitalstück nah',
Wie glänzten ihm die Äuglein da
— So täuschend ist's gemalt — vor Gier."

Wie von dem Erhabenen zu dem Gemeinen nur ein Schritt ist, so redet sich Kynno in demselben Stücke in eine förmliche Zorneswut gegen ihre Sklavin Kydilla hinein, weil diese ihren Befehl, den die Kleinodien des Allerheiligsten wartenden Tempelhüter herbeizuholen, nicht eilig genug erfüllt, und sie feiert, einmal im Zuge, eine wahre Orgie ihrer Lästerzunge. Wie ein Wildbach über Stock und Stein ergießt sich ihre Schmährede:

„Nun steht der Maulaff' da. Du Puh,
Ja hörst du denn mir gar nicht zu?
Wie mich beglotzt das Krebsgesicht!
Den Küster ruf'! Verstehst du nicht?
Nichtsnutz am Sonn- und Werkeltag,
Faulpelz, den niemand leiden mag!
Der Gott hier soll mein Zeuge sein,
Wie du, ich schwör' es Stein und Bein,
Mich hier in seinem Tempel zwingst
Zu schelten und in Harnisch bringst:
Die Stunde kommt, wo du voll Angst
Nach deinem ekeln Hohlkopf langst."

Wahre Kabinettsstücke psychologischer Führung und vollendeter, abgerundeter Charakteristik, sind das erste, zweite und siebente Stück. Das erste Stück bringt eine alte abgefeimte Kupplerin, welche im Trüben fischen will, auf die Scene. Gyllis erscheint bei Metriche, einer jungen und schönen Frau, deren Gatte seit zehn Monaten in Ägypten weilt. Sie schildert ihr

mit berückenden Farben die berauschende Schönheit des am Nil hingelagerten üppigen Landes, das den Menschen gewährt, was immer nur ihr Herz begehrt, und ihnen die Erde zum Himmel wandelt; sie rühmt an ihm:

„Tiefblauen Himmel, Traubenblut,
Museum, Schauspiel, Geld und Gut,
Gelahrtheit, Freunde, Sport und Ruhm,
Der Gottgeschwister Heiligtum,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Und erst die Frau'n — beim Element,
Mehr als die Stern' am Firmament,
Und wie die drei so reizend schön,
Die einst der Hirt auf Idas Höh'n
In puncto Wohlgestalt verglich"

und knüpft daran, indem sie heuchlerisch Aphroditen vorschützt, den wohlgemeinten Rat, sie möge sich über die Untreue ihres Mannes in dem Wonnehaine der Liebe trösten und in den Armen des in lichterloher Glut für sie entbrannten Gryllos, welcher in allen Wettkämpfen mit dem Siegespreise gekrönt wurde, dabei die Unschuld selber, weich wie ein Kind ist und — **last not least** — in Glücksgütern schwelgt, ihr junges Blut auffrischen. Die Gelegenheitsmacherin stößt jedoch diesmal auf die Unrechte; Metriche weist den ihr gestellten Antrag mit sittlicher Entrüstung zurück. Es ist nun ein wunderbar sinniges Schauspiel, daß die letztere, welche in ihrer Keuschheit und Unverdorbenheit das schamlose Gewerbe der Versucherin nicht zu durchschauen vermag, der „Muhme" Gyllis zur Versüßung der ihr erteilten herben Lektion ein Halbmaß ungemischten Weines kredenzen läßt, das sie sich denn auch mit großem Behagen zu Gemüte führt. Wie aber die Katze das Mausen nicht läßt, so sagt die Alte uneingeschüchtert durch den bekommenen Korb im Abgehen für sich:

„— Nun will ich sehn
Ob Myrtale sich wird verstehn,
Ob Sime — lebt' ich nur so lang,
Bis mir dies Liebeswerk gelang!"

Das zweite Stück stellt den Frauenwirt Battaros dar, wie er vor dem Schwurgerichte gegen den reichen Kaufherrn Thales Ansprüche auf Schadenersatz wegen nächtlichen Hausfriedensbruches und Vergewaltigung einer Sklavin geltend macht. Die Kapuzinade, welche er gegen den Angeklagten von Stapel läßt, ist wegen der mannigfaltigen Stimmregister, die er in der empfindlichen Gefühlsorgel seiner Zuhörer, der Geschworenen, aufzieht, hochinteressant. Der schlaue dunkle Ehrenmann, welchem sein das Sonnenlicht scheuender Beruf höher steht als alle allgemein menschlichen Interessen zu-

sammengenommen, stellt den gestrengen Herren vor, wie Sitte, Zucht, Ordnung und Freiheit, welche Griechenlands Ruhmestitel bilden, im Falle eines Freispruches für vogelfrei erklärt wären. Er verweist auf das herzlose, selbstsüchtige und unpatriotische Verhalten des Thales, dem ein jedes Land genehm ist, der auch nicht vom Hörsagen weiß, was Staat- und Staatsverwaltung heißt, der gestern im Süden, heute im Norden sein Lager aufschlägt und am nächsten Tage wieder anderswohin segelt, wo ihm ein Profitchen winken mag. Er appelliert an das Mitleid, indem er in beweglichen Worten von der seiner zarten und tugendhaften Myrtale angethanen Mißhandlung spricht und das Mädchen auffordert, sich zur Bekräftigung des Vorgebrachten den ihr gleich Vätern oder Brüdern gutgesinnten Herren frei zu zeigen. Zum Schlusse seines Plaidoyers aber schlägt der sich auf seinen Gewinn trefflich verstehende Frauenwirt eine wesentlich verschiedene Klangfarbe an und läßt sich gegenüber dem Kaufherrn mit geändertem Tone also vernehmen:

„Glaub's, daß des Dirnleins Angesicht
Dir lang schon in die Augen sticht;
Ich wieder liebe Weizenbrot —
Das Beste wär' ein Tauschgebot.
Wenn nicht, so zahl', wofern dein Herz
Von ihr nicht läßt, mit blankem Erz,
Was ich begehr', und thu sodann,
Was ich dir nicht mehr wehren kann.“

Die siebente und letzte Dichtung schildert handgreiflich einen Schuhmacher im Verkehre mit seinen Kundschaften. Die Art, wie er für seine Ware Reklame macht, mit Schwüren und Beteuerungen seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit nur so herumwirft, sich auf Kosten der ihm an Kunst und Fertigkeit nachstehenden Konkurrenten, welche er als Schwindelfabrikanten brandmarkt, in das hellste Licht setzt, den Käuferinnen durch den beredten Panegyricus:

„Seht her und treffet eure Wahl:
Jonerschuh' mit hübschem Schwung,
Argiver auch, für Alt und Jung,
Stiefletten, Halbschuh' nett lackiert,
Sandalen, einfach und verziert,
Die Stoffe, wie's für jede paßt,
Tuch, Kork und Leder, Hanf und Bast,
Auch Seide, Linnen und Brünell;
Die Farben matt, gemischt und grell,
Die krebsrot, die da sittichgrün,
Die eigelb, jene carmoisin.
Pantoffel, Schlüpfer, Reiseschuh' —
Was euch gefällt, begehrt nur zu“

den Mund wässerig macht, die Unverrückbarkeit der festgesetzten Preise hoch und heilig betont, um sich schließlich aus höheren Rücksichten der überfließenden Galanterie etwas abfeilschen zu lassen, wie er endlich, nachdem sich ein Beutestück im Netze gefangen, der guten Seele Metro, welche ihm dasselbe zugeführt hat, unter vier Augen die Ablieferung der verheißenen Provision binnen acht Tagen zusagt, gemahnt durchwegs an das Thun und Treiben unserer modernen Fußbekleidungskünstler.



Grossstadtmenschen.

Eine Scene aus dem Leben von Julius Knopf.

(Berlin.)

Personen: Paul Berend. Anna Krüger. Ein Mädchen.

Scenerie: Eine Bank hart am Neuen See in Berlin. Man sieht hin und wieder eine Gondel vorüberfahren. Am äußersten rechten Ende der Bank sitzt Paul, welcher mit seinem Spazierstock Schnörkel in den Sand zieht, am anderen Ende Anna, die in einem Buche liest. Sommernachmittag, die Dämmerung bricht schon heran. Berend ist etwa 25 Jahre alt, frisch, offenes Gesicht; Anna 18 Jahre, muntere Blondine.

Berend (stößt einen tiefen Seufzer aus).

Anna (läßt erschrocken ein Paar Stullen, die sie aus der Tasche gezogen, auf die Erde fallen und springt auf).

Berend (erhebt sich und zieht den Hut): Entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich Sie erschreckt habe. 's war wirklich nicht meine Absicht. Setzen Sie sich nur ruhig wieder hin. Haben Sie keine Furcht. Ich thu' Ihnen nichts; wirklich! Sie können mir's glauben!

Anna (sich setzend): Ich glaub's Ihnen ja. (Sie hebt die Stullen auf und säubert sie.) Sie seh'n ja nicht aus wie'n Mörder. — Ach, die schönen Käsestullen, ganz voll Sand.

Berend: Reinigt den Magen.

Anna: Schmeckt aber nich, der Armenkaviar. (Essend.) Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, sowieso nach Hause zu gehen. 's wird schon schummerig, und ich habe noch den ganzen weiten Weg durch'n Tiergarten.

Berend: Bleiben Sie nur noch 'n bißchen; unter meinem Schutz sind Sie sicher. Ich müßte ja sonst wirklich denken, ich hätt' Sie verjagt.

Anna: Na ja, dann wer' ich man noch bleiben. Die Luft is ja so schön, und es sitzt sich hier so süß. — Aber sagen Se bloß, warum haben Se denn vorhin so furchtbar schrecklich geseufzt? Das war ja, um sich zu graulen!

Berend (seufzend): Ach, das Leben is so schwer!

Anna: Nich schwerer als man sich's selbst macht.

Berend: Aber ich bin doch so unglücklich!

Anna: Unglücklich? — Wieso? Was fehlt Ihnen denn? — Sie können mir's dreist sagen! — (Er schüttelt verneinend den Kopf.) Nich? Na, denn wer' ich's Ihnen sagen: (pathetisch) Unglückliche Liebe! Nich wahr? Centrum getroffen! (Lachend.) Sehn Sie aber — verdutzt aus! Na ja, is doch nich so schwer zu raten! Sie sind ganz adrett un nobel: also Geldschwindsucht haben Se nich — namentlich jetzt, so kurz nach dem Ersten. Sie haben 'n riesig harmloses Gesicht — 'n Verbrecher sind Sie also auch nich. Bleibt nur eins übrig: hoffnungslose Liebe! Bum!

Berend: Wie Sie aber Bescheid wissen! Ja ja, die Liebe! (Er seufzt wieder.)

Anna: Na, na! Is es Ihnen denn so schlimm gegangen?

Berend: Sehr! — Sehr! — Ach Fräulein, wenn Sie wüßten! — Sie sind so freundlich —

Anna: Aber!

Berend: Sie sehen so gutmütig aus — vielleicht wird mir leichter, wenn ich's Ihnen erzähle. Aber natürlich nur, wenn Sie's interessiert.

Anna (eifrig): Aber sehr! — Mich interessiert alles, was mit de Liebe zusammenhängt.

Berend (näher an sie heranrückend): Noch nich drei Monate sind's her, da lernte ich auf einer Kremserpartie nach Schildhorn im Vergnügungsverein „Humorbombe" ein junges Mädchen kennen — hübsch und — und gerade gewachsen, so wie Sie, und chic und ausgelassen wie 'ne Soubrette. Und tanzen konnte sie, sag' ich Ihnen! Tanzen! Und überhaupt —! ach, es is nich zu beschreiben! Wir tanzten den ganzen Abend zusammen. Und als wir im Kremser nach Hause fuhren — sie saß natürlich neben mir — die Lampions hatten wir ausgemacht —, da, na ich will's kurz machen —

Anna: Warum denn? Nein, bitte, das is ja sehr interessant!

Berend: Von dem Tage an verkehrten wir und gingen mit einander.

Anna: Also — 'n reelles Verhältnis!

Berend: Ja, von meiner Seite wenigstens! Ich nahm die Sache ernst. Und als ich eines Tages von meinem Chef Zulage bekam, da schlug ich ihr vor, bald Hochzeit zu machen. Mit achtzehnhundert Mark Gehalt läßt sich's ja auch leben!

Anna (bewundernd): Achtzehnhundert Mark! So 'ne Masse Geld verdienen Sie?

Berend: Nich wahr, is doch ganz schön! — Aber die —! Erst sah sie mich verdutzt von der Seite an. Als sie aber merkte, daß mir's blutiger Ernst war, fing sie an zu lachen: Sie — und mich heiraten! Ja — wenn ich Geld hätte! Aber so! Wenn ich mal ohne Stellung wär', könnten wir ja beide an den Hungerpfoten saugen! Und dann: sie wolle 'mal 'nen reichen Witwer oder so 'was ähnliches heiraten un nich so 'n armen stadtreisenden Bachuiken wie mich!

Anna: Bachuiken — das hat se zu Ihnen gesagt. Na, wenn ich Sie gewesen wäre —!

Berend: Aber ich hatt' se doch so fabelhaft gern! Und dann sagte sie, ich solle mir nur den Dalldorf-Gedanken aus 'm Kopf schlagen und mich so weiter mit ihr amüsieren! Das wollt' ich aber nich und konnt' ich nich — und da gab sie mir den Laufpaß. — Und jetzt is ein and'rer ihr — Ausgeheritter —; einer von der Konfektion, mit schwarzen Koteletten und weiten Hosen und Similibrillanten. — Ich aber kann das Mädel nich vergessen! Und heute hab' ich sie wieder gesehen, Arm in Arm mit meinem Nachfolger. Sie sah über mich hinweg, als wenn sie mich nich kennt'.

Anna: So — blas mir 'n Staub weg!

Berend: Und da sagt' ich mir: Dein Leben is ja doch verpfuscht! Da quälst Du Dich nu 'n ganzen Tag für nischt! Eltern haste auch nich mehr! Ach was! Ob früher oder später tot, bleibt sich schließlich piepe! Und da kauft' ich mir 'n Revolver und . . .

Anna (erschreckt auffahrend): Herrjeses ne, Sie wer'n doch nich! So jung un schon lebensmüde! Warten Se doch noch 'n bißchen damit; 's muß ja nich gleich sein! Na, wenn ich mir immer sofort 's Leben nehmen wollte, wenn mir was Schlimmes passiert! Glauben Se mir, so schrecklich is es nich mit de unglückliche Liebe! So was giebt sich mit der Zeit; ich weiß es aus Erfahrung.

Berend: Aus Erfahrung?

Anna: Na, ich bin doch kein Kind mehr; vorigten Monat achtzehn geworden.

Berend: So haben Sie auch schon ein Verhältnis gehabt?

Anna: Na ob! (Entrüstet): Bin ich denn so häßlich, daß mich niemand mag!

Berend: Bewahre! Im Gegenteil!

Anna: Na also! Wenn man im Geschäft is, wo einen de Eltern nich beaufsichtigen können — mein Vater is nämlich bei de Post —

Berend (respektvoll): Ah — so —

Anna: Briefträger, und wenn man, wie ich, soviel junge Herren kennen lernt — ich bin nämlich Verkäuferin in einem Handschuhgeschäft am Spittelmarkt —, dann kommt so was von selbst. Erst will man nichts von wissen, und schließlich kommt doch einer, der einem besonders gut gefällt, und mit de Sprödigkeit is es aus. — — Ach, und ich hatte ihn wirklich gern — so recht von Herzen gern! Durchs Feuer wär' ich für ihn gegangen! — Trotzdem er lang war, wie der Tag von Johanni. — Er versprach auch, mich zu heiraten. Aber Versprechen un Halten is zweierlei! — Er hatte nichts — ich hatte nichts — un von de Liebe un von de Luft kann man doch nich leben! — — Er spielte auch immer 'n bißchen den Noblen. Sie wissen ja, wie die jungen Herren heutzutage sind. Immer mehr ausgeben, als verdienen! Von Sparen gar nich zu reden! Na, die Handschuhe hatte er ja immer billig — von mir! — Und als sich eines schönen Tages so ein reiches, aber grundhäßliches Mädchen — 'ne Schlossermeisterstochter mit 'm Mopsgesicht — in ihn verliebte, da griff er mit beide Hände zu. Mich ließ er sitzen . . . Na, ich kann's ihm ja eigentlich nich verdenken; jeder is sich selbst der Nächste. Aber geschmerzt hat's doch 'n bißchen . . . . Nur gut, daß ich mich nich hatte 'rumbekommen lassen und anständig geblieben war. — — Denn sonst —!

Berend (nach einer Pause): Und wie haben Sie das überwunden, Fräulein?

Anna: Wie ich's verwunden habe? Mein Gott, wenn man den ganzen geschlagenen Tag alle Hände voll zu thun hat, zu jedem Käufer 'n liebenswürdiges Gesicht machen muß, dann hat man keine Zeit, an sein Elend zu denken. Ich glaube, so recht von Herzen grämen können sich nur de reichen Leute; die haben de Zeit dazu. Unsereiner muß arbeiten; un Arbeit macht zwar 's Leben nich süß, aber 's Unglück leichter vergessen. Und so kam es, daß ich eines schönen Abends nich mehr weinte, wenn ich in die Baba ging. — Und seitdem die Gießkanne nich mehr läuft, schmecken mir die Butterstullen wieder! — Nu bin ich wieder ganz verjnüjt! — Man darf das Leben nich so schwer nehmen; dumm ist, wer's thut.

Berend (gerührt): Fräulein, Sie sind ja — Sie sind ja —

Anna (schalkhaft): Na, was bin ich denn?

Berend: Sie sind ja — na, ich kann's ja gar nich sagen, wie Sie sind! Heldenmäßig sind Sie!

Anna: Nein, sparsam bin ich. Ich kauf mir nich gleich 'n Revolver wie 'n gewisser jemand. Schade um das schöne Geld! —

(Ein zerlumpt gekleidetes, achtjähriges Mädchen kommt den Weg entlang; unter dem Arm ein Körbchen mit Wachsstreichhölzern. Sie geht auf Berend zu.)

Das Mädchen (weinerlich): Wachsstreichhölzer! Wachsstreichhölzer! Ach, mein Herr, ach mein lieber Herr, kaufen Se mer doch 'ne Schachtel ab.

Berend: Wo kommst Du denn her? In die Gegend!

Das Mädchen: Ich komm' vom Zappalog'schen. Da hab' ich am Eingang gestanden. Aber de feinen Herr'n ham mir nich eine Schachtel abgekauft. Ach kaufen Se mir doch 'ne Schachtel ab, mein lieber Herr, denn wenn ich heute wieder ohne Geld zu Hause komme, krieg ich so'ne Keile.

Anna: Ach, Du armes Jöhr! Und wer haut Dich denn?

Das Mädchen: Mutter haut mir immer so.

Anna (zu Berend): Pfui! Solche Mutter!

Das Mädchen: Mutter is ja nich so schlecht. Früher hat sie mir nie gehauen. Aber seit se sich bei's Waschen den janzen Arm verbrüht hat, kann se nich mehr arbeiten. Un wenn ich dann kein Geld zu Hause bringe, un wenn se denn Hunger hat — denn haut se mir. Sonst nich. — Ne! Früher hat se mir nie jehauen!

Berend: Und verdient denn Dein Vater nichts?

Das Mädchen: Ich habe ja jar keinen Vater nich. — Ach, Herr Baron, kaufen Se mir doch 'ne Schachtel Wachsstreichhölzer ab; 's sind so'ne schönen. Und so'ne schönen Bilder! Sehn Se mal hier! (Sie giebt ihm eine Schachtel.)

Berend (zieht das Portemonnaie): Hier haste was!

Das Mädchen: Aber das sin ja fufzig Pfennije, un ich habe ja nichts zum Rausgeben. Vielleicht kann das Fräulein?

Berend: Behalt nur das Geld! (Das Mädchen will ihm die Hand küssen.) Laß doch!

Das Mädchen: Ich dank' Ihn' auch schön! Atjeh!

Anna: Kind, wo gehst De denn nu hin?

Das Mädchen: Zu Hause, jleich zu Hause. — Ach Mutter wird sich freuen! — Ich wer man jleich 'n paar Schrippen mitnehmen.

Anna: Wohnste denn weit, Kleine?

Das Mädchen: In der Lietzmannstraße.

Berend: Was! So 'n Ende noch!

Anna: Graulst De Dich denn nich, jetzt noch so allein durch den Tiergarten zu gehen?

Das Mädchen: Graulen? Nee! Mir thut niemand was!

Anna: Komm 'mal her! Hier haste noch fünfzig Pfennig, un nu fährst De vom großen Stern mit de Pferdebahn.

Das Mädchen: Danke schön! Danke schön! Ach Jott, müssen Sie aber reich sein! Noch viel reicher als die aus 'm Zappalog'schen. Von die Leute jiebt mir nie Einer mehr als zehn Pfennije. — Ich dank' auch nochmals. Un hier hab'n Se ooch noch 'ne schöne Schachtel! Nu wer ich aber rennen!

Anna: Du fährst doch!

Das Mädchen: I wo wer ick denn! For die zehn Pfennije jiebt's vier Schrippen! — Sein Se nur aber nich böse drum! Nee! — Atjeh, Herr Iraf! Atjeh, Fräulein! (Eilt fort.)

Anna: Gott, was giebt es doch für Elend auf der Welt!

Berend: Ja, ja! Da leben wir noch wie die Könige! Wissen Sie, Fräulein, wenn man so 'n Elend sieht, da merkt man erst, wie gut man 's noch hat, und was man für 'n Esel ist, wenn man unzufrieden ist und wunder denkt, wie erbärmlich 's einem geht. — Herrgott, mir is mit einem Mal wieder so leicht ums Herz —! (Er rückt näher an sie heran.)

Anna: Wie mich das freut!

Berend: Wirklich?

Anna: Na jewiß! Dann haben Sie wenigstens nich den dummen Gedanken, sich — (sie macht die Gebärde des Erschießens). Schauderös! — Weg mit all die Traurigkeit!

Berend: Ne, ne, das thu' ich nich mehr. Ich hab' mir's überhaupt überlegt; 's wär' 'ne Dummheit. —

Anna: Is man gut, daß Sie das endlich einsehen.

Berend: Ja, und Ihnen, Fräulein, verdank ich diese Einsicht.

Anna (abwehrend): Aber —! — dem Kind!

Berend: Und Ihnen auch, Fräulein — Fräulein — — O je, ich hab' mich Ihnen ja noch gar nicht vorgestellt. Entschuldigen Sie! Erlauben Sie: mein Name is — na, ich will Ihnen gleich den richtigen sagen —, mein Name is Paul Berend.

Anna: Und meiner Anna Krüger.

Berend (nachsprechend): Anna Krüger.

Anna: Ja! — Nich wahr, 'n häßlicher Name — so gewöhnlich!

Berend: Ach, aber Fräulein Anna, was thut denn der Name. Die Hauptsache is doch die Person, und die is (ihr ganz nahe rückend) so nett, so — so — so bezaubernd — so —

Anna (verschämt): Aber Herr Berend!

Berend: Wissen Sie was, Fräulein Anna, ich hab' 'ne Idee, ach, 'ne Idee — ich trau' mich's gar nich, Ihnen zu sagen!

Anna: Trau'n Se sich nur dreist!

Berend: Aber denn nich „nein" sagen — bitte!

Anna: Aber ich muß doch erst hören —

Berend: Och!

Anna: Ne, des können Se doch von mir nich verlangen. Nee! Wirklich nich! — Wissen Sie, das wär' ja gerad' so, als wenn ich mir 'n neues Kleid kaufte und probiert's nich vorher an.

Berend: Nun denn, Fräulein Anna — aber hören Sie gut zu: wir haben beide schlimme Erfahrungen gemacht, Sie und ich. Aber Sie haben recht: nur nich den Kopf verlieren! Wie's uns gegangen is, geht's tausend andern auch — und noch viel schlimmer. Na, und — aber nich „nein" sagen! Nein?

Anna: Na so reden Sie doch nur weiter, 's is ja so schön!

Berend: Also, liebes Fräulein Anna, Sie sagen mir so zu, wirklich, Sie gefallen mir ausnehmend gut — Sie sind so lieb —

Anna: Ach, Sie fangen schon wieder an zu schmeicheln.

Berend: Nein, nein, Sie können mir's glauben, es is mein wahrhaftiger Ernst. Ich schmeichle überhaupt nie! — Und, um auf meine Bitte zu kommen: Wollen wir's nich mal miteinander versuchen? Wir sind beide frei: Sie haben keinen Schatz, ich habe keinen Schatz, also, 'n Hindernis steht nich im Wege. Anstatt uns allein zu langweilen, können wir uns zu Zweien amüsieren. Gründen wir also 'n Kompagnie-Geschäft auf gegenseitiges Amüsement mit sechswöchentlicher Kündigung vor Ablauf des Quartals! Einverstanden? (Er streckt ihr seine Hand entgegen.)

Anna (einschlagend): Einverstanden! Ein Engagement auf Probe, das is hierbei zwar neu und überraschend, aber vernünftig. Doch ich glaube, wir werden von unserm Kündigungsrecht nich so bald Gebrauch machen.

Berend (zärtlich): Hoffentlich nie!

Anna: Aber nu fort mit dem dummen Revolver. Wenn der losjeht! Er macht mir bange. — Schmeißen Sie'n doch in den neuen See; da kann er wenigstens keinen Schaden anrichten.

Berend (zieht die Waffe aus der Tasche und wirft sie mit kühnem Schwunge in den See): So! Mit dem Revolver sei auch die Erinnerung ans Vergangene versenkt. Es lebe die Gegenwart! Und nun . . . wir haben keinen Wein, so wollen wir denn mit den Lippen anstoßen auf eine angenehme Gegenwart, auf eine fröhliche Zukunft! Wohlan! Es lebe unser Bündnis — es lebe die Liebe!! (Er küßt sie.)

Anna: Und die Treue. — Ach, küssen Sie aber süß!

(Der Vorhang fällt.)

Aus liederarmer Zeit.

Aphorismen von Hugo Oswald.

(München.)

Das Geld ist eine chinesische Mauer, hinter der mancher „Chineser“ sitzt.

Aller Glaube nur eine heilige Scheu.

Jedes Menschen Tod ist eine Kapitulation zwischen Gott und dem Teufel.

Der Tod will endlich einmal den Streit beenden, der zwischen Gott und dem Teufel wütet.

Wie Philipp II. von Spanien doch nur blond sein konnte!

Es giebt eine aus Gewissenhaftigkeit an ihrer Gewissenhaftigkeit zweifelnde Gewissenhaftigkeit.

Auf der Schneide zwischen dem Diesseits und Jenseits tanzen wir das ganze Leben hindurch.

Nachlässiger Stil ist ein herabhängendes Kinn.

Das Glück, denselben Gedanken durchzudenken, hat man nur einmal im Leben.

Der Emporkömmling ist ein Mensch, der auf jene von oben herabsieht, die nie zu ihm aufsehen werden.

Manchmal setzt es Frohlocken, manchmal Bedauern ab, hinter einem Gedanken drein, daß er so gut, oder darüber, daß er so schwach ausgefallen ist.

Wie oft setzt man in einen Gedanken ein, den man fahren lassen muß, weil er sich als nicht existenzberechtigt ausweist!

Die Gedanken sind die Sprossen der Himmelsleiter, die in der Genesis steht und in die Apokalypse ragt.

Eine Welle kann man allerdings nicht festhalten. Das Glück ist aber doch keine Welle.

Geistige Arbeit ist ein fortwährender Kampf mit den Gedanken.

Sympathie — Freude über die Wiederholung seines Ichs in der Schöpfung.

Ideen stecken an. Durch Ansteckung kommt jede Geistesrichtung zustande.

Das Menschengehirn ist ein tiefer Brunnen, in den so vieles fällt, von dem so weniges plumpst.

Das über etwas Lesen ist der Fluch unserer Zeit. Die indirekte Kenntnisnahme verdrängt die direkte, den Genuß eines frischen Quellwassers. Man spricht als Dichter und Denker heute nur noch wie durchs Telephon, wie durch geliehene Schallplatten.

Sündigen ist gemein. Heute früh kam mir ein Weib entgegen, sah

mich groß an, ich sie. Ich sah mich um, ich begehrte. Hinter mir ein Herr. Als er an ihr vorüber, drehte er sich um, begehrte. Ein Objekt, ein Ziel der Sünde, zwei Subjekte, zwei Sünder. Ach, wie ist die Sünde doch so gemein!

Es giebt immer noch so viele Menschen, die unsere neue Kunst betrachten, als wenn sie das Gehirn ihrer seligen Großmutter unter ihrer Schädelbecke reserviert hielten. Dabei kann natürlich nichts herauskommen.

Von einem guten Buche fühle ich mich stets wie besessen. Ich kränkle unter der Heiligkeit der Pflicht, es zu Ende zu kriegen. Und habe ich es zu Ende: alles Interesse, das anderweitig abzielt, flieht vor dem Aussatz meines von diesem Buche infizierten Geistes. Mit ihm muß ich mich abseits bewegen, dahin, wo die stille Meditation herrscht und mich aller Berührung mit neuen Stoffen fernhalten.

Einem Kinde, das ohne Begabung auf die Welt kommt, und dem von den Eltern nichts an Vermögen hinterlassen wird, ist ein Fluch, der bis zu seinem Tode vorhält, in die Wiege gelegt.

Es giebt Ehefrauen, die schlagen mit ihrem Parfüm schon die Stellung ihres Gatten tot. Es sind das die Verhältnisse, in denen der eine Teil nur geheiratet hat, der andere sich hat heiraten lassen. Die gesunden Verhältnisse die, wo sich jeder Teil heiraten läßt und der eine den andern heiratet.

Vor jedem Stücke bedruckten Papieres steckt mir von Jugend auf eine Ehrfurcht in den Knochen, die es mich nie weglegen ließe, ohne daß ich es nicht wenigstens durchflogen hätte, ob davon nichts zu lernen wäre.

Wenn der Teufel an einem arbeitet, dann läßt er nicht eher los, als bis man ihm oder er einem den Schädel eingedrückt hat. Das eine oder das andere ist das Resultat des Erdenganges der Menschheit.

Wo ich Durchgestrichenes sehe, denke ich an die Unzufriedenheit der Gedanken mit sich selber, an ihre Energie, sich neu zu formen, neue Gefäße herbei zu schaffen, neue Schläuche, in welchen sie sich aufbewahrt wissen wollen. Ich denke an Schweiß und an die sprichwörtlich gewordene Tüchtigkeit. Und ich freue mich, daß die Götter sich mit mir zu thun machen.

Was ist Sitte? Das stetige Sichfragen, was die anderen von einem halten werden und unter der Annahme dieses als Norm das Befolgen dieser. Und Moral? Die Niederlegung der Meinungen der andern, die sich dazu wie zu einer Septuaginta von der Gewohnheit haben kaufen lassen.

Ein wundervoller Juniabend. Wir lagen zu unserem Parterrezimmer hinaus. Vor uns die alten Gebäude, die uns den Blick auf den Wald verhindern. Doch da, zwischen den drei Dächern, die aneinander stoßen, lugt ein kleines Stück, ein Komplex Baumwipfel durch. Sie machen mich auf einmal so traurig, und ich verschmelze mit dem Abendfrieden und ich eile auf den Flügeln des Heimwehs in die Heimat und laufe im Geiste ehe-

mals gewohnte Spaziergänge ab. Und an diese, es schließt sich daran, was ich eben an Erinnerungen habe. An jene Wipfelgruppe klebte ich mir ganze Parks meiner Heimat, die sich mir bevölkerte mit lieben Menschen, denen ich fremd, die mir fremd geworden. Meine Phantasie stellt alles aneinander, wie das kleine Kind Haus an Haus und Baum an Baum aus seinem Spielkasten, so meine Phantasie aus dem Spielkasten meiner Jugend, über den doch nichts in der Welt geht.

Aus dem Reiche der Isolierten.

Von Albert Kniepf.
(Hamburg.)

Bei der Durchmusterung eines Buchhändler-Schaufensters erblickte ich Oskar Panizzas neueste Schrift „Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit, Skizze einer Weltanschauung“ *) und erwählte sie mir zur Reiselektüre für eine fünfstündige Eisenbahnfahrt. Ich war nicht enttäuscht, denn der Inhalt ließ mich die Plagen der Fahrt an einem heißen Junitage schier „illusorisch“ erscheinen, ja ich achtete kaum der kleinen Hindernisse, welche des Verfassers moderne Kuriosität, schreiben zu wollen, wie man spricht, bereitet. Man ist allerdings schon hinlänglich an die verschiedenartigsten Schreibweisen der Wörter gewöhnt, wir Deutschen befinden uns damit in einem Chaos, welches hoffentlich noch einmal zur Ordnung führt. Vorläufig nimmt die Konfusion noch zu. Das erste, was man abschaffen sollte, ist doch das Groß- und Kleinschreiben der Wörter; dieser Zopf ist der schlimmste. „Warum fängt Panizzas „Umsturz“ nicht schon hier an?“ — fragte ich mich, als ich ein paar orientierende Blicke in das Buch geworfen hatte. Große Buchstaben gehören nur an den Anfang eines Satzes, im übrigen sind sie lächerlich und eine Plage für die Schulkinder und alle Deutschlernenden. Dagegen sehe ich nicht ein, warum man wie Panizza „Konstrukzion“, „Filosofie“ und „fisiologisch“ schreiben will, wenn uns die Franzosen und Engländer, sowie alle Griechen und Lateiner der Welt darin doch nicht zu folgen vermögen. Das Alphabet erschöpft auch durchaus nicht die Möglichkeit, immer zu schreiben wie man spricht,

*) Vergl. das September-Heft dieses Jahrganges der „Gesellschaft“, pag. 1243, wo Josef Steinmayer Panizzas „Illusionismus“ von einer anderen Seite beleuchtet. Getreu unserm alten Brauch lassen wir auch über diese interessante Schrift verschiedene Meinungen zu Worte kommen. Die Schriftleitung.

und es ist gewissermaßen sprachlicher und orthographischer Materialismus, wenn man sich darauf versteift. „Materjalismus“, schreibt sonderbarerweise Panizza. Warum denn? man spricht doch großenteils in Deutschland deutlich „Materialismus“. Warum ferner schreibt er nicht auch „Zerschtören“, „Schtein“, „Schpäne“ — wie es doch im Hochdeutschen mit Ausnahme der plattdeutschen Gegenden heißt, wo man in diesem Falle zufällig umgekehrt spricht, wie man schreibt: S—tein, S—päne, S—tock u. s. w. Wer hat da recht? — Mitmachen würde ich sofort das allgemeine Kleinschreiben der Wörter; das Bestreben dagegen, Laut und Schrift überall in Einklang zu bringen, kann nicht zum Ziele führen, der Übereinkunft gehört hier das Feld.

Dennoch ist der besprochene orthographische „Materjalismus“ in diesem Buche sicher auch ein idealistisches Symptom, ein Ausdruck des Reformatorentums des Denkers Panizza. Er hat die Rettung der Persönlichkeit, der „Seele“ gesucht, und in dem flammenden Crescendo seiner Proteste gegen die „Welt“, gegen die wankenden Institutionen der Gegenwart, drückt sich der Jubel aus, daß er diese Rettung in der Einkehr bei sich selbst, bei seinem unzerstörbaren transcendentalen „Dämon“ gefunden hat. Auch die Metaphysik ist ein Spiegel der Kultur und der Zustände, und ihre Geschichte, von dieser Seite besehen, von allergrößtem Interesse, gleich die der Architektur und der Kunst überhaupt. Wer schreibt eine Stilgeschichte der Philosophie? Die Zeiten sind reif dazu, wenn auch nicht die Gelehrten und Gebildeten, welche mitten im Partei- und Schulgezänk stehen, desgleichen nicht die stark individualistischen Philosophen selbst. Denn ein solcher Ästhetiker der Metaphysik und Religion müßte über die Moral der Systeme, über Materialismus und Spiritualismus auch noch über den Illusionismus und das Brahma erhaben sein. Wo aber findet er heute das Ruheplätzchen und die Muße dazu, niemand würde sie ihm gönnen!

Auch Panizzas metaphysische Skizze ist nur ein politisches Pamphlet, wie es stärker kaum gedacht werden kann. „Deine Seele mußt Du retten!“ — ruft er aus. „Hier (in dieser Gegenwart, in dieser Welt der Erscheinungen) giebt's nichts für Dich zu retten. Hier giebt's für Dich nur Illusionen und ihre Zerstörung. „Staat“, „Gesellschaft“, „Religion“, „Ehe“, „Tugendbund“, „Dalai-Lamismus“, „Moral“ sind Illusionen, gegen die Du ankämpfen und die Du zerstören darfst. Wenn Du's kannst — wenn Du mußt. Wenn Dich Dein Dämon treibt, Deine letzte Instanz, auf die Du hören mußt — — gehst Du auch dabei zu Grunde, kommst Du auch selbst dadurch aufs Schaffot! Was Dich treibt, muß ein Transcendentales sein, denn als Selbstaufopferer bist Du, sind die Märtyrer in der Welt der Erscheinungen unverständlich. Es handelt sich nicht um Gut und Böse,

sondern um psychischen Zwang, und der Dämon ist etwas Jenseitiges, die Moral etwas Hiesiges. Ein Luther, ein Savonarola, ein Sokrates ist ohne psychischen, elementaren Zwang undenkbar." „Die Welt" — heißt es weiter — „ist das Resultat des Dämons der Einzelnen, und da wir die Menschheit nach ihren starken Exemplaren beurteilen müssen, nicht nach ihren schwachen, so müssen wir im Dämon das Urprinzip des Handelns bei allen Menschen suchen, mag es auch bei den meisten bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt erscheinen. — Und nur dann darfst Du am Schlusse Deines Lebens Deine Mission erfüllt sehen, wenn Du Dir sagen kannst, Du hast Deinen Dämon in der Welt zum Ausdruck gebracht. Das ist Dein kategorischer Imperativ. Handle, wie Dir Dein Dämon vorschreibt."

Der arme Kant dreht sich gewiß im Grabe um. Mit seinem kategorischen Imperativ wollte er den Dämon seiner Skepsis niederschlagen, um die Wohlanständigkeit seines Philosophierens zu retten, und nun wird diesem kategorischen Imperativ die moralische Maske abgerissen — von einem Transcendentalphilosophen! Kant machte halbe Arbeit, schon Schopenhauer hatte das bemerkt; er sagt, Kant beugte dem Einsturz des theologischen Gebäudes noch vor, damit er ihn nicht noch selbst träfe und er Zeit gewönne, sich in Sicherheit zu bringen. Heute bricht die zerstörerische Flamme des rücksichtslosen Denkens bereits aus dem Dachstuhl der Moral hervor, und der Effekt ist? — Empor steigt aus dem Brande der christlichen Philosophie der „Dämon", der unsterbliche Seelenphönix, welcher „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit", alles in einer Person ist, und dem der Kritiker der reinen Vernunft so scholastisch feinsäuberlich den skeptischen Prozeß gemacht hatte! Was ist dieser „Dämon", diese „Seele", der Preis der Dornröschenfahrt Panizzas durch die Götterdämmerung modernen Philosophierens? Es ist das An-sich, das letzte Residuum der Individualität und des denkenden Daseins, es bezeichnet das, was schlechterdings übrig bleibt, nachdem alles andere ringsumher dem trunkenen Blicke zu einer Illusion geworden und damit als irreal zerstört ist. Die Philosophie dient dem Selbsterhaltungstriebe der Menschheit, aber an jeder mächtigen Naturerscheinung schafft sie unter Zerstörungslust. Schon im Altertum war ihr Symbol an der Schwelle der griechischen Philosophie der heraklitische „spaltende Logos", der Zerschneider des Weltstoffs (mystisch Dionysos Zagräus, der die Dinge übermütig durcheinander würfelt, um nachher selbst zerstückelt, also zum Märtyrer seiner Idee zu werden). Dieser Zerstörer und zugleich damit Schöpfer aller neuen Welten wurde im Durchgang durch die Stoa und durch den Allegorismus der Alexandriner wiederum das metaphysische Siegel und der Vorläufer für den Heiland eines neuen Zeitalters, denn in die Philosophie ist er ja

bei Heraklit auch erst aus dem mythologischen System der Parsen gekommen. Dieselbe letzte allgewaltige Instanz der Denkmacht und der Welterklärung heißt bei Panizza „Dämon". Wieder einmal vernichtet er die unerträglich gewordene alte Welt, indem er sich der Geschichte und dem Gesetz mit der Wollust der Selbstaufopferung entgegenstellt, um das isolierte, das freie Menschentum der Individualität vor den äußeren Gewalten und dem Zwang zu retten.

Bruno Bauer († 1882) hat diesen philosophischen Typus schon vor Jahrzehnten aus der stoischen Bewegung des Altertums heraus und damit auch für die Gegenwart gezeichnet, er nennt die Philosophen Isolierte; aber freilich, er steht zu hoch, und seine Lektüre ist großenteils zu schwierig — gelehrt, seine Objektivität allen Parteien gegenüber zu groß, als daß die Deutschen diesen größten Isolierten des Jahrhunderts studiert und von ihm sonderlich viel erfahren hätten. Cäsarismus und Stoa sind Bauer ein „Brüder- und Feindespaar", ihre Verbindung hat er in dem Titel seines historischen Hauptwerkes „Christus und die Cäsaren" für das Altertum formuliert, aber schon in der feinsatirischen Schrift über „Philo, Strauß und Rénan" (1874) finden wir dieselbe Idee historisch entwickelt. „Bereits Heraklit — sagt er darin — der die Unfähigkeit der hellenischen Küstendemokratie erkannte und das Ansinnen der Epheser, er solle ihnen eine neue Verfassung geben, unter dem Hinweis ablehnte, daß ihre Stadt bereits in den Banden einer verderbten Politik liege, war ein Isolierter. Die Staatenbezwinger konnten Männern wie dem großen Epheser und den gleichgesinnten Mitarbeitern und Nachfolgern bis auf die Stoiker, welche den Menschen auf das Innere zurückführten und dem Weltgesetz im geläuterten Geiste eine Stätte bereiteten, nichts anhaben. Die Denker und die Männer des Schwerts vollbrachten dasselbe Werk, indem sie in das Altertum den Brand warfen, aber die ersteren genossen das Schauspiel, bei dessen Aufführung ihnen die Gewaltmenschen halfen, mit dem Bewußtsein, daß diese nur für sie arbeiteten und als Diener ihres Willens arbeiteten. Mochten die Staaten- und Völkerzertrümmerer aus der Welt ein einziges Leichenfeld machen, auf welchem sie den entwerteten Stolz der Nationen, ihre erlahmten Leidenschaften und geopferten Gottheiten, die zu leeren Hülsen gewordenen Prinzipien und Universalien zusammenwarfen, so verlor ein wachsender Kreis von Männern weder Fassung noch Mut.

Wenn der Purpur des Imperatorenmantels auf dem Throne erglänzt, bricht die Zeit der freien Persönlichkeit an. Obwohl Gegensätze, sind Imperatorentum und Individualismus Erscheinungsformen desselben Prozesses." (Man sehe „Philo, Strauß und Renan", S. 50 u. ff.)

Die Gegenwart nannte Bauer das „moderne Altertum", indem die

demokratisch-cäsaristische Politik des neunzehnten Jahrhunderts den Verfallszeiten der Antike entsprechen soll. Wenn gleich ein solcher Parallelismus mit Vorsicht aufzunehmen ist, so steckt doch in ihm viel Wahres, zumal auch die heutigen Staats- und Völkerkrisen auf eine gründliche Erneuerung der allgemeinen Weltanschauung hinzuzielen scheinen und das Christentum im Sterben liegt. Demnach gehört auch Panizza zu den Isolierten (sie sind heute übrigens in allen Schichten der Bevölkerung zu finden). Einkehr bei sich selbst, Abwendung von aller Politik und Verzicht auf praktische Besserungen — ist ihre stille Losung, und diese Tendenz auf das Selbst, auf die Subjektivität, hat in der vorliegenden Metaphysik ihren philosophischen Ausdruck gefunden, indem sie die „Welt" und ihre Institutionen zur Illusion degradiert. — Nicht die Logik kommandiert ja in der Philosophie, sondern vor allem der Affekt, der Wille, das Bedürfnis; die Logik spielt nur die Rolle des Mädchens für alles im Haushalte der Systeme.

So will auch die Flucht ins Transcendentale aufgefaßt sein, und sie wird, seitdem Theosophie und Okkultismus blühen, immer allgemeiner. Wer das große Unbekannte sucht, der findet es sicher. Die Tauffformel ist gleichgültig, laute sie nun Atma, Brahma, Nirwana, Seele oder Dämon. Der Materialismus, der abstrakte Vertreter der Wissenschaft, rechnet ohne dieses große „X", er kennt nicht den Unendlichkeitskalkül weltflüchtiger Metaphysik, er ist aber in der That nichts weiter als ein engerer Horizont, ohne den wir im Leben überdies nicht auskommen. Wo er aber sagt „Ignoramus", blickt er bereits über seine Grenzen.

Panizzas Schrift freilich muß in erster Linie als politische Metaphysik und als enthusiastische Proklamation für das aus den Banden zermürbten „objektiven Zwanges" befreite individuelle Menschentum verstanden werden. Zu weit geht der Verfasser aber in seinem Eifer, wenn er Hödel, Kullmann, Nobiling, Sand, die Corday, Huß, Giordano Bruno und Arnold von Brescia in einem Atemzuge nennt. Nicht einmal Luther oder Huß und Bruno gehören auf dieselbe Rangstufe der Geister. Bruno war kein Empörer aus gemeiner Moral wie Luther, der Fürsten und Volk hinter sich hatte. Arglos geht der feurige Liebhaber des Himmels und der ewigen Schönheiten der platonischen Ideale, gegen welche ihm alle Kunst und Poesie dieser Erde nur „Rauch und Dunst" ist, in das Garn der angsterfüllten Inquisition. Dem gemeinen politischen Meuchelmörder dagegen fehlt vollends die Waffe der bedeutenden Individualität und der Ideen, so daß es durchaus unangebracht erscheint, die Hödel und Bruno mit der gleichen Aureole zu umgeben. Nicht unfein ist dagegen die Bemerkung, daß die „Tyrannenmörder" des Altertums auf unsern Gymnasien romantisch verherrlicht, diejenigen der Neuzeit aber mit sittlicher Entrüstung betrachtet werden. Das

ist wahr und ein komischer Widerspruch — aber man entferne aus den gymnasialen Empfehlungen des Altertums das Heroische und Revolutionäre, dann ist es mit der Zugkraft des historisch-klassischen Unterrichts vorbei!

Um hieran noch einige Bemerkungen zu knüpfen, so wäre es auch nicht möglich, den „Umsturz" aus der Geschichte des Altertums auszumerzen. Denn die griechisch-römische Welt hat, in einem weiteren Rahmen gesehen, die Bedeutung eines einzigen großen Umsturzes, der sich nämlich gegen den Typus des asiatisch-ägyptischen Priesterstaats richtete. Welche große Bewandtnis hätte es denn sonst mit der berühmten griechischen Philosophie, die ja in ihren Motiven durchaus importiert war, wenn sie nicht die Befreiung des Denkens aus dem Gefüge der orientalischen Hierarchie einschlösse! — eine „Demokratisierung" der Philosophie, welche allerdings in ihrem weiteren Verlaufe das Christentum vorbereiten half. Denn das Christentum beruhte lediglich auf der Popularisierung der aristokratischen und priesterlichen Geheimreligion des Altertums, des nur symbolischen Opferkults mit Brot und Wein. Jene griechische Emanzipation der Philosophie von dem hierarchischen Monopol aber ist ohne die vielfache und farbenprächtige demokratische Zersetzung nicht denkbar, durch welche das geniale, weil hochindividualistische Volk der Hellenen so schnell verzehrt wurde.

Was die Griechen auf ideellem Gebiete eingeleitet hatten, das vollendeten die materialistischen Römer in der Politik. Schon an der Schwelle ihrer Geschichte steht die Empörung der Plebejer mit dem zugehörigen, für römische Denkart hochbezeichnende Gleichnis vom Magen und den Gliedern, und im ganzen Verlaufe der römischen Politik geht es streng materialistisch zu: Religion und Priestertum haben nichts hineinzureden, sie haben von Hause aus nur den Wert äußerlichen politischen Titelwerks.

Die geistige und politische Erschöpfung der griechisch-römischen Kultur erzeugte die stoische Weltflucht und die Reform des Priester- und Tempelwesens durch den neuen Heilandsglauben der „Armen und Elenden" im Christenkult. Es war nur zu natürlich, daß die neue heraufkommende Hierarchie die revolutionäre griechisch-römische Kulturwelt perhorreszierte. War doch für sie nur Eine Brücke geblieben, durch welche sich die hierarchische Kontinuität der Menschheit herstellen ließ. Der einzige hohenpriesterliche Typus, welcher alle politische Vernichtung der Völker überdauert hatte, war der jüdische. Er ragte durch die schon lange vor der Zerstörung Jerusalems über das römische Reich zerstreuten Juden und ihre Synagogen mit seiner mosaischen Tradition in eine Welt hinein, die im Gegensatz zu ihm allen Zusammenhang mit dem Alten verloren hatte. Er war der einzig überlebende Vertreter des „Gesetzes", des durch die griechische Philosophie unterwühlten und durch den römischen Materialismus zer-

trümmerten Tempelwesens der alten Welt. Er wurde der Rettungsanker der neuen priesterlichen Geschichts- und Weltanschauung und sie war ihm dankbar! Sie rückte in ihrer Universalgeschichte nicht nur die griechisch-römische Welt in den Hintergrund, sondern die gesamte positiv schöpferische Kulturgeschichte des Altertums vom Euphrat bis zum Nil und zum Tiber sank zu einer dürftigen Staffage herab für die Auserwähltheit des jüdischen Volkes und seiner Geschichte.

In der Wirklichkeit ließ sich diese christliche Geschichtsauffassung natürlich, wo überhaupt noch ein Funke der Geschichte und von Bildung lebendig blieb, nicht praktisch durchführen, und man ist somit gezwungen, die revolutionäre Philosophie der Griechen und den Materialismus der römischen Politik in den christlichen Schulen zu lehren. Nur eine Abart der modernen Hierarchie, die russische, als die einseitig ceremonielle, konsequenteste, aber bildungsfeindlichste Hierarchie der modernen Welt, wehrt sich mit allen Mitteln des Hasses und allem zarischen Despotismus gegen die Schwärmerei der westeuropäischen Bildung für die Antike.

Der Prozeß, in dem das wirtschaftlich und politisch erschöpfte Altertum stecken blieb, ist somit heute noch nicht zu Ende, er trat durch das Christentum zunächst in eine neue Phase und gegenwärtig stehen wir vor einem weiteren, entscheidenden Wendepunkte. Man wähne aber nicht, daß er schon bald mit dem vollständigen Siege des Wissens über den Glauben endigen könne. Die Kluft von „Wissen" und „Glauben" wird nie geschlossen werden, wenn auch der Glaube als historisches Gebilde nie in den jeweiligen Religionen große Veränderungen erleiden und sich dem fortschreitenden Naturerkennen, dem historischen Wissen, sowie den wechselnden geschichtlichen Schwergewichten der verschiedenen Kulturperioden und dem allgemeinen Bildungsstande anpassen muß. Das religiöse System der Menschheit, am erdrückendsten und großartigsten im vedischen Schastra des alten Indien entwickelt, ist ja nicht nur Priestertrug, sondern beruht auf den okkulten Thatsachen, beziehungsweise auf deren moralisierender Jenseitigkeits-Deutung, und selbst die griechische Philosophie bewegt sich durchweg auf diesem mysteriösen Boden. Heraklit, Pythagoras, Plato waren in ihren Systemen solche priesterliche Mystiker, Sokrates ein großes hellsehendes und hellhörendes „Medium", und selbst der heute als Vater des Materialismus berühmte Demokrit glaubte, wie auch der viel spätere „Freigeist" Epikur, an Geister oder „Dämonen", die nach Demokrit „aus Atomen gebildet sind und sich bald mit böser, bald mit guter Gesinnung den Menschen nähern". Es ist aber noch gar nicht einmal nötig, den Seelen- und Geisterglauben mit unsern heutigen Spiritisten zu teilen und die vermeintlichen Verstorbenen erscheinen zu lassen, denn auch abgesehen von diesen noch unerklärten Kunststücken giebt es noch viele

rätselhafte Bewußtseinsthatsachen, welche uns zwingen, einen tieferen, uns für gewöhnlich unzugänglichen mystischen Hintergrund unseres Daseins anzuerkennen. Er wird für viele stets seinen geheimnisvollen Reiz behalten, und die Denker unter ihnen hinauslocken auf das Meer des Transcendentalen, dessen Gefahren und unbekannte Fernen ihrer Seele zugleich eine willkommene Zuflucht bedeuten aus einer sinnlos gewordenen Welt.



Sudermanns „Glück im Winkel".

Von J. Meier-Graefe.

Wien, den 12. November 1895.

Gestern gab die Burg zum ersten Mal „Das Glück im Winkel" von Sudermann und damit der heurigen Saison das zweifellos bedeutsamste Ereignis. Man wird weder hier, was nicht so sehr viel heißen will, noch in Berlin in der Saison ein zweites Stück finden, über das sich so viel sagen läßt. Das ist wohl einer der innersten Gründe nicht nur für den Erfolg dieses Glücks im Winkel, sondern des Glücks Sudermanns überhaupt; man kann darüber reden, über jedes seiner Stücke, ja sie fordern direkt dazu heraus. Und das ist keineswegs ein Fehler. Sudermann weiß besser als Hauptmann, daß man vor allem interessieren muß, sehr intensiv interessieren, daß man auf der Bühne das aus dem Stoff herausziehen muß, das sich dem Auge greifbar darstellen läßt, und das drin lassen, was das dramatische Moment schmälern könnte. Sudermanns Fehler besteht darin, daß er in dieser Tendenz, die ihm wohl vollkommen bewußt ist, so weit geht, selbst dringende psychologische Konsequenzen lieber abzuschneiden, als den dramatischen Effekt zu mindern.

Wie immer bei Sudermann — brillanter Stoff. Ein adeliges Fräulein heiratet par dépit, weil der Mann ihrer Wahl vergeben ist, einen braven Mittelschulrektor. Der Mann ihrer Wahl war ihr freiherrlicher Verwandter, der sie bisher beherbergt hat, und dessen blaues Blut erotischen Regungen so stark unterworfen war, daß die nötige Sicherheit für ihre jungfräuliche Ehre abhanden kam.

Aus dem par dépit entwickelt sich das Glück im Winkel, getragen von der väterlichen Zuvorkommenheit des Rektors und der Zuneigung der Kinder erster Ehe, ein sparsames stilles Glück, das natürlich sofort in

die Brüche zu gehen droht, sobald der freiherrliche Vetter wieder auf der Bildfläche erscheint. Dieser ist wohl die erste moderne Figur, die Sudermann vollkommen geglückt ist, ein Vollblutmensch, der seinen Bedürfnissen ins Auge zu sehen wagt, brutal, — von jener wohlthuenden Brutalität, die auf sehr berechtigtem Selbstbewußtsein beruht, wohl die erste nicht konstruierte Nietzschefigur auf der deutschen Bühne, der Egoist aus Instinkt, gesund bis ins innerste Mark seiner Knochen. Er erscheint, um sich, wie er selbst ehrlich sagt, zunächst mal anzusehen, wie die Karre läuft. Er ist überhaupt ehrlich bis zum Exceß, er liebt die Weiber grenzenlos und findet seine Beruhigung darin, daß er mit seinem Laster seit Adams Zeiten durchaus nicht allein steht. Diese Ehrlichkeit macht seine Roheit sympathisch, und sie ist zugleich die eminent moderne Note in dem Stück, sie zeigt die neue Waffe in dem alten Kampf zwischen Mann und Weib, der Mann tritt offen vor und schützt sich vor übler Nachrede und vor allem vor seinem Gewissen, indem er seine Absichten klar zu erkennen giebt.

Ob er ruhig abgezogen wäre, wenn er die Geliebte fest gefunden hätte, bleibt wie so manches in dem Stücke dahingestellt. Wo sie sich ihm aber bei dem ersten oder zweiten Gang bereits in die Arme wirft, ist sein Schlachtplan fertig. Nun muß er und nun darf er sie haben.

Was aus dem braven Rektor, aus der eigenen Gattin und den verschiedenen anderen Personen des Stückes, ja selbst aus der Geliebten wird, ist ihm jetzt höchst gleichgültig. Entweder sie giebt sich ihm, oder er macht Krach. Die Situation wird sehr ungemütlich, entweder sie will, oder er erzählt sofort dem ganzen Publikum die Geschichte. Natürlich sagt sie angstgefoltert schließlich ja, entschließt sich aber, wie jede deutsche Frau auf der Bühne in solchen Momenten, ins Wasser zu gehen. An der Ausführung ihres Entschlusses wird sie durch ihren Gatten gehindert, der durch einen der bewußten und diesmal möglichst plausibel gemachten Sudermann'schen Zufälle orientiert worden ist.

Folgt der ebenso bewußte große Dialog mit der Erkenntnis, daß der Freiherr der leibhaftige Teufel und das einzig Wahre, wenigstens im Vergleich mit dem kalten Wasser, nur das Glück im Winkel sei. Aber wie auf den status quo zurückkommen? fragt die Bekehrte angstvoll. Wenn er bleibt, ist sie nun mal bei ihrem Temperament der ewigen Versuchung ausgesetzt. Da ermannt sich der Rektor zu kaum geahnter Größe: er wird morgen mit dem Freiherrn reden.

Sie sind nun jedenfalls auf diese Unterredung neugierig. Ich kann Ihnen nicht damit aufwarten, das Stück hat nur drei Akte.

Dieser enorme Fehler, den Sudermann so oft begeht, daß man annehmen muß, es geschieht mit Bewußtsein, resultiert in der That vollkommen

aus Sudermanns Dramatik. Keine Frage, die Sache wird erst jetzt interessant, der Kampf der beiden Männer um die Geliebte mit allen Waffen moderner Vorführungskunst auf der einen und der absoluten Güte auf der anderen Seite hätte unendliche psychologische Momente ergeben. Der Ausgang wäre wahrscheinlich nicht der Sieg einer Partei, sondern der Untergang des Objekts gewesen.

Trotzdem kann man Sudermann diesen negativen Einwurf ersparen. Denn wenn er die Grenzen des Dramas vielleicht ein wenig zu eng faßt, zweifellos sind sie da, und die vollkommene Ausbeutung psychologischer Momente gehört nicht auf die Bühne, sondern in den Roman. Nur da ist sie darstellbar und deshalb möglich. Der Dramatiker muß wie der dekorative Künstler auf der Oberfläche bleiben; vertieft er sich, so gehen die Umrisse verloren. Immerhin hätte das Gegebene erheblich schärfer gezeichnet werden können, die Heldin blieb von Anfang bis zu Ende vollkommen farblos, doch schien mir ein nicht unwesentlicher Teil der Schuld der miserablen Darstellerin zuzuschreiben zu sein. Die Sandrock brachte nur das ungewollt Gänschenhafte, das allen Sudermannschen Frauenrollen anhaftet, voll und ganz zum Ausdruck. Eine Provinzlerin dritter Güte hätte nicht weniger in der Rolle finden können, die so dankbar wie möglich ist. Der Moment, in dem sie dem Geliebten ihre unerlaubten Empfindungen offenbart — ein wundervoller Moment für die Duse — wirkte bei ihr wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel; hier hätte sie dem Dichter, der ihr freilich die Sache etwas schwer machte, spielend zu Hilfe kommen können; solche vorbereitende Nuancen sind vielleicht schwer zu schreiben, aber sehr leicht zu spielen.

Mitterwurzer gab den Freiherrn über alle Maßen schön, er hob den Dichter ebenso sehr, wie ihn die Sandrock entstellte. Dieser Mensch ist ein Phänomen, ich glaube, man kann ihm einen siebenfachen Mörder zum spielen geben; er wird ihn der persönlichen Sphäre entrücken und das Publikum zur objektiven Beurteilung zwingen. Er versteht das Große im „Bösen“. Ich glaube nicht, daß er sehr moralisierend wirkt, kaum eine der entzückenden Wienerinnen wird die gute Sandrock begriffen haben, aber für das Theater ist er ein Gott, und es ist traurig, tieftraurig, daß wir ihn uns in Berlin haben entgehen lassen. Lewinsky gab eine der Nebenrollen, an denen wie immer bei Sudermann kein Mangel war. Immerhin ist er auch damit ökonomischer geworden, seitdem er weniger mit den Zufällen operiert, für die er die Nebenrollen braucht.

Der König der Burg, Sonnenthal, gab den guten Rektor leidlich; er heulte wie gewöhnlich einige Akte zu früh, es war ihm wohl noch der Heinrich IV. vom Tage vorher im Kopfe.

Überhaupt ist an der Burg die klassische Tragödie noch immer besser am Platz als das moderne Schauspiel. Man wird Heinrich IV. nie annähernd so gut in Berlin geben; Sudermann — bis auf den Mitterwurzer — aber erheblich besser.

Geklatscht wurde wie toll, und das mit Recht. Es ist sicher das beste Sudermannsche Stück und wohl eines der besten der modernen deutschen Bühne.

Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Nach zehnjährigem heißen Ringen hat sich die neue Dichtkunst endlich auch in Deutschland Bahn gebrochen. Die viel verspotteten „Modernen“ haben gesiegt. Und wer heute den litterarischen Fragen ein mehr als oberflächliches Interesse entgegenbringt, der muß sich mit ihnen abfinden. Haben doch selbst aus dem Lager der „Alten“ gerade die tüchtigsten und ehrwürdigsten Führer die neue Richtung als vollberechtigt anerkannt und ihren jüngeren Genossen kameradschaftlich die Hand gereicht.

Grollend beiseite stehen — außer einigen alten Herren, die in Gottes Namen halt nicht mehr umlernen können, und denen man dies auch gar nicht weiter übel nimmt — eigentlich nur noch die Litteraturfabrikanten. Ihre alten Webstühle sind auf die neuen Muster nicht eingerichtet, und so sehen sie durch die neue Richtung ihr „Geschäft“ geschädigt. Ähnlich geht es den Litteraturhändlern, die noch viele alte Ware auf Lager haben, um deren Absatzfähigkeit ihnen bangt. Auch von den Denkfaulen, die früher Gelesenes ewig wiederkäuen, und den Angstmeiern, die vor jedem frischen Luftzug zittern, kann man noch ab und zu ein absprechendes Urteil über die Modernen hören. Aber alle diese Leutchen sind in den letzten Jahren schon recht still geworden. Ja man fängt sogar schon in diesen Kreisen schüchtern einzulenken an. Die alten Ladenhüter werden, so gut es gehen will, neumodisch zugestutzt oder wenigstens mit zeitgemäßen Etiketten versehen; denn das früher ausschließlich im tadelnden Sinne gebrauchte Wörtlein „modern“ muß nun bereits als Empfehlung dienen.

So sind die Positionen des Feindes eine nach der andern gefallen. Nur an einer Stelle ist die Schlacht noch nicht entschieden: noch immer tobt „der Kampf um die Bühne“.

Das heutige Theater stellt einen höchst komplizierten Organismus dar, der seiner ganzen Natur und Einrichtung gemäß nur schwer in eine andere, ungewohnte Gangart gebracht werden kann. Bühnenreformen werden daher stets auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen. Das Theater ist seiner Natur nach ein durchaus konservatives Institut.

Die eine Umgestaltung unserer Schauspielbühne im modernen Sinne hemmenden Momente sind teils technischer, teils ökonomischer und teils politischer Natur.

In technischer Hinsicht verlangt die moderne Bühnenkunst vor allem ihre eigens geschulten Darsteller. Der Schauspieler, der z. B. in der Jambentragödie ganz tüchtiges

leistet, reicht mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten in einem modernen Drama nicht mehr aus. Ein moderner Schauspieler muß die ganze Kunst der alten Schule vollkommen beherrschen, dabei aber muß er noch vieles andere können, was früher nicht verlangt wurde. Er muß sein Organ so sorgfältig ausbilden, wie sein Kollege von der alten Schule, er muß so gut sprechen können wie jener, — aber er darf nicht deklamieren. Wie jener muß er Mimik und Bewegung völlig in seiner Gewalt haben, er darf also auch heute auf der Bühne nicht stehen und gehen wie im gewöhnlichen Leben, es muß Stil in seinem Spiel sein, — aber er darf nicht in die frühere Pose verfallen. Es muß scheinen, als rede er wie ein gewöhnlicher Mensch, es muß scheinen, als bewege er sich wie auf der Straße, wie im Salon. Mit einem Wort, er muß sich durch die Schule zur künstlerischen Freiheit durchgerungen haben. Wie weit die Mehrzahl unserer heutigen Schauspieler noch von dieser Forderung entfernt ist, ist allgemein bekannt. Es ist darum auch kein Wunder, wenn manche modernen Stücke auf unseren heutigen Bühnen nicht die richtige Wirkung erzielen konnten oder ganz durchfielen. Sie wurden in das Prokrustesbett des alten Deklamierstils und der Theaterpose gezwängt und scheiterten daher nicht an ihrer Unaufführbarkeit oder Bühnenwidrigkeit, sondern an dem Unverstand der Darsteller und der Regisseure. — Daß die Thätigkeit des Regisseurs, daß Ausstattung und Dekorationskunst ebenfalls im modernen Sinne umgewandelt werden müssen, versteht sich von selbst. Ich brauche darauf nicht näher einzugehen.

Daß die Bühnentechnik, die, selbst wenn wir den besten Willen voraussetzen, sich nur langsam und allmählich umwandeln kann, ein die Aufführung moderner Dramen erschwerendes Moment darstellt, ist leicht einzusehen. Schwerer zu verstehen ist die Einwirkung des ökonomischen Faktors. Doch mögen einige flüchtige Andeutungen auch davon einen Begriff geben.

Unsere Theater, selbst die Hofbühnen, sind heute keine Luxusinstitute mehr, die von einem reichen Mäcen, einem Fürsten u. s. w. zum eigenen Vergnügen unterhalten werden, der ihnen dann, unbekümmert um den Geschmack der Menge, seinen Geschmack aufoktroyiert: einen guten, wenn er selbst ein Kenner und Kunstfreund, einen schlechten oder absonderlichen, wenn er ein Lüstling oder ein Phantast ist. Die Theater tragen jetzt, ihrer ökonomischen Erscheinung nach, den Charakter großer finanzieller „Unternehmungen", und ihre ganze Entwicklung hat es so mit sich gebracht, daß heute in einem bescheidenen Stadttheater größere Kapitalien cirkulieren, als früher an der bestdotierten Hofbühne. Der Nerv des ganzen Unternehmens ist und bleibt also der Kassenrapport. Das zahlende Publikum muß dem Theater erhalten werden. Das Unternehmen darf die Kundschaft nicht verlieren. Nun ist das zahlende Publikum, das heute dem Theater seinen Geschmack aufoktroyiert, keineswegs das eigentlich gebildete. Die Masse, „die es bringen muß", freut sich an banalen Späßen und langweilt sich beim Anblick echter Kunstwerke. Und wenn das Publikum auch anfängt, die neue Kunst zu genießen, ja geradezu nach dem Modernen zu verlangen, so dauert es lange, bis die Theaterleitungen diesen Wunsch bemerken. Die Theaterleitung rechnet: der Erfolg des Alten ist sicher, der des Neuen ungewiß; die Einstudierung des Neuen verursacht Mühe und Kosten, das ewige Wiederkäuen des Alten ist bequem und billig. So bleibt alles wie es war. Als nicht zu unterschätzende Nebenerscheinungen kommen dann noch die altbewährten Lieferanten von Theaterstücken, die bequem aufzuführen sind und wenigstens die Neugier des Publikums eine Zeitlang befriedigen, und die teils servile, teils unwissende Presse in Betracht, die ein geschickter Theaterleiter meistens in seinem Sinne zu gebrauchen versteht.

Daß an den als „öffentliche Anstalten“ sich einer besonders liebevollen Überwachung erfreuenden Bühnen auch das politische Moment keine unbedeutende Rolle spielt, brauche ich wohl nicht näher auszuführen. Die Polizei hat zu allen Zeiten an einem ganz außerordentlichen Misoneismus gelitten und war stets nur gut Freund mit der Kunst von „vor hundert Jahren“.

Das Theater ist also ungemein schwer für die moderne Kunst zu erobern. Wenn auch schon hie und da Bresche geschossen ist, und der Name Gerhart Hauptmann sogar schon auf dem Theaterzettel von Hofbühnen prangt, so vollzieht sich doch die ganze Umwandlung naturgemäß sehr langsam. So macht sich denn auf unseren Bühnen, neben den vielfach mißhandelten und nur noch anstandshalber geduldeten Klassikern, die Afterkunst mehr oder minder geschickter Dramenfabrikanten breit, die das Publikum mit Geschmacklosigkeiten, aufgewärmten alten Witzen, versteckten Zoten und albernen Possen regalieren, während diejenigen Männer, die ihrem Volke eine neue große Kunst bringen wollen und denen wir die schönsten Bühnendichtungen der letzten Jahre verdanken, unthätig beiseite stehen müssen.

Der Dichter braucht aber die Bühne.

Er will nicht nur von hier aus zu seinem Volke reden; sie ist ihm auch ein Prüfstein seines eigenen Könnens. Wie sollen die modernen Dramatiker ihr technisches Können weiterbilden, ihre Kunst verfeinern und vertiefen, wie sollen sie das Bühnenwirksame von dem unnützen und störenden Ballast unterscheiden lernen, wenn sie keine Stätte haben, wo sie die Wirkung ihrer Dramen erproben können? Kann man auf dem Trockenen schwimmen lernen?

Da nun aber unsere Theater, die den dümmsten Cirkusspäßen des albernsten Possenreißers offenstehen, dem ernsthaft strebenden Künstler verschlossen sind, so blieb kein anderes Mittel als die Selbsthilfe — und, wo das politische Moment mit in Frage kam — die Gesetzumgehung.

Es entstanden die Bühnenvereine, die sogenannten „freien Bühnen“.

Einige dieser „freien Bühnen“ haben sich, wie bekannt, sehr große Verdienste um die moderne Litteratur erworben. Doch war ihre Richtung eine zu einseitige. Sie blieben zu ausschließlich Versuchsbühnen für dramatische Experimente. Das große Publikum konnte an ihren Bestrebungen schon deshalb nur geringen Anteil nehmen, weil ihm der eigentliche Schlüssel zu diesem ganzen Thun und Treiben fehlte, da es mit den Bestrebungen der modernen Litteratur, aus denen die moderne Bühne erst als letzte Blüte hervorgehen kann, noch nicht bekannt war. Diese neuen Dramen traten also dem Publikum zu unvermittelt entgegen und erregten so naturgemäß mehr Staunen als Bewunderung. Diesen Übelstand sah man auch ein, darum trat in Paris, bevor sich der Vorhang hob, der „Conférencier“ vor die Rampe und hielt dem Auditorium einen Vortrag über das Stück, den Autor und seine besonderen Ziele und Bestrebungen. Diese Sitte der „Conférence“ war aus der ganz richtigen Erkenntnis hervorgegangen, daß man dem Publikum sagen müsse, worum es sich bei der ganzen Geschichte handle, wenn es das Stück verstehen sollte. Die Sache hatte nur einen Fehler: ein Vortrag vor einem Theaterstück ist, auch wenn es noch so geistreich gehalten wird, etwas langweiliges und verdirbt gründlich die Stimmung. Aber der Gedanke behält seine volle Richtigkeit, daß man das Publikum nur dadurch zum modernen Theater erziehen kann, wenn man es eingehender mit den Bestrebungen der modernen Litteratur im allgemeinen bekannt macht.

Diesen Gedanken sucht die Ende September gegründete Litterarische Gesellschaft in Leipzig zu verwirklichen. Ihr rasches Emporblühen und die schönen Er-

folge, die sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens errang, sind die besten Beweise dafür, daß sie einem thatsächlichen Bedürfnis entgegenkam.

Wie unsere Leser aus dem Augustheft der Gesellschaft wissen, besteht in Leipzig unter dem Namen „Augurenkolleg" eine Vereinigung von Schriftstellern und Künstlern, der auch einige auswärtige Dichter, wie Detlev v. Liliencron, Otto Erich Hartleben, Gustav Falke ꝛc. angehören. In diesem Freundeskreise wurde oft und viel beraten, wie dem gänzlich erloschenen litterarischen Leben in Leipzig wieder etwas aufzuhelfen wäre, und besonders, wie man bei einem größeren Publikum Interesse für die moderne deutsche Dichtkunst erwecken könne. Es wurde manches versucht und vorgeschlagen. Eine geplante Weberaufführung (mit dem Werkmeister'schen Ensemble) scheiterte an dem Widerstand der Polizei und des Stadtrates. Aber die „Auguren" ließen sich nicht entmutigen und endlich gelang es Dr. Walter Harlan, einen lebensfähigen Plan zu einer litterarischen Gesellschaft größeren Stiles auszuarbeiten. Als besonders günstiger Umstand kam dabei in Betracht, daß die junge Gesellschaft in Dr. Carl Heine einen überaus tüchtigen Bühnenregisseur fand.

Den besten Einblick in die Thätigkeit der Gesellschaft gewährt der folgende Auszug aus den Satzungen.

§ 1. Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig stellt sich die Aufgabe, ihren Mitgliedern den Genuß hervorragender Dichtungen in künstlerischer Darbietung zu vermitteln.

§ 2. Zu diesem Zwecke wird die Litterarische Gesellschaft in Leipzig in der Zeit vom 1. Oktober bis 1. Mai monatlich einen Gesellschaftsabend und zwei Matinéen veranstalten.

§ 3. An den Gesellschaftsabenden sollen teils litterarhistorische und litterarästhetische Vorträge gehalten, teils Dichtungen in Vers und Prosa vorgetragen werden.

Das Vorlesen von Dichtungen geschieht entweder durch die Verfasser selbst oder durch schauspielerisch geschulte Vorleser.

§ 4. An den Matinéen sollen dramatische Kunstwerke modernen Geistes von selbständiger Bedeutung zur scenischen Darstellung gelangen.

Die Gesellschaft beabsichtigt hierbei durch ihr ausschließlich aus Leipziger Schriftstellern bestehendes Lesecomité die zeitgenössische, reiche dramatische Dichtung unabhängig vom Berliner Premièrenmarkte zu verfolgen.

Die erwählten Stücke werden durch Berufsschauspieler, die von hier und auswärts als Gäste gewonnen werden, niemals durch Dilettanten aufgeführt.

Jedes Stück kommt nur einmal zur Darstellung. Dramatische Erzeugnisse der ordentlichen Mitglieder sind von der Aufführung ausgeschlossen.

Die Gesellschaftsabende werden insofern mit den Matinéen im Zusammenhang stehen, als die wissenschaftlichen Vorträge sich vorzugsweise mit den an den Matinéen vorgestellten Dichtungen und Dichtern beschäftigen sollen.

§ 5. Die Gesellschaft besteht aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern.

Die ordentlichen Mitglieder sind Eigentümer des jeweiligen Gesellschaftsvermögens; sie allein haften — und zwar als Gesamtschuldner — für die Schulden der Gesellschaft.

§ 8. Zur Aufnahme eines außerordentlichen Mitgliedes bedarf es der Unterzeichnung einer Beitrittserklärung und der Einsendung derselben an den Vorsitzenden.

§ 16. Von den Mitgliedern wird ein monatlicher Mitgliedsbeitrag erhoben, dessen Höhe sich nach dem von jedem Mitgliede bei den Veranstaltungen der Gesellschaft beanspruchten Platze richtet. Zu diesem Zwecke werden die Mitglieder in drei Serien eingeteilt: A, B, C. Die Serie A bezahlt einen Monatsbeitrag von zehn Mark, die Serie B einen solchen von sechs Mark, die Serie C einen solchen von drei Mark.

Innerhalb der einzelnen Serien hat das der Gesellschaft länger angehörende Mitglied den Vorzug vor dem jüngeren Mitgliede.

Der Plan fand gleich von Anfang an guten Anklang bei Presse und Publikum, und da die fünf ordentlichen Mitglieder willens waren, der guten Sache ein Opfer zu bringen und ein etwaiges finanzielles Defizit zu decken, so wurde die Sache mutig in Angriff genommen.

Betreffs der theatralischen Aufführungen hatte die Gesellschaft natürlich gleich anfangs große Schwierigkeiten zu überwinden. Direktor Stägemann hatte ihr die Benützung des alten Theaters, das sich zu intimen Schauspielvorstellungen ganz besonders gut eignet, in Aussicht gestellt. Doch der Stadtrat wollte dazu seine Zustimmung nicht geben. Die Stadtväter trauten der neuen Gründung offenbar nicht. So mußte die Gesellschaft in das ungünstiger gelegene Carolatheater hinauspilgern, zu dessen Benützung Direktor Stägemann die Erlaubnis ohne Intervention des Stadtrats erteilen kann. Nach der Hausfrage kam nun die Schauspielerfrage auf die Tagesordnung. Anfangs hatte die Gesellschaft nur einen schauspielerisch geschulten „artistischen", oder besser gesagt „technischen" Direktor fest anstellen und die Darsteller der aufzuführenden Stücke jeweilig von auswärts oder auch von Leipzig als Gäste gewinnen wollen. Es stellte sich aber bald heraus, daß auf diese Weise sich keine stilgerechten Aufführungen ermöglichen ließen, weil gerade das, worauf es ankam, das einheitliche und gut abgetönte Zusammenspiel sich nur durch zahlreiche in völliger Ruhe abgehaltene Proben erreichen läßt. Da faßte die Gesellschaft einen kühnen Entschluß und engagierte ein eigenes Schauspielensemble, das, wie bei einem ständigen Theater, für die ganze Wintersaison verpflichtet wurde.

Bis heute hat die „Litterarische Gesellschaft" zwei sogenannte „Gesellschaftsabende" und drei Matinéen veranstaltet und zwar mit stets wachsendem Erfolg.

Am 30. September fand der erste Gesellschaftsabend statt, in welchem Herr Dr. Carl Heine einen prächtigen Vortrag über Gerhart Hauptmann hielt, Frl. Mathilde Werner (vom Schauspielensemble der „Litterarischen Gesellschaft") Gedichte von Liliencron, Falcke und Ompteda vortrug und Georg Hirschfeld seine Novelle „Bei Beiden" vorlas.

Darauf folgte Sonntag, den 13. Oktober, die erste Matinée im Carolatheater, in der sich das Theaterensemble der Gesellschaft den Mitgliedern mit einer prächtigen Aufführung von Hauptmanns „Friedensfest" vorstellte. Die einzelnen Rollen waren trefflich besetzt. Den Dr. Fritz Scholz gab Joseph Darmer, wie er sein soll, polternd, nervös, die Frau Minna Scholz Emma Schmidt-Rigeno in prächtig realistischer Maske. Henny Welten hatte die Auguste aufs Derbe hinausgearbeitet und machte gleich bei ihrem ersten Auftritt mit ihrem ärgerlich hervorgestoßenen „Plüsch ist hin" famose Stimmung im Publikum. Am besten dargestellt wurde das feindliche Brüderpaar. Ludwig Piori, dem artistischen Direktor der Gesellschaft, gelang der cynische Ton des Robert ganz ausgezeichnet und Arthur Waldemar spielte den Wilhelm mit großer Wärme. Die Scene des Wiedersehens mit dem Vater war geradezu ergreifend. Auch war das Zusammenspiel der beiden Brüder prächtig abgetönt. Obgleich jeder von ihnen scharf charakterisiert war, konnte man doch einen Zug von Familienähnlichkeit bei beiden erkennen in Sprache, Geberde und äußerer Erscheinung. Mathilde Werner lieferte in der gutherzigen, aber etwas weinerlich sentimentalen Frau Buchner eine schöne Charakterstudie aus den gutbürgerlichen Kreisen, und Hugo Liefeld als Hausknecht Friese eine annehmbare Charge. Nur Anna Grünberger, die immer wieder ein wenig in den altmodischen Deklamierstil verfiel, störte die Einheitlichkeit des

Spieles hie und da etwas. Die Regie des Dr. Carl Heine war geradezu musterhaft. Der prächtige Erfolg dieser ersten Vorstellung wurde von der gesamten Leipziger Presse — wenn auch zum Teil mit sauersüßem Gesicht — einmütig anerkannt.

Mit dem „Friedensfest" hatte die „Litterarische Gesellschaft" ihre Feuerprobe bestanden. Der Erfolg zeigte sich hauptsächlich an einer so starken Zunahme der Mitgliederzahl nach dieser ersten Theatervorstellung, daß ein finanzieller Verlust für die ordentlichen Mitglieder nunmehr ausgeschlossen erscheint.

Am 27. Oktober ging dann das dreiaktige Drama „Agnete" der norwegischen Dichterin Amalie Skram in der deutschen Bearbeitung von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben in Scene. Ebenfalls mit sehr schönem Erfolg.

Am 8. November folgte der zweite Gesellschaftsabend im dichtgefüllten Saale des Hotel Pologne, an welchem Alfred Kerr (Dr. Alfred Kempner) einen geistreichen Vortrag über die „Psychologie der neueren Litteratur" hielt, Cäsar Flaischlen seine Novelle „Professor Hardtmut" vorlas und Victor Stephani (vom Leipziger Stadttheater) Gedichte von Hans Hopfen vortrug. — Der 17. November brachte eine sehr interessante Aufführung von Beaumarchais Lustspiel „Figaros Hochzeit" in der Bearbeitung von Ludwig Fulda und am 1. Dezember soll Cäsar Flaischlens prächtiges Drama „Martin Lehnhardt, Ein Kampf um Gott" in Scene gehen. Auf diese Vorstellungen werde ich in meinem nächsten Bericht ausführlicher zurückkommen.

So hat sich „Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig" bis jetzt trefflich bewährt, und nimmt schon heute einen hervorragenden Platz im gesellschaftlichen und künstlerischen Leben unserer Stadt ein. Die von ihr ausgehende Anregung beginnt auch schon außerhalb der Mauern Leipzigs Früchte zu tragen. Schon hat sich in unserer Nachbarstadt Halle a/S. eine „Litterarische Gesellschaft" mit ähnlichen Zielen, wenn auch — vorläufig noch — mit bescheidenerem Programm gebildet, die ebenfalls prosperieren soll.

Jedenfalls ist die „Litterarische Gesellschaft in Leipzig" ein in ihrer Art einzig dastehendes Institut, das hoffentlich noch reiche und schöne Früchte zeitigen wird. Aber was hier gelungen ist, das kann auch anderwärts gelingen. Wenn das hier gegebene Beispiel auch in anderen größeren Städten Nachahmung finden sollte, so dürfte aller Orten bald ein regeres Interesse für unsere herrlich emporblühende moderne deutsche Dichtkunst erwachen. Und so müßte in ganz Deutschland bald auch das letzte Bollwerk der absterbenden Kunstrichtung fallen — die Bühne. Hoffen wir es.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

So unglaublich es klingen mag: Wir haben in diesem Jahre ein Jubiläum zu feiern vergessen.

Im Jahre 1895 ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seit die gesetzliche Theaterfreiheit in Deutschland eingeführt wurde.

Das Ereignis schien damals, wie man sich denken kann, für die Entwicklung des deutschen Kunstlebens von allergrößter Bedeutung. Es brachte vor allem eine Frage

mit einem Male wieder in Fluß, die schon am Anfange unseres Jahrhunderts die Gemüter im deutschen Vaterlande vielfach beschäftigt hatte, seit den Bewegungen des Jahres 1848 aber, wo die Politik in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat, völlig in Vergessenheit geraten war: Die Frage der Gründung von Volkstheatern. Diese Frage war aber in erster Linie für Berlin, als Hauptstadt des neuen Kaiserreichs, von Wichtigkeit, und es sei daher gestattet, auf die damaligen Theaterverhältnisse Berlins und ihre Entwicklung nach der bezeichneten Seite hin mit ein paar Worten einzugehen.

In Berlin bestand damals das feste und verhältnismäßig nur selten durchbrochene Privilegium des Hoftheaters hinsichtlich der Aufführung der sogenannten klassischen Dramen. Dieses Privilegium war von verhängnisvollen Folgen. Es konnten sich nämlich Kunstinstitute, die der ernsten Muse geweiht waren, neben jener übermächtigen Konkurrenz nicht gut halten, und daher sahen sich — das war die schlimmste Wirkung — auch die zeitgenössischen Dramatiker fast ausschließlich auf die Gunst des Königlichen Schauspielhauses angewiesen. Der Einfluß und die Macht der Hofbühne war also fast nach jeder Richtung hin unbeschränkt. Daß dieser Zustand der Kunstentwicklung zum Segen gereichte, kann man nicht behaupten. Denn seit Jahrzehnten hatten an der Spitze der Königlichen Theater dilettierende Höflinge gestanden, denen es gelungen war, die vornehmste Bühne Preußens allmählich in einen Zustand wahrhaft entsetzlicher künstlerischer Verwahrlosung zu bringen. So hatte sich in den kunstliebenden Kreisen der jungen deutschen Kaiserstadt mit der Zeit die Überzeugung herausgebildet: Das Hoftheater hat sich überlebt, die Zukunft gehört der „Volksbühne". Was man unter diesem Begriff zu verstehen habe, darüber war man sich allerdings nicht recht klar. Dem Einen schwebte das Idealbild eines Kunstinstituts vor, das von allen höfischen Rücksichten und jedem „höheren" Einflusse befreit, von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus geleitet wurde und sich unter der wohlthätig stimulierenden Einwirkung der gerade damals als alleinseligmachend geltenden freien Konkurrenz zu immer höherer Vollkommenheit entwickeln mußte. Andere dachten aber auch zugleich mit leisem Grauen an ein tabakrauchgeschwängertes Parkett, wo, während von der Bühne etwa die hehren Rhythmen der „Braut von Messina" erklangen, das Volk von Berlin zu volkstümlichen Schinkenstullen Weißbier mit Kümmel genoß. Mit der Einführung der Theaterfreiheit gewannen alle diese Probleme eine erhöhte Bedeutung. Es gab damals Optimisten, die allen Ernstes glaubten, für die deutsche Bühne sei ein neues Zeitalter herangebrochen. Es entspannen sich heftige Debatten über die Zukunft des deutschen Theaters, deren Mittelpunkt immer die Frage der „Volksbühne" bildete. In ihr sah man die Erlösung von allen Theater-Übeln. Ihre Lichtseiten zu heben, ihre Nachteile zu beseitigen, wurden die abenteuerlichsten Vorschläge gemacht. Einer empfahl z. B. die Gründung eines von Reichswegen dotierten deutschen Nationaltheaters in Berlin. Ein anderer arbeitete einen regelrechten Gesetzentwurf aus, wonach — zugleich zur Hebung der dramatischen Produktion — jede aus öffentlichen Mitteln unterstützte Bühne bis auf weiteres verpflichtet sein sollte, „unter je hundert Akten fünf aufzuführen, die noch nie und nirgends gegeben worden wären, und fünfzehn andere, die in den letzten fünf Jahren erschienen seien und am besten gefallen hätten" — rc. Eine Menge Broschüren und Streitschriften erschien, und die Theaterfragen, um die sich seit Jahrzehnten nur wenige Schöngeister wirklich gekümmert hatten, wurden mit einem Male der Gegenstand ernsten Interesses weitester Kreise.

Wenn wir aber jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, auf diese mit tiefem Ernst und heiliger Begeisterung geführten Debatten zurückblicken, so können wir uns eines Lächelns

nicht enthalten. Auch nicht einer von den Kennern, Gönnern und Liebhabern des Theaters, die damals ihre Stimmen erhoben, hat die Dinge richtig zu beurteilen vermocht. Die unerbittliche Praxis kehrte sich, wie gewöhnlich, nicht an den Streit der wohlmeinenden Theoretiker, und die Entwicklung nahm ihren Lauf ganz anders als man erwartet, gehofft und gefürchtet hatte. Die Hofbühne behielt — allen Angriffen zum Trotz — wenn auch nicht gesetzlich, so doch thatsächlich, ihr Monopol, und die Theater, die sich um sie herum aufthaten — das Nationaltheater mit seinen Shakespeare-Darstellungen, das Residenztheater mit der Aufführung französischer Komödien, das Belle-Alliance-Theater mit der Vorführung neuester Dichtungen — konnten das alte Schauspielhaus aus seiner bevorzugten Stellung im Kunstleben Berlins nicht verdrängen. Erst ein Dutzend Jahre später wurde die künstlerische Hegemonie der Hofbühne gründlich und, wie es scheint, für immer beseitigt, und zwar nicht, wie man vor einem Vierteljahrhundert als gewiß vorausgesetzt hatte, durch irgend eine „Volksbühne", sondern vielmehr durch ein Kunstinstitut, das sich an Vornehmheit — in jedem Sinne des Wortes — mit dem Königlichen Theater durchaus messen konnte und am allerwenigsten das Prädikat „volkstümlich" verdiente oder in Anspruch nahm. Mit dem im Jahre 1883 begründeten Deutschen Theater hatte Berlin endlich eine Bühne erhalten, die, wenn auch nicht durch ihre finanziellen Hilfsquellen, so doch durch die unvergleichliche künstlerische Leitung dem Königlichen Theater nicht nur gewachsen, sondern — das zeigte sich bald — weit überlegen war. Aber von einer Volksbühne war das neue Institut weit entfernt. Schon die Preise der Plätze, die kaum hinter denen des Schauspielhauses zurückstanden, machten der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung einen häufigeren Besuch des Theaters unmöglich. Und wieder trat die Frage der Volksbühne in den Vordergrund, und wiederum wurden — diesmal jedoch schon mehr in der Praxis als in der Theorie, und daher mit viel bescheideneren Zielen — Versuche zu ihrer Lösung unternommen. Ludwig Barnay eröffnete das Berliner Theater. Dies sollte nun — so verkündete sein Gründer und Leiter — ein wirkliches Volkstheater sein. Zwar stellten sich die Eintrittspreise um ein Drittel niedriger als im Deutschen Theater, aber sie waren noch immer viel zu hoch für das „Volk". Und abgesehen davon, mögen die Intentionen des ersten Leiters dieser Bühne vielleicht „volkstümliche" gewesen sein, künstlerisch konnten sie dafür auch kaum ernst genommen werden. Die auf rein äußerliche, oft geradezu rohe Theatereffekte spekulierende Leitung des Ensembles, verbunden mit einer stark hervortretenden Vorliebe für grelle und blendende Inscenierung, mag dem Geschmack gewisser Kreise des hauptstädtischen Publikums entsprochen haben, war aber jedenfalls durchaus unfähig, diesen Geschmack zu beeinflussen und zu veredeln. Das verlangt man aber in erster Linie von einer Volksbühne. Barnay zog sich zurück, es folgte ein kurzes Interregnum Blumenthal, und mit der laufenden Saison hat Herr Aloys Prasch die Leitung des Berliner Theaters übernommen. Jetzt soll ein Familientheater daraus werden. Warten wir ab, was die Zukunft bringen wird.

Inzwischen hat man noch einen neuesten Versuch gemacht, ein Berliner Volkstheater ins Leben zu rufen. In die alten Räume des Wallner-Theaters ist vor einem Jahre das Schiller-Theater eingezogen. Die Preise der Plätze sind außerordentlich niedrig (der Parkettplatz kostet im Abonnement 1 Mk.), die Aufführungen stehen mindestens auf der Höhe einer guten Provinzbühne, und die Wahl der Stücke zeugt von richtigem Verständnis für die nächstliegenden Ziele eines Volkstheaters. Das neue Unternehmen hat sich die Gunst des Publikums bald in höchstem Maße zu erwerben gewußt, das Theater ist Abend für Abend fast bis auf den letzten Platz gefüllt. So scheint denn

hier das Ziel in bescheidenstem Umfange erreicht. Aber für die nächste Zukunft droht doch schon wieder eine düstere Frage. Wird dieses Theater imstande sein, durch allmälige Weiterentwicklung des Repertoires sein Publikum zu einem Verständnis für unsere moderne Dramatik hinzuleiten? Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht leicht, aber sie ist unumgänglich. Bis jetzt hat das Theater sich fast ausschließlich mit der Vorführung älterer und ältester Stücke begnügt, bei deren Auswahl die Direktion allerdings fast immer einen guten Geschmack bewies. Aber ich glaube doch, eine Bühne, die sich den Schöpfungen unserer jungen großen Dramatiker nicht öffnet, hat keine Existenzberechtigung für die Zukunft. Die Entwicklung drängt gerade jetzt mächtig vorwärts. Wenn nicht alles täuscht, stehen wir in Berlin mitten in der Krisis. Hauptmann und Hirschfeld beherrschen das Repertoire des Deutschen Theaters, unserer vornehmsten Bühne. Wenn die bestehenden volkstümlichen Institute zögern, so wird sich ein neues Theater aufthun, mit modernsten Prinzipien, und dieses wird den Sieg davontragen, so wahr es eine Entwicklung giebt. Das Schillertheater wäre berufen, auf dem Wege voranzugehen. Ein Stück wie „Hannele" z. B. ist wie geschaffen für eine Aufführung auf seiner Bühne.

Die Berliner Theaterverhältnisse haben sich im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts grundlegend umgestaltet. Wieviel dazu die Einführung der Theaterfreiheit beigetragen hat, kann man schwer sagen. Eins aber, wissen wir, hat jenes Ereignis bewirkt: das Problem der Volksbühne ist dadurch von neuem aktuell geworden, und es kann hinfort nicht mehr von der Tagesordnung des öffentlichen Interesses verschwinden, bis es gelöst ist.

* * *

Nach diesem kleinen Jubiläums-Rückblick wollen wir in der laufenden Berichterstattung fortfahren.

Im Berliner Theater haben im Laufe des letzten Monats drei Erstaufführungen von Bedeutung stattgefunden: „König Lear", „Götz von Berlichingen", und eine neue Komödie von Robert Misch, betitelt „Nachruhm".

Für die Rolle des Lear*) besitzt das Berliner Theater in Max Pohl einen ausgezeichneten Darsteller. Wenn man von ein paar übeln Angewohnheiten absieht, die bei ihm im Laufe der Jahre leider immer stärker hervorgetreten sind und namentlich in einer künstlich forcierten Rauhheit des Tons und dem häufigen Auftreten unartikulierter Zischlaute, sowie in gewissen unschönen Übertreibungen des Mienenspiels bestehen, so kann man Pohl wohl als einen geradezu mustergültigen Lear bezeichnen. Er erreicht Rossi nicht, aber er steht ihm nicht allzu fern. — Gegenüber der Leistung des Hauptdarstellers muß die der übrigen Mitwirkenden ziemlich verschwinden. Otto Sommerstorff als Edgar und Arthur Kraußneck als Kent wären lobend hervorzuheben. Namentlich der letztere ist für seine Rolle wegen des prachtvoll natürlichen Biedermannstones, über den er verfügt, vorzüglich geeignet. Leider war der Narr durch Willy Grunwald ungenügend besetzt. Für diese tiefe und sehr schwierige Rolle ist die Kraft eines Charakterdarstellers allerersten Ranges nur gerade ausreichend. Ein solcher ist aber Herr Grunwald nicht. — Die Inscenierung war fast ausnahmslos fein und stimmungsvoll, und namentlich die Gewitterscene von einer geradezu entsetzlichen Natürlichkeit. Das „Toben der Elemente" dröhnte so gewaltig durch die Kulissen, daß selbst das Organ Pohls dagegen nicht aufkommen konnte. Nur das Ruhebett Lears, das

*) Erste Aufführung am 2. November.

im letzten Akt in theatralischer Beleuchtung im Hintergrunde der Bühne erschien und zu dem, wie zu einem Altar, Stufen emporführten, erinnerte noch ein wenig an die Zeiten, wo an dieser Stätte der Geschmack Barnays herrschte.

Die Aufführung des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" schloß sich — so sagte der Theaterzettel — eng an die erste vorhandene Theaterbearbeitung Goethes an. Die Bühnenwirksamkeit dieses ersten Versuchs in der Praxis einmal zu erproben, mag für den Litteraturhistoriker interessant sein, für das große Publikum hat ein solches Experiment keinen besonderen Wert, und es wäre besser gewesen, man hätte der Aufführung eine der späteren Bearbeitungen zu Grunde gelegt. Denn künstlerische Vorzüge vor den andern bekannteren besitzt die erste Fassung durchaus nicht. — Arthur Kraußneck gab den Götz. Manche unserer Leser werden ihn in dieser Rolle kennen, denn er spielt sie schon seit vielen Jahren. Seine Leistung ist ungleich. Die Scenen, in denen der brave, gutmütige, etwas derbe Biedermann hervortritt, gelingen ihm am besten, sind nahezu unübertrefflich. Hier findet Kraußneck den richtigen Ton und die richtige Geberde. In solchen Momenten erreicht er zuweilen das Höchste in der Kunst: er ist völlig Natur. Wo aber Leidenschaft erforderlich ist, wird Bewegung und Deklamation nicht selten komödiantenhaft. Der bei dem Berliner Publikum außerordentlich, und mit Recht, beliebte Schauspieler ist immer mit ganzem Herzen bei der Sache — in jenen ihm „liegenden" Scenen. Aber im großen und ganzen vermißt man zu häufig die künstlerische Oberaufsicht: zu viel Gemütsmensch, zu wenig Künstler. Es wird daher nicht selten die böse Grenze gestreift, wo der Dilettantismus anfängt. Solche Darsteller sind zweifellos viel sympathischer als die geschmeidigen, alles könnenden Routiniers, aber die letzten Ziele ihrer Kunst vermögen auch sie nicht zu erreichen. Kraußneck ging oft so weit, daß er die Worte seiner Rolle offenbar nur noch als lästige Begleiterscheinung für die Gefühle seines Herzens empfand. Eine bedauerliche Menge sinnwidriger Betonungen waren die Folge dieses Überschwangs. So z. B. „Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen ꝛc." Alles in allem kann man sagen: die Leistung war ungleich, aber die guten Seiten überwogen doch. Außerdem bin ich übrigens der Meinung, daß zur Zeit keine Berliner Bühne einen besseren Götz aufzuweisen hätte. — Otto Sommerstorffs Weislingen war durchaus tadellos. Die Rolle ist ihm wie auf den Leib geschrieben; ich kann mir keinen besseren Weislingen denken. — Frau Teresina Geßner als Maria kann dem durch unsere moderne realistische Schauspielkunst beeinflußten Geschmack nicht mehr genügen. Mit den schönen natürlichen Mitteln, über die Frau Geßner verfügt, wäre es nicht schwer gewesen, gerade in dieser Rolle den Zuschauern zum Herzen zu dringen. Die Maria im „Götz" gehört nicht zu den Goetheschen Frauengestalten, die keine, auch nicht die genialste, schauspielerische Kunst erschöpfen könnte, sondern sie bietet gerade eine gute, wirkungsvolle Bühnenrolle, mit der auch minderbemittelte Schauspielerinnen brave Erfolge erzielen können und tausendmal erzielt haben. Dies aber war ein Flöten und Säuseln, ein Schönthun, Zieren und Posieren, daß einem ganz flau wurde. — Die Adelheid des Fräulein Paula Mancke hätte man dem Berliner Publikum ersparen können. Maria Pospischil ist nicht gerade das Ideal einer Adelheid, aber sie steht doch immer noch himmelhoch über der trostlosen, langweiligen Korrektheit dieser Leipziger Heroine. Die Dame sollte doch mit einer Rolle, in der sie auch absolut gar nichts außerhalb der Schablone stehendes zu bieten weiß, nicht noch auf Gastspielreisen gehen. — Die prächtige Figur des Hans von Selbitz hatte in Max Pohl einen virtuosen Darsteller. Aber der Künstler traf meines Erachtens doch nicht vollständig das, was Goethe hineingelegt hat. Der komische Zug z. B. ging ganz verloren. Schon die

Maske war zu abschreckend, als daß sie komisch wirken konnte. Sollte Herr Pohl, der zu den denkenden Künstlern gehört, die Absicht gehabt haben, auch dem Äußern nach einen mittelalterlichen Raubritter historisch-realistisch darzustellen, so ist diese kleine Meiningerei hier doch wohl nicht richtig angebracht. Man sieht solche grotesken Gestalten wohl zuweilen auf alten Holzschnitten — aber den Hans von Seidtz sieht jeder Leser des „Götz“ leibhaftig vor sich, und der sieht nun einmal anders aus als seine Verkörperung durch Herrn Pohl. Die bis in alle Einzelheiten durchgearbeitete Darstellung bot jedoch, wie immer bei Pohl, dem aufmerksamen Beobachter manches Feine und viel Interessantes. — Den Franz Lerse gab ein Herr Carl Schönfeld. Ich weiß nicht, ob es derselbe ist, der neulich dem Frankfurter Publikum eine so ungewöhnliche Abschiedsrede gehalten hat. Und wenn er es gewesen ist: die Abschiedsrede war geschmacklos, sein Lerse aber war gut. Er gab den schneidigen, fröhlichen Reitersmann mit Humor, flott und natürlich, dabei aber im Spiel diskret und bescheiden. Wie es scheint, ein sehr beachtenswertes, angenehmes Talent.

Am 24. Oktober trat die neue Direktion des Berliner Theaters mit der ersten bedeutenderen modernen Première hervor: „Nachruhm“, Komödie in vier Akten von Robert Misch.

Der Komponist Hans Roland gehört zur Klasse der verkannten Genies. Der letzte Versuch, den er mit einer großen Oper „Die Wikinger“ zu machen gedachte, ist fehlgeschlagen. Der Herr Theaterdirektor, der Herr Kapellmeister, sowie der einflußreiche Kritiker der norddeutschen Provinzialhauptstadt, in der er haust, sprechen ihm „keineswegs alles Talent ab, aber —“. Das Werk wird zurückgewiesen und der verbitterte Künstler sucht sein Heil in Amerika. Die Abreise ist heimlich, niemand erfährt, wo er geblieben, selbst Mutter und Gattin werden erst nachträglich von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, ohne jedoch seinen Aufenthaltsort zu erfahren. Inzwischen aber ist das Gerücht verbreitet, er habe sich das Leben genommen. Die Nachricht geht durch alle Blätter, man wird aufmerksam und in kurzer Zeit ist der „zu früh heimgegangene Künstler“ ein berühmter Mann. Theater und Verleger reißen sich um seine hinterlassenen Werke zc. Die Angehörigen hüten sich wohlweislich, dem Gerücht zu widersprechen. Alle jene, die den Lebenden verkannten und mißhandelten, der Vorsteher der Liedertafel, der Kapellmeister des Stadttheaters u. s. w., treten nun als unbedingte Verehrer und Bewunderer auf, der Kritikus schreibt seine Biographie und sammelt Reliquien. Der verschollene Komponist selbst, dem es in der neuen Welt auch nicht glücken wollte, kehrt aber nach einigen Monaten wieder nach Europa zurück und erhält in München, wo er sich in dem Atelier eines befreundeten Malers aufhält, aus dem Munde eines heruntergekommenen Klavierlehrers Kunde von dem Ruhm des „verstorbenen Roland“. Inzwischen sind die Angehörigen, die seine Rückkehr erfahren haben, eingetroffen. Der Nachruhm des angeblich Verstorbenen hat den Pseudo-Hinterbliebenen bereits große Summen eingebracht, alle Not hat ein Ende. „Kinder, wie glücklich bin ich, daß ich nicht tot bin!“

Das lustige Stück ist ein trauriger Beweis dafür, wohin ein Dichter — und dafür halte ich Robert Misch trotz alledem und alledem — schießlich gelangt, wenn er zu viel auf die Bühnenwirksamkeit und den Geschmack des Publikums Rücksicht nimmt. Das Stück enthält in seinem Grundgedanken, in seinem Aufbau, in der prachtvollen epigrammatisch-satirischen Charakteristik der handelnden Personen alles, was dazu gehört, um eine gute Komödie daraus zu machen. Aber es ist doch nur eine gewöhnliche Posse geworden. Künstlerische Mißerfolge pflegen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dadurch verursacht zu werden, daß das Wollen des Künstlers größer ist als sein Können.

Hier ist nun einmal das Umgekehrte eingetreten. Der Dichter hat mit vollem Bewußsein seine eigene Schöpfung teilweise verstümmelt und entstellt. Der begreifliche Wunsch, Erfolg zu haben, ist ihm zum Fluch geworden, die Verständnislosigkeit und Roheit der großen Menge haben auch ihn korrumpiert. Bei Scenen, die von echter Poesie durchglüht waren, hat er am Ende cynisch und mit wahrer Wollust die Stimmung zerrissen, um das Parkett zum Lachen zu bringen. Da ist z. B. im dritten Akt eine sogenannte Liebesscene, so einfach, so schön, so fein und so wahr, daß keiner sich ihrem Zauber verschließen kann. Aber sie „wirkt" nicht genügend, es muß noch ein Knalleffekt draufgesetzt werden. Mit ein paar albernen Wendungen wird ein Streit zwischen den Liebenden hervorgerufen, und nach zwei, drei Minuten erklären sie beide die eben geschlossene Verlobung wieder „beiderseits für aufgehoben". Das Publikum schüttelt sich vor Lachen über den Witz, und die erwartete Beifallssalve bricht los. Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Beispiele anführen. Diejenigen, die das zweifellos große Talent des Verfassers schätzen und es gut mit ihm meinen, müssen bedauern, ihn auf diesem Wege zu sehen. Geld wird das Stück ihm im Laufe des Jahres zweifellos viel einbringen, aber um den Nachruhm ist es böse bestellt.

Die Darstellung entsprach der geschilderten Eigenart des Stückes. Scenen, die einen hohen künstlerischen Genuß boten, wechselten mit Possenreißereien. Die Rolle des Hans Roland ist wie geschaffen für das etwas spröde, humorlose Talent Sommerstorffs. Er war unübertrefflich, bis auf den Schluß, wo er vor Freude Radschlagen wollte. Das konnte man dem ernsten Manne nicht glauben. — Eine wahre Prachtleistung bot Frau Auguste Prasch-Grevenberg als Josepha Vögler, Klavierschülerin des Komponisten. In Gemeinschaft mit ihrem Hauptpartner Carl Schönfeld (Privatgelehrter Krug) führte sie ein paar Scenen vor, wie man sie auf unseren Bühnen selten zu sehen bekommt: dieses fein durchgearbeitete, dabei hinreißend temperamentvolle, geistreiche und anmutig-natürliche Spiel verdient höchste Bewunderung und rückhaltlose Anerkennung. — Albert Bassermann als Kritiker Goltz trug hier und da vielleicht ein wenig zu stark auf, bot aber im ganzen eine äußerst feine und scharfe Charakterstudie. — Sehr ulkig war Kraußneck als heruntergekommener Klavierlehrer.

Das Schiller-Theater hatte am 31. Oktober einen Doppel-Premièren-Abend: „Durch's Ohr" von Wilhelm Jordan und „Der Adelsnarr" (Le Bourgeois Gentilhomme) von Molière.

Über das erstgenannte langweilige, geist-, witz- und poesielose Stück viel Worte zu verlieren, wird man mir wohl erlassen. Seitdem der alte Jordan vor einigen Jahren mit einer modern-realistisch sein sollenden Dichtung Fiasko gemacht hat, ist er bekanntlich ein unversöhnlicher Feind des modernen Realismus geworden und begleitet den Siegeszug der jungen deutschen Dichtung, an dem teilzunehmen ihm versagt war, von Zeit zu Zeit mit hämischen Glossen. Die Aufführung seines Stückes im Schiller-Theater erinnerte uns von neuem daran, daß sein Verständnis nicht geringer ist als sein Können auf dramatischem Gebiete. Wenn die sogenannte ältere Generation an solchen faden Albernheiten wirklich Geschmack und Freude gehabt hat, dann kann die junge Generation sie nur bedauern. — Die Schauspieler konnten selbstverständlich mit dem geschmacklosen Unsinn wenig anfangen. Am besten, und thatsächlich mit viel Geschick und Humor, wußte sich noch Paula Levermann mit der albernen Rolle der Klara abzufinden.

Daß das Schiller-Theater seinem Publikum Molière vorführt, ist sehr zu loben, daß es sich dazu aber gerade den „Adelsnarr" aussucht, verdient weniger Anerkennung. Die clownhafte Komik des Stückes und die darin geschilderten Verhältnisse überhaupt

liegen unserm modernen Verständnis doch schon allzu fern. Außerdem hätte bei der Aufführung vielleicht etwas mehr Gewicht auf das Spiel und etwas weniger auf die Ausstattung gelegt werden können. Sehr nett machte sich Melanie Stauffenberg als Dienstmädchen Nicole.

Am 26. Oktober fand im Deutschen Theater die Première des neuesten Fulda statt: „Robinsons Eiland," Komödie in vier Aufzügen.

Ludwig Fulda hat uns im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Komödien beschert, die, zum Teil mit vielem Witz, Mißstände und Vorurteile der fin de siècle zu geißeln suchen. Er ist der eigentliche Satiriker unter den modernen Lustspieldichtern. Aber seine Satire ist matt, sie trifft nur die Oberfläche. Sie scheut sich, in das Innere ihres Objekts einzudringen. Sie ist nicht konsequent, sie deutet nur an, ohne bestimmt und offen auszusprechen, was sie meint und was Jeder als ihre Meinung vermuten zu dürfen glaubt. Ludwig Fulda ist ein feiner Diplomat, er hütet sich wohl, nach irgend einer Richtung hin anzustoßen; selbst diejenigen, welche sein Spott trifft, will er um keinen Preis verletzen. Er verulkt die modernen Börsengrößen, aber er führt die einzelnen Typen, umgeben von dem ganzen „Komfort der Neuzeit", von dem Glanz und der Pracht des Reichtums so verführerisch und blendend vor, daß das große Publikum über das Niegesehene Augen und Mund aufsperrt, und die Modelle im ersten Rang sich am Ende doch geschmeichelt fühlen.

Das neueste Stück, das uns das Deutsche Theater in gewohnter, musterhafter Darstellung vorführte, unterscheidet sich von den früheren Werken des Verfassers vor allem dadurch, daß es in Entwurf und Ausführung die Accuratesse vermissen läßt, durch die sich Fuldas zierliche Schöpfungen sonst auszeichnen. Es ist zum Teil das, was man Schluderarbeit zu nennen pflegt Es schildert die Vergnügungsfahrt um die Welt, welche eine vornehme Gesellschaft, die Gäste des steinreichen Kommerzienrats Castor, auf dem Luxusdampfer „Utopia", der mit allem „Komfort der Neuzeit" — das Wort spielt eine große Rolle in dem Stück — ausgerüstet ist, unternimmt, die Strandung des Schiffs und das Leben der Geretteten auf einem wüsten Eiland, sowie ihre endliche Befreiung und Rückkehr.

Erstes Bild: Kommerzienrat Castor mitten im „Komfort der Neuzeit". Ein Dichter hätte ein feines satirisches Gemälde daraus machen können, der Stoff ist sehr ergiebig und verspricht Wirkung, auch wenn er nicht allzu tief erfaßt wird. Herr Ludwig Fulda aber hat auch auf die kleinste dichterische Wirkung verzichtet und fast ausschließlich mit einem künstlerisch sehr wenig edeln Material gearbeitet, mit Requisitenscherzen. Ein halbes Dutzend fabelhafter, elektrischer Apparate, das unvermeidliche Telephon, ein lebendiger Sekretär, der mit samt seiner Schreibmaschine nach Bedarf durch Druck auf einen Knopf in der Versenkung verschwindet und wieder daraus hervortaucht rc., müssen die Kosten der Unterhaltung tragen.

Zweites Bild: Wüster Strand eines tropischen Eilands. Regen und Sturm, im Hintergrunde das Meer. Die Schiffbrüchigen der „Utopia" landen, und der harmlose Zuschauer nimmt nicht ohne Befriedigung wahr, daß das sonst so unverständige Element gerade die Hauptpersonen des Stücks ausgespien hat Der Witz des zweiten Akts besteht darin, zu zeigen, wie die Überkultivierten in die neuen Verhältnisse sich nicht zu schicken wissen. In welcher Weise dies der Dichter Fulda zur Anschauung bringt, mögen ein paar Beispiele andeuten. Eine der geretteten Damen bittet, ihr eine Equipage zu bestellen; der Kommerzienrat meint, man müsse zunächst das Telegraphenamt aufsuchen; ein anderer Herr ruft, obwohl er sich im Urwald befindet, nach dem Kellner u. s. w. — Denn sie alle vergessen immer wieder, daß auf Robinsons

Eiland der „Komfort der Neuzeit“ ein Ende hat. Man kann sich denken, wie komisch das wirkt.

Drittes Bild: Ein Jahr ist vergangen. Die Herrschaften von der „Utopia“ haben auf ihrer wüsten Insel eine Art Sozialistenstaat gegründet, an dessen Spitze nicht etwa der Fürst, der sich unter ihnen befindet, aber der Kommerzienrat, der ein paar gerettete Millionen in der Brieftasche bei sich trägt, sondern Arnold Palm, ein einfacher Arbeiter, steht, der einzige unter ihnen, der praktischen Blick und praktische Kenntnisse besitzt, weil er auch im Lande des „Komforts der Neuzeit“ den täglichen Kampf um das nackte Leben gewohnt war. Die Durchlaucht, der Kammerzienrat, der Professor, der Zeitungsredakteur, der Reservelieutenant werden uns nun in der niedrigen Thätigkeit als Holzhacker, Kartoffelgräber &c. unter der strengen Fuchtel des Arbeiters mit drastischer Komik vorgeführt. Und der harmlose Zuschauer nimmt mit Befriedigung wahr, daß, während alle diese Standespersonen in ihren grotesken Habiten aus Kleiderresten und Lamasellen lächerlich genug aussehen, der junge Palm auch äußerlich einen anständigen und würdigen Eindruck macht. Denn er ist ein edler und guter Mensch, und solche Charaktere — das ist ein Postulat der älteren Ästhetik — wissen auch ungegerbte Lamaselle mit Geschmack zu drapieren. Gegen Schluß des Aktes aber naht die Rettung: ein Schiff fährt vorbei und bemerkt die unfreiwilligen Kolonisten. Der Kapitän landet.

Viertes Bild: Heimkehr der Reisegesellschaft. Da man sie natürlich längst für tot gehalten hatte, so entspinnt sich eine Reihe komischer Verwicklungen, die aber schließlich alle aufs beste gelöst werden. Der Haupttrumpf besteht darin, daß Arnold Palm der Bräutigam der kommerzienrätlichen Nichte und Universalerbin wird und durch Vermittelung des Fürsten den Gouverneursposten auf der neuentdeckten Insel erhält. Auch noch zwei andere Brautpaare dürfen sich dem Schlußtableau anschließen.

Gespielt wurde durchweg ausgezeichnet. Besonders hervorzuheben aber ist Rudolf Rittner als Palm und Agnes Sorma als Kammerzienrats-Nichte. Auch Hermann Müller als Castor und Emanuel Reicher als Durchlaucht konnten nicht besser sein.

* * *

Die Herbstausstellung bei Schulte wies diesmal thatsächlich auch nicht ein einziges irgendwie bemerkenswertes Werk auf. Sie wurde verständiger Weise schon nach wenigen Tagen geschlossen. Wir wollen sie ruhen lassen.

Die Ausstellung, welche ihr folgte, bot ebenfalls des Interessanten und Bemerkenswerten nicht allzu viel.

Ein spaßhafter Herr ist der Maler Friedrich Ernst Wolfrom, der offenbar das Bestreben hat, den Symbolismus populär zu machen. Man könnte ihn nach einer bekannten Analogie den Symbolisten für geistig Minderbemittelte nennen. Er geht von der sehr richtigen Erkenntnis aus, daß es für das Publikum peinigend und kränkend ist, wenn es bei der Betrachtung eines Gemäldes sich zu dem Geständnis genötigt sieht: man ist zu dumm, um das hier Dargestellte zu verstehen. Ein solches Geständnis ist stets dazu angethan, Haß und Verachtung gegen seine Veranlassung, den mystifizierenden Künstler zu erregen. Diesen üblen Folgen wußte Herr Wolfrom zu entgehen. Wohl malt auch er Bilder, aus denen die Weisesten der Weisen nicht klug werden könnten, aber er vergaß nicht, die Lösung der aufgegebenen Rätsel in Worten unserer Muttersprache auf den Bildern selbst anzubringen. Da sehen wir z. B. einen Totenschädel mit rotglühenden Augen und grünem Gebiß, dessen Hirnschale von einer schillernden Schlange umringelt ist, und der Maler sagt uns: es ist der Geiz. Oder wir erblicken

einen schlechtgemalten Blumenkorb, an dem sich ebenfalls irgend ein Reptil zu schaffen macht, und erfahren, daß der Künstler hiermit die Vergänglichkeit hat darstellen wollen x. Wir würden nie und nimmer auf die Idee gekommen sein, jenen Totenkopf für den Geiz, diesen schlecht gemalten Blumenkorb für die Vergänglichkeit zu halten, aber der Maler selbst bezeugt uns, daß es so ist, und er muß es doch schließlich am besten wissen. Wir aber sind des lästigen Nachdenkens, des Disputs mit andersmeinenden Freunden, aller Zweifel und aller Sorgen enthoben. Dafür werden wir Herrn Wolfrom als Menschen dankbar sein, wenn wir ihm auch als Künstler zürnen müssen. Denn seine Malereien sind durchweg nichtswürdig schlecht. Es soll zweifellos Makartsche Manier sein — ich glaube, Wolfrom ist ein persönlicher Schüler Makarts — aber die Manier, die für sehr große dekorative Werke auch heute noch ihre unzweifelhaften Vorzüge hat, wirkt bei dem Miniatur-Format dieser Bilder geradezu komisch. Außerdem kann Herr Wolfrom nicht zeichnen. Man betrachte einmal die gotteslästerlich verzeichneten Beine seines Christusknaben.

Hans Fechner, der Modeporträtmaler, hat eine größere Menge von Bildnissen ausgestellt, von denen sich aber keines über den Durchschnitt erhebt. Fechner kann vor allen Dingen nicht Augen malen, und das ist doch für einen Porträtisten ein recht böser Mangel. Für seine künstlerischen Ideale im übrigen sind namentlich die Damenbildnisse charakteristisch. Er entwickelt hier, gewiß im Sinne der Auftraggeberinnen, in Anordnung der Roben eine Art von Geschmack, um den ihn eine Putzmacherin beneiden mag. Subaltern.

Minderwertige Leistungen sind auch die beiden Porträts von Traute Steinthal, die sonst hin und wieder Besseres lieferte. Das „Kinderporträt" steht unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit und das „Pastellbildnis der Frau H." erhebt sich nicht viel darüber. Das Süßliche, das der Pastelltechnik immer anhaftet, wirkt in diesem lebensgroßen Kniestück direkt fade.

Bei weitem die besten Sachen hat der in Paris lebende Freiherr Leo von König ausgestellt: ein wirklich elegant gemaltes Damenporträt, einen interessanten Männerkopf und den „Zwerg von Concarneau", ein kleines Meisterwerk, das in seiner flotten Technik und in seinem rücksichtslosen Naturalismus an einzelne Werke von Franz Hals erinnert.



Kritik.

Romane und Novellen.

Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte von Richard Nordhausen. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall u. Grund.)

Richard Nordhausen, der in so kurzer Zeit mit seinen Büchern schöne buchhändlerische Erfolge erzielt hat, ist entschieden ein begabter Schriftsteller, wenn auch die Reklameposaunen für ihn vielleicht etwas zu laut ertönten und den feinsinnigeren Lesern ein genaueres Hinhorchen auf die Darbietungen des jungen Autors erschwerten. Er hat gute Einfälle und findet packende Stoffe. Nur schade, daß er sich eigentlich nie recht natürlich giebt, sondern stets eine gewisse Pose annimmt, wenn er vor sein Publikum tritt. Auch die „Rote Tinktur", die er mit einer gewissen Ånel-

tiertheit „eine kuriose Geschichte“ nennt, ist nicht nur in den Voraussetzungen und der ganzen Anlage, sondern auch in der Darstellungsweise etwas geschraubt. Es war gewiß ein recht guter Einfall, die Experimente der alten Alchymisten mit einem kühnen Ruck mitten in die moderne Gegenwart hinein zu versetzen, und der Effekt scheint auch sehr fein berechnet, wenn man bedenkt, daß unsere Zeit immer mehr dem Mysticismus zuneigt, und daß die Wissenschaft, die ihre Ohnmacht, der Natur ihre Geheimnisse „mit Hebeln und mit Schrauben“ abzuzwingen, einsieht, auch bereits beginnt, manches Stück des so lange als abergläubischen Quark verschrieenen Weisheitsschatzes des Mittelalters mit ganz anderen Augen zu betrachten. Und wenn auch wohl kein moderner Chemiker wirklich an die Wunder des alten Magisteriums glaubt, und also die Voraussetzung der Nordhausenschen Erzählung als eine reine Unmöglichkeit bezeichnet werden muß, so folgt man dem Autor doch mit großer Spannung, weil er es versteht, seinem Stoffe mit großem Geschick den Schein der Möglichkeit zu verleihen. Besonders der Anfang der Erzählung ist packend, bis zum Morde des alten Erck. Später aber, wo der Autor die Gewissensqualen des Mörders schildert, der eben auch nur ein halber, ein allzusentimentaler „Übermensch“ ist, gerät er zu sehr ins Breite und wird, da die psychologische Entwickelung, deren Bild er uns zeichnen möchte, gar nicht recht fortschreiten will, teils langweilig, teils unangenehm. Man liest den Schluß nur noch mit Mißbehagen. Manchmal scheint es, als ob Nordhausen nach Dostojewski's „Raskolnikow“ hinüberschiele. Aber sein Roman hält mit diesem Meisterwerke den Vergleich nicht aus. Sein Dr. Kempff ist kein Raskolnikow, der mit vollem Bewußtsein die Schuld auf sich nimmt und zum Verbrecher wird, sondern ein schwächlicher Zufallsverbrecher und ein ziemlich charakterloser wissenschaftlicher Renomist. Auch seine Tilly ist keine Sonja, sondern nur ein gemeines Frauenzimmer. Immerhin ist aber die Art, wie sich der Verfolgungswahn und der daraus entspringende Haß gegen Heller, den starken, rücksichtslosen Mann der That, bei Kempff entwickelt, ganz gut beobachtet und anschaulich geschildert. Die Nebenfiguren sind blaß und der ganze Schluß ist — vielleicht mit Absicht — etwas nebelhaft und verschwommen. Immerhin gehört das Buch, schon um des eigenartigen Vorwurfes willen, zu den interessantesten Erscheinungen der letzten Zeit, und ich habe mich absichtlich gehütet, den Inhalt der Fabel näher darzulegen, damit man den Roman selber lese. Er verdient es.

Hans Merian.

Von der Palette. Allerlei Lustiges, Trauriges und Boshaftes aus dem Malerleben von A. von Krane. (Stuttgart, Verlag von Levy und Müller.)

In dem hübsch ausgestatteten Bändchen sind acht trefflich erzählte Geschichten vereinigt, die uns alle von den Freuden und Leiden des Malerberufes erzählen. Sie unterscheiden sich aber dadurch von den landläufigen, oft recht albernen Ateliergeschichten, daß die Verfasserin sich einen überaus klaren Blick für die Wirklichkeit des Lebens bewahrt hat. Es werden uns daher keine so übernatürlich schönen und schönfühlenden Menschen vorgeführt, wie sie gewöhnlich die Künstlernovellen idealistischer Richtung unsicher machen, aber ebensowenig vernehmen wir hochpikante Modellgeschichten, wie sie die Naturalisten manchmal aus den Heimstätten der Kunst auszuplaudern lieben, nein, die Verfasserin, die den Malerberuf nicht nur vom Hörensagen kennt, schildert uns nur was sie selbst gesehen hat, sie zeichnet mit sicheren Strichen lebendige Menschen. Und sie schildert mit dem Herzen. Darum verschließt sie sich auch nicht der sozialen Not des Malerberufes. Die beiden Erzählungen „Billig gekauft“ und „Zwei auf einer Flanke“ beweisen das. Aber nicht nur die leiblichen Nahrungssorgen können die

künstlerische Kraft des Malers brechen, auch der geistige Hunger und der Mangel einer anregenden Umgebung, ein Philistermilieu und geistiger Druck können an einem schönen Talente ihr langsames Zerstörungswerk verrichten, wie es uns die Verfasserin in der Skizze „A morte aeterna“ und dem köstlichen Genrebild „Der große Maler der kleinen Stadt“ überzeugend darthut. Trotz alledem klingen die Erzählungen niemals trübsinnig. Im Gegenteil, A. von Krane verfügt über eine gute Dosis jenes echten Humors, der auch den Verfall mit seinem warmen Sonnenlicht zu vergolden weiß. Das Einzige, was ich an dem Büchlein auszusetzen hätte, ist ein ganz leiser Zug von Sentimentalität, der manchmal die kräftig gezeichneten Konturen der Gestalten etwas verwischt. Aber es ist ja eine Dame, die uns die hübschen Geschichten erzählt, und dem schwächeren Geschlecht darf man ein wenig Rührseligkeit schon verzeihen, besonders wenn sie sich, wie bei A. von Krane, nur gelegentlich hervorwagt und den Gesamteindruck des Büchleins wenig beeinträchtigt.

Hans Merian.

Mackay: „Albert Schnells Untergang“. Berlin. (S. Fischer Verlag. 1895.)

Die Prosadichtungen des John Henry Mackay sind immer interessant, denn sie sind immer tief. Zwar: philosophisch sind sie nicht und psychologisch in dem heute gebräuchlichen Sinne nur selten . . Aber es ist jene Tiefe in ihnen, die sich bei jedem ernsten künstlerischen Schaffen — auch wenn es vom Standpunkte eines nüchternen Realismus aus geschieht — finden wird. Es ist eben ein Realismus, auf den man sich verlassen kann . . ein Realismus, der sich nicht damit begnügt, den Äußerlichkeiten des betreffenden Stoffes Gestalt zu geben, sondern auch alles was unter dem Stoffe liegt, alles psychisch geheimnisvolle, seltene, fragliche, unerklärliche zu realisieren versucht — aber auch nur zu realisieren, nicht zu analysieren. Der Leser — natürlich nicht der Durchschnittsleser — wird sich diesen Büchern genau so gegenüberstellen, wie er sich dem wirklichen Leben gegenüberstellt. Sie werden ihn interessieren, genau so, wie ihn das Leben interessiert. Mehr nicht. Aber auch nicht weniger. Und ich denke, es ist eine hohe Potenz von „Kunst“, die das erreicht. Vor ein paar Jahren nannte man es sogar noch „die Kunst“. Heute ist das freilich anders. Heute will man nicht mehr den Naturalismus der Physis und der Psyche, sondern den Naturalismus einer physiopsychologischen Analyse. Und die fehlt den Mackayschen Prosadichtungen. In der jetzt veröffentlichten Arbeit vielleicht weniger als in den früheren. Der Stoff bringt es wohl mit sich: er stellt höhere Anforderungen an den Künstler, als die früheren Kellnerinnengeschichten.

Es ist der Untergang eines armen Volksschullehrers, den Mackay in seinem neuen Buche schildert, das die Fortsetzung zu der vor zwei Jahren erschienenen Geschichte ohne Handlung, „Die letzte Pflicht“, bildet. Die Figur ist typisch. Ihr Schicksal mag häufiger vorkommen, als man im allgemeinen annimmt: es ist der Mann aus der Provinz, der Mann mit dem Spatzenhirn und dem engen Herzen, der vom Dorfe nach der Großstadt, nach Berlin kommt und, an enge, pedantische Verhältnisse gewöhnt, in dem Riesenbabel mit dem raffinierten Verstande und dem weiten Gewissen zu Grunde geht. Ein Weib trägt die direkte Schuld, eine Prostituierte, die sich an ihn heranzumachen versteht und ihn auszunutzen und zu quälen weiß, obwohl sie ihn — ein interessanter Zug — eigentlich liebt. In steter Furcht, die vorgesetzte Behörde möchte von seinem jetzigen Lebenswandel, der ihm fürchterlich „unmoralisch“ zu sein scheint, Kenntnis bekommen, und er könnte seine Stelle verlieren, versucht er alles mögliche, um das Weib los zu werden. Umsonst. Und so giebt er sich denn schließlich, da er nicht mehr aus noch ein zu wissen glaubt, selbst den Tod. Manchem wird die Geschichte unglaublich klingen. Aber wie Mackay sie

erzählt, erscheint sie mehr als glaubhaft: sie ist notwendig. Ein um so größeres Verdienst für den Dichter, als die Kunstmittel, mit denen er arbeitet, äußerst bescheidene und einfache sind: wie gesagt, er begnügt sich fast durchweg mit der bloßen erzählenden Wiedergabe des Stoffes und seiner psychischen Merkwürdigkeiten — und zwar ohne nervös zu überhasten oder allzu ausführlich zu werden; von der ersten bis zur letzten Seite gleich ruhig, gleich konsequent, so daß er eine einzige große und tiefe Harmonie geschaffen hat, an der nichts stört, aber auch nichts fehlt und in der viel Poesie liegt, — allerdings jene Poesie, die sich nicht sogleich poetisch giebt, sondern aus der man erst mit weiser Wahl verborgene Süße holen muß. Es kommt eben ganz auf den Leser an. Die meisten werden schmunzeln und das Buch „ganz pikant" finden und somit die Dichtung in einer Weise mißverstehen, über die man nur mitleidig die Achseln zucken kann. Andere werden das Buch wieder sehr unmoralisch finden und es entrüstet beiseite legen. Die wenigsten aber werden es so zu lesen verstehen, wie sie es sollten: vorurteilslos, indem sie selbst bis zu jenem Punkte vorzubringen versuchen, den Mackay nicht zu finden vermochte und wohl auch nicht finden wollte: bis zu jenem Punkte, in dem das „Gute" und das „Böse" sich vereinigt zu dem einen großen Begriff Natur, auf der ja alles in der äußeren Erscheinung beruht.

A. Moeller-Bruck.

H. Palmé-Paysen: „Die rothe Ulla". Roman a. d. Gesellschaft, Verlag von Ed. Moos, Zürich, Erfurt, Leipzig. — Ich habe diesen Roman weniger mit Behagen als mit gespanntem Interesse gelesen. Die rote Ulla vermag thatsächlich ihre Leser in Atem zu halten, dieses rothaarige willensstarke Weib, diese personifizierte Bosheit, dieser Trotz in Weibesperson. Daß freilich hinter dieser Bosheit die Eifersucht, daß hinter diesen Ränken die Liebe sich verborgen hält, läßt sich ohne des Autors Erklärung kaum erraten. Ulla v. Erslingen, Försterstochter, sieht ihre Liebe durch den jungen Freiherrn v. Rodeck, Offizier, verschmäht — man sucht freilich vergebens nach Tugenden, die diese Kriemhild begehrenswert erscheinen lassen könnten. Durch die Laune des Spiels verliert nun der alte v. Rodeck ein Schloß an den alten Erslingen, Ulla erobert diese Besitzung für sich, um sie als Mitgift mit sich selbst dem jungen Freiherrn wieder in die Hände zu spielen. Der beißt aber trotz Ullas schlauen Künsten nicht an, vielmehr nähert er sich mit wachsendem Entzücken zweien heranblühenden Töchtern des Pächters Hellweg; namentlich das reizende Landkind Erika erregt Ullas Eifersucht. Zum Glück hat sie einen Bruder. Daß dieser eigentlich ein Vetter, entschuldigt nicht, daß der Verfasser Ulla nun alles mit diesem anfangen läßt, was ihr beliebt. Ebenso abgeschmackt finde ich es, daß dieser Dremmel Privaldozent sein soll. Kurzum, dieser Richard findet an Erikas Schwester Eva, der gelehrteren (?) Pächterstochter, Gefallen, was allerdings der roten Ulla ganz und gar nicht paßt. Vielmehr verlobt sie ihn mit Erika. Sie besorgt dann fernerhin die Antworten Richards auf Erikas Briefe. Eva reist indessen zu einer Hochzeit in die Stadt, woselbst sie dann noch einige Wochen verbleibt, um schließlich bei ihrer Rückkehr von dem fait accompli überrascht zu werden. Erika leidet furchtbar unter dieser von Ulla gewollten Verlobung. Der Zufall spielt ihr einen Schlüssel zu Richards sonderbarer Brautkorrespondenz von Ullas Hand und dadurch zu Ullas ganzem Treiben in die Hände. Sie schüttelt den Verlobten ab, der schließlich in Eva das Mädchen „seiner" Wahl erblickt. Ulla kommt gerade zurecht, um Richards Vorwürfe für ihr nichtsnutziges Treiben brühwarm zu erhalten. Sie kommt ferner zurecht, um die glückliche Verlobung Rodecks mit Eva im Pfarrhaus belauschen zu können. Dort wird sie von Rodecks Dogge zu Boden

geworfen; unter dem Fenster der Zimmers, wo die beiden glücklich waren, endet Herzschlag ihr Leben. Einen tieferen Wert vermag ich dem Roman nicht beizumessen. Die Personen Rodeck, Erika, Richard bieten in keiner Hinsicht Außergewöhnliches, andere, wie Ullas und Erikas Vater, Pastors ꝛc. bilden lediglich Staffage. Interessanter aber noch als in dreitfließendem Roman dürfte es sein, dies Weib der Rache auf der Bühne zu sehen, wo dann dieser durchaus imposante Charakter noch vertieft, logischer motiviert und in seinem Wollen verdichtet erscheinen würde.

Denselben Wunsch der Verdichtung, allerdings viel dringender und berechtigter, hätte ich bei der Lektüre eines Romans aus der Sammlung für das Deutsche Haus: „Eigene Wege“ nach Überlieferungen erzählt von Ludw. Meinhardus (Bremen. M. Heinsius Nachfolger). Der Roman spielt zur Zeit der Befreiungskriege. Auch hier steht im Mittelpunkte des Interesses eine einzelne Person, der Sergeant Volkmar. Volkmar genoß als Mitglied deutscher und französischer Schauspielertruppen des weitesten Rufes und mannigfaltige Auszeichnungen von Königen. Bei der Erhebung Deutschlands war aber auch er den Waffen zugeeilt. Vorzügliche Fähigkeiten zeichneten ihn aus, sodaß er es bald zum Sergeanten brachte. Der Zufall führte ihn unter das Kommando des Frhr. v. Saaleck, und damit beginnt die Tragödie im Roman. Mit diesem Saaleck verband Volkmar nämlich nicht allein die Subordination des Waffendienstes, sondern auch eine verblüffende Ähnlichkeit. Was aber dem Saaleck außer diesem und anderem gar nicht gefiel, das war, daß Volkmars Leistungen die seinigen in jeder Hinsicht übertrafen. Nur durch Demütigungen aller Art wußte er seinem gekränkten Stolze Genüge zu thun. Volkmar ist aber ein treuer Diener und Kamerad. Als Saaleck fällt, pflegt er ihn in einer Hütte, bis dieser das Leben aushaucht. Zum Lohn überläßt ihm Saaleck sein ganzes Erbe, das freilich nur in einem Koffer, enthaltend die Tagebücher und Papiere des Freiherrn, besteht.

Da, in Gegenwart des Hilflosen, Toten, überkommt ihn ein verwegener Gedanke. Die Hütte über dem Leichnam angebrannt, dessen Uniform angezogen, die Papiere zu sich gesteckt, so tritt er als neuer Saaleck ins Leben. Mag auch das Ehrenkreuz das er als Volkmar sich errungen und das Saalecks Brust nie geziert, in den Flammen mit untergehen. Er verrichtet Wunder der Tapferkeit. Nach dem Kriege meidet er die sächsische Heimat und geht in Hassenganische Dienste über. Im Sturm erringt er sich die Gunst des Hofes, die Bewunderung ganz Hünenburgs, durch sein glänzendes Avancement und seinen echt militärischen Diensteifer den Neid seiner salonmilitärischen Kameraden, durch seine ritterliche ernste Lebensart die Liebe und die Hand der jugendlichen Renata Kruthof, deren Mutter einst der Sergeant aus brennendem Hause gerettet. Und nun ist es interessant, wie der Autor auf der einen Seite in völligster Lebenswahrheit Saaleck's verdienstvolle Thätigkeit schildert, auf der anderen nicht minder überzeugend darstellt, wie Saaleck immer von neuem in Verlegenheit gerät, indem bald dieser, bald jener in ihm Volkmar zu erkennen, seinem Vorleben auf der Spur zu sein glaubt, wie Saaleck immer von neuem diesen Verlegenheiten durch Geschick und Klugheit sich zu entwinden weiß. Die Entdeckung daß der Pseudo-Saaleck gar ein naher Blutsverwandter des echten Saaleck ist, daß er vor sich selbst also gewissermaßen gerechtfertigt, vor der Welt wieder diese Entdeckung verbergen muß, das alles trägt nur noch bei, um diesen Konflikt zu einem vollkommenen, spannenden und hochinteressanten zu machen. Doch das alles empfehlen wir dem Leser lieber zu eigener Lektüre, als daß wir versuchen wollten, dies Kunstwerk im Auszug zu geben. Unter vier Augen teilt der General Saaleck schließlich seinem Fürsten das Geheimnis seiner

Person mit und wird von dem Freunde in Ehren entlassen. Es ist selbstverständlich, daß der Kopf, der ein so zartes Motiv ersann auch über geschickte Hände verfügte, um die Fäden geschickt zu spinnen, und über eine beredte Zunge, um gewandt und fesselnd zu erzählen. Recht energische Striche hätten freilich dem ganzen wohl mehr genützt als geschadet, wo hingegen ich es lieber gesehen, wenn der Roman, da er nun einmal in einer bereits historischen Zeit spielt, auch etwas mehr aus dieser Zeit heraus geschildert worden wäre. Der deutschen Familie sei dies Buch aufs wärmste empfohlen.

Nicht weniger empfehlen möchte ich sodann den „trefflichen Roman" von Gustav Schalk, „Doktor Biedermann und sein Zögling", Verlag der Delmanzoschen Buchdruckerei, Stolp i. Pom., der heut in zweiter Auflage vor mir liegt. Ein Stück prächtigen deutschen Lebens, das uns da vorgezaubert wird. Im Mittelpunkt des Interesses steht die leidige Pastoren- und Seelsorgerfrage, die ja in letzter Zeit oft, nie aber mit solcher Wärme, so viel Überzeugung und — last not least — so wenig Gefühlsduselei behandelt worden ist. Das wirkliche, gastfreie ländliche Pfarrhaus des Seelen-, Lebens- und Eßfreundes Doktor Biedermann, das lichtfreundliche Auftreten des wahrheits- und glaubensfreudigen Zöglings Pfarrer Orestes Eichenberg und der pietistisch-unsaubere Wandel des häßlichen Stänkers vor dem Herrn und Hauptpastors Brensel sind jeder in seiner Weise prächtige Typen. Der ganze fortschreitende Lebensgang Orests vom verzärtelten Knaben zum romantisch-gestimmten Studenten, dann der Durchbruch zu frischer eigner Überzeugung, Orests Erfolge als Sprecher bei den Kommersen, sein Auftreten als Feldprediger, sein Kampf gegen die Trommler, sein Sieg —, dieser ganze Entwickelungsgang unter der Hand und den Augen Dr. Biedermanns, dessen humordurchdrängte kerndeutsche Natur — das alles sind Vorzüge, die das Buch von Seite zu Seite mehr und mehr schon allein empfehlen. So begrüße ich auch diese zweite Auflage in neuem Gewande mit freudigen Wünschen.

Johannes Kleinpaul.

Lyrik.

Karl Schrattenthal: Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin. 3. Auflage. Im Selbstverlage des Herausgebers. Preßburg, Kisfaludygasse 22.

Im Aprilheft der „Gesellschaft" konnte ich auf eine deutsche Volksdichterin aufmerksam machen, der Prof. Schrattenthal zur verdienten Anerkennung und, was für die Dichterin noch mehr wert ist, zu den nötigen Mitteln verholfen hat; denn Johanna Ambrosius ist gegenwärtig das litterarische Ereignis Ostpreußens. Weniger Aufsehen erregte seinerzeit die bayerische Naturdichterin Katharina Koch, obwohl sie der Ostpreußin nicht nachsteht.

Katharina Koch nahm ihre Bildung aus einer einfachen Dorfschule und verschiedenen Zeitschriften. Sie war Magd, leitete einmal eine kleine Handarbeitsschule und verdiente sich ihren Lebensunterhalt dann durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten meist zu Sterbefällen und durch Abschreiben von Gedichten in kleine Hefte, die sie dann an die Bauern verkaufte.

Alle diese Lebensumstände erzählt uns Karl Schrattenthal in einer von echter Herzlichkeit durchwärmten Einleitung. Hierauf folgen die Gedichte. Sie sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl geistlich. Während aber J. Ambrosius in ihren geistlichen Gedichten mehr der Klage Raum giebt, sind Kochs Gedichte Preislieder. Sie ist von der Größe, der Allmacht und der Güte Gottes begeistert und singt ihm Hymnen, welche man unstreitig in die Reihe der schönsten Kirchenlieder stellen darf. Ich erwähne nur: „Der große Dom", „Bei einem Ungewitter", „Ich glaub an dich, Herr Jesu Christ". Wenn Johanna Ambrosius zu Gott aufschaut, dann thut sie es, um ihm ihr Leid zu klagen, ihn um

Trost zu bitten. Katharina Koch vergißt über seiner Herrlichkeit ihre eigene Nichtigkeit, jene ist leidenschaftlicher, diese erhabener. Die Ostpreußin ist mehr Weib, die Bayerin mehr Mann. Was das Technische anbelangt, so beherrscht sie Metrum und Reim vorzüglich, ihre Dichtung ist frei von volkstümlichen Wendungen und Worten; sie ist also eine Naturdichterin ihrer Bildung, aber nicht ihrem Geiste nach. Damit soll weder ein Lob noch ein Tadel, sondern eine Thatsache angemerkt sein.

Und daß man bei Dichtern, die aus dem Volk hervorgegangen sind, — von den Dialektdichtern abgesehen — gerade das Volkstümliche nicht findet, das ist meines Erachtens ein Beweis hierfür, daß volkstümliche Dichtung eine Sache feinster Bildung ist.

Das Buch schließt mit einer einfachen Prosaerzählung der Dichterin, in der sie sehr gesunde Anschauungen über soziale Verhältnisse im Leben kleiner Leute niederlegt.

Wer sich die Gedichte der Johanna Ambrosius gekauft hat, der säume nicht, auch mit Katharina Koch Bekanntschaft zu machen. Karl Bienenstein.

Dramen.

Frank Wedekind: „Der Erdgeist.“ Eine Tragödie. (Albert Langen. 1895.)

Mit diesem Buche ist es sonderbar: ich kenne in allen Litteraturen auch nicht eine einzige Dichtung, die ihm verglichen werden kann . . so selbständig, so durchaus neu wirkt es; — höchstens, daß es formal und hie und da auch seiner Anlage nach an die Art des Maurice Maeterlink erinnert. Und darum, weil es so originell ist, reizt es auch so ungemein ... Alles ist symbolisch an ihm: der Titel, die Menschen, und mit den Menschen auch das Milieu — ja! die Bezeichnung „Tragödie“ muß man so nehmen. Denn ein Drama in dem gewöhnlichen Sinne ist es auf keinen Fall. Es giebt zwar Akte, Scenen, selbst mit peinlicher Sorgfalt angegebene Scenarien darin. Aber auf der Bühne würde es sich kindisch ausnehmen. Alles würde über diese knappen, scheuen Dialoge lachen. Aber als philosophisches Kunstwerk, wie — um bei der deutschen Litteratur zu bleiben — wie der Simplicissimus, der Faust, die Totenmesse gelesen, wird es seine Wirkung nicht verfehlen. Dabei ist der Gedanke nicht einmal neu. Im Gegenteil! Allein von jüngeren Künstlern haben ihn Dehmel, Scharf und Przybyszewski oft und treffend gezeichnet: es ist die Venusimperatorüberzeugung — der Glaube, daß über allen bedingungslos und rücksichtslos das Weib herrsche. „Erdgeist“ nennt es Frank Wedekind in seiner Dichtung, die zu einer furchtbaren Tragödie des Mannes wird, wie sie grausamer, brutaler und wahrer vielleicht nie geschrieben wurde. Féticien Rops soll sie mit speziellem Bezug auf Paris mit gleicher satanischer Kraft und noch roherem Symbol gemalt haben. A. Moeller-Bruck.

Soziale Litteratur.

Radikalmittel zur Hebung des Notstandes der bayerischen Bauern. Beitrag zur gründlichen Lösung der deutschen Agrarfrage von J. Ridlinger. (München. Verlag des Verfassers.)

Seit einiger Zeit macht sich innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle, hauptsächlich in Ober- und Niederbayern eine Bewegung unter der bäuerlichen Bevölkerung bemerkbar, so eine Art Bauernkrieg redivivus, letzteres allerdings nur cum grano salis zu verstehen. Man kämpft heute nicht mehr mit Morgenstern und Sense, man greift zu geistigen Waffen, man organisiert sich. Die vielverschrieenen pfaffengläubigen Bauern Südbayerns offenbaren plötzlich einen sehr gesunden, praktischen Sinn und bei aller Achtung vor dem ihnen angestammten und anerzogenen Autoritätsglauben eine große Dosis Oppositionsgeist gegen geistliche und weltliche Bevormundung

insbesondere auf politischem Gebiete, allwo man die biederen Landleute bisher mit allerhand Zuckerbrotversprechungen genasführt und zu willenlosem Stimmvieh erzogen hat. Und gerade in der Opposition zeigen nun diese Lederhosenträger ganz obstinate Bauernschädel, die noch manches zu raten aufgeben werden. An der Spitze der Bauernbewegung in Bayern stehen eine Reihe von Männer, wie Dr. Ratzinger, Gäch, Wieland, und vor allem Dr. Sigl, alles Namen von bekanntem Klange. Nun sind zwar die bayerischen Bauernbündler keine vereinzelte Erscheinung, sie sind nur eine Welle der großen agrarischen Bewegung, die durch ganz Deutschland zieht. Aber die bayerische Agrarbewegung ist wesentlich von der norddeutschen verschieden — sind doch die bayerischen Bauernbündler die Gegner des Bundes der Landwirte — und trägt ein so eigentümliches Gepräge, daß es sich der Mühe lohnt, sich mit dieser sozialen Erscheinung eingehend zu beschäftigen. Zu diesem Zwecke ist das vorliegende Werkchen das beste Orientierungsmittel. Nachdem der kundige Verfasser im ersten Teile seiner Schrift die Ursachen des gegenwärtigen Notstandes der Landwirtschaft an der Hand reichen statistischen Materials und belegt mit drastischen Beispielen erörtert, giebt er im zweiten Teile einen umfassenden Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Bewegung: der Bund der Landwirte, die bayerischen Bauernbündler, der christliche Bauernverein werden eingehend behandelt, ihre Wortführer treffend geschildert. Im dritten Teile entwickelt der Verfasser ein natürliches Programm für die bayerischen Bauern, zwölf Radikalmittel, deren Durchführung einer vollständigen Umwandlung des bisherigen Volkswirtschafts-Systems gleichkommen würde. Unsere hochweisen Kathedernationalökonomen werden zwar bei manchen Ausführungen des Verfassers ihre gelahrten Köpfe schütteln — thut nichts, die Vorschläge Riblingers entwickeln durch und durch gesunde Anschauungen, die auf dem Boden der Praxis erworben wurden. Riblingers Buch ist das einzige bis jetzt erschienene Werk über die Agrarbewegung, das die ganze Bewegung umfaßt und systematisch erläutert. Ein solches Werk war ein Bedürfnis, es empfiehlt sich von selbst. Die populäre Darstellungsweise und der ungemein billige Preis (7 Bogen für 1 Mark) erhöhen den Wert des Buches.

Gg. Sch.

Vermischte Schriften.

Rüdebusch, Emil F.: „Freie Menschen in der Liebe und Ehe. Ein Versuch, die Menschen glücklicher und besser zu machen." Preis 75 Cents. — Geb.: Sch. 1. 25. — Mayville, Wis., Selbstverlag des Verfassers. 1895. Groß 8°. — 148 Seiten.

Das Werk ist gewidmet: „Jedem Menschen, für den die Versprechungen des Himmels und der ewigen Seligkeit inhaltslos geworden, der den Wunsch hegt, hier auf Erden möglichst viel Glück und Freude zu erringen; . . . . Alle diejenigen jedoch, denen dieser Zweck, das eigne Glück, nicht wichtig genug erscheint, einmal ernstlich darüber nachzudenken, — oder die es gar für sündhaft halten, diesem „egoistischen" Ziele nachzustreben, — die Dulden, Leiden und Entsagen zu ihrem Lebenszweck erhoben haben, sie seien hiermit dringend gewarnt vor der Lektüre dieses Buches." So wendet sich Rüdebusch auch an die „Freidenker", denn er findet, daß ihre Sittenlehre noch ganz durchdrungen ist vom Geist der christlichen Moral. Ihm ist das „Freidenkertum" noch kein widerspruchsvoller Humbug; Rüdebusch nimmt all das ernst, er predigt, er will bessern. Er findet, daß auch die radikalsten Freidenker sich noch vollständig beherrschen lassen „von dem unseligen Erbteil der christlichen Religion", von der Beurteilung des Geschlechtslebens der Menschen. Unserem gutherzigen feinfühlenden Amerikaner erscheint das Institut der christlichen Ehe

als verderbt; heilig und hehr ist ihm die vielleicht recht oft im Leben aufs neue frei-wählende und genießende Sinnlichkeit. In dem Kapitel „Erklärung“ betont er, daß diese längst bekannte Theorie der „freien Liebe“ noch von keinem ihrer Anhänger wirklich konsequent vertreten worden sei. Eine derartig konsequente Durchführung des Prinzips will nun er geben. Die einzelnen Kapitel behandeln zunächst die diesbezüglichen Zustände in der heutigen Gesellschaft und dann die Verbesserung durch die Freiheit. Diese Ausführungen sind von anspruchsloser beredter Ehrlichkeit; sie sollten von vielen gelesen werden.

Hans H. B.

Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. Von Dr. J. L. A. Koch, Direktor der K. W. Staatsirrenanstalt Zwiefalten. (Ravensburg, Verlag von Otto Maier. 1895.) 236 S. Preis Mk. 3.—.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Frage: „Ist das Nervensystem alles oder giebt es auch eine Seele?“ Gegenüber einer „gewissen gangbaren Anschauungsweise“, die übrigens in ihrem Extrem hergenommen ist, bekennt Koch seinen (nicht monistischen) Seelen-Glauben und seine Religiosität in annähernd christlichem Sinn. Er rechtfertigt die Stellungnahme zu diesen Fragen mit der Ansicht, „daß es namentlich für die Verhütung und daß es auch für die Behandlung von Nervenleiden von großer Wichtigkeit ist, wie man sich zu solchen Fragen verhält.“ Eine hier wie auch an andern Stellen sich etwas breit machende pastorale Behädigkeit vermag nicht völlig alle Gründe und Evidenzen zu ersetzen.

Im zweiten Kapitel „Das Nervensystem“ finden die bezüglichen anatomischen und physiologischen Verhältnisse ihre Darstellung; vielleicht hätten hier einige orientierende Abbildungen selbst dem sogenannten gebildeten Laien guten Dienst geleistet. Bemerkenswert für des Autors Vorsicht sind Darstellungen wie: „..... die graue Rinde des Großhirns, in der die Bedingungen liegen für die Regsamkeit und Wirksamkeit des bewußten Empfindungslebens, der Intelligenz und des Willens“ (S. 19.) „Die höchsten Leistungen sind an das Gehirn geknüpft.“ (S. 27.)

Drittes Kapitel. Die Krankheiten des Nervensystems. — Einleitend bemerkt Koch: „Wollte ich hier die Krankheiten des Nervensystems alle einzeln vorführen und dann den Versuch machen, den Laien zu unterrichten, wie er ein jedes Nervenleiden selbst ..... diagnostizieren könne, so würde ich etwas ganz Unerhörtes versuchen.“ Er wünscht vielmehr nur, „manche schädigende Unkenntnis zu beseitigen, manches Mißverständnis, manches Vorurteil und manche viel gehegte falsche Befürchtung zu zerstreuen, den Laien zu befähigen, daß er das Vorhandensein eines Nervenleidens erkennt ....“ (S. 37—39.) In diesem Sinn werden erst die „körperlichen Nervenleiden“ (Gehirninsulte, Krämpfe u. s. w.) samt mit anschließenden krankhaften Erscheinungen auf dem Gebiet des Seelenlebens, drauf die „selbständigen elementaren psychischen Anomalien“ (einzelne psychopathische Geschehnisse, wie Zwangsgedanken, Sinnestäuschungen, Hemmungen u. a. m.), und sodann die eigentlichen „Psychopathien“ und hier im weitesten Umfang die „psychopathischen Minderwertigkeiten“ besprochen, die ja Kochs eigenstes Gebiet sind (s. Koch, Die psychopath. Minderwertigkeiten. Ravensburg, Verlag von Otto Maier, 1891). Da ist denn auch zu einem guten Teil zusammengefaßt, was man gemeinhin in Hysterie, Neurasthenie u. s. w. trennt.

Unbestreitbar ist dieser Teil des Buches sehr wertvoll, zumal auch auf die Bedeutung der „Minderwertigkeiten“ für die Pädagogik eindringlichst verwiesen wird.

Das vierte Kapitel, von den Ursachen der Nervenleiden, teilt jene in zwei Gruppen, in die „angeborene Anlage des Menschen und die Einflüsse, welche die ihn umgebende Welt auf ihn ausübt“. Nicht übersehn, sondern würdig betont

werden die fehlerhaften Einflüsse „von der eigenen Seele her" und hier sonderlich die seelischen Affekte. — Unter den Schädlichkeiten von Außen finden weitere Ausführung der Alkohol, die Überbürdung.

Im fünften Kapitel, „Die Verhütung der Nervenleiden," wird vor Überbürdung in den Schulen gewarnt, über das Eingehen einer Ehe und Kindererziehung im Seelischen und Körperlichen gehandelt. „Es muß etwas Ethisches herein bei manchen Stücken, die mit der Verhütung von Nervenkrankheiten im Zusammenhang stehen."

Den Schluß bildet „Die Behandlung der Nervenleiden," wo denn mit Recht zuvörderst auf den Arzt verwiesen wird und allerhand gemeinhin giltige Weisheit, die ohne weiters kaltes Wasser, tüchtige Bewegung u. dgl. predigt, ihre Würdigung findet. Endlich macht Koch, so hoch er den Wert der Religion anschlägt, doch entschieden Front gegen die Übergriffe der Orthodoxie ins psychiatrische Gebiet; „. . . . so soll es sein, daß Ärzte und Geistliche unter gegenseitigem Vertrauen in rechter Weise zusammenwirken zum Heile und zur Heilung der Kranken."

Modernen Menschen, auch wenn sie sich vollsaftig und ohne faulen Punkt fühlen, sei das Buch aufrichtig empfohlen, zumal um des vierten Kapitels willen, das vielleicht zur Lektüre von Kochs Hauptwerk veranlaßt. „Ein Wissen um die psychopathischen Minderwertigkeiten . . . kann nicht bloß auf den, der ein solches Leiden hat, vielfach geradezu befreiend wirken, mannigfaltig ist vielmehr auch der allgemeine Gewinn, den man aus einem solchen Wissen für die Beurteilung der Nebenmenschen . . . . davonträgt."

Noch Eins. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein besondrer Teil des hier betrachteten Gebiets, der von Koch nur nebenher behandelt wird, eine ähnliche belehrende und tröstende Darstellung fände: die Onanie und ihre Folgeerscheinungen. Was da an erbärmlicher Schmiererei in die Welt gesetzt ist und wird, weiß man. Immerhin sei vorerst auf ein schätzbares Buch verwiesen: Löwenfeld, Die nervösen Störungen sexuellen Ursprungs. (Wiesbaden, Bergmann, 1891, spez. Kap. III.).

Dr. Owlglaß.

Französische Litteratur.

Jean Richepin: „Flamboche" (Paris, Bibliothèque-Charpentier). Wäre nicht das Übermaß galliger Bitterkeit und überquellender Entrüstung, das jede Zeile dieses Buches wie in ätzende Beize getaucht erscheinen läßt, wäre nicht die durch solch subjektives Sehen bedingte grell beleuchtete und outrierte Zeichnung, man müßte Richepins Pariser Sittenroman einen Ehrenplatz unter den Meisterwerken des modernen Realismus anweisen. Der Autor verdankt seinen Dichterruhm nicht der Laune und Gnade des Publikums, er hat sich seine angesehene Stellung in der zeitgenössischen Litteraturgeschichte schwer genug ertrotzt und hat es nicht nötig, als Sklave des süßen Lesepöbels der leidigen Berühmtheit und Popularität zu Gefallen litterarischen Frohndienst zu thun. So tritt uns in allen seinen Arbeiten der unabhängige, selbstschöpferische Künstler entgegen, der stets und überall von der Freiheit, die er sich erkämpft, den besten Gebrauch zu machen weiß. Und da er nicht nur ein leidenschaftlicher, heißblütiger Poet, sondern auch ein recht widerhariger, querköpfiger Gesell ist, so kommt es ihm, Gott sei's geklagt, auch nicht darauf an, den guten Leuten und schlechten Musikanten gelegentlich auf die wohlfrisierten Köpfe zu spucken. Solches thut er denn auch in ausgiebigster Weise in „Flamboche", dem bitterbösen Buch, in dem sich Richepin seinen Haß und seine Verachtung des Menschenpacks gründlichst von der Seele geschrieben hat. Es ist eine erlesene Gesellschaft ausgesuchter Lumpen und moralisch verkommener Schmutziane, die uns der Roman in unheimlicher Lebenstreue vorführt, und wenn uns die sauberen Herr-

schaften in ihrer grotesken Bosheit und unmenschlichen Schlechtigkeit auch etwas fremd und sonderbar erscheinen, so liegt das zumeist daran, daß sie uns im Leben kaum so nahe treten, und wir sie nie in solch erbärmlicher Nacktheit zu sehen bekommen wie in dieser Galere katilinarischer Existenzen. Nicht eine Figur, die auch nur den Schatten einer sympathischen Regung bei dem Leser aufflammen läßt, wohin man sieht, nichts als ein Haufen ekles Gewürms, das sich im wilden Kampfe um die fette Beute mit den Giftzähnen bearbeitet und zu zerfleischen sucht. Die Handlung des Romans ist rasch erzählt. Der angesehene Politiker und Finanzmann Baron de Miérindel, der vor der Welt die Rolle des untadeligen Ehrenmanns Zeit seines Lebens mit Geist und Geschick gespielt hat, hegt den an sich berechtigten Wunsch, das reiche Erbteil seines Neffen und Mündels William de Miérindel, genannt Flamboche, an sich zu bringen. Zu diesem Zwecke entschließt er sich auf Zureden seiner Maitresse Giset, seinen Schutzbefohlenen den bewährten Händen des würdigen Institutsvorstehers Chugnard anzuvertrauen, der es sich mit ausgesprochenem Erfolg angelegen sein läßt, reiche Erben, die irgend einem im Wege stehen, gegen Zahlung eines entsprechenden Schul- und Pensionsgeldes, durch ein raffiniert ausgeklügeltes Erziehungsprinzip körperlich und moralisch zu Grunde zu richten, um so die Abwickelung schwebender Erbschaftsangelegenheiten nach Möglichkeit zu beschleunigen. Der schlaue Chugnard sieht aber gar bald ein, daß es geratener ist, den Zögling seinem braven Onkel abspenstig und sich selbst geneigt zu machen, und ändert dementsprechend seinen bewährten Erziehungsplan. Wie nicht anders zu erwarten ist aber der Baron ganz und gar nicht geneigt, als betrogener Betrüger aus dem Ehrenhandel hervorzugehen, und so entwickelt sich zwischen den beiden ebenbürtigen Gegnern ein mörderischer Kampf, der durch das Eingreifen des Chugnardschen Hilfslehrers Laffouace, der die gute Gelegenheit benutzen will, auch ein weniges im Trüben zu fischen, zu Ungunsten des biederen Schulvorstehers entschieden wird. Das Scheusal Miérindel triumphiert, und der arme Chugnard wandert ins Zuchthaus, während Flamboche, den der Onkel durch ein fein erdachtes Börsenmanöver um sein Vermögen begaunert, der dafür aber in der Schule Chugnards das Leben gründlichst kennen gelernt hat, nach Südafrika auswandert, um dort die erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Das ist in großen Zügen das Gerippe der Handlung, die Richepin den Stoff zu einer tiefgründigen Sittenstudie großen Stils liefert, er erweist sich dabei als ein hellängiger Herzenskündiger und Menschenkenner, der, über den Schmutz der platten Alltäglichkeit emporgestiegen, von der Höhe seiner eigenen Weltanschauung das unter ihm kribbelnde Menschenvoll betrachtet und schildert. Und wenn er das auch nicht immer mit der gehörigen überlegenen Ruhe und Objektivität thut, so bleibt sein „Flamboche" nichtsdestoweniger ein hochbedeutendes Kunstwerk, das auf den Leser eine tiefe und erschütternde Wirkung ausübt. Das werden selbst diejenigen empfinden, die nach beendeter Lektüre mit frommem Augenaufschlag darüber maulen, daß hier wieder einmal ein böser Naturalist allzu ungebührlich im Schmutze des Lebens gewühlt hat.

Daß ein geistreicher Mann auch einem so abgedroschenen Thema wie der Ehebruchsfrage noch eine neue und interessante psychologische Seite abzugewinnen weiß, zeigt Camille Lemonnier in seinem Roman „La faute de Madame Charvet" (Paris, Dentu). Es sind die denkbar einfachsten Verhältnisse, die der Autor seiner Seelenanalyse des Falles Charvet zu Grunde legt. Frau Charvet betrügt den Mann ihrer Wahl, der sie zwar nach seiner, aber nicht nach ihrer Weise liebt, aus purer Langerweile und kindischem Trotz mit dem ersten besten, der ihr in den Weg läuft. Nachdem einmal der

erste und schwerste Schritt gethan ist, geht der bekannte Abstieg, der die ehrbare Frau von dem engen Pfade der Tugend auf die breite Heerstraße des Lasters hinabführt, dann rasch und glatt von statten. Es spricht für die Kraft und Eigenart Lemonniers, daß er die banale Geschichte so zu vertiefen und mit einer solchen Fülle fein beobachteter Einzelzüge auszustatten verstand, daß sie mit dem vollen Reiz der Neuheit wirkt.

In dem neuen Buche, das Gyp unter dem Titel „Ces bons Normands! — —" bei Lévy in Paris letzthin veröffentlichte, spottet die unglaublich fleißige Schriftstellerin mit der ihr eigenen prickelnden Verve und Lebendigkeit über die sentimentale Naturschwärmerei und Dorfverhimmelung pflastermüder Großstadtphilister, dabei läßt sich die lachende Philosophin die gute Gelegenheit natürlich nicht entgehen, das alberne Gebahren der protzigen Bourgeoisie und ihr tölpelhaftes Mühen, es der wahren, echten Monde gleich zu thun, mit gebührendem Hohn zu kennzeichnen. Gyps bekannte Vorzüge, die scharfe Beobachtungsgabe, die fein geschliffene Satire und der elegante, sprühende Plauderton offenbaren sich hier in glänzendstem Lichte. Unter den vielen Büchern, die wir der aristokratischen Schriftstellerin verdanken, ist das vorliegende der besten und amüsantesten eins.

Ernest Daudet entrollt uns in seinem historischen Roman „Don Rafaël, aventures espagnoles" (Paris, Plon) ein buntbewegtes Bild spanischen Volks- und Kriegslebens im Anfange unseres Jahrhunderts. An reizvoller Abwechselung und spannendem Interesse wetteifert mit dem ebengenannten ein anderer geschichtlicher Roman, den Maurice Maindron im gleichen Verlage unter dem Titel „Le Tournoi de Vauplassans" erscheinen ließ. Hier bilden die Religionskriege unter Karl IX. den Gegenstand einer fesselnden Schilderung, die uns mit dem Leben und den Sitten Frankreichs im 16. Jahrhundert eingehend bekannt macht.

Ebenfalls bei Plon in Paris erschienen „La tante de Jeanne" von Henry Maisonneuve und „Un Bonheur," von Jacques Vincent, beides brauchbare Unterhaltungsbücher, die das Thema von der Liebe Leid und Lust behandeln, im übrigen aber zu keiner besonderen Bemerkung Veranlassung geben.

„Mademoiselle Phryné", einwegen seiner trefflichen Charakterisierung der Pariserin besonders geschätzter Roman von Arsène Houssaye, gelangte in neuer und durchgesehener Auflage soeben bei Lévy in Paris zur Ausgabe.

Die von Flammarion in Paris herausgegebene billige Romanbibliothek der „Auteurs célèbres" bringt in ihren letzterschienenen Bänden: Coquelin cadet „Le Livre des Convalescentes", Silvestre: „Histoires gaies", P. de Lano: „Jules Fabien", Durieu: „Ces bons petits collèges", Janin: „Contes", Cazotte: „Le diable amoureux", P. Lheureux: „Le mari de Mme Gendrin", Ch. Leroy: „Un gendre à l'essai", Martial Moulin: „Le Curé Combaluzier", Georges Auriol: „Contez-nous ça!" und Henri Rochefort: „L'Aurore boréale".

Paul Margueritte gehört zu den geschätzten Meistern der modernen französischen Belletristik, der sich vor allem die Pflege der short story mit bestem Erfolge angelegen sein läßt. „Simple histoire", das im Plon'schen Verlage erschienene neueste Buch des beliebten Erzählers, enthält eine auserlesene Sammlung dieser farbenglitzernden, feingearbeiteten Söchelchen, die, durch Formvollendung und inneren Wert gleich ausgezeichnet, die sicher gestaltende Künstlerhand und den untrüglichen Blick des lebenskundigen Psychologen verraten.

Gleich gutes läßt sich über „Résurrection", die Novellensammlung, die J. H. Rosny bei Plon veröffentlichte, sagen. Die Novelletten und Skizzen, die den Inhalt des Bandes bilden, behandeln

schlichte Vorgänge aus dem Alltagsleben, aber diese einfachen Lebensvorgänge erhalten im Lichte der vertieften Auffassung des Autors einen scharf hervortretenden Zug menschlicher Größe und typischer Bedeutung, und die Personen, die sie uns vorführen, sind lebensechte Wirklichkeitsgeschöpfe, die mit der ganzen Kraft und der unfehlbaren Sicherheit einer hochentwickelten realistischen Charakterisierungskunst dargestellt sind. Wie das vorgenannte ist auch Rasnys Novellenbuch, in dem die Tragik und der Humor des Lebens beide zu ihrem Rechte kommen, der wärmsten Empfehlung wert.

Louis Bertrand, der Jugendfreund und Kunstgenosse Victor Hugos, war der erste, der das Gedicht in Prosa in die französische Litteratur einführte, und darf so als der Vorgänger Baudelaires gelten. Sein „Gaspard de la nuit“ ist im Laufe der Zeit eine litterarische Seltenheit geworden, und die Verlagshandlung des „Mercure de France“ in Paris hat sich den Dank aller Kunstfreunde erworben, daß sie von Bertrands originellen „Phantasien in Rembrandts und Callots Manier“ eine splendid ausgestattete Neuausgabe veranstaltet hat.

Die von Prosper Mérimée und Louis Lacour besorgte und im Rahmen der in der Welt der Bücherfreunde bestbekannten „Bibliothèque elzevirienne“ erscheinende Prachtausgabe „Oeuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, seigneur de Branthôme“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) liegt nach Erscheinen der noch ausstehenden Bände 9, 12 und 13 nunmehr abgeschlossen vor. Der neunte Band enthält die litterarisch wie historisch gleich bemerkenswerten „rodomontades et gentilles rencontres espaignolles“, den interessanten „discours sur les serments et jurements espaignols“ und den Bericht von „aucunes retraictes de guerre qu'ont faites aucuns grands capitaines“. Der zwölfte Band bringt Fortsetzung und Schluß des „Recueil de Dames“, Branthômes berühmtem Hauptwerk, während verschiedene kleinere Werke, Nachträge und ein sorgfältig zusammengestelltes Sach- und Namensregister den Inhalt des Schlußbandes bilden. Die Reichhaltigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit der Noten und Kommentare wie die gediegene Ausstattung dieser prächtigen Branthômeausgabe sind gelegentlich des Erscheinens der früheren Bände bereits gebührend gewürdigt worden.

Es ist eine schätzenswerte Gabe, das kleine, splendid ausgestattete Prachtwerk, das Emile Testard in Paris unter dem Titel: „Petits memoires intimes: Lettres galantes d'une femme de qualité, 1760—70“ herausgegeben hat. Die zwölf Briefe, die ebensoviele pikante Liebesgeschichten sind, sind mit der graziösen Schelmerei und dem geistvollen Witz geschrieben, die die schöngeistigen Hervorbringungen des Jahrhunderts der Aufklärung auszeichnen. Die anonyme Briefschreiberin, die man in der Umgebung der Frau de Mirepoix suchen muß, verfügt über einen lebhaft gefärbten Stil, sie hat ein gesundes Empfinden und besitzt obendrein den kecken Wagemut, alles zu sagen, was sie auf dem Herzen hat. Der Testardsche Verlag hat Sorge getragen, daß sich der Band auch äußerlich würdig präsentiert. Zahlreiche Originalzeichnungen Georges Callots und eine ganze Reihe von künstlerisch ausgeführten Reproduktionen der Meisterwerke des 18. Jahrhunderts von Boucher, Chardin, Fragonard, Greuze u. a. schmücken das Buch, das den litterarischen Feinschmeckern wie den Freunden origineller und vornehmer Buchausstattung gleich willkommen sein wird.

Der flimmernde Glanz und die augenblendende Pracht des Zeitalters Ludwigs XIV. ist uns so oft in den verlockendsten Farben geschildert worden, daß es sich verlohnt, auch einmal einen Blick auf die Kehrseite der Medaille zu werfen, wozu die treffliche Arbeit, die Dr. G. Legué unter dem Titel „Médecins et Empoisonneurs au XVIIe siècle“ bei

Charpentier erscheinen ließ, Gelegenheit bietet. Der Verfasser läßt es sich angelegen sein, uns ad oculos zu demonstrieren, wie faul der Kern war, der sich in der glänzenden Schale barg. Zu diesem Zwecke beleuchtet er nicht allein den Tiefstand der ärztlichen Wissenschaft im 17. Jahrhundert mit ihrem Drum und Dran von Charlatanerie und Dummheit, sondern ist vor allem bemüht, den krassen Aberglauben der Zeit eingehend zu studieren, der allerhand scheußliche Verirrungen, wie schwarze Messe, Satanismus und eine alle Gesellschafts- und Volkskreise beherrschende Giftmordmanie werden und wachsen ließ.

Oeuvres complètes de Maria Deraismes. Tome Ier: „France et Progrès“ — „Conférence sur la noblesse“ (Paris, Félix Alcan). Unter den bedeutenden Frauen des modernen Frankreich muß Maria Deraismes an erster Stelle genannt werden. Die Arbeiten der gedankenreichen Schriftstellerin sind besonders für alle diejenigen unentbehrlich, die sich für die Frauenbewegung, wie sie sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre entwickelt hat, interessieren. Die Sammlung soll aus 6—7 Bänden bestehen, sie wird die sozial-philosophischen Werke, die politischen und religiösen Streitschriften, sowie die litterarischen und kritischen Arbeiten Maria Deraismes umfassen. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Ein neues Buch von José Lamarque de Novoa, der als Sänger des Altars und des Vaterlandes auf der ruhmreichen Bahn des allbewunderten José Zorrilla wandelt, ist immer ein freudiges Ereignis für die Freunde der spanischen Poesie und ein Lorbeerkranz für Sevilla. In den soeben in der Hauptstadt Andalusiens in zweiter Auflage erschienenen „Poesias liricas“ des Dichters der „Restauration Alfonsos XII.“ und des „Zweiten Mai“ vereinen sich Sonette, Oden, Elegien, Hymnen, Balladen, religiöse Lieder, hohe Klänge der Vaterlandsliebe und der Freundschaft, sowie meisterhafte Übersetzungen aus dem Catalanischen, Portugiesischen, Französischen und Deutschen zu einem lieblichen Blumenstrauß. Kein spanisches Fest, kein großer spanischer Name, kein Stern des Vaterlandes und der Religion, keine denkwürdige Begebenheit der letzten Dezennien, die Spanien und Europa bewegt, begeistert oder erschüttert, sind unbesungen. Die Leuchten der Kirche, vom Papst Leo XIII. bis zum Kardinal Fray Zeferino González, dem berühmten Philosophen und Dulder, strahlen in diesen Gesängen, die vom Betis zum Atlantischen Meere wiederhallen. Die Madonna, die auf dem einsamen Felsen des Montserrat thront, wo sie Könige und Heilige zu ihren Füßen sah, begeistert den Landsmann des Murillo und des Herrera ebenso wie die Kathedrale von Santiago, deren Pórtico de la Gloria der sevillanische Dichter ein Poem in Stein nennt, das in seinen Träumen vielleicht Dante geschaut. Im Dom von Santiago hat Lamarque de Novoa eine seltsame Vision: eine buntscheckige Gestalt, die moderne Kunst, die sich anmaßt, den Ruhm der früheren Jahrhunderte in sich zusammenzufassen, aber in Wirklichkeit nur von der Nachbildung des Fremden lebt, erscheint ihm: hinter ihr erheben sich zwei seltsame Wesen, jugendlich schön und stolz das eine, die heidnische Kunst, die das Pantheon, das Forum und die Säulenhallen Palmyras geschaffen und eine Venus von Milo gebildet; ein ehrwürdiger Greis mit ernstem Antlitz das andere Wesen, die christliche Kunst, deren Werke voll mystischer Süße, und beide treten mit strenger Mahnung der modernen Kunst entgegen und rufen ihr das vernichtende Urteil zu: „Dein Grabstein wird die Vergessenheit sein!“

Der Tod der geliebten Gattin, der Dichterin Antonia Diaz, der Ercilia seiner Lieder, hat das Glück des Poeten in Thränen verwandelt. Im Herbst seines Lebens fühlt er sich vom eisigen Hauch des Grabes umweht, und seine Seele vergleicht er einem

einsamen Stein am Ufer des Toten Meeres. Aber wenn der Dichter, der für Oberammergau Töne voll inniger Liebe gefunden, auch bereits Abschied von seiner Leyer nahm, er wird doch immer wieder zu ihr als seiner Trösterin zurückkehren.

Aber warum hat er kein Blatt beigetragen zu der schönen Corona poética á Nostra Senyora Santa Maria de Ripoll, die unter den Segenssprüchen Leos XIII. und unter den Auspicien des Bischofs von Vich und den schwesterlichen Grüßen der Infantin Doña Paz an die Sänger Marieens entstanden? Eine Schar von Dichtern hat einen Kranz gewunden aus griechischen, lateinischen, catalanischen, castellanischen, baskischen, portugiesischen, provençalischen, französischen, italienischen, deutschen und czechischen Poesien, um sie der Madonna darzubringen, da ihr Heiligtum in Ripoll sich phönixgleich aus der Asche erhoben.

Welch eigentümliches Werk ist diesmal aus der Feder des heterodoxen Autors der „Gloria“ und der „Doña Perfecta“ hervorgegangen! Der neueste Roman von Benito Perez Galdós: „Nazarin“ ist ein Werk christlicher Propaganda, dessen Stil zwischen dem der Bibel und dem des D. Quijote schwankt. Der Held ist ein neuer Ritter von der Mancha, der sein Leben nach dem Vorbild des Erlösers gestaltet und zu einer Reihe von Abenteuern christlicher Liebe und Barmherzigkeit macht.

An dem „Album literario-artistico Caridad“ (Madrid 1895), das in seiner prächtigen Ausstattung und seinem Bilderschmuck zu einem Denkmal spanischer Kunst geworden, hat sich auf Veranlassung des großen Dichters Gaspar Núñez de Arce auch ein Heerbann deutscher Poeten beteiligt, und nicht ohne Rührung sehen wir hier auch ein Lebenszeichen des Grafen Schack. Es ist wie ein Gruß aus dem Grabe. In dem Gedanken, daß vielleicht der Schmerz allein die Brüderlichkeit der Völker einst herbeiführen könne, begegnen sich Franzosen und Deutsche. Das Schönste des Albums aber sind die beiden Sonette auf den Schmerz von Núñez de Arce.

Traurig, entsetzlich traurig, daß auf die herrliche Centenarfeier der Entdeckung Amerikas, von der wir noch einen vollen Nachhall in dem jetzt erschienenen Buche des Professors Antonio Sanchez Moguel: „España y América“ (Madrid 1895) finden, für Spanien Unglück auf Unglück gefolgt ist. Nicht das kleinste ist der Krieg in Cuba, der Julio Burell in der „Epoca“ Anlaß zu der Klage giebt: „Was Spanien geschehen, hat nicht seinesgleichen in der Weltgeschichte. Einen Erdteil entdecken, ihn christianisieren, ihm Seele, Blut, Einrichtungen, jeden Gedanken im Hirn und jede Glut im Herzen geben und sich dann nicht bloß in seiner Politik, in seinem Recht, in seinen Gesetzen, in seinen Souveränetätsformen, sondern hundert und aberhundertmal mit Worten der Schmähung verleugnet und mit vergiftetem Pfeil in den Stunden der größten Bedrängnis verwundet sehen, das ist ein Fall, der in der Geschichte nicht seinesgleichen hat.“

Colombia betrauert noch den Tod seines größten Dichters, des Jorge Isaacs: die „Revista Gris“, die in Bogotá erscheint, hat ihm ihre Julinummer gewidmet, und sie erinnert daran, daß Moleschott in Rom von dem einfachen Gemälde häuslicher Scenen in der Novelle „Maria“ so entzückt war, daß er 1882 sich das Buch vom Verfasser ausbat, da es seine Frau ins Deutsche übertragen wolle.

Oberammergau hat einen peruanischen Dichter, Federico Flores Galindo, zu einem großen Poem im Versmaß des Dante: „Desde Belen al Golgota“ begeistert, das 1895 in Callao erschienen.

Dagegen hat ein mexikanischer Bischof, der in England erzogene Ignacio Montes de Oca y Obregon, als Anhänger des Klassicismus sich im Athen der Neuen Welt den griechischen Bukolikern zugewandt und unter der tropischen Sonne beim Traben seines Rosses Eklogen Theokrits übersetzt und der obispo-poeta ist der Erste,

der Pindar ins Castellanische übertragen. Eine Ausgabe seiner „Odas de Pindaro" ist in Madrid 1883 erschienen. Die Verse des bischöflichen Dichters, der singend seine Herde weidet und, wie im 16. Jahrhundert der Bischof Bernardo de Balbuena, der Übersetzer der Eklogen Virgils, der klassischen Poesie in Mexiko huldigt und in die Saiten der castellanischen Leyer schlägt, bestricken das Ohr mit ihrem süßen Wohllaut. Der mexikanische Hellenist zeigt eine Vorliebe für die schwierigsten Formen der castellanischen Metrik. Um einen Dichter gut zu übersetzen, muß man selbst ein Dichter sein, und der Bischof Ignacio Montes de Oca y Obregon, dessen Name unter Beifall auch in der „Litterarischen Gesellschaft in Köln" erklungen, ist ein wahrer Dichter.

Der peruanische Advokat M. Nemesio Vargas verdient für zwei Übersetzungen ein besonderes Lob. Die eine ist die einiger italienischer Predigten des Pater Agustin de Montefeltro (Lima 1895), unter denen namentlich die über die Vaterlandsliebe bemerkenswert; die andere ist die Übersetzung des Laokoon: El Laocante de Lessing. Tratada sobre los límites de la Pintura y de la Poesia, con aclaraciones incidentales sobre diferentes puntos de la Historia Antigua del Arte. Traducida directamente del alemán por M. Nemesio Vargas. Lima 1895.

Lessing hätte sich kaum einen besseren Dollmetsch wünschen können, als den gelehrten Peruaner, der von seinem Werke sagt: „Ich suche keine Käufer, ich suche Schüler und Bewunderer des Meisters der Kritik." Und den Laokoon nennt er den hellsten Funken der menschlichen Intelligenz. Und von Lessing sagt er: „Ich trage kein Bedenken, ihn zur hohen Kategorie eines Cervantes zu erheben. Beide sind vollendete Kritiker und tiefe Philosophen . . . der eine lehrt uns, indem er uns lachen macht; der andere, indem er uns denken macht. Beide geben einer abgestandenen Litteratur den Todesstoß und zeigen der Begeisterung neue Quellen und den neuen Flug, den der Gedanke nehmen mußte."

Alle Citate des klassischen deutschen Buches sind ins Castellanische übersetzt. Das Werk des Nemesio Vargas ist eine Heldenthat, für die ihm Deutschland und die amerikanische Welt nicht genug danken können. Es verschlägt nicht viel, daß der Übersetzer zuweilen geirrt, z. B. wenn er im zweiten Kapitel sagt: „Ya sea fabula ó historia la que se refiere, que el Amor hizo su primera visita á las artes plásticas" (Lessing sagt: „Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe), oder wenn es in demselben Kapitel heißt: „Na huba ley alguna contra los que pintaron la deforme" (bei Lessing dagegen: Es war kein Gesetz wider den Stümper), oder wenn er weiter sagt: „Los retratos mediocres no se cantaban entre las abras artísticas", während Lessing nur sagt: Der mittelmäßigen Porträts sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden.

Im zweiten Kapitel sind die Worte ausgelassen: „Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bei dem Künstler nur der ernste."

Johannes Fastenrath.

Czechische Litteratur.

(Gedichte.)

Die vorliegenden zweiunddreißig Gedichtbücher bieten inhaltlich wie formell ein Kaleidoskop buntester Art. Neben romantischer Epik, klassisch-abstrakter Gedankenlyrik, religiöser Hymnik und primitiv-volkstümlichen Naivitäten: pessimistische Quälereien, national-politische Eruptionen, erotisch-mystische Stimmungspoeme, realistisch-soziale Genres, dekadente Causerien und parodistisch-satirische Bravourstücke, neben unbeholfenen, mit Wort und Rhythmus in Fehde liegenden Reimspielen: technisch-virtuose Piècen, und neben mehr

oder minder gelungenen Kopien fremder und einheimischer Muster: gewaltige Manifestationen individuellen Könnens und Wollens.

Am schwächsten präsentiert sich die epische Ausbeute. Nur ein etwa hundert Seiten umfassendes Buch, dessen Autor ein „anerkannter Dichter“ ist, also ein Poet älteren Stils oder geläufiger: der alten Schule. Er hat seine litterarische Karriere als Lyriker begonnen im Sinne des primitiven Lyrismus, wie solchen das Volkslied pflegt, und begründete seinen Dichterruf durch die seiner Zeit mit Begeisterung aufgenommenen Sammlungen „Cymbal und Geige“, „Des Großvaters Vermächtnis“. Später wandte er sich der Epik zu und veröffentlichte die Bücher: „Für Glauben und Freiheit“, eine nicht sonderlich glückliche Glorifizierung hussitischer Kämpfe, und „Gesang von der Schlacht bei Kressenbrunn“, worüber schon referiert worden ist. Die durch das Eindringen realistisch-naturalistischer Anschauungen verursachte Revolution hat Adolf Heyduk nicht im geringsten berührt, mit anderen Worten: er hat nichts hinzugelernt und das wenige von früher vergessen. Beweis: seine letzten Bücher „Bohatýři“ (Helden) und „Na potulkách“ (Streifereien). Der Ton des erstgenannten, die hussitische und reaktionäre (nach der Weißenberger Schlacht) Epoche behandelnden Buches soll balladesk sein, ist aber in Wirklichkeit nur eine Karikatur aller und jeder heroischen Epik, ganz in der Manier der Bänkelsänger. Allenthalben mangelt die hier unumgänglich notwendige Schlagkraft, der Zug ins Grandiose. Zudem verwechselt Heyduk die lyrische Hast, wie sie Balladen (nicht aber Romanzen) erb- und eigentümlich ist, mit Kurzatmigkeit; das Buch ist gut gemeint, damit ist auch alles gesagt; selbst als patriotisches Deklamatorium vermag es nicht seinem Zweck gerecht zu werden. Noch weit trostloser ist die Lyrik des zweiten Buches. Im ödesten Fahrwasser der Schablone, der Äußerlichkeit, weit und breit kein festes Land. Er kennt nur Details, aber nicht charakteristische, sondern alltägliche, unbedeutende Details, welche er bis ins Endlose, in übrigens glatten, höflichen Versen beschreibt. Rein deskriptive Lyrik ohne irgend welchen dichterischen Wert.

Vom prädestinierten parnassien und begabtesten Vertreter der sogenannten kosmopolitischen Reflexions-Dichtung Jar. Vrchlický sind nicht weniger als acht Gedichtbücher erschienen. Schon diese unheimliche Schaffenslust läßt gerechte Zweifel aufsteigen, ob wirklich alles Gold ist, was da golden glänzt. Für Vrchlickýs Schaffen geradezu typisch ist der Band „Bodláčí s Parnassu“ (Distelgestrüpp vom Parnaß). Gewissermaßen eine Anthologie der Weltlitteratur. Byron, Victor Hugo, Carducci, Shelley u. a. frappant nachgebildet in Ton und Form. Nachgebildet? vielleicht ist der Ausdruck: nachempfunden besser, genauer; selbstverständlich: unbewußt nachempfunden. Vrchlický besitzt eben ein phänomenales Akkommodationsvermögen, und gründliche Studien, sowie Übertragungen der erwähnten Dichter haben schon manch einer Individualität geschadet. Über die Sammlungen: „Hlasy z poušti“ (Stimmen aus der Wüste) und „Nové zlomky epopeje“ (Neue Fragmente einer Epopöe) darf man wohl ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen. Wenigstens vom modernen Standpunkt aus. „Kytka aster“ (Ein Asternstrauß) und „Moje sonáta“ (Meine Sonate) sind Musterstücke poetischen Formtalentes. Kein einziger zeitgenössischer Dichter hat Sprache und Rhythmus so in der Gewalt, als Vrchlický. „Okna v bouři“ (Fensterscheiben während des Sturmes) enthält mehr Individuelles, Subjektives und reißt stellenweise den Leser mit sich fort. „E morta“ (J. Otto, Prag) ist älteren Datums (1889) und erscheint in zweiter „sehr vermehrter“ Auflage. Die Gedichte sind Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Wortsinne und repräsentieren die ausgereifteste

Lyrik Vrchlickys. Der Dichter verstand es eben, die Motive künstlerisch auszugestalten, über das Niveau zu erheben, in welchem sonst die Elegiker stecken bleiben. „E morta“ gehört demnach zu dem besten, was Vrchlicky geschaffen hat. Mit einigen Einschränkungen gilt gleiches von „Potulky královny Mab“ (Streifereien der Königin Mab): Eine Reihe mehr, minder geglückter Phantasmagorieen und Feerieen. Weder irgendwelche Tendenzen, noch Reflexionen, nur Farben, Formen, Töne und Konturen. Phantasiespiele, deren Wert auf der künstlerischen Assimilation beruht.

Ein merkwürdiger Charakterkopf der czechischen Litteratur ist Xaver Dvořák. Sein Erstlingswerk „Sursum corda“ (Cyrillo-Method. Druck., Prag) zeigt eine zwiespältige Physiognomie. Er ist spezifisch-katholischer und zu gleicher Zeit: moderner Dichter, so paradox es auch klingen mag. Der Katholizismus giebt ihm den Stoff und die Direktive, sowohl in Bezug auf den Willen, als auf die Phantasie; das Dogma ist und bleibt der determinierende Faktor, das beschränkende Grundelement seiner Dichtung. Aber zum Glück besitzt Dvořak auch die Fähigkeit, so zu betrachten, das Sinnlich-Wahrnehmbare derselben so in sich aufzunehmen und künstlerisch zu verarbeiten, wie der moderne Dichter es thut. Die Sammlung enthält manches linreife, doch der Gesamteindruck befriedigt. Neben rein lyrischen Gedichten finden sich reflexive Strophen, mystische Meditationen, erotische Anläufe, symbolistische Genres, ja auch vereinzelte soziale Sujets. In formeller Hinsicht ist der Dichter ein Schüler Vrchlickýs, des von der klerikalen Richtung (Vlast', Hlídka literární) bestgehaßtesten Menschen.

Reiner Empfindungslyrik huldigt F. Táborský. „Melodie“ (J. Otto, Prag). Er ist Primitivist, ohne einen Funken von Künstlertum. Natur, Tonfall des Volksliedes ohne Innerlichkeit. Keine Individualität.

J. S. Máchar, der Künstler des psychologischen Pessimismus, ist mit vier Büchern vertreten. Eines davon: „Podzimní sonety“ (Herbstsonette, Prag, J. Otto) bildet den Schlußstein des großen Sonetten-Cyklus, welcher die poetischen Eindrücke der einzelnen Jahreszeiten zum (äußerlichen) Vorwurfe hat. Der trübe, elegische Ton — Grundelement der Mácharschen Dichtung — tritt hier noch verstärkter auf, hie und da ein klein wenig Sonne, aber derlei Luftspiegelungen werden gar bald von den schwarzen Wolken des Spleen verdrängt, und die trostlose Regenstimmung ist wieder oben auf. Der Dichter leidet an Heimweh (er lebt in Wien), aber schon bei der Erinnerung an seine Heimat kommt er in Feuer und Flammen über diese „Sumpf- und Pestatmosphäre“. Das ethische Leitmotiv der ganzen Sammlung gipfelt im Satze: nichts erlöst die Welt! Poetischer Nihilismus demnach. Stellenweise atmet das Buch eine Bitterkeit und Schwermut, wogegen die eines Leopardi noch Optimismus ist. Virtuos sind besonders die Sonette, welche auf die Verkehrtheiten der Welt und die psychische und physische Indolenz der Zeitgenossen Bezug haben. Eine ganz andere Physiognomie zeigt Máchar in „Tristia Vindobona“ (Fr. Šimáček, Prag). Der ausgesprochene Dichter des lyrischen Sarkasmus, der subjektive Pessimist tritt hier als politischer Schildsänger seiner Nation auf, also in einem seinem bisherigen Anschauungskreise ganz fernliegenden Gebiete, und zwar ohne irgendwelchen Schiffbruch zu erleiden. Das spricht für sein souveränes, eingeborenes Künstlertum. Die Elegieen sind voll Temperament, von tiefen, großen Gedanken gesättigt, wenn auch hie und da gegen das Deutschtum ungerecht und bitter; was die Regierung an Böhmen verbrochen hat und noch verbricht, das fällt nur ihr allein zur Last. Die Deutschen in Österreich partizipieren wenig oder gar nicht daran, die Liberalen natürlich ausgenommen, — nun und die darf doch kein vernünftiger Mensch den Deutschen beizählen, das sind

Zwitter, wie man sie nicht besser finden kann. Übrigens haben sie dem Deutschtum tausendmal mehr Wunden geschlagen als dem Czechentum. Als echter Dichter ist Mächar aber nicht blind für die Untugenden der eigenen Landsleute. Selbst das jedem Czechen sakrosankte „historische Staatsrecht“, „das irgendwo zernagt die Mäuse“, erfährt hier eine unbarmherzige Kritik. Und erst die österreichischen Polen, die Mantelnachdemwindwender, welche mit der Regierung durch Dick und Dünn trotteln, wofern sie ein Maulvoll guter Bissen erhalten! Eine heftigere und gerechtere Invektive gegen diese Speckwurstpartei hat wohl noch niemand geschrieben. Die Krone aller Gedichte ist jedoch die Pièce: „Auf dem Kahlenberge“, wo der Dichter die Reichshaupt- und Residenzstadt der Phäaken, das üppige Wien, als Dalila schildert. Da ist nichts konventionelles, schablonenhaftes, vielmehr alles eigenartig, neu, kühn, von echtem Künstlergeist durchpulst. — Auf sozialem Boden steht: „Zde by měly růže kvest . .“ (Hier sollten Rosen blühn . .) Eine Galerie von leidenden Frauen und Mädchen aus verschiedenen Ständen und in verschiedenen Lebenslagen. Wo ihr Jugendtraum Rosen blühen ließ, da wachsen in Wirklichkeit Schnittlauch, Salat und andere nützliche Wirtschaftskräuter. Überall Enttäuschungen, in der Ehe ebenso wie in der Eheiosigkeit, bei den sozial höher Stehenden genau so, wie bei den in den untersten Schichten, ja selbst im Mutterglück. Mächar giebt sich hier als Anwalt der Frauen-Emanzipation und protestiert gegen das uralt-ewige Unrecht, das dem weiblichen Geschlechte zugefügt wird, aber nicht allein gegen das Unrecht von Seiten des Mannes, sondern auch gegen das Unrecht von Seiten des Schicksals überhaupt, dessen rauhe Fäuste Liebe, Jugend und Schönheit zerknittern und damit das Leben wertlos machen. Noch schärfere Widerhaken weist die jüngste Publikation „Magdalena“ auf. Gegenstand derselben ist wieder das leidende Weib und zwar das auf der tiefsten Sprosse der Erniedrigung und des moralisch-ethischen Leidens stehende Weib: die Gefallene, die Prostituierte. In welchem Verhältnis steht diese Ärmste der Armen zur übrigen menschlichen, sogenannten „ehrenhaften“ Gesellschaft? auf dieser für unser von „Humanität“, „Toleranz“ u. ä. triefendes Jahrhundert ganz und gar nicht angenehmen Frage basiert die hochinteressante Dichtung. Genauer: auf einem Abschnitt derselben, die Rehabilitation der Gefallenen betreffend. Wie verhält sich die „Gesellschaft“ zur „reuigen Sünderin“? Kann das Forum der landläufigen Gummi-Moralität vergessen und verzeihen?! — Es mag mir gestattet werden, das Sujet näher zu charakterisieren. Lucy haben unerträgliche Familienverhältnisse in ein öffentliches Haus gebracht. Es machten dabei auch ein wenig vorzeitige Resignation, Trotz und Leichtsinn oder besser: Unüberlegtheit mitwirken, denn Lucy ist nicht verderbt, sondern nur ethisch vernachlässigt. Ihre zarte, sentimentale Natur aspiriert auf ein würdigeres Glück, als ihr materielle Vorteile und Orgieen bringen können. In einem solchen Gemüts-Stadium trifft sie Georg, ein junger, leidlich gebildeter Elegant mit glatten Manieren und Anfällen von Edelsinn, in ethischer Hinsicht jedoch ein Dutzendmensch, der sich wegen seiner „dummen Streiche“ (so nennt er die guten Regungen) hinterher selbst satirisiert. Er befreit Lucy und führt sie zu seiner alten Tante, ins Milieu der Ehrbarkeit und der Familien-Traditionen. Im Grunde ist ihm Lucy gleichgültig, sowohl physisch als psychisch — er hatte eben seinen periodischen Edelmutsanfall, aber auch er ist ihr nichts weniger als sympathisch, ja, schließlich geradezu: widerwärtig. Sie erkennt die grausige totcellische Leere seines Innern, die Fadesse seiner Eleganz, die Roheit seines Witzes und möchte wegen seiner Grobheiten gegen die Tante „mit geballten Fäusten auf ihn einschlagen und ihn erwürgen“. —

Unterdes macht die „Moral“ der zünftigen „Ehrenmänner“ einen Vorstoß gegen die „Dirne“. Die Gesellschaft sieht in Georgs Humanitätsakt bloß ein schlaues Manöver eines „Weltmannes“ und bestrebt sich, der geohrfeigten Moral Satisfaktion zu verschaffen. Dadurch aufgebracht, führt Georg seine Tante und Lucy in eine Kleinstadt. Hier aber beginnt erst der Kreuzzug für die „Moral“. Wie ein Mann steht der ganze kleinstädtische Mikrokosmus mit seiner Chinoiserie und Skandalsucht gegen Lucy auf. Hier, wo einer den andern genau kennt, genauer als sich selbst, wo das eine Auge deines Nachbars in deiner Börse, das andere in deiner Suppenschüssel steckt, hier sind die sakrosankten Moraldogmen der hochheiligen, unfehlbaren Gesellschaft in gar üppiger Blüte, und das Argusauge der öffentlichen Meinung (repräsentiert durch ein paar alte Eulen und junge Gänse) tausendmal so scharf als sonst wo. Diese lächerliche, armselige und doch mit so tiefernsten, heroischen Forderungen auftretende, unter dem schillernden Lack der Ehrenhaftigkeit durch und durch verfaulte, syphilitische Welt erklärt Lucy sofort den Krieg bis aufs Messer, als ihre Vergangenheit ans Licht gezerrt worden ist. In den Augen der „honetten“ Frauenzimmer, von denen fast jede Aventiuren auf dem Gewissen hat, die eine nichts weniger als platonische Faktur tragen, erfrechen sich, das nach sozialer Rehabilitation schmachtende Mädchen ein verderbtes Geschöpf zu nennen, welches keine Rettung „verdient“. Und die Männer, die sich prahlen, über kleinliche Vorurteile längst hinaus zu sein, und die in trautem Kreise auf ihre vielfachen, ebensowenig platonischen „Eroberungen“ schmunzelnd hinweisen? Auch sie heben Steine vom Boden, um die „Dirne“ zu justifizieren. Aber merkwürdig: ganz dieselbe Gesellschaft krümmt Georg, von dem sie glaubt, er „halte“ Lucy „aus“, kein Haar, vielmehr bewundert und hätschelt sie ihn. Das „Verhältnis“ legt ihm weder zu einer „guten Partie“, noch zur Kandidatur ins Abgeordnetenhaus (wo Gesetze gemacht werden!) irgend welche Hindernisse in den Weg. Die Gesellschaft verzeiht also dem Manne, so oft er auch einen „Fehltritt“ begeht, dem Weibe hingegen niemals, selbst wenn es in ethischer Beziehung tausendmal höher stände als jener. — Von den frivolen Bemerkungen seiner Umgebung angestachelt, beginnt Georg das Mädchen als Gegenstand seines physischen Vergnügens zu begehren. Damit löscht er den Unterschied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart gänzlich aus, denn Lucy genügt nicht der materielle Wohlstand, sie will vielmehr ehrbar sein, untadelig wie früher, ehe sie den unüberlegten Schritt in den Sumpf gethan. Die Ehre eines jeden Menschen steht und fällt mit der Meinung anderer — predigt der ererbte Moralkodex, diese „andern“ sprechen aber Lucy die „Ehre“ von vornherein ab, und was ihr noch übrig geblieben: die dankbare Erinnerung an Georgs gute Handlung, sowie das Bewußtsein, daß er sie mehr schätze, als es die „andern“ thun, dieser letzte Halt zersplittert jetzt kläglich. Die Rehabilitation ist platterdings unmöglich. „Der Bourgeois verzeiht nichts, vergißt nichts“, und ihr einstiger Retter entpuppt sich als nichtswürdiger Patron und hundsordinärer Schwächling. Was bleibt der Gedemütigten, Zertretenen übrig? Selbstmord? Dazu besitzt sie keine Kraft. Die Liebe zum Leben ist in sentimentalen Naturen doppelt so stark als in anderen. Die Resignation und die leichte Wertschätzung des Daseins gewinnt zum Schluß die Oberhand. „Und das Leben! Es ist etwas provisorisches . . . und einerlei, wie wir es leben!“ Und Lucy geht in das Haus zurück, von wo sie einst hoffnungsfreudig fortgegangen . . .

Máchars Dichtung ist eine Tendenz-Dichtung, doch nicht im gewöhnlichen Wortsinne. Die Heldin derselben stellt nicht ein einzelnes Freudenmädchen dar, sondern eine bestimmte Gattung jener Institution, welche die brutale Moralität der mensch-

lichen Gesellschaft auf dem Gewissen hat. — „Magdalena“ besitzt jedoch neben dem allgemein menschlichen, hier sozial-ethischen Wert einen nicht zu unterschätzenden poetischen Wert. Obwohl Mächars Künstlernatur vor allem andern in der Lyrik wurzelt und seine Subjektivität jeden Augenblick den ruhig und behaglich hinströmenden epischen Fluß unterbricht, ist es ihm gelungen, die Personen scharf zu charakterisieren. Nicht minder lebenswahr präsentiert sich das Milieu, ob es nun das impulsive Leben des Bordells oder das verinnerlichte des Bürgerhauses, oder endlich das schablonenhafte der Kleinstadt veranschaulicht. — Mächars Werk ist eines von den wenigen, die sich unauslöschlich der Seele des Lesers einprägen, teils wegen ihrer poetischen Gewalt, teils wegen ihres sozialen Programms.

Stauf v. d. March.

Vermischtes.

Das erste Heft der „Biographischen Blätler“, welche Dr. Anton Bettelheim unler ständiger Mitwirkung der PProf. DDr. M. Bernays, F. v. Bezold, A. Brandl, A. Fournier, L. Geiger, K. Glossy, E. Guglia, S. Günther, O. Lorenz, K. v. Lützow, J. Minor, Fr. Ratzel, Erich Schmidt, A. E. Schönbach u. a. (im Verlage von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48) herausgiebt, führt sich mit einem Melster-Essay von Alfred Dove, einem der berufensten Schüler Rankes, über „Rankes Verhältnis zur Biographie“ ein. „Zur Methodik ber Biographik“ läßt sich sodann der Berner Philosophieprofessor Ludw. Stein vernehmen. Den „biographischen Gehall des altdeutschen Minnesanges“, eine der heikelsten Fragen der Germanistik, behandelt Ant. E. Schönbach lichtvoll und selbständig. Und die fördernde, erziehende Macht echter Biographieen und Autobiographieen findet in P. Rosegger einen kernigen Fürsprecher. Eine biographische Urkunde von dauerndem Werte teilt der Direktor des Wiener städtischen Museums Karl Glossy mit, den „Entwurf einer Wiener Hof- und Staatszeitung“, den der berühmte Organisator und Erneuerer des Burgtheaters, Jos. Schreyvogel, 1798 der österreichischen Regierung vorlegte. Dieser großartig gedachte Plan einer encyklopädischen Zeitung wird dauernd einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Publizistik behaupten. Lebensläufe und Totenmasken geden: M. Bernays in seiner Gedenkrede auf Jos. V. v. Scheffel; G. Fr. Knapp in dem Nachruf auf Hanssen, ein Musterstück lebensvoller Erfassung einer einzigartigen Persönlichkeit; Max Haushofer in seiner warmherzigen Charakteristik seines edeln Bruders Karl v. H.; Fr. Ratzel in seiner Abhandlung über den Augsburger Naturforscher Rauwolf. Und nicht nur der Berühmtheiten, auch der „Biographie der Namenlosen“ wird gedacht durch R. M. Werner, der zugleich Typisches aus dem Leben armer Studenten berichtet. In den biographischen Miscellen werden uns vier Glückwunschbriefe Böckhs an Alex. v. Humboldt und ein Brief Grillparzers an Paul Heyse mitgeteilt. An litterarische Anzeigen und Besprechungen reiht sich das „Stammbuch eines Biographen“, in dem Goethe, Schopenhauer, Schiller, Cellini, Alfred v. Berger als Zeugen aufgerufen werden für den Zauber und Segen biographischer Kunst. Autographieen und Silhouetten von Goethe und Lessing, ein Bildnis von Alex. v. Humboldt werden willkommene Gaben sein. Bibliographische Nachweise und Ankündigungen künftigen, nicht minder reichhaltigen und abwechselnden Lesestoffes bestätigen, daß es dem Herausgeber, seinen Mitarbeitern und dem Verlage Ernst ist mit der Absicht, der biographischen Kunst und Forschung eine Heimstätte zu schaffen, die der Wissenschaft und dem Wunsche nach edler geistiger Anregung gleicherweise dient.

X.

Das Drama „Eine Christnacht“ unseres Mitarbeiters Karl Maria, das seinerzeit in Berlin seine Premiere erlebte, ist nun ins Holländische übersetzt worden und hat im Grand Théâtre in Amsterdam einen so schönen Erfolg erzielt, daß es nicht nur hier auf dem Repertoire blieb, sondern auch auf andere holländische Bühnen überging. X.

Bibliographie.

Vom 15. Oktober bis zum 15. November sind bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ folgende Neuerscheinungen eingegangen:

Arthur Achleitner: Die Dobralschrose. Erzählung. — Stuttgart, Verlag von Ad. Bonz & Co., 1896. — Preis 2 Mk.

Edwin Bormann: Neue Shakespeare-Enthüllungen. Heft II. — Leipzig, 1895, Edwin Bormanns Selbstverlag. — Preis 1 Mk.

Dr. Arthur Böthlingk: Zum Rastatter Gesandtenmord. Über eine Akten-Publikation der Badischen Historischen Kommission oder ein Vademecum für den Archivrat Dr. Karl Obser und Wen es sonst angeht. — Heidelberg, Verlag von J. Hörning, 1895.

E. v. Breidenbach: Bunte Ranken. Erzählungen. — Berlin, 1895, Verlag von Richard Taendler.

Marco Broeiner: Tandaradei! Novellen. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1896. — Preis 3 Mk. 60 Pfg.

Der deutschen Frauen Heidenwerk. Zum Gedächtnis der Jahre 1870/71. — In drei Bildern. — Karlsruhe, Verlag von J. J. Reiff, 1896. — Preis 30 Pfg.

Emil Ertl: Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben. — Jena, Hermann Costenoble. — Preis 3 Mk.

Das Evangelium, Monatshefte zur Wiederherstellung der Lehre Jesu. Von Gottfried Schwarz. — Erster Jahrgang. Heft 1: Uns fehlt das Evangelium; Heft 2—4: Das Reich Gottes; Heft 5: Die Vollkommenheit; Heft 6—7: Jesus, unser Ideal. — Heidelberg, Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei Friedrich Jacobis Verlag, Dresden. — Preis des Jahrgangs 3 Mk.

Freie Liebe und bürgerliche Ehe. Schwurgerichtsverhandlung gegen die „Arbeiterinnen-Zeitung“, durchgeführt bei dem k. k. Landes- als Schwurgerichte in Wien am 30. September 1895. (Mitgeteilt nach dem bei der Verhandlung aufgenommenen stenographischen Protokoll.) — Wien, Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), VI, Gumpendorferstr. 8. — Preis 6 Kreuzer = 10 Pfennig.

E. Gnauck-Kühne: Die soziale Lage der Frau. Vortrag, gehalten auf dem VI. evangelisch-sozialen Kongresse zu Erfurt am 6. Juni 1895. — Verlag von Otto Liebmann, Berlin. — Preis 50 Pfg.

Karl v. Heigel: Der Volksfreund. Roman. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1896. — Preis 3 Mk. 60 Pf.

Ferdinand von Hornstein: Führung. Psychologische Dichtungen. — Stuttgart, 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 2 Mk. 50 Pfg.

August Keliermann: Lieder für das deutsche Volk. Zweite Auflage. — Berlin, Verlag von Richard Taendler. — Preis geb. 3 Mk.

Gustav Klitscher: Von Weibes Herzen. Zwei Novellen. — Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin, 1896. — Preis 2 Mk. 50 Pf.

Carl Ed. Klopfer: Bruder Roderich. Roman in zwei Bänden. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1895. — Preis 5 Mk.

Rud. Krafft: Kasernen-Elend. Offene Kritik der Verhältnisse unserer Unteroffiziere und Soldaten. — Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. — Preis 1 Mk. 20 Pfg.

Heinrich Kruse: Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1895. — Preis 2 Mk.

Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. — Fünfte (wohlfeile) Auflage. 1. Lieferung. — Leipzig, Verlag von J. Baedeker, 1896. — Preis der Lieferung 60 Pfg.

Oscar Lenz: Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse. — Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft, 1895. — Preis 2 fl. 50 Kr. = 4 Mk. 20 Pfg.

Hans Liedstöckl: Kranke Leute. Ein Aufzug. Wien, Druck und Verlag von Kreisel & Gröger. 1895.

M. Ludolff-Huyn: Novellenkranz. Drei Bände. — Bonn, Druck und Verlag von P. Hauptmann. — Preis 6 Mk.

Dr. Leopold Florian Meißner: Weihnachtsfestspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. — 1. Heft: Aus der Zeit der Babenberger. — Wien, 1896, Verlag der litterarischen Gesellschaft. — — Preis 25 Kreuzer = 45 Pfennig.

Die Musen. Zwanglose Hefte für Produktion und Kritik von Wilhelm Arent. — Zweites und drittes Heft. Oktober 1895. — München, 1895, Verlag der Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. — Preis 1 Mk. 50 Pfg.

Peter Nansen: Gottesfriede. — Berlin, S. Fischer Verlag, 1896. — Preis 3 Mk.

Richard Nordhausen: Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte. — Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall & Grund. — Preis 5 Mk.

Ein offenes Wort an Deutschlands Kaiser. Von einem Patrioten. — Zürich, 1856, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Preis 1 Mk.

Pestalozzis sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Dr. H. Morf und Dr. O. Hunziker herausgegeben von L. W. Seyffarth. — Neunzehnter Band, 1. bis 3. Lieferung der neuen Folge. — Liegnitz, 1895, Druck und Verlag von Carl Seyffarth. — Preis 60 Pfg. pro Lieferung.

J. Raphaels: Künstlerische Photographie. — Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag.

Anton Renk: Küsse. — Kufstein, 1895, Druck und Verlag von Ed. Lippolt.

Ernst Rethwisch: Lieder. — Berlin, Verlag von Richard Taendler. — Preis geb. 3 Mk.

L. de Ridder: Späte Erkenntnis. Roman. — Druck und Verlag von P. Hauptmann, Bonn. — Preis 2 Mk.

Gustav Schalk: Unda Marina. Roman. — Stolp i. Pom., Verlag der W. Delmanzoschen Buchdruckerei, 1895.

Hermann Schöler: Die Irrtümer der Sozialdemokratie. Beleuchtet an der Hand von Bebels Buch: Die Frau und der Sozialismus. — Linden-Hannover, Verlag von Adolf Edel. — Preis 80 Pfg.

Eugen Heinrich Schmitt: Das Geheimnis Christi. Ein Mysterium. — Leipzig, Alfred Janssen, 1895. — Preis 1 Mk. 80 Pfg.

W. Schulte vom Brühl: Der Marschallstab. Roman in zwei Bänden. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1896. — Preis 5 Mk.

R. Schuster: Der Menschenfreund. Trauerspiel in vier Akten. — Wolfenbüttel, 1895, Verlag von Julius Zwißler. — Preis 1 Mk. 50 Pfg.

L. W. Seyffarth: Pestalozzi, ein Vater und Anwalt der Armen. Vortrag, gehalten auf dem Schlesischen Lehrertage in Liegnitz zur 25jährigen Jubelfeier des Schlesischen Pestalozzi-Vereines. — Liegnitz, Druck und Verlag von Carl Seiffarth. — Preis 50 Pfg.

Henryk Sienkiewicz: Das Urteil des Zeus und andere Novellen. Autorisierte Übersetzung von Helena Madjańska. — Berlin, 1895, Druck und Verlag von Rosenbaum & Hart.

C. M. Sombart: Streiflichter über soziale Fragen. — Magdeburg, Verlag von C. E. Kloß, 1895. — Preis 1 Mk.

Adolf Teichert: Für Israel. Mahn-, Weck- und Trostrufe. — München, Carl Rupprechts Verlag. — Preis 4 Mk.

M. Uhlenhorst: Kaufmann oder Schmarotzer? Eine Anklageschrift gegen den Handelsstand unserer Zeit. — Neubrandenburg, Verlag von Otto Nahmmacher, 1896. — Preis 50 Pfg.

E. Vely: Das Fräulein. Roman in zwei Bänden. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1895.

Dr. Karl Walcker: Die Gefahren des Konstitutionalismus und ihre Gegenmittel. — Sondershausen, Fr. Aug. Eupel, 1896.

Felix Weingartner: Über das Dirigieren. — Berlin, S. Fischer Verlag, 1896.

Hans Wittenberg: Woran leidet der Landarbeiterstand in den östlichen Provinzen und wie ist ihm zu helfen? Preisschrift aus dem Wettbewerb der Zeitschrift „Das Land“. — Berlin, 1894, Druck und Verlag von Trowitzsch & Sohn. — Preis 80 Pfg.

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

